image
not
available


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Nr. 274.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 October 1838.

Sommerausflug nach Finnland.

Finnische Industrie im Vergleich mit der liefländischen. — Die Dampfboote Storfursten und Fürst Menschikow. — Fahrt nach Helsingfors. — Bemerkungen über die Gesellschaft. — Freundlicher Empfang in Helsingfors.— Spaziergang durch die Stadt. Seebäder.

H. Bulgarin machte in dem verflossenen Sommer eine *Reise* durch Finnland und Schweden, welche sehr ausführlich in kurzem erscheinen soll. Inzwischen theilt derselbe einzelne Capitel daraus in der unter seiner Leitung stehenden Nordischen Biene mit, und wir entnehmen aus dieser nachstehende Skizzen. Von seiner Reise nach Esthland erwähnt er nichts, und die hier gegebenen Mittheilungen beginnen mit seinem Aufenthalt in Reval.

Liefland gehört zu den fruchtbarsten Provinzen Rußlands, der Ackerbau ist in den Ostseeprovinzen in blühendem Zustande, und Bildung unter dem Adel und dem Mittelstande allgemein verbreitet. Riga ist nach Petersburg die zweite Handelsstadt im baltischen Meere. Alle Verhältnisse gedeihen in den Ostseeländern durch die Entwicklung der Industrie und Handelsschiffahrt, aber bei den Einwohnern mangelt jener Unternehmungsgeist und jene Lebendigkeit des Charakters, welche unerläßlich sind, um die Umstände zu beherrschen. Seit den Zeiten der liefländischen Ritter führt Riga seine Geschäfte auf dieselbe Weise: es verkauft die ihm auf der Dwina zugeführten Landeserzeugnisse in fremde Länder, und versieht die westlichen und einige großrussische Gouvernements mit Colonialwaaren. Die Handelswohlfahrt hängt von dem Begehr in fremden Ländern ab. In Riga riskirt man nichts, sondern verkauft nur sicher, dafür aber, wenn der ausländische Begehr russischer Producte abnimmt, nehmen auch die Geschäfte eine ungünstige Wendung. Die Handelsschifffahrt ist Null in den Ostseeprovinzen, und die Vortheile der Küstenschifffahrt oder des Transports sind in fremden Händen. In Liefland gibt es große Capitalien, aber sie sind nicht in Thätigkeit, nicht in Umlauf, sondern schlummern in Billetten der Provincialbank oder in den kaiserlichen Creditanstalten, und erscheinen am Tageslicht nur als Pfänder bei dem Feilschen um Branntweinpachte. Der Adel der Ostseeprovinzen liebt die Fabriken nicht, und zieht allen Manufacturen die Branntweinbrennereien vor, die jedoch in den letzten Jahren den Gutsbesitzern mehr lästig als vortheilhaft waren. Alle Klagen über den geringen Geldumlauf, die niedern Preise, die mit dem Ackerbau und der Schafzucht verbundenen Schwierigkeiten, während dieselben doch kaum die gewöhnlichen Capitalzinsen trügen. Die Klagen sind gegründet, aber die Klagenden sind selbst schuld. Sie sollen nur ihre Schatullen öffnen und Privatcapitalien in die Massen strömen lassen; es soll nur der Geist der Unternehmung, der ächte Bruder der Bildung, aus seinem hundertjährigen Schlaf erwachen, und die russischen Ostseeprovinzen werden reicher seyn, als alle andern Länder am baltischen Meere Man nehme nur Finnland, das von der Natur so spärlich bedacht ist, aber Alles hat, was einem Volke Wohlstand verleihen kann, nämlich Unternehmungsgeist, Einigkeit und Liebe zu ihrem Geburtsland. Diese drei Eigenschaften der Finnen, verbunden mit Religiosität und Sittlichkeit, haben im höchsten Grade seine Thätigkeit aufgeregt unter der erleuchteten russischen Regierung, welche ihren Unterthanen alle möglichen Wege zum Wohlstand eröffnet.

Die Hauptbeschäftigung der Finnen ist die Handelsschifffahrt. Die besten Schiffe baut man in Abo und Borgo, und man rechnet ihrer jetzt über hundert. An Dauerhaftigkeit und Schönheit stehen die finnischen Kauffahrer den besten amerikanischen und englischen nicht nach. Die finnischen Seeleute sind arbeitsam, gewandt und unerschrocken, die Steuerleute berühmt durch ihre Kunst im Lenken der Schiffe, ihre Kenntniß in den Navigationswissenschaften und durch ihre große Wachsamkeit. Im finnischen Sunde nennt man sie nicht anders als die finnischen Amerikaner. Diesem Ehrennamen machen auch die Finnen keine Schande. Die finnischen Seeleute werden geschätzt nicht nur in England, sondern auch in den Vereinigten Staaten, in Brasilien und in den Häfen des mittelländischen Meeres. Auf einem finnischen Schiffe kann der Reisende und der Kaufmann, die ihr Leben und ihre Habe einer finnischen Schiffsmannschaft anvertraut haben, ganz ruhig und getrost schlafen, da die ausgezeichnete Subordination der Mannschaft und die Vorsorglichkeit des Capitäns Bürge sind für die Erhaltung des Schiffs. Nach



den zuverlässigsten Zählungen scheitern bei weitem weniger finnische Fahrzeuge, als Schiffe anderer Nationen. Alles dieß wird vielleicht denjenigen seltsam und fast unglaublich vorkommen, welche die Finnen nach den Bewohnern des Gouvernements Wiborg beurtheilen; ich spreche aber hier von dem sogenannten Neufinnland, das in den Jahren 1808 und 1809 erworben wurde. Dieß ist ein ganz anderes Land und ein anderes Volk, wie man später sehen wird.

Der ungewöhnliche Thätigkeitsgeist der Finnen veranlaßte sie, außer einer Menge anderer Unternehmungen, auch eine Actiencompagnie zum Baue zweier Dampfboote zu errichten, in der Absicht, eine fortdauernde Verbindung zwischen Petersburg, Reval, Helsingfors, Abo und Stockholm zu unterhalten. Riga suchte eine Verbindung zwischen einigen Häfen auf den baltischen Ufern zu begründen, aber das Unternehmen blieb, ohne Zweifel aus Mangel an gehöriger Thätigkeit, ohne Erfolg. Das Dampfboot ging von einer Hand in die andere, und endlich verfaulte oder verfiel es, mit Einem Wort, es verschwand wieder. Dieser Unfall schreckte die Finnen nicht ab. Eine Compagnie sammelte mit Hülfe des schwedischen Consuls in Petersburg, Hrn. Sterke, der an allen nützlichen Unternehmungen Theil nimmt, ein Capital von einer halben Million Rubel und ging ans Werk. Ein Dampfboot, Storfursten (der Großfürst) genannt, wurde in England erbaut unter Aufsicht des Capitäns Pahlen, der es auch jetzt commandirt. Das andere Dampfboot, Fürst Menschikow, ist in Abo erbaut, und die Maschine dazu in Schweden gekauft worden auf der durch ihre Erzeugnisse berühmten Fabrik in Motala. Das zweite Dampfboot commandirt der Capitän Kalkmeyer. Beide Capitäne sind erfahrene Seeleute, durch dreißigjährige Uebung mit dem furchtbaren Element vertraut. Die [M]aschinisten auf den Damfbooten sind geschickte und sorgfältige Leute. Die Schiffe sind auf die für die Passagiere bequemste Weise gebaut. Das Aeußere des Dampfboots Fürst Menschikow ist glänzender, der Storfursten aber weit bequemer, im vollen Sinn des Wortes viel comfortabler. Auf dem Storfursten ist die Hitze von dem Kessel für die Passagiere nicht so fühlbar, und das Schiff selbst keiner so heftigen Erschütterung durch den Gang der Maschine ausgesetzt, wie der Fürst Menschikow, auf dem die Maschine, wie es scheint, im Verhältniß zum Schiff etwas zu groß ist. Uebrigens ist auf dem letztern in der zweiten Cajüte gar keine Hängmatte, so daß die Passagiere die Nacht sitzend zubringen müssen. Sie zahlen allerdings weniger, aber ohne Zweifel würde die größere Zahl der Passagiere gerne einwilligen, etwas mehr zu zahlen, um die Nacht bequemer hinzubringen. Bettstellen, Weißzeug und Alles, was sich nur auf Dampfbooten zur Bedienung der Passagiere findet, ist vorzüglich und selbst mit Luxus vorhanden. Auf beiden Dampfschiffen sind Restaurationen eingerichtet, welche unabhängig vom Capitän verpachtet sind, obwohl der Capitän, als Oberbefehlshaber des Schiffs, verpflichtet ist, Alles zu beaufsichtigen und der Direction der Compagnie gegenüber die Verantwortlichkeit dafür auf sich hat, daß alle Theile des Dampfboots in gutem Stande und die Bequemlichkeit und die Vortheile der Reisenden gehörig gewahrt sind. In der Cajüte liegt ein Buch, in welches jeder Passagier seine Klagen und seine Ursachen zur Unzufriedenheit einschreiben kann. Bis jetzt sind in diesen Büchern auf beiden Dampfbooten die Blätter weiß geblieben, und werden es aller Wahrscheinlichkeit nach auch fortwährend bleiben.

Die Dampfboote beginnen ihre Curse am 2 Mai und endigen sie am 10 October. Die Preise sind mehr als gemäßigt, sie sind zu gering: für die Ueberfahrt von Kronstadt nach Stockholm zahlt man für den ersten Platz 100 R., für den zweiten auf dem Storfursten 75, auf dem Fürst Menschikow 60 R. Auf dem Verdeck, d. h. unter freiem Himmel, kann man nach Stockholm für 50 und selbst für 25 R. A. kommen. Die Restauration wird besonders bezahlt. Von Stockholm nach Reval zahlte ich 10½ R., und wurde drei Tage lang mit Frühstück, Mittag- und Abendessen bewirthet. Es versteht sich, daß man um diesen Preis keine gastronomischen Gelüste befriedigen kann, und das Gedränge in der Küche des Dampfboots gestattet auch nicht, viele Gerichte zu kochen. Es ist jedoch Alles frisch, und der Hungrige kann sich gehörig sättigen. Den Liebhabern von gutem französischem Wein rathe ich jedoch, sich in Petersburg damit zu versorgen, weil der Reisende einen guten französischen, namentlich rothen Wein nur an der Tafel eines reichen Gastfreundes treffen kann. Wer guten Thee liebt, muß ihn gleichfalls mit sich nehmen; alles Andere ist erträglich.

Die Bewohner von Petersburg sind noch nicht hinreichend mit den finnischen Dampfbooten bekannt, und haben noch nicht alle Annehmlichkeiten einer ruhigen und gefahrlosen Schifffahrt auf dem finnischen Meerbusen und dem baltischen Meere im Angesicht der malerischen Ufer gekostet. Ich bin überzeugt, daß wenn vermögliche Leute nur einmal sich auf einige Zeit nach Helsingfors begeben haben, so werden sie sich gewiß aus ihren feuchten, kalten Landhäusern in den Sommermonaten in das gesunde und durch seine Naturschönheiten ausgezeichnete Finnland übersiedeln. Davon wird mehr bei Helsingfors die Rede seyn. Bis jetzt haben die finnischen Dampfschiffe nur diesem letztern Hafen und Reval ein neues Leben gegeben. Wer die Seebäder in Reval und den Johannijahrmarkt daselbst besuchte, hat es sich zur Pflicht gemacht, auch nach Helsingfors zu gehen. Viele esthnische und liefländische Familien sind ausdrücklich zu diesem Zwecke nach Reval gegangen. Die Ueberfahrt geschieht in fünf Stunden, und man nennt sie gewöhnlich nur eine Lustfahrt. Dießmal waren auf dem Storfursten, auf dem ich meinen Platz nach Stockholm nahm, 280 Menschen beiderlei Geschlechts, größtentheils aus dem liefländischen und esthländischen Adel; Russen waren wenige da. Unter den Passagieren war mein ehemaliger Mitschüler und Jugendfreund, der durch seine Reise um die Welt und seine Entdeckungen bekannte Kotzebue. Der geachtete Seemann durchfurcht jetzt mit dem Pflug seine Felder, da er es müde geworden, den Ocean zu durchfurchen, und beschäftigt sich erfolgreich mit Agronomie. Es ist wunderlich, wenn zwei Menschen, die sich als Kinder gekannt haben, sich im Alter nach langer Trennung wieder treffen, nachdem sie auf verschiedenen Wegen die mühselige Lebensbahn durchwandert haben. Die Erinnerungen der Kindheit beleben sich, wie ein unklares Traumbild, und

die veränderten Züge des alt gewordenen Gespielen erinnern an die verflossene Zeit und an die Begebenheiten, die während der Trennung sich ereigneten. Wir wurden beide nicht zu dem gebildet, was das Schicksal und die Umstände, die den Willen des Menschen lenken, aus uns gemacht haben. Wir wollten beide Landofficiere werden, und unser Leben, wie man sagt, unter der rothen Mütze beschließen. Er jedoch fuhr hinaus auf die weiten Meere, und ich schiffe auf dem Dintensee umher, schlage mich mit den Haifischen herum, und lavire zwischen den Klippen unter dem Wasser. Mein Spielgenosse ist jedoch bereits in den sichern Hafen eingelaufen, und fürchtet keinen Sturm mehr, ich aber ziehe erst mein Fahrzeug ans Ufer; ohne, wie der Spielgenosse meiner Kindheit, um die Welt gereist zu seyn, traf ich doch auch auf meiner Dintenschifffahrt Wilde und erfuhr Stürme. — Doch ich kehre zurück zu meiner wirklichen Schifffahrt auf dem baltischen Meere.

Man hatte in Reval die Ankunft des Storfursten mit Ungeduld erwartet, weil das gute Wetter zu der beschlossenen Lustfahrt einlud, und der ganze Kai füllte sich mit Menschen. Die einen eilten nach dem Dampfboot, andere begleiteten Bekannte und Verwandte, viele waren nur der Zerstreuung wegen gekommen. Endlich schlägt es zwei Uhr: die Röhre auf dem Dampfboote rauchte und begann zu zischen, die Räder schlugen den Schaum auf, die Passagiere setzten sich aufs Verdeck, der Storfursten wandte sich stolz, und wie ein Schwan glitt er über die leicht gekräuselte Oberfläche des Meerbusens hin. Das Gedräng auf dem Verdeck war ungewöhnlich stark. Nur die Damen konnten sich auf Schemeln und ordentlichen Taburetten, die sie aus der Cajüte holten, niedersetzen. Einige Männer setzten sich, wie es eben kam, auf zusammengerollte Stricke, auf Felleisen, die in der Mitte des Schiffs aufgehäuft waren, und endlich auf den Boden. Das erste und auch das prachtvollste Schauspiel, das meine Aufmerksamkeit während dieser Reise auf sich zog, das war der Anblick Revals von der Seeseite her. Der Anblick ist ungemein großartig und malerisch, ein reiches Gemälde der guten Flamänder Schule. Der mächtige, von der Zeit geschwärzte Sandsteinberg erschien wie irgend ein Ungethüm, das zur Wache gegen die furchtbaren Windstöße hingestellt ist. Die alten Thürme der Stadt, die trotz der wohlwollenden Anordnungen der Regierung unter ihren durchsichtigen Ziegeldächern zusammenstürzen, zum allgemeinen Bedauern der Alterthumsfreunde, diese ehrwürdigen Thürme bildeten mit den damit in Verbindung stehenden Mauern eine Art Diadem. Jenseits der grauen Mauern erblickte man die rothen Dächer und die weißen Seitenwände der Häuser, deren Fenster in den Sonnenstrahlen erglänzten. Hohe Spitzen gothischer Kirchen und dazwischen der gigantische Olai erheben sich stolz gen Himmel. Ganz Reval glich gewissermaßen einem Mausoleum, das düster, drohend, mehr den vergangenen Jahrhunderten als der Jetztzeit anzugehören schien. Unterhalb Reval an der Meeresfläche krümmt sich schlangengleich die Mauer des Kriegshafens, auf der die Kanonen die Schuppen bildeten. Wie absichtlich, um des Gegensatzes willen, boten sich auf beiden Seiten des düstern Reval den Blicken freundliche Aussichten dar. Das bezaubernde Katharinenthal versank unter grünem Buschwerk; jenseits desselben belebten die prächtigen Trümmer des St. Brigitten-Klosters das öde Sandufer. Die Zuckerfabrik von Ponomarew glich dem Schlosse irgend eines üppigen Lords, und zierte die Landschaft. In der Ferne zeigte sich Wimps. Nach der Fahrt zwischen den Inseln Nargen und Wolf gelangte das Dampfboot aufs offene Meer, und das Schwanken wurde für diejenigen, welche sich zum erstenmal auf dem Meere befanden, fühlbarer. Reval verschwand mit Einemmal vor uns, und bedeckte sich gleichsam mit einem dunkeln Schleier, die Ufer hüllten sich in einen dunkelblauen Nebel, endlich versank Alles ins Meer, und vor uns erblickten wir nur noch Wasser und Himmel.

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der italienischen Literatur.

Die Vorliebe für historische Studien fängt jetzt auch an der Italiener sich zu bemächtigen. Von dem großen Werk: „Monumenti di Storia patria," welches auf Kosten der sardinischen Regierung publicirt wird, enthält der jetzt eben erschienene zweite Band die Statuten von Susa, Aosta, Nizza, des Consulats von Genua, von Turin, der Verbrüderung des heiligen Giorgio di Chieri, von Ivrea, Casale, Moncalieri. Vorangeschickt ist eine Vorrede vom Grafen Fr. Sclopis, die sich über den Ursprung der Municipalitäten in Italien verbreitet. Diesem gründlichen Werke schließt sich ein anderes zweier Piemontesen an, das eine Geschichte des Besitzes in Italien zum Gegenstand, und den Ritter Carlo Baudi di Vesme und Spirito Fossati zu Verfassern hat. Es umfaßt die Epoche vom Verfall des römischen Reichs bis zur Errichtung der Lehen, und führt den Titel: Vicende della Proprieta in Italia dalla caduta del imperio romano fino allo stabilimento dei feudi. — Bei weitem weniger bedeutend ist, was die übrigen Italiener gegen Arbeiten der Art an historischen Productionen aufzuweisen haben. In Venedig gehen die Biographien berühmter Italiener des vorigen Jahrhunderts, welche Emilio Tipaldi besorgt, noch ununterbrochen fort, obwohl schon mehrere Bände erschienen sind. Auch das nach einem sehr weiten Plan angelegte Werk von Cigognea (Iscrizioni Venete, Sammlung und Erläuterung aller Inschriften, welche in den Kirchen Venedigs sind oder vorhanden waren) verspricht weit über den schon erschienenen vierten Quartband anwachsen zu wollen. Es ist natürlich, daß bei einem Stoff der Art manches weniger Bedeutende aufgenommen werden muß; im Ganzen aber bewahrt uns der Verfasser nicht allein in den Inschriften das schönste Material für eine Localgeschichte, sondern gibt auch in seinen zum größten Theil aus wenig zugänglichen Quellen geschöpften Anmerkungen die trefflichsten Aufklärungen über das Leben bedeutender Venetianer. Daneben verdienen die Auszüge genannt zu werden, welche (bis jetzt zwei Bände) ein ungenannter Fremder (Mr. Brown) aus der auf der Marciana befindlichen, einige fünfzig Foliobände starken Copie (das Originäl befindet sich in Wien) des Sanuto mittheilt. Zunächst bezwecken sie freilich nur, das Leben des Verfassers besser, als es bis dahin geschehen, an uns vorüber zu führen, daneben aber geben sie aus der unendlichen Masse des Stoffs hin und wieder die schönsten

Details, z. B. über Ferrara, und die heitern Feste, welche dort der Lucrezia Borgia zu Ehren gegeben wurden. — Ignazio Cantu in Mailand hat das kolossale Werk einer Universalgeschichte unternommen, welches in zwanzig Bänden die eigentliche Geschichte, in andern zwanzig die Urkunden enthalten, und in dem geringen Zeitraume von acht Jahren beendigt seyn soll. Obwohl man nicht recht begreift, was Urkunden mit einer Universalgeschichte zu thun haben, und obwohl die Einleitung, eine Musterung aller alten und neuen Historiker, mit dem negativen Resultat, daß Niemand eigentlich die Sache ordentlich angefaßt, und so zu sagen den jetzt zu erscheinenden historischen Messias unnöthig gemacht habe, in der That aber eine eben so große Anmaßung als Oberflächlichkeit, dem Unternehmen kein zu günstiges Prognostikon stellt, so weiß man doch ganz wohl, daß Cantu regen Fleiß, Willen und am Ende auch Talent genug und Kenntnisse besitzt, um sich ganz erträglich aus der Sache herauszuziehen. An Gegnern, die ihn nun zur Thätigkeit stacheln werden, wird es nicht fehlen; für das eigentliche Studium der Geschichte aber, zu dem seine Geschichte von Como einen ganz erfreulichen Beitrag lieferte, kann Cantu nunmehr als abgestorben angesehen werden. — Ein Werk von geringerem, aber immer sehr bedeutendem Umfang unternimmt in Florenz ein Hr. Moyse, eine weitläuftige Geschichte aller fremden Regierungen in Italien, vom Verfall des römischen Reichs an. Wie eine Arbeit der Art, von einem Mann unternommen, der höchstens durch einige unbedeutende ästhetische Aufsätze bekannt oder unbekannt geworden, noch Subscribenten finden kann, wäre unbegreiflich, wenn nicht bei der jetzigen Stellung Italiens der Titel für solche, welche mit den Speculationen italienischer Buchhändler unbekannt sind, etwas Anziehendes und Verführerisches hätte. Erfreulicher ist es, auf den so eben erschienenen, von Molini trefflich ausgestatteten ersten Band des Giovanni Cavalcanti aufmerksam zu machen, welchen wir ebenfalls (wie früher die zwei Bände der unedirten Urkunden) der Sorge, dem wissenschaftlichen Eifer, und man kann auch sagen dem Patriotismus des Marchese Gino Capponi in Florenz verdanken. Es umfaßt dieses Werk (Istorie Fiorentine), bekanntlich die Quelle für Machiavells florentinische Geschichte, den Abschnitt von 1420 bis 1452, welchen uns ein Zeitgenosse und ein großer Verehrer des alten Cosimo Medici vorführt. Die kurze, aber sehr passende Vorrede, von dem bescheidenen Herausgeber mit F. P. (Polidori) bezeichnet, gibt nicht allein Aufschluß über die benutzten Codices, sondern weist auch mit kritischer Umsicht nach, daß dieses Werk, das noch unedirte Fioretto di Storie (eine wunderliche Zusammenstellung von Begebenheiten, die er erlebt hatte, mit andern des entferntesten Alterthums in Florenz), und der ebenfalls nicht publicirte, aber sehr weitschweifige Tractat über Politik von unserem Giovanni Cavalcanti herrühren. Was für die florentinische Geschichte in beiden letztgenannten Manuscripten von Wichtigkeit ist, wird bei der Herausgabe der Istorie benutzt und mitgetheilt werden. In Livorno wird eine neue Ausgabe des Nardi nach dem Autographon gedruckt, das, auf der Riccardiana in Florenz befindlich, einen bessern Text und einige bisher ungedruckte Zusätze vor andern Codices voraus hat. — Bei dem neuen Abdruck des Varchi, der ebenfalls dort erscheint, wird freilich die Kölner Ausgabe von 1721 zu Grunde gelegt, außerdem aber der Codex Rinuccini in Florenz benutzt werden, welcher viele Bücher von der eigenen Hand des Varchi, und in andern, die nicht von ihm geschrieben, eigenhändige Correcturen des Verfassers enthält. Außerdem soll dem Nardi das Leben desselben von Carlo Nardi vorausgeschickt, dem Varchi noch schöne Varianten und unedirte Zusätze beigegeben werden. — Von dem Historiker Bruto, diesem Feinde der Mediceischen Familie, und Antagonisten des feilen Jovio, ist von Stanislav Gatteschi eine neue vollständige Uebersetzung ins Italienische in zwei Bänden erschienen. Gattegli hat die Arbeit passend ausgestattet, und dem Ganzen einige mittelmäßige Portraits als Lockspeise zugegeben. — Tomaseo endlich hat in der königlichen Druckerei zu Paris zwei Quartbände von Relationen venetianischer Gesandten (von 1528 bis 1579) publicirt, und dem italienischen Text immer eine französische Uebersetzung gegenübergestellt.

(Schluß folgt.)

Ueber die neuen Expeditionen nach dem Südpol.

Capitän Washington legte in der Versammlung der brittischen Naturforscher eine nach großem Maaßstab entworfene südliche Circumpolarkarte vor, auf welcher die Fahrten aller frühern Beschiffer dieser Meere verzeichnet waren, von Dirk Gherritz im J. 1599 an bis auf Dumont d'Urville im J. 1838, mit Einschluß der von Tasman im J. 1642, von Cook im J. 1775, Bellinghausen im J. 1820, Weddell im J. 1822 und Biscoe im J. 1831; sie ergab ein ungeheures Bassin, fast so groß wie der atlantische Ocean, in welches noch kein Schiff eingedrungen war. Der Verfasser zeigte, daß das Eis in diesen Strichen keineswegs stationär sey, daß Bellinghausen innerhalb der Parallele von 60° einen weiten Raum durchschiffte, wo Biscoe Eis fand, so daß er nicht eindringen konnte. Wo d'Urville kürzlich Eisfelder fand, war Weddell im J. 1822 ohne Schwierigkeit bis 74¼° vorgedrungen, und so geht überhaupt aus den Berichten aller frühern Reisenden hervor, daß kein physisches Hinderniß abhält, eine hohe südliche Breite zu erreichen, oder auf jeden Fall die Punkte auszumitteln, wo nach der Theorie aller Wahrscheinlichkeit nach die südlichen magnetischen Pole sich finden müssen. Auch wurde der Expedition nach der Südsee Erwähnung gethan, welche kürzlich erst England verließ, und von einigen Kaufleuten ausgerüstet wurde, aber hauptsächlich unter der Leitung Hrn. Enderby's *) steht, dessen Anweisungen dahin gehen, im Süden Land zu suchen, und eine so hohe südliche Breite wie möglich zu erreichen. Das Memoire schloß mit einer dringenden Aufforderung an die brittische Naturforscherversammlung, dieß rühmliche Werk der Entdeckung nicht unvollendet zu lassen, da ganz Europa auf England blicke, als das Land, von welchem aus das Problem des Erdmagnetismus in der südlichen Halbkugel gelöst werden müsse.

In der brittischen Naturforscherversammlung las Obrist Sykes ein Memoire vor über ein seltenes Thier aus Südamerika. Der spanische Naturforscher Azara bezeichnete es mit Canis jubatus, aber die Beschreibung, die er selbst davon gibt, führt darauf, daß es zu einem andern Geschlecht gehört. Es unterscheidet sich vom Hundegeschlecht durch seine einsamen nächtlichen Streifereien, sein Schweif ist dicker und buschiger, sein Kopf platter, die Augen kleiner, die Nase schärfer, und das ganze Thier plumper als der Hund. Noch mehr unterscheidet es sich vom Fuchs und Wolf, und Obrist Sykes schlug vor, es dem Hyänengeschlecht zuzutheilen, oder wenn dieß nicht wohl anginge, ein besonderes Genus daraus zu machen, das der Repräsentant des Hyänengeschlechts in Amerika wäre. Obrist Sykes legte bloß ein Fell dieses Thieres, aber kein Skelett vor, und so konnten die anwesenden Zoologen nichts entscheiden.

*) Nach welchem ein Land in jenem südpolarischen Meere benannt ist.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 275.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 October 1838.

Nachricht von einem Mandingo-Neger.

(Aus den Verhandlungen der englischen Naturforscher-Gesellschaft.)

Ein Capitän Washington las in der genannten Versammlung einen Lebensabriß dieses Mannes vor, der aus Nyani-Maru am Gambia stammt, und ein merkwürdiges Schicksal hatte. Er erinnerte sich, in seinem heimischen Dorfe Mungo Park gesehen und gesprochen zu haben, wurde später als Sklave verkauft, trat dann als Soldat in englische Dienste, und kehrte endlich als freier Mann zurück in seine Heimath, um seinen Landsleuten einige Segnungen der Civilisation mitzutheilen, die er während einer mehr als 25jährigen Abwesenheit hatte kennen gelernt. Mohammed-u-Sisei wurde geboren zu Nyani-Maru, einem Dorf von etwa 200 Häusern; seine Eltern waren zum Islam bekehrte Mandingos. Im neunten Jahre wurde er in die Schule geschickt, und lernte den Koran lesen und schreiben. In einem Alter von 17 Jahren erinnert er sich ganz deutlich, den englischen Reisenden Mungo Park gesehen zu haben, der von dem Landungsplatze Jolakunda nach Pisaniara reiste; dieß geschah, den Nachrichten von Mungo Parks zweiter Reise zufolge, im Jahre 1805, wornach Mohammed-u-Sisei 48 bis 50 Jahre alt ist. Es ist unnöthig, die Abenteuer seines Lebens genauer zu erzählen, als daß im J. 1811 ein benachbarter Häuptling auf einer Sklavenexpedition in sein heimathliches Dorf drang, ihn nebst mehreren Andern gefangen nahm, und an ein französisches Sklavenschiff verkaufte, das von einer englischen Fregatte weggenommen und nach Antigua gebracht wurde. Hier ward er natürlicher Weise in Freiheit gesetzt, und kam ins dritte westindische Regiment, wo er vom J. 1811 bis 1825 diente, und während dieser Zeit bei der Eroberung von Guadeloupe anwesend war. Als sein Regiment aufgelöst wurde, blieb er in Trinidad, wo er eine Gesellschaft von Mandingo-Mohammedanern stiftete, welche Geld unter sich zusammenschossen, um andere Moslems und Mandingos aus der Sklaverei loszukaufen. Mohammed erinnerte sich, daß über zwanzig auf diese Weise um 500 bis 700 Dollars jeder, welche die Gesellschaft freiwillig beisteuerte, losgekauft wurden, und behauptete, mehrere Jahre hindurch sey kein Moslem auf Trinidad als Sklave gewesen.

Von dieser Insel aus ging er nach England, um auf diesem Wege in seine Heimath zurückzukehren. Eine kurze Unterredung mit ihm zeigte, daß er ganz den Verstand besitzt, den Reisende gewöhnlich bei den Mandingos finden. Er ist ein strenger Moslem, schreibt Mandingo mit arabischer Schrift, und spricht ganz erträglich englisch. Wie schon Goldberry und Laing von den Mandingos überhaupt bemerkt haben, gleicht auch er in seinen Zügen mehr den Hindus als den Negern Afrika's. Seine Züge sind regelmäßig und offen, sein Körper gut gebaut und volle sechs Fuß hoch, seine Nase ist römisch mit etwas abgeplatteten Nasenlöchern, seine Lippen nicht dick, sein Haar wollig, seine Farbe ein schönes helles Schwarz, aber nicht glänzend schwarz. Mit Hülfe Hrn. Raynouards hat man von ihm eine Sammlung von etwa 2000 Wörtern und Phrasen in der Mandingosprache gesammelt, so wie Itinerarien über mehrere Theile seines Landes, und wenn man erwägt, wie ungemein verbreitet die Mandingosprache ist, vielleicht die verbreitetste von den 36 Sprachfamilien, in welchen neuere Schriftsteller die 115 Sprachen Afrika's theilen, so wie daß bisher eine Sammlung von 400 Wörtern Alles war, was man von der Mandingosprache besaß, so ist nicht zu längnen, daß man von diesem Anwohner des Gambia einen bedeutenden Vortheil für weitere geographische Forschungen gezogen hat.

Sommerausflug nach Finnland.

Finnische Industrie im Vergleich mit der liefländischen. — Die Dampfboote Storfursten und Fürst Menschikow. — Fahrt nach Helsingfors. — Bemerkungen über die Gesellschaft. — Freundlicher Empfang in Helsingfors. — Spaziergang durch die Stadt. Seebäder.

(Fortsetzung.)

Die Jugend fühlt die Naturschönheiten nicht so sehr, als der Mann, der die mittlere Lebenslinie überschritten hat. Je näher die Trennung von der Natur ist, ein desto lebhafteres Gefallen finden wir daran. In der Natur ist die Sonne das Beste, auf der Erde das Meer und die Berge. Ohne sie gibt es

keine schönen Gemälde. Wer das offene Meer und die Berge nicht gesehen hat, der kennt die Natur nicht, und faßt nie ihre Poesie. Der Anblick des offenen Meeres erweckt ungewöhnliche Gedanken und Gefühle. Dieß ist das Symbol der unermessenen Ewigkeit, der Wiege des Lebens, wie die alten Philosophen sagten. Auf dem offenen Meere fühlt der Mensch ganz seine Nichtigkeit und die Größe des Schöpfers, der ihn mit einem über die Natur triumphirenden Verstande begabt hat.

Nichts unterbrach mich in meinen Träumereien. Unter zweihundert und achtzig Personen war ich wie im einsamen Walde. Ueberall Stille, nur hie und da durch ein russisches Wort unterbrochen. . . . Wo bleibt denn die Lustfahrt? . . . wo ist denn die Lustigkeit? . . . Sie ist im Herzen oder im Kopfe verschlossen, und gibt sich nicht durch äußere Zeichen kund. Ich glaubte, während dieser Lustfahrt werde es ein Liebhaberconcert oder sonst etwas der Benennung Entsprechendes geben. Nichts von Allem! die Damen saßen stumm da wie bei einer Beerdigung, die Männer besprachen sich halblaut oder schwiegen. Kälte, Theilnahmlosigkeit, Gleichgültigkeit zeichnete sich scharf auf allen Gesichtern. Nur zuweilen hörte man die Worte: schönes Wetter! . . . ja wohl! . . . schöne Fahrt.*) Wie wäre es wohl gewesen, wenn zweihundert und achtzig Personen slavischen Bluts oder Franzosen sich zu einer Lustfahrt zusammen gefunden hätten. Da hätte man gewiß nicht so ruhig seinen Gedanken nachhängen können. In der Gesellschaft auf dem Dampfboote waren eine Menge schöner, wohlerzogener Mädchen, viele verständige Damen, gebildete Männer, aber das ostseeische Phlegma, die ostseeische Steifigkeit hielten Verstand und Liebenswürdigkeit in Fesseln. **) Wie es beliebt, aber eine Beimischung von slavischem Blut zu dem deutschen Phlegma ist unerläßlich. Ein Tropfe slavischen Bluts in einer ganzen Familie ist das, was eine Rosine in einer Flasche sauern Schtschi's ist; sie erzeugt eine Gährung, belebt, macht Schaum und gibt eine angenehme Schärfe. Der Mensch kann nicht Wasser allein brauchen ohne Feuer, und im Leben bedarf es der Wärme, der Hitze. Wie oft fand ich, daß nichts fester ist, als die Freundschaft zwischen einem Slaven und einem Deutschen, keine angenehmere Gesellschaft, als wo Slaven und Deutsche in gleicher Zahl gemischt sind, und das tüchtigste Geschlecht entspringt aus der Heurath von Slaven und Deutschen. Die Slaven allein sind allzu lebhaft und sorglos, die Deutschen allein allzu kalt und bedächtig.

Aber wie geht diese Lustfahrt zu Ende? Bloß unter Schweigen und Paroxysmen der Seekrankheit? Auf dem Dampfboot ist nichts mehr zu erwarten, . . . wir wollen uns gedulden bis Helsingfors. . . . schon sieht man am Horizonte einen Nebelstreif . . . das ist das Ufer!

Die Natur hat den schneidendsten Widerspruch im Bau der beiden Ufer des baltischen Meeres beobachtet. Die Ufer Esthlands hat sie bedeckt mit einem feinen Sandstein, die von Liefland und Kurland hat sie mit unfruchtbarem Sande überschüttet, aber die Ufer von Schweden und Finnland hat sie aus Granit erbaut, und in seinen Schooß Eisen niedergelegt. Wenn die Vermuthung der Naturforscher gegründet ist, daß sich der Boden abdrückt in der Eigenthümlichkeit, in dem physischen Bau der Thiere und dem Charakter des Menschen, so müssen die Bewohner Finnlands und Schwedens eine granitartige Beständigkeit und einen eisernen Willen haben, um einen wesentlichen Vortheil aus ihrem Boden zu ziehen. — In dem Maaße, als der Nebelstreif stärker vortrat und die Gegenstände sichtbar wurden, enthüllte sich ein furchtbares Schauspiel unsern Blicken, nämlich Sweaborg, unser nordisches Gibraltar, mit seinen aus Einer Felswand bestehenden Mauern, die noch verstärkt sind durch ungeheure Felsblöcke, welche der menschliche Verstand aus einander zu sprengen und menschliche Kunst und Geduld in Mauern aufzuthürmen verstand. Das ist im vollen Sinne des Worts eine Erfindung der Götter und eine Arbeit der Titanen. Es erregt fast Schrecken, Sweaborg von der Meeresseite zu betrachten. Die Granitmauern erheben sich eine über der andern, und aus den Oeffnungen schauen Ungethüme hervor, deren geöffneter Rachen stets bereit ist, Flammen und Zerstörung nach dem kühnen Schiffe zu schleudern, das sich wagen sollte, diesem unsterblichen Wächter der Rhede von Helsingfors ungehorsam zu seyn. In einer Reihe mit Sweaborg und in seinem Rücken steigen andere Steilfelsen empor. Helsingfors birgt sich hinter Sweaborg und zeigt nur zwei großartige, auf dem Felsen aufgeführte Gebäude, das Observatorium und die noch nicht vollendete lutherische Kirche. Durch einen schmalen Durchgang, wo wir auf halbe Pistolenschußweite unter den Kanonen vorüberfuhren, gelangten wir in die Bai von Helsingfors, und hier entfaltet sich abermals ein unerwartetes, reizendes Gemälde vor unsern Augen. Ist dieß eine Stadt Finnlands, das wir gewöhnlich das arme nennen? das ist eher ein Theil von Petersburg! . . . Nur der hohe Fels an der rechten Seite des Hafens, die Halbinsel Skatudenn, die mit kleinen Häuschen, den Resten des alten Helsingfors, besäet ist, erinnert an Finnland. Eine Menge Volks erwartete uns am Ufer, der Klang der Musik erfüllte die Luft. Man empfängt uns wie geladene und erwartete Gäste, man winkt mit Hüten und Tüchern, das Dampfboot begrüßt die Stadt mit drei Kanonenschüssen, ein reges Leben zeigt sich am Ufer, aber die Gesichter der Passagiere des Dampfboots hellen sich nicht auf: sie sind steif und kalt wie vorher, selten nur hört man auf dem Verdeck den Ausruf: „das ist charmant!" und die obligate Antwort: „ja wohl!"

Der Kai ist vortrefflich und mit Granit verziert; ein Theil des Meeres ist hier mit Felsstücken bedeckt und mit Erde zugeworfen, um einen breiten freien Platz, oder wie man es hier nennt, eine Esplanade zu bilden. Eine Reihe Häuser von petersburgischer Architektur umgibt dieselbe. Diese Architekturordnung ist nichts in der Wissenschaft, aber sie besteht in der Wirklichkeit. Petersburgische Gebäude, namentlich Privatgebäude, haben ihre Eigenthümlichkeiten, die man jenseits unsrer Gränze nirgends findet. Klima, Gewohnheiten, Lebensart, der

*) Diese Worte sind im russischen Texte deutsch gegeben.

**) Wenn wir uns recht erinnern, hat Hr. Bulgarin nicht immer so ungünstig über die armen Ostseeprovinzen geurtheilt, als seit ihrem geäußerten Widerwillen gegen die Herrschaft der russischen Sprache. A. d. U.

Boden, auf dem die Stadt erbaut ist, die Richtung der Straßen und die mit ihrem Vortheil in Uebereinstimmung stehenden Forderungen der Hausbesitzer, nöthigten die Architekten unablässig von den allgemeinen Regeln abzugehen. In der ganzen Welt gibt es nicht so viele Wagenthore nach der Straße zu, wie in Petersburg, und nirgends so wenig gute Vorplätze und Treppen. Große Säle muß man gleichfalls in Petersburg haben. In Helsingfors hat man einen der größten Nachtheile der Petersburgischen Häuser vermieden, namentlich sind hier wenig Wagenthore, aus denen in unserm lieben Petersburg ein kalter Wind die Vorübergehenden anweht.

Als die andern Passagiere sich nach ihren Quartieren zerstreut hatten, stand ich noch auf dem freien Platz, und weidete mich an dem prächtigen Anblick. Auf dem Kai erhebt sich eine Granitpyramide, die von den angesehenen Einwohnern zum Andenken eines Besuchs der Kaiserin errichtet wurde. Während ich die Inschrift betrachtete, faßte mich Jemand bei der Hand, ich sah mich um, es war einer der Passagiere, ein geborner Dorpater Ar. Ar. von Weißen, der vor 25 Jahren sein Vaterland verlassen, sich in Finnland angesiedelt, und wegen seiner Redlichkeit unter den finnischen Adel aufgenommen worden war, mit Aenderung des Familiennamens, wie dieß im Lande Sitte ist. Ar. Ar. hatte mit mir auf dem Dampfboote gesprochen und mir vorgeschlagen, in *seinem* Hause mein Quartier zu nehmen. Ich hielt dieß für eine gewöhnliche Höflichkeitsphrase, da ich wohl wußte, wie hoch die Gastfreundschaft meines lieben Liefiands stehe. Hier aber überzeugte ich mich, daß mein Gastfreund wirklich ganz sein Geburtsland gewechselt und ganz die Sitte seines neuen Vaterlands Finnland angenommen hatte, das von alten Zeiten her durch eine wahre und nicht bloß phraseologische Gastfreundschaft berühmt ist. Der gute Ar. Ar. zog mich fort, indem er wiederholte: „Kommen Sie in ihr Quartier!" und ich folgte.

Ich erwähne dieses Umstandes, einmal weil er die Gewohnheiten des Landes charakterisirt, und zweitens weil er eine Gelegenheit gab, sehr viele achtungswerthe Leute kennen zu lernen, von denen ich über viele Gegenstände hinsichtlich Finnlands belehrt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Häringsfang in der Nähe von Kertsch.

(Aus der Nordischen Biene Nr. 163.)

In den Umgebungen von Feodosia und bei Kumysch-Burun (12 Werste von Kertsch) treibt man den Fang der Häringe, die durch ihre Größe und besondere Art nicht nur die aus der Donau übertreffen, sondern auch den holländischen selten nachstehen. Es finden sich darunter welche, die anderthalb Pfund wiegen. Die weite Bucht von Kumysch-Burun, in der sich wegen der geringen Tiefe und des sandigen Bodens die meisten Häringe finden, ist zum Fange sehr geeignet; sie hat über 2 Werste im Umfang und nicht über 10 Fuß Tiefe. Der Fang beginnt hier zu gleicher Zeit, wie in Feodosia und an andern Orten des südlichen Ufers der Krim, um den 15 October, und dauert bis zum 15 März. Zu andern Zeiten findet man die Häringe sehr selten. Die Zahl, die man jährlich nur allein bei Kumysch-Burun fängt, beträgt zwei Millionen. Bei Feodosia ist ihre Menge oft so groß, daß die Weiber sie mit den Händen am Meeresufer auffammeln, und so viel mit nach Hause nehmen, als sie zu tragen im Stande sind. Der Häringsfang ist bei Kumysch-Burun so ergiebig, daß man dort nach dem Zeugniß alter Leute nur 8 und manchmal gar nur 6 Rubel für das Tausend zahlt. Gewöhnlich kosten die frischen Häringe 8 bis 50 Rubel, gesalzene 8 bis 40 R. das Tausend, je nach ihrer Qualität und der Ergiebigkeit des Fanges.

Der Häringsfang leidet indeß bedeutend durch die Unbekanntschaft mit den bessern Methoden des Einsalzens. Auf Veranstaltung der Regierung wurde im Jahre 1837 ein erfahrner Arbeiter, Namens Nikolaus Wey aus Holland, verschrieben, und dieser beauftragt, die Qualität der Häringe im schwarzen Meer und die dortige Methode des Einsalzens zu untersuchen, und die Fischer in der bessern Zubereitungsweise zu unterrichten. Wey fand, daß die Häringe des schwarzen Meeres den holländischen nichts nachgeben, daß aber die Art des Einsalzens nichts tauge. Er untersuchte die verschiedenen Salze in Bessarabien und der Krim, und fand, daß nicht alle zum Einsalzen der Häringe taugten; das beste gewinnt man seiner Ansicht nach aus dem See von Tschokran in der Nähe von Kertsch. Er salzte Häringe aus dem schwarzen Meere nach der holländischen Methode ein, und sie zeigten sich als vortrefflich. Die von ihm zubereiteten Häringe kosteten mit dem Gefäß und dem Salz 40 Rubel das Tausend, also 4 Kopeken (4 Centimen) das Stück. Wenn der Häringsfang sich noch mehr entwickelt, so kann die Krim allmählich mit Holland in Concurrenz treten.

Die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der italienischen Literatur.

(Schluß.)

Kaum ist die von Niccolini, Gino Capponi, Becchi und Borghi besorgte neue Ausgabe des Dante, ein schöner mit Kritik besorgter Abdruck nach guten, namentlich unbekannten Codices, mit Angabe einiger Varianten, fertig geworden, so läßt Tomaseo in der Druckerei des Gondoliere zu Venedig eine andere in drei Bänden folgen. Tomaseo, der stets originell zu seyn liebt, macht die Feststellung des Textes zur Nebensache, und fügt statt dessen jedem Gesang einen kurzen Inhalt und die Angabe der schönsten Terzinen, außerdem Parallelstellen aus der Bibel, Virgil, Tomaso von Aquino und Aristoteles bei, welche zu den Gedanken Dante's in näherer oder entfernterer Beziehung stehen. Die kritische Beschäftigung mit dem Text ist allmählich in Italien den besten Köpfen so verleidet worden, daß Tomaseo's mehr auf die Sache gerichtetes Streben Anerkennung findet; man begreift allgemein hier zu Lande, daß da ein kritisches Leben des Dichters und eine ins Große gehende philosophische Auffassung des ganzen Poems noch lange ein frommer Wunsch bleiben dürfte, es weniger auf die Familien der Codices, als darauf ankommt, daß die Jugend den Dichter fühlt, und mit Gemüth und Seele zu lesen anfängt. — Rosini in Pisa und der Marchese Gaetano (nicht zu verwechseln mit Gino) Capponi zanken sich noch um Tasso herum. Der Marchese Capponi wollte die Schuld an dem Unglück des Dichters von dem Hause der Familie Este auf die Mediceer wälzen, und das Unglück selbst mehr oder weniger in Zweifel ziehen. Rosini, der seinen Namen mit dem des Tasso als identisch

ansieht, erblickte darin einen verkappten Angriff, und ging, vermuthlich durch die Blößen seines Gegners angelockt, diesem wacker zu Leibe. Capponi wollte daraus ein Duell machen, eine Akademie zur Schiedsrichterin ernennen und dem verlierenden Theile die Strafe von 100 Zechinen zuerkannt wissen. Als aber Rosini dieß annahm, blies der Marchese zum Rückzug, und suchte, so gut, oder vielmehr so übel als es nur gehen wollte, sich aus der Affaire zu ziehen. Das Ganze wird in Skandal enden, ein Fluch, den der Mangel an aller wissenschaftlichen Kritik, das schamlose Lügensystem, welches hier mit dem Namen von Kritik benannt wird, nothwendig nach sich ziehen muß. — Rosini ist dabei indessen thätig, und hat schon einige Hefte von einer Geschichte der italienischen Malerei ausgegeben, die er durch Stiche belegen will. Wie schwach auch nach der gegebenen Einleitung das eigentlich Geschichtliche ausfallen dürfte, die Bekanntmachung von unedirten Monumenten bleibt immer dankenswerth. Sie werden zum größten Theil von dem wackern Rossi in Pisa gestochen.

In statistischer Hinsicht nenne ich nur Ein vortreffliches Werk: „Memorie sul Bonificamento delle Maremme Toscane," ein Octavband mit einem Atlas in Folio von 27 Tafeln und acht statistischen Uebersichten. Das Gouvernement von Toscana gibt hier durch Ferdinando Tartini die genaueste Auskunft über Alles, was sie bis zum Jahre 1837 für die Urbarmachung der Maremmen gethan und gespendet hat. Da eine kurze Geschichte des frühern Zustandes dieser Gegenden vorangeschickt wird, so ist mit diesem Werk den Vorfragen des In- und Auslandes (die von vielen Seiten wiederholt wurden) auf gewissenhafte Weise Genüge gethan.

Ueber die Veränderung in der Bevölkerung von Neuseeland.

In der statistischen Abtheilung las ein Hr. Dr. W. C. Taylor einen Bericht über diesen Gegenstand vor, den ein Hr. Bannister, ehemaliger Generaladvocat von Neusüdwales, mitgetheilt hatte. Es wird darin bemerkt, daß die Auswanderung aus den englischen Inseln in den ersten fünf Jahren nach dem Frieden im Durchschnitt etwa 5000 betragen habe, in den letzten sieben Jahren aber auf etwa 70,000 gestiegen sey; ein Theil dieses Stroms habe seine Richtung auch nach Neuseeland genommen, und der Statistik jenes Landes Interesse und Wichtigkeit gegeben. Die neuseeländische Gruppe besteht aus den nördlichen und südlichen Inseln, der Stuarts-Insel und einigen kleinen Eilanden; ihre Ausdehnung beträgt 95,000 englische Quadratmeilen. Die Bevölkerung zerfällt in folgende Abtheilungen: Eingeborne, weiße Einwohner, weiße Besucher und gemischte Racen. Die Zahl der Eingebornen wird verschieden angegeben, beträgt aber wahrscheinlich ungefähr 150,000. Der weißen Einwohner mögen etwa 2000 seyn. Auf der nördlichen Insel besuchen die Weißen meistens die sogenannte Inseln-Bai, und man hat dort schon bis 1000 englische und amerikanische Matrosen beisammen gesehen. Im Jahre 1836 kamen 151 Schiffe, größtentheils Wallfischfänger, dahin, worunter 93 englische und 54 amerikanische. Hinsichtlich der gemischten Race ist auch nicht einmal eine Schätzung angegeben, doch soll sie sehr im Zunehmen seyn; die Gesammtbevölkerung nimmt jedoch ab aus mancherlei Ursachen, namentlich aber in Folge der Einführung europäischer Krankheiten.

Vermischte Nachrichten.

Die Akademie der Inschriften und schönen Künste in Paris hat dieses Jahr die erste goldene Medaille Hrn. Berbrugger für seine ausführliche Beschreibung der Provinz Constantine zugestanden. Mehrere zweifelhafte Punkte von Wichtigkeit finden sich durch diese Arbeit erledigt, so der Name von Ghelma, welches, wie die Inschriften beweisen, das alte „Calama" des Orosius war; ebenso die Quellen von Hammam-Berda, die Aquae Tibilitanae *) der Alten; die Ruinen von Aëkur und das ganze obere Bassin des Abus, welches Hr. Berbrugger bis zum Engpasse Bidan verfolgte, den vor ihm noch kein Europäer besucht hat. Genaue Aufnahme der römischen Straßen, Anzeige der Tempel, Theater, Präsidien, Militärstationen, getreue Copie der Inschriften, überhaupt nichts, was über den alten Zustand des Landes zu interessiren vermag, ist in der Arbeit des Hrn. Berbrugger vernachlässigt worden. Derselbe beschränkte sich übrigens nicht bloß auf die materielle Untersuchung der Ruinen, sondern bemühte sich, aus ihrer Lage und den römischen Straßen, die sie verbinden, ihre gegenseitigen militärischen und politischen Beziehungen zu erklären, und beweist mit vielem Talent, daß das von den Römern zur Vertheidigung ihrer Eroberung adoptirte System auf mehrern Punkten zur Sicherung unseres Gebietes wieder angewendet werden könnte.

*

Ein Hr. Sopwith hat eine neue Art großer Secretäre und Schreibtische erfunden. Der große Zeitverlust, der sich für Personen in weitläuftigen Geschäftsverhältnissen aus der Schwierigkeit ergibt, zahlreiche Papierbündel zu ordnen und stets bei der Hand zu haben, führte ihn auf die Einrichtung eines Schreibtisches von neuer Art. Die Hauptsache ist, daß durch die Eröffnung eines einzigen Schlosses sämmtliche Schubladen und Abtheilungen sich öffnen. Diese sind so vertheilt, daß man Alles erreichen kann, ohne vom Sitz aufzustehen. Durch eine einzige Springfeder ist Alles wieder geschlossen. Ohne Aufrisse und Durchschnitte läßt sich diese sinnreiche Einrichtung nicht gehörig deutlich machen, aber alle, welche sie sahen, drückten einstimmig ihre Bewunderung darüber aus. Ein Umstand ist namentlich bemerkenswerth. In dem Kasten ist eine Stelle, wo alle Schlüssel aufgehängt werden; wird nun ein Schlüssel herausgenommen, so fällt ein kleiner eiserner Bolzen herab, und bleibt an der Stelle des Schlüssels, bis dieser wieder angehängt wird. Dieser Bolzen verhindert auch das Schließen des Kastens. Vergißt man also, den Schlüssel wieder an Ort und Stelle zu hängen, so wird man im Augenblick daran erinnert, weil man den Kasten nicht schließen kann.

*

In der Versammlung der englischen Naturforscher legte ein Hr. Long die Beschreibung einer Knochenhöhle in den Mendip-Bergen vor. Sie ist im Kalksteinfelsen, und wurde bei Verfolgung eines Fuchses entdeckt; man kam durch eine 30 Fuß tiefe perpendiculäre Spalte hinein. Von einer großen Kammer am Ende dieser Spalte führt ein gewölbter Gang in eine andere Kammer, von der ein zweiter Gang nach der Oberfläche führt. Letzteres scheint der ursprüngliche Eingang gewesen zu seyn. Die Knochen finden sich meist in weichem Lehm in Löchern im Grunde der Höhle, manchmal aber auch in Stalaktiten. Die Knochen sind meist von Ochsen, Pferden, Rehen, Füchsen, Ebern u. s. w. Der merkwürdigste Umstand ist aber, daß sich hier auch Menschenknochen, und zwar unterhalb der andern, finden. Man erhielt neun Schädel. Viele Knochen sind in einem so zerstörten Zustande, daß sie zu Staub zerbröckelten, wenn man sie anfaßte. Bemerkenswerth ist, daß kein Knochen einer erloschenen Species angehört.

*

Ein englischer Schiffbaumeister gab kürzlich folgendes außerordentliche Beispiel von Schnelligkeit im Schiffbau. Am 3 September erhielt Hr. Waterman zu Devonport Auftrag, drei Boote zu bauen, eines von 30, eines von 26 und eines von 14 Fuß Kiellänge. Das erste war in 25½ Stunde, das zweite in 28, das dritte in 33 Stunden fertig, und am 5 September gewannen diese Boote schon Preise in einem Wettrennen.

*) Nach einer durch Hrn. Mangay, Capitän des Geniecorps, kürzlich aufgefundenen Inschrift scheint dieses unrichtig, und die alten aquae tibilitanae die heutigen Quellen von Hammam-Meskutin zu seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 276.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 October 1838.

Etwas über Tannen und Fichten.

Capitän J. E. Cook von der englischen Marine, für welche die Kenntniß guten Schiffbauholzes von so wesentlicher Wichtigkeit ist, trug in der englischen Naturforschergesellschaft seine Bemerkungen über diese Baumgattungen vor. Seit einiger Zeit sind nicht weniger als 70 Arten von Fichten und Tannen nach England gebracht worden, welche der Verfasser in fünf Gruppen theilt: 1) die von Alt-Amerika, welches die Vereinigten Staaten, den Missisippi und Canada nebst Labrador umfaßt; 2) die in dem westlichen Theil von Amerika, namentlich in dem Felsengebirge wachsenden, welche man füglich die Douglas-Gruppe nennen könnte;*) 3) die auf den Hochländern von Mexico; 4) die auf dem Himalaya-Gebirg; 5) die europäischen. Die erste Gruppe enthält etwa 20 Arten, die nur Bauholz zweiter Qualität liefern, es sind schöne Bäume in ihren heimischen Wäldern, entarten aber in Europa. Die Douglas-Gruppe hat etwa 15 Arten, die alle gutes Bauholz liefern, immer grün sind und schnell wachsen; auch läßt sich nach dem gegenwärtigen Stand der jungen Pflanzen in England erwarten, daß sie sich alle akklimatisiren werden. Der Arten in Mexico und im Himalaya sind wenige, auch sind sie nicht sehr bekannt. Die europäischen Arten sind die besten. In dieser Gruppe steht die Qualität des Holzes so ziemlich in directem Verhältniß mit der Fähigkeit des Baums, die Kälte zu ertragen: die besten Arten findet man in den höchsten nördlichen Breiten, oder in einer entsprechenden Lage auf den Bergen im Süden; keine brauchbaren Arten finden sich an den Ufern des Mittelmeeres und der Ostsee. Der erste Platz in der europäischen Reihe gebühret der Pinus cembra und Pinus uncinata, welche beide in ihren alpinischen und pyrenäischen Wäldern oberhalb der Pinus sylvestris oder schottischen Föhre wachsen und vortreffliches Bauholz liefern. Dann folgt die Pinus sylvestris, welche vom Polarkreise sich bis in die Sierra de Guadarrama erstreckt. Der nächste Baum in der Reihe ist Pinus Laricio, welche in den Wäldern von Corsica in einer ziemlich hohen Lage unter 34° N. B. wächst und nicht an die Ufer des Mittelmeeres hinabsteigt. Mit dieser ist, hinsichtlich der Breite und Höhe vergesellschaftet P. Hispanica, obwohl sie in vielen Beziehungen von den andern Fichten abweicht; sie erstreckt sich von 39° bis 43° N. B. am Fuße der höchsten Pyrenäenberge, existirt aber nicht, wie die französischen Botaniker behaupten, in Frankreich, von welchem sie durch viele Meilen und durch mehrere tausend Fuß Höhe getrennt ist. Diese beiden Arten nehmen etwa die Mitte ein in der europäischen Fichtenvegetation. Ihr Holz ist schlechter als das der oben genannten Arten, aber besser als das der Pinus pinaster, die ihren Hauptsitz in der Sierra de Guadarrama hat, und in feuchten Thälern und andern für die Erzeugung von Bauholz ungünstigen Lagen wächst. Die P. pinea (Steinfichte) hat ungefähr das gleiche Holz wie die vorhergehende, wächst in Altcastilien in Menge, manchmal auch in mittlern Höhen, doch vielfach auf heißen Flächen, wie in Andalusien. Die letzte ist die P. Halepensis, wovon drei Varietäten vorkommen, welche die Ufer des Mittelmeeres auf beiden Seiten auf dessen ganzer Ausdehnung bekleiden.

Die Tanne ist weder durch ihre Ausdehnung noch durch ihre Anzahl so bedeutend, und gibt dadurch zu wenigen Bemerkungen Anlaß. Die europäischen Arten sind geringer als die der Fichte. Die A. excelsa ist die dauerhafteste, und widersteht einem feuchten Boden wahrscheinlich besser als die sogenannte schottische Föhre (pinus sylvestris). Die A. pectinata findet sich viel weiter im Süden bis in die Pyrenäen und Navarra hinein, und eine Abart findet sich sogar in Cephalonia. Der Lärchenbaum, obwohl in mancher Beziehung eine Anomalie in der Gattung, folgt denselben Regeln. Seine südlichern Lagen sind die höchsten Apenninen in Piemont, und sie erstreckt sich weit gegen Norden, aber findet sich nie in niederer Lage. Die P. austriaca gehört wahrscheinlich zu derselben Gruppe, ebenso die P. taurica in der Krim. Der Anbau der dauerhaftern und werthvollern Arten wird für England lebhaft empfohlen, und auf die von dem Herzog von Athol gemachten Versuche hingewiesen; dieser fand, daß man ziemlich gutes Bauholz für den gewöhnlichen Gebrauch der Marine um 1/140 dessen erzielen könne, was Eichenholz kostet, wenn man nämlich den Bodenzins und den Werth in Anschlag bringt, welchen die befruchtenden Eigen-

*) Siehe Douglas Reisen, namentlich Nr. 189 ff v. d. J.

schaften des Lärchenbaums dem Boden ertheilen. F. Cap. Cook ist der Meinung, daß wenn man 100,000 Acres wüstes Land auf den Grampianbergen mit Lärchenbäumen bepflanzen würde, so könnte man nach zwei Generationen nicht nur die gewöhnlichen Bedürfnisse des Landes befriedigen, sondern man wäre auch im Stande auszuführen. Im Westen und Süden Englands würden P. Laricio und P. Hispanica am besten fortkommen; auch die Ceder vom Libanon könnte man in diesem Districte versuchen. Auch schlug er die Anpflanzung von Lärchenbäumen den Eigenthümern kalten Thonbodens im Norden Englands vor, als ein Mittel, das Land durch das Abfallen der Nadeln zu düngen. Keine andere Baumart sollte untermischt werden, da dieser Baum bloß zum Verbessern des Bodens empfohlen wird.

Sommerausflug nach Finnland.

Finnische Industrie im Vergleich mit der liefländischen. — Die Dampfboote Storfursten und Fürst Menschikow. — Fahrt nach Helsingfors. — Bemerkungen über die Gesellschaft. — Freundlicher Empfang in Helsingfors.— Spaziergang durch die Stadt. — Seebäder.

(Fortsetzung.)

Ich brachte den Abend auf die angenehmste Weise zu im Kreise verständiger und fröhlicher Menschen von guter Erziehung, welche Lachen für keine Erniedrigung ihrer Würde, und Scherze in der Unterhaltung für keine Beleidigung ihres Ansehens hielten; für den folgenden Morgen verabredeten wir eine Besichtigung der Stadt, wobei der Bauinspector von ganz Finnland, Hr. Engel, ein geborner Berliner, und mein alter Bekannter von Petersburg her, der Finnländer Nordenheim, der ein großer Freund der russischen Literatur ist und Uebersetzer bei dem Generalgouverneur, Grafen A. A. Sakrewski, gewesen war, sich mir zu Begleitern anboten. Ehe ich aber meine Leser durch die Stadt führe, sey es mir erlaubt, einen Rücksprung auf die Zeit vor dreißig Jahren zu machen.

Gefühle und Gedanken drängten sich in meinem Herzen und in meinem Kopfe, als ich Helsingfors wieder sah. Vor dreißig Jahren war ich jung und sorglos. Heftig pochte mein Herz unter der Uhlanen-Kurtka bei dem Gedanken an Ruhm, und in dem mit der Uhlanen-Schapka bedeckten Kopfe fand auch nicht Ein schwarzer Gedanke Raum. Muthig schlug ich mein Leben in die Schanze, als es bei der Eroberung Finnlands galt, die ungewissen und der Hauptstadt allzu nahen Gränzen des Vaterlandes sicher zu stellen, und allen Vorwänden zum Kriege zwischen zwei benachbarten Mächten für immer ein Ende zu machen. Die russischen Krieger aus den Jahren 1808 und 1809 lösten mit ihrem Blute die Opfer, die man künftigen Geschlechtern hätte bringen müssen, und ich, ein unmerklicher Punkt in der Masse, bin stolz darauf und freue mich, daß ich in Finnland war und unter den Fahnen Barclay de Tolly's und Kamenski's kämpfte. Der finnische Krieg in den Jahren 1808 und 1809 nimmt wenig Raum in der allgemeinen und besondern Geschichte ein, und ist schwach und undeutlich gezeichnet, aber er gehört durch seine Resultate in die Reihe der wichtigsten Ereignisse seit Peter dem Großen. Der Erwerb Finnlands, nach dem der Ostseeprovinzen, ist die Vervollständigung seiner großen Plane zur Größe und Sicherheit Rußlands. In den Einzelnheiten ist dieser Krieg merkwürdiger als alle andern Kriege, weil hier nicht Massen, nicht Tausende von Feuerschlünden, sondern die Menschen fast allein thätig waren. Für jeden Fähnrich, für jeden guten Schützen war eine Laufbahn zur Auszeichnung, zur Entfaltung seiner Talente, seiner Tapferkeit oder Gewandtheit gegeben. Der finnische Krieg bildete nicht nur eine Menge ausgezeichneter Officiere, sondern gab auch dem Krieg im Jahre 1812 geschickte und erfahrene Generale. Eine Menge heldenmüthiger, merkwürdiger Thaten jenes Kriegs sind noch in Dunkel gehüllt und leben nur im Gedächtniß der Zeitgenossen. Ich möchte sie wohl beschreiben, und Einiges von dem, was ich selbst erfuhr, schildern. Da ich mich aber überzeugte, daß in unserm Rußland die Liebe zum Vaterländischen sich noch nicht hinreichend durch Vorliebe zu historischen Begebenheiten zeigt, so verschob ich es, bis glücklichere Umstände mir gestatten werden, die Geschichte des finnischen Kriegs, wenn auch nicht mehr für Zeitgenossen, zu schreiben. Dann werde ich die Schatten der russischen und schwedischen Tapfern aufrufen, welche die Felsen Finnlands in jenem ruhmvollen Kriege unsterblich machten. Viele habe ich persönlich gekannt, über viele hörte ich ihre Verwandten erzählen, und war selbst Zeuge vieler tapfern Thaten, als ich mit den Waffen in der Hand von Karelien bis Tornea zog. Jetzt beim Wiederbetreten des finnischen Ufers erwachte die Vergangenheit in meinem Gedächtniß: was ist aus euch geworden, ihr guten Leute, die ihr gegen den feindlichen Officier Höflichkeit und Gastfreundschaft übtet? Was ist aus euch geworden, ihr Schönen, mit denen wir Blumen und Mamuras*) pflückten am Fuße hundertjähriger Fichten, oder mit denen wir uns im Walzer drehten auf den Bällen zu Gamle Karleby und Uleaborg, wo euer patriotischer Zorn durch unsere Ergebenheit und Unterwürfigkeit sich erweichen ließ? Sie haben in den dreißig Jahren stark gealtert, die damaligen Schönen, aber einige Bekanntschaften aus jener Zeit haben sich doch wieder erneuert. Vieles hat sich verändert, Vieles neu gestaltet seit den dreißig Jahren, und, wie es scheint, Alles zum Bessern. Was war Helsingfors in den Jahren 1808 und 1809? Eines der elendesten Städtchen Finnlands, fast ein Dorf, einige Straßen mit hölzernen rothen Häusern auf den Felsen und ein nicht zu durchwatender Koth! Steinerne Häuser waren nur fünf oder sechs da und Eine Kirche von gar keiner Architektur. Zwischen den Häusern und Straßen erhoben sich Granitfelsen, und an den Schlagbaum gränzte ein fauler Sumpf, der die Luft mit seinen Ausdünstungen verpestete. Armuth war das charakteristische Kennzeichen dieses Städtchens, — und jetzt?

Jetzt sind die Granitblöcke und ganze Felsenwände mit Pulver weggesprengt, um die Straßen und die freien Plätze zu ebnen, und aus den Bruchstücken jener Felsen hat man die Fundamente zu den Bauten gelegt, welche jetzt europäische Haupt-

*) Mamura ist eine Beere, fast wie die Brombeere.

städte zieren könnten. Die frühe.n Häuser wurden hinausgefegt wie Kehricht, und eine neue Stadt nach einem regelmäßigen Plane angelegt. Zur Zeit jenes Krieges hatte das alte Helsingfors nur 3500 Einwohner, und jetzt im Jahre 1838 nach Verlauf von 30 Jahren nicht weniger als 12,000 Einw. Ueberall sieht man Wohlstand, und die Folgen davon — Ordnung und Reinlichkeit. Der Hauptort in der Stadt ist der Senatsplatz, wo früher eine Kirche stand, die jetzt abgetragen ist. Hier erhoben sich Steilfelsen, und gaben diesem Theile der Stadt das Ansehen einer Wildniß. Jetzt sind diese Felsen geebnet, und der Platz bildet ein regelmäßiges Parallelogramm. Die eine Seite ist mit schönen, steinernen Privathäusern besetzt, rechts wenn man vom Meere herkommt, nehmen die mächtigen Gebäude des finnischen Senats, links die Universität zwei Seiten des Platzes ein, und die vierte, welche parallel mit dem Meere oder dem Kai läuft, wird, wenn der Bau einmal vollendet ist, eine Zierde nicht nur der Stadt, sondern von ganz Finnland seyn. Auf der ganzen Länge dieser Seite erhebt sich ein Felsen, und dieser ist so bearbeitet, daß er für sich ein kubisches Piedestal bildet. Von der einen Seite, von der Hauptstraße her, die Unionsstraße genannt, führt eine prachtvolle Granittreppe an diesem Piedestal hinauf, die andere Seite vom Platze her ist mit einem Porticus verziert, in welchem sich die Wache befindet. Auf der Höhe dieses riesenhaften, natürlichen Piedestals wird eine Kirche erbaut, welche Pracht und Größe mit einer ausgezeichneten Schönheit verbindet, die ihren Grund in der Regelmäßigkeit der Anlage und in einem so ausgezeichneten Verhältniß der Formen hat, daß man den freundlichen Bau nicht genug betrachten kann. Der Plan derselben ist indeß sehr einfach. Es ist ein griechisches Kreuz mit einem Porticus und einem hohen Thurm, mit einer Kuppel über der Mitte des Baus. Die *Höhe des Fundaments* gibt der Kirche etwas Außerordentliches. Ich stieg auf den Stellagen hinauf bis auf den obern Theil des Thurms, der noch in diesem Jahre vollendet werden wird, und befand mich nun 300 Fuß über der Meeresfläche. Die ganze Stadt mit ihren Umgebungen: Meer, Bucht, Gärten erschien wie ein Spielzeug, wie ein aus Alabaster geformtes und verziertes Modell, das Meer schien glatt wie ein Spiegel, und das Licht der Sonne wurde von allen Gegenständen grell zurückgeworfen. Helsingfors enthüllte sich mir ganz in seinem Innern, weil ich von der Höhe aus hinab sah. Die Schiffe strichen vorüber wie Möven. Ich konnte diesen unvergleichlichen Anblick nicht nach Gefallen genießen und stieg mit Bedauern hinab auf einem gefährlichen Wege. Ich sage auf einem gefährlichen, weil die Stellagen in den Provincialstädten nicht so fest und schön gebaut werden, wie in Petersburg, wo sie oft besser halten, als in den Provinzen die Häuser selbst. Von den Stellagen der Isaakskirche in Petersburg hätte man ein ganz ordentliches Kreisstädtchen, hundertmal besser als Klimowitsch und Orschi bauen, und aus dem Eisen, das diese Stellagen zusammenhielt, hätte man eine Eisenbahn auf eine bedeutende Strecke mit Schienen belegen können. In der Provinz werden die Stellagen aus sonst unbrauchbarem Holze aufgeführt und mit Weiden zusammengebunden. Man kann sich vorstellen, wie lustig es ist, wenn einem die Stellagen in einer Höhe von 300 Fuß unter den Füßen zittern, und wenn man über Bretter hinschreiten muß, die man mit Einem Hammerschlag zertrümmern kann. Aber ich ermannte und tröstete mich mit dem Gedanken, daß es auf der Erde kein Vergnügen, keine Freude gibt, die nicht mit Kummer oder Gefahr nahe zusammenstoßen . . . . vogue la galère!

(Schluß folgt.)

Portugals Bevölkerung.

In keinem europäischen Staate hat man sich von jeher wohl so wenig um seine Bevölkerung bekümmert wie in Portugal, und alle Geographen erlaubten sich bisher nur ungefähre Schätzungen, und da Einer von dem Andern abschrieb, so stimmten auch die Meinungen darin überein, daß sich die Bevölkerung Portugals außerordentlich vermindert habe, besonders seit der Entdeckung von Amerika und seit Eröffnung der Schiffahrt nach Indien, und so sagt man denn, daß zu Zeiten der Römer Portugal eine Bevölkerung von 5 Millionen Seelen gehabt, die aber zur Zeit des Königs D. Manoel bis zu 4 Mill. herabgesunken. Es fragt sich aber, wenn es auch mit der Angabe jener Bevölkerung seine Richtigkeit hat, bis wohin in das jetzige Spanien reichten zur Zeit der Römer die Gränzen des damaligen Portugals? Daß sich die Bevölkerung Portugals zu der Regierung D. Manoels am Ende des fünfzehnten und Anfang des sechzehnten Jahrhunderts durch die ungemeinen Auswanderungen nach den neuentdeckten Ländern, wohin viele Tausende zogen, um sich durch die Schätze jener transatlantischen Entdeckungen zu bereichern, verminderte, ist auch wohl plausibel; indessen daß sie sich aus diesen Gründen schon während der Regierung D. Manoels um 1 Million vermindert, ist wohl nicht wahrscheinlich, dagegen spricht auch die Geschichte der Entdeckung und der Ansiedlungen jener Länder, die beinahe ein ganzes Jahrhundert hindurch sich fast ausschließlich nur auf die Ansiedlungen an den Küsten beschränkten. — Baldi in seinem statistischen Werke über Portugal, Essai statistique sur le Royaume de Portugal et Algarbe, gibt darüber die interessantesten Notizen, und beweist darin, daß Portugal nie bevölkerter war, als im Jahre 1807, und selbst nicht zur Zeit der Römer, wo die Volkszählung in dem alten Lusitanien auf Befehl des Kaisers Augustus die Existenz von 568,126 Familienvätern oder Feuerstellen angegeben worden seyn soll. Rechnet man nun auf jede Familie 5 Köpfe, so würde dieses eine Bevölkerung von 2,840,650 Seelen geben. Unter den ersten Königen Portugals glaubt er bewiesen zu haben, daß die Bevölkerung nicht über 2,600,000 und im Jahre 1495 nicht über 2 Millionen betragen haben könne. Die Zählung der Feuerstellen im Jahre 1527 unter D. Joao III habe 55,086 für die Provinz Minho, 35,616 für Tras os Montes, 66,804 für Beira, 65,178 für Estremadura, 48,804 für Alemtejo, und setze man noch 18,532 für Algarbien hinzu, welches damals nicht mit eingeschlossen gewesen, so erhalte man 290,000 Feuerstellen für das ganze Reich, und rechne man für jede Familie 5 Seelen, so erhalte man eine Bevölkerung von 1,450,000, zu welchen man noch 70,000 der damals so stark besetzten geistlichen Institute beiderlei Geschlechts, so wie auch 30,000 M. Militär hinzurechnen müsse, so daß folglich Portugal im Jahre 1527 eine Bevölkerung von 1,550,000 Seelen gehabt. Seit den Römerzeiten unter August hatten sich die Familienväter oder die Feuerstellen, was

Wildi als synonym betrachtet, um 278.126 vermindert, ein Unterschied, der wahrscheinlich durch die verschiedenen Eintheilungen des Reichs hervorgebracht wurde, indem bald ganze Provinzen, die jetzt zu Spanien gehören, zu dem alten Lusitanien hinzugerechnet, bald von demselben wieder losgerissen wurden, so daß eine genaue Vergleichung der Gegenwart mit der Vergangenheit sich sehr ungewiß herausstellt. So findet man denn auch, daß im Jahre 1656 unter der spanischen Herrschaft 200,000 waffenfähige Menschen angegeben wurden, wonach die Bevölkerung zu 1,100,000 Seelen angenommen werden kann, eine Verminderung in der Bevölkerung, die man dem Druck des spanischen Jochs zuschreibt und der Unzufriedenheit, so daß viele Tausende das Land verließen. Kommen wir nun aber auf die Volkszählung von 1752, welche Lima in seinen geschichtlichen Documenten angibt, und also 100 Jahre später fällt, so stoßen wir abermals, und ohne daß sich die Gränzen Portugals erweitert gehabt, auf die unglaubliche Vermehrung von 169,800 Feuerstellen, so daß die Gesammtzahl 459.800 betrug mit einer Einwohnerzahl von 2,143,568. In dieser Zeit von 100 Jahren sollte die Bevölkerung um mehr als 1 Million gestiegen seyn, und von hier an steigt nun wirklich in den verschiedentlich vorgenommenen Zählungen zwar progressiv die Anzahl der Feuerstellen, allein nicht in demselben Verhältnisse die Bevölkerung. So gibt z. B. die Zählung von 1768, nach dem Geschichtschreiber Barros, 635.452 Feuerstellen und 2,409,698 Einwohner. Die Zahl der Feuerstellen im Jahre 1798 fand man 746.864, und deren Einwohnerzahl im Verhältnisse der Zählung von 1768 (zu 3,9 auf jede Feuerstelle) würde alsdann nur 2,971,770 geben. Die im Jahre 1801 sorgfältiger angestellte Zählung sowohl der Feuerstellen als der Einwohner gab das Resultat für die ersteren von 758,500, für letztere von 2,931,930, von welchen 1,426 900 männlichen und 1,505,030 weiblichen Geschlechts waren. Da in dieser Zählung auch weder das Militär, noch die Geistlichkeit mit inbegriffen, so stellt sich eine Gesammtbevölkerung von 3,011 000 dar. — Gegen das Ende des Jahres 1807 fand man die Bevölkerung 3,199,000 Seelen, und gegen das Ende von 1814 in 732,105 Feuerstellen eine Bevölkerung von 2 959 000, also 240,000 weniger als 7 Jahre früher. Wenn wir nun auch annehmen, daß der in diese Zeitepoche fallende verheerende Krieg, so wie die großen Auswanderungen nach Brasilien die Bevölkerung um jene 240,000 vermindert haben, wo bleiben aber da die 26,305 Feuerstellen, die weniger als im Jahre 1801 angegeben, die doch nicht mit auswandern konnten, und deren auch nicht so viele während der Kriegszeiten zerstöret wurden. Nach den Zählungen im Jahre 1801 wurde folgende Tabelle aufgestellt.

Provinzen.	Oberfläche in □ Meilen (italienische).	Feuerstellen	Einwohner.	Einwohner auf die □ Meile.
Minho	2.160	190.541	757,700	351 1/6
Tras os Montes	3,060	67,881	262 560	85 2/3
Beira	6 480	219.189	855,540	132 1/6
Estremadura . .	7.470	169.545	678.560	90 6/7
Alemtejo . . .	7.740	82 921	502.690	59 1/2
Algarbien . . .	1,440	26,194	95,080	66
Die Azoren . .	800	—	185,400	229 1/4
Summe	29,150	—	3,115,550	106
Ohne die Azoren	28,550	756,269	2,931,950	103 1/8

Hieraus geht hervor, daß die Provinz Minho die volkreichste und die von Alemtejo die am wenigst bevölkertste ist, und daß selbst Estremadura, diese fruchtbare Provinz, fast eben so großen Mangel an Menschen hat wie Alemtejo, wenn man ihr die große Bevölkerung von Lissabon abrechnet. Hätte Portugal überall die Bevölkerung der Provinz Minho, so würde es 9,681,000 Bewohner haben, also beinahe so viel wie ganz Spanien, allein auch die Provinz Minho ist selbst noch nicht einmal genugsam bevölkert, sie besitzt große Strecken wüstliegenden Landes, und könnte nach der Meinung der Statistiker noch bevölkerter seyn; allein dieses sind fromme Wünsche, die nie in Erfüllung gehen können, und ob wir auch wohl zugestehen, daß Portugal im Ganzen genommen entvölkert ist, daß sein Grund und Boden weit mehr Menschen ernähren könnte, so müssen wir doch, nach einer genauen Kenntniß dieses Landes, uns nur dahin beschränken, daß wir ihm höchstens nur eine doppelte Bevölkerung als der gegenwärtigen, also höchstens 6 Millionen, zugestehen können, und zwar unter den günstigsten Bedingungen, denn wenigstens 3/10 der jetzigen Grundfläche besteht aus gebirgigem, trocknem und unfruchtbarem Boden, oder auch aus großen Sandsteppen, ohne hinreichendes Wasser, so daß in dem jetzigen Zustande die Cultur des Bodens nicht einmal hinreichend ist, die existirenden 3 Millionen zu ernähren, und fast jedes Jahr noch auswärtiges Getreide eingeführt werden muß. Bevor man also nicht dafür sorgt, die kahlen Gebirge wieder mit Wäldern zu überziehen, um dem ganzen Land erst mehr Feuchtigkeit zuzuführen, die alle Vegetation verwüstende Dürre abzuwenden, ist es auch eine reine Unmöglichkeit, die Erzeugnisse des Landes zu vermehren, und folglich auch eine Unmöglichkeit der Zunahme der Bevölkerung, unter der auch aus eben dem Grunde keine ausgebreitete Industrie aufkommen kann, da die Menschen zu theures Brod essen müssen, folglich hohe Tagelohne verlangen, und die Fabricate dadurch so hoch zu stehen kommen, daß sie mit denen anderer Nationen in den Preisen nicht concurriren können. Sonderbar genug ist es, daß diese so in die Augen leuchtende Thatsache schlechterdings bei denen am Ruder Sitzenden noch gar keinen Eingang gefunden, und alle Mittel, die man bisher zum Aufblühen des Landes und zur Vermehrung der Bevölkerung ergriff, nie anschlugen und von Wirkung waren, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil man immer von hinten zuerst anfing, schnurstracks auf den Zweck losging ohne Anwendung der geeigneten Mittel, und somit immer fehlschoß. —

(Fortsetzung folgt.)

Sir John Herschel legte in der Naturforscherversammlung zu Newcastle eine Karte des südlichen Sternenhimmels vor, und begleitete sie mit zahlreichen Bemerkungen. Einige Nebelsterne sind von ganz ungewöhnlichen Formen: die einen sahen aus wie ein Bündel Trauben, die andern wie schwärmende Bienen, so daß es unmöglich war, sie näher zu bestimmen. Auch ist merkwürdig, wie lebendig die Farben einiger Sterne sind, einer namentlich hatte ein schönes Blau, das sich dem Blaßgrünen näherte. Einige waren so nahe beisammen, daß man sie nicht scheiden konnte, andere schienen gleichsam eine Familiengruppe zu bilden. Sir John Herschel drückte die Hoffnung aus, daß man noch stärkere Gläser erfinden würde, um damit diese Doppelsterne zu untersuchen, und ihre Natur und Bewegung kennen zu lernen, da sie ihre Stellung auf jede Weise verändern, so daß sie manchmal einander decken. An der südlichen Hemisphäre sind indessen weniger Doppelsterne als an der nördlichen, und sie bestehen meist aus einem größern und einem kleinern Sterne, woraus sich die Frage ergibt, ob der kleinere nicht ein Planet ist oder nur ein reflectirtes Licht hat, wie der Mond.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 277.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 October 1838.

Bilder aus Paris. Nr. 10.

Die Schauspiele und Romane der Franzosen.

Die Franzosen sind und bleiben das schaulustigste Volk unter der Sonne; die Theater sind deßhalb bei ihnen mehr als anderwärts Nationalbedürfniß. Wenn gegenwärtig einige Lauigkeit in dem Theaterbesuche herrscht, so wird das nicht von langer Dauer seyn. Ein einziges literarisches Ereigniß von Bedeutung reicht hin, um den erschlafften Eifer aufs neue zu beleben. Die Dichter wagen gegenwärtig mehrere Versuche, um diesen den Directionen so ersehnten Moment herbeizuführen. Das Gräßliche und Häßliche hat sich überlebt, man streckt die Hand wieder aus nach der schönen und gefälligen Form. Die Tugend, insbesondere das häusliche und eheliche Glück, dürfen wieder über die Bretter passiren. Das Volk applaudirt wie wüthend einer Gattin, die den Gefahren der Versuchung sieghaft widerstanden, und zeigt dem Verführer die geballte Faust. Eine glückliche Intrigue fände jetzt um keinen Preis Gnade. Das grasse Laster, das bis jetzt im Drama so unbestritten herrschte, darf sich nicht mehr zeigen; der Thurm von Nesle, und was ihm gleicht, ist ein Gegenstand des Spottes und des Abscheus geworden. Selbst Caligula sollte nicht so unmoralisch auf der Bühne erscheinen als zu Rom im Senat und auf dem Forum. Vergebens machten Dumas und seine Freunde geltend, daß er ein besessener Tyrann gewesen, der alles Schamgefühl abgelegt und sich jede Gräuelthat erlaubt habe; vergebens erinnern sie, daß das Laster, in solcher Weise vorgeführt, wie dieß im Caligula geschieht, keine Clienten werbe; le poète est enfoncé pour ne pas avoir fait valoir les droits de la vertu. Das Sittengemälde und die Charakterzeichnung, wie man sie seit 12 Jahren gab und nahm, sind nun nicht mehr möglich, wenn sie nicht die Tugend zum Zwecke haben. Eine Kunst, die sich selbst Zweck wäre, wie es das Drama der Romantiker ist, will Niemand mehr. Nach dem Hin- und Herreden der Feuilletonisten zu schließen, sollte man meinen, es werde die Verwirklichung des ästhetischen Erziehungsplanes, wie ihn Schiller entworfen, beabsichtigt. Indessen daraus kann nichts werden; auch das sittlichste Drama, wenn es nur einigermaßen interessiren soll, kann gewisser Scenen nicht ermangeln, welche die jugendliche Phantasie ergreifen und entzünden. In moralischer Beziehung kann man vom Schauspiele weiter nichts verlangen, als daß es ein anständiges Vergnügen der bessern Gattung gewähre; auch wird es der tugendhafteste Dichter selten viel weiter bringen, er thut in der That wohl, wenn er dem Pfarrer alles Weitere überläßt. Diese veränderte Tendenz zeigt sich auch im Roman und in der Novelle. Auch hier wird die schroffe Zickzackform des Lasters und Entsetzens nicht mehr gesucht. Man stimmt vielmehr einen Ton an, der an die sammetsanften Erzeugnisse des Florian erinnert. Den letztern findet man wieder lesenswerth. Vielleicht gilt dasselbe von mehrern andern Schriftstellern aus der Zeit Ludwigs XV und Ludwigs XIV. Wenn man vom Schauspiele fordert, daß es bessern soll, so verlangt man vom Roman noch außerdem, daß er belehre. Man hat in letzterer Beziehung sein Augenmerk auf mehrere Classen von Lesern gerichtet. Vorerst und zumeist kommt hier in Betracht die Jugend überhaupt. Für sie gibt es bereits eine Menge von Büchern, worin die Lehren der Weisheit und Tugend an die Schicksale gewisser Individuen geknüpft und dadurch veranschaulicht werden. Eine besondere Art dieser Jugendschriften machen jene Erzählungen aus, welche für junge Leute niederer Herkunft, denen oft alle Erziehung abgeht, bestimmt sind. Ich habe einige dieser Bücher etwas näher angesehen und mich überzeugt, daß die in Rede stehende Classe wenig Trost daraus schöpfen könne. Es ist vorzüglich diese Art Schriften, welche das Gouvernement durch die Akademie der moralischen Wissenschaften einer besondern Beachtung würdigt. Einige sind sogar in der Jahressitzung der Akademie gekrönt worden. Aber auch auf die Erwachsenen aller Classen des Volks will man durch Erzählungen wirken. Religiosität und Gehorsam gegen die Staatsgesetze soll durch sie hervorgebracht und unterhalten werden. Denn da Bücher dieser Art, aus begreiflichen Gründen, wenig Käufer finden, so müssen sie gratis vertheilt werden. Dieser Umstand aber macht jeden Erfolg unmöglich. Was von den Regierungen in dieser Weise ausgeht, wird mit Mißtrauen angesehen und selten doch angeschlagen. Dieses Streben der Regierung, das, was sie gute Grundsätze nennt, unter den Massen zu verbreiten, zeigt sich

auch in mehrern Lehrbüchern der Geschichte, deren ich hier bloß Erwähnung thue, weil es an ihnen auffallend klar wird, mit wie großem Mißtrauen nicht bloß die Opposition, sondern Frankreich überhaupt derlei aufnimmt, und wie sehr man auf seiner Hut ist, daß die Gemüther nicht unter dem Vorwande der Tugend und Gottseligkeit für blinden Gehorsam und Sklaverei bearbeitet werden. Allein nicht bloß in den erzählenden Schriften der angegebenen Art, auch in jenen Romanen, wobei es hauptsächlich auf die Unterhaltung von solchen Lesern abgesehen ist, die sich in großem Wohlstande befinden, und denen die Kunstidee die Hauptsache bleibt, wird die Absicht zu belehren und zu bessern, mehr als nothwendig ist, sichtbar. Denn nicht zufrieden damit, solche Personen und Begebenheiten zur Darstellung zu wählen, von welchen löbliche Eigenschaften und würdige Grundsätze unzertrennlich sind, läßt man sich außerdem auch bei der Vertheilung des Stoffes und der Ausführung des Einzelnen durch die Rücksicht auf die Moral bestimmen. Bücher dieser Art dürften einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Massen ausüben, wenn sie gleich unter dieselben verbreitet werden könnten. Doch das verlangt einen Zeitraum von wenigstens zwei Jahren, die gewöhnliche Frist, welche ein Buch braucht, um alle Lesecabinette und Leihbibliotheken zu durchlaufen.

(Schluß folgt.)

Sommerausflug nach Finnland.

Finnische Industrie im Vergleich mit der liefländischen. — Die Dampfboote Storfursten und Fürst Menschikow. — Fahrt nach Helsingfors. — Bemerkungen über die Gesellschaft. — Freundlicher Empfang in Helsingfors. — Spaziergang durch die Stadt. — Seebäder.

(Schluß.)

Von der Kirche gingen wir weiter, um das Senatsgebäude in Augenschein zu nehmen. Die Hausflur ist vortrefflich, die Treppe prächtig, und der Saal zu den allgemeinen Versammlungen des Senats mit einer Colonnade geziert, die großartig und seiner Bestimmung würdig ist. Jeder Dienstzweig hat seinen besondern Saal; die Kanzleien sind in Zimmern, die ihren Eingang von Corridor aus haben. Alles ist hell, rein und bequem.

Das Universitätsgebäude ist noch prächtiger und großartiger, als das des Senats, weil es später und mit größerm Aufwand aufgeführt wurde; hier könnten die Hausflur und die Treppe dem ersten römischen Palast als Zierde dienen. Außer der Treppe in dem Petersburger Admiralitätsgebäude (von der Seite des Newaprospects her) erinnere ich mich nicht, je etwas Ausgezeichneteres gesehen zu haben. Der öffentliche Saal oder die Aula, ist amphitheatralisch im Halbkreis gebaut mit Galerien. Der Halbkreis stößt an beiden Enden des Bogens an eine hohe Mauer, worin Fenster in zwei Stockwerken angebracht sind. Diese Mauer, ohne alle Verbindungsmauern und Widerlagen fest aufzuführen, ist das Werk einer tiefen mathematischen Berechnung. Die ganze Kraft und Festigkeit derselben liegt in ihrem Schwerpunkt. Dieser Saal hat außer seiner Schönheit auch den Vortheil, daß man in demselben an allen Enden hört, und daß die Besuchenden nicht umherlaufen und die Aufmerksamkeit stören können, sondern jeder an seinem Platz bleiben muß. Durch das ganze Gebäude laufen der Länge nach in allen Etagen Corridore, und auf beiden Seiten derselben sind Auditorien (Classen), Museen, Cabinette, Berathungssäle und Kanzleien. Ich bewunderte die Ordnung und die außerordentliche beispielswürdige Reinlichkeit in allen Theilen, selbst in den Winkeln, aber die Pracht der Auditorien setzte mich in Erstaunen. Auf solchen Sitzen saßen gewiß nie deutsche Studenten, und von solchen Kathedern lehrten nie deutsche Professoren, als ich die deutschen Universitäten besuchte; das ist wahrlich gelehrter Luxus! Bekanntlich verlor die Universität alle ihre Schätze zur Zeit des Brandes in Abo. Im Münzcabinet findet sich eine kleine Zahl durch die Flamme beschädigter Münzen und einige Seltenheiten, unter Andern der Sattel der Königin Christine. Warum dieser Sattel hier ist, entsinne ich mich nicht. Im Allgemeinen ist das Münzcabinet arm. Besondere Aufmerksamkeit verdienen das mineralogische und zoologische Cabinet, die ziemlich vollständig und schön systematisch geordnet sind. Merkwürdig ist die Abtheilung des zoologischen Cabinets, in welchem sämmtliche in Finnland lebende Thiere gesammelt sind. Hier ist Vieles, was ich keineswegs vermuthet hätte; besonders schön sind die Fische und die Seevögel. Die Bibliothek sah ich nicht; die Bücher sind noch nicht in systematische Ordnung gebracht. Das neue Gebäude, in welches die Bibliothek kommen soll, wird erst aufgeführt, in Einer Reihe mit der Universität, der neuen Kirche gegenüber, von welcher oben die Rede war. Seit dem Verlust der Bibliothek durch den Brand im Jahre 1827 wurden wieder 40,000 Bände gesammelt, von denen die meisten der Universität nach einer Verordnung des Censurcollegiums geliefert wurden, der zufolge von jedem innerhalb der Gränzen des Reichs erscheinenden Buche ein Exemplar abgegeben werden muß. Ungemein gefiel mir der gymnastische Saal im Hofe des Universitätsgebäudes, wo alle Erfindungen der Gymnastik sich vorfinden. Die Einführung gymnastischer Uebungen in den kaiserlichen Unterrichtsanstalten verdankt Rußland dem jetzt regierenden Kaiser. Wir glauben es jetzt kaum mehr, wenn wir lesen, daß die Römer in vollständiger Rüstung über Flüsse schwammen, und können kaum die Schwerter unserer Ahnen schwingen. Die Alten stärkten sich durch gymnastische Uebungen, und als noch gymnastische Uebungen in allgemeinem Gebrauch waren, gab es weniger Apotheken.

Von der Universität aus gingen wir durch die ganze Stadt auf der geraden Unionsstraße, dem Newaprospect von Helsingfors, nach dem auf einem hohen Felsen liegenden Observatorium. Das Gebäude besteht aus drei mit einander in Verbindung stehenden Thürmen. Hier ist auch ein Instrument von Frauenhofer, das jedoch dem in Dorpat weit nachsteht. Die Aussicht von den Thürmen des Observatoriums nach der Stadt und dem Meere ist ausgezeichnet schön.

Von hier gingen wir nach den Seebädern. Dieß ist ohne alle Uebertreibung eine der vorzüglichsten Anstalten dieser Art, nicht bloß in Rußland, sondern in ganz Europa. Ein schönes

Gebäude ist an dem felsigen Meeresufer aufgeführt. Um salzreicheres Wasser zu bekommen, ist tiefer im Meere eine Pumpe errichtet, welche dasselbe vermittelst Röhren in die Kessel und Pfannen hebt. Die Kessel zum Erwärmen des Wassers und die Reservoirs sind in der zweiten Etage eingerichtet, von wo man das Wasser, warm oder kalt, je nach dem Verlangen der Badenden herabfließen läßt. Durch das ganze Gebäude laufen in beiden Etagen Corridore, und nach beiden Seiten hin sind Zimmer. Diese sind nicht nur prächtig, sondern auch mit allen möglichen Toilettenbedürfnissen ausgestattet. In der obern Etage ist nur Eine reich verzierte, mit marmornen Wannen versehene und mit schönen Teppichen ausgerüstete Abtheilung, welche allein für die kaiserliche Familie bestimmt ist. In der Entfernung von einer halben Werste von den Bädern ist ein anderes Gebäude für die Restaurationen, Bälle und zum Trinken künstlicher Mineralwasser. Zwischen beiden Gebäuden war nur einziger, fortlaufender Fels.

Dieser Felsen wurde mit großer Mühe und Kosten mit Erde bedeckt, in den Stein Löcher gebohrt und Bäume hineingepflanzt, Wege angelegt und ein englischer Garten daraus gemacht. Alles dieß geschah auf Actien. Wenn die Liebhaber von Seebädern die Anlagen in Helsingfors sehen, so werden sie schwerlich einen andern Ort zum Baden aussuchen. Hier kann man gesund werden, ohne zu baden, bloß durch die Seeluft. Hier sind keine Thäler, keine Sümpfe, keine dichten Wälder, die durch ihre Ausdünstungen die in manchen Krankheiten so wohlthätigen Ausdünstungen des Meeres verderben. Aus dem Granit von Helsingfors dünstet nichts aus, und der feine Seenebel, der Morgens und Abends an den Felsenwänden hinstreicht, ist ein wahres Gesundheitselirir. Dabei gewährt die Stadt Helsingfors einen schönen und wohlfeilen Aufenthalt: alle Lebensmittel sind hier wohlfeil, und Colonialwaaren und Weine, die nach dem finnischen Tarif eingeführt werden, kosten weit weniger als in Petersburg und Reval. Auch ist das Leben in Helsingfors angenehm, da die höhere Gesellschaft ausnehmend mittheilend und gastfreundlich ist. Der finnische Adel und die reiche Kaufmannschaft schließen sich nicht von den Fremden ab, sondern bemühen sich, ihnen alle möglichen Zerstreuungen zu verschaffen.

Als ich die Stadt nach allen Richtungen in Augenschein genommen hatte, war ich so ermüdet, daß ich kaum noch von der Stelle konnte, beschloß aber doch zu Fuße nach Hause zurückzukehren über den Casernenplatz, um den schönen Bau derselben zu betrachten. Da ich die Empfindlichkeit der Künstler überhaupt kenne, wagte ich nicht nach dem Namen der Baumeister der verschiedenen Bauten zu fragen, an denen ich mich so sehr ergötzt hatte, weil ein Architekt, und zwar der Vorstand der Baubehörde, mich begleitete. Erfahrung führt auf Alles, und es war mir schon passirt, ganz unabsichtlich Freunde vor den Kopf zu stoßen, indem ich vor ihnen die Arbeiten ihrer Rivalen lobte. Auf dem Rückweg aber konnte ich mich nicht mehr halten, und sagte dem ehrwürdigen Engel, daß die Architekten, welche mit ihren Arbeiten den Senatsplatz verziert, das Observatorium und so eine Menge schöner Privathäuser gebaut hätten, alles Lob verdienten, und daß Petersburg ihren Namen kennen lernen müßte. Engel schlug die Augen nieder, und einer der uns begleitenden Freunde sagte: Ihre Liste wird nicht lang seyn. Nicht nur die prächtige Kirche, das Senatsgebäude, die Universität, sondern fast die ganze Stadt (mit wenigen Ausnahmen) ist von Einem Architekten gebaut, und dieser steht vor Ihnen." Ich umarmte von ganzem Herzen den bescheidenen Künstler. Gewiß ein wunderlicher und fast einziger Zufall; wohl wenige Reisende mögen sich rühmen, daß ihnen eine Stadt von ihrem eigenen Erbauer gezeigt worden ist.

Hr. Engel hatte sich vor zwanzig Jahren hier niedergelassen, und war zum Finnen geworden; er war allgemein geliebt wegen seines Verstandes und seiner Gutmüthigkeit. „Sein ganzer Reichthum, sagten mir später einige Freunde, besteht in einem hölzernen Häuschen mit einem kleinen Garten, die er sich aus seinen Ersparnissen gebaut hat, während Millionen durch seine Hände gingen."

An diesem Tage speiste ich zum erstenmale wieder nach dreißig Jahren schwedisch, d. h. ohne Suppe und mit süßen Saucen. Schweden und Finnländer nehmen fast zu allen ihren Gerichten Zucker und Eingemachtes; jeder hat seinen Geschmack, und ich glücklicher Weise alle Geschmäcke. — Doch das Schiff ist in Bereitschaft, also fort nach Sweaborg.

Der Parana-Strom.

(Aus Robertsons: Letters on Paraguay.)

Der Parana bietet von seiner Quelle bis zu seiner Mündung eine fortlaufende Reihe herrlicher Landschaften. Von Santa Fé bis Corrientes bilden die Inseln des Stromes ohne Widerrede den am meisten charakteristischen Zug. Diese Inseln sind wahrhaft zahllos. Während der ganzen Reise, wo wir Groß-Chaco auf der einen, und Entrerios oder Corrientes auf der andern Seite hatten, entsinne ich mich nicht Einer Stelle, wo der Strom frei gewesen wäre. Den ganzen Weg herauf fanden wir Inseln von jeder Gestalt und Größe zwischen beiden Stromufern. Es ist keine Aufeinanderfolge von Inseln, sondern sie liegen nebeneinander, einige in langen, schmalen Streifen laufen parallel mit zwei oder drei kleinern; andere beginnen um die Mitte der einen Insel und endigen der Mitte der andern gegenüber. So waren wir stets von einer endlosen Kette von Inseln und Inselchen eingeschlossen, und die Strömung des Wassers suchte sich ihren Weg durch ihre Windungen, wobei sie bald auf die eine, bald auf die andere Seite des Flusses überging. Die Inseln sind von wechselnder Höhe, grün und schattig; die Bäume sind meist klein, aber fast lauter immergrüne; die blüthenreichen Stauden und wilden Blumen schießen an allen Enden und Ecken auf, während die endlose Masse der Schmarozerpflanzen, die in zierlichen Blumenbüscheln von den größern Bäumen herabhängen, die Schönheit der Inseln ungemein vermehren.

Portugals Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 1819 wurde eine neue Zählung vorgenommen, und aus dieser ergab sich, daß in 21 Städten, 767 Flecken und Concelhos

und 4054 Kirchspielen 756,269 Feuerstellen und 2,951,930 Einwohner existirten, diese also im Vergleiche mit der Zählung des Jahres 1801 nur um 20,000 zugenommen, eine Zunahme, die aber auf 100,000 angenommen werden kann, weil man die Vermehrung der Bevölkerung Lissabons nicht mit hinzugerechnet hat, welche in 45,611 Feuerstellen vertheilt seyn soll; jedoch auch über diese Zählung der Feuerstellen in Lissabon herrschen selbst noch so verschiedene Angaben, daß man damit noch nicht ganz im Reinen ist, und es schwanken die Angaben noch zwischen 46,565 und 45,611. Als richtiger müssen wir aber wohl die Volkszählung von 1856 betrachten, und nach der neuen Eintheilung des Reichs in 17 Verwaltungsdistricte, aus denen nun nach der Volkszahl die Deputirten zu den Cortes gewählt werden, und man muß sie wenigstens so lange für richtig annehmen, als das Gegentheil davon nicht erwiesen ist; freilich begegnet man dabei dem Uebel, daß man wegen der neuen Eintheilung im Einzelnen nur kleine Vergleichungen mehr anstellen kann, und sich mit der Hauptzahl in dieser Hinsicht begnügen muß, jedoch hat Obrist Franzini auch ein allgemeines Resultat davon den Cortes vorgelegt, was wir am Schlusse mittheilen werden.

Nach der im Jahre 1856 in den Cortes vorgelegten Uebersicht der Bevölkerung nach den Verwaltungsdistricten stellt sich folgende Tabelle heraus.

Districte.	Concelhos.	Kirchspiele.	Feuerstellen.	Bevölkerung.
Aveiro	54	181	57,222	214,610
Beja	32	109	27,885	98,519
Bragança	44	488	32,114	114,501
Braga	60	598	79,150	308,576
Castello Branco .	27	142	24,065	91,444
Coimbra	72	218	58,864	227,080
Evora	26	113	22,796	77,595
Faro	16	64	29,562	105,406
Guarda	77	381	45,985	165,461
Lisboa	42	228	102,067	458,106
Lamego	95	512	58,785	235,866
Leiria	35	120	29,602	117,144
Portalegre	41	104	25,009	82,410
Porto	55	521	76,010	299,055
Santarem	44	180	46,547	174,480
Villa Real . . .	55	247	40,954	161,450
Vianna	29	278	59,105	152,005
Summe	780	4054	791,492	3,061,684

Nach dieser Zählung würden im Durchschnitt nur auf jede Feuerstelle $3^{9}/_{10}$ Bewohner kommen, und selbst in dem so sehr bevölkerten Lissabon und seinem Districte würde man nur $4^{4}/_{10}$ Bewohner rechnen können, was durchaus unrichtig erscheint, und wenn man auch unter den Begriff von Feuerstellen nur ganze Wohnungen von der Erde bis unter das Dach stellen wollte, wie es sich eigentlich gebührt, und nicht Rücksicht auf die verschiedenen Abtheilungen der Häuser nimmt, in welchen abgesonderte Familien wohnen und gleichsam ein Haus für sich ausmachen. Ungeachtet in den abgelegenern Theilen der Stadt wohl manche Häuser unbewohnt sind, so ist doch der größte Theil derselben, und besonders in dem Mittelpunkte der Stadt, voll gepfropft von Bewohnern von dem Erdgeschoß bis unter das Dach; es existiren wenigstens in jeder Etage eines Hauses eine, auch mehrere Familien; nur ausnahmsweise bewohnen die reichsten Familien ganze Häuser. Man kann also wohl für bestimmt annehmen, daß die Häuserzahl im ganzen Land, und besonders in Lissabon, viel zu hoch angegeben ist, was auch daraus hervorgeht, wenn man sich nur ein wenig die Mühe gibt, die Numerationen der Häuser in den Straßen zu verfolgen, in welcher man oft nicht begreift, nach welchem System diese Numeration vorgenommen, denn da findet man nicht nur Häuser mit mehrern Eingangsthüren, die nur eine einzige Hausnummer haben, sondern daneben gleich wieder ein Haus mit mehrern Eingangsthüren und über jeder eine besondere Hausnummer; dann wieder andere Häuser, wo die Hauptnummer über jeder Thüre beibehalten, allein noch obendrein mit verschiedenen Buchstaben A, B, C u. s. w. bezeichnet sind. — Daß das Gouvernement selbst den bisherigen Zählungen nicht traut, beweisen wohl die Worte des Decrets vom 18 October 1855, worin es ausdrücklich heißt, daß man bisher die statistischen Tabellen ganz vernachlässigt, und wie nothwendig es sey, neue und vollkommnere Volkstabellen aufzustellen, womit von nun an die Civilgouverneure hiemit beauftragt würden, und zwar alle nach dem dem Decrete beigefügten Modelle; dieses war aber so complicirt und enthielt so vielerlei Gegenstände, denn es sollte nach wohllöblicher portugiesischer Sitte sogleich das non plus ultra aller Vollkommenheiten statistischer Tabellen seyn, so daß man, wie bei Allem, wo man sogleich nach dem Höchsten strebt, wohl voraussehen konnte, wie man nun darüber auch das ganz Gewöhnliche vernachlässigen würde, da hiezu eine ganz andere Bildung der Civilgouverneure gehört, als diese wirklich besitzen, oder dieselben hätten ganz besondere Menschen dazu anstellen müssen, wozu sie nicht autorisirt waren, und von ihren Untergebenen konnten sie nicht verlangen, sich damit zu beschäftigen, da diese andere dringende Arbeiten hatten. Die Erfahrung hat nun auch hinlänglich gezeigt, daß die Civilgouverneure oder Generaladministratoren, wie sie jetzt heißen, sich nicht um die Ausübung des Decrets bekümmerten, und die Tabellen unausgefüllt blieben, denn die Idee zu diesen Tabellen war von dem damaligen Minister Agostinho José Freire ausgegangen, der Sinn für dergleichen Dinge hatte; da er aber bald darauf aus dem Ministerium trat und Nachfolger sich selten um die Ausführung der Befehle der Vorgänger bekümmern, und wenn sie auch im Namen der Königin gegeben, so gerieth dieses Decret, wie so viele andere, ebenfalls in Vergessenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Ein amerikanischer Arzt hat kürzlich entdeckt, daß das Aufgießen von einigen Tropfen irgend einer Mineralsäure auf eine durch den Biß eines wüthenden Thieres verursachte Wunde die Wasserscheu verhindere. Diese Säure soll den vergifteten Speichel zersetzen, und habe keine nachtheiligen Folgen. (Echo du Monde Savant Nr. 85.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 88** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Aus dem Neugriechischen: 1. Der Einarmige. 2. An die Geliebte. 3. An die abwesende Geliebte. — Perditus Mutton. (Aus dem Englischen von Douglas Jerrold.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 88.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

4 Oktober 1838.

Aus dem Neugriechischen.

Der Einarmige.

Ein Bursche haute Stein' entzwei,
und Einen Arm nur hatt' er;
Mit einem Arme haut' er sie,
nur mit dem rechten Arme.
Ein blondes Mädchen ging vorbei
und kam, um ihn zu fragen:
„So sag', wo ist dein andrer Arm,
daß du mit Einem hauest?“
„Ich küßte eine Jungfrau einst;
da hieben sie mir'n Arm ab.
Und kostet' es den andern auch,
ich möchte doch dich küssen.“ —
„Zum Henker auch mit deinem Wort,
daß du so eben sprachest!
Weit besser ist's, sie tödten dich,
als daß dein Herz sich freue;
Weit besser ist es, daß dein Blut
gleich einem Quell hinströme,
Als daß ein Mädchen jemals hier
dir deine Lippen küsse.
Weit besser ist's fürwahr, daß dir
das Blut zu Eis gerinne,
Als daß du hier mit deinem Arm
ein Mädchen je umfassest!“

An die Geliebte.

Schon sind es nun drei Jahre,
Seitdem ich bin verwundet,
Seitdem in bittern Schmerzen
Vor Sehnsucht ich vergehe.

Schwer trafen mich zwei Sterne,
Die wie Planeten leuchten,
Verwunden, gleich den Pfeilen;
Doch — wie soll ich gesunden?

Grausame! denn du weißt es,
Du siehst's mit eignen Augen;
Doch kümmert es dich wenig,
Wie ich vor Schmerz vergehe.

Und Lüge ist die Rede,
Daß es nicht Eine gäbe,
Die wäre hart von Herzen
Und hätte Engelsaugen!

An die abwesende Geliebte.

Wie viel der Stern' am Himmel sind, so oft auch
Gedenket dein mein Geist in jeder Stunde,
Und in den Träumen selber, wenn er schläfet,
Sieht er lebendig dich vor sich, wie jetzo!

O sel'ger Augenblick! o holde Stunde!
Niemals vergeff' ich Dein! — Doch wo verweilt ihr,
Ihr süßen Küsse? was so lange säumt ihr,
Zu mir zu kommen aus entlegnen Fernen?

Ich wandle einsam durch die öden Berge,
Und ob die Hoffnung auch dahin mir folge,
Der ungewisse Zweifel auch verfolgt mich.

Dir gilt der Zweifel, für dich zittr' und seufz' ich;
Mit Thränen mag allein mein Herz ich nähren,
Und deinen Namen nur ruft's durch die Berge.

Th. Kind.

Perditus Mutton.

Aus dem Englischen von Douglas Jerrold.

Erstes Kapitel.

Perditus Mutton saß in seinem einsamen Zimmer und hatte seine ernsten Blicke auf die heutige Nummer der „London-Post“ geheftet — es war der 5 November des Jahrs 1760.

„Eine Netzhaut von einem Kind — zu verkaufen um fünf Guineen. Man wende sich an Mariam Biedsave, Hoglane, Shorrditch."

Dieß, Leser, war die goldne Zeitung, welche plötzlich dem entzückten Auge Perditus Muttons sich darstellte. Nun muß man wissen, daß Perditus Mutton seit langer Zeit mit dem Gedanken sich trug, ein Reisender zu werden. Er hatte die Wunder von Mandeville und Purchas, von Hakluyt und Coryate gelesen; er hatte kein Weib, das ihn zurückgehalten hätte in ihren weißen Armen, keine Kinder die sich an seine Rockschöße geklammert hätten, keine Hausgötter, ihn an seinen Herd zu fesseln. Deßwegen wollte er fahren über die gefährliche See, er wollte mit eigenen Ohren hören das Singen der Seejungfrauen; er wollte, hinwandelnd über die Ebenen Asiens, mit eignem Auge die Einhörner grasen sehen. Hier war Alles langweilig, kalt, farblos — dort war Alles lustig, farbig strahlend. Perditus hatte ein arglofes Gemüth, ein leichtgläubiges Herz mitgebracht zu den Erzählungen seiner Lieblingsreisenden — sie waren ihm Orakel der Wahrheit gewesen; die von ihnen berichteten Wunder waren in seinem Gehirn wie mit eisernem Griffel in Felsen geschrieben. Er hatte sich ganz zum Jünger jener Hohenpriester des Fabellandes der alten Reisenden gemacht — jenen ernsten Erzähler von unerhörter Herrlichkeit; jener Träumer (cum privilegio) rosiger Träume. Trefflicher Marko Polo! ruhmwürdiger Mendez Pinto! Autorisiete Schwarzkünstler, rechtmäßige Zauberer! harmlose Betrüger! Männer, die gesehen, wie der Phönix sich in seinem würzigen Nest verbrannte und Zeugen waren von der Geburt des verjüngten Vogels!

Ja, für Perditus Mutton war der alte Reisende die Wahrheit selbst auf der Pilgerfahrt. Perditus hatte Huldigung geschworen dem Glücklichen, welcher den Gesang der Sirenen belauscht — der Heere von Pygmäen hatte auf Kranichen reiten sehen — der wußte, daß der Strauß seine Eier durch die Gluth seiner Augen ausbrüte; der gesehen, wie ein König durch den Blick eines Basilisken getödtet wurde — und wie ein Stachelschwein mit einem geschickt geschleuderten Stachel das Herz eines brüllenden Löwen durchbohrte.' Seit langer Zeit hatte Perditus beschlossen, auf Reisen zu gehen. Aber mitten in seinen hochfliegendsten Hoffnungen empfand er einen Schmerz, der ihn wieder auf die Erde zurückbrachte. England war, unglücklicherweise, eine Insel, und schwer fiel es ihm aufs Herz, wenn er an das treulose Meer dachte. Wenigstens jährlich dreimal hatte er, seit zehn Jahren, von Sturm und Schiffbruch geträumt und war aufgewacht unter dem Stöhnen und Brausen des Sturmes. „Die Netzhaut eines Kindes! fünf Guineen!" Er wollte stracks nach Hog Lane, Shoreditch, gehen, und so selbst dem Verhängniß Trotz bieten, daß er früher nie an dieß Amulet gegen das Ertrinken gedacht hatte, schien ihm jetzt mehr als bloßer Zufall. Es war offenbar, daß sein böser Genius — diesen Morgen nicht recht auf der Hut — ihn bisher ganz die erprobten, trefflichen Eigenschaften einer Netzhaut hatte übersehen lassen. Doch hatte er nunmehr über den Feind triumphirt und er wollte ohne Zeitverlust den Schatz aufsuchen.

Perditus stand auf und trat ans Fenster; der Regen fiel in Strömen von einem braunen Himmel, und obgleich Perditus vom dritten Stockwerk eines geschäftigen Barbiers auf den Strand herabsah, erblickte er doch keine Kutsche. Er drehte sich auf dem Absatz herum und mit einem Schritte stand er an dem Kamin. Er hatte seine Fahrt nach Hog Lane bis auf günstigere Witterung verschieben wollen, als sein Auge auf ein, wahrscheinlich apokryphisches Bild des Priesterkönigs Johann fiel. Mutton wähnt, er sehe den geheimnißvollen Monarchen die Stirne runzeln über den Verzug — ohne Zweifel mußten sich viele Liebhaber zu der Netzhaut finden — er schämte sich seiner Weichlichkeit — nahm seinen Hut — seinen alten Mantel — und trat hinaus in die Sündfluth.

Wir müssen nun auch einige Worte sagen zur nähern Schilderung unsers abenteuernden Helden. Er hatte keinen Verwandten auf der Welt; er erbte achtzig Pfund jährlich von einer Tante, die ihn beinahe von seinen frühsten Jahren an erzogen; und zur Zeit unserer Geschichte war er ein Junggeselle von 32 Jahren, obgleich, wegen sehr früher Kahlheit und gewisser natürlicher Scharlachstreifen in seinem Gesicht, eine Jury von Matronen ihm ohne Zweifel mehr als Vierzig gegeben hätte. Sein Gesicht sprach keine heftigeren Leidenschaften aus; in der That, als Perditus Mutton einmal seine gebogene Nase aus seinem engen Fenster auf die Straße hinausgestreckt hatte, war er von einem frechen Vorübergehenden mit einem gewaltigen weischen Hahn verglichen worden, der aus dem Hühnerstall nach seinem Futter sich umschaue.

Was sein geistiges Wesen betrifft, so zeichnete er sich hierin aus durch ausnehmende Leichtgläubigkeit und mehr als weibliche Weichheit. Nüchtern und mäßig wurde er sprüchwörtlich den Ausschweifenden und Unordentlichen als Muster vorgehalten. Oft riefen die Nachbarn der Mrs. Beard, der Frau des Nathaniel Beard, des Barbiers, zu: „sie habe einen wahren Segen an einem solchen Miethsmann." In der That war dieß Lob nicht zu viel für ihn; man hätte in dem Hause wohl Mäuse hören können, aber nie den Mutton. Und war dieß — hören wir die Leser rufen — ein Mann für's Reisen? Dieß ein Mann, der sich unter die Menschenfresser wagen konnte? Aber wie oft begegnen Einem solche betrübende Widersprüche!

Perditus schritt mannhaft zu und betrachtete es als eine günstige Vorbedeutung, daß er, als der Regen aufhörte, kaum bis auf die Haut naß war. Fünfzig Kutschen waren jetzt da; aber nun wollte er sich trocken gehen; mit diesem Entschluß setzte er seinen Weg fort. Der Regen hatte aufgehört, aber es war November und ein tüchtiger, handgreiflicher Nebel, so dicht wie ein Wollsack, senkte sich auf die Stadt. Perditus tappte im Nebel weiter und obgleich blind und beinahe erstickt von den stinkenden Dünsten, sah er doch die Fackeln der Leuchtbuben vermöge seiner Einbildungskraft für Feuerfliegen Hindostans an und meinte die Wohlgerüche der Molukken zu athmen. Sein Herz war im Orient, während er sich nach Shoreditch durchschlug.

Mit der unüberwindlichen Rüstigkeit eines angehenden Reisenden hatte Perditus Cheapside erreicht. Er hatte für unmög-

lich gehalten, daß der Nebel noch zunehme; aber er hatte mit großer Sachunkenntniß geurtheilt. Er stand jetzt still und schnappte nach Luft. „Eine Leuchte!“ schrie ein Kind mit pfeifender Stimme — „Eine Leuchte, Ihr Ehren?“ und bei dem gelben Schimmer der Leuchte sah Perditus zwei rollende, schwarze Augen und den grinsenden Mund eines Knaben, der wie ein kleiner Kobold seine Lust zu haben schien an dem Koth, Qualm und Dunkel um ihn her. „Eine Leuchte, Ihr Ehren?“ krähte er schrillend zum dritten Mal, machte einen Luftsprung, schwenkte seine Fackel und jolte vor Vergnügen. Perditus war ganz verblüfft über die wilde Freude des kleinen Springers.

„Mein Lieber,“ sagte Mutton und er hätte sich derselben Worte bedient, wenn er einen Pavian angeredet hätte — „mein Lieber,“ wiederholte er mit seiner Stimme von nur Einer Note — „mein Lieber“ — und er hustete, bis er beinahe vor Nebel erstickte.

„Man nennt mich Pups,“ sagte der Knabe mit höhnischer Ungeduld über Muttons zärtliche Worte — „Pups!“ und wieder machte er einen Sprung und schwenkte die Fackel.

„Weißt du den Weg nach Shoreditch, mein Lieber?“ fragte Perditus.

„Hinter sich und seitwärts, wie Ihr's verlangt,“ sagte der bereitwillige Pups.“

„Ein außerordentliches Kind!“ dachte Mutton. „Geh zu, mein Lieber;“ und Mutton schritt weiter, während der Knabe in kurzen Sprüngen vor ihm herüber und hinüber tanzte. „Was ist dein Vater, mein Lieber?“ fragte Perditus nach einer kleinen Weile.

„Kann's nicht sagen,“ antwortete Pups und fing an zu pfeifen wie ein Kanarienvogel. „Kannst's nicht sagen! Nun, was ist sein Geschäft? Was treibt er? He, mein Lieber?“ und Mutton sprach in ganz liebkosendem Tone. „Könnte es wahrhaftig nicht sagen,“ antwortete Pups. — „Warum nicht, mein Kind?“ — Der Vater ist todt,“ versetzte Pups, und wieder begann er gewaltig zu pfeifen und mit neuer Lebhaftigkeit zu tanzen. Ein leichter Schauer durchschüttelte den zartfühlenden Perditus über der kindlichen Gleichgültigkeit des jungen Pups. „Der arme kleine Bursche! Vielleicht entbehrte er auch, wie ich, immer des Segens, einen Vater zu haben!“ So groß war die Menschenfreundlichkeit unsers Helden. „Und wie verdienst du dein Brod?“ — „Nun, ich verdiene es mir im Winter bei den Nebeln; aber nur gibt's jetzt keine solche Nebel mehr, wie sonst; als meine Großmutter ein Kind war, da dauerte einmal ein Nebel drei Wochen; aber manche Leute, wißt Ihr, sind eben zum Glückhaben geboren. Das war eine Zeit, sagt sie; da hätte sich jeder Gentleman geschämt, wenn er nicht davon hätte erzählen können, daß er um eine Uhr gekommen sey — so finster war es!“ — Mutton fuhr instinktmäßig mit der Hand nach seiner Uhrkette und sagte dann sanft: „In der That!“ — „Aber jetzt geht das Gewerbe gar nicht mehr. Und die Flotte ruinirt uns Leuchtbuben vollends,“ sagte Pups kleinmüthig. — „Die Flotte, mein Knabe? Wie so?“ fragte Mutton. — „So viele Schiffe — machen das Pech so theuer. Und der Hanf geht auch jeden Tag mehr hinauf,“ klagte der Zottelbär. — „Wahrhaftig; und weißt du auch den Grund davon, mein Freund?“ — „Einer meiner Freunde sagt, weil es in den Sitzungen jetzt so hitzig zugeht. Wenn die Sachen in dieser Weise fortdauern, müssen wir Wachskerzen nehmen.“ — „Weißt du den Weg nach Hog Lane Shoreditch, mein Lieber?“ fragte Mutton. — „Ganz besonders gut zur Essenszeit,“ antwortete Pups, und fing wieder an zu tanzen in der Erinnerung an diese glückliche Stunde.

„Warum zur Essenszeit?“ fragte Perditus. „Lebst du vielleicht dort?“ — „Nein, ich nehme dort nur meine Mahlzeit ein; ich lebe im West-End. Wollt Ihr nach Hog Lane?“ — „Ja das ist meine Absicht; ich hoffe, du kennst den rechten Weg.“ — „Wenn ich blind wäre, könnte ich ihn angeben nach dem Geruch,“ sagte der unfehlbare Führer und eine Pause von einigen Minuten trat ein, während welcher Mutton nachsann über das trostlose Schicksal des kleinen Pups, und der kleine Pups rückwärts schielte nach Muttons Uhrkette. — „Kennst du eine Frau in Hog Lane, welche Birdseye heißt?“ fragte Mutton. — „Seit vielen Jahren,“ war die kurze Antwort. „Seit vielen Jahren! ei du bist ja noch nicht viele Jahre alt, mein Lieber?“ — Dafür kann ich nichts — aber sie ist meine Großmutter.“ — „Deine Großmutter?“ — „Und da ist ihr Haus,“ sagte der junge Pups, indem er mit Perditus Mutton stehen blieb vor einer Hütte, der Residenz von Miriam Birdseye, der Besitzerin der Netzhaut; Mutton stand im Begriff, an die Thüre zu pochen, als Pups sich davor hinstellte, und seine Fackel senkend, damit ihr Licht voll auf seine offen ausgestreckte Hand falle, Mutton bedeutungsvoll ins Gesicht sah. „Wir sehen uns vielleicht nicht wieder, Ihr Ehren,“ sagte Pups; worauf Mutton, ein Sixpencestück aus der Tasche ziehend, mit einem mitleidigen Seufzer ob der Verwahrlosung des zerlumpten, schuhelosen Zottelbärs, ihm die Münze in die Hand legte und auf dem Punkte war, die Gabe mit weisem und wohlmeinendem Rath zu begleiten, als der schlaue Junge das Silberstück mit den Zähnen faßte, sein Wohlgefallen über den metallischen Wohlgeschmack mit pfiffigem Gesicht zu erkennen gab und plötzlich verschwand. Mutton sah sich um — Alles war finster. Er krümmte die Finger um an die Thüre zu klopfen, aber er blieb mit erhobener Hand stehen, der Bewegung beraubt durch eine innen halb singende, halb predigende Stimme. Er horchte, aber er konnte keine Worte unterscheiden, und dann hörte plötzlich der Ton auf. Befand er sich an der Schwelle eines elenden alten Weibes — einer schmutzigen Hexe, die sich für den Sabbath salbte. Er hörte Tritte — nein! es war sein eigenes im Dunkel hoch pochendes Herz. Eben wollte er wieder sich in den Nebel stürzen, als er durch eine Frage aus dem Innern der Hütte an die Schwelle gebannt ward: Wer ist da? wurde gefragt — in gastlichen Tönen, wie es Mutton bedünkte, und eh' er noch antworten konnte, ging die Thüre auf.

Zweites Kapitel.

„Tretet herein,“ sagte ein kleines altes Weib. „So viel ich sehen kann, seht Ihr einem Gentleman gleich; tretet ein.“ Mutton ermuthigt durch die seiner äußern Erscheinung gezollte

Höflichkeit, trat in die elende Hütte. Ein Feuer brannte roth auf dem Herd und ein Binsenlicht flackerte in dem düstern Zimmer. „Setzt Euch, Sir," sagte das alte Weib und brachte Perditus einen Stuhl ohne Polster. Mutton setzte sich gehorsam in das Gestell und legte seinen Hut auf den Boden. Wie er saß, war sein Gesicht gerade in gleicher Linie mit dem Gesicht des vor ihm stehenden alten Weibes. Perditus sah nie rosenfarbner aus; sein Gesicht, von der Flamme beleuchtet, glühte wie die Wangen eines Apfels; das der Alten war weiß wie Mehl; und in ihrem dunkelschwarzen Auge war ein Glanz, der unsern Helden blinzen machte, als er ihm begegnete. „Sie muß bessere Tage gesehen haben," dachte Perditus, als die alte Dame wie eine Zwergkönigin ganz stattlich sich vor ihn hinpflanzte. Eine Minute lang herrschte Stillschweigen und Jedes prüfte das Aussehen des Andern. Endlich sagte Mutton, mit seinem unbehaglichen Stuhl rückend: „Ich lese die London-Post." Die Alte verließ, mit einer bedeutungsvollen Gebärde, aber ohne ein Wort zu sagen, Perditus und ging hinter einen Vordang, der die Hütte in zwei Hälften theilte. Unser Held sah sich ängstlich um. Sollte das alte Weib nur vor sich hin gesprochen, gesungen haben? Es war nicht einmal eine Katze auf dem Herde. Das Weib kam wieder hinter dem Vorhang hervor. Sie näherte sich Perditus, legte ein kleines Päckchen in seine Hand und sagte: „Fünf Guineen." — „Ihr steht für die Aechtheit?" fragte Mutton, indem er den Schatz aus seinen vielen Umwicklungen befreite. „Es ist sehr wohlfeil," bemerkte das Weib, und gab sich die Miene, als verachte sie jeden Zweifel an der Aechtheit. Mutton wickelte seine Kostbarkeit wieder ein, steckte sie in die Tasche und zog seinen Beutel. Er zählte die Guineen der Alten in ihre magere Hand. Wie er die letzte hinzählte, vernahm man ein Pochen an der Thüre. Nach einem Augenblick trat ein großer, dürrer Mann, mit gräulichem Haar und erdfarbigem Gesicht in die Hütte.

„Wie ist's damit?" fragte der Besuch die Alte, ohne sich um Muttons Anwesenheit zu kümmern; „Wie ist's damit?" Die Alte, den Finger erhebend, verschwand hinter dem Vorhang und der Fremde folgte ihr. Perditus hörte ein Geflüster und dann, wie ihn dünchte, das Klingen von Geld. Die Beiden kamen wieder zum Vorschein. „Behaltet es im Sinn, Alles aufs Beste!" sagte die Alte, und der Mann entfernte sich wieder, mit pfiffigem Gesicht Beifall nickend. Das Weib hielt die Thüre offen und sah Perditus Mutton an; unser Held nahm seinen Hut und verließ, im Besitz der erkauften Netzhaut, mit einem neuen Geist die Hütte.

Unter andern Tugenden hatte Mutton sich durch die Würde seines Gangs ausgezeichnet. Die Bildsäule des Don Guzman hatte keinen regelmäßigeren, keinen majestätischeren Schritt. Wie seltsam also mußte es ihm selbst erscheinen, daß er Hog Lane hinunterkapriolte mit der Beweglichkeit eines Tänzers, der den Mohrentanz aufführt! Es kam ihm vor, als hätte er die Herrschaft über seine Gliedmaßen verloren, denn wider Willen hüpfte er immer springend und tänzelnd die Straße hinab, mit den Fingern schnalzend, und zu seinem eigenen Erstaunen, Bruchstücke von Liedern summend, die in guter Gesellschaft durchaus nicht geduldet waren; — es war sehr — sehr seltsam; und doch lag in dieser Zügellosigkeit ein Reiz, der etwas für ihn Angenehmes hatte. Endlich fand sich Mutton in Cheapside, und der Nebel, der sich einigermaßen gelichtet hatte, zog jetzt wieder seine pestartigen Dünste zusammen. Ein Mann mit brennender Fackel trat zu unserm Helden. „Befehlen Ihr Ehren eine Leuchte?" — „Hole Euch — —!" rief Mutton und führte, zu seinem eigenen Erstaunen einen halb scherzhaften Schlag nach dem Hut des Fragenden; einen Schlag, der den Rand des Hutes auf den Hals seines Besitzers herabdrückte. Nach diesem sprang Mutton kichernd weiter, obgleich ihn ein geheimes Gefühl von der Unziemlichkeit dessen, was er gethan, beschlich. Als er St. Pauls Kirchhof betrat, wurde er ungewöhnlich ernst; mit jedem Schritt kam eine tiefere Traurigkeit über ihn. War es Bewunderung der Kathedrale, des riesigen Werkes der Baukunst? Wir glauben nicht, denn er konnte sich einiger verstohlenen Blicke nach den Fenstern eines Silberarbeiters nicht enthalten; und mehr als einmal blieb er mit einer Empfindung wie Neid neben einem Gentleman stehen, der ziemlich unklug seine goldene Tabacksdose in dem Nebel sehen ließ. Nun war Mutton jederzeit ein Feind vom Schnupfen gewesen; aber er wußte nicht wie es kam — es dünkte ihn fast, als habe er an der Dose Geschmack gefunden. Vorsichtig wie eine Katze schlich Mutton Ludgate-Hill hinab, und jeden Augenblick — vielleicht war der Nebel schuld — wurde ihm das Athmen schwerer. Als er an Old-Bailey vorbeikam, war ihm, als müßte er ganz ersticken; er eilte Fleet-street zu, und zu seinem Erstaunen, kam ihm jetzt vor, daß er mit jedem Schritt bessere Luft einathme, obgleich der Nebel immer dicker wurde. Er hatte Templebar erreicht, und nie war ihm besser zu Muth gewesen, wie der Leser abnehmen kann aus einem Vorfall, der sich hier begab. Eine hübsche kleine Knospe von Putzmacherin — eine von den tausend unaufgebrochenen Blumen, welche das Schicksal auf die Straße streut — war eben zitternd in der Stadt angekommen. Vor einer Stunde noch hätte Mutton den Hut tief abgezogen vor dem schutzlosen Geschöpf und tiefe Ehrfurcht empfunden vor ihrer Wehrlosigkeit — und jetzt — wie sollen wir solche Widersprüche vereinigen — wie solche plötzliche Frechheit erklären, entschuldigen? Der Römer hat gesagt, Niemand werde in einer Minute ein Schurke; wir wollen nicht streiten — unsere Pflicht ist jetzt nur, ganz getreulich zu berichten; und wir theilen ganz die Verwunderung, das Staunen, die Entrüstung und den Abscheu, wovon unsere Leser werden ergriffen werden, wenn wir ihnen die Ruchlosigkeit Muttons erzählen — unsere schmerzliche Pflicht ist, zu berichten, daß er seine Arme um die kleine Putzmacherin schlang und den Nebel schändlich sich zu Nutzen machend, sie heftig küßte. Das arme Mädchen kreischte laut auf und ging weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 278.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 October 1838.

Die schöne Creolin.

Erzählung von E. Souvestre.

Das Mittagessen war beendigt, und die Gesellschaft hatte sich im Park zerstreut. Ich war in der Nähe eines Gartenhauses stehen geblieben, von wo man zugleich die Schatten von St. Cloud und die launischen Krümmungen der Seine übersehen konnte; da bemerkte ich unten am Fußwege den Doctor Miller, der auf mich zukam.

Es ist dieß ein vor einigen Monaten aus Amerika angekommener Methodist, welcher diesen Morgen dem Hrn. Heinrich Varin, bei dem wir uns befanden, vorgestellt worden war. Ich hatte einige Stunden früher eine lange Unterredung mit ihm gehabt, während welcher ich ihn als einen Mann von ausgezeichnetem Werthe kennen lernte. Ich war hauptsächlich über diese Mischung von Ernst und Kühnheit, von Unbiegsamkeit und Milde überrascht, welche sich in allen seinen Gedanken und seinen Argumentationen aussprach. Es war das erstemal, daß ich mit einem jener Missionäre mit rundem Hute in Berührung kam, die ohne Verlegenheit mitten unter Leuten von Welt predigen, die das Böse ohne Aufwallung verdammen, über Religion und Tugend in dem einfachen Tone einer vertrauten Unterhaltung sprechen, und die es wagen, das Gute zu versuchen, ohne sich das Ansehen zu geben, dasselbe einzutrichtern. Doctor Miller schien mir das Muster jener Quäker zu seyn, von denen ich in Büchern so viele schöne Geschichten gelesen, die ich aber bisher vergebens im Leben aufgesucht hatte.

Ich empfing ihn daher aufs freundschaftlichste und mit frohem Lächeln an der Thür des Gartenhauses, wo ich stand. Ich zeigte ihm mit dem Finger die herrliche Landschaft, die vor uns lag, und die er einige Zeit stumm betrachtete. Nach einem ziemlich langen Stillschweigen streckte er die Hand gegen Paris aus, das sich am Horizont verlor.

„Wenn wir es nicht gewiß wüßten," sagte er halblaut, wer von uns könnte sagen, ob dieß eine Hauptstadt ist, oder ein Nebel? Ach! alle Werke der Menschen sind doch, in der Entfernung betrachtet, nichts weiter als leere Wolken."

„Ja, Hr. Doctor, allein in diesen Wolken liegt Gedanke und Leben."

„Oh, ich weiß es," erwiederte er lebhaft. „Die Werke des Menschen sind nur der Rauch seiner Intelligenz; allein das heilige Feuer flammt im Innern. Der Mensch ist nur durch das, was er erzeugt, klein; durch das, was er fühlt, ist er unermeßlich groß; was ist die mächtigste Stadt in der Welt gegen die Seele eines Kindes? Nur die Schöpfungen Gottes sind wahrhaft groß und wahrhaft schön."

In diesem Augenblicke drangen lebhafte und lachende Stimmen bis zu uns herauf; ich beugte mich vor und sah die jungen Damen, mit denen wir den Tag über zusammen gewesen waren, unten auf der Wiese.

„Hier haben Sie den Beweis ihres Princips," sagte ich lächelnd zum Doctor: „es gab nichts wahrhaft Schönes, als die Schöpfungen Gottes."

Allein der Amerikaner war plötzlich ernst geworden.

„Wie ist der Name jener Frau im weißen Kleide, welche Hr. Heinrich Varin führt?" fragte er mich.

„Frau von Larcy."

„Ist sie schon lange in Frankreich?"

„Ich weiß gar nicht, daß sie je irgendwo anders gewohnt hätte?"

„Kennen Sie sie?"

„Wie man sich so in der großen Welt kennt; ich treffe sie stets bei Hrn. Varin, wenn ich zu diesem komme."

„Wahrhaftig," erwiederte der Doctor mit einem tiefen Blicke auf mich, „es schien mir, sie wäre hier zu Hause."

Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken; er schüttelte den Kopf.

„Wie konnte Hr. Varin seine junge Frau so schnell verlassen?" fuhr er fort; „sieht er nicht, daß sie vor Eifersucht beinahe stirbt."

Ich zuckte traurig die Achseln.

„Und wer konnte der Frau von Larcy eine solche Gewalt über Ihren Freund verleihen?"

„Haben Sie nicht gesehen, wie schön diese Frau ist? Als man sie Ihnen vorstellte, schienen Sie selbst überrascht und gerührt durch diese Schönheit, denn sie bebten zusammen."

Der Doctor antwortete hierauf nicht. Er schien etwas tief zu überlegen.

„Hat es denn Niemand versucht, Hrn. Varin zu seinen Pflichten zurückzubringen?“ fing er endlich wieder an.

„Dieß wäre umsonst gewesen.“

„Gibt es denn gar kein Mittel, ihn von dieser Frau abzubringen?“

„Welches.“

Miller schwieg, und es trat ein langes Stillschweigen zwischen uns ein.

Ich fing an zu fürchten, der Doctor möchte über eine Rede nachdenken, auf die, wie ich wußte, Varin nicht sehr vorbereitet war, und uns somit irgend einer Verlegenheitsscene aussetzen. Ich fand die Bekehrer stets auf eine so ungeschickte Weise indiscret, daß ich sogar mein Vertrauen auf diesen verlor. Ich warf deßhalb einige Bemerkungen über das Fruchtlose aller Versuche an unserm Wirth hin. Hr. Miller errieth ohne Zweifel meine Absicht, denn er sagte mir:

„Befürchten Sie nichts, mein Herr, ich achte die Moral zu hoch, als daß ich sie tauben Ohren predigen möchte.“

Inzwischen rückte die Nacht herbei; einige Spaziergänger gesellten sich zu uns, und so kehrten wir mit einander in den Salon zurück; die Damen befanden sich bereits dort, und die Unterhaltung war allgemein.

Doctor Miller hatte bei Seite in der Nähe eines Fensters Platz genommen, von wo er fortwährend die Frau v. Larcy betrachtete. Es wäre schwer zu sagen gewesen, welches Gefühl bei dieser aufmerksamen Prüfung eigentlich bei ihm vorherrschte; die Züge des Doctors hellten sich in einem Augenblicke auf, wie wenn alle Zweifel in ihm geschwunden wären; darauf erschien wieder die düstere Wolke der Ungewißheit auf denselben; manchmal senkte er das Haupt, hörte die Frau v. Larcy sprechen, ohne sie zu sehen, und schien auf ihre Betonung zu horchen; auch beobachtete er genau die Bewegung ihrer Lippen, und sah gleichsam zu, wie ihre Worte sich bildeten und von ihr ausgesprochen wurden.

Frau v. Larcy hatte anfangs diese ausforschende Beobachtung nicht bemerkt; endlich aber gewahrte sie es und schien genirt dadurch; sie wandte sich ab, um derselben zu entgehen, und hörte plötzlich auf zu sprechen.

In jedem Cirkel ist immer eine einzelne Person, welche gleichsam demselben die Richtung angibt und dominirt; durch Glück, Schönheit oder Verstand zum Herrscher des Augenblicks erwählt, hält dieselbe die Unterhaltung aufrecht; schweigt jene, so hört diese auch auf, wie eine Uhr, deren Hauptfeder lahm geworden. So war es mit Frau v. Larcy; von dem Augenblicke an, wo sie die Rolle der Schweigenden übernahm, stockte das Gespräch, und hörte nach und nach ganz auf.

Varin, beunruhigt durch diese plötzliche Laune, versuchte vergebens dasselbe wieder aufzunehmen; nachdem er sich umsonst bemüht, schlug er vor, Whist zu spielen, was aber allgemein nicht angenommen wurde.

Man schlug eine Lecture vor, ohne jedoch über das zu lesende Buch einig werden zu können.

„Wäre nur Courcy hier,“ rief Varin, „er würde uns von seiner Reise nach Afrika und seinen Abenteuern auf dem Atlas erzählen.“

„In Beziehung auf Reisen und Abenteuer,“ fiel ich hier ein, „empfehle ich Ihnen Hrn. Doctor Miller.“

„Wahrhaftig, Doctor, Sie erzählen uns etwas,“ sprach Varin.“

Miller verbeugte sich und wollte sich entschuldigen.

„Nur keine Entschuldigungen,“ rief ich aus, „Sie haben mich diesen Morgen nur zu sehr interessirt, als daß ich Ihnen diesen Abend Gnade ertheilen sollte; also frisch, mein Herr, noch eine von jenen Geschichten, die Sie so gut erzählen.“

Der Doctor lächelte.

„Ich besinne mich in der That vergebens,“ sagte er.

Hierauf begann er wieder, gleichsam als hätte ihn ein Lichtstrahl durchdrungen!

„Ich irre mich; eine fällt mir ein, die ich Ihnen mittheilen werde; die Handlung trug sich vor meinen Augen zu, und ich kann für die Wahrheit meiner Angaben sicher stehen.“

Voll Neugierde setzte man sich näher um den Doctor, der seine Erzählung folgendermaßen begann.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus Paris. Nr. 10.

Die Schauspiele und Romane der Franzosen.

(Schluß.)

Fragt man nach den Ursachen dieser Veränderung in der Theater- und Romanliteratur, so kommt außer der Mode Folgendes in Betracht. Die bisherige Literatur der französischen Romantiker, aus welcher einige gar zu eifrige deutsche Patrioten den Charakter und die Moralität des französischen Volkes beurtheilen zu dürfen glaubten, war zuletzt auf Grisetten, Maitressen und die Müßiggänger des männlichen Geschlechtes beschränkt. Ehrbare Hausväter und Hausmütter gestatteten den Werken dieser Art keineswegs den Eingang in ihre Familien. Der Roman und das Drama der Neuern ward wie ein Gift gemieden, seitdem man sich überzeugt hatte, daß die romantische Schule nur auf Erschütterung in unserer Brust und auf Erregung großer Leidenschaften ausgehe. Die Revuen und Magazine wurden von nun an die Erholungslecture der Eltern wie der Kinder, und in Betreff des Schauspielbesuches statuirte der Vater, welchen Vorstellungen die Kinder beiwohnen dürften, und welchen nicht. Durch diesen Umstand verloren die Romane eine große Anzahl von Lesern und die Bühnen eine große Anzahl von Zuschauern — ein Verlust, der im gegenwärtigen Augenblicke den Theaterdirectionen besonders nahe geht. Wenn man bisher auf die Verderbtheit des menschlichen Herzens auch in literarischer Beziehung speculirt hatte, so ward man nun auch hier inne, daß es der ernsthaften und tugendhaften Menschen mehr gebe, als der leichtsinnigen und lasterhaften, und daß die große Mehrzahl der Men-

schon etwas auf Anstand und gute Sitten halte. Die wiederholten Vorstellungen der alten Stücke am Théâtre français und die günstige Aufnahme, welche den sittlichen Stücken von Neuern hier zu Theil wird, rechtfertigen die Behauptung vollkommen, daß man darauf ausgehe, die Bühne von allem Nichtswürdigen zu befreien. Das Théâtre français kann mehr als jede andere Anstalt oder Autorität hierzu beitragen. Es steht um so mehr zu erwarten, daß es seine Stellung hierzu benutzen werde, da sich ihm gegenwärtig nicht nur die Kunstkenner und Liebhaber, sondern auch der edlere Theil des Publicums ausschließlich zudrängt — eine Erscheinung, die nicht durch die bloße Modesucht der Nation erklärt werden kann. Das Vaudeville geht bereits ein auf die Denkweise des Publicums und producirt jetzt am liebsten solche Dinge, welche der Großpapa mit seinen Enkeln und Enkelinnen ansehen mag, ohne sich dabei zu ärgern. Zwar wird es noch einige Zeit anstehen, bis alle die anstößigen Bühnenstücke aus den Repertorien verschwinden, denn man kann nicht gleich mit lauter neuen Waaren dienen, und überdieß rühren ja die anstößigen Stücke gerade von solchen Verfassern her, die auf dem französischen Parnaß gebieten. Die Directionen sind deßhalb vor der Hand bloß darauf bedacht, an gewissen Tagen der Woche nur solche Stücke zu geben, die kein Ohr beleidigen. Da die Einnahme an diesen Tagen sehr bedeutend ausfällt, so wird man nicht lange Anstand nehmen, ihre Anzahl zu vermehren, was dann nicht ohne Rückwirkung auf die Repertorien bleiben wird.

Jetzt oder nie wird die Vermittlung zwischen Romantismus und Classicismus vor sich gehen. Das Théâtre français scheint an die Möglichkeit derselben zu glauben, und mehrere Dichter und Kritiker, die sonst hartnäckig auf beiden Seiten kämpften, nähern sich in der That einander. Die wärmsten Vertheidiger der romantischen Schule hören auf, die Auswüchse derselben in Schutz zu nehmen, so wie auf der andern Seite die Vertheidiger des Classicismus nicht in Abrede stellen, daß die französische Sprache durch die Romantiker ansehnlich in Worten und Redensarten bereichert und von mancher Fessel, die man als stereotyp zu betrachten gewohnt war, befreit worden ist. Auch dadurch wurde die Romantik der französischen Literatur überhaupt nützlich, daß sie die in Vorurtheilen mancher Art befangene Nation an ein freies Wählen in Sachen des Geschmacks gewöhnte, so daß die Worte „französisch" und „schön" oder „vollkommen" aufhörten gleichbedeutend zu seyn. Dem Wirken der Romantiker ist es hauptsächlich zuzuschreiben, wenn man gegenwärtig in Frankreich der ausländischen Literatur und namentlich der deutschen einige Aufmerksamkeit schenkt. Man braucht eben kein Freund der Romantiker zu seyn, um einzugestehen, daß sie mehr zur gegenseitigen Annäherung der Völker beigetragen haben, und das zwar, ohne es zu wissen und zu wollen, als die allerthätigsten Kosmopolitiker. Nachdem man die Mängel der sogenannten classischen Literatur und die großen Verirrungen der romantischen erkannt hat, wird hoffentlich eine neue Literatur erstehen, die den Anforderungen jener gemäßigten Geister entsprechen wird, welche der Vergangenheit Recht widerfahren lassen, ohne darum die Ansprüche der Gegenwart zu verkennen. Etwas Hervorstechendes hat diese Uebergangsperiode bis jetzt noch nicht hervorgebracht, wohl aber Gutes und Erträgliches. Dem heranwachsenden Geschlechte, nicht dem jetzt wirkenden, bleibt sonder Zweifel die heilsame Verbindung der schweifenden Extreme vorbehalten; was vor dem Jahre 1830 nur einen Zeitungsartikel verfaßt, ist zu diesem Geschäfte unbrauchbar.

Ich habe im Voranstehenden mit dem Namen Schauspiele Alles bezeichnet, was über die Bühne geht, ohne alle Rücksicht auf die besondern dramatischen Gattungen, die man zu unterscheiden nicht nur berechtigt, sondern auch gewohnt ist. Eben so habe ich unter dem Namen Romanliteratur alle poetischen Erzeugnisse zusammengefaßt, die es mit der Erzählung von Begebenheiten zu thun haben. In Bezug auf die Unterabtheilungen dieser beiden Hauptabtheilungen wäre gewiß noch manche interessante Bemerkung zu machen. Indem ich mir deren Mittheilung für ein anderesmal vorbehalte, sey nur noch schließlich Einiges über das Wort Vaudeville gesagt. Um ein dramatisches Product gehörig zu würdigen, muß man einer gelungenen Vorstellung desselben beigewohnt haben. Dieses aber gilt in einem ganz besondern Grade vom Vaudeville. Ich bin überzeugt, daß mancher deutsche Kritiker, der in seinem Unmuthe den Stab über diese Gattung gebrochen hat, ganz anders urtheilen würde, wenn er die Theater der Boulevards besucht hätte. Wenn Beaumarchais sagt: „man singt jetzt, was man nicht der Mühe werth achtet zu sprechen," so ist das ein Epigramm auf die vielen schlechten Vaudevilles, das auch auf die Oper seine Anwendung findet, nicht aber eine Definition dieser Gattung, die das reinste Ergebniß des französischen Nationalcharakters ist. Das Leben und seine Auftritte werden uns hier von ihrer heitern Seite gezeigt. Rede, Gesang, Musikinstrumente, Tanz, Mienen- und Gebärdenspiel wirken hier in der ungezwungensten Weise zusammen, um uns die dem französischen Volke eigenthümliche Anmuth und Beweglichkeit in ihrem vollen Glanze vorzuführen. Wer sich einen Begriff von der Macht des Zusammenwirkens dieser verschiedenen Elemente machen will, der lese entweder vor oder nach der Aufführung eines solchen Stückes den Text auf seiner Stube. Im ersten Falle wird man beim Ansehen der Vorstellung kaum glauben, daß das gespielte Stück mit dem gelesenen dasselbe sey, so wie man im zweiten Falle in dem gelesenen das gespielte nicht mehr erkennt und sich manchmal nicht nur wundert, sondern sogar ärgert, an der Vorstellung Gefallen gefunden zu haben. Die Schauspieler des Vaudeville's sind in der That wahre Verstandesbestecher; sie besitzen so viele besänftigende und beschwichtigende Mittel, daß auch der trockenste Comptoirrechner und der finsterste Philosoph den Grazien durch ein sanftes Lächeln zu huldigen genöthigt werden. An diesen Schauspielern spielt überhaupt Alles, und und das zwar harmonisch. Sie besitzen alle die erforderlichen Kenntnisse des menschlichen Herzens und sind in einem solchen Grade des geselligen Tones Meister, daß sich in Ihnen das Conventionelle aufs glücklichste vermählt. Die Schauspieler des Vaudeville's haben selten jene tiefen Studien gemacht, die man von dem Tragiker und Komiker zu erwarten berechtigt ist. Sie bilden sich rein praktisch. Spielen sehen und spielen ist hier

der Erziehungsgang. Was dem Schauspieler des Vaudeville's außer diesen beiden Stücken nöthig ist, liefert ihm die Stadt Paris, die er deßhalb mit beobachtendem Blicke durchwandert. Er thut dieß Letztere zwar oft mit hungrigem Magen, aber darum nicht ohne Lust. Ein Beobachter, der ganz Auge (totus oculus) wäre, wie Plautus sich ausdrückt, würde nach hundert Jahren noch immer Neues finden. Das Pariser Volksleben — und hier muß sich der Vaudevilledichter besonders umthun — ist ein unermeßliches Meer, aus dem man schöpft, und das man nicht ausschöpft.

Klimatische Schilderung von Brittisch-Westindien und Guiana.

8. Dominica.

Diese Insel ist 29 Meilen lang und 16 breit, fast in der Mitte zwischen Martinique und Guadeloupe, und 100 Meilen nördlich von St. Lucia, dem es im äußern Ansehen gleicht, da es eine über 5000 Fuß hohe Kette von rauhen Bergen hat. Das ganze Land ist, mit Ausnahme der angebauten Stellen, mit Wald, Hochholz und Unterholz bedeckt. Sie ist vulcanischen Ursprungs, und der Boden hellbraun, aber gegen die See zu und in den Thälern ist tiefe schwarze Erde. Die Insel hat 30 Flüsse und zahllose Bäche, die aber mitten unter einer für das Auge entzückenden Landschaft Krankheiten zu entwickeln scheinen, die für Europäer höchst verderblich sind. Das Klima ist wenig verschieden von dem von St. Lucia, aber die Regenzeit tritt später ein und dauert länger. Regenschauer sind häufig, und im September und October fällt der Regen in Strömen. Die niederste Temperatur ist 75° F. (18⅔° R.), die höchste 86° F. (24° R.). Roseau, die Hauptstadt, liegt im Südwesten der Insel auf einem niedern Landvorsprunge, der zwei Bogen bildet.

Portugals Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Der Curiosität wegen sollen doch einige der in den Modellen zu den Volkstabellen angeführten Artikel angeführt werden, welche in einer besondern Abhandlung als Erklärung und Commentar den Tabellen von den Generaladministratoren beigefügt werden sollten. Z. B. neben der Volkszahl die Altersclassen und dabei die Bemerkungen über Sterblichkeit anzugeben; alsdann, in welchem Alter Kinder ihren Eltern in der Arbeit behülflich seyn können; in welchem Alter ein Mann seine völlige Ausbildung erhält; wie lange Lehrlinge verschiedener Professionen zu lernen haben; der Schaden, den eine zu frühzeitige Anstrengung auf den Körper hervorbringt; die Epochen der Verheurathungen beider Geschlechter; die mittlere Fruchtbarkeit der Weiber; der Einfluß des Klima's auf die Fruchtbarkeit; der Zeitpunkt, wenn Jünglinge und Mädchen mannbar werden; der Zeitpunkt, wenn Männer und Weiber zu körperlichen Arbeiten untauglich werden u. s. w. Aus diesen wirklich recht curiosen Aufgaben, deren Lösung mehr für einen Gelehrten als für ein Polizeiamt gehört, das sich nur allenfalls mit Zahlen beschäftigen kann, ersieht man wohl, weß Geistes Kind der Minister Freire war, der diese Aufgaben gelöst haben wollte, der als gescheidter Mann aber wohl wußte, daß vielleicht nicht ein einziger Generaladministrator diese Fragen beantworten könnte. Er wollte also hiemit nur zeigen, welche tiefe Einsichten er in die Staatswirthschaft hätte, und da ist es denn solchen starken Köpfen, deren es so viele schon im Ministerium hier gegeben hat, eine große Genugthuung, wenn das Publicum über solche Verordnungen Maul und Nase aufsperrt; seine Anhänger, die auch etwas haben läuten, aber nicht zusammenschlagen hören, wollen darin einen großen Mann erkennen, seine Gegner aber darin gerade das Gegentheil sehen, und ihn für einen verrückten Menschen erklären. — Alle Weisheit für solche Anordnungen wird gewöhnlich aus Zeitungs- und Journalnachrichten anderer Länder geschöpft, besonders aus englischen, vorzüglich aber aus französischen. Frankreich überhaupt in seinem ganzen politischen und Staatstreiben muß stets in Portugal als Modell aller Institutionen dienen, die ganze Verfassung beinahe wurde danach umgewandelt, Alles nachgeahmt; der Minister Freire war der Hauptagent dieser Neuerungen, die hier nicht Stich halten können, und nur die größten Verwirrungen hervorgebracht haben. — Also, wie schon gesagt, die Volkszählung mit den gelehrten Abhandlungen, wie sie eingeliefert werden sollten, unterblieb. Ungeachtet dessen wurde aber doch in den Cortes von 1838 folgende Tabelle von den Feuerstellen im ganzen Lande vorgelegt.

Districte.	Anzahl der Wahlbezirke.	Wahlbezirke.	Anzahl der Feuerstellen.
1) Aveiro	1	Aveiro	28.255
	2	Feira	28.550
2) Bragança	3	Braganca	32.870
3) Braga	4	Braga	32.275
	5	Guimaraes	35.755
4) Beja	6	Beja	27.456
5) Castello Branco	7	Castello Branco	30.921
6) Coimbra	8	Coimbra	37.595
	9	Arganil	22.290
7) Evora	10	Evora	22.425
8) Faro	11	Faro	32.618
9) Guarda	12	Guarda	29.669
	13	Francoso	22.255
10) Lisboa	14	Lisboa	81.550
	15	Alemquer	22.910
11) Leiria	16	Leiria	29.474
12) Portalegre	17	Portalegre	22.679
13) Porto	18	Porto	52.625
	19	Penafiel	56.850
14) Santarem	20	Santarem	39.289
15) Villa Real	21	Villa Real	41.745
16) Vianna	22	Vianna	38.506
17) Vizeu	23	Vizeu	54.919
	24	Lamego	35.188
Summe . . . 17	24		817,265

(Fortsetzung folgt.)

Hr. Achille Jubinal, den der französische Minister des öffentlichen Unterrichts nach Bern sandte, um die französischen Manuscripte der dortigen Bibliothek zu untersuchen, ist zurückgekehrt und hat seinen Bericht abgestattet. Es geht daraus hervor, daß Hr. Jubinal Abschriften einer großen Anzahl literarischer und historischer Gegenstände aus dem dreizehnten Jahrhundert mitbringt, so wie ein Lobgedicht von Christine de Pisan auf die Jungfrau von Orleans vor ihrem Tod; ferner die Correspondenz Ludwigs XI und Heinrichs IV mit dem Schweizerbund. (Echo du Monde Savant Nr. 58.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.)

Nr. 279.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 October 1838.

Das Einsammeln des Paraguay-Thees.

(Aus Robinsons: Letters on Paraguay.)

Ich wurde, erzählt der Verfasser, ein Hr. Robinson, von einem der ersten Yerba-Fabrikanten eingeladen, ihn in seiner Barke nach Villareal zu begleiten, und von da mit ihm in die Wälder zum Einsammeln zu gehen. Ehe ich zu dieser Schilderung übergehe, will ich eine Bemerkung über die Leute machen, welche den Handel treiben. Es ist dasselbe eine so schwierige Sache, daß meist nur junge Anfänger in der Welt sich damit befassen, oder Leute niedern Standes, die gleich denen, welche auf das Suchen von edlen Metallen ausgehen, in ein Speculationssystem verwickelt werden, wo sie abwechselnd bald zu Reichthum gelangen, bald ihn wieder verlieren, immer arm sind, und endlich in den Yerbales sterben. Es gibt Ausnahmen von dieser Regel, aber sie sind selten. Die Gehülfen (peons) dabei sind fast ohne Unterschied Spieler, wie ihre Herren, und kaum aus den Wäldern heraus, müssen sie wieder dahin zurückkehren.

Diese Wälder sind manchmal so undurchdringlich und mit Buschwerk überwachsen, und so voll von Schlangen und Insecten der quälendsten und oft giftigen Art, daß man kein anderes Thier hinein treiben kann, als Ochsen, die zum Unterhalt der Yerbamacher nothwendig sind, und Maulthiere, die man eben so nöthig braucht, um den Thee, wenn er bereitet und verpackt ist, aus den Wäldern heraus zu schaffen. Mit Miguel Carbonell, einem rohen Catalanen, der ein langes Leben theils auf dem Strom, theils in den Wäldern zugebracht hatte, fuhr ich von Assumpcion weg stromaufwärts, und am zehnten Tage unseres Mosquitomärtyrerthums auf dem Paraguay langten wir zu Villareal unter 23° 20′ S. Br. an. Wir befanden uns nun an den Gränzen des von den Mbaya- und Guaycuru-Indianern bewohnten Gebiets; die letztern sind der wildeste aller der noch ununterworfenen Stämme in dieser Gegend. Zwei Tage nach unserer Ankunft verließen wir Villareal zu meiner größten Freude, denn wenn die Qualen des Fegefeuers denen an diesem Orte gleichen, so hat man nachher gewiß nichts mehr zu fürchten. Die Hitze, die Unreinlichkeit, die Mosquitos, die Eidechsen, die Schlangen, die Kröten, die Hundertfüße, die Vinchucas, die Fledermäuse, die nackten Einwohner, die elenden Hütten, die schmutzige Armuth, Alles machte meinen zweitägigen Aufenthalt hier nicht nur peinlich, sondern im höchsten Grade ekelhaft. Unsere Cavalcade, als wir abzogen, war grotesk genug. Etwa 40 Peons, nur mit einem Hemd, einem Paar Hosen, einem Gürtel um die Lende und einer Mütze auf dem Kopfe bekleidet, ritten auf theils gesattelten, theils ungesattelten Maulthieren voran. Vor uns zog ein Dutzend mit Branntweinfäßchen, Tabak, und andern Waaren beladener Maulthiere. Etwas weiter vorwärts trieb ein halbes Dutzend Peons etwa hundert Ochsen vorwärts, die unter den durch die Stiche der Insecten verursachten Schmerzen brüllten, während der Catalane, ein Capataz oder Aufseher, und ich den Nachzug führten. Unsere Beine waren in rohe Häute eingeschlossen, um sie gegen die Dornen des Unterholzes und gegen die Stiche der Mosquitos zu schützen; unsere Gesichter waren zu demselben Zweck mit gegerbten Schaffellen bekleidet, und unsere Hände stacken in Handschuhen von demselben Stoff. Die Haut der Peons war, wie es scheint, so gegerbt und gehärtet, daß sie keines weitern Schutzes gegen die Insecten bedurften.

Am fünften Tage verkündigte ein Freudengeschrei, daß der Zug einem Yerbal oder Wald von Yerbabäumen erreicht habe, und alsbald wurden thätige Vorbereitungen zu einem sechsmonatlichen Aufenthalt gemacht. Mit Tagesanbruch waren die Peons an der Arbeit; hier errichteten die einen eine lange Linie von Hütten, und bedeckten sie mit den breiten Blättern des Palmbaums oder der Bananen; andere trafen Veranstaltungen zur Bereitung und Aufbewahrung der Yerba. Diese bestehen erstens im Bau der Tatacua. Dieß ist ein kleiner Platz, etwa 6 Fuß ins Gevierte, wo der Boden mit schweren Hämmern geschlagen wird, bis er einen festen Grund bildet. In den vier Ecken und in rechten Winkeln werden starke Pfähle eingeschlagen, während man große Holzstücke in der Mitte niederlegt: hier werden die Blätter und kleinen Zweige des Yerbabaums, nachdem man sie aus dem Wald gebracht hat, zuerst getrocknet, indem man die Holzstücke anzündet. Neben der Tatacua wird ein großes Viereck von Häuten ausgebreitet und die getrockneten Blätter

darauf gelegt, worauf ein Peon die vier Ecken anfaßt, und das Ganze nach dem zweiten Platze, der Barbacua, trägt. Dieß war ein Bogen von bedeutender Spannung, dessen Stützen aus drei starken Böcken bestanden. Der mittlere Bock bildete den höchsten Theil des Bogens. Ueber diesen Bau werden Querstangen gelegt, die auf beiden Seiten der mittlern Stützen fest an Pfähle genagelt waren, und so das Dach des Bogens bildeten. Die Blätter wurden nach dem Tatacua-Proceß von den größern Zweigen des Yerbabaums getrennt, und auf dieses Dach gelegt, unter welchem man ein großes Feuer anzündete. Dieß Feuer dörrt die Yerbablätter noch mehr. Die zwei Peons unter dem Bogen, mit langen Stangen bewaffnet, tragen Sorge so viel wie möglich, daß die Blätter nicht in Brand gerathen. Zu diesem Ende sind auch an beiden Seiten des Bogens Bretter angeschlagen, auf denen ein Peon mit einem langen Steck in der Hand hin und herläuft, und jeden beginnenden Feuerfunken alsbald wieder auslöscht. Als die Yerba hinlänglich getrocknet war, wurde das Feuer unter der Barbacua oder dem Bogen weggenommen, und der Boden mit Hämmern ganz hart und glatt geschlagen, die getrockneten Blätter und ganz kleinen Zweige vom Dach des Bogens herabgeworfen und vermittelst einer rohen hölzernen Mühle zu Pulver zerrieben. Die Yerba oder der Thee war jetzt zum Gebrauche fertig, wurde in einen zu diesem Zweck vorher errichteten großen Schuppen gebracht, gewogen, und dann von dem Aufseher in Verwahrung genommen. Die Peons arbeiteten Paarweise, nur daß sie einen dritten Peon mietheten und bezahlten, um ihnen bei den Operationen an der Barbacua zu helfen. Die beiden Peons erhielten einen Empfangschein für jede Masse Thee, die sie an den Aufseher ablieferten, und wurden am Ende des zum voraus stipulirten Aufenthalts in den Wäldern mit zwei Realen (etwa 36 kr.) für die Arroba (25 Pf.) bezahlt. Das letzte und mühsamste Geschäft war das Packen des Thees. Dieß geschah, indem man eine noch feuchte halbe Ochsenhaut in viereckiger Form zusammen nähte, und sie auf zwei Ecken an zwei starke in den Boden getriebene Pfähle befestigte. Der Packer preßte sodann mit einem ungeheuren Knüppel vom schwersten Holz, das an einem Ende einen keulenartigen Klotz hatte, die Yerba in den Ledersack, bis er zum Rande voll war. Er enthielt dann 200 bis 220 Pfund, wurde nun zusammengenäht, und zog sich, indem er trocknete, über dem darin enthaltenen Yerbathee zusammen, wo er dann der Sonne ausgesetzt, nach ein Paar Tagen so hart und fast auch so schwer und undurchdringlich wie Stein wurde.

Nachdem alle obenbezeichneten Vorbereitungen getroffen waren — und dieß war in drei Tagen geschehen — zogen die Peons Paarweise aus. Ich begleitete zwei der stärksten und besten: sie hatten keine andere Waffen bei sich als eine kleine Axt, keine andere Kleidung als einen Gürtel um die Lenden, und eine rothe Müze auf dem Kopfe, keine andern Vorräthe als eine Cigarre und ein Kuhhorn voll Wasser: ihre einzige Hoffnung bestand darin, einen dicht mit Yerbabäumen besetzten Theil des Waldes zu finden, und zwar so nahe als möglich am Lager, damit sie die Zweige nicht weit zu tragen hätten. Wir waren kaum tausend Schritte weit in den Wald hinein gegangen, so trafen wir zahlreiche Haufen von Yerbabäumen, von jeder Größe von der Staude bis zu der eines vollgewachsenen Orangenbaums; auch glichen die Yerbablätter denen des letztern Baume. Je kleiner die Pflanze noch ist, für desto besser gilt der daraus bereitete Thee. Die Peons machten sich mit ihren Beilen an die Arbeit und in wenigen Stunden hatten sie einen Berg von Zweigen gesammelt, und wie einen Heuschober aufgethürmt. Beide füllten ihre großen Ponchos damit, und marschirten mit ihren Ladungen ab.

Als ich in das Lager zurückkehrte, kamen die Peons zu zwei und zwei aus allen Theilen des Thals, alle auf dieselbe Weise beladen, an. Es waren zwanzig Tatacuas, eben so viele Barbacuas errichtet, und eben so viele Haufen von Blättern und Zweigen aufgethürmt. Zwei Tage nachher war das ganze Lager in Flammen und Rauch gehüllt, am dritten Tage war Alles in den Schuppen untergebracht, und am vierten zogen die Peons abermals aus, um mehr Blätter und Zweige zu holen. Während der acht Tage, die ich von diesem Verfahren Zeuge war, wurde ich lebhaft betroffen von ihrer geduldigen Ausdauer und noch mehr von den Beweisen ihrer Mäßigkeit. An der Sonne getrocknetes Rindfleisch und einige Wassermelonen, nebst einer Cigarre und einem Glas Branntwein am Ende des Tages, waren Alles, was sie verzehrten. Weder die senkrechten Strahlen der Sonne, noch die unaufhörlichen Angriffe der Insecten und Reptilien waren im Stande, die Arbeit zu unterbrechen oder die Lustigkeit nach den Arbeiten des Tages herunterzustimmen.

Die schöne Creolin.

(Fortsetzung.)

„Vor ungefähr sechs Jahren kam ich zu New-Orleans an, wohin mich meine Geschäfte geführt hatten; es war dieß das erstemal, daß ich die nördlichen Staaten verließ, und somit war ich ganz erstaunt über den fremdartigen Anblick, welchen die französische Stadt gewährte; die Frauen liefen durch die Straßen bedeckt mit einem spanischen Schleier oder bloßen Hauptes, indem sie ihre langen, mit farbigen Bändern geschmückten Haare über ihre Schultern herabhängen ließen. Anmuthige Quarteroninnen plauderten an den Thüren, und forderten die Vorübergehenden heimlicherweise auf. Eine unermeßliche Bevölkerung von Negern trieb sich, ein gräßliches Französisch, wie ich es noch nie gehört hatte, sprechend, in allen Richtungen umher; die öffentlichen Plätze wimmelten von Fremden in allen Trachten: allenthalben ein tobendes Durcheinander, eine Freiheit in der Haltung und im Gange, wie ich nie Aehnliches gesehen hatte.

„Die Natur selbst war hier etwas weniger ernst und weniger züchtig, als in den nördlichen Staaten, Alles zeugte gleichsam von einem sinnlichen Reichthum. Mitten in dem grünen Sumpf, aus welchem sich New-Orleans erhebt, hat es das Ansehen eines mitten in Blumengärten erbauten Venedigs; ein schmaler, auf einem Damm erbauter Weg, führt von der Stadt zu dem See Pontchartrain. Blaue Lilien und Gesträuche aus den Tropenländern dehnen sich wie ein tausendfarbiger Teppich

zu einem Sumpfe hin aus; graues Moos, geschmückt mit der Purpurlilie wie mit Wimpeln, schwimmt auf dem Wasser umher, während sich grüne Schlangen, gleich Lianen an den Zweigen der Lorbeerbäume, schaukeln. Da und dort gewahrt man einen Neger, der auf einem Floß oder einem kleinen Nachen aus einem Cypressengebüsche hervorkommt, und durch den blühenden Schilf hingleitet. Hier steht eine rohe Hütte, dort ein altes französisches Haus, von dessen Balcon schöne, junge, weißgekleidete Mädchen herabsehen. Der stets mit einem Walde von Masten bedeckte Mississippi fließt über dem Niveau der Stadt, und scheint sich mitleidig zurückzuhalten, um sie nicht zu verschlingen; er dehnt sich so weit hin aus, daß die Tausende von Schiffen auf ihm den an einem unermeßlichen Horizont zerstreut umherliegenden Gestirnen gleichen.

„Die Luft ist immer brennend heiß; jeden Abend ertönt der Donner mit Blitzen, und bildet am Horizont feurige Wasserfälle; es liegt in der Atmosphäre gleichsam ein entnervender Wohlgeruch, der wie ein wollüstiges Gift durch die Adern strömt.

„Ueberrascht und beinahe erschreckt über diese neuen Eindrücke, beschloß ich, durch Nachdenken und Einsamkeit dieselben zu bekämpfen. Ich hatte Briefe an die vornehmsten Einwohner, gab jedoch keinen derselben ab, und beschäftigte mich ausschließlich mit den Angelegenheiten, die mich hierher geführt hatten. Ich wohnte am Ufer des Marais und am Eingange des Weges, der zum See führt, ganz in der Nähe der hübschen Wohnung einer französischen Wittwe. Madame Lalorie hatte sich dreimal verheurathet, und ihre Gatten, die nach einer kurzen Ehe gestorben waren, hatten ihr ein bedeutendes Vermögen hinterlassen. Sie war bekannt durch ihre Anmuth, ihre Eleganz und ihren Verstand; ohne sie war keine Versammlung glänzend, kein Fest vollständig. Ich hatte sie einmal bei einem französischen Rheder, in dessen Haus ich eingeführt war, getroffen, wo ihr Anblick ein beinahe schmerzliches Gefühl in mir erregte. Schön war diese Frau, allein diese Schönheit war eine fremdartige und so zu sagen bösartige. Ich weiß nicht, welch eine furchtbare Rohheit sich unter ihren weichen Formen verbarg; ihr klares blaues Auge hatte eine schneidende Starrheit, vor welcher man den Blick senken mußte, auch flößte das Lächeln ihrer rosenfarbenen Lippen, anstatt Vertrauen zu erregen, eine gewisse Zurückhaltung ein.

„Alles um sie her schien übrigens von einer instinctmäßigen Furcht beherrscht zu seyn. Ihre Töchter, blasse und traurige Kinder, an denen ein unbekanntes Uebel zehrte, erhoben in ihrer Gegenwart niemals ihre Blicke. Wenn sie die Hand ausstreckte, um ihre Lockenköpfe zu streicheln, so beugten diese sich mit ängstlichem Zittern. Ich sah, wie andere Kinder sie vergebens einluden, mit ihnen zu springen und zu spielen; die Töchter der Madame Lalorie *verstanden nicht zu spielen*. Sie hielten sich aus Gewohnheit immer zur Seite, gleichsam durch ein Gefühl sich zu vertheidigen, an einander gedrängt, stumme und unruhige Blicke umherwerfend.

„Dieser stumme Schrecken theilte sich allen mit, die in die Nähe der Madame Lalorie kamen. Bei alledem war kein eigentlicher Grund dazu vorhanden; sie bewies sich bei allen Gelegenheiten zärtlich gegen ihre Kinder, wohlwollend gegen ihre Sklaven, und wandte sich stets sanft und mit dem freundlichsten Tone an dieselben. Man hörte niemals einen Verweis aus ihrem Munde; sie lächelte allen freundlich zu, indem sie stets vertraulicher Namen und schmeichelnde Reden gebrauchte. Ich hatte ein einzigesmal bei dem französischen Rheder mit ihr zu Mittag gespeist, und bemerkte bei der Gelegenheit, daß sobald sie die köstlichen Weine, die man uns vorsetzte, mit den Lippen berührt hatte, sie das Glas mit einem Lächeln voll Güte über ihre Achsel hinweg ihrem Neger reichte. Inzwischen zeichneten sich ihre vielen Sklaven unter allen übrigen durch ihre Magerkeit und ihr niedergeschlagenes Wesen aus. Wenn man sie mit ihrem düstern und leidenden Aussehen in der Umgebung ihrer anmuthigen Herrin sah, so hätte man sie für Verbrecher, verurtheilt einem Engel zu dienen, halten können. Ein Einziger, der Kutscher, strahlte mitten in diesem Haufen von hagern und scheuen Menschen von Gesundheit; vergebens fragte man sich nach dem Grunde dieses Unterschieds, sein Wohlbefinden war eben so sehr ein Geheimniß, wie das schlechte Aussehen seiner Gefährten.

(Fortsetzung folgt.)

Klimatische Schilderung von Brittisch-Westindien und Guiana.

9. Antigua.

Antigua liegt 90 Meilen nordnordwestlich von Dominica und ist oval, hat 20 Meilen in der Länge und 54 im Umfange; sie ist im Widerspruche mit andern Inseln wenig bergig, die größte Höhe nur 1210 Fuß, und die Küste ist schroff und ohne Grün. Der Boden in den Hochlanden ist ein röthlicher Thon oder Mergel, in den Niederungen eine fruchtbare, dunkle Moordererde oder Thon. Mit Ausnahme einiger kleinen Bäche zwischen den Bergen ist die Insel ohne fließendes Wasser; das Klima ist auffallend trocken — es fällt nicht über 45 Zoll Regen jährlich — und selbst der Thau ist schwach. Diese Trockenheit schreibt man dem Mangel an hohen Bergen und dichten Wäldern, vielleicht aber auch mit mehr Richtigkeit der Nähe des Wendekreises zu. Der Thermometer wechselt selten um mehr als 4 Grade F. in 24 Stunden, und die mittlere Temperatur ist unter der der andern Inseln.

10. Montserrat.

Diese Insel liegt 22 Meilen südwestlich von Antigua, und ist 12 Meilen lang und 7 breit. Man kann sagen, sie besteht aus einem einzigen, 2500 Fuß hohen Berge. Mit Ausnahme von Plymouth, in der Nähe des Gestades, ist die Insel sehr gesund. Doch hat die Insel einige auffallende Beispiele geliefert, daß die Orkane nicht, wie man geglaubt hat, die Luft reinigen, indem mehrmals nach Orkanen die stärksten Fieber eintraten.

Portugals Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Vergleicht man diese Zahl der Feuerstellen mit der in der vorhergehenden Tabelle angegebenen, welche 791,492 betrug, so kommt eine

Mehrzahl von 25,775 Feuerstellen heraus, und es scheint hiemit ebenso zu ergehen, wie mit der Aufzählung der Summen von Staatsschulden, die, so oft sie auch noch den Cortes vorgelegt oder in Journalen und Staatszeitungen dem Publicum zum Besten gegeben wurden, stets ein anderes Resultat lieferten. Nach den verschiedenen Resultaten der Zählungen der Häuser Lissabons kann man wohl annehmen, daß 45,881 Hausnummern existiren, allein weniger Häuser, weil, wie schon gesagt, ein und dasselbe Haus oft über jeder der verschiedenen Hausthüren eine besondere Nummer hat. Nimmt man nun an, daß jede Nummer einer besondern Wohnung einer Familie in dem Haus entspricht, wie es gewöhnlich der Fall ist, und rechnet man auf jede Familie 6 Köpfe, was eher zu wenig als zu viel ist, indem außer diesen auch in vielen Häusern, die nur eine einzige Hausnummer haben, oft 4 bis 6, auch 8 Familien wohnen, so würde eine Bevölkerung für die eigentliche Stadt Lissabon von 275,286 Seelen herauskommen, was wohl der Wahrheit am nächsten kommt. Die Schwierigkeiten der Entwerfung der Häuserzahl und der Volkstabellen liegt sowohl in dem schlechten System der Numerirung der Häuser, als auch vorzüglich in der schlechten Führung der Kirchenbücher, in denen selten die Sterbefälle der ärmern Classe und der unmündigen Kinder angegeben werden. In Lissabon nun besonders erschwert die Zählung das fortwährende Wechseln der Wohnungen von einem Kirchspiel ins andere.

Obrist Franzini, der sich nun schon seit vielen Jahren mit der Entwerfung von statistischen Tabellen beschäftigt und alle Data dazu sammelt, legte in den letzten Cortes wieder ein ganz verschiedenes Resultat über die Bevölkerung vor, und zeigte, daß Portugal auf einem Flächeninhalte von 5150 □ Legoas (20 auf 1°) eine Bevölkerung von 3,100,000 Seelen habe, die, mit Ausnahme der Bevölkerung von Lissabon und Porto, für jede □ Legoa im Durchschnitt eine Menschenanzahl von 890 gebe, im Einzelnen aber für jede Provinz sich folgendermaßen herausstelle: Für die Provinz Minho 2920, für Tras os Montes 818, für Beira 1000, für Estremadura 506, für Alemtejo 332 und für Algarbien 628 auf die □ Legoa. Auf diese Art bedingt nicht die Größe der Provinz die Menschenzahl, sondern vielmehr ihre Fruchtbarkeit, denn nach Algarbien ist die Provinz Minho die kleinste an Flächeninhalt und hat die größte Bevölkerung, dagegen ist die Provinz Alemtejo beinahe viermal größer und hat die kleinste Bevölkerung. —

In der Volkstabelle, die im Jahre 1801 nicht nach Provinzen, sondern nach den Bisthümern, worin die geistliche Eintheilung des Landes besteht, aufgenommen wurde, stellt sich die Bevölkerung Portugals wieder anders dar, die um so interessanter ist, als diese auch das Verhältniß des männlichen zu dem des weiblichen Geschlechts angibt, so wie auch die Geburten und die Sterbefälle; ob man derselben aber auch ganz trauen kann, muß man dahin gestellt seyn lassen.

Volkstabelle vom Jahre 1801.

Patriarchate, Bisthümer u. s. w.	Kirchspiele.	Feuerstellen	Männliches Geschlecht.	Geboren.	Gestorben.	Weibliches Geschlecht.	Geboren.	Gestorben.
Patriarchat von Lissabon	335	117,750	250,980	7,544	8,102	222,597	7,234	7,572
Bisthum Leiria	50	17,948	52,556	1,021	920	54,683	995	854
Prioral von Crato	57	8,084	15,264	528	600	16,555	596	545
Prioral von Thomar	17	5,594	9,565	559	535	10,685	290	280
Total in Estremadura	457	149,556	287,965	9,452	9,957	284,418	9,113	9,050
Bisthum Castello Branco	81	18,472	55,756	1,412	1,198	55,615	1,350	945
dto. von Coimbra	278	72,444	135,665	4,204	5,792	151,270	4,005	5,753
dto. von Aveiro	72	23,985	37,899	1,560	1,707	48,153	1,580	3,072
dto. von Guarda	205	25,902	47,463	1,751	1,481	52,088	1,729	1,554
dto. von Vizeu	200	57,288	74,500	2,552	2,437	81,990	2,501	2,579
dto. von Pinhel	147	10,308	24,648	669	626	19,064	641	631
dto. von Lamego	238	54,016	65,857	2,485	2,091	69,983	2,569	1,952
Exempt von Santa Cruz	6	1,578	2,547	74	66	2,668	69	66
Total in Beira	1227	223,793	420,093	14,687	15,598	460,911	14,042	14,152
Erzbisthum Braga	1292	162,960	300,859	11,580	6,000	337,243	10,267	8,604
Bisthum Porto	359	81,915	149,698	5,384	5,405	160,431	5,244	3,446
Exempt von Grijo		1,456	5,067	95	60	2,674	87	77
Total Minho	1651	216,529	455,624	17,059	11,465	500,548	15,598	12,127
Erzbisthum Evora	144	29,244	54,552	1,959	2,941	51,140	1,908	2,891
Bisthum von Portalegre	41	9,162	16,888	627	727	16,404	655	744
dto. von Elvas	44	11,492	23,581	755	1,368	19,769	807	1,263
dto. von Beja	118	31,034	50,868	2,170	2,205	55,218	2,050	2,188
Total Alemtejo	347	80,932	145,669	5,511	7,261	142,531	5,400	7,086
Bisthum Faro, welches Algarbien und einen Theil Alemtejo's in sich begreift	0	28,214	49,419	2,268	1,550	51,759	2,154	1,631
Bisthum Miranda und Bragança, die einen Theil von Tras os Montes ausmachen	354	20,900	58,202	1,155	982	59,474	1,120	968
Summe im ganzen Reiche	4046	749,524	1,392,992	50,112	44,595	1,480,621	47,427	44,974

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 89** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Saragossa. (Von Martinez de la Rosa.) — Perditus Mutton. (Forts.) — Admiral Hosiers Geist.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 89.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

6 Oktober 1838.

Saragossa.

Von Martinez de la Rosa.

Der Verfasser gibt über dieses Gedicht in seinen 1836 zu Paris erschienenen Poesias folgende einleitende Notiz: „Dieses Gedicht wurde angefertigt in der Absicht, um den Preis zu concurriren, welchen die oberste Centealjunta bald nach der Uebergabe von Saragossa 1809 im Namen der Nation aussetzte; es kann das Publikum nicht interessiren, weder die Ursachen zu erfahren, welchen man die Zurückhaltung des Resultats der Preisbewerbung zuschreibt, noch auch die Daten, welche den Verfasser glauben machen, daß dieses Gedicht, was nun auch an ihm sey, von zwei so kompetenten Richtern wie Don Melcho Gaspar de Jovellanos und Don Manuel Jose Quintana, für preiswürdig erklärt worden wäre. So viel ist gewiß, daß, da der Termin für die Bekanntmachung des Resultats verschoben wurde, die unheilvollen Verhältnisse eintraten, welche das Vaterland in jenem Jahre heimsuchten und welche zuletzt die Invasion Andalusiens durch das feindliche Heer und die Auflösung der Regierung zur Folge hatten. Unter diesen Umständen floh der Verfasser nach Cadiz, ging von dort nach England und ließ dieses Gedicht 1811 in London zuerst drucken. Auf dieselbe Weise, wie damals, erscheint es nun au jetzt zum zweiten Mal, da man es für angemessen hielt, das Werk ganz so zu lassen, wie es die Zeitverhältnisse eingegeben und wie es sich bei der Preisbewerbung darstellte, ungeachtet man da und dort fühlt, daß der Verfasser in früher Jugend stehen mußte und durch den engen, von der Centraljunta vergönnten Raum sich beengt fühlen mochte.“

Das ganze Gedicht besteht aus nahezu 800 reim- und assonanzlosen Zeilen, welche durchweg in monotonem Schwulst dahinlaufen, wie unsere Leser aus dem Eingang abnehmen mögen, den wir hier mittheilen.

Auf Schutt und Trümmern ruhte Saragossa
Vom heißen Schreckenskampf, der ihren Boden
Zwei lange Monden hatt' erbeben machen,
Als auf des Kriegesgottes Schauderruf
Der Pirenäus zitterte, von dessen
Erhabnen Gipfeln, schwert- und flammendrohend,
Herstürzten der Barbaren Legionen.
Umsonst, o Gott, daß ihrem wilden Toben
Des Nordwinds Brausen sich entgegenstellt,
Die Dämme reißen angeschwollne Flüsse,
Der Erde Schmuck der starre Winter raubt,
Und unbarmherziger Schnee die weiten Höhen
Des felsigen Gebirgs umkränzt.
Seht ihr, seht ihr sie nicht in Wuth erglühend
Die Berge schleifen, ebnes Land verheeren,
Dörfer verbrennen und mit rohem Lächeln
Des armen Spaniens Busen kalt zerfleischen,
Das, unbedacht, sie jüngst noch Brüder nannte.
Wer wagt, zu hemmen nun den raschen Lauf
Des wilden Stroms? Castilien ist gefallen,
Das Heer, die Fahnen lassend, ist entflohn,
Madrid beugt vor der Wuth des fremden Schwertes,
Das von dem Maiblut noch die Spuren trug,
Die goldbekrönte, nun entehrte Stirn.
Zum zweitenmale schmiegt sich nun dem Joche
Dem unbarmherzigen, der reiche Tajo,
Und, Wunder! Guadiana zog es vor,
Sich selber in die Erde zu begraben,
Um stolz der Sklavenkette zu entgehen.
Der Feinde Schaaren klatschen
Vor Jubel in die Hände, durch die Lüfte
Ertönt der Schauderfreudenschrei .... Ach, Spanien,
Unseliges Land! Wie viel Verheerung, Noth
Und Trauer und bitterer Thränen Jammer
Drückt deine Fluren, deine Himmelsschbuhelt!
Schon decken viele hundert Legionen
Des Ebro weitgebreitetes Gestade;
Es zittert unter ihrer schweren Wucht
Das heilige Ufer; Federn und Helmbüsche
Flattern im leisen Wehen des Zephyrs.

Es funkeln in dem klaren Licht der Sonne
Brustharnische und Feindeshelme weit,
Normannenrosse treten ungestüm
Mit schwerem Huf auf die gefrorne Erde.
Weit in die Ferne hin verlieren sich
Der Feinde Schaaren in des Staubes Wolken,
Es wächst der Lärm, und Kriegsgeschrei
Erfüllt die Lüfte, steigt zum Himmel auf.
Mit Lorbeerrosen und mit Schilf bekränzt
Tauchen den schneeigen Busen aus dem Wasser
Najaden auf, erschreckt vom Widerhall;
Doch gleich zurückgescheucht vom Kriegeslärm
Stürzen mit bangem Ruf sie in die Tiefe.
Ihr Frevler, haltet ein!
Hemmt eure unglückseligen Schaaren,
Die Tod und Unheil bringen! Sagt, wohin
Eilt ihr, in eurer furchtbaren Hand
Die glühende Fackel und den Mordstahl schwingend?
Erbarmt, erbarmt euch, Grausame!
Mitleid für Saragossa!

A. Keller.

Perditus Mutton.

(Fortsetzung.)

Ein arger Verbrecher, wie er war, hatte Mutton doch nicht alles Schamgefühl verloren. Nicht sobald hatte er den Frevel begangen, als er auch schon, von Gewissensbissen gequält, mit sich selbst ins Gericht ging. „Es war sehr unrecht — sehr unrecht!" rief Perditus, mit der Hand an seine erröthende Wange fahrend — „sehr arg unrecht, aber" — mit Bedauern müssen wir es sagen, der neugeborne Libertin tauchte wieder in ihm auf; denn ein behagliches Lächeln überzog sein Angesicht, und seinen Mantel um sich zusammenziehend, nahm er einen großen Schritt, der ihn in die City von Westminster brachte und setzte hinzu: „aber sehr angenehm!"

Nachlässig ging er den Strand hinab. Es war noch früh. Heimgehen? Pah! Er erinnerte sich zwar, daß er der Mrs. Beard versprochen, sich zu einer Tasse Chokolade zu Haus einzufinden. Chokolade! Sonderbar; zum erstenmal in seinem Leben schien ihm Chokolade ein armseliges mageres Getränk. Was sollte er thun? Wie er unschlüssig dastand, ertönte ein Schrei den Strand herauf. Dieser Schrei, der besonders beim Zustand hoher Civilisation die empfindlichsten Saiten des Menschenherzens trifft, seine schlummernde Empfindungsfähigkeit weckt, und seine Thatkraft anspannt, war, wie der einsichtsvolle Leser vielleicht schon errathen hat, der: „Haltet den Dieb!" Zu jeder andern Zeit würde Mutton bei diesem Ruf Halt gemacht und nach den Knöpfen seiner Taschen gegriffen haben. Jetzt aber erhob sich ein Heer ihm ganz neuer Gefühle in seiner Brust, als er den brüllenden Pöbel hörte und die Laternen der ehrwürdigen Stadtsoldaten sah — Männer, vor welchen er immer die tiefste Ehrfurcht gehegt hatte, aber die er jetzt — eine solche Verwandlung war mit ihm vorgegangen — in dem unklugen und unmenschenfreundlichen Lichte von natürlichen Feinden betrachtete. Er war kein blutdürstiger Mann; aber er empfand jetzt, daß er unter gewissen Umständen ganz wohl einen Sicherheitswächter umbringen könnte. Schnell entwickelten sich diese feindseligen Empfindungen, als der Haufe sich ihm näherte. Er stand am Ausgang eines Gäßchens — eine der geheimnißvollen Adern, welche um das Herz des gewaltigen Londons sich winden — und sah den heraneilenden Pöbel. Das erbarmungslos zum Dieb gebrandmarkte Individuum floh die Straße herauf; mit Luchsaugen ersah es seinen Vortheil und rannte wie ein Windhund an unserm Helden vorbei in einen Hof. Die Wächter verfolgten ihn, als Mutton, ein Mann, der selbst als Constabel Dienste geleistet hätte, von einer seltsamen Eingebung bemeistert, seinen Mantel zurückwarf und einen Wächter niederschlug; der alte Dienstmann stürzte auf den Bauch nieder und der zweite über ihn hin. Dasselbe Schicksal hatten noch Einige, während, ihre Verwirrung bemerkend, der Dieb sich in das Gäßchen flüchtete und unser Held ihm auf dem Fuß folgte. Die Wächter, wissend, daß der Hof sehr zahlreiche Ausgänge hatte, versicherten mit philosophischer Ruhe den Beraubten: weiteres Nachsetzen sey fruchtlos.

Mutton machte Halt, als er sich sicher glaubte; zugleich packte er den Dieb beim Kragen, der sich umwandte und als er sah, wer ihn hielt, auf die Kniee fiel. „Ihr seyd ein guter, freundlicher Gentleman, Sir! — o, Ihr Ehren, Sir! — Thut es nicht, Sir! — ich nahm es ja nicht, Sir!" — „Was, Pups, mein Lieber!" rief Mutton in zärtlichem Ton und lächelte freundlich den knieenden Missethäter an. „Nehmt mich nicht ins Gefängniß, Sir — thut es doch nicht!" schrie der Leuchtbube, denn es war wirklich der jugendliche Fackelträger von Hog Lane. — „Ins Gefängniß! um keine Welt, mein Edelstein!" rief Mutton, und sein Herz schien aufzugehen und sich freundlich hinzugeben dem zerlumpten Jungen, der blaß und zitternd ihm zu Füßen lag.

„Bei Eurer Seele, Sir, Ihr wollt nicht?" fragte der Knabe, halb überzeugt durch den ernsten Ton und die zärtlichen Blicke Perditus'; „Ihr wollt mir kein Leid thun?" — „Eh wollt' ich meinem eignen Fleisch und Blut etwas zu Leid thun," sagte Mutton mit zärtlicher Emphase; „aber komm heim, komm mit mir in mein Haus;" und Perditus, seinen Mantel um den barfüßigen Pups schlingend, schlug verschiedene schmale Gassen ein und pochte endlich hastig an der Thüre seiner Wohnung. „Ums Himmelswillen! Was? Seyd Ihr es? Ein solches Pochen!" rief Mrs. Beard; „seyd Ihr es Mr. Mutton?" — „Wer sollte es denn seyn?" fragte Perditus, und Mrs. Beard reckte ihre Arme gen Himmel. „Schafft etwas Branntwein!" sagte unser Held. „Rum für mich!" quäckte Pups schrillende Stimme unter seines Beschützers Mantel hervor, und Mrs. Beard stutzte, als ob aus Perditus Mutton ein Dämon spräche. „Und, Mrs. Beard, schafft mir ein Lendenstück," sagte Mutton. „Und Zwibeln," rief der epikureische Leuchtbube, jetzt sich offenbarend. „Oh, und ich möchte auch einen Becher Flip zum Schlaftrunk, Mrs. Beard," sagte Mutton. „Und, Mutter Beard," schrie Pups von der Treppe herab, „vergeßt auch nicht etwas Tabak."

Mutton trat in sein Zimmer und der kleine Pups folgte

ihm auf dem Fuß; Mrs. Beard blieb unten, ganz versteinert vor Erstaunen. Zuletzt sah sie sich jedoch durch das ungestüme Treiben ihres sonst so stillen Miethsmanns genöthigt, seinen Befehlen Folge zu leisten, so wie auch die angehängten Wünsche seines jungen Freundes zu erfüllen. Perditus, der sanfte, feinfühlende, mäßige Perditus verzehrte seine Mahlzeit — und er besann sich selbst nicht lange, wie ein solches Gelüsten ihn überkommen? — und trank sein geistiges Getränke — ihm sonst ein Gräuel — in der Gesellschaft eines jungen Vagabunden, an den er fortwährend die freundlichsten Worte und zärtlichsten Blicke verschwendete, die von dem Gegenstand seiner Liebkosungen mit höhnischer Ungläubigkeit aufgenommen wurden. Mutton war ganz vertieft in den Flip, *) die eine Hand am Becher, in der andern eine Pfeife — Genüsse, die er sich bis jetzt noch nie gestattet — er saß da, die schwimmenden Augen auf das gelbe, schmutzige Antlitz Pups heftend, der, auf einem Stuhl sitzend, aus einer langen Pfeife dampfte und seine gekreuzten Beine, die barfuß einen Fuß hoch wenigstens mit Koth überzogen waren, schwenkend, die zärtlichen Blicke seines so plötzlich erworbenen Freundes erwiederte. Pups redete und sah aus wie der schlaue, diebische, zerlumpte Asmodeus eines Londoner Gäßchens. Er drückte das eine seiner rastlos umherlaufenden Augen halb zu, und wenn er eine tüchtige Portion Rauch eingesogen, blies er ihn aus der Höhle seines Mundes in einem langen, dünnen Strom, wobei er Perditus forschend ansah. Damit fertig fragte er Mutton in mißtrauischem Ton: „Sagt mir doch, alter Kamerad, was macht es denn, daß Ihr so freundlich mit mir seyd?" — Diese Frage setzte Mutton offenbar in Verlegenheit; er schüttelte den Kopf und versetzte: „Mein artiger Kleiner, ich weiß nicht;" und wieder blickte er mit väterlicher Zärtlichkeit auf den diebischen, abschreckend aussehenden Pups — diesen Laufjungen des Teufels. „Nun, es war ein Glück für mich, daß ich auf Euch stieß; sonst säße ich jetzt schon," sagte der kleine Verworfene, „in einem steinernen Käfig." — „Nimm etwas Flip, mein Junge," sagte Mutton, erschüttert von dem Gedanken, da er merkte, daß Pups von Newgate spreche. „Nimm etwas Flip, und — wahrhaftig, dein Tabak ist aus," und so füllte er ihm wieder die leere Pfeife. „Ja, ja, im steinernen Käfig," fuhr der Balg fort, „und das nur wegen ein bißchen Mausens;" und mit diesen Worten schob Pups, mit einer verächtlichen Bewegung der Hand, die Uhr — den Preis des Mausens — auf den Tisch seinem Gönner hin. Mutton betrachtete die Uhr mit einigem Widerwillen, der jedoch augenblicklich wieder verschwand, als er voll Mitleid Pups ansah, daß ein solcher Cherub hätte sollen geopfert werden wegen ein bißchen Mausens! — „Ein schrecklicher Gedanke!" sagte Mutton, das gestohlene Gut umkehrend. „Welches Glück, daß ich in der Nähe war." — „Aber wie Ihr mich mit der Faust am Kragen packtet, da glaubte ich, es sey Alles aus mit mir. Ich glaubte, Ihr wolltet mich ausliefern; ich glaubte, Ihr wäret ein Gentleman," sagte Pups. „Du kennst mich noch nicht recht, mein Lieber," sagte Mutton, begierig alle in seinem Gast aufsteigende Besorgniß zu unterdrücken, und zugleich das gestohlene Gut in seine Tasche steckend. „Du kennst mich nicht recht." — Es pochte an der Thüre, und Pups, seine Pfeife weglegend, sah sich schlau um. War es ein Polizeibeamter? Noch ein Pochen und Mrs. Beard trat ins Zimmer. Sie hatte großen Respekt vor ihrem alten, bisher so exemplarischen Miethsmann; aber zornvoll wie eine Hexe sah sie den kleinen Pups an, der, weil es nur „Mutter Beard" sey, seine Pfeife wieder aufnahm und harmlos schmauchend die Wirthin anstierte.

„Es ist eben eilf, Mr. Mutton!" sagte sie. „Ihr seyd so gut wie eine Glocke," sagte der höfliche Pups und winkte der achtbaren Dame zu. „Elf Uhr vorbei und wir möchten das Haus schließen. Wann geht der — der junge Herr?" fragte Mrs. Beard, zitternd vor Wuth, als sie den kleinen Vagabunden immer noch gegen sie gestikuliren sah.

„Er geht gar nicht. Gehen!" rief Mutton. „Das schutzlose Geschöpf bleibt bei mir; er schläft hier." — „Was! in meinem Bett! und mit diesen Füßen?" schrie Mrs. Beard, flammende Blicke schießend auf Pups' Füße, welche über und über mit Koth bedeckt und an dem gastlichen Feuer seines Beschützers gebacken waren. „Ein Schmutzigel wie der da!" — „Ich schäme mich für Euch, Mrs. Beard," sagte der freche Pups, und nahm die Haltung eines Sittenpredigers an; „so von Schmutz sprechen! bedenkt was Ihr thut!"

Mrs. Beard stand im Begriff eine höchst rasche und beredte Antwort zu geben, als Mutton sich vom Tisch erhob, auf seine Wirthin zuschwankte, ihr die Hände auf die Schultern legte, sie wie auf einem Zapfen herumdrehte, sie in den Gang hinaus stieß und dann die Thüre schloß und riegelte. Mrs. Beard war athemlos — aber vor Erstaunen, daß Mr. Perditus Mutton, er, der nicht einmal einem Schmetterling ein Härchen am Flügel verletzt hätte — daß er, der milde, gesittete Mutton, frevelhafte Hand sollte an eine Frau gelegt haben — und daß diese Frau seine Wirthin war!

„Verlaß dich darauf, er ist betrunken," sagte Beard zu seiner Frau, als sie keuchend die Gräuelthat ihrem liebevollen Gatten erzählte, „er ist betrunken!"

„O Nikolas! ich wünschte von Herzen, es wäre das; dann, dann wäre doch noch Hoffnung. Aber er ist toll, Nick! verlaß dich darauf, Mr. Mutton ist toll!"

Das war nach reiflicher Ueberlegung die Ansicht von Muttons Wirthin; und das ist vielleicht auch die Ansicht des Lesers, wenn er noch des Charakters unsers Helden, wie wir ihn oben geschildert, sich erinnert — der freilich ganz im Widerspruch steht mit seinem neuesten Beginnen.

Mitternacht kam; und nachdem Mutton ein Lied gesungen und der musikliebende Pups einen seltsamen Reim, der gewiß kein Weihnachtsgedicht war, begaben sich Wirth und Gast zu Bette.

(Schluß folgt.)

*) Getränke aus Ale, Branntwein und Zucker.

Admiral Hosiers Geist.

Wir theilen eine Uebersetzung dieses Gedichts eines ältern englischen Dichters, Richard Glovers, gestorben im Jahr 1785, unsern Lesern mit, weil es ein ganz eigenthümliches, nationales

Gepräge hat und durch seltene Kraft und Kürze, der wir in der Uebertragung möglichst nachzustreben uns bemühten, sich auszeichnet. Ein englischer Beurtheiler sagt darüber: „Es gehört unsers Erachtens zu den schönsten und pathetischsten Balladen unserer Sprache; die Anerkennung, die der unglückliche Hosier dem glücklichen Vernon zollt, ist wohl selten, vielleicht nie übertroffen worden."

Das Faktische, welches dem Gedicht zu Grund liegt, ergibt sich aus ihm selbst. Der Admiral Vernon eroberte mit sechs Schiffen das den Spaniern angehörende Portobello, welches früher sein Landsmann Hosier, mit einer weit größern Flotte, die dann durch Sturm und Krankheit zu Grund ging, seinen Instruktionen folgend, anzugreifen unterließ.

Wie bei Porto Bello nächtig
Auf der sanft bewegten Fluth,
Unsre Flotte, flatternd prächtig
Ihre Siegesflaggen — ruht:
Da, wie Vernon stolz, als Sieger
Ueber Spaniens Macht, sich freut,
Und der Trinkspruch lauter Krieger
Englands Flotten Grüße beut:

Da, mit Tönen heischer schrillend,
Hört man tosenden Allarm;
Jedes Herz mit Graun erfüllend
Naht ein düstrer Geisterschwarm;
All gehüllt in graue Matten
Statt ins linnene Grabgewand,
Schau'nd mit Blicken, drin der Schatten
Sich des Grams malt, nach dem Strand.

Auf sie fällt des Mondes Flimmer,
Als der bleiche Admiral
Mustert seines Volkes Trümmer,
Das dem Meergrab sich entstahl.
Auf der hellen See hin kreist er,
Die des Burfords Flagge küßt,
Um ihn her dreitausend Geister; —
Trauernd so er Vernon grüßt:

Hört, o hört die Trauermähre!
Ich bin Hosier's Geist, gehöhnt
Vom Geschick, das Euch mit Ehre,
Wo ich unterging, gekrönt!
Ob auch sinken solchen Streitern
Porto Bello's Wehr gemußt;
Wenn Ihr denkt an unser Scheitern,
Mischt die Thrän' in Eure Lust!

Seht dort die schwermüth'gen Schemen!
Trüb die Fluth umschweben sie;
Ihre Wangen hohl von Grämen —
Englands Schiffe führten die!
Seht die Schaaren, die sich drängen!
'S war mein Schiffsvolk, tadellos,
Finster sie die Häupter hängen,
Während ich erzähl' ihr Loos.

Ich, mit zwanzig Segeln, sehnte
Anzugreifen diese Stadt,
Weil verwehrt die sichre Beute
Mir der Obern Machtbrief hat;
Oh! hätt' ich den Brief verachtend
Weggeworfen in dieß Meer,
Meinem Herzen folgsam, trachtend
Zu zerschmettern Spaniens Ehr'!

Oh! der Feind — nicht straflos höhnt' er
Meiner zwanzig Schiffe Macht!
Wenn, o Vernon, glückgekrönter
Held, mit sechsen du's vollbracht!
Dann die Makel unsrer Ehre
Nicht die Bustamentos sahn!
Dann nicht hätt' die Gruft im Meere
Diese tapfre Schaar empfahn!

Spanien beugend, Silberflotten
Ihm wegführend — konnt' ich nicht,
Stolzbewußt, des Urtheils spotten,
Das mir sprach das Kriegsgericht?
Besser war's, ich starb, gepriesen,
Weil ich als ein englisch Herz
Mich erprobt — als daß ich diesen
Tod durch Reu' fand, Scham und Schmerz!

Nährend kein Gefühl des Neides
Grüßen wir dein Waffenglück!
Doch vergiß nicht unsers Leides!
Denk' an Hosiers Gram zurück!
Denk', wie Tausende verheerend
Dieses Klima umgebracht,
Sich in Krankheit, Pein verzehrend,
Nicht gefällt in stolzer Schlacht.

Auf mit allen meinen Schaaren
Aus dem schlamm'gen Grab der See,
Durch den trüben Schaum gefahren,
Weid' ich hier mein stetes Weh;
Seh' die Bustamentos ragen,
Unserm Leid nachsinnend stumm,
Und erneu'nd die bittern Klagen
Irren durch die Nacht wir um.

Ewig auf den Wasserwüsten
Ruhlos schweifen müssen wir,
Wenn, gekehrt zu Englands Küsten,
Meinen Wunsch nicht ehret Ihr:
Wenn zu unsrem Volk ihr sprechet,
Ihr von Siegesglanz verklärt,
Denkt dran: mich und England rächet —
England, das in mir entehrt!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 280.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 October 1838.

Der Wisperer oder Ohrenrauner.

Unter dieser Ueberschrift ist in einer auf dem Continent wenig verbreiteten englischen hippologischen Zeitschrift kürzlich die Lebensskizze eines nun verstorbenen merkwürdigen Pferdebändigers und Kollers erschienen, welcher in mehreren irländischen Grafschaften bei dem gemeinen Volke für eine Art von Hexenmeister galt. Da dieselbe in der dortigen hippologischen Welt, besonders unter den so zahlreichen Freunden der Rennbahn, bedeutendes Aufsehen erregt hat, so können wir es uns nicht versagen, sie im gedrängten Auszuge mitzutheilen, und eine damit verwandte, beachtenswerthe Angabe aus dem North American Turf Register vom Junius 1838 über ein transatlantisches Geheimmittel zur augenblicklichen Zähmung unbändiger Thiere hinzuzufügen. F. M.

Im Marstall Lords Doneraile, Vaters des jetzigen gleichnamigen Viscounts in der irländischen Grafschaft Cork, diente vor einer Reihe von Jahren ein seinem ganzen Wesen und Aussehen nach gar seltsames, ja schnurriges Männchen, Namens Con Sullivan, welches in der ganzen Gegend weit und breit umher nur unter dem Namen „der Wisperer" bekannt war, und von Vielen, ja wie es scheint, sogar von dem Seelsorger des Ortes, wo er sich gewöhnlich aufhielt, mit scheuen Blicken angesehen, und eines nicht zu bezweifelnden Bündnisses mit dem Schwarzen geziehen wurde. Con stammte, wie er sich öfter wohlgefällig rühmte, aus einer uralten Jockey-Familie in der Grafschaft Limerick, deren Ursprung bis in die Zeiten der Geraldine hinaufreichte, und scheint sein Geheimmittel zur augenblicklichen Bändigung der gefürchtetsten Wildfänge, die von den erfahrensten Bereitern als durchaus unbezähmbar aufgegeben worden waren, als ein Erbstück überkommen zu haben.

Sein Probestück legte er schon in früher Jugend durch die augenblickliche Kirrung eines dem Lord Doneraile gehörigen störrigen Gaules, Namens Wildfire, ab, den kein Hufschmied in der ganzen Gegend zu beschlagen sich getraute, der aber durch Cons ihm in Beiseyn des erstaunten Lords und einer Menge von Umstehenden ins Ohr geraunte Zauberworte bezwungen, augenblicklich so kirr und lenksam wie ein Damenpony wurde.

Drei seiner wundersamsten Dressuren oder Curen, wie der Erzähler sie nennt, möchten, wie derselbe hinzufügt, eine Münchhausensche Fabel zu seyn scheinen, wenn sie nicht durch die einstimmige Aussage und Betheurung vieler noch lebenden Augenzeugen als vollkommen wahr beglaubigt wären.

Er vermied sorgfältigst jede heftige Bewegung und Gebärde, wenn er sich einem Thiere, auf das er wirken sollte, näherte, und verließ sich einzig und allein auf irgend eine nur ihm bekannte noch bis zur heutigen Stunde unausgemittelte Verbindung von Lauten. (?) Der Angabe eines seiner beiden Söhne zufolge, welcher Hundevogt des jetzigen Lord Doneraile ist, trat er gewöhnlich mit rückwärts gekreuzten Händen von hinten her ans Thier, und die Wirkung, die er auf dasselbe ausübte, es mochte so unbändig und widerspänstig, oder sagen wir lieber so kollerig wie immer seyn, war so augenblicklich und magisch, und brachte einen so unauslöschlichen Eindruck hervor, daß das Thier wie umgewandelt erschien. In den meisten Fällen hätten Monate der strengsten kunst- und schulmäßigen Dressur das nicht bewirken können, was Con im Punkte der Lenk- und Folgsamkeit im Nu zuwege brachte. Zeit und Ort waren ihm ganz gleichgültig, und seine Wirkungen so dauernd als sein System unfehlbar war.

Con, der kein Wettrennen im ganzen Lande versäumte, wurde einst zu dem seiner Zeit berühmten Rennpferde, König Pipin, geholt, welches binnen wenigen Stunden bei dem großen Mallow-Rennen figuriren sollte, und auf welchem bedeutende Wetten standen, das aber gerade in einen seiner periodischen Kollerzustände gerathen, in welchem es durchaus unnahbar war, ja dem Gerüchte zufolge schon früher zwei Jockeys erschlagen haben sollte. Dem Junker, sagte Con mit der gleichgültigsten Miene von der Welt, wollen wir gleich den Kopf zurecht setzen. Wie gesagt, so gethan. Nachdem er ihm einige seltsame Laute ins Ohr geraunt hatte, wurde das Thier wie vom Donner gerührt; auf sein Geheiß kniete es nieder; Con streckte sich auf dasselbe ganz gemächlich der Länge nach aus, schlug Feuer, zündete seine Pfeife an, und that einige tüchtige Züge, dann stand er auf, sattelte es, und ging nach der Rennbahn, wohin ihm das Pferd so fromm und willig wie das best

dressirte Windspiel folgte. Es lief hierauf so rüstig, als wie wenn gar nichts vorgefallen wäre, und gewann!

Bei einer andern Production, die durch eine Wette eines Landjunkers aus der Grafschaft Tipperary veranlaßt wurde, der 100 Guineen gegen 500 von Lord Doneraile setzte, daß der Wisperer mit einem ihm gehörigen Satan von Gaul, wie er sagte, der seiner Bösartigkeit halber berüchtigt war, nichts ausrichten werde, brachte Con nach wenigen Augenblicken das Unthier dahin, daß er ungescheut einen kleinen Handspiegel an eines seiner Vorderbeine befestigen, und sich sodann, querüber das Thier gelegt, welches von einem kalten Schweiße triefte, und dann und wann schauerte, sich aber doch nicht rührte, ungehindert den Bart abnehmen konnte. Die Wette hatte eine große Zuschauermenge herbeigezogen, und sämmtliche Fenster des Schlosses waren mit Damen besetzt, die in den allgemeinen Jubel mit einstimmten und ihren Beifall durch Schwenken von Tüchern und andere lebhafte Bewegungen zu erkennen gaben. Der Lord schlug die Annahme des Gewinnstes aus, weil, wie er als ein ächter Gentleman äußerte, der Erfolg für jeden, der Sullivans Leistungen kenne, zum voraus nur zu untrüglich gewesen sey.

Ein als unverbesserlich störrig aufgegebenes Trainpferd, das er einst um einige Schillinge erstand, konnte er noch an demselben Tage um viel mehr Pfunde verkaufen, und auf der Straße zwischen Mallow und Cork, die es seitdem als Karrengaul öfters befuhr, war nie ein lenksamerer gesehen worden.

Der Seelsorger, dem das Treiben des Wisperers stets höchlich mißfallen, ja als eine Art von Teufelsspuk vorgekommen war, hatte ihn schon öfter zur Rede gesetzt und ernstlich ermahnt, denselben fahren zu lassen, oder wenn, wie er behaupte, nichts Unheimliches dahinter sey, ihm sein Mittel unterm Beichtsiegel zu entdecken; als seine Ermahnungen erfolglos geblieben waren, hatte er ihn öffentlich von der Kanzel herab als Schwarzkünstler bezeichnet, so daß er zumal von dem weiblichen Theile der Gemeinde sichtlich gemieden wurde. Con, dem vorzüglich der letztere Umstand sehr unbequem fiel, verließ für eine Weile die Gegend, kehrte jedoch, von einer unbezwinglichen Anhänglichkeit für den, wie er sagte, mit ihm aufgewachsenen Marstall Lord Donerailes getrieben, wieder zurück, und trieb, ohne sich um die über ihn verhängte Art von Kirchenbann viel zu kümmern, nach wie vor, jedoch so viel wie möglich insgeheim, sein Wesen. Bald darauf begegnete er dem Geistlichen, welcher zu Pferde war, auf einem Wege, wo er ihm nicht unbemerkt entschlüpfen konnte. „Nun!“ rief ihm P. James mit finsterer Miene zu, „sehe ich einen andern Menschen vor mir, oder bist du zurückgekommen, um dein Hexenspiel von neuem zu beginnen? Nach einigem Hin- und Herreden stellte ihm der Geistliche kategorisch die Wahl zwischen feierlicher Verzichtleistung, die bis zum nächsten Sonntage erfolgen müßte, oder förmlichem Kirchenbann. Con stellte sich wie höchlich entsetzt darüber: „Was wird mein Weib sagen, wenn ich mich gegen die Klerisei auflehne. Nun gut, ich will Ew. Ehrwürden in das Geheimniß einweihen, und ich wette, wenn Sie es einmal kennen, so werden Sie selber sagen, daß selbst ein Bischof, mit der Inful angethan, wispern und dann gleich darauf ein Hochamt halten dürfe, so ein gar schuld- und harmloses Thun ist es. Um Ew. Ehrwürden nun gleich die Sache klar zu machen, will ich mit Paddheree da (des Priesters Klepper) ein Wörtlein sprechen.“ Er legte nun seinen Mund an dessen Ohr und brachte das Gegentheil seines gewöhnlichen Wisperns zuwege, um zu zeigen, daß er nicht bloß den bösen Pferdehumor bannen, sondern auch heraufbeschwören könne. Paddheree hatte kaum das magische Gewisper des losen Schalks vernommen, als er sich widerspenstiger als der störrigste Maulthierhengst gebärdete, und alle Tücken urplötzlich in ihn gefahren zu seyn schienen.

Con hatte sich einige Schritte entfernt, und weidete sich an dem Treiben des tollgewordenen Kleppers und der Pein des armen Paters. Denn wollte derselbe absteigen, so schnappte Paddheree nach seinen Beinen oder drehte sich im Kreise herum, und trieb er ihn an, so bäumte er sich himmelhoch und drohte ihn abzuwerfen. Endlich mußte die Reverenz sich aufs Bitten legen und nun schrieb der Schalk die Bedingungen des künftigen Burgfriedens vor, welche in völlig unbehelligter Ausübung seines, wie er sich ächt jokeymäßig ausdrückte, „kleinen Janus“ bestanden.

Das neueste in Europa angekommene Heft des North American Turf Register, ein, wie man sieht, den Angelegenheiten der nordamerikanischen Rennbahnen gewidmetes hippologisches Blatt, welches seit einigen Jahren dann und wann Leistungen der dortigen Jockeys berichtet hat, die denen Con Sullivans des Wisperers wenig nachgeben dürften, äußert sich über das Mittel, wodurch sie bewirkt werden, auf folgende geschraubte Weise:

„Diese seltsame Wirkung wird durch Ursachen hervorgebracht, die bis jetzt von den Physikern als durchaus einflußlos gänzlich übersehen worden sind. Obschon sie vielleicht seit Jahrhunderten bekannt gewesen und von Unzähligen gedankenlos und kleinlich angewendet worden seyn mögen, ahnten doch nur Wenige die außerordentliche Gewalt des Spielzeugs, das als Tand gehandhabt wurde. Sie sind, wie wir glauben, vorzüglich zur Ausübung eines noch ungeahnten Einflusses auf die Thierorganisation geeignet, und scheinen hauptsächlich eine völlige Umwandlung im Nervensystem der Hufen- und Klauenthiere hervorzubringen, wodurch das Pferd oder Maulthier oder Rind gegen nervöse Aufregung gestählt wird.“

Der Herausgeber verspricht Allem aufzubieten, sich die Erlaubniß zur Veröffentlichung des Geheimmittels auszuwirken.

Die schöne Creolin.

(Fortsetzung.)

Alle diese Umstände, die mir nach und nach absichtslos mitgetheilt wurden, machten meine Neugierde aufs äußerste rege. Madame Lalorie hatte gleich beim ersten Zusammentreffen einen tiefen Eindruck auf mich gemacht; ohne Zweifel mußte das Leben dieser Frau irgend ein besonderes Geheimniß in sich tragen.

An dem von mir bewohnten Hause befand sich eine Terrasse,

auf welche ich mich jeden Abend begab, und von wo man die Aussicht auf ihre Wohnung hatte. Oftmals hatten sich meine Blicke gegen diese gewendet, nach einem Zeichen spähend, das mir errathen helfen konnte, was dieselbe verbarg; allein in der Wohnung der schönen Wittwe war Alles still und ruhig. Ein einzigesmal sah ich, daß Madame Lalorie in einen im Garten gelegenen Pavillon trat, von wo ich ein dumpfes Stöhnen zu vernehmen glaubte, bald aber erschien die junge Frau wieder ruhig und mit lächelnder Miene; sie ging an den Beeten hin, und richtete die vom Regen abgeknickten Blumen auf, dann kehrte sie wie träumend und in abgemessenen Schritten zurück, eine Magnolienrose entblätternd.

Durch Zufall hatte ich eine alte Negerin der Madame Lalorie, Namens Rachel, kennen gelernt, deren Enkel mich manchmal besuchte; es war dieß ein Kind von seltener Schönheit und vielem Verstand; ich versuchte, dasselbe in den Wahrheiten unserer Religion zu unterrichten. Mingo liebte mich und ich selbst fühlte mich sehr zu ihm hingezogen. Ich versuchte zwei oder dreimal bei Gelegenheiten, wo ich ihn niedergeschlagen fand, einige Fragen über seine Herrin zu machen, allein das Kind schwieg; Rachel, die ich auch nebenher fragte, konnte oder wollte mir ebenfalls nichts sagen. Ich fing an zu glauben, meine Einbildungskraft habe mich getäuscht, und ich hörte somit auf, meine Aufmerksamkeit auf die französische Wohnung zu richten.

Eines Abends jedoch blieb ich länger als gewöhnlich auf der Terrasse. Die Luft war brennend heiß, und ich sog mit wahrer Begierde die vom Fluß herwehende Abendluft ein, am Himmel funkelten die Sterne; bei dieser Ruhe der Nacht drang das geringste Geräusch bis zu mir.

Ich lehnte an das Geländer des Belvederes, in meinen Träumereien versunken, als ein durchdringender Schrei mich zusammenschaudernd aus diesen weckte. Ich erhob den Kopf; zwei ähnliche Ausrufungen ertönten rasch auf einander. In demselben Augenblick gewahrte ich zwei Schattengestalten im Garten der Madame Lalorie, die schnell vorübergingen. Die eine derselben schlank und in einem weißen Kleide hatte in der Hand eine Waffe, die ich nicht erkennen konnte, und schien die andere, welche floh, zu verfolgen. Ich sah, wie beide in die Wohnung stürzten, deren erleuchtete Fenster mitten in der Nacht glänzten, und die Treppen hinanstiegen. Auf diese Weise gingen sie von Stockwerk zu Stockwerk; auf einmal erschien die stets verfolgte, dunkle Gestalt auf der Terrasse. Ich sah, wie sie sich über das Geländer hinausbog; ich hörte einen Schrei, dann ein dumpfes und mattes Geräusch, wie wenn ein Körper zerschmettert wird, und hierauf war Alles still! . . . . . Der weiße Schatten stand nahe bei der Galerie und schaute mit Ruhe hinab.

Bald sah ich sie wieder hinabsteigen. In der Wohnung entstand eine Bewegung von einigen Minuten, Lichter liefen von einem Zimmer ins andere; endlich kamen vier Sklaven mit Laternen in der Hand langsam heraus; unter der Terrasse hoben sie etwas Ungestaltetes auf und trugen es stillschweigend tiefer in den Garten, man grub in der Erde, das Grab wurde gefüllt, die Sklaven kehrten zurück und Alles ward wieder stumm und still.

Ich hatte diesen Auftritt mit Schauder und Schrecken angesehen, die Nacht brachte ich in einer Art fieberhaften Zustandes zu.

Als ich am folgenden Tage ausging, saß Rachel unter der Thüre der französischen Wohnung, mit gefalteten Händen und das Haupt auf die Knie niedergebeugt. Ich rief ihr zweimal, ohne von ihr gehört zu werden.

„Bist du krank, Rachel," rief ich ihr endlich zu.

Die alte Negerin schüttelte den Kopf.

„Was ist dir denn geschehen?"

Sie antwortete nicht. Ich blickte um mich her.

„Wo ist Mingo?" fragte ich hierauf.

Bei diesem Namen stieß Rachel einen Schrei aus; mit einem Sprung war sie auf und stampfte die Erde unter ihren Füßen mit einer gräßlichen Miene.

„Hier, hier," schrie sie, „mein Kind, mit geschlossenen Augen!" Und mit beiden Händen das Angesicht bedeckend, kehrte sie in das Haus zurück.

Nun war mir Alles klar. Ich ging zu einem mir verwandten amerikanischen Pflanzer, und erzählte ihm, was ich gesehen; er führte mich zur Obrigkeit, der ich ebenfalls meine Erklärung abgab. Am selben Tage noch wurde eine gerichtliche Untersuchung eingeleitet. Was dieselbe enthüllte, weiß ich nicht, indem es der französischen Partei gelang, die Sache zu unterdrücken; man wußte bloß, daß die Handlung ungesetzmäßiger Grausamkeit durch die Aussagen von neun Sklaven der Madame Lalorie bewiesen wurde; jene wurden hierauf confiscirt und am folgenden Sonntag zum Vortheil des Staats verkauft.

Ich wurde bei der Sache weder als Zeuge vernommen, noch überhaupt mein Name dabei genannt. Madame Lalorie, die mich anderwärts gesehen hatte, ohne mich zu bemerken, und mich nicht kannte, wußte nicht, welchen Theil ich daran genommen hatte. Ich vermied es sorgfältig, ihr zu begegnen; der Anblick dieser Frau machte mir übel, ich glaubte sie noch zu sehen, wie sie Mingo verfolgte und mit Kälte dessen Leichnam am Fuße des Belvederes betrachtete.

Sechs Monate waren inzwischen verflossen, und die Gerüchte, welche einen Augenblick über die Härte der jungen Wittwe gegen ihre Sklaven im Umlauf waren, hatten sich gelegt. Ihr Salon war wieder so gesucht als je, und stand der ganzen Aristokratie von New-Orleans offen; das Haus war wegen seines Glanzes und seiner reichen Geselligkeit berühmt, sie war fortwährend von Bewunderern umgeben, und wenn es je aus Zufall Einer wagte, von dem Vergangenen zu sprechen, so erhob man sogleich Zweifel, hielt die bekannte Milde der jungen Wittwe entgegen, pries ihr einnehmendes Wesen, und behandelte endlich die albernen Anklagen, denen sie ausgesetzt war, als reine Schmähsucht.

(Schluß folgt.)

Ueber die Ausbrüche von Feuersbrünsten in London.

In der statistischen Section des englischen Naturforschervereins las ein Hr. Rawson Bemerkungen über den obigen Gegenstand vor. In

den letzten fünf Jahren fanden (mit Ausnahme von in Brand gerathenen Kaminen) 2476 Feuersbrünste oder 485 des Jahres statt. In fünf Pret. derselben wurden die Häuser ganz zerstört, in 25 bedeutend beschädigt und in 68 Pret. war der Schaden nur gering. Die kleinste Anzahl Feuersbrünste fand an Sonnabenden, die größte an Freitagen statt. Die wenigsten Feuersbrünste ereignen sich von 5 bis 9 Uhr Morgens, die meisten von 10 bis 2 Uhr in der Nacht. Die Berichte von fünf Jahren ergeben, daß 98 Feuer um 5 Uhr Abends, 105 Feuer um 6 Uhr, 122 Feuer um 7 Uhr, 162 um 8 Uhr, 188 um 9 Uhr, 199 um 10 Uhr, 197 um 11 Uhr, 165 um 12 Uhr, 129 um 1 Uhr, 115 um 2 Uhr, 80 um 3 Uhr, 68 um 4 Uhr, 50 um 5 Uhr, 47 um 6 Uhr u. s. w. eintreten. Von den 2476 Feuersbrünsten in fünf Jahren ließen sich nur 165 auf unvermeidliche Zufälle zurückführen; 594 entstanden durch unvorsichtigen Gebrauch von Licht, 72 durch offenbare Sorglosigkeit verschiedener Art, 28 durch Kinder, die mit Feuer spielten, 20 durch Feuer, die auf dem Herd oder auch an andern ungeeigneten Orten angezündet wurden, 550 durch verstopfte Röhren, 17 durch unvorsichtige Communicationen in den Häusern, 44 durch überhitzte Oefen, 155 durch verschiedene Zufälle mit Gas, 7 durch Betrunkenheit, 51 durch Feuerlegung, 14 (in 2 Jahren) durch in Brand gerathene Kleidern, und 151 (in 5 Jahren) durch Kleider, die man nachlässig aufhing, um sie am Feuer zu trocknen.

Portugals Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Vergleicht man diese Angaben mit den schon gegebenen, so findet man abermals einen Unterschied von 9 Kirchspielen, die zu viel, von 41,966 Feuerstellen, die zu wenig, so wie eine Differenz von 188,271 Einwohnern, die im Jahre 1801 hienach weniger, als im Jahre 1836 angegeben wurden, ungeachtet Balbi nach andern Berechnungen die Volkszahl im Jahre 1801 doch als am höchsten bezeichnet. Beachtungswerth in dieser Tabelle ist die große Differenz zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlechte, die nicht weniger als 67,429 beträgt, um welche die Zahl des weiblichen Geschlechts die des männlichen übersteigt, und woraus wohl manche Folgerungen auf die gesunkene Moralität der Weiber gezogen werden können, indem es an Männern fehlt, um Ehebündnisse abzuschließen; es paart sich nicht, und darum entstehen so viele andere Unregelmäßigkeiten in dem außergewöhnlichen, nicht ehelichen Leben der Frauen. Woher aber dieser Mangel des männlichen Geschlechts, da nach dieser Tabelle doch mehr männliche als weibliche Geburten erfolgen, und selbst auch weniger Männer als Weiber sterben? Aller Wahrscheinlichkeit nach gründet sich derselbe doch wohl mehr auf unrichtige Angaben, als daß wirklich ein Mangel existirte, ungeachtet nicht zu läugnen ist, daß die auswärtigen Besitzungen, so wie auch Brasilien, was für die Portugiesen noch fortwährend sehr anziehend ist, eine Menge Personen männlichen Geschlechts entweder temporär oder für immer dem Mutterland entziehen. Die Zählung, welche im Jahre 1801 durch die Civilbehörden veranstaltet, gibt als Resultat eine Bevölkerung von 1,426,900 männlichen und 1,505,050 weiblichen Gliedern, rechnet man aber zu den männlichen noch 52,000 Köpfe, welche die Armee und die Geistlichkeit damals stark war, so wie 7000 Nonnen zu der weiblichen Bevölkerung, so erhalten wir eine Bevölkerung von 2,999,950 Seelen, von denen 1,478,900 männlichen und 1,521,050 weiblichen sind, also doch auch eine mindere Anzahl von 42,150 Köpfen für das männliche gegen das weibliche Geschlecht. Vergleichen wir nun dagegen wieder die Volkszählungen, die man in den Jahren 1815 bis 1818 aufstellte, und deren Listen wir hier übergehen wollen, da sie nach den 24 Comarcas aufgestellt wurden, so daß man mit den frühern Zählungen nach Provinzen oder Bisthümern abermals keinen rechten Vergleich aufstellen kann, so geht wenigstens daraus hervor, daß das Mittel von 5 Jahren angenommen, allein die Findelkinder nicht mitgerechnet, im Ganzen genommen jährlich 27,997 Knaben und 26,267 Mädchen geboren werden, also im Verhältnisse wie 14:13,5, welches so ziemlich mit den Verhältnissen in andern Staaten gleichkommt. — Mit Ausnahme der Stadt Lissabon, stellen sich die Verhältnisse der ehelichen Geburten zu den unehelichen nach der mittlern Zahl von 5 Jahren wie 54,264 legitime Geburten zu 5740 unehelichen, oder wie 13:1 heraus, also um 2 Zahlen ungünstiger für die Moralität wie in Frankreich, wo man 15:1 annimmt; allein wie schwindet dieses, wenn man nur Lissabon allein in dieser Hinsicht betrachtet, wo nach den Listen von 1801 in dem Patriarchat 14,776 Kinder geboren werden, ungerechnet der 2000 Kinder, die jährlich im Durchschnitt ins Findelhaus gebracht werden, und wonach, wenn man jene 14,776 Kinder alle als legitim betrachtet, was doch nicht der Fall seyn kann, sich schon ein Verhältniß der legitimen zu den Findelkindern wie 7,3:1 herausstellt. Bedenkt man aber, wie viele uneheliche Kinder bei der Geburt sterben und wovon nichts bekannt wird, wie viele nur durch unerlaubte und geheime Mittel vor der Geburt getödtet werden, eine Immoralität, die hier täglich in Anwendung gebracht wird, so kann man wohl mit Fug und Recht annehmen, daß in Lissabon, wenn alle Kinder lebend zur Welt gebracht würden, sich das Verhältniß der legitimen zu den unehelichen wahrscheinlich wie 3:1 verhalten würde. — Betrachten wir nun das Verhältniß der Lebenden zu den Verstorbenen, so finden wir, daß die mittlere Zahl der Verstorbenen in 24 Comarcas, Lissabon ausgeschlossen, 54,623 betrug. Wenn nun die ganze Bevölkerung 3,173,000 Einwohner betrug, und wenn in diesem Verhältniß eben so viele in den andern Comarcas starben, so würden wir für ganz Portugal eine Sterbeliste von 78,908 Individuen erhalten, was etwas weniger beträgt, als die Sterbelisten im Jahre 1801 angeben, wo man darin 89,567 Verstorbene verzeichnete; es würde sich folglich das Verhältniß der Lebenden zu den Verstorbenen wie 37,5 zu 1 herausstellen. Jedoch dieses Verhältniß ist nicht ganz richtig, und zwar aus dem Grunde, weil die Sterbefälle von Kindern unter 2 Jahren selten oder nie in die Kirchenbücher verzeichnet werden. — Die Verheurathungen in Portugal stellen sich zur Bevölkerung wie 1:136 heraus, was so unvortheilhaft wie möglich, und unstreitig mehr der Unmoralität der Menschen zugeschrieben werden kann, als andern Ursachen, die jedoch auch zu berücksichtigen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Man behauptet, ein auf Eisenbahnen anwendbares System von Tag- und Nachttelegraphen sey dem belgischen Minister der öffentlichen Arbeiten von einem Belgier vorgeschlagen worden, der sich seit geraumer Zeit unablässig mit der Vervollkommnung der Correspondenz durch Signale beschäftigt. Die Erfindung soll nichts mit den bisherigen gemein haben, und weder Messing-, noch Eisendrath, noch galvanische Mittel angewandt werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 281.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 October 1838.

Ein Sommerausflug von Teheran nach dem Assassinen-Felsen.

(Aus dem United Service Journal. August 1838.)

Der persische Sommer hatte kaum begonnen, als wir, vier an der Zahl, einen Ausflug über die Berge des Elbrus machten, um für einige Zeit die dürren Ebenen und kahlen Berge von Irak gegen die Wälder und Sümpfe Masanderans zu vertauschen. Am Abend des 20 Mai zogen wir aus den düstern Lehmmauern von Teheran, ritten vier Stunden weit nordwestlich über eine steinige Ebene und erreichten das Dorf Kend, hart unter der Elbruskette. Dieser Ort ist ziemlich bedeutend, da hier während des heißen und ungesunden Sommers von Teheran viele Bewohner dieser Stadt sich aufhalten. Kend ist wie in Gärten vergraben, welche eine Menge der herrlichsten Früchte erzeugen, und unter den Felsen der benachbarten Berge finden sich wilde Schafe und Ziegen in großer Anzahl. Der verstorbene König Feth Ali Schah, der ein gewaltiger Jäger war, baute sich hier einen Jagdsitz, um sein Vergnügen, diese Thiere zu jagen, welche ihren fast unzugänglichen Aufenthalt sehr selten verlassen, desto leichter befriedigen zu können. Da er die Weiber nicht minder als die Jagd liebte, so enthielt dieses Jagdschloß wie alle ähnlichen Gebäude, die er baute, zahlreiche Zimmer für das große Frauengefolge, wovon er stets begleitet war.

Am nächsten Morgen zogen wir in westlicher Richtung sieben Stunden weit nach dem kleinen Dorfe Sulimanieh oder Keredsch, eine kleine halbe Stunde vom Elbrus gelegen, nahe an einem breiten Flusse gleichen Namens, der in den genannten Bergen entspringt und sich in die Kewir oder Salzwüste südlich von Teheran verliert. Der verstorbene König baute hier einen großen Palast und hielt sich hier eine Zeit lang auf seinen jährlichen Ausflügen nach Sultanieh auf, wo er seine Truppen zu mustern und Uebungen vornehmen zu lassen pflegte. Dieser Palast zeichnet sich durch nichts aus als ein großes Gemälde, welches die eine Seite des Hauptzimmers einnimmt und lebensgroße Abbildungen von Aga Mohammed Khan Kadschar, dem Gründer der jetzigen Dynastie, und den Häuptern seines Stammes enthält, die ihn auf den Thron erhoben. Er selbst, mit einem grimmigen Gesichte, sitzt auf dem Thron, während seine Häuptlinge mit Panzerhemden, Stahlhelmen und ihren großen Tatar-Stiefeln ausgerüstet, auf Stühlen um ihn hersitzen. Das Gemälde soll treffend ähnlich seyn, aber der Ausdruck des Gesichts ist höchst unangenehm, und man wundert sich nicht mehr über seine Grausamkeit, wenn man dieses Bild gesehen hat. Indeß kann nur ein kraftvoller Tyrann, wie Aga Mohammed Khan, einem Reiche wie Persien Glück bringen; denn nur wenige, wie der Adel am Hof und die hohen Beamten, fühlen die Wirkungen seiner Tyrannei, während die Masse des Volks, sicher in ihrer Dunkelheit, ihn hauptsächlich nur als den Bewahrer der öffentlichen Ruhe und Sicherheit kennt. Sein Andenken ist gesegnet bis auf diesen Tag, weil er das Landvolk beschützte und die Räuber auf den Straßen wie die habsüchtigen Beamten unerbittlich bestrafte und verfolgte. Die Perser erzählen oft eine Anekdote, welche seinen Charakter in dieser Beziehung bezeichnet. Während einer Reise trennte er sich von seinem Gefolge und näherte sich einem Bauern, der einen mit Früchten beladenen Esel zu Markte trieb, und befahl ihm im gewöhnlichen Tone eines persischen Soldaten, ihm eine Handvoll zu geben. Der Bauer weigerte sich, worauf der König vom Pferd stieg und einen Theil der Früchte mit Gewalt zu nehmen suchte. Der Bauer widersetzte sich, schwang seinen Knittel und rief aus: „O du Hundssohn! ist Aga Mohammed Khan todt, daß du mich zu berauben wagst? Beim Haupte des Königs, wenn Aga Mohammed Khan noch lebt, sollst du morgen aus einem Mörser geschossen werden!" Das Folgende läßt sich denken: der König war sehr erfreut, gab sich zu erkennen und beschenkte den Bauern. Eine zweite Anekdote, welche seinen Charakter in ein anderes Licht setzt, mag hier gleichfalls ihren Platz finden. Ein gewisser District hatte sich empört, und Aga Mohammed Khan befahl seinem Minister, Mirza Schefi, einige Dutzend Augen auszureißen und ihm zu bringen. Man verfährt dabei auf eine äußerst rohe Weise: das Opfer wird auf den Rücken geworfen, ein Soldat, oder sonst wer immer, faßt ihn an der Brust und schneidet ihm mit seinem Messer oder Dolch die Augen aus. Der Minister legte die Augen auf eine Schüssel, und brachte sie dem König. Aga Mohammed Khan betrachtete sie eine Zeit lang,

zog dann den Dolch und begann die Augen zu zählen, indem er sie mit der Spitze eines nach dem andern bei Seite schob. Unzufrieden wandte er sich zu seinem Minister und sagte: „Bei dem einigen großen Gott, Mirza Schefi, wenn ein Auge hier fehlt, sollen die deinen die Zahl voll machen."

(Fortsetzung folgt.)

Die schöne Creolin.

(Schluß.)

So standen die Sachen, als plötzlich eines Tages die Sturmglocke ertönte; in der Wohnung der Madame Lalorie war Feuer ausgebrochen. Alles eilte sogleich dahin; durch den Lärmen benachrichtigt, schloß auch ich mich der Menge an.

Das Feuer war in den Seitengebäuden der Wohnung, wo sich die Küchen befanden, ausgebrochen; in dem Augenblick, wo wir in den Garten traten, schlugen die Flammen durch das Dach, welches auch zusammenstürzte. Auf dem Platze selbst war gar nichts vorhanden, um das Umsichgreifen des Feuers zu hindern, man erwartete die Feuerspritzen, die noch nicht angelangt waren. Aller Augen waren auf das brennende Gebäude gerichtet, als man plötzlich mitten aus den Flammen ein großes Geschrei vernahm; ein Fenster wurde geöffnet, an welchem ein Weib erschien, es war Rachel, welche ihre Arme mit drohender Wuth hin und her bewegte. Bei ihrem Anblick hatte sich ein Ausruf des Schreckens erhoben, und durch eine unwillkürliche Bewegung näherte sich die Menge dem Gebäude. Allein die Flammen verhinderten jeden Zugang. Inzwischen hatte sich Rachel zum Fenster herausgelehnt, und rief, auf den Brand zeigend, der sich bereits bis zum Wohnhaus erstreckte:

„Herrin verbrennt, Mingo gerächt, ich gerächt, alle Schwarzen gerächt!" dabei schlug sie mit einem wahnsinnigen Gelächter in die Hände. Gleich darauf sank sie erschöpft zusammen.

Während der Zeit wurde eine Leiter herbei gebracht; man stellte sie an das Fenster, und ein junger Mann bestieg sie unerschrocken. Als er zu der alten Negerin gelangt war, wollte er sie aufheben, was ihm jedoch nicht gelang.

„Sie ist angekettet," rief er sogleich.

„Ja, ja, arme Schwarze, seit sechs Monaten an den Herd angekettet, stammelte Rachel! . . . . Herrin wollen, daß arme Rachel gute Mittagessen für sie machen . . . . Aber Rachel hat zu heiß, Rachel denkt an Mingo, Rachel hat das Feuer angelegt, um zu sterben."

In dem Augenblick ergriffen die Flammen das Fenster, so daß der junge Mann gezwungen ward, herabzusteigen; wir sahen, wie sich die Alte mit einem Ausruf des Schmerzes wieder erhob, wie sie sich mitten in den Flammen zusammenkrümmte, dann zurückfiel und verschwand.

Tiefer Schauder und Schrecken hatte die Menge ergriffen, man fing an Verwünschungen auszustoßen, als die Feuerspritzen eintrafen. Der Brand, dem man keinen Einhalt thun konnte, ergriff bereits die benachbarten Gebäude. Der Wind trieb die Flammen schnell gegen das Dach eines einzeln stehenden und sorgfältig verschlossenen Pavillons, der in kleiner Entfernung stand. Die Menge drängte nach zwei Seiten, da erschien Madame Lalorie selbst am Fenster des Hauses; sie war bleich, und ihre Hand, die sie auf den Balcon stützte, zitterte etwas. Es erhob sich ein Gemurmel, hierauf tritt wieder Stillschweigen ein.

„Die Schlüssel!" rief man von allen Seiten.

„Laßt den Pavillon brennen, meine Herren," sprach die junge Frau mit unruhigem Tone.

Allein die Menge hörte nicht.

„Die Schlüssel! die Schlüssel!" wiederholten hundert Stimmen.

„Ich habe sie nicht."

„So schlage man die Thüren ein!"

Die Thüren fielen; es entstand eine Bewegung, darauf erscholl ein langes Gemurmel. Madame Lalorie hatte sich eilends zurückgezogen

Da ich in der Nähe des Pavillons gestanden hatte, so war ich einer der Ersten, der in denselben eintrat. Wenn ich Tausend Jahre leben sollte, so würde ich niemals das Schauspiel vergessen, das sich meinen Augen darbot.

In einem niedern und finstern Saal waren im Kreise neun Pfeiler errichtet: an den zwei erstern hingen Leichname, die bereits zu Gerippen geworden waren; an die sieben übrigen waren Sklaven angekettet, einigen waren die Hände über dem Kopfe zusammengebunden, andere lagen zusammengekrümmt da, unfähig sich wieder aufzurichten, mehrere waren mit einem Halseisen um den Hals in ewiger Unbeweglichkeit an den Pfeiler angeschlossen. Sie hatten keine Spur menschlichen Aussehens mehr. Ihre Körper bestanden aus Einer ungeheuren Wunde, auf welcher die Ruthenstreiche tiefe Furchen gebildet hatten. Mitten in dem durch die Pfeiler gebildeten Kreise erhob sich eine Estrade, welche geschickt so stand, daß die Streiche besser treffen konnten, und die noch feucht von röthlichem Kothe war. Ein in Blut getränkter Riemen aus Ochsenhaut war hier aufgehangen.

Nachdem die erste Ueberraschung vorüber war, eilte man, die sieben noch lebenden Sklaven von ihren Ketten zu befreien, und sie an die Luft zu bringen; zwei starben in unsern Händen, als sie das Tageslicht erblickten. Die andern, die noch etwas Kraft besaßen, konnten auf die an sie gestellten Fragen antworten.

Wir erfuhren nun, daß diese neun Sklaven, wovon nur noch sieben lebten, dieselben waren, welche man der Wittwe confiscirt hatte, und die vor sechs Monaten auf Rechnung des Staats verkauft worden waren. In der Absicht, sich wegen ihrer Geständnisse an ihnen zu rächen, hatte Madame Lalorie sie wieder kaufen und heimlich in ihr Haus bringen lassen; seit sechs Monaten hielt sie dieselben in diesem Pavillon eingeschlossen, wo sie zu deren Marter Alles hatte einrichten lassen.

Jeden Morgen übte diese zierliche und schwächliche Frau von der blutigen Estrade herab ihre unersättliche Rache selbst aus; sobald sie die Ruthe einmal in der Hand hatte, bemächtigte sich ihrer eine Art freudiger Wuth, ihre Kräfte lebten beim Anblick der Wunden und beim Geruch des Blutes neu auf;

sie empfand eine wahre Lust dabei, wenn das Fleisch durch die Hiebe braun und blau wurde, wenn die Glieder zusammenschrumpften, wenn das Leben sich noch rührte und unter ihren Streichen erlosch; sie gab sich der Freude hin, ihre Schlachtopfer tausendmal zu tödten, das Leben wieder erwachen zu sehen, um es wieder tausendmal zu vernichten. Furchtbare Verrücktheit, welche nur den Schmerz Anderer liebte, und nur in dem Todeskampfe Anderer Freude empfand.

Stillschweigend hatte anfangs die Menge alle diese Angaben der Sklaven mit angehört; bald aber machte sich der Unwille, den die Neugierde einen Augenblick in Schranken gehalten hatte, Luft. Nachdem sich der Lärm über das Vorgefallene verbreitet hatte, sahen sich die von allen Seiten der Stadt herbeigelaufenen Neger mit düstern Blicken an, und die Weißen erschreckt bei dem Gedanken an die Aeußerungen, die eine solche Entdeckung herbeiführen konnte, sprachen ihren Unwillen laut aus.

Schon wurden die Drohungen ausdrücklicher und directer. In Amerika geht die öffentliche Meinung schnell von dem Wort zur That über. Die Gewohnheit, die Gewalt auszuüben, verleiht dem Volke das Vertrauen auf seine Kraft, und wenn sich das Geschrei Aller erhoben hat, so folgt die Vollstreckung gleich auf das Urtheil. Madame Lalorie wußte dieß wohl und kannte auch recht gut die Erbitterung der Menge. Mit jedem Augenblicke nahm die Menschenmasse zu, so daß man von dem Hause bis zum Marais nichts sah, als ein Meer beunruhigter Köpfe.

Schon war Mordgeschrei ertönt; die Erbittertsten suchten sich, entschlossen, mit Gewalt in die Wohnung einzudringen, einen Durchgang bis zu derselben zu öffnen, da öffneten sich auf einmal die beiden Flügel der großen Einfahrt, und es erscheint der Wagen der Madame Lalorie. Der Kutscher sitzt auf seinem Bocke, mit seiner Livrée angethan, während die junge Creolin *in ihrem reichsten Anzug*, mit ruhigem Antlitz und lächelndem Munde an ihrem gewohnten Platze sitzt, und nachlässig an einem Heliotropenbouquet riecht. Bei diesem Anblick verstummt das Geschrei, der Lärm hört auf, Alles bleibt einen Augenblick starr vor Staunen.

Dieß benützt der schwarze Kutscher; er theilt die Menge, fährt vorwärts, und ist längst über diese hinaus, als sich in der Ferne ein Lärm erhebt. Sobald der erste Augenblick der Ueberraschung vorüber war, ärgerte man sich über eine solche Keckheit, und will die anmaßende Equipage anhalten; allein diese hat bereits den schmalen Hafendamm erreicht, der zum See Pontchartrain führt. Ihm den Weg abzuschneiden ist unmöglich, der Sumpf bietet ein unübersteigbares Hinderniß; sie verfolgen ist unnütz, denn sie hat einen Vorsprung, und die Pferde fliegen wie ein Blitz!

Dennoch versuchten es die Wüthendsten, Alles vergebens. Als sie am See ankamen, hatte Madame Lalorie eine Barke mit einem Verdeck gemiethet, deren Segel bereits am fernen Horizont verschwanden!

Nur der Wagen war am Ufer des Sees zurückgeblieben; an ihm ließ sich nun die Wuth des Volkes aus. Er wurde in Stücke geschlagen, und die Pferde niedergestochen. Als man zu New-Orleans erfuhr, daß die Französin entkommen sey, zog die Menge nach ihrer Wohnung, die in einigen Stunden zerstört ward."

Mit steigender Aufmerksamkeit hatte man der Erzählung des Doctors zugehört. Als er geendigt, rief Jedermann: Und was ist aus dieser schrecklichen Frau geworden?"

„Gestern wußte ich dieß noch nicht"; antwortete der Doctor.

„Und heute?"

„Heute? Heute habe ich sie gesehen."

„Was sagen Sie?"

„Sie ist hier."

Zehn Ausrufungen geschahen zu gleicher Zeit, und Alle standen auf.

Während der Erzählung des Doctors war es Nacht und stockfinster geworden. Es trat ein Augenblick des Schreckens ein. Jetzt trat ein Diener mit Lichtern herein; Alle suchten sich gegenseitig mit den Augen mit einem gewissen Zweifel und ängstlicher Neugierde auf.

„Mein Herr," rief Varin außer sich, auf Miller losstürzend; „reden Sie um Gottes willen! vollenden Sie!"

Statt aller Antwort zeigte ihm der Doctor den Platz der Frau von Larcy, der leer war.

In demselben Augenblick hörte man einen Wagen fahren; man will ans Fenster, ... eine offene, von einem Neger geleitete Kalesche fuhr rasch unten am Balcon vorüber; darin saß ruhig und stolz Frau von Larcy, einen Heliotropenstrauß in der Hand.

Klimatische Schilderung von Brittisch-Westindien und Guiana.

11. St. Kitts

liegt 50 Meilen nordwestlich von Antigua, ist von unregelmäßiger, oblonger Form, und hat 72 Meilen im Umkreis. Eine Kette von dürren, schroffen Bergen läuft von Norden nach Süden durch die Mitte, und in derselben erhebt sich der Mount Misery, 3711 Fuß hoch. Von dem Fuße dieser Berge an sind die Abhänge bis an die See hin alle angebaut und sehr fruchtbar. Der Boden ist leicht und porös, so daß nach den heftigsten Regen die Oberfläche in einer Stunde trocken ist. Es finden sich nur vier fließende Gewässer von einiger Bedeutung, und die Insel ist nur mittelmäßig bewässert. Das Klima ist großen Abwechslungen unterworfen, und es fällt namentlich im October, November und December mehr Regen als in Antigua. Der Wind weht im Sommer und Herbst aus Südosten und Osten, im Winter und Frühjahr aus Nordosten.

12. Nevis

liegt zwei Meilen südlich von St. Kitts, ist nichts als ein konischer, 2500 Fuß hoher Berg und hat 8 Leguas im Umfange. Die Stadt steht auf einer sandigen Ebene und ist ungesund.

13. Tortola,

160 Meilen nordnordwestlich von St. Kitts, besteht aus einer Bergkette, die an einigen Stellen 1600 Fuß hoch ist und einen geräumigen Hafen umschließt. Die Stadt liegt auf der Westseite des Hafens, und ist, so wie auch die kleine Caserne am Südostende der Stadt, den

Passatwinden offen und ziemlich kühl. Krankheiten, namentlich Fieber, sind sehr herrschend, am Ende und Anfang des Jahres am meisten.

Portugals Bevölkerung.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir endlich nach der Aufstellung und Aufzählung der verschiedenen Classen der Bevölkerung Portugals, in welcher wir noch zu bemerken vergaßen, daß das Verhältniß der Erwachsenen zu den Kindern unter 7 Jahren sich wie 5,1 : 1 herausstellt, die verschiedenen Ursachen einer so geringen Bevölkerung, im Vergleiche des Flächeninhalts des Landes, eine Bevölkerung, die allen schriftlichen Traditionen zufolge auch nie größer war, im Gegentheile weit kleiner, und die nur seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts erst etwas zugenommen, so werden wir darauf hingewiesen, daß nicht nur in frühern Zeiten die vielen Invasionen fremder Völker, die Kriege, Erdbeben, Pest und böse Seuchen, die das Land verwüsteten und die Bewohner zu Tausenden dahinrafften, sondern auch die religiöse Intoleranz den nachtheiligsten Einfluß auf die Bevölkerung ausübten und deren Progression verhinderten; doch dieses war es nicht allein, noch Vieles kam hinzu, was hinderlich war, und dahin gehörte denn hauptsächlich die Zunahme der Sterilität des Bodens im Verhältniß, als Portugal, so wie Spanien seine Wälder verlor, worauf wir auch schon früher hingewiesen haben, und die natürliche Folge davon war die Herbeiführung des schlechten Zustandes des Ackerbaues. Der Boden wurde aus Mangel von Feuchtigkeit in der Atmosphäre ausgedörrt, die Quellen zu Bewässerungen versiegten, der Ertrag einer sauern Arbeit war nicht lohnend genug, und hiezu nun noch die angeborne Trägheit des Südländers, der weit weniger Bedürfnisse als der Nordländer hat, da konnte es wohl nicht anders kommen, als daß man den Ackerbau stets vernachläßigte, sich keine Mühe gab ihn zu vervollkommnen; daß große Strecken unbebaut blieben, und folglich das Land nicht mehr Menschen ernähren konnte. Was ferner diesen Zustand der Vernachläßigung des Ackerbaues noch mehr beförderte, waren die ungemein vielen und hohen Abgaben, die der Bauer nicht nur an den Staat, sondern auch an mächtige Donatarien, an Kirchen und Klöster zu zahlen, so daß ihm kaum ein Drittel seiner Ernte als spärlicher Unterhalt übrig blieb, er bebaute also nicht mehr Land, als nur die größte Noth seines Unterhaltes erforderte, um nicht für Andere zu arbeiten, und von den größten Besitzungen blieben oft zwei Drittel unbenutzt und wüste liegen; die Armuth unter den Bauern, die auf diese Art stets von Executoren zur Eintreibung der Abgaben belagert und bedroht wurden, war allgemein; Jünglinge und Mädchen, die gern ein Ehebündniß geschlossen, konnten nicht so viel aufbringen, um die Kosten solcher Verbindungen zu bestreiten, und überließen sich daher den Ausschweifungen der Jugend und eines liederlichen Lebens oder wilder Ehen, wodurch ihre Fruchtbarkeit zerstört wurde, oder wenn auch dieses nicht, so suchte man sich wenigstens der aus einem solchen Leben erwachsenden Kinder sobald als möglich zu entledigen, indem man sie entweder in der Geburt erstickte oder sie nach den Findelhäusern brachte, wo dieselben selten das erste Jahr erlebten, denn von hundert Kindern waren nach Beobachtungen, die man darüber angestellt, kaum drei, die das zehnte Jahr erlebten. Schritten nun solche Leute im vorgerückten Alter erst zur Verehelichung, dann waren zwei Drittel ihrer Fruchtbarkeit schon dahin, nur noch wen'ge Kinder konnten sie erzeugen, was denn eine der Hauptursachen ist, warum man in den portugiesischen Dörfern so ungemein wenig Kinder antrifft. Kinder beleben hauptsächlich die Dörfer nördlicher Staaten, ihr Spiel und Treiben in den Straßen, der sich zerstreuende Schwarm, wenn er aus den Schulen kommt, bringt das regste Leben auch in dem kleinsten, einsamsten Dorfe hervor, was man in den hiesigen Dörfern gänzlich vermißt; sie sind in diesem Betrachte wie ausgestorben, und selbst die einzelnen Kinder, die man hie und da erblickt, schleichen trübselig und ernst einher, gleichsam wie von Sorgen gedrückt, blaß und ohne die jugendliche Munterkeit und Ausgelassenheit der deutschen Dorfjugend. Also auch von dieser Seite standen der Bevölkerung Schwierigkeiten im Wege, die dadurch noch vermehrt werden, daß der Bauer seinen Stand, eben des Druckes wegen, in welchem er stets lebte, verachtete, und Alles aufsuchte, wodurch er sich diesem Stand entziehen kann, und dazu bot ihm nicht nur der Stand der Geistlichkeit bis in die letzten Zeiten die bequemsten Mittel dar, sondern man hielt die Kinder auch mehr zur Ergreifung irgend eines Handwerkes an; wer nur irgend so viel hatte, einem seiner Kinder einen geistlichen Talar anschaffen zu können, schickte dieselben in ein Seminar oder in ein Kloster, wo sie gepflegt und gehegt wurden, und nach einigen Jahren so viel erlernt hatten, daß sie eine Messe lesen und ordinirt werden konnten, und alsdann als Weltgeistliche auftraten oder eine Mönchskutte anzogen. Hiedurch nicht sowohl als auch durch die Erlernung von Handwerkern unter den Bauernsöhnen, die alsdann sich in den Städten niederließen oder in die weite Welt hinauszogen, wurde dem Ackerbau eine große Menge thätiger Arme entzogen, der Producte des Landes wurden nicht mehr, der Bauer mußte das Wenige, was er davon erübrigte, theuer verkaufen, um seine andern Bedürfnisse davon zu bestreiten, und so konnte denn die Production des Landes wegen des theuern Brodes, folglich wegen der theuern Tagelöhne, die dadurch entstanden, nicht vermehrt werden, mithin die Bevölkerung auch nicht zunehmen, denn Tausende, besonders Männer und junge Leute, sahen sich genöthigt — auch angelockt durch die schönen Aussichten, in den auswärtigen Colonien ohne viele Mühe selbst reich zu werden, wovon man so viele Beispiele hatte, daß sogar Leute, die nicht lesen, nicht schreiben konnten, in wenigen Jahren Hunderttausende sich erworben hatten — das Land zu verlassen und ihr Glück in Indien oder Brasilien zu versuchen, den beiden Ländern, wo ihnen dieses entgegenlächelte. Daß auch das Recht der Erstgeburt in Portugal dem Anwuchse der Bevölkerung hinderlich war, die Nachgebornen in gänzlicher Armuth ließ, so daß die Meisten an eine häusliche Niederlassung, an Frau und Kinder gar nicht denken konnten, wenn sie nicht etwa durch erlangte Staatsstellen dazu in den Stand gesetzt wurden, ist ebenfalls nicht zu bestreiten, und was noch mehr ist, es entstand dadurch dermaßen eine Concurrenz zu Staatsstellen, denn man fand es höchst bequem, auf Kosten des Staats zu leben, daß dadurch der Zudrang immer größer wurde, da das Gouvernement nie Stärke genug hatte, diesem zu widerstehen und Gränzen zu setzen, die Obern protegirten Verwandte und Freunde, und um diese unterzubringen, schuf man so viele Sinecuren und unnöthige Stellen, so daß man immer mehr Auflagen machen mußte, um die vielen Staatsausgaben bestreiten zu können. Die Mißverhältnisse der vielen Staatsdiener, die das Land mit aufzehren halfen, sind denn auch ein Hauptgrund der gegenwärtigen Decadenz des Landes.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 282.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

9 October 1838.

Ueber den Opium-Handel in China.

Wir entlehnen aus dem Calcutta Courier nachstehende über den gegenwärtigen Stand dieses Handels nicht nur, sondern für die Stellung der Engländer zum chinesischen Reich überhaupt höchst interessante Mittheilung. „Die Nachrichten aus China hinsichtlich der Aussichten des Opiumhandels lauten so trübe, daß fast jede Hoffnung auf Besserung verschwunden ist. Der Widerstand der Chinesen gegen diesen Handel wird allmählich so entschieden und consequent, und die Aufmerksamkeit der Localbehörden so groß, daß selbst die Ungläubigsten überzeugt werden, *daß man* solche Maaßregeln nicht ergreift aus dem habsüchtigen Wunsche, dem Handel Schwierigkeiten in den Weg zu werfen, um sich die Nachsicht dagegen desto theurer bezahlen zu lassen, sondern aus dem festen Entschluß des Hofs von Peking, die Einführung dieses Berauschungsmittels völlig zu hindern. Die Häfen an der Nordostküste, wo das Opium heimlich eingeführt wurde, werden jetzt mit der größten Sorgfalt bewacht und aller Zugang zu denselben ist höchst unsicher geworden. Durch solche Maaßregeln sind die Aussichten dieses Handels so gesunken, daß Viele befürchten, die Kiste Opium werde auf 500 Rupien*) heruntersinken, ein Preis, der unfehlbar die goldenen Träume von einer Opiumeinnahme zerstören muß, den die öffentlichen Behörden in Indien so gerne hegten.

„Als letztes verzweifeltes Mittel in dieser beispiellosen Krisis hat man sogar den Entschluß gefaßt, das Opium mit Gewalt in das chinesische Reich einzuführen. Die Bemühungen, welche bereits von mehrern bewaffneten Fahrzeugen im Hafen von Canton gemacht wurden, haben einen theilweisen Erfolg gehabt, und wie erfahren jetzt, daß mehrere andere Fahrzeuge in dem gegenwärtigen Augenblick in Calcutta ausgerüstet werden, die man mit Europäern bemannen und so vollständig bewaffnen will, daß sie den chinesischen Zollschiffen Widerstand zu leisten im Stande seyen. Die Engländer wollen also Feindseligkeiten mit dem chinesischen Zollhaus eröffnen, um unter dem Schutze ihrer Kanonen eine Waare ans Land zu setzen, deren Einfuhr durch die Gesetze des Reichs streng verboten ist. Ein solches Verfahren ist ohne Beispiel in den Annalen des Handels, und überhaupt sind alle auf den Opiumhandel bezüglichen Umstände so seltsamer Art, daß man Mühe hat, daran zu glauben. Auf der einen Seite steht die civilisirte und aufgeklärte christliche Regierung Englands im Orient, und bemüht sich auf jede Weise den Bau des Opiums in Indien zu vermehren, mit dem ausdrücklichen Vorsatz, dasselbe in das chinesische Reich einzuführen. Auf der andern Seite richtet die halb civilisirte Regierung China's alle ihre Bemühungen auf die Abwehr einer Waare, welche mit der Zeit jede gesellschaftliche, politische und männliche Tugend in ihren Unterthanen vernichten muß. Wir sehen diese Bemühungen bis zu einem gewissen Grade mit Erfolg gekrönt, und der Preis des Opiums sinkt um 30, 40 und 50 Procent; alsobald erscheinen Schiffe, starrend von Kanonen und beladen mit dem berauschenden Gift, fahren unter englischer Flagge in den Hafen von Canton, trotzen den Localbehörden, und bringen ihre Waaren ans Land, unbekümmert, wie viel Menschenleben dabei zu Grunde gehen. Die Ankunft solcher Schiffe kann eine auf ihre Unabhängigkeit so eifersüchtige Regierung, wie die chinesische, nicht mit Gleichgültigkeit betrachten. Wenn die Gesetze des Reichs von Fremden so ungestraft mit Füßen getreten werden dürfen, so geht die Achtung vor der tatarischen Dynastie in den Augen ihrer chinesischen Unterthanen unwiederbringlich verloren. Diese Escadre von bewaffneten Schmugglern wird darum wahrscheinlicherweise die Sache zu einem Bruch bringen; vergebens wird der englische Vorsteher in Canton alle Verbindung mit diesen verbrecherischen Unternehmungen abläugnen, oder seine Macht, sie zu hindern, in Abrede stellen; die chinesische Regierung, gewöhnt an despotische Gewalt, wird nimmer glauben, daß der Vorstand der „englischen Barbaren" diese unter der Flagge seiner Nation segelnden Schiffe nicht zurückweisen könne, wenn er es thun wolle."

---

*) Kaum ein Zehntel ihres vorherigen Werthes.

Ein Sommerausflug von Teheran nach dem Assassinen-Felsen.

(Fortsetzung.)

Am 21 verließen wir Sullmanieh mit Sonnenaufgang, gingen von der großen Straße, die nach Kaswin und Tebris führt, ab, und ritten nordwestlich, wobei wir den Elbruns in einer Entfernung von einer bis zwei Stunden rechts hatten. Wir zogen sechs Stunden weit nach dem kleinen Dorfe Kurdan, wo wir anhielten, um zu frühstücken, und die Hitze des Tages vorübergehen zu lassen. Abends brachen wir wieder auf und erreichten drei Stunden weiterhin das von schönen Gärten umgebene große Dorf Fuschend. Unser Weg führte durch ein flaches mit einigen Dörfern besetztes Land, und wir sahen auf der Ebene zwischen Teheran und Kaswin eine große Anzahl kleiner Hügel zerstreut, die 30—40 Fuß hoch sind; man hat behauptet, sie seyen ehemals als eine Art Telegraphenlinie benützt worden, wahrscheinlicher aber waren es befestigte Dörfer, denn die Ebenen auf dem rechten Ufer des Tigris in Mesopotamien sind mit Erdaufwürfen ähnlicher Art bedeckt, die größtentheils, wie diese hier, in Ruinen liegen und ohne alle Wohnungen sind, während andere Dörfer an ihrem Fuße und Wohnungen mit einem Walle auf ihrem Gipfel haben.

Am 22 verließen wir mit dem Grauen des Tages Fuschend, wo der Thermometer nur noch 61° F. (13° R.) zeigte, und betraten gleich darauf die Elburs-Kette, wo wir bald über eine Stunde lang sehr mühselig aufwärts zu steigen hatten; ein zweites langes Defilé führte uns dann hinab in den höchst unebenen District von Talikan, der etwa zwölf Stunden in der Länge und vier in der Breite hat. Er ist südlich durch die eben von uns überstiegene Kette, und nördlich durch noch höhere Berge begränzt, enthält aber trotz dieser ungünstigen Gestaltung eine große Anzahl Dörfer, ist wohl angebaut, und durch den Schahrud (Königsfluß) befruchtet, der am östlichen Ende entspringt und in den Kisiloran fällt. Der District steht unter einem Manne, Namens Mirza Nebbi Khan, den wir alle genau kannten, und der uns in dem Dorfe Fuschendek herzlich willkommen hieß. Ein bequemes, wohl mit Teppichen versehenes Zimmer wurde für unsern Empfang bereitet, während ein reichliches Frühstück, nach dem der Jahreszeit entsprechenden Gebrauche aus Käse, geronnener Milch, Honig, Rahm, Eiern und Früchten bestehend, uns alsbald vorgesetzt wurde. Der Wechsel des Klima's gegen Teheran war durch den Thermometer angedeutet: wir hatten jetzt um Mittag nur 70° F. (17° R.), während man in Teheran gewiß nicht weniger als 85° F. (23½° R.) hatte. Es ist eine große Annehmlichkeit in Persien, daß man gewöhnlich das Klima wählen kann. Teheran ist im Sommer einer der unangenehmsten und ungesundesten Orte in der Welt, aber ein Ritt von wenigen Stunden führt einen in die hohen und gesunden Thäler, welche sich am Fuße des Berges Demawend ausdehnen.

Nach dem Frühstück setzten wir uns wieder zu Pferde, und kamen hinab an die Ufer des Schahrud, der ein breiter, ungestümmer Bergstrom ist; wir zogen längs demselben fort durch ein wohlgebautes bergiges Land, und kamen spät Abends nach dem Dorfe Mir in der Nähe des Schahrud, nachdem wir diesen Tag etwa zehn Stunden weit geritten waren. Es ist lange schon ein Plan der persischen Regierung, den Schahrud in die Ebene von Kaswin zu leiten, wo der Boden vortrefflich ist, aber aus Mangel an Wasser nichts erzeugt. Die Schwierigkeit war nur, den Fluß über den Elburs hinzuführen, was noch Keinem gelungen ist.

Mir ist ein Heiligthum: wer vor den Verfolgungen der Regierung hieher seine Zuflucht nimmt, ist in Sicherheit, so lange er in diesem Dorfe bleibt. Dieses in einem despotisch-beherrschten Lande, wo Unterdrückung das herrschende Verbrechen ist, so wohlthätige Privilegium hat seinen Grund in dem Aufenthalt einer bedeutenden Anzahl von Seieds oder Abkömmlingen Mohammeds, welche einen bedeutenden Theil der zu dem Dorfe gehörigen Ländereien besitzen. Wir wurden von diesen Leuten sehr gut aufgenommen, und ich habe oft Seieds gefunden, wenn sie nicht gerade Mollahs oder Kaufleute waren, welche höchst freisinnig in ihrer religiösen Ansicht waren. Daß Kaufleute, wie hier der Fall, sich für Heilige ausgeben, ist freilich seltsam genug, da ihre Ansprüche auf Heiligkeit nur sehr schwach sind. Bei einem Besuche sieht man ihre Lippen fortwährend in schweigender Bewegung, indem sie während der Pausen des Gesprächs ein Gebet murmeln; auch sollen sie die Theetassen zerbrechen, aus denen Europäer getrunken haben; trotz aller dieser Heiligkeit aber verletzen sie ganz notorisch das Gesetz, indem sie Zinsen nehmen, was im Koran streng verboten ist.

Am 23 Junius verließen wir Mir um 10 Uhr Morgens, und fanden das Wetter so angenehm, daß wir die Reise den ganzen Tag ohne Unbequemlichkeit fortsetzten, aber der Weg war so schlecht, daß wir in 8 Stunden nicht mehr als vier zurücklegten. Wir zogen geraume Zeit am Ufer des Flusses fort, und gelangten endlich an den Fuß eines hohen Passes, Namens Duderran, der, wie wir zu unserm nicht geringen Schrecken bemerkten, einen Theil unseres Weges ausmachte. Das Ansteigen war für die Pferde so erschöpfend, daß wir sie alle dreißig Schritte ruhen lassen mußten und endlich doch genöthigt waren, abzusteigen, die Pferde beim Schweif zu nehmen, und uns fast den Berg hinaufziehen zu lassen. Glücklicherweise fanden wir am Abhang die Rhabarberpflanze in Menge wachsen, welche nicht nur den Durst stillte, sondern auch durch ihre angenehme Säure die Erschöpfung minderte. Unsere Richtung ging so ziemlich nordwestlich, während der Fluß gegen Westen floß. Etwa drei Stunden von Mir erreichten wir, völlig erschöpft, den Gipfel des Passes Duderran, und befanden uns nun in dem District von Alamut. Von dieser Stelle aus, welche nur acht Farsangs von Kaswin entfernt seyn soll, hatten wir eine weite Aussicht gegen Süden auf die Ebene, die wir durchreist hatten, ehe wir in die Berge kamen; gegen Westen lag der Bergdistrict von Rudbar, wo, wie in Alamut, die Assassinen mehrere Forts hatten; der Schahrud floß durch diesen District, welcher im Norden durch hohe Schneeberge von Gilan getrennt war.

Eine Stunde weiter kamen wir in das elende Dorf Jerek,

dessen Einwohner so arm waren, daß wir kaum etwas Nahrung von ihnen kaufen konnten. Zu Teheran beginnen um diese Zeit die Früchte zu reifen, aber diese Gegend hier liegt so hoch, daß die Bänme erst in Blüthe waren, und die Früchte reifen gar nicht, was entweder die Folge des schlechten Anbaues oder der Kälte ist.

Am 24 Mai marschirten wir vier Stunden weit nach dem Dorfe Gaserkhani, wobei wir eine Stunde lang über die Pischakuhkette stiegen, und nach ungefähr drei Stunden in nördlicher Richtung an den Fluß Schahrud von Alamut ankamen, welcher am östlichen Ende dieses Districts in den Bergen von Sialan entspringt; es ist ein reißender Bergstrom von etwa 40 Fuß Breite und fällt in den Schahrud von Talikan.

Noch eine Stunde Marsch brachte uns in das genannte Gaserkhani, von wo aus wir das Adlernest, den Felsen von Alamut, erblickten. Die Einwohner empfingen uns mit Höflichkeit und sagten uns, daß sie nur erst von zwei Europäern besucht worden seyen; der eine war, so viel wir wußten, ein Engländer, der andere ein Russe oder vielmehr ein Pole. Da es schon spät war, verschoben wir unsern Besuch des Schlosses auf den andern Morgen. Am folgenden Tage stiegen wir etwa eine Stunde allmählich bergan, und standen dann am Fuße des Felsens, in dessen Nähe ein kleiner Bach floß. Der Felsen steht beinahe auf der Höhe, eine starke Stunde von einer hohen Bergkette, die jetzt mit Schnee bedeckt war und diesen District von Gilan trennt. Siebenhundert Schritte vom Felsen ist eine Anhöhe, von welcher derselbe überragt wird; dieß war aber in der Zeit, wo Alamut als Veste galt, nur ein geringer Nachtheil. Der Felsen ist ein vollkommen kahler, 900 Fuß langer Rücken, der von Osten nach Westen lauft und oben sehr schmal ist. Die Höhe gegen Norden, Süden und Osten betrug etwa 200, gegen Westen 100 Fuß; mit Ausnahme der Nordseite, wo eine Bank von Erde ziemlich weit an den Felsen hinanreicht, ist der ganze Felsen ausnehmend steil, fast perpendikulär, so daß er zu einer Zeit, wo Artillerie unbekannt war, so gut wie uneinnehmbar seyn mußte. In der Nähe des Felsens ist alles öde und kahl; nicht eine einzige Wohnung stört die melancholische Einsamkeit der Landschaft, deren einzige Bewohner der Adler und die Eidechse sind. Wir begannen auf einem Pfad hinaufzusteigen, der sich auf der Nordseite rund um den Felsen wand, hatten bereits eine bedeutende Höhe ohne Schwierigkeit erreicht, und befanden uns nur noch in geringer Entfernung von der Spitze, als wir plötzlich anhalten mußten, weil der Pfad verschwand und eine gefährliche Stelle sich zeigte, die man nothwendig überschreiten mußte. Diese Stelle war etwa dreißig Fuß lang, und der Pfad oder vielmehr die Spur, welche nur zwei Zoll breit war, bestand aus schlüpfrigem Geröll. Rechts war ein abschüssiger Felsen, so glatt, daß man sich nicht daran halten konnte, links ein Steilabsturz von 140 oder 150 Fuß. Wer hier ausglitt, war verloren; doch kamen wir alle glücklich hinüber, fanden aber auf dem Gipfel außer der herrlichen Aussicht wenig zu sehen. Die Breite des Felsens betrug nicht über 20 — 25 Fuß; die Reste einiger Bastionen und einer den Felsen einschließenden Mauer ließen sich noch verfolgen, so wie mehrere andere niedere Mauern aus Kalk und unbehauenen Steinen, die zu einzelnen Zimmern gehört zu haben scheinen. Auch fanden sich drei Reservoirs, die augenscheinlich zur Aufbewahrung des Wassers bestimmt waren. An den Seiten des Felsens, nahe an der Spitze, waren mehrere große Löcher, wahrscheinlich Vorrathskammern, oder die Wein- und Honigkeller, in welche nach Hammer die Mongolen stürzten und ertranken, als Alamut von Hulagu Khan eingenommen wurde. Der Felsen ist an der Spitze in zwei Theile getheilt, von denen der eine höher ist als der andere; an dem niedern, den wir zuerst erstiegen, ist durch den festen Felsen ein kleiner Tunnel oder Bogen gehauen, dessen Zweck wir uns durchaus nicht erklären konnten. Die südliche Fronte ist die höchste und steilste Seite, und man hat auch von hier die schönste und großartigste Aussicht. Hier mochte wohl das kleine Zimmer seyn, welches Hassan-Sabah während 35 Jahren nur zweimal verließ, und hier mochte auch der Fleck seyn, von welchem Verbrecher herabgestürzt wurden, und wo die Jedwis oder ergebenen Schüler sich selbst auf ein gegebenes Zeichen ihres Oberhauptes herabstürzten zum Zeichen ihres Glaubens, ihres Gehorsams und ihrer Ergebenheit.*)

Dieß war Alles, was von dem Adlernest noch übrig war, und von der wunderbaren Herrschaft, welche der mächtige Geist Eines Mannes begründete. Auf der Stelle, wo wir standen, wurden die blutigen Plane geschmiedet, welche mit unfehlbarer Sicherheit in Aegypten und Syrien, in Persien und Kleinasien ausgeführt werden sollten; hier wurde der Mord ausgesonnen, hier schliff der Mörder seinen Dolch, in der Ueberzeugung, daß er einen göttlichen Befehl ausführe, und daß ewige Seligkeit den Vollstrecker des Verbrechens erwarte, wenn er in der Ausführung umkommen sollte. Die zu Alamut erlassenen Mordbefehle wurden vollstreckt vom Orus bis zum Mittelmeere, und die Monarchen zitterten bei dem Namen des Alten vom Berge. Sultan Sindschar, einer der letztern von den großen Seldschukiden, rüstete eine Armee, um diese verderbliche Secte auszurotten; in seinem Zelte neben seinem Bette fand man einen Dolch bis ans Heft in die Erde gestoßen und einen Papierstreifen daran mit der Inschrift: „Sultan Sindschar! der Arm, der diesen Dolch in die Erde stieß, hätte ihn eben so wohl in deine Brust stoßen können — hüte dich!"

Da hier oben auf dem Felsen nur wenig sich vorfand, was unsere Neugierde hätte reizen können, und wir überdieß eifrig wünschten, den schlimmen Theil des Wegs hinter uns zu bekommen, so machten wir uns bald wieder auf den Rückweg.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ueber diese Gegenstände müssen wir auf v. Hammers Geschichte der Assassinen verweisen. A. d. U.

Der chinesische Kaiser.

Das Canton Register vom 27 Februar d. J. theilt folgende Schilderung dieses Monarchen mit: Es ist jetzt 18 Jahre her, daß Tao Kwang den Thron von China bestieg. Es ist schwer, von diesem guten alten Mann ein wahres Gemälde zu entwerfen, denn er lebt

ausnehmend zurückgezogen, und die Verleumdung selbst hat bis jetzt auch noch nicht Einen Flecken auf seinen Charakter geworfen. Nach der allgemeinen Meinung hat er einen vortrefflichen Privatcharakter und hält sein Haus in guter Ordnung, scheint aber wenig Talent für öffentliche Angelegenheiten zu besitzen, sich jedoch auch wenig damit zu befassen. Indeß war er bisher immer glücklich in der Wahl seiner Minister. Diese scheinen keine großen Staatsmänner zu seyn, kennen aber die Wünsche ihres Herrn genau, und erfüllen diese, indem sie die Ruhe des Reichs aufrecht erhalten. Tav Kwang hat nicht in stürmischen Zeiten gelebt, seine Geduld und Klugheit sind nicht auf die Probe gestellt worden, und er würde wohl wahrscheinlich auch die Probe nicht aushalten. Seine Regierung wird von seinen chinesischen Unterthanen nicht für glücklich gehalten, indem kaum ein Jahr verstrich, das nicht durch Ueberschwemmungen, Erdbeben oder Hungersnoth ausgezeichnet gewesen wäre.

Portugals Bevölkerung.

(Schluß.)

Auch der Luxus unter den niedern Ständen, der seit 20 Jahren erst so ganz vorzüglich überhand genommen, trägt das Seinige zur Vermehrung der Armuth, der Verbreitung der Laster und folglich zur Hemmung des Anwuchses der Bevölkerung bei; der Luxus zehrt die Mittel auf, mit denen man sonst, bei einer einfachen Lebensart und gekleidet in groben, selbst verfertigten Stoffen, Frau und Kinder ernährte. Wenn nun Alles verprast und aufgezehrt ist, wenn man durch den Luxus der Arbeit entwöhnt worden ist, dann vermehrt diese sonst arbeitende Classe den Stand der an den Straßen liegenden Bettler, deren es unzählige gibt, und die es nun bequemer finden, von spärlichen Almosen zu leben, die der von Natur mitleidige Portugiese ihnen zuwirft, als einen vielleicht eben so spärlichen Verdienst zu haben und sich dabei anzustrengen. Portugal mit seinen ausgedehnten Küsten und Küstenbewohnern, die wo nicht ein ackerbautreibendes Volk, doch wenigstens ein Fischervolk seyn könnte, wozu es auch mehr Neigung als zu ersterem hat, fing vor Jahrhunderten auch schon an den Fischfang im Großen zu treiben: er ernährte viele Tausende, und man hätte sich hievon die vortheilhaftesten Resultate für die Zunahme der Bevölkerung versprechen können, denn außerdem, daß der Wohlstand unter ihnen zunahm und Heurathen beförderte, machte man auch die Bemerkung, daß die häufige Nahrung von Fischen und andern Seethieren ungemein zur Fruchtbarkeit des Menschengeschlechts beitrugen, allein da erstickten nach und nach die verkehrtesten Maaßregeln und Gesetze auch diesen Zweig der Volksindustrie, man belästigte sie dermaßen mit Abgaben, daß ihnen von zehn Fischen kaum drei zur Verwendung ihrer eigenen Bedürfnisse übrig blieben, ein Armer konnte auf keinen grünen Zweig kommen, er mußte sich an die reichern Speculanten, die Schiffe und Netze dazu hergaben, unter den drückendsten Bedingungen gleichsam vermiethen, denn sie konnten sich keine eigenen Schiffe und Netze mehr anschaffen, sie konnten keine Frauen und Kinder mehr ernähren, die Heurathen unterblieben, und so ging denn dieser Industriezweig auch fast gänzlich zu Grunde. Diese gebornen Seeleute sahen sich genöthigt, auf eine andere Art ihr Brod zu verdienen, und vermietheten sich daher als Matrosen auf in- und ausländischen Schiffen, so daß im Jahre 1812 die englische Kriegsflotte 8000 portugiesische Matrosen zählte, ohne diejenigen, welche auf Kauffahrteischiffen lebten. — Doch nicht allein die so verschiedenen Ursachen, welche Armuth erzeugten, so wie die vielen andern Hindernisse, welche Ehebündnisse verhinderten, waren die Ursachen der nie sonderlich zunehmenden Bevölkerung in der Masse, wie sie hätte bestehen können, sondern der Hang der Portugiesen zu einem cölibatären Leben und zu einer gewissen Ungebundenheit trugen ebenfalls das Ihrige dazu bei, so wie nicht wenig die vielen heimlichen Laster, die so gut auf Dörfern wie in Städten zu Hause sind, das Fortschreiten der Bevölkerung verhindern; der öffentlichen Dirnen, die unter keiner polizeilichen Aufsicht stehen, gibt es zu viel, die Moralität in den meisten Familien, wo Töchter sind, wo der Mann und Hausvater, selbst unter den niedern Volksclassen, zwar streng auf die Ehre und Unbescholtenheit seiner Familie hält, ist zu sehr gesunken, so daß der Mann oft von seiner eigenen Frau betrogen wird, und die Töchter von ihren eigenen Müttern gar oft verführt werden, um dieselben sobald als möglich an Mann zu bringen. Wohl kann man sagen, daß die Weiber hier ordentlich mannstoll sind, was die Männer nun zwar nicht zu Weiberfeinden macht, allein es schreckt sie ab von ehelichen Verbindungen, sie fürchten sich betrogen zu werden, ungeachtet sie nicht den geringsten Skrupel haben, ihre Frauen zu betrügen, sich Maitressen und Kebsweiber zu halten und jeden Augenblick die eheliche Treue zu brechen, so oft sich nur die Gelegenheit dazu darbietet. Die meisten Heurathen, welche daher gestiftet werden, gehen nicht aus dem Drange des Herzens hervor, sind nicht auf Liebe und Achtung gegründet, sondern sind conventionell, man heurathet wegen äußerer Vortheile, welche dadurch erlangt werden, oder man heurathet, um Erben zu erhalten. Man schließt Verbindungen, ohne daß dabei das Herz ins Spiel kommt, und man lebt schon zufrieden miteinander, wenn man nur gegenseitig die äußere Achtung und den Anstand nicht verletzt, was denn auch wohl das Meiste dazu beiträgt, daß es in Portugal so wenig unglückliche Ehen gibt. — Ob die großen Veränderungen in der portugiesischen Verfassung, die in den letzten Jahren erfolgt sind, wodurch man so ungemein viel drückende Abgaben und Auflagen, besonders dem Bauernstand, abgenommen, so wie auch, daß man durch den gegenwärtigen Druck der Geistlichkeit den Menschen die Lust zum geistlichen Stande benommen, und durch zweckgemäße Maaßregeln das Loos der Fischer verbessert hat, zur Vermehrung der Bevölkerung beitragen werden, besonders, wenn auch erst die Ruhe im Lande hergestellt seyn wird, der bisher Tausende von Menschen geopfert wurden, — muß erst die Zukunft lehren.

Vermischte Nachrichten.

Am Abend des 18 Septembers hatte man zu Cherbourg das schöne Schauspiel eines phosphorescirenden Meeres: die Wellen schimmerten, und die Uferlinie, wo die Wogen anschlugen, stand ganz in Feuer. Der Canal war erleuchtet, so weit man nur sehen konnte. An der Küste von La Hogue dauerte die Erscheinung von 10 Uhr bis Mitternacht. Dieselbe Erscheinung hatte man in der Nacht des 27 August in Havre. (Französische Blätter.)

Man sollte es kaum glauben, daß bisher in Dublin nicht einmal ein Professor des Gälischen angestellt war, was doch noch von einem großen Theile des Volkes gesprochen wird. Jetzt sind durch freiwillige Beiträge 1500 Pfd. unterzeichnet, um eine solche Stelle zu fundiren, und der Vorstand des Trinity College hat versprochen, einem Lehrer der gälischen Sprache 50 Pfd. jährlich und freies Quartier zu geben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 283.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 October 1838.

Die wissenschaftlichen Handbücher der Franzosen.

Wenn man an vielen schriftstellerischen Erzeugnissen Frankreichs die Klarheit und Deutlichkeit zu bewundern genöthigt wird, so ist dieß in einem ganz besondern Grade bei den Lehrbüchern der verschiedenen Wissenschaften der Fall. Die höchste Vollendung in dieser Beziehung findet sich jedoch in den Werken, welche den mathematischen und Naturwissenschaften gewidmet sind. In beiden Zweigen zeichnen sich die Franzosen seit der Revolution nicht bloß als Verarbeiter des Gegebenen, sondern auch als Erfinder vortheilhaft vor allen Nationen Europa's aus. Bisher hat die Erfahrung immer gezeigt, daß die besten Lehrbücher nur dann entstehen, wenn die größten Meister Hand ans Werk legen. Es gereicht den Gelehrten Frankreichs zur besondern Ehre, daß sie früher und besser als die meisten andern Nationen erkannt haben, wie viel darauf ankommt, daß die Lehrbücher nicht von untergeordneten Geistern verfaßt werden. In Deutschland, wo jeder Schulmeister die Welt mit einem Compendium beehrt, weil die Männer vom Fache nicht von den Höhen des Olympus herabsteigen, um sich den Bedürfnissen der großen Mehrzahl der nach Erkenntniß Strebenden anzubequemen, steht nichts der allgemeinen Verbreitung klarer Begriffe in naturwissenschaftlicher Beziehung so sehr im Wege, als der Mangel an zweckmäßig abgefaßten Lehrbüchern. Die größere Anzahl derselben, namentlich diejenigen, die beim Unterrichte in den Schulen dienen sollen, sind zu geripphaft, als daß sie auch außer der Schule noch nützen könnten; andere sind zu weitläufig. Die meisten aber ermangeln jener Faßlichkeit, wodurch sich selbst jene großen Werke der Franzosen, worin die schwierigsten Theorien der Mathematik entwickelt werden, den Beifall der Welt erworben haben. Die Werke eines Laplace, eines Lagrange, eines Monge, eines Poisson, eines Lacroix u. A. haben nicht nur das Verdienst der wissenschaftlichen Gründlichkeit und Vollendung, sondern sind in Bezug auf Darstellung bisher kaum erreichte, geschweige denn übertroffene Muster. Nur die Leistungen eines Gauß können sich kühn neben diese Werke stellen, nicht nur hinsichtlich des Inhaltes, sondern auch in Bezug auf ihre Form. Die Handbücher der Franzosen erhalten nur dadurch jenen hohen Grad von Klarheit und Brauchbarkeit, daß sich die Verfasser derselben stets zum Grundsatze machen, so zu schreiben, daß ein Erwachsener, der weiter nichts als Lesen gelernt hat, sich daraus unterrichten könne. So wird die Darstellung nicht nur überhaupt populär, sondern das Lehrbuch bietet auch zugleich Alles dar, was in der betreffenden Wissenschaft als wesentlich angesehen werden muß. In dieser Hinsicht verdienen eine ehrenvolle Erwähnung die vielen Handbücher über die gesammte Naturgeschichte sowohl, als auch über einzelne Theile derselben. Erwähnung verdienen ferner die Handbücher der Physik und Chemie, die sich durch die Präcision, womit die Gesetze und Erfahrungen vorgelegt werden, so wie durch die Zweckmäßigkeit der gegebenen Details so ganz der Seele des Lesers bemächtigen, daß sie von Vielen als eine Erholungslecture gesucht werden. Auch die astronomischen und geographischen Lehrbücher theilen diese Vorzüge. Der Nutzen, den Bücher dieser Art hervorbringen, ist unberechenbar. Sie unterrichten nicht nur die Zöglinge in den Schulen, sondern werden auch die Führer derjenigen, die eine Schule nie oder ohne Erfolg besucht haben. Der Franzose verwendet im Allgemeinen nicht leicht Fleiß auf eine Sache, wenn er nicht weiß, wozu sie gut ist. Darum gibt es in den französischen Schulen bei weitem mehr faule Zöglinge als in den deutschen. Wenn solche Vernachlässigte später zur Selbsterkenntniß gelangen, so holen sie wie im Sturme das Versäumte nach. Dasselbe gilt von den ohne ihre Schuld Verwahrlosten. Ueber das Bedürfniß hinaus geht nicht leicht Jemand. Im Allgemeinen kann man sagen, daß nur höchst wenige Franzosen von der in Deutschland sehr häufigen Studirsucht befallen werden, die das damit behaftete Subject in die Lage des Geizhalses versetzt, der unbekümmert um ihren Gebrauch Schätze auf Schätze häuft. Vielleicht ist die große Klarheit in den Ideen der Franzosen zum Theil eine Folge von dieser geistigen Genügsamkeit. So viel ist wenigstens gewiß, daß, wo großer Reichthum statt hat, nicht selten auch die Confusion ihre Stelle findet.

Ich kann hier nicht unerwähnt lassen, daß eins der größten wissenschaftlichen Genies unsrer Zeit es sich zur besondern Aufgabe gesetzt hat, alles wohlerworbene Gut der Wissenschaft auf

das Leben anzuwenden. Nachdem sich Arago auf dem gesammten Gebiete der Natur- und mathematischen Wissenschaften einheimisch gemacht, nachdem er beide durch Entdeckungen bereichert und sich nebenbei in allen übrigen Gebieten der Erkenntniß umgesehen, beraubt er sich selbst des größten aller Genüsse, nämlich, einem einzigen Fache seine ganze Zeit zu widmen, sey's nun in der Absicht dasselbe durch geeignete Untersuchungen zu erweitern, oder gar von demselben ausgehend eine neue Bahn zu eröffnen. In der That, Arago besitzt die erforderliche Kraft, um sich als Stern erster Größe in jedem gewählten Zweige unter den Lichtern seiner Nation hervorzuthun. Diesem Ruhme entsagt er selbst freiwillig, um der Welt zu zeigen, wie viel sie denjenigen verdanke, die in ihrem Leben weiter nichts als die Wahrheit gesucht haben. Er hat es mit Glück unternommen, einem großen Volke praktisch zu beweisen, wie es eigentlich nur durch den Aufschwung der Wissenschaft zu jener Höhe gelangt sey, auf der wir es heute erblicken, und wie seine ganze Fortentwicklung mit der Entwicklung der Wissenschaften Hand in Hand gehe. Ja, nicht zufrieden damit, die Resultate der Wissenschaft auf das Leben anzuwenden, unternimmt er es mit Erfolg, die Wissenschaft selbst ins Leben einzuführen. Diesem Streben verdanken wir ein vortreffliches Handbuch der Physik, so wie verschiedene Abhandlungen über Gegenstände der Physik und Astronomie, die auch die Meister in diesen Fächern nicht ohne Nutzen und Vergnügen lesen. Diese Abhandlungen befinden sich meistens im Annuaire du Bureau des Longitudes. Unter ihnen ist unter Anderm die berühmte Abhandlung über die Veränderungen der Temperatur der Erde von den historischen Zeiten bis auf unsere Tage, welche, für Jedermann geschrieben, keinem Gebildeten fremd seyn darf. Das dießjährige Annuaire brachte, wiewohl etwas spät, die in den Zeitungen so vielfach besprochene Zusammenstellung aller in Bezug auf die Gewitter bekannten Thatsachen. Auch diese Arbeit hat das mit den vorhergehenden gemein, daß sie für Kenner und Nichtkenner gleich anziehend ist. Uebrigens wird durch diesen Kalenderartikel eine wesentliche Lücke in der Meteorologie ausgefüllt. Das Streben, nützliche Kenntnisse allgemein zu verbreiten, legte ihm mehr als jedem andern Gelehrten die Nothwendigkeit auf, sich bei seinen Mittheilungen der Fassungskraft der großen Mehrzahl anzubequemen. Durch dieses Streben gewinnen selbst seine streng wissenschaftlichen Vorlesungen über Astronomie ein populäres Ansehen. Der Styl, in dem seine Schriften überhaupt abgefaßt sind, ist einfach und ohne alle Prätention. Es ist immer die Sache selbst, die uns beim Lesen derselben gefällt; da selbst, wo einiger Schmuck sich einstellt, geschieht es um der zu entwickelnden Wahrheit willen; dieser Schmuck ist eigentlich nur Mittel. Eine bewundernswürdige Geschicklichkeit bewährt dieser Schriftsteller durch die Art und Weise, wie er den Leser in die abzuhandelnden Gegenstände einführt. Selbst Franklin steht ihm in dieser Beziehung nach. Von dem Alltäglichen ausgehend, nähern wir uns selbst unbewußt dem Neuen, dem Unbekannten. Es fällt uns beim Durchlesen seiner Schriften unwillkürlich der platonische Satz ein, daß Lernen nur ein Sicherinnern des in uns Liegenden sey.

Ein Sommerausflug von Teheran nach dem Assassinen-Felsen und nach Masenderan.

(Fortsetzung.)

In der Nähe des Felsens sind weder Ruinen noch Erdhügel, um die Lage der Stadt zu bezeichnen, welche nach Hammer hier gestanden haben soll, und die der Reichthum von Alamut wohl hervorrufen mußte. Die Unwissenheit unserer Führer und der Dorfbewohner hinsichtlich Alamuts war vollständig; abgesehen von dem, was sie durch Europäer erfahren hatten, wußten sie durchaus nichts über die ehemaligen Bewohner des Felsens. Nicht weit von dem Schlosse befand sich ein Begräbnißplatz, wo wir in der Hoffnung, einige Inschriften zu finden, die Dorfbewohner durch die Versicherung, daß dieß keine Gräber von Mohammedanern seyen, dahin brachten, nachzugraben. Wir fanden nichts, die Dorfbewohner aber entdeckten zu ihrem großen Abscheu, daß sie die Gräber von Moslems verletzt hätten, da die Füße der Leichen in der Richtung nach Mekka hin lagen; wir hatten vergessen, daß dieses wahrscheinlich der Fall seyn würde, da die Assassinen zwar der That nach keiner Religion angehörten, jedoch alle äußern Gebräuche des Islam beobachteten. Die Anhänger der Lehren Hassan-Sabahs, die einst so zahlreich waren, sind jetzt gering an Zahl und zerstreut. In Persien sind ihrer sehr wenige; die größte Anzahl derselben soll sich in Indien finden, namentlich zu Indor und Udschain, wo sie unter dem Namen Bohreh vielleicht noch den Glauben ihres Gründers zum Theil bewahren, obwohl sie sich für Moslems ausgeben. Sie unterhalten keinen Verkehr mit andern Mohammedanern und ihre Heurathen beschränken sich auf ihren eigenen Stamm; statt aber die blutigen Lehren oder mindestens die blutige Praxis ihres Gründers fortzupflanzen, treiben sie die friedlichen Geschäfte des Handels und leben in großer Stille. In Persien lebt noch, den Volkssagen und seinen eigenen Behauptungen zufolge, ein Abkömmling des Nachfolgers von Hassan Sabah, der auch in dieser Eigenschaft von den Bohreh als ihr religiöses Haupt anerkannt wird. Sein Name ist Aga Khan: im vorigen Jahre hatte er sich gegen den Schah empört, und wie sein großer Ahnherr in einer Bergfeste, Namens Bamm, in der Provinz Kerman, sich festgesetzt; bis jetzt hat er den Bemühungen, ihn zu überwältigen, widerstanden, da die Beiträge seiner Anhänger in Indien ihn in den Stand setzen, eine kleine Truppenzahl zu unterhalten, mit der er das umliegende Land brandschatzt. Seine Laufbahn wird indeß wahrscheinlich kurz seyn, da diese Truppen durch kein religiöses Band, sondern nur durch die Hoffnung auf Plünderung an ihn gefesselt sind.

Persien war seit alten Zeiten der Schauplatz seltsamer und ausschweifender, bald religiöser, bald philosophischer Systeme, und noch im vorigen Jahre kündigte sich ein Priester als den von Gott gesandten Vorläufer des Iman Mehdi an, des letzten Imam, der vor einigen hundert Jahren von der Erde verschwand, und wieder auf der Erde erscheinen soll. Im sechsten Jahrhundert vor Mohammed verkündigte ein Perser, Namens Mesdek, eine Glaubenslehre, welche großen Beifall in Persien fand; seine Hauptsätze waren allgemeine Freiheit und Gleichheit,

die Gleichgültigkeit menschlicher Handlungen und die Gemeinschaft des Eigenthums und der Weiber. Seltsam genug erhielten seine Meinungen den Beifall des persischen Königs Kobad, dessen Sohn, Nuschirwan der Gerechte, den Philosophen erschlug und die Verbreitung seines Systems nicht ohne Schwierigkeit hemmte. Im neunten Jahrhundert verkündete Babeki-Khuremmi seine Lehren, die denen von Mesdek glichen; sie behaupteten sich 20 Jahre lang und verursachten so viel Unordnungen und Blutvergießen, daß zu jener Zeit eine Million Menschen durch das Schwert gefallen seyn soll.

Um dieselbe Zeit wurde die Secte der Karmathier, deren Grundsätze ähnlicher Art waren, durch Ahmed von Kufa gegründet; sie hießen auch Ismaeliten, weil sie glaubten, daß der sechste Imam, Ismael genannt, der Letzte sey, was von den rechtgläubigen Moslims geläugnet wird. Aeußerlich hielt sich diese Secte an die Gebräuche des Islam, aber die Lehre war geheim, und wurde nur allmählich mitgetheilt; der letzte Punkt und das Wesen des Ganzen war, daß man nichts glauben müsse, aber Alles wagen, was der Großmeister befehle. Hassan-Sabah, der Gründer der Assassinen, wurde ein Anhänger dieses Systems. Er war geboren zu Re, in der Nähe von Teheran, und lebte zur Zeit als der große Sedschuken Fürst Alp Arslan Persien beherrschte. Sein zügelloser, aber von den ausgezeichnetsten Talenten unterstützter Ehrgeiz stürzte ihn in Verlegenheiten, die ihn zur Flucht aus Persien zwangen, worauf er nach Aegypten ging, wo die Lehren der Ismaeliten herrschend waren, und dann nach Persien zurückkehrte, um seinen Meinungen Anhänger zu gewinnen. Da seine Predigten von Erfolg begleitet waren, so sah er sich im Jahre 1090 in den Stand gesetzt, den Felsen und das Schloß von Alamut einzunehmen, das dritthalb Jahrhunderte vorher erbaut worden seyn und dessen Name das Geyernest bedeuten soll. Hier grub er Brunnen und Canäle, und pflanzte Fruchtbäume, von denen keine Spur mehr übrig ist. Er und jeder nachfolgende Großmeister führten den arabischen Titel Scheikh-El-Dschebel, was einen Fürsten des Gebirgs bedeutet, gewöhnlich aber der Alte vom Berge übersetzt wird. Die Macht des Ordens dehnte sich allmählich bis nach Syrien aus, wo, wie auch in Persien, die bedeutendsten Bergfesten in Besitz genommen wurden. Gift und Dolch wurden jetzt angewandt, und Leute aller Classen, welche gegen den Orden feindselige Gesinnungen hegten, erlitten den Tod auf Befehl des Großmeisters, gegen dessen Befehle kein Rang und keine Entfernung schützte. Die blutige Herrschaft Hassans dauerte 35 Jahre, indem er beinahe 100 Jahre alt wurde. Eine der letzten Handlungen seines Lebens war die Ermordung seines Sohnes, weil derselbe die Regeln des Ordens verletzt hatte. Die Herrschaft ging nicht auf seine Nachkommen über, sondern auf einen seiner getreuesten Anhänger, Namens Kia Büsürgomid, in dessen Familie sie bis zum Sturze des Ordens um die Mitte des 13ten Jahrhunderts blieb, als Hulagu Khan, der Enkel Dschengis Khan's, das Schloß Alamut einnahm, und die Geschichtsbücher des Ordens nebst allen theologischen und philosophischen Werken der Bibliothek zerstörte. Man hat eine Verwandtschaft zwischen den Assassinen und Templern finden wollen, weil während der Kreuzzüge öfters Bündnisse zwischen beiden Orden bestanden, weil beide in Verdacht standen, atheistische Lehren zu hegen, und ihre beiderseitige Kleidung sehr ähnlich war, denn die Templer trugen weiße Mäntel mit rothen Kreuzen, die Assassinen weiße Kleider mit rothen Turbanen und Gürteln. Die Institute Hassan-Sabahs und Hugos de Payens behaupteten auch in ihrem Ende eine Aehnlichkeit, indem beide durch das Schwert vernichtet wurden.

Am 26 verließen wir Gaserkhani, gingen zurück an den Schahrud, an dessen rechtem Ufer wir in einem etwa eine Stunde breiten Thale hinaufzogen. Wasser kochte hier bei etwa 204° F. (76⁴/₉° R.), was eine Höhe von 4000 Fuß anzeigt. Diese Tagreise gewährte uns den Anblick der schönsten Landschaft, die wir je gesehen hatten: hohe Berge lagen nach allen Seiten hin, unter diesen die Piks von Selembar und Elburs, welcher letztere Namen hier einen besondern Berg bezeichnet. Die Ufer des Flusses waren den größten Theil der Tagreise mit noch ganz grünen Pflanzungen bedeckt, und unter den Kornfeldern war eine Menge Fruchtbäume zerstreut. So angenehm dieser Anblick für den Reisenden war, so wenig versprach er dem Landmann, denn die Bauern, mit denen wir sprachen, klagten vielfach, daß die Ernten wegen des armen Bodens sehr spärlich seyen, und daß aus demselben Grunde die Frucht keine besondere Vollkommenheit erreiche. Wir frühstückten unter einigen schönen Wallnußbäumen, nahe an einem Fluß, der mit lautem Geräusche daher toste. Die bereitwillige Gastfreundschaft und Höflichkeit des persischen Bauern sichern dem Reisenden gewöhnlich ein gutes Mahl, denn obwohl er, wie natürlich, Bezahlung erwartet, so ist er doch meist leicht befriedigt, und es läßt sich nicht läugnen, daß der Perser trotz aller seiner nicht wenig zahlreichen Fehler doch gern die, wenn auch rohe, Tugend der Gastfreundschaft zeigt. Auch die Sicherheit des Reisens in Persien ist bemerkenswerth, denn obwohl man gewöhnlich Waffen bei sich führt, und vielleicht klug thut, sie zu zeigen, so bin ich doch sehr geneigt, der Meinung Sir J. Malcolms beizustimmen, daß die beste Waffe in Persien ein ungeladenes Pistol ist.

Nachdem wir am Abend noch 5 Stunden zurückgelegt hatten, erreichten wir das Dorf Germerud, über das auf der Nordseite eine Kette hoher Felsenberge hereinhängt, die das Dach jeden Augenblick zu zerstören droht. Dieß wäre vor einigen Jahren beinahe geschehen, als in Folge eines Erdbebens ein Theil des Berges einstürzte und dem Dorfe großen Schaden zufügte. Wir betrachteten den Paß, über den wir den nächsten Morgen nach dem Distrikt Tunikabun hinübergehen sollten, und erkannten, daß uns eine tüchtige Arbeit bevorstehe. — Bisher waren wir in der Provinz Irak Kreist, sobald man aber den Paß von Germerud zurückgelegt hat, befindet man sich in der Provinz Masenderan. Mas soll in Pehlwi einen Berg, und Enderan im Persischen innerhalb bedeuten; demnach hieße Masenderan so viel als „innerhalb der Berge." Aber auf solche Ableitungen der Perser ist nicht viel zu geben; denn sie leiten z. B. auch den Namen der Provinz Gilan von Gil, Koth, ab, weil die Provinz sehr sumpfig ist.

(Fortsetzung folgt.)

Klimatische Schilderung von Brittisch-Westindien und Guiana.

14. Jamaica.

Diese Insel liegt etwa 800 Meilen westlich von den Inseln über oder unter dem Wind, und ist 170 Meilen lang und 50 breit. Durch ihre ganze Länge von Osten nach Westen läuft eine 7 bis 8000 Fuß hohe Bergkette, die, zwei Defiléen ausgenommen, eine völlige Scheidewand bilden. Jede Seite der Insel bietet einen andern physischen Anblick dar. Auf der Südseite erblickt man die blauen Berge mit schroffen Abstürzen und tiefen Schlünden, und die niedrigere mit Wald gekrönte Kette, die minder rauh in ihren Umrissen von breitern Thälern durchschnitten ist, und in eine lange, acht bis zehn Meilen breite Ebene ausläuft, und sich vom Fuße der Berge bis ans Meer erstreckt. Auf der Nordseite sind wenige Ebenen; der Boden erhebt sich von der See mit einem Mal in schwachen Anhöhen, die durch weite Thäler geschieden sind. Die Berge sind oben abgerundet und mit Pfefferbäumen besetzt; sie stoßen endlich an die Kette in der Mitte der Insel, wo zahlreiche Cedernwälder sind. Der Boden auf dieser Seite ist ein kreidiger Mergel, der ein herrliches Grün erzeugt, und von zahlreichen Flüssen und Cascaden bewässert ist. Das Innere bietet einen ganz andern Anblick, und trägt alle Züge eines Hochlandes. Auf den hohen Ebenen ist der Boden mit reichem Grase bedeckt, und wird namentlich zur Viehzucht benutzt. Wie diese Abtheilungen des Landes im Aussehen verschieden sind, so auch im Klima. Auf den Ebenen oder der Seeküste an der Südseite wechselt der Thermometer um Mittag nicht um mehr als 8 oder 9 Grad F. das Jahr hindurch, indem 92° F. (26⅓° R.) das Maximum, 83° F. (22⅓° R.) das Minimum ist. Auf beiden Seiten ist die Mittagshitze durch den Seewind gemäßigt, der von 8 oder 10 Uhr Morgens an von Osten her weht und gegen Sonnenuntergang abnimmt. Nachts folgt ihm der Landwind, außer in der Regenzeit, wo dieser Wind ausbleibt, und die Atmosphäre höchst drückend wird. Jährlich fallen etwa 50 Zoll Regen. Von Mitte des Decembers bis Mitte Aprils ist die trockne Jahreszeit, und in den ersten drei Monaten herrscht Nordwind, wo der Thermometer auf 70° F. (17° R.) fällt, aber um Mittag auf 83° bis 85° F. (22⅔° bis 23⅓° R.) steigt. Um die Mitte Aprils hört der Seewind auf; der Thermometer steigt auf 86° F. des Tages und sinkt auf 80° F. des Nachts. Die Hitze wird drückend, und eine wolkige Atmosphäre läßt im Frühjahr Regen fallen, welche mit Heftigkeit den größten Theil des Mai's hindurch dauern. Im Junius, Julius und August ist das Wetter heiß und trocken, der Himmel unbewölkt, der Thermometer steigt auf 92° F. (26⅔° R.), der Landwind bleibt aus und die Nächte sind drückend, aber die Seewinde stark. Im September beginnt das drückende Aprilwetter und dauert fort bis in die Mitte Octobers, wo die Herbstregen beginnen, denen, wie im Frühjahr, Donner und Blitz vorangehen, welche die Temperatur um 3 bis 4° bei Tag und um 6 bis 7° F. bei Nacht mäßigen. Vom Julius bis October sind die Orkanmonate, aber diese Erscheinungen sind selten.

Die Jahreszeiten auf der Ostseite sind etwas verschieden. Die Regen treten einen Monat später ein, als auf der Südseite, und dauern viel länger. Wegen der Nachbarschaft der Berge und weil wenig ebener Boden vorhanden, ist die Atmosphäre im Winter kühler und stärkern Abwechslungen unterworfen.

Die Hochlande im Innern haben ein ganz anderes Klima, als die Seeküsten auf beiden Seiten; ihre große Höhe vermindert die Temperatur, was noch auffallender seyn würde, wenn der Seewind, der die Hitze im Tieflande mäßigt, sich auch ins innere Land erstreckte. Die Verschiedenheit der Temperatur zu Maroon-Town, dem höchsten militärischen Posten, und Kingston wird diese Thatsache näher bezeichnen. Die Temperatur zu Kingston ist nach einem fünfjährigen Durchschnitt im Maximum 85°, im Minimum 76½°; zu Maroon-Town ist das Maximum 80½°, das Minimum 68½° F. In Jamaica kann man jede Abwechslung von Klima sich verschaffen. In einer Höhe von 4200 Fuß wechselt der Thermometer von 55 bis 65° F. (10⅔ bis 14⅔° R.) und fällt im Winter auf 44° F. (5⅓° R.). Hier verschwindet die tropische Vegetation und die der gemäßigten Zonen tritt an ihre Stelle. Die Masse des Regens ist jährlich nicht sehr groß und fällt das ganze Jahr hindurch in Schauern nieder. Die Luft ist feucht, und öftern Nebeln und allen, den Berggegenden eigenthümlichen Wechseln unterworfen. Während das gelbe Fieber die Küsten und die Ebenen verheert, sind diese Hochlande völlig frei davon, denn dieser Verderber des europäischen Lebens hat sich noch in keinem Klima über 2500 Fuß hoch erhoben. Die Einwohner werden sehr alt, und haben eine röthliche, gesunde Gesichtsfarbe wie in nördlichen Klimaten.

Vermischte Nachrichten.

Prof. Morren aus Lüttich theilte in der englischen Naturforscherversammlung seine Erfahrungen über den Bau der Vanille in Europa mit, deren Erzeugung ihm so sehr gelungen ist, daß sie mit der Zeit ein Handelsartikel werden kann. Die Pflanze, die er zog, ist die Vanilla planifolia, und von zwei derselben hatte er mehrere hundert Früchte erhalten, die so groß und so aromatisch sind, als die besten von Asien. Er erklärte die Art des Anbaues: man muß sie fünf bis sechs Jahre wachsen lassen, und namentlich heiß und feucht halten; Sonne ist minder nöthig. Die Bemerkungen über die Fortpflanzung sind so seltsam, daß sie sich nicht wohl mittheilen lassen.

Nach einem Schreiben in den Times vom 24 September benehmen sich die aus Ostindien nach Mauritius geführten Kulis nichts weniger als ordentlich und arbeitsam; haufenweise verweigern sie die Arbeit, und wenn man sie vor Gericht verklagt, wo oft in einem einzigen Districte hundert Klagen des Tages vorkommen, verweigern sie dem richterlichen Spruche den Gehorsam, führen ein Vagabundenleben, und in einem einzigen Landstriche, wo über 8000 solcher Kulis sind, sollen nicht weniger als 1500 umherstreifen und die öffentliche Sicherheit bedrohen.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 90 u. 91** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Risa. (Von A. Barbier.) — Träumen. (Von Sainte-Beuve.) — Serjeant Talfourd, der Verfechter des literarischen Eigenthums. — Perditus Mutton. (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 90 u. 91.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 October 1838.

Nisa.

(Von A. Barbier.)

Χαρίεντα μὲν γὰρ ᾄδω.

Anakreon.

Stolz ragt ein Fichtenbaum; und drunter, lau von Fluthen,
Empfängt den frischen Quell ein Becken, das die Gluthen
Des Sonnenstrahls nicht kennt.
Dort, seit das Morgenroth der Fichte Stamm beschienen,
Hing ihre Tunika nachlässig auf im Grünen
Ein Kind von Agrigent.

Sie ruht und wiegt sich dort, nackt wie sie trat in's Leben!
Das einz'ge Frühgewand, von dem ihr Leib umgeben,
Des Wassers dünner Flor!
Sie ruht auf Moose dort und auf dem feinen Sande,
Wie eine Nymphe schier, die, ledig der Gewande,
Emportaucht aus dem Rohr.

Warum auch flöhe sie, ein Kind von vierzehn Lenzen,
Dem roth die Lippe schwillt, dem blau die Augen glänzen,
Und dessen Zähne Schmelz?
Nach ihrer Mutter Kuß, nach Tanz und Blumenpflücken,
Was könnte Nisa wohl, die Kleine, mehr beglücken,
Als Baden im Gehölz?

Sie schaukelt üppig sich; der Wind des Morgens kühlt sie;
Sie denkt an's Wasser nur, und mit dem Wasser spielt sie;
Mit ihren Händchen schlägt
Und fältelt sie die Fluth in tausendfacher Weise,
Wie Abends oft der West in ihrer Schwestern Kreise
Ihr Kleid in Falten legt.

Bald müht sie schäkernd sich, die Schwalben zu ergreifen,
Die den Krystall des Borns mit braunem Flügel streifen
Und hurtig dann entfliehn.
Bald läßt ein schwimmendes Ameischen sie entrinnen,
Läßt es den Rasensaum des Quellbassins gewinnen,
Und heißt es fürder ziehn.

Jetzt einer Rose Kelch entblättert sie mit Lachen;
Die Quelle wird ein Meer, das duft'ge Blätternachen
Befahren, Bord an Bord.
Da haucht ihr Mündchen Sturm; die Schiffe wehn zur Küste;
Nur wen'ge retten sich an ihre jungen Brüste,
Gleichwie in einen Port.

Dann lauscht sie still und ernst auf das melod'sche Fliegen
Der Biene, die sich dreist auf ihren Honigzügen
An ihr vorüber schwingt;
Und dann dem Frühgesang, dem lieblichen, der Grille,
Der Kleinen, deren Lied durch des Gehölzes Stille
Wie Lied des Himmels klingt.

Dann endlich schläft sie ein! — Auf ihren Armen liegend,
Ruht aus ihr lockig Haupt! — Halb schwimmend und halb fliegend,
Entrollt die blonde Fluth:
Dem Schwane gleicht sie so, den, unter'm Schilf verborgen,
Ein Mädchen schlummern sieht, wenn er am frühen Morgen
In seinen Federn ruht.

Auf einmal fährt sie auf! — Ein Rascheln und ein Rauschen! —
Ist es ein Menschenfuß? — Sie lauscht mit bangem Lauschen;
Ihr Köpfchen sinkt aufs Knie.
Roth wird sie, wie die Frucht des welschen Maulbeerbaumes;
Sie biegt zusammen sich, und in des Wellenschaumes
Gekräusel zittert sie.

Doch bald verstummt der Lärm; und Nisa, noch erschrocken,
Wagt es, hervorzuspähn aus ihren dichten Locken
Mit feuchtem Augenlied;
Da plötzlich lacht sie auf: — langbärtig aus den Zweigen
Schaut eines Geisbocks Haupt herab mit ernstem Neigen,
Sieht an sie und entflieht.

F. Freiligrath.

Träumen.

(Von Sainte-Beuve.)

Die Nacht! — Ein Königshaupt im Schleier,
Erhebt der Mond sich, duftumkreist.
Geräuschlos flammt der Sterne Feuer,
Und wie ein See, tief, ungeheuer,
So strahlt den Himmel ab mein Geist.

Auf des Gedankens stillem Grunde,
Des See's, der Gold im Sande führt,
Da blinkt zu dieser Feierstunde
Das Spiegelbild der Nachtrotunde,
In tausend Farben nuancirt.

Erst, in sein Anschau'n still versunken,
Betracht' ich ruhig seinen Brand;
Dann, von Begier und Sehnsucht trunken,
Nach seinen Farben, seinen Funken
Wahnsinnig streck' ich aus die Hand.

Da wird das Lichtthor jäh vergittert;
Auslischt des Glanzes farb'ge Spur!
In meiner Brust, die schwül gewittert,
Verschleiert Phöbe sich und zittert —
Fahrt wohl nun, Scharlach und Azur!

Fahrt wohl! — Doch du, o Phöbe, flüchten? —
Der Sturm vertobt, die Fluth wird stumm!
Blick auf, und sieh' den See sich schlichten!
Er wird, umblinkt von Traumgesichten,
Des Himmels Spiegel wiederum!

Stör' ich, das Bildniß zu erfassen,
Aufs neue des Gewässers Ruh'? —
Nein! nur am Ufer steh'nd gelassen,
Will ich die Mitternacht verpassen,
Will träumen, träumen immerzu!

F. Freiligrath.

Serjeant Talfourd,

der Verfechter des literarischen Eigenthums.

Ueber diesen Mann, der Rechtsgelehrter und Dichter (man vergleiche über seinen Jon diese Blätter, Jahrgang 1837 Nr. 22 flg.), als Parlamentsmitglied für die Verbesserung der Gesetzgeung in Betreff des literarischen Eigenthums kräftig auftrat, gibt eine englische Zeitschrift folgende Notizen:

Es sind mehr als 20 Jahre, daß Thomas Noon Talfourd, der damals noch nicht ganz 20 Jahre alt war, Visionen von poetischen Paradiesen vor seiner lebhaften Seele schweben sah. Die Fiktionen der Zukunft wurden von ihm mit all der Realität bekleidet, die sich von den Thatsachen der Vergangenheit entlehnen ließ. Entlegene Wüsten und Einöden, „Sandflächen und Küsten und verlassene Steppen," sprechend mit luftigen Zungen, welche die praktische Wirkung von Buchhändlersanzeigen hatten, wurden in die Zeugenloge gestellt, um Zeugniß abzulegen von den Fortschritten der Poesie; und mit dem Ohr der verzückten und vertrauten Phantasie hörte er andre Wordsworths geheimnißvolle Zwiesprach pflegen mit den Orakeln der Natur — andre Miltons, bezaubernd mit ihrer Musik Königreiche, die minder schattenhaft, aber nicht minder prachtvoll waren, als ihre eignen Schöpfungen, — und selbst andere Shakspeares, in Tönen, worin ernste Feier und Lachen sich mischten, die wunderbare Geschichte des menschlichen Herzens berichten. Er war jung und von innerlich jugendlichem Wesen. Er war voll von dem wahrhaft poetischen Glauben. „Aechte Dichter," behauptete er, „leben in dieser Welt, aber sie leben über ihr. Sie leben und athmen, erhaben über den Einfluß ihrer Kämpfe, vorwegnehmend die Freuden eines künftigen Paradieses," eines solchen, wie er sich eines ausmalte, als das zuverlässige und glänzende Ergebniß der Erweiterung der Aufklärung, des Fortschritts der Moral, und des bildenden und veredelnden Einflusses der Phantasie. „Wahrlich," ruft er aus, am Schluß einer beredten Skizze der Geschichte der Poesie, einer meisterhaften Prüfung der Ansprüche der großen Dichter der Zeit und einer glänzenden Auseinandersetzung des poetischen Talents, in einem Gemälde von den Segnungen und Genüssen, welche seine Pflege allein dem geselligen Daseyn verleihen kann — „wahrlich, schon die Hoffnung einer solchen Vollendung, wenn auch in dämmernder Ferne, ist hinreichend, um uns zurückzuhalten von der Verzweiflung an den künftigen Triumphen des Genius, und uns zu waffnen gegen die Beredsamkeit, die gern alle unsere edelsten Gefühle und Impulse lähmte, indem sie uns will glauben machen, die Welt sey zu alt, um noch romantisch zu seyn." In einem solchen Fall wie bei Talfourd ist der Knabe der Vater des Mannes. Die einst so glänzend ihm vorschwebende Herrlichkeit ist nicht vor seinem Auge verschwunden, und die Gegenwart nicht minder als die Zeit der frühen Jugend ist ihm die Stunde:

Des Glanzes an dem Gras, der Pracht im Blumenbeet.

Die Hoffnung auf die Vollendung, die er damals fromm herbeiwünschte, ist seine stärkende und kräftigende Begleiterin durchs Leben geblieben, und hat ihn, unter Beschäftigungen und Pflichten, die eher geeignet waren, ein poetisches Gemüth zu lähmen und zu erkälten, als zu nähren, begeistert, die Triumphe des Genius in unserer Zeit um eine merkwürdige Zugabe zu vermehren. In der einfachen Waffenrüstung dieser Hoffnung finden wir ihn sicher und unbeschädigt von den übeln Einflüssen der Jurisprudenz, seinen natürlichen Geschmack unbefleckt erhaltend von den verderblichen Lehren des Brodstudiums, und seine natürlichen Sympathien ungeschwächt, trotz des glänzenden Erfolgs, der seine Studien gelohnt hatte; kurz, nur inniger noch hegend und bewahrend seinen ersten Glauben, trotz aller Versuchungen ihn abzuschwören, behauptend sein kindliches Vertrauen zur Wahrheit der Fiktion, während er tagtäglich solchen Thatsachen nachjagte, welche die nothwendige Nahrung der Rechtsgelehrten sind, und immer noch, trotz der entmuthigendsten Zeugnisse der Wirklichkeit, sich sträubend gegen den Glauben, daß die Welt zu alt sey, romantisch zu seyn.

Sein eigenes Beispiel ist ein Beweis von der Wahrheit seiner Theorie. Selbst die Welt von Westminster-Hall ist nicht zu alt, um romantisch zu seyn. An ihm haben wir einen lebendigen Beweis, daß ein Mann, der sich selbst treu ist, nicht nur seinem Lebensberuf und Amt treu seyn kann, sondern auch den noch höhern Zwecken, für welche die Natur ihn bestimmte. Sich bewußt, daß er, obwohl erzogen für das Recht, doch geboren war für die Literatur, wußte er zugleich in der Welt zu leben und über ihr. Ein solcher Mann kann die Perrücke tragen, ohne seine Ansprüche an den Lorbeer aufzugeben. Er kann der Königin Serjeant und daneben Apollo's Jünger seyn. Die Sache, mit der zu thun, in welcher er zu richten hat, macht ihn nicht abgestorben für die Sache der Menschheit. Seine umfassendere Neigung und Geisteskraft kann sich auf Shakspeare erstrecken, neben Blackstone; er kann fühlen und begreifen nicht bloß die Gesetze an und für sich selbst, sondern auch die Zwecke, um deren willen sie gegeben sind, die Interessen, in welche sie eingreifen, und die menschlichen Zustände und Leidenschaften, zu deren Schutz und Ordnung sie bestimmt sind. Er kann die Dichter lesen, in einer bessern Absicht, als um eine glückliche Stelle zu einer Mausfalle zu verwandeln, oder aus ein paar Reimzeilen eine Brücke für ein lahmes Argument zu machen; und seine Ansicht kann nicht minder gesund, mit nicht geringerer Klarheit niedergeschrieben seyn, weil er im heiligsten Winkel seines Herzens eine innige Verehrung hegt für die anerkannt großen Meister des Gedankens und der Darstellung. Es ist abgeschmackt und verkehrt zu glauben: er müsse die Motive, Handlungen und Stellung eines Individuums unvollkommner verstehen, weil er alle Eigenthümlichkeiten des menschlichen Wesens klar und vollständig erfaßt; er sey weniger befähigt, das Recht eines Clienten zu wahren, weil er die Ungerechtigkeit ermißt, welche die Menschheit schon erlitten hat; er könne nicht Thatsachen abwägen, weil er Fiktionen zu würdigen versteht; oder er sey untüchtig das Unmittelbare und Nächste zu bemeistern, wegen seiner Sympathie für das Entfernte. Es ist leichter die Steine auf der Straße, als die Sterne am Himmel zu zählen, und das Auge der Phantasie, das den schwereren Triumph erringt, braucht nicht dem Werktagsverstand den Ruhm der leichteren Aufgaben und Geschäfte als Monopol zu überlassen.

Serjeant Talfourd ist geboren in Reading, der Stadt, die er jetzt im Parlament vertritt, am 26 Mai 1795. Dort waren auch seine beiden Eltern geboren. Seine Mutter war die Tochter eines dissentirenden Geistlichen, Thomas Noon, der 33 Jahre lang als Geistlicher einer Independenten-Gemeine in Reading functionirt hatte und drei Tage vor der Geburt seines Enkels starb. Sein Vater, der ein Bierbrauer in derselben Stadt war, wo er eine Familie von acht Kindern auferzog (die alle mit der Mutter noch leben), war auch dem Religionsbekenntniß von Mr. Noon zugethan, und erzog darin auch seinen ältesten Sohn, Thomas Noon Talfourd. Nachdem er die Kinderschulen durchlaufen, wo er überall irgend einen kleinen Schrittstein zur Erweiterung der Kenntnisse gefunden, ward der junge Independent in die Grammatikschule der protestantischen Dissenters in Millhill geschickt. Hier blieb er zwei Jahre und ging von da in die öffentliche Schule in Reading unter Dr. Valpy über, wo er die Lehren der englischen Kirche dem strengeren Glauben seiner Väter vorziehen lernte, und eine Liebe faßte (nicht „schwer wie der Frost," aber „so tief fast als das Leben") für jenes glänzende Produkt des menschlichen Geistes und der Phantasie, das Drama, welches in seinem elterlichen Hause als sündig geächtet war. Vielleicht eben so frühe sog er kräftige politische Gesinnungen zu Gunsten der Reformsache, und die Sehnsucht nach Freiheit ein, wie sie in der Regel dem hochsinnigen Enthusiasmus der Jugend eigen ist. Sein erster Versuch, der im Druck erschien, war, glauben wir, ein an Sir Francis Burdett gerichtetes Gedicht, bei seiner Freilassung aus dem Tower, welches gedruckt wurde in einer Abendzeitung, dem Staatsmann, herausgegeben damals von Mr. Fenwick; und demselben Blatte steuerte er nachmals noch verschiedene Ausströmungen von jugendlichem Radikalismus in Prosa und in Versen bei.

Nicht lange nach diesem, als er noch in der Schule in Reading war, wurde er von einigen Freunden, die vielleicht in ihm den Glauben bestärken wollten, daß die Welt nicht zu alt sey, um romantisch zu seyn, ermuntert, einen kleinen Band herauszugeben unter dem Titel: Gedichte über verschiedene Gegenstände, worin auch ein Gedicht über die Erziehung der Armen sich befand, eine indianische Erzählung, und die Opferung Isaaks, ein religiöses Drama gedruckt von Mr. John Valpy und verlegt von Langman; der Verfasser stand damals im 16ten Jahre. Das erste dieser Gedichte war geschrieben in Millhill, aus Veranlassung eines Besuchs, den der bekannte Joseph Lancaster in dieser Anstalt machte. Der junge Dichter spart seinen Weihrauch nicht; er hat keinen Zweifel an der Größe seines Abgottes; er bringt seine Huldigung dem Schulmeister jener Zeit dar, mit aller Freimüthigkeit und Inbrunst eines dankbaren Verehrers, und, müssen wir hinzusetzen, in Versen, die ebenso wohllautend waren, als die Gefühle, die sie ihm eingaben, warm und zuversichtlich. Howard, Newton, Chatham, Milton, sind der Reihe nach mit Begeisterung und Entzücken angeredet. — Shakspeare ist natürlich aus religiösen Rücksichten übergangen — leidenschaftlicher Bewunderungstribut ist den Helden dargebracht. Nelson z. B. „der durch sein Grab eine Nation vom Grab errettete," und viel wohllautendes Mitleid, viele zarten und edeln Gefühle sind ausgesprochen hinsichtlich des Schicksals der Millionen, welche in Unwissenheit schmachten, „die nur denken, um zu irren, nur leben um zu sterben." In demselben Geist wie dieß Stück und auch manche Stellen jugendlicher Beredsamkeit und glücklichen Ausdrucks enthaltend, sind die Proben von einem didaktischen Gedicht über die „Einigung und Verbrüderung der Menschheit," nebst andern Gedichten, welche in des Lesers Gemüth den Gedanken an einen religiösen Rogers erwecken, und zeigen, daß, so wenig günstig seine Erziehung für die Poesie gewesen, seine Liebe zur Muse doch ebenso stark war, als seine Achtung vor der Sittlichkeit und sein Sinn für Frömmigkeit. Auch dürfen wir nicht übergehen, daß seine natürliche Bescheidenheit bei dieser Gelegenheit in nicht minder hellem Licht sich zeigte, als seine übrigen Eigenschaften; denn obgleich noch nicht 16 Jahre alt, als der Band erschien, und vielleicht viel jünger, als er die Gedichte

verfaßte, erwähnt er doch dieses Umstands in der Vorrede nicht, „er nimmt keine besondere Nachsicht in Anspruch, mittelst Berufung auf seine Jugend und Unerfahrenheit, sondern läßt es auf den innern Werth seines Büchleins ankommen, ob es stehe oder falle," und entschuldigt es nicht, „weil er glaubt, daß das, was einer Entschuldigung bedürfe, besser der Vergessenheit übergeben werde."

Im folgenden Jahr verließ er die Schule, mit der Absicht, das Recht zu studiren, und in der Hoffnung, durch den Lohn seiner literarischen Arbeiten die Kosten bestreiten zu können. Sein Gedicht über die Erziehung hatte ihm die Bekanntschaft eines Mr. Joseph Fox verschafft, eines Gentleman, der in der Sache der Erziehung mehrere große Opfer gebracht hatte, und von dem er sich einen Empfehlungsbrief an Brongham verschaffte. Die Empfehlung an diesen ausgezeichneten Mann war von glücklichem Erfolg; er ging mit großer Güte auf die Plane des jungen Dichters, Politikers und Moralisten ein, gab ihm mündlichen und schriftlichen Rath, und ermunterte ihn, bei seinem Plane zu beharren, durch literarische Arbeit sich die Mittel zu seinem Rechtsstudium zu verschaffen. Diesem einsichtsvollen Rathe folgend begab sich Talfourd im April 1813 unter die Leitung und Belehrung des Mr. Chitty, der damals in seinen besten Jahren stand, und eine ausgebreitete Praxis hatte. Die Lehrzeit sollte vier Jahre dauern.

Talfourds literarische Arbeiten hatten jetzt begonnen. In der Zwischenzeit, seit er die Schule verlassen, bis er seine Bildung unter Chitty's Anleitung anfing, verfaßte er einen Aufruf an die protestantischen Dissenters Großbritanniens, in Betreff der Katholiken, welche zu Anfang des Jahrs 1813 in der ersten Nummer des „Pamphleteer's" erschien. Kaum hatte je die Emancipation einen glühenderen, oder selbst einen beredteren und scharfsinnigeren Anwalt. Viele Stellen tragen das Gepräge bündiger und gewaltiger Argumentation; andere sind nicht minder schlagende Zeugnisse von rascher und feiner Auffassung, und fast jeder Satz beurkundet das leichte Spiel einer ebenso anmuthigen als kräftigen Einbildungskraft. Wir bedenken uns nicht, diesen und andere um dieselbe Zeit geschriebene Aufsätze — wo Talfourd kaum älter als 18 Jahre war — zu den merkwürdigsten Proben großen und seltnen Talents zu zählen, womit die Jugend des Genius je die Literatur seines Landes bereicherte. Styl und Manier sind häufig die eines jugendlichen Geistes, der sich mit Freiheit und Beweglichkeit auszudrücken trachtet, zu sehr vielleicht darauf aus, das Glänzende seiner Hülfsquellen zu entfalten, und die Schätze seiner Phantasie und Bilder mit mehr Verschwendung als Beurtheilung ausstreuend; aber die eröffneten Speculationen, die dabei verfolgte Bahn der Argumentation, das klare und scharfe Verständniß einer verwickelten Frage, und die nachdrückliche Beleuchtung derselben durch einleuchtende Gründe — das Alles geht oft weit über die Jahre des Verfassers hinaus. Unter diesen Arbeiten können wir neben dem Pamphlet über die katholische Frage auch nennen, eine kritische Prüfung einiger Einwendungen Cobbett's gegen die Unitarische Erleichterungsbill, worin die Furchtlosigkeit und Gewandtheit des Angriffs gegen einen so gewaltigen und geübten Politiker artig anzusehen ist; so wie ferner: „Blicke auf das Recht, in Angemessenheit, und die unterschiedslose Zuerkennung der Todesstrafe, mit Betrachtungen über das eigentliche Wesen der Gerechtigkeit und die gebührenden Gränzen der Strafgesetze" — ein weit höher greifender Versuch und noch viel bewundernswertherer Trefflichkeit, der von ausnehmendem Talent und Studium, einem edeln Sinn für die höchsten sittlichen Zwecke, einer klaren Einsicht in die Triebfedern der menschlichen Gesellschaft, vertrauter Bekanntschaft mit den Ansichten früherer Schriftsteller, nicht gewöhnlicher Geschicklichkeit in Aneignung und Combinirung derselben, und endlich von großem eigenthümlichem Talent des Denkens und der Einbildungskraft zeugt, wodurch das Ganze gekrönt wird, als ein Werk, das zu den besten Abhandlungen über diese fruchtbare und wichtige Materie gehört.

Nicht so kurz können wir die Arbeit Talfourds abmachen, deren wir im Anfang erwähnten, seiner: Würdigung der Poesie des jetzigen Zeitalters, welche er im Mai 1815, gerade in seinem 20 Jahr, erscheinen ließ. Sie betrifft einen rein literarischen Gegenstand und taugt deßhalb besser für unsere Zwecke. Bis zum Erscheinen des „Jon," war dieß das einzige Produkt, welchem der Verfasser seinen Namen vorgesetzt hatte. Er hat sich darauf bezogen in dem Lebensabriß seines Freundes Lamb; und ein Jeder von der literarischen Partei, mit welcher Lamb's Freundschaft ihn bekannt machte, — Wordsworth, Godwin, Hazlitt, Leigh Hunt, Procter, Coleridge, Knowles u. A. — hätte dürfen mit gerechtem Stolz auf seine Jugendzeit zurückweisen, wenn er auf so edle Früchte seiner knabenhaften Phantasien, Gefühle, Neigungen und Rührungen hindeuten können. Der Verfasser selbst jedoch bezieht sich höchst wahrscheinlich aus keinem andern Grund darauf, und empfindet keine andere Genugthuung darüber, als weil darin eine der ersten Anerkennungen von Wordsworth's Genius sich findet, und weil das Buch seinen Verfasser als einen der kühnsten sowohl als der frühesten Verfechter eines poetischen Supremats bezeichnet, das in spätern Zeiten allgemein, wiewohl stillschweigend, zugestanden wurde. Es wird für den Leser interessant seyn, durch das Zeugniß einiger weniger Sätze zu erfahren, nicht nur wie wahr und richtig Talfourd dachte, sondern auch wie kräftig er seine Gedanken über Wordsworth aussprach — schon beinahe vor einem Vierteljahrhundert — wie sein poetisches Gemüth, schon in sehr frühen Jahren sah, was dem ungeweihten Auge der gewöhnlichen Kritik verborgen war — und als noch das Ohr des Publikums taub war, schon die Meisterschaft der Musik pries, welche seitdem sich an tausend Herzen Bahn gebrochen hat, und noch darin haftet, lange nachdem man sie nicht mehr hört. Der junge Kritiker des poetischen Genius jener Zeit tritt zu andern Poeten zwar mit Liebe und Bewunderung hin, mit der Ehrfurcht eines Solchen, der sich bewußt ist, alles dessen, was zu ihrer göttlichen Kunst gehört, da er selbst eine poetische Verwandtschaft mit ihnen hat — aber doch einigermaßen mit dem Selbstvertrauen eines Kritikers und Richters. Er anatomirt ohne Bedenken die poetische Philosophie eines Southey und Scott, eines Byron und Moore, eines Crabbe und Campbell; aber bemerken

wir, mit welcher Miene der scheuen und doch innigen Huldigung er sich dem Portal des erhabenen Tempels nähert, in welchem Wordsworth in einfacher Einsamkeit thront.

„Der Betrachtung von Wordsworth's Erhabenheit," sagt er, „nähern wir uns mit zitternden Schritten, und fühlen, so wie wir uns dazu anschicken, daß wir auf heiligen Grund treten. Anfänglich zwar scheint er uns nur zu gewinnen und zu verlocken, auf die staunenswürdigsten Trophäen des Dichters zu verzichten, und sich bescheiden zu erkennen unter den Schönheiten der Darstellung der süßesten und trautesten menschlichsten Gefühle. Bald aber fühlen wir, welch eine schwache Vorstellung von seinen Dichterkräften wir hatten, wenn wir ihn den anmuthigsten der schildernden und malenden Poeten beizählten, und wie untergeordnet die süße Anmuth seiner häuslichen Gemälde der Größe seiner erhabenen Ideen ist." — „Er hat die Schätze des Geistes vermehrt, und neue Trefflichkeiten in unserer Gattung entdeckt. Die forschendsten Augen bemerken in seinen Produktionen eine Gedankentiefe, die sie nicht zu ergründen vermögen — und Höhen, die so weit in phantastische Herrlichkeit emporragen, daß sie nicht bis zu ihnen durchzudringen im Stande sind. Mehr als alle Andern hat er erkannt, und verfolgt die Linie, durch welche die hohen Eigenschaften geistiger Größe innig verknüpft sind mit der edelsten Thätigkeit und mit den heiligsten Principien sittlicher Güte. Seine Erkenntniß der Wahrheit, obwohl abstammend von der Anschauung und Empfindung seines Herzens, ist klar und wolkenlos, nur daß die Schatten der riesenhaften Schöpfungen seiner Phantasie darauf fallen. Man stelle die geringsten und widrigsten Gegenstände von der *Welt* vor ihn hin, und er weist sogleich das Band nach, durch welches sie mit der großen Harmonie der Natur verkettet sind — er durcheilt die schönsten und rührendsten menschlichen Gefühle, um ihren geheimnißvollen Zusammenhang nachzuweisen — und setzt uns zuletzt in Stand, die Einheit und Verkettung aller Klassen belebter Wesen und das allverbreitete Wirken des Geistes einzusehen, der in ihnen allen lebt und webt." — „Seine Theorien können eher so angesehen werden, daß es Prophezeyungen seyen von dem, was in einem höhern Zustand des Seyns kommen mag, denn als Schilderungen von dem, was *wir* auf Erden sind. Kein fühlender Mensch durchlas die edleren seiner Gedichte zum erstenmal, ohne zu empfinden, daß er in einer reineren und erhabenern Region poetischen Entzückens athmete, als er je früher gekannt hatte. Zum erstenmal eine Verwandtschaft mit *seinem* Geiste empfinden, heißt höhere Vermögen und Kräfte in unserem Geiste entdecken!"

Wir können nicht Raum genug auftreiben für eine weitere Stelle, welche den ganzen vollen Sinn und die Bedeutung dieser jugendlichen aber tiefsinnigen Kritik noch weiter entwickelte; wir haben nur ein paar Sätze angeführt, um das enthusiastische Gefühl des Kritikers zu zeigen, die Kühnheit, womit er dem öffentlichen Urtheil voraneilte, und den gebildeten Reichthum seines Styls.

(Schluß folgt.)

Perditus Mutton.

(Schluß.)

Drittes Kapitel.

Es war zwölf Uhr am folgenden Tag und Mutton und sein junger Freund waren noch am Frühstück. Perditus sah dem Essen und Trinken des noch gar nicht gesäuberten Pups zu mit einer solchen sorglichen Aufmerksamkeit, wie sie ein junges Mädchen einem Lieblingskanarienvogel widmet. Es schien Mutton, als könnte der Junge gar nie genug haben. „Toll, gewiß toll!" rief Mrs. Beard in Verzweiflung, als sie immer neue Lieferungen von Eiern, Semmeln, Butter bringen mußte. „Da, mein Lieber, ist noch etwas; ha, du wirst Hungers sterben — bitte, iß noch mehr;" und Perditus drang seinem kostbaren Gefährten immer mehr Essen auf. „Kann nicht mehr, alter Gesell — sag' Euch, ich kann nicht mehr," sagte der angefüllte Pups, sich in Muttons bequemen Sessel vor Wohlbehagen streckend. „So macht denn schnell, hier," rief Mutton seiner Wirthin zu, welche den Tisch abräumte, immer mehr und mehr betrübt über die Krankheit ihres Miethsmannes. Sie hatte das Zimmer kaum ein paar Augenblicke verlassen, als sie wieder kam: „Mr. Tadmor von den Drakes sey unten." — „Bringt ihn herauf," sagte Perditus, herauf den alten Ofenhocker," sagte Mutton, mit solch ehrenrührigen Namen belegend den gelehrten und achtbaren Secretär der Drakes, von welcher gelehrten Gesellschaft hier Einiges zu berichten ist.

Die Drakes hatten ihren Namen von dem großen Weltumsegler, Sir Francis Drake, und bestanden aus abenteuerlichen Geistern, die durch verschiedentliche dringende Gründe dazu verdammt, zu Hause zu bleiben, vielleicht eben deßhalb eine um so innigere Bewunderung für Reiseunternehmungen empfanden. Viel hatte man erwartet von den langen und häufigen Sitzungen der Drakes — viel von ihren wöchentlichen Erörterungen, wo man Vorlesungen, bezüglich auf den Einen Zweck der Gesellschaft, anhören konnte — wenn man nicht schlief. Erst bei der letzten Zusammenkunft hatte Tadmor selbst Raleighs Weltgeschichte angefangen, die er seinen Brüdern in etwas weniger als einem Jahr vorzulesen hoffte; und dann, so groß war der von andern Mitgliedern an den Tag gelegte Eifer, sollte eine vollständige Vorlesung nicht nur von Robinson Crusoe, sondern auch von Gulliver folgen. Dunkle und merkwürdige Punkte waren befriedigend aufgehellt worden durch die Einsicht und den Fleiß der Drakes. Sie hatten die ärgsten Skeptiker überzeugt, daß Columbus Cuba erreichte, und daß Pizarro nicht sein ganzes Leben in Spanien zubrachte. Unser Held war nicht nur Mitglied der Drakes, sondern bekleidete selbst das Amt des Schatzmeisters. In seiner Hand waren die Fonds, die seit sieben Jahren angewachsen, sich beinah auf vier Pfund beliefen. Bei der letzten Zusammenkunft hatte die Gesellschaft eine Ausgabe von 50 Schilling beschlossen, um den Tabakstopfer des Sir Walter Raleigh anzukaufen, welche kostbare Reliquie kürzlich aufgefunden worden war. Cyrus Tadmor fand sich jetzt ein, bereit das Geld gegen einen Schein in Empfang zu nehmen.

er war ein großer, ältlicher Mann, von wenig Worten, die er mit trockener Stimme vortrug.

„Guten Morgen, Mutton.“ Unser Held, das rechte Bein über die Stuhllehne legend und seinen Bruder Drake anstarrend, nickte und pfiff. Tadmor fuhr ein wenig zurück, aber, sich wieder fassend, bemerkte er: „Sehr kalt Wetter!“ — „Verdammt kalt!“ rief Mutton. „Wollt Ihr Branntwein?“ Hätte er von Hochverrath gesprochen — hätte er Tadmor tödliches Gift geboten — dieser treffliche Drake hätte nicht ärger erstaunen und erschrecken können. „Ihr wißt, warum ich komme, Mr. Mutton?“ sagte Tadmor. Mutton schüttelte den Kopf. „Ja, Ihr müßt Euch erinnern; — das Votum, der Tabakstopfer!“ — „Oh!“ rief Perditus aus; „macht fort, alter Tad!“ — „Alter Tad! Aber — —“ Tadmor stammelte und starrte von neuem Perditus an, um sich zu vergewissern, daß er wirklich einen Drake vor sich habe; nachdem er sich der traurigen Wahrheit versichert, fuhr er fort — „Nun denn, Mr. Mutton, ich komme das Geld zu holen.“ — „Was für Geld?“ schrie Mutton. „Was für Geld? Mr. Mutton! Ich — dieß ist keine Zeit zum Kurzweilen. Der Gegenstand erlaubt keinen Spaß. Ich komme zu Euch, bekleidet mit der Vollmacht der Gesellschaft, um 50 Schilling in Empfang zu nehmen.“ — „Fünfzig Schillinge! so!“ sagte Mutton. „Die Ihr, als Schatzmeister, mir ohne Anstand aushändigen werdet. Da ist der Schein,“ sagte Tadmor. „Ihr habt natürlich das Geld?“ — „O ja, gewiß,“ sagte Mutton. „Und wollt es mir geben?“ sagte Tadmor. Wird man es glauben, daß der bisher so rechtliche Mann dem Sekretär der Gesellschaft höhnisch nur das Eine Wort hinwarf: „Possen!“ — Tadmor sprang auf und meinte, die Erde müsse sich unter ihm aufthun. Mutton saß da mit ehernem Gesicht, sich ergötzend an dem Staunen seines Besuchs. „Ist es möglich!“ rief endlich Tadmor, „gibt es solche Treulosigkeit in der Welt! Solche Heuchelei! Ha, wem soll man jetzt mehr trauen?“ — „Niemand!“ sagte Mutton mit kalter Zuversicht. „Was das Geld des Clubs betrifft, so kann ich es nicht hergeben; ich weiß nicht, wie es kommt, Tad, aber ich kann es nicht.“ — „Aber das Gesetz ist da, Mr. Mutton, und das Gesetz kann strafen.“ „Es ist nur eine einfache Schuld, denke ich, nur eine Schuld;“ und Tadmor empfand wo möglich einen noch ärgern Abscheu vor der berechnenden Bosheit des Schuldigen. Er wollte eben seinen Gefühlen mit Worten Luft machen, als ihm Mutton sehr bedeutungsvoll guten Tag wünschte und hinzusetzte: „Ich sage Euch, ich wollte Euch das Geld gern geben, wenn ich könnte, aber hier ist etwas,“ und er legte die Hand aufs Herz, „was es mir nicht zuläßt.“ Hiemit komplimentirte er seinen Clubbruder zur Thüre hinaus. Beinahe weinend über die Ungerechtigkeit der Menschen, eilte Tadmor die Treppen hinab, entschlossen die Drakes zu einer Berathung zusammenzurufen.

„Ist er fort?“ fragte der kleine Pups, hinter dem großen, bequemen Armstuhl Muttons hervorlugend, hinter den er sich bei Tadmors Eintritt versteckt hatte. „Warum krochst du denn dahin, mein Lieber?“ sagte Mutton. „Warum dich verstecken?“ — „Was, kanntet Ihr ihn nicht? Ich glaubte, er käme meinetwegen,“ sagte Pups mit ernstem Kopfschütteln. „Deinetwegen, mein Lieber? Warum?“ — „Warum, rief Pups! O mit Euern unschuldigen Augen!“ — Es war nur zu wahr: Mr. Cyrus Tadmor war der Unglückliche, dem am vorigen Abend seine Uhr gestohlen worden war — „Wenn er sie gesehen hat!“ sagte Pups mit einem vielsagenden Blick, und deutete auf das gestohlene Stück, das Mutton an das Kamin gehängt hatte; „Mr. Mutton,“ fuhr Pups fort mit dem Ernst eines Kabinetsraths; „Ihr seyd älter als ich, und es ist nicht an mir, Euch Räthe zu geben; aber thäten wir nicht gut, diese Wohnung zu verlassen? Sie könnte uns bald sehr unzuträglich erscheinen.“

Ein unbehagliches Gefühl der Unanständigkeit seiner Handlungsweise, eine geheime Regung seiner früheren Natur machte Mutton nachdenklich. Wie seltsam erschien ihm die seit den letzten Stunden mit ihm vorgegangne Veränderung! War er noch, konnte er noch seyn derselbe Perditus, der er gestern war? Er hatte eine unbestimmte Erinnerung an einen andern Zustand der Existenz — an einen Mutton, ganz verschieden von dem Mutton, welcher der Beschützer und Mitschuldige eines kleinen Taschendiebs war. Er, der die leiseste Abweichung von der Wahrheit und Ehrlichkeit als unausbleiblich verderblich für die Würde der menschlichen Natur angesehen hatte — er empfand jetzt die größte Zärtlichkeit gegen sein gefallenes Geschlecht — ja sogar eine geheimnißvolle Achtung vor beherzter Spitzbüberei. Er, der früher einen Landstraßenritter angezeigt hätte, war jetzt geneigt, den Hut vor ihm abzuziehen! Er sollte der unrechtmäßige Besitzer von seines Freunds Uhr seyn — ja sogar fest entschlossen, sie zu behalten! Und dann seine Neigung für den kleinen Pups. Mutton war nie Vater gewesen; aber er fühlte wohl, er hätte keine väterlichere Liebe empfinden können gegen sein eignes Fleisch und Blut, als gegen den zerlumpten und nichtsnutzigen kleinen Balg. Die süße Unschuld! er hatte weder Hosen noch Schuhe und sein Hemd und Wamms hingen in Lappen und Fetzen an ihm. Beinahe mit Thränen in den Augen befahl Mutton nach dem Schneider zu schicken. „Ja, mein hübscher Junge, ja, du sollst mir ein Gentleman werden!“ sagte er, den schielenden Pups anlächelnd. Der Schneider kam augenblicklich; er hatte eben einen schönen Anzug fertig für einen Knaben ganz von Pups Größe, und trat diesen ab für drei Guineen, die er sogleich baar empfing, worauf er sich entfernte. „Alles ist richtig,“ sagte Pups zu seinem Gönner, als er die Hausthüre zumachen hörte. „Was ist richtig? Die Kleider mein Lieber?“ fragte Mutton. „Nein, die Guineen — da sind sie; während er mir die Knöpfe zumachte, habe ich —“ und der gewandte Operateur zeigte die drei Guineen, die er in aller Stille dem Schneider aus der Tasche gezogen. Und Mutton lächelte freundlich das unglückliche Kind an, tätschelte es auf den Kopf und sagte: „Lieber kleiner Schelm!“

Sie gingen miteinander aus. Wer hätte in Pups noch den Dieb von gestern erkannt? Die diebische Elster war ein Papagei geworden. — „Wie geht's? Ich möchte Euch auch einmal wieder sehen; ich werde allein seyn — kommt heute und speist mit mir. Um drei Uhr pünktlich!“ Dieß war der Gruß und die Ein-

ladung des Mr. Rota, eines Polizeibeamten und alten Bekannten von Mutton. „Ha, was ist's denn?" fragte Rota, sein Pferd anhaltend und Perditus die Hand hinbietend. — „Nichts, nichts — es ist sehr kalt," sagte Mutton, der plötzlich einen Widerwillen gegen seinen alten Freund den Polizeibeamten gefaßt hatte. „Ei, und wem gehört denn der Knabe?" fragte Rota, mit einem scharfen Blick auf den kleinen Pups, welchem bei dieser Prüfung nicht wohl zu Muth war. — „Ein — ein junger Freund von mir," versetzte Mutton; „ein artiger Bursche." — „Ich hab' ihn gewiß schon gesehen — wo war es doch?" versetzte Mr. Rota. „Nein, nein! ein junger Freund von mir, erst kurz vom Land hereingekommen," versicherte Mutton, und eilte mit dem Knaben weiter, der auch gar keine Lust zu haben schien, länger zu verweilen.

Wie am vorigen Tage empfand Mutton ein unaussprechliches Interesse an allen Habseligkeiten und Effecten seiner Mitmenschen — er wußte selbst nicht was es war. Plötzlich aber mußte er sich an Pups halten um nicht umzusinken. „Ha, Sir, was gibts denn?" fragte Pups. — Eine große Verwandlung war mit Muttons Gesicht vorgegangen. Er taumelte an einen Eckpfosten, lehnte sich an und schaute unverwandt auf ein weibliches Wesen. Daran ist nun freilich nichts Ungewöhnliches — dasselbe ist schon vielen Männern und Frauen begegnet — aber nie hatte Amor, seit seine Flügel sich befiederten, einen solchen Streich gespielt. Perditus Mutton war über Kopf und Hals in Liebe verfallen, wie in ein Fieber; und jetzt stand er da und starrte die Verwüsterin seines Herzens an. Und wer war sie und was that das holde Wesen. Ohne Zweifel war sie eine Najade des Flusses; aber auf der Erde verkaufte sie Fische. In dem Augenblick, wo Mutton ihrer zuerst ansichtig wurde, war sie in der Stellung der Göttin der Gerechtigkeit; sie hielt eine Wagschaale und in dieser Wagschaale waren Silberaale. „Einen Groschen das Pfund!" sagte die Najade und ihre Stimme drang Mutton ans Herz; er stand wie in verzücktem Traume; und wer beschreibt den Aufruhr seiner Seele, als er die süße Verwüsterin seines Herzens einen der sich windenden Gefangnen um den andern fassen und ihm seinen Schuppenrock ausziehen sah! Wie ein ächter Liebhaber wünschte sich Mutton selbst ein Aal zu seyn. — Als sie wegging, folgte ihr Mutton, wie ein Gefangner. Was hatte ihn so zu ihrem Sklaven gemacht? Etwa ihre Schönheit? straffe, ungekämmte Haare, ein Auge mit verstohlenem Ausdruck, die kleinste Nase und der größte Mund? Oder hatte ihn der Zauber ihrer Stimme so hingerissen, womit sie rief: Lebendige Aale!

Unterwegs wurde die Schöne von einer Schwester Najade angeredet: „Nun, Betsy, wo geht Ihr hin?" — „Wohin! wo sollte ich hingehen als nach Hog Lane. Ich denke, Sarah, Ihr wißt was heute geschieht?" und sie hielt sich die Schürze vors Auge.

„Der arme, gute Kerl!" sagte Sarah. „Nun Betsy, mögt Ihr wieder so einen Guten bekommen! denn obgleich er ein wenig wild war, war er doch so freundlich, als nur je Einer lebte!" Mit dieser Lobrede, vermuthlich auf einen Gestorbenen, ließ sie die Andere ziehen.

Es war vier Uhr, als Mutton in der Nachbarschaft von Hog Lane ankam. Es hatte fortdauernd geregnet und unser Held, heiß von Liebe, war durchnäßt von Wasser. Der kleine Pups hatte ihn verlassen, wahrscheinlich um seine neuen Kleider zu schonen. Schwermüthig lehnte sich Mutton an einen Schuppen, gegenüber der Hütte, wo seine Angebetete hineingegangen. Bald kam ein Weib, kohlschwarz gekleidet, heraus; es war Betsy, mit welcher diese Metamorphose vorgegangen. Mutton folgte wieder ihren Schritten. Wie staunte er, als er sie in die Hütte hineingehen sah, wo er am vorigen Tage die Netzhaut gekauft hatte — den kostbaren Schatz, für den er fünf Guineen bezahlt, von dem er sich nie trennte. Mutton hielt wieder Wache. Bald sah er den Mann mit dem erdfarbigen Gesicht aus dem Hause treten — es war ein Leichenbesorger — hinter ihm eine Procession von wenigstens zwölf Personen, unter welchen Perditus auch das kleine alte Weib erkannte. Mutton mußte dem Zuge folgen, der sich immer vergrößerte. „Der arme Bursche!" riefen zwanzig Leute. „So eine edle Seele!" sagten andere zwanzig; und Jedermann, wer nur von dem Todten sprach, sprach rühmlich von ihm und drückte Hoffnungen für seine Seligkeit aus. „Es muß ein trefflicher Mensch gewesen seyn," dachte Mutton; „gewiß ein Mann, der all die schwierigen Pflichten dieses gefahrvollen Lebens mit exemplarischer Treue erfüllte!" So dachte Perditus, auf einen Augenblick in seinen frühern Charakter zurückfallend.

Viertes Kapitel.

Nach dem Begräbniß kehrten die Leidtragenden zurück in das Haus des Todten. Der bezauberte Mutton folgte dem schwarzgekleideten Weibe — mußte aber vor der Thüre Halt machen, und wohl zwei Stunden lauschte er außen, um den köstlichen Ton ihrer Stimme aus dem Gelärme heraus zu vernehmen. Da war lautes Lachen, Stampfen, Pochen — Töne einer Lustigkeit, die zu anderer Zeit Perditus mit Abscheu erfüllt hätte; aber jetzt horchte er, ungeirrt, nur auf die Stimme seiner Schönen. Er vernahm, wie Einer von der Gesellschaft ein Lied verlangte, welcher Antrag kräftig unterstützt wurde, und trotz des Sträubens von Betsy, durchging — es war nämlich das Lieblingslied des verstorbenen Toms. Einer von der Gesellschaft, Bunkum, stimmte es an und Alle fielen mit lautem Gebrüll ein. Eine Strophe lautete:

Wie hart ist die Haft im Gefängniß,
Die unmöglich die Liebe mir macht!
Kalte Ketten und Fesseln am Leibe,
Eine Diele mein Kissen bei Nacht!

Mit strömenden Augen und schmelzender Seele hörte Perditus diese Lieblingsballade des verstorbnen Toms an; noch nie hatte Musik ihn so ergriffen. Jetzt wurde Betsy zu einem Ge-

sang aufgefordert; nach einigen Weigerungen mit vor Schmerz zitternder Stimme, begann die Leidtragende:

Es war in Amors Garten,
Da ging zur Lust ich hin,
Zu sehen nach den Blumen,
Die in dem Garten blühn,
Die in dem Garten blühn!

„Ich kann nicht weiter," rief die Sängerin fast in Krämpfen; „mir ist als sähe der arme Tom mich an!" Ein Murmeln der Theilnahme erhob sich, und ein Drittes ward jetzt zum Singen aufgefordert, als Mutton eine Hand an seinem Rock zerren fühlte. „Ha, seyd Ihr's wirklich!" sagte Pups. „Der arme Vater! ich wußte nicht, daß es so bald seyn sollte, weil ich seit drei Tagen nicht heimkam." — „War er denn dein Vater, lieber Junge?" fragte Mutton. „Ja, sie sagen, er habe mich so gar lieb gehabt, und ich glaube es selbst auch; nur hatte er nie Zeit es zu zeigen." sagte der Knabe und die Thränen standen ihm im Auge. „Und deine Mutter — wo ist die?" fragte Mutton. „Ich kann's nicht sagen — ich sah sie nie — nur die Großmutter. Der Vater, so sagen sie, hofirte der Betsy Basket — der Ihr heute nachgelaufen seyd — der arme Vater!" — „Und du — hast du ihn nicht lieb gehabt?" fragte Perditus. „Ich weiß nicht — ja, ich glaube wohl; nur, seht Ihr die Leute, die so auf den Straßen leben, in Nässe und Kälte, und auf den Treppen schlafen, haben keine Zeit einander so lieb zu haben, wie die Leute in warmen Häusern." — „Und an was starb dein Vater?" fragte Perditus. „Ertrunken ist er nicht; nein, dagegen war er fest von Geburt an," versetzte Pups und fuhr hastig fort, „aber kommt doch herein — oder wartet ein wenig;" — Pups ging hinein, wurde mit jubelndem Erstaunen empfangen und führte seinen Beschützer herein; die alte Miriam Birdseye deutete ihrem Nachbar auf ihn, a's den Gentleman, der gestern „die Netzhaut ihres lieben Tom's gekauft — des lieben, guten, unglücklichen Jungen!"

Perditus mußte sich unter die Gesellschaft hineinsetzen. Sonst hätte er geschaudert vor den ihn umgebenden Gesichtern, in welchen sich Frechheit und Verzweiflung des Verbrechens ausprägte — die thierische Unwissenheit, die Mutter aller Laster — die Abzehrung des Mangels — die Schlauheit der Betrügerei. Und da war auch das Kind — ein armes Geschöpf, das man aufwachsen ließ wie einen jungen Wolf, um nachher auf den Tod gehezt zu werden, weil es um nichts besser ward. Aber Perditus war abgehärtet gegen diese Eindrücke. Er schaute sich um und empfand eine gräßliche Sympathie mit seinen neuen Gesellschaftern. Er näherte sich dem Weib — der Geliebten des verstorbenen Thomas, setzte sich neben sie und ergriff ihre Hand mit aller Ehrerbietung tiefer Liebe. Sie sah ihn schmunzelnd und auffordernd an:

Und so war ihr Blick und so war ihr Ton,
Daß im Banne sie hielt seine Seele schon.

Welcher höllische Zauber beherrschte ihn, daß er, der zurückhaltende, feine, keusche Perditus der Anbeter einer häßlichen, elenden Dirne ward? Die Gesellschaft tauschte verwunderte Blicke — sie hielten ihn für betrunken.

Plötzlich fuhr Perditus, wie aus einem häßlichen Traum erwachend, auf. „Was gibt's, Sir?" fragte Betsy. Perditus fuhr zurück mit dem Ausdruck des heftigsten Widerwillens, stürzte zur Thüre hinaus und rannte die Straße hinauf. „Alles in der Ordnung! sagte Bunkum, „ich habe ihm die Tasche geleert," und triumphirend brachte der Räuber ein Päckchen zum Vorschein. Man öffnete es; aber zum Erstaunen und Verdruß der Gesellschaft fand sich nichts darin als — „des armen Toms Netzhaut!"

Nie seit Merkurs Geburt war ein heilsamerer Diebstahl verübt worden. Perditus war erlöst von einem Alp, der ihn zu verderben drohte; von einem Feind, der ihm unvermerkt die unlieblichen Neigungen des ersten Inhabers der Netzhaut mitgetheilt hatte; — ein dem Aberglauben angehöriges Bild davon, daß die Besten und Weisesten, wenn sie sich verlieben, obschon sie zuvor die friedfertigsten und unschuldigsten Lämmer gewesen, nur gar zu leicht etwas nicht viel Besseres werden als — verlorene Schöpse."

Den Drakes ward ein Geschenk gemacht mit dem Tabaksstopfer des Sir Walter, auf Kosten des aus dem Traum erwachten Schatzmeisters — und Mr. Tadmor erhielt wieder seine Uhr.

Fünftes Kapitel.

Perditus wurde sechzig Jahre alt. Zum Grab begleiteten ihn die wenigen noch lebenden Brüder Drakes. Eine Frau und drei kleine Mädchen standen am Grabe — Pathchen des Verstorbenen; ihr Vater der Kirchspielnotar, ein Mann, der alle Achtung genoß wegen treuer Erfüllung seiner Pflichten gegen die Gesellschaft, schluchzte bitterlich, als die Erde über Perditus sich schloß. Dieser Notar war der arme, verworfene, vagabundirende Leuchtbube — der schlaue, diebische, kleine Pups. Der Unwissenheit und dem Laster war er entrissen worden durch das Mitleid unsers Helden; und der glückliche ehrliche Mann weinte Thränen der Dankbarkeit seinem Retter ins Grab nach.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 284.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

11 October 1838.

Der Patriarch von Santa Fé.

(Aus Robertsons: Lettres on Paraguay.)

Ich wurde in Santa Fé bei Señor Don Francisco Candioti eingeführt, dem beschützenden Genius des Ortes, der seinen Reichthum hauptsächlich seinem Unternehmungsgeist und seinem Fleiße dankt. Von kleinem Anfang stieg er auf, und ist jetzt Herr von 300 Quadratleguas Gebiet, Eigenthümer von 250,000 Stück Hornvieh, Herr von 300,000 Pferden und Maulthieren, und Besitzer von mehr als einer halben Million Dollars, die in peruanischen Goldmünzen in seinen Koffern liegen. Er war in seiner Jugend nach Peru gegangen, um dort einige Maulthiere zu verkaufen, und erkannte schnell, wie sehr es dort daran mangle, und was für einen gewinnreichen Handel es abgeben könne, wenn man diese Thiere für den peruanischen Markt aufziehe. Bei seiner Rückkehr verwandte er sein kleines Eigenthum dazu, dergleichen Thiere zu kaufen, und das Land wurde dem Käufer des darauf weidenden Viehs dazu gegeben, obwohl Hornvieh um 4, Pferde um Einen Real (etwa 18 kr.) das Stück verkauft wurden. Seit dieser Zeit führte er jährlich eine Anzahl Thiere nach Peru, legte stets den Gewinn zu neuen Ankäufen an, und erwarb auf diese Weise seinen Reichthum. Ein Bild von ihm in dem barbarischen Reichthum des Schmucks von Mann und Pferd wäre eines spanischen Pinsels würdig.

Eben zurückgekehrt von einem seiner Ausflüge im Lande saß er auf einem kraftvollen braunen Wallachen, gewiß das schönste Thier, das ich noch im Lande gesehen hatte. Irgend etwas auch nur halb so Glänzendes, im Gauchostyle nämlich, als Roß und Reiter zusammengenommen, war gewiß in Südamerika nicht zu finden. Als die Familienbegrüßungen nach der sechsmonatlichen Abwesenheit vorüber waren, wurde ich Señor Candioti vorgestellt, und machte meine Verbeugung mit aller einem so patriarchalischen Potentaten gebührenden Achtung. Seine Sitten waren so einfach und sein Benehmen gegen andere eben so höflich und eben so wenig prahlerisch, als seine Ansprüche auf höhern Reichthum und größeres Ansehen allgemein anerkannt waren. Er blieb auf seinem Pferde sitzen und schwatzte vertraulich mit Allen umher. Hie und da zündete er seine Cigarre an, indem er mit Stahl und Stein Feuer schlug an einem Zunder in einer polirten Hornbüchse, die mit Silber eingelegt war, und deren Deckel oder vielmehr Löscher an einer goldenen Kette hing. Ich konnte nicht umhin, seine ausgezeichnet schönen Züge und seine würdige Haltung zu bewundern. Sein Anzug war, nach Styl und Sitte des Landes, prachtvoll. Sein Poncho war in Peru gemacht, und nicht nur aus dem reichsten Stoffe, sondern auch auf weißem Grunde prächtig gestickt. Unterhalb desselben trug er eine Jacke vom feinsten indischen Tuche, darunter eine weißseidene Weste, die, wie sein Poncho, schön gestickt und mit kleinen goldenen Knöpfen geziert war, die jeder an einem kleinen Kettchen von demselben Metall hingen. Er trug keine Halsbinde, und Kragen und Vordertheil seines Hemdes zeigten, auf feinem französischen Cambrick, die reichsten Proben von Tambourarbeit, die man nur immer in Paraguay haben konnte. Seine untere Kleidung bestand aus schwarzem Sammet, war an den Knien offen, und gleich der Weste mit Goldknöpfen geziert, die an kleinen Kettchen hingen und augenscheinlich nie für die Knopflöcher bestimmt waren. Unter diesem Theil seiner Kleidung sahen die befranzten und tambourirten Enden von Hosen von dem schönsten Paraguaytuch hervor. Sie waren so weit wie türkische Hosen, weiß, wie der frisch gefallene Schnee, und reichten bis an die Waden hinab, gerade weit genug, um ein Paar braune, in Peru aus der besten Vicognewolle fabricirte Strümpfe sehen zu lassen. Die Stiefel aus jungen Pferdsfüßen (potro) schlotterten um Fuß und Knöchel, und waren oben übergeschlagen, daß sie wie Halbstiefel aussahen. An diesen Stiefeln hingen ein Paar unmäßig große, hellpolirte Silbersporen. Zu Vollendung seines Anzugs trug der fürstliche Gaucho einen großen peruanischen Strohhut mit einem schwarzen Sammetbande. Um den Leib trug er eine carmoisinrothe seidene Schürze, in welcher ein mächtiges Messer in einer Marokkoscheide stack, woraus ein massiv silbeener Handgriff hervorsah. So prachtvoll der Anzug des Reiters war, so übertraf ihn doch wo möglich noch die Ausstattung des Pferdes. Hier war Alles Silber, vortrefflich gearbeitet und kunstvoll eingelegt. Der Sattelknopf, das Kopfstück des Zaums waren mit dem kostbaren Metall bedeckt, die Zügel mit Buckeln geschmückt, und an den

Steigbügeln muß sich alle Kunst des besten peruanischen Silberschmieds erschöpft haben, um wenigstens zehn Pfund reines Silber daran zu verarbeiten.

So stellte sich Señor Don Francisco Candioti, der Patriarch von Santa Fé, dar.

Ein Sommerausflug von Teheran nach dem Assassinen-Felsen und nach Masenderan.

(Fortsetzung.)

Am 27sten miethbeten wir eine Anzahl Bauern, um das Gepäck den steilsten Theil des Passes hinaufzutragen, da die Maulthiere den Weg beladen nicht machen konnten; wir verließen Germerud und stiegen bald darauf den Paß hinan, der einer der schlimmsten ist, die ich je in Persien fand: er war von bedeutender Länge, etwa drei Stunden nach unsrer Schätzung, und außerordentlich steil. Der Zug war nicht ganz ohne Gefahr, da der Boden aus einem sehr feinen staubigen Thon bestand, über welchen Steine und Blöcke von jeder Größe zerstreut waren, welche das Erdbeben von der Höhe heruntergestürzt hatte. Diese Steine hatten keinen Halt in dem lockern Boden und rollten bei dem geringsten Anstoß durch Pferde oder Maulesel sehr leicht herab. Auf der Höhe des Passes fanden wir einen sehr tiefen Schnee und eine Menge Austernschalen und Herzmuscheln. Dr. Gerard, welcher Burnes nach Bukhara begleitete, fand auf dem Himalaya Muscheln in einer Höhe von 19,000 Fuß. Wir stiegen einen nur wenige Zoll breiten Weg hinab, der an schauerlichen Steilabstürzen hinführte, die Gewohnheit hatte uns aber schon so zuversichtlich gemacht, daß wir nur selten uns die Mühe nahmen, vom Pferde zu steigen. Endlich, nachdem wir 5 Stunden zurückgelegt, erreichten wir das Dorf Miran in Tunikabau, wo wir ein sehr kaltes, unangenehmes Quartier erhielten: die Leute, weniger an den Besuch von Europäern gewöhnt, nahmen uns nicht so seeundlich auf, wie dieses in Irak meist der Fall ist, versahen uns aber doch auf unser Verlangen mit Allem, was sie hatten. Zu Miran kochte das Wasser bei 201° F. (75½ R.) was eine Höhe von 5500 Fuß gibt. Wir blieben zu Miran einen Tag, und zogen sodann durch eine Schlucht abwärts, in welcher der Fluß Miran oder Seh-Hesar fließt, dessen Quelle in den Gebirgen ist, die wir kurz zuvor durchzogen hatten; auf einer Strecke von 6 Stunden mußten wir fünfundzwanzigmal über denselben setzen: es ist ein Bergstrom, welcher mit einer außerordentlichen Kraft und lautem Getöse zwischen den Felsen dahinstürzt, mit denen sein Bett angefüllt ist. Wenn er sich dem kaspischen Meere nähert, breitet er sich aus und wird ein schöner Salmenfluß. Die Brücken, auf denen wir über ihn setzten, bestehen bloß aus Bäumen, die auf Stützen über den Fluß hingelegt und mit Zweigen und Erde bedeckt, ohne Geländer und nur 6 Fuß breit sind. Sie schwankten sehr unangenehm unter dem Gewichte unsrer Pferde, wir gewöhnten uns aber bald an das Tosen und Schäumen des Flusses, und ritten ohne alle Besorgniß weiter. Nach zwei Stunden kamen wir in den dicksten Wald, den ich je gesehen: er bestand aus schönen Eichen, Eschen, Ulmen und andern uns unbekannten Bäumen, war vom Buschwerk durchwachsen, so daß es schwer gewesen wäre vom Wege abzuweichen, und so dicht waren die Zweige der größern Bäume verschlungen, daß sie das Licht der Sonne abhielten. Dieß bildete einen starken Contrast mit der Landschaft, an die wir bisher in Persien gewohnt waren, wo mit Ausnahme der Fruchtbäume und einiger Platanen in der Nähe der Städte kein Baum zu sehen ist. Alles ist öde und dürr. Dieser Wechsel war anfangs erfreulich, doch aber wurde man es nach und nach müde, immer nur einige Schritte weit vor sich sehen zu können.

Nachdem wir beinahe sechs Stunden weit fortgezogen waren, was uns bei dem schlechten und sumpfigen Wege bis lange nach Sonnenuntergang aufhielt, beschlossen wir, als immer noch kein Dorf sich zeigen wollte, selbst ein Masenderan-Fieber zu riskiren, indem wir die Nacht unter einem großen Baume Halt machten. Wir breiteten unsere dicken Teppiche — diese unwandelbaren und unschätzbaren Begleiter auf einer persischen Reise, die als Bett, Tafel und Stuhl dienen — auf dem vom schweren Thau ganz feuchten Boden aus, zündeten ein großes Feuer an, um die erkältende Feuchtigkeit zu mindern, und legten uns nach einem spärlichen Mahle zum Schlafen nieder, ohne wegen unseres Gepäcks irgend eine Vorsichtsmaaßregel zu treffen. Man kann in diesen Bergen nur kurze Strecken zurücklegen, da das unaufhörliche An- und Hinabsteigen durchaus jede Eile verhindert; außerdem ist auch der Weg so schmal, daß wir jeden Augenblick die Maulthiere abladen, und das Gepäck durch Träger weiter schaffen lassen mußten. In diesen Wäldern hausen Wildschweine, Rothwild, Bären, Fasanen, Leoparden und, wie man sagt, auch Tiger in Menge.

Am 30sten brachen wir in nördlicher Richtung auf und zogen 4½ Stunde weit nach Khurrem-Abad, dem Hauptorte in Tunikaban. Der Weg war so ziemlich derselbe wie am vorigen Tag, nur war der Wald manchmal minder dick, und öffnete uns dann die Aussicht auf das nur wenige Stunden entfernte kaspische Meer. Bald darauf zogen wir einige niedere Berge hinab, und betraten nun die flache, eine bis vier Stunden breite Ebene, welche das Gebirg vom Meere trennt; dieses ist vielleicht der ungesundeste Theil von Persien, wie sich aus den gelben, kränklichen Gesichtern der Einwohner zeigt, während sich die Perser anderer Landstriche durch ihr kräftiges, gesundes Aussehen auszeichnen. Diese Ebene wird im Sommer und Herbst so heiß und ungesund, und so unerträglich durch die Schwärme von Insecten, daß die Einwohner, mit Ausnahme weniger Leute von der ärmsten Classe, welche zurückbleiben, um das angebaute Land gegen die wilden Schweine zu schützen, mit ihren Schaf- und Rinderheerden nach den Bergen auswandern, und dort ihren Sommeraufenthalt nehmen. Der Weg durch diese Ebene war höchst angenehm, da er zum Theil durch Wälder ging, die hie und da durch große angebaute Strecken untecbrochen waren. Aepfel- und Birnbäume und Reben wuchsen wild in üppiger Fülle, und die letztern rankten sich bis an die Spitze der höchsten Bäume hinan, die durch das reiche Blätterwerk derselben fast dem Anblick entzogen waren. Die Häuser, statt wie in andern Theilen Persiens in Dörfern zusammenge-

drängt zu seyn, waren unregelmäßig durch den Wald zerstreut, und statt der dunkeln, an der Sonne getrockneten Backsteine von Irak waren sie meist aus Holz aufgeführt und mit Stroh gedeckt; unähnlich den übrigen Theilen Persiens, wo man sich möglichst dem Blick zu entziehen sucht, waren hier die Häuser fast ganz offen, und die Inwohner dem Auge des Fremden bloßgestellt. Nichts sehr Anlockendes zeigte sich, denn die Frauen von Masenderan gehören gewiß nicht zu den anziehendsten ihres Geschlechts. Ueberhaupt ist es seltsam, daß weibliche Schönheit so selten ist in Persien, wo die Männer meistens schön sind; englische Damen haben mir erzählt, daß in dem ungeheuren, sorgfältig ausgesuchten Harem des verstorbenen Königs nur Eine wirklich schöne Frau zu sehen gewesen sey. Statt auf dem Boden zu schlafen, wie dieses in andern Theilen Persiens unwandelbare Sitte ist, hat hier jedes Haus, wie in Bengalen, eine erhöhte Plattform, auf welcher die Inwohner schlafen. Die Felder, die wir sahen, waren nur mit Reis angebaut, der jetzt vollkommen grün und mit Wasser überströmt war, das von den benachbarten Bergen in zahlreichen Bächen herabfloß. Die angebauten Felder waren durch geflochtene Gehege abgetheilt, was dem Ganzen einen Anstrich von großer Sorgfalt gab. Die Lebendigkeit der Scene wurde noch vermehrt durch die zahlreichen männlichen und weiblichen Arbeiter, welche bis an die Knie in dem schlammigen Boden wateten, und mit dem Verpflanzen des jungen Reises beschäftigt waren. Reis ist das Haupterzeugniß von Masenderan; auch Seide wird gewonnen, sie ist aber geringer als die der benachbarten Provinz Gilan. Auch wird Rohrzucker erzeugt, der sich durch mehr Geschicklichkeit und Sorgfalt wohl sehr verbessern ließe. Das prächtige Zimmerholz, das die Wälder in Fülle bieten, ist als Ausfuhrartikel ganz nutzlos, da es unmöglich ist, dasselbe nach andern Gegenden Persiens zu bringen und Rußland selbst Holz genug hat. Gerste und Weizen werden in diesem niedrigen, sumpfigen Lande, das weit mehr zum Reis taugt, selten gebaut.

Nachdem wir eine gute Stunde weit durch ein entzückendes Land gezogen waren, wo wir das kaspische Meer vor uns und die Gebirge des Elbrus hinter uns hatten, kamen wir in das Dorf Khurremabad, das nur eine kleine halbe Stunde vom Meere liegt, und schlugen unser Wohnung in einem großen, aus Backsteinen aufgeführten Hause auf. Dieses war die Wohnung des Districtsgouverneurs, der eben abwesend war, dessen Stelle aber sein Neffe vertrat, der uns äußerst höflich aufnahm, durch seine Höflichkeit jedoch uns am Ende lästig wurde, da er es wie alle Perser für einen Beweis von feiner Sitte hielt, seine Gäste nie allein zu lassen. Vor seinem Abschied lud er uns auf den Salmenfang an einem von ihm angelegten Wehre ein.

Am folgenden Morgen erschien er mit drei oder vier Begleitern, die alle vollständig bewaffnet waren, als ginge es zu irgend einem gefährlichen Zuge. Dieses ist allgemeine Sitte in Persien: wenn Jemand, der auch nur den geringsten Anspruch darauf hat, ein „Mann vom Degen“ zu seyn, sich nur auf eine geringe Strecke von Haus entfernt, führt er unfehlbar Säbel und Pistolen bei sich. Die Vorsicht war vielleicht einst nöthig, und die Gewohnheit ist geblieben, als die Nothwendigkeit schon verschwunden war. Wir zogen eine Stunde weit durch die Wälder nach den Ufern des Miran, hier Seh-Hesar genannt, nach einer nur wenige hundert Schritte von dem Meere entfernten Stelle. Hier war durch Pfähle und Weiden eine Wehe durch den Fluß angelegt, mit zwei kleinen Oeffnungen, um den Salmen wie in eine Art Gefängniß hineinzulassen. Es schien uns seltsam, daß der Salmen diese Oeffnungen entdecken sollte, aber man versicherte uns, daß er bei seinen Bemühungen stromaufwärts zu schwimmen, jede Spalte aufsuche. Obwohl dieses nicht die Jahreszeit war, fingen wir doch in Zeit von einer Viertelstunde zwei Salmen, und da diese für unsere Gesellschaft noch nicht hinreichten, so nahm ein Mann ein sechs Fuß langes Netz, und fing noch vier große Fische heraus. Wir sahen dieses für eine gute Jagd an, man versicherte uns aber, im October würde dieser Fisch in solcher Menge in allen Flüssen längs der Küste gefangen, daß das ganze Land sich von Salmen nähre. Dennoch wird kein Salmen ausgeführt, ausgenommen als Geschenk an Freunde in Irak. Unser Wirth gab uns ein Frühstück, das nur aus Salmen und Reis bestand, da kein Brod zu bekommen war. Dieses war eine Unannehmlichkeit, welche während unseres ganzen Aufenthalts in dieser Provinz fortdauerte; der Mangel an Gerste jedoch war ein viel ernsterer Umstand, denn lange ehe wir Masenderan verließen, waren unsere Pferde zu Haut und Knochen zusammen geschwunden, und so schwach geworden, daß sie kaum die Berge ersteigen konnten. Salmen erhielten wir jetzt jeden Tag in solchem Ueberflusse, daß uns endlich der Anblick und Geruch derselben Ekel erregten. Der Tag wurde in Streifereien längs dem Ufer und dem Walde hingebracht, der sich bis auf wenige Schritte ans Meer hin erstreckt. Das Wasser ist salzig, doch nicht so sehr, daß es die Pferde nicht trinken konnten. — Wir versuchten die Höhe des Landes zu messen, und fanden, daß das Wasser bei 213° F. (80⁴/₉° R.) siede, was 500 Fuß unter der Meeresfläche anzeigen würde. Wenn auch diese Annahme zu viel ist, so bestätigt sich doch, daß das kaspische Meer unter dem Spiegel des Weltmeers liegt.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

1. Sarthe-Departement.

Die französischen Departements, welche sich zunächst um das Centrum gruppiren, haben eine höchst monotone, charakterlose Physiognomie; die Städte Versailles, Rambouillet, Maintenon tragen die Livrée ihres gnädigen Herrn Paris, und die Dörfer machen die ärmlichste, unterthänigste Knechtsmiene. Erst wenn uns die Diligence in schnellem Fluge 20, 30 Meilen weit von der Hauptstadt fortgetragen hat, verengert sich die Attractionssphäre von Paris, und es tritt eine gewisse Eigenthümlichkeit des Landes und der Bewohner hervor. Wo die Individualität der Provinz anfängt, hört plötzlich die Orthographie auf; die Ueberschriften der Kramläden und Wirthshäuser wimmeln von Fehlern; so las ich unter Anderem: à *l'autel* du cheval blanc, chez Chappe loge à *pié et à cheval;* ein Bittschriftenverfertiger benachrichtigte das Publicum, er wohne rue de l'oursine 10, *excallier* à

gauche. Originell waren folgende Anzeigen: Legrand loge les routiers, les bœufs et autres équipages; und: Artiveau tient entrepôt de vins, d'eau des vies, cidre etc. Il prie les expéditionnaires de l'honorer de leur confiance; il fera tout ce que le courage et le malheur peuvent inspirer à l'homme pour la mériter.

Bei Chartres verflacht sich das Land in eine weite Lerchengegend, wie um Leipzig, und das Auge verweilt wohlgefällig auf der fruchtbaren Ebene der Beauce mit ihren wogenden Kornfeldern. Wenn man zwei Meilen, dann eine Meile, endlich ganz nahe bei Chartres ist, sieht man nichts von der Stadt, sondern einzig und allein die Kathedrale, welche immer höher und göttlicher mit der Doppelkrone ihrer Thürme in die Wolken steigt. Man kann sich nichts Frappanteres, nichts Geheimnißvolleres denken, als diese unbegreifliche Isolirung in einer unermeßlichen Kornebene, ohne Häuser und ohne Bäume. Es war an einem frischen Septembermorgen, als ich in Chartres ankam; der Nebel benetzte und bereifte die Ebene; die Erde war so grau, wie der Himmel. Plötzlich ging die Sonne auf, und die Kathedrale erhob sich, wie eine unvergleichliche Musterprobe, welche die Engel vom Himmel heruntergebracht zu haben schienen, um den Menschen zu lehren, wie Gott seine Tempel gebaut wissen will. Allein sobald ich die mächtige Bastei des St. Michaelthores im Rücken und das Wunder vor Augen hatte, schwand der Zauber; die Kirche versteckte sich hinter elenden Häusern, und die Wohnungen der Menschen erdrückten die Wohnung Gottes. An dieser Stelle der unabsehbaren Ebene hat nämlich der Zufall ein kleines Thal gebildet, welches ein Bach bewässert, an dessen Ufern man die Stadt gebaut hat; mitten in diesem Thal erhebt sich eine mäßige Anhöhe, welche die Bewohner des Flachlandes für einen Berg ausgeben und worauf die Kathedrale steht.

Wir haben keineswegs die Prätension, diesen herrlichen Münster zu beschreiben und Betrachtungen daran zu knüpfen, die wir in den 80 Minuten, welche die Postdirection den Passagieren in Chartres bewilligt, gemacht haben könnten; das hieße die alte Geschichte jenes Engländers erneuern, welcher während der zehn Minuten, die er in einem Wirthshause von Tours zubrachte, wo er keine andere weibliche Seele als die Kellnerin gesehen hatte, in sein Tagebuch eintrug: in Tours sind alle Frauen rothhaarig und zänkisch. Mistreß Trollope, der berühmte Blaustrumpf des modernen Altenglands, ist eben nicht anders zu Werk gegangen, um ihr sämmtliches Geklatsch über Belgien, Deutschland und Frankreich zu schreiben. Die Kathedrale von Chartres ist überdieß so oft und so detaillirt geschildert worden, daß wir nur wiederholen könnten, was Andere vor uns viel besser gesagt. Neugierige Leser verweisen wir auf die Werke von Doyen, Chevard, Souchet, Gilbert, unermüdliche und gelehrte Sammler von Thatsachen, Jahreszahlen und Daten, welche jeden Stein der Kirche gezählt haben. Der französische Minister des öffentlichen Unterrichts, Hr. v. Salvandy, läßt in diesem Augenblick eine Geschichte der Kathedrale von Chartres verfassen, welche an prachtvoller Ausstattung und Vollständigkeit alle frühern Werke übertreffen wird. Die beste Geschichte der Kathedrale liest man immer noch an Ort und Stelle auf den gemalten und gemeißelten Bildnissen der zwanzig Kaiser und hundert Könige, auf den sprechenden Wappen der Ritter und den frommen Insignien der Montfort, der Montmorency, der Courtenay, der Clermont, der Bourbon, der Vendôme, jener heldenmüthigen Raufbolde, welche sich vom schuldigen Lohn ihrer Raubthaten und Plünderungen mit Statuen und Zehnten loskauften. Das Monument hat sechs große Brände und zahlreiche Veränderungen erlitten, bis aus dem kleinen, im Waldesdickicht versteckten Druidenaltar eine ärmliche, mit Rohr gedeckte und mit Baumstämmen gestützte Capelle, dann ein römisches Steinparallelogramm und endlich eine der schönsten Kirchen der Christenheit geworden ist, woran fünf Jahrhunderte gebaut haben. Die Bischöfe und Stiftsherren des achtzehnten Jahrhunderts haben sich gegen die Manen des ersten Erbauers, Johann von Beauce und seiner Gesellen, stark versündigt; ihre tollen Verschönerungen von Stukk, Bronze und Gold entstellen die arme Kirche, welche einen Theil ihrer bemalten Glasfenster eingebüßt hat, um das Schiff etwas heller zu machen, und die alterthümliche, heilige Schwärze der Pfeiler ist mit einem abscheulichen Gewande von gelbem Ocker bekleidet. Die Vandalen, welche den Chor der Kathedrale verdorben haben, lebten noch, als die Tollhäusler von 1793 den steinernen Königen um den Chor herum die Köpfe abschnitten, und die jetzige Generation hat vor zwei Jahren erlebt, wie der verwahrloste Funke eines Deckers den unverwüstlichen Dachstuhl (einen ganzen Wald von Bäumen, welchen die Riesen des Mittelalters da oben hinauf transportirten) in einen Aschenhaufen verwandelte. Der Zufall erfüllt in unsern Tagen denselben Beruf, wie die Menschen; er schafft nicht mehr, sondern zerstört. Der abgebrannte hölzerne Dachstuhl wird übrigens durch einen gußeisernen ersetzt, der seiner Vollendung nahe ist.

Die Gegend um Chartres ist die Heimath der Carnuten, wo bekanntlich die Druiden des alten Galliens ihre Hauptresidenz aufgeschlagen hatten. Die Landleute der Beauce haben unter vielen alten Gebräuchen noch die Sitte beibehalten, ihre Neujahrsgeschenke éguilan zu nennen, und sie am Sylvesterabend mit dem Rufe: gui-a-né, in die Stube zu werfen. Dieselbe Sitte herrscht auch in Mecklenburg, Holstein und Pommern, wo man die Weihnachtsgeschenke Juulklappen nennt, und sie ebenfalls auf die Hausflur wirft, indem man Juulklapp schreit und davon läuft. Die celtische und wendische Welt stehen in viel näherer Beziehung, als die Historiker gewöhnlich annehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Bekanntlich herrschen auf den Sandwichinseln die protestantischen Missionäre unbeschränkt. Als im vorigen Jahr einige katholische Missionäre das Land betraten und allmählich Anhang erhielten, entfernte man sie mit Gewalt und brachte sie auf europäische Schiffe. Jetzt hat der König Tamehameha III unter dem 18 December 1837 ein Decret erlassen, worin er allen katholischen Missionären das Land verbietet, und das Schiff, das einen solchen ans Land setze, mit Confiscation und einer Geldstrafe von 10,000 Dollars bedroht. Man sieht, daß die amerikanischen Missionäre starke Schritte zur Befestigung ihrer politischen Macht thun.

Ein Hr. Pattison las in der brittischen Naturforschergesellschaft ein Memoire vor „über die Mittel, Silber aus Blei auszuziehen;" alles in England gewonnene Blei soll nämlich Silber enthalten von 1 bis zu 100 Unzen in der Tonne. Man hat es so weit gebracht, daß jetzt jährlich ungefähr 55,000 Unzen Silber gewonnen werden. Vorher gewann man das Silber, indem man das Blei oxydirte; dabei ging aber viel Blei verloren, so daß man jetzt bei einem andern Verfahren außer dem gewonnenen Silber noch 500 Tonnen Blei mehr gewinnt.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 285.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 October 1838.

Ueber die Salmen Schottlands.

Ein Sir William Jardine las in der englischen Naturforschergesellschaft ein auf deren Aufforderung entworfenes Memoire über den jetzigen Stand der Kenntniß von den Salmoniden Schottlands vor, und begann dabei mit der Bemerkung, daß ganz Schottland, mit Ausnahme eines geringen Theils, ein alpinisches Land sey; es ist von einer Menge fließender Gewässer durchzogen und voll von Seen oder Lochs, deren Fische fast ausschließlich dem Salmengeschlechte angehören. Im Süden Europa's findet sich diese Familie fast gar nicht, indem die *Cypriniden* *) vorherrschen; nur in den alpinischen oder subalpinischen Strichen, wie in der Schweiz und den ihr geographisch untergeordneten Ländern, finden sich wieder Salmen in Menge, meist verbunden mit dem Geschlechte Coregonus. In England findet man im Süden die Cypriniden vorherrschend, sie nehmen jedoch allmählich ab und werden durch die Salmengeschlechter ersetzt, je weiter man gegen Norden kommt; nur der Hecht und der Barsch erstrecken sich bis in die mittlern Hochlande von Schottland. Erst seit der Salmen ein Gegenstand von commercieller Bedeutung geworden ist, hat man diese Gruppe näher untersucht, die große Schwierigkeit ist aber dabei die Mannichfaltigkeit der Formen in den verschiedenen Perioden ihres Wachsthums. Man kann in dieser Hinsicht die Fische der brittischen Inseln nicht in Uebereinstimmung bringen mit denen auf dem Continent, auch ist man nicht sicher, ob alle brittischen Arten wirklich verschieden sind, ja es ist gegenwärtig zweifelhaft geworden, welches der wahre Salmen, der Salmo Salar von Linné ist. Die Forschungen des Verfassers beziehen sich auf die Geschichte des gewöhnlichen Salmen und zwar 1) hinsichtlich seines Aufenthalts im Meere, 2) hinsichtlich seiner Nahrung daselbst und 3) in Bezug auf seine Erzeugung und sein Wachsthum. Was den ersten Punkt betrifft, so ist zu bemerken, daß man sie selten auf der hohen See sieht, und daß sie in der Nähe des Ufers im besten Zustande gefangen werden, da sie sich vor ihrer Wanderung stromaufwärts einige Zeit in den Mündungen der Flüsse aufhalten. Was ihre Nahrung betrifft, so leben sie von Insecten, Würmern, Schalthieren u. s. w., was indeß bezweifelt wurde, da man Eier von Schalthieren u. dgl. in ihrem Magen fand, weßhalb man glaubte, daß sie nur davon lebten. Dieses ist jetzt aber hinreichend widerlegt, namentlich weil der Bau und die Gewohnheiten des Salmen annehmen lassen, daß sie eine weit schwerer zu fangende Beute aufsuchen als solche Eier. Von der größten Wichtigkeit ist endlich ihre Erzeugung und ihr Wachsthum. Bekannt ist es, daß sie in frisches Wasser wandern, um zu laichen, was vom October bis Ende Januars dauert, aber die Art die Eier niederzulegen, ob beide Geschlechter dabei thätig sind, in welche Tiefe sie in den Sand gelegt, wie die Löcher ausgehöhlt werden — alles dieses sind schwierige Fragen, die noch nicht gehörig beantwortet sind. Gegen Ende März oder April werden die Jungen gebrütet und haben, wenn sie ausgekrochen sind, die Länge von einem Zoll. Von dieser Zeit an bis zum März werden sie, so viel man glaubt, vier bis sechs Zoll lang, und wandern dann nach dem Meere, von wo sie im Julius 3 bis 11 Pfund wiegend zurückkehren, und im folgenden Winter laichen. Dieser schnelle Wachsthum des Fisches scheint jetzt hinreichend bewiesen, aber ein Hr. Shaw, der den Fisch in künstlichen Teichen hielt, ist zu dem Schluß gekommen, daß der junge Salmen im ersten Jahre nicht wandere, sondern an Größe nur etwa drei Zoll zunehme, und im Mai des zweiten Jahres nach dem Ausschlüpfen nur die gewöhnliche Größe und Farbe eines noch ganz jungen Fisches erreiche. Hr. Shaw behauptet auch, daß während dieses allmählichen Wachsthumes die Farben und Zeichen die des Kohlfisches (?) (parr) seyen, sich aber gegen die Zeit der Wanderung hin änderten. Hr. Jardine erklärte, er könne diesen letztern Punkt bestätigen, indem er mehrere Kohlfische gefangen, sie eingesperrt und gefunden, daß sie Farbe und Aussehen zu ändern anfingen; aus allen diesen Umständen müsse er den Schluß ziehen, daß ein Theil der unter dem provinciellen Namen Parr oder Kohlfisch bekannten Fische die Jungen eines wandernden Salmen seyen, und daß die Zeit von dem Ausschlüpfen aus dem Ei, bis sie ihre Wanderkleidung erhalten, län-

*) Es ist dieses die achtzehnte Ordnung der Fische, und umfaßt namentlich die zahmern Fluß- und Teichfische, wie Karpfen, Barben, Schmerle, Weißfische u. dgl.

ger daure, als man bisher behauptet habe. Bei dieser Auseinandersetzung brauchte Hr. Jardine den Namen Parr bloß in seiner populären Bedeutung. Der eigentliche Parr oder Kohlfisch aber ist der Salmo Salmulus, der wirklich eine verschiedene Art ist.

Ueber diese Angaben erhob sich ein Streit, und man wollte mehrere durchaus nicht gelten lassen, namentlich meinte ein Hr. Mac-Kenzie, das Einsperren des Fisches in künstliche Teiche und die unnatürliche Lage des Fisches darin möchte Folgen haben, die zu falschen Schlüssen führten. Ein Hr. Parnell bemerkte ferner, der Parr sey kein so gewöhnlicher Fisch, als man meist glaube, und die kleinen 4 bis 5 Zoll langen Fische, die man in manchen Flüssen so zahlreich finde, und gewöhnlich Parr nenne, seyen keineswegs alle von derselben Art, sondern die Jungen verschiedener Arten wandernder Forellen in Gesellschaft mit den Jungen des gewöhnlichen Salmen, dem eigentlichen Parr, so wie verschiedenen Varietäten der gewöhnlichen Süßwasserforellen, die sich während der Herbst- und Wintermonate in ihrem Aussehen ungemein gleichen.

Die Versammlung schien geneigt, den Gegenstand, der durch Vorlegung mehrerer Fische erläutert wurde, im folgenden Jahre wieder aufzunehmen.

Ein Sommerausflug von Teheran nach dem Assassinen-Felsen und nach Masenderan.

(Schluß.)

Am 1 Junius brachen wir wieder auf, und zogen nicht ohne große Mühe durch Wälder, Sümpfe, Reisfelder und tiefe Bäche. Ohne Führer wären wir nicht vorwärts gekommen, und ein Feind würde, wenn das Volk sich vertheidigen wollte, auf große Schwierigkeiten stoßen. Das Volk ist bigott, haßt Fremde, ist größtentheils mit Lunten- oder Feuerschloßgewehren bewaffnet, und zählt vortreffliche Schützen. Widerstände es nur einen Sommer lang, so würde das pestilentialische Klima sich als einen getreuen und wirksamen Alliirten beweisen. Nachdem wir zwei Stunden zurückgelegt, erreichten wir die See, und zogen an deren Ufer fort, wo unsre Pferde bei jedem Schritt bis an die Fesseln einsanken. Lange nach Sonnenuntergang, als wir schon verzweifelten, ein Dorf zu finden, begegneten wir glücklicher Weise einem Reisenden, der uns durch den Wald nach dem Dorfe Kelaribad, 8 Stunden von unserm letzten Aufenthaltsorte, führte.

Wir sahen während unsers Tagmarsches ein persisches Boot, das nach dem Hafen Enseli in Gilan steuerte. Es war gut gebaut, sehr schmal und scharf am Stern und Vordertheil, und ungefähr 20 Fuß lang; es führte eine Ladung gesalzener Fische, die sehr dem Kabliau glichen, und im Persischen Weißfische heißen. Das kaspische Meer ist sehr reich an Fischen, aber die Fischereien, selbst an der persischen Küste, sind in den Händen der Russen oder russischer Unterthanen, welche dieselben von der persischen Regierung in Pacht nehmen. Dieses kommt zum Theil von der Abneigung der Perser gegen die See her, obwohl die hiesigen Küstenanwohner bald gute Seeleute abgeben würden. Im vorigen Jahr wurde eine kleine Expedition in Booten gegen den Turkomanenstamm der Jumut abgeschickt, welche eine Persien gehörige Insel besetzt hatten. Ein Kampf zwischen den turkomanischen und persischen Booten erfolgte, in welchem die Perser entschieden die Oberhand behielten. In dem letzten Friedensschlusse hat sich aber Rußland das Recht vorbehalten, allein mit Kriegsschiffen das kaspische Meer zu befahren, wo noch vor 80 Jahren die russische Flagge sich vor der persischen senken mußte.

Am 2 Junius verließen wir Kelaribad, wandten uns wieder nach dem Meer, und zogen an dem Ufer fort, wobei wir einen dichten Wald zur Rechten hatten, in welchem hie und da ein Dorf sichtbar war. Ein nicht geringes Hinderniß für einen eindringenden Feind wäre die Schwierigkeit, die Wohnungen des Volkes aufzufinden, da sie meist in den Tiefen des Waldes versteckt sind. Nachdem wir fünf Stunden zurückgelegt, wandten wir uns südwärts in den Wald hinein, erreichten das Dorf Khelaristak und wurden hier gastfrei von einer alten Dame, der Mutter eines unserer Bekannten in Teheran, aufgenommen.

Nach der Aussage des Dorfvorstehers zahlt Masenderan eine bestimmte Abgabe an die Regierung, die zur Zeit Nadir Schahs festgesetzt und seitdem nicht verändert wurde. Jeder District zahlt seinen bestimmten Antheil daran, und die Vertheilung an die Einzelnen geschieht durch die Vorsteher und Aeltesten, wie es scheint, zu ziemlich allgemeiner Zufriedenheit. Die Hauptklage der hiesigen Bewohner war die Nähe zweier Iliats oder Wanderstämme, durch deren Unbotmäßigkeit die ansässigen Bewohner viel zu leiden hatten. Diese Stämme, Abdul Meleki und Khodschawend hausen in Khelaristak und in dem angränzenden District Nur, sind jeder etwa tausend Zelte stark, und machen fortdauernd Eingriffe in die Ländereien der friedlichen Hausbewohner, welche nicht wie ihre Rivalen zusammenhalten, und darum sich derselben auch nicht erwehren können. Der Schah hatte die Absicht, einen dieser Stämme an die Ufer des Gurgan, wo die Goklan-Turkomanen wohnen, zu verpflanzen, um aus ihnen eine Schutzmauer gegen die Einfälle der Turkomanen überhaupt zu bilden. Schon Abbas der Große verpflanzte zu diesem Zweck einige Kurdenstämme, doch ohne daß sie den erwarteten Vortheil gewährt hätten, da sie stark im Verdacht stehen, die Raubzüge der Turkomanen nach Persien zu begünstigen. Wir bemerkten eine große Verschiedenheit im Aussehen und Benehmen der Iliats und Bauern. Die erstern zeigten eine kecke, männliche, fast trotzige Unabhängigkeit, während die letztern sich durch ihr kränkliches, kraftloses und finsteres Aussehen bemerklich machten. Die Masenderanis stehen überhaupt unter den übrigen Bewohnern Persiens in schlechter Achtung und gelten für rohe Barbaren: Masenderani-i-Kher (Masenderani-Esel) ist ein gewöhnlicher Ausdruck, um sie zu bezeichnen; doch gehören die Bewohner dieser Provinz zu den besten irregulären Schützen des Landes.

Am 5 Junius zogen wir südwärts am Tschalis hinauf, dessen Bette dem des Miran glich und ebenfalls voll Salmen ist. Nach 7 bis 8 Stunden wurde der Wald allmählich dünner.

Die Tiefe desselben beträgt 16 bis 18 Stunden, und man kann nur bedauern, daß diese prächtigen Bäume fast nutzlos bleiben, da sie nur zum Bau der Häuser in Masenderan und zum Brennen von Kohlen verwendet werden, die man nach Irak führt. Nach einem Marsch von 10 Stunden erreichten wir das Dorf Merzen-Abad, den Hauptort in Khelaristak, und wurden hier durch die Gastfreundschaft des ehemaligen Gouverneurs einen Tag aufgehalten. Am 5ten zogen wir wieder südlich in der Richtung von Irak. Der Weg ging durch eine reizende Landschaft; der Tschalis toste auf der einen Seite, die Wälder wurden offener, die Berge waren an manchen Stellen mit bebauten Feldern bedeckt, und viele Dörfer wurden sichtbar. Gerste und Weizen traten jetzt wieder an die Stelle des Reises. Nachdem wir drei Stunden zurückgelegt hatten und erfuhren, daß in den nächsten acht Stunden kein Dorf anzutreffen sey, so wie daß wir am folgenden Tage einen sehr schlimmen Paß zu ersteigen hätten, machten wir im Walde an der Seite des Flusses Halt, um hier die Nacht zuzubringen. Wir fanden unser Lager angenehmer als das erstemal, da Luft und Boden trockener und der Wald offener war.

Am nächsten Tag zogen wir durch die Schlucht des Tschalis und kamen nach zwei Stunden an den Fuß des Passes Hesartschim oder Tausend-Wendungen an. Die Masenderani sagen, daß sie keine Verbesserung ihrer Wege wollten, weil dieses einem fremden Feind die Mittel erleichtern würde, sie zu unterjochen, oder einem einheimischen, sie zu unterdrücken. Der Paß begann damit, daß man einen etwa 700 Fuß hohen, beinahe perpendikulären Felsen hinansteigen mußte. Die Wendungen waren so angebracht, daß durchaus keine Gefahr zu besorgen war, aber die Mühe war nicht gering, denn der Paß erstreckte sich mehrere Stunden weit. An einigen Stellen bestand der Weg aus Brettern, welche in rechten Winkeln in dem perpendikulären Felsen eingefügt waren; einmal war der Pfad so schmal, daß ein Maulthier mit den Koffern, die es trug, an den Felsen stieß, und Maulthier und Koffer hinabstürzten. Der perpendikuläre Fall schien nur etwa 20 Fuß, dann kam aber ein ziemlich steiler Abhang von 150 bis 200 Fuß; wir glaubten nicht anders, als Maulthier und Koffer seyen in Stücken zertrümmert, zu unserm großen Erstaunen aber wurden beide heraufgebracht, ohne durch ihren Sturz viel gelitten zu haben. Nach 14stündiger harter Arbeit gelangten wir nach dem Dorfe Enen, das wohl kaum mehr als 6 bis 7 Stunden von unserm Nachtlager im Walde entfernt war.

Am 7 Junius zogen wir sechs Stunden weit nach dem Dorfe Melikkaris, im Districte Lar. Nach zwei Stunden begannen wir den ermüdenden Paß Kendewan hinanzusteigen, sagten nun Masenderan Lebewohl, und betraten die Provinz Irak: die Wälder waren verschwunden, und das Auge sah nichts als die nackte Unfruchtbarkeit des barbarischen Irak (Irak Adschemi) wie die Araber es nennen, um es von ihrer eigenen Provinz, dem Irak Arabi, zu unterscheiden. Wir stiegen am Paß Kendewan hinan bis an die Ufer des Flusses Keradsch, über den wir bei unserm Marsch von Teheran aus gesetzt hatten, und der hier entspringt. Am 9ten zogen wir sieben Stunden weit nach dem Dorfe Char, auf welchem Wege wir durch ein langes Thal kamen, welches den Namen Schahristanek oder die kleine Stadt führt, wegen der Menge von Dörfern, die es enthält. Wir waren jetzt von Teheran nur noch durch die erste Elbruskette getrennt, welche nahe an unsrer Rechten lag: wenige Stunden hätten uns auf einem Gebirgspfad nach Teheran gebracht, aber wir erhielten Nachricht, daß die Menge von Schnee den Durchgang äußerst erschweren würde. Unsere Pferde waren durch schlechtes Futter und Anstrengung sehr heruntergekommen, und wir wünschten darum bald möglichst in unser Standquartier zu kommen. Dieses geschah den nächsten Tag. Wir zogen noch eine Strecke weit durch eben so bergiges Land, wie bisher, das jedoch durch eine viel größere Anzahl von Dörfern belebt war, erstiegen hierauf nicht ohne viele Mühe die letzte Kette des Elbrus und erblickten von der Höhe aus Teheran in der Entfernung von fünf Stunden gegen Südsüdwest.

Die Bewohner von Munipur.

Dieser südlich von Assam liegende Landstrich war vor 12 Jahren noch im Besitze der Birmanen, jetzt ist er unabhängig, oder vielmehr er steht unter der Oberhoheit der Engländer. Da bei einem wahrscheinlichen Kriege mit den Birmanen von diesem Districte mehr die Rede werden wird, so wollen wir hier nach einem angloindischen Blatte, dem Englishman vom 18 April d. J., nachstehende Schilderung seiner Einwohner mittheilen: Die Munipuris sind das munterste und friedlichste Geschlecht, das ich kenne. In ihren Zügen und ihrer Gestalt gleichen sie sehr den Chinesen, aber ihre Augen sind nicht so klein, auch sind sie nicht ganz so häßlich. Die Männer sind ziemlich träg, die Weiber aber arbeiten mit Anstrengung; sie sind nie müßig, und stets sieht man sie mit einem Bündel Holz oder Tuch auf dem Rücken, oder sie weben und verkaufen ihre Waaren. Das Tuch, das sie weben, ist sehr stark, gut und wohlfeil, zum Theil sehr zierlich, und gleicht dem schottischen Plaid. Die Gestalten der Weiber erinnern mich an die stämmigen Hochlandmädchen. Einige der jüngern sind hübsch, trotz ihrer platten Nasen. Die Männer sind vierschrötige, gedrungene Bursche. Männer und Weiber sind sehr heller Farbe und gleichen den Hindus durchaus nicht. Sie nennen sich selbst Braminen, und behaupten, der Radscha habe sie dazu gemacht, unsere Sipahis von hoher Kaste aber erkennen sie nicht an, und sagen, sie könnten keine Braminen seyn, wenn sie Tuch machten, was gegen die Würde ihrer Kaste gehe. Ihre Sprache ist den Hindus ganz unverständlich.

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

1. Sarthe-Departement.

(Fortsetzung.)

Zehn Lieues hinter Chartres kündigt sich bereits das Buschland (le bocage) an, welches im Sarthe-Departement vorherrscht. Das Buschland ist, wie schon der Name andeutet, mit Bäumen bedeckt; man sieht einige Nadelholzwälder, aber wenig oder gar keine Laubholzwaldungen. Alle Grundstücke, Aecker und Wiesen, sind mit einem

6 Fuß hohen Erdwall eingefriedigt, worauf lebendige Hecken und Bäume gepflanzt sind; die Bäume haben weder einen hohen Stamm, noch weitläuftige Zweige; alle 6 Jahre putzt man sie aus, und läßt bloß einen nackten Stiel von 12 bis 15 Fuß Höhe stehen. Diese Erdwälle schließen nie einen großen Raum ein. Der ganze Landstrich ist in unzählige kleine Pachthöfe, bordages genannt, vertheilt und vortrefflich angebaut. Der große Grundbesitz ist verhältnißmäßig selten; es gibt wenig Güter, deren Bewirthschaftung mehr als zwei Pflüge erfordert. Von einem hohen Standpunkt aus gesehen, erscheint die Gegend wie eine einzige grüne Fläche; nur während der Erntezeit schimmern ab und zu gelbe Kornfelder zwischen den Hecken durch. Mitunter decken die Bäume das spitze Schieferdach eines Bauergehöftes auf, welches in der Regel einen kleinen Glockenstuhl zwischen seinen Schornsteinen hat. Fast immer ist dieser grüne Gesichtskreis beschränkt; bisweilen überblickt man eine Ferne von 3 bis 4 Meilen. Die Feldwege sind gleichsam lauter Hohlwege, weil sie zwischen den Teichen hinlaufen, welche die Aecker einfassen; sie sind ungemein enge, und da die Bäume zuweilen mit ihren Zweigen über sie hinüberwachsen, so bilden sie ganze Strecken weit schattige Laubgänge, die sentimentale Fußgänger zur Träumerei einladen; leider sind sie sehr holperig und kothig, denn wenn sie sich am Abhang eines Hügels befinden, so dienen sie zugleich als Flußbette für kleine Bäche. Der amaranthfarbige Fingerhut und das Geisblatt gedeihen in Masse längs den Hecken, welche überall denselben Anblick gewähren. Am Ende jedes Ackers stößt man auf einen Kreuzweg, welcher den Reisenden in die größte Verlegenheit bringt; kein Wegweiser zeigt ihm die Richtung an, welche er einschlagen soll, und stellt seine Wahl dem Zufall anheim. Selbst die Eingebornen verirren sich oft, wenn sie nur 2 oder 3 Meilen weit von ihrem Dorfe gehen wollen.

Das Territorium ist, wie gesagt, in lauter Maierhöfe abgetheilt, welche die Eigenthümer entweder um die Hälfte des Ertrages an Früchten und Vieh, oder um einen gewissen Zins in baarem Gelde verpachten. Der Verkauf von Kleesamen ist eine Haupteinnahme und ein bedeutender Handelszweig für die ganze Provinz; man setzt davon alljährlich für 1½ Millionen nach England, Holland und dem Innern Frankreichs ab. Die berühmten poulardes du Mans, die fetten Capaunen, bringen ebenfalls viel Geld ins Land; man sendet sie schockweise nach Paris, wo das Paar mit 20 bis 25 Franken bezahlt wird. Um sie recht fett zu machen, sperrt man sie in düstere Keller oder sticht ihnen die Augen aus, damit sie Tag und Nacht sich mit Hirse und Gerste vollnudeln. Die Straßburger Gänseleber-Pasteten erhält man bekanntlich durch eine ähnliche Thierquälerei: die armen Gänse werden in einen geheizten Backofen getrieben, wo man ihnen nur zu trinken gibt, so daß sie binnen kurzem eine Leberkrankheit bekommen, in Folge deren ihnen die Leber zu einer ungewöhnlichen Größe anschwillt.

Das Sarthe-Departement ist kein industrielles, sondern ein lediglich ackerbautreibendes Land, welches beträchtlich producirt, und alle Lebensbedürfnisse im Ueberfluß innerhalb seiner Gränzen findet, es speculirt vorzüglich auf die Ausfuhr seiner Producte und den Zwischenhandel. Fabrik- und Industriewesen stecken noch in den Kinderschuhen; man befolgt den alten Schlendrian; erst in diesem Jahre hat man englische Mahlmühlen erbaut; die zwei oder drei Leinwandmanufakturen verschmähen hartnäckig die Einführung von Maschinen. Der Tagelohn eines Arbeiters beträgt 10 bis 15 Sous; die Spinnerinnen haben noch weniger, 5 bis 6 Sous per Tag.

Der Wohlstand ist ziemlich allgemein verbreitet; der kleinste Spießund Ackerbürger findet eine Erbschaft zu verzehren oder zu vermehren. Der civilisirte Theil des Adels lebt in den Städten; die Landedelleute jagen und wirthschaften noch, wie ihre Vorfahren vor 100 Jahren. Der beträchtlichste Ort des Departements ist Le Mans, eine Stadt von circa 50,000 Einwohnern, Sitz der Präfectur und Residenz eines Bischofs, welche ich längere Zeit zum Mittelpunkte meiner Excursionen machte.

Die Altstadt liegt auf dem Abhang eines Hügels, welchen die Sarthe bespült, und um den sich die spätern Erweiterungen gruppirt haben. Das Residenzschloß der ehemaligen Grafen von Maine und die Kathedrale beherrschen die zu ihren Füßen gelagerte Stadt, welche in den letzten französischen Bürgerkriegen viel gelitten hat. Die Chouans plünderten sie in den neunziger Jahren zu wiederholten Malen, und drohten noch im Jahre 1832 mit einem Ueberfall. Eine Viertelstunde von Mans, auf der Chaussée nach Tours, bei Pontlieue, lieferten die Vendéer die erste große Schlacht, in welcher sie von dem republicanischen General Marceau aufs Haupt geschlagen wurden; die Brücke über die Huisne, wovon man damals zwei Bogen sprengte, um die Verbindung abzuschneiden, ist noch nicht wieder hergestellt. Unter eben dieser Brücke erfror sich der arme Scarron die Glieder während der Carnevalsmaskerade am Fastnachtsdienstag. Der Herr Canonicus hatte in seiner originellen Laune seinen Leib mit Honig bestrichen, sich darauf in Federn gewälzt und war in diesem Aufzug auf die Straße nach Pontlieue geeilt, wo die Masken Corso zu halten pflegten. Unglücklicherweise verfolgten die Gassenbuben diesen Vogel neuer Gattung mit solcher Hartnäckigkeit, daß er, vor Angst erkannt zu werden, sich unter die Brücke flüchtete, wo ihn die Kälte so zurichtete, wie er es im Anfange seines komischen Romans beschreibt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Charrak,

oder Corek, unrichtig auch Corgo genannt, welche jetzt von englischen Truppen besetzt ist, liegt im Nordosten des persischen Golfs, unter 56° 26' O. L. v. G. (68° 4' v. F.) und 29° 15' N. B., etwa 60 (englische) Meilen von Buschir hart an der persischen Seite; sie ist fünf Meilen lang und zwei breit, zwar von Vegetation entblößt, hat aber vortreffliches Wasser. Im Jahre 1753 bemächtigten sich die Holländer der Insel in Folge einiger Streitigkeiten mit den benachbarten Behörden, und behaupteten sich daselbst bis zum Jahre 1766. Im Jahre 1809 wollten bereits die Engländer die Insel besetzen, und ließen sie sich vom Gouverneur von Fars abtreten, um eine feste Stellung gegen die damaligen Plane Napoleons in Persien zu gewinnen; allein in Folge einer Veränderung in der europäischen Politik wurde das damalige Project wieder aufgegeben.

Capitän Burnes hat der asiatischen Gesellschaft eine Anzahl baktrischer und indoscythischer Münzen zugestellt, welche zu Cabul und Bukhara gesammelt wurden. Unter denselben befinden sich drei indosassanidische, die an dem erstern Ort ausgegraben wurden. Man wurde dadurch in den Stand gesetzt, die Randinschriften zweier ähnlichen Münzen in Sanskrit zu erklären, welche Ventura in Manikyala aufgefunden hat. Es scheint eine Uebersetzung der gewöhnlichen Pehlwi-Titel der persischen Könige aus der Sassaniden-Dynastie zu seyn.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.)

Nr. 286.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

13 October 1838.

Aus Bulgarins Sommerausflug nach Finnland und Schweden.

2. Schiffahrt in den finnischen Schären. – Historische Erinnerungen. – Neue Gesellschaft auf dem Dampfboote.

Das Meer am finnischen Ufer von Wiborg bis Bierneborg ist mit Felsen besäet, welche eine zahllose Menge Inseln von verschiedener Form und Größe bilden. Bis zum Vorgebirge Hangö erstrecken sich diese Inseln in einem schmalen Streifen *längs dem* Ufer hin, aber an der Ecke von Finnland bilden sie einen weiten Archipel, der in den alandischen Inseln endigt. Zwischen diesen Inseln und dem schwedischen Festlande, zwischen Eckerö und Brißelham ist nur 70 Werste weit offenes Meer; dann beginnt wieder die Kette der Granitinseln, welche sich von den Ufern Uplands bis Schonen erstrecken und vor Stockholm selbst einen Archipel bilden. Alle diese Inseln und Felsen mit den Meerengen zwischen ihnen und den Riffen über und unter dem Wasser nennt man auf Schwedisch Skärgård, und jede besondere Felseninsel heißt Skär. Fremde nennen diesen ganzen Archipel die Schären, und theilen sie in die finnischen und schwedischen Schären. Große Kriegsschiffe können durch die Meerengen, welche diese Inseln trennen, nicht durchfahren, außer im alandischen Archipel, wo es freie Striche gibt, in denen eine Flotte von Linienschiffen sich nicht nur aufhalten, sondern auch manövriren kann. Uebrigens sind alle diese Canäle gefährlich zu befahren, weil sie voll Riffe unter dem Wasser sind. Hier muß Erfahrung die nautischen Kenntnisse ersetzen. Der bekannte Capitän Roß rollte, als er in die Schären kam, seine Karte zusammen, überließ seine Brick der Leitung des finnischen Steuermanns, und sagte: „Hier bedeute ich nichts und weiß nichts." Die Finnen sind so zu sagen mit ihren Schären aufgewachsen, kennen alle Ein- und Ausgänge, und wissen jeden unter dem Wasser befindlichen Stein auswendig. Bis zum Vorgebirge Hangö sind die Schären unbewohnt, nur auf einigen finden sich Fischerhütten, auf andern wieder Heerden, welche vom festen Lande herübergeführt und hier den ganzen Sommer ohne Hirten bleiben, weil das Meer sie gegen die einzigen Räuber dieses Landes, die Wölfe, schützt. Dieser Theil der Schären besteht größtentheils aus nackten Felsen, einige sind mit Moos und spärlichem Grase bewachsen, andere mit Niederholz und Buschwerk bedeckt.

Das Leben auf den Schären beginnt erst vom Vorgebirge Hangö an. Auf dem alandischen Archipel finden sich etwa 15,000 Einwohner. Die Erdschicht, welche den Granitgrund der Inseln bedeckt, ist tief genug, um starkes Holz zu erzeugen und Ackerbau zu gestatten. Der Anblick der Inseln des alandischen Archipels ist äußerst angenehm und lebendig: die Meerengen sind hier breit und den Seefahrern nicht so gefährlich. Alle diese Schären bilden so zu sagen eine abgesonderte Welt: hier ist eine eigenthümliche Natur, eigenthümliches Leben und eigenthümliche Sitten.

Dieses ist nun eine prosaische Beschreibung der Schären: wer eine poetische will, mag selbst hieher kommen. Zur Steuer der Wahrheit muß ich jedoch sagen, daß für poetische Eingebungen hier kaum minder Stoff sich findet, als in der Krim und im Kaukasus. Hier sind alle Gegensätze vereinigt: das Schreckliche und das Anziehende, das Furchtbare und das Freundliche. Auf jedem Schritte ist das Bild des Todes und der Zerstörung, und das Gemälde des Lebens und der Wiedergeburt. Sagt mir, ob man in Petersburg ein Dichter seyn und poetische Eingebungen im Paulowschen Vauxhall suchen kann? Ich zweifle. Geht nach den Schären, meine Freunde, und wenn Euer Geist sich nie in die Welt der Phantasie erhoben hat, so werdet ihr hier den elektrischen Schlag der Poesie fühlen. Wenn man von dem Hafen von Helsingfors ausläuft, so bemerkt man gar nicht, daß man auf dem Meere schifft: auf beiden Seiten sieht man Ufer, und welche Ufer! die Häupter und Rücken ungeheurer Felsen, welche die Natur in die Meerestiefen geschleudert hat. Die Abrundung dieser Granitmassen durch das Wasser ist das Denkzeichen der Jahrhunderte. Furchtbar schäumt das Meer am Fuße dieser Felsen, und wird ewig aufschäumen zwischen diesen Granittrümmern. Nur das Meer und die Luft leben hier, die Erde ist todt; die Felsenspalten sind mit Moos bedeckt, zwischen dem nur selten ein wildes Blümchen oder ein niederer Strauch

hervorschaut. Diese grünen Streifen auf dem kahlen Felsen sehen aus, wie die Kränze, womit man die Todten schmückt. Der Uebergang vom Leben zum Tode ist schneidend: hier stehen Wald- und Grasplätze, womit der wilde Fels sich schmückte, um seine Armuth und Unfruchtbarkeit zu verbergen; zwischen Wald und Wiese aber blicken die kahlen Seiten des Granits hervor. Das Meer zwischen den Inseln gleicht einem gekrümmten Fluß, der in tausend Arme getheilt ist; einige davon erweitern sich allmählich, und nehmen die Gestalt von Seen an, und plötzlich verschwindet vor den Augen das Ufer und zwischen den Reihen von Felsen und mit Gras bedeckten Inseln eröffnet sich vor den Blicken das uferlose Meer mit seinem neblichten Leichentuche, in welchem die Segelschiffe gleich Möwen verschwinden. Mit jeder Wendung des Rads am Dampfboote zeigt sich ein neues Gemälde: bald hat man einen Fluß, bald einen See, bald das Meer, bald wilde Felsen, bald mit Wald und dichtem Grase bedeckte Berge und Thäler vor sich! Hier fährt der Schifferkahn dahin, und dort auf dem Hügel blöcken Schafe, weiterhin klingen die Töne eines melancholischen finnischen Liedes auf einem mit reicher Ernte bedeckten Felde, und jenseits gibt der Fels den Knall eines Schusses zurück, man sieht einen Jäger vor sich, der einen Weih verfolgt hat, und hört den durchdringenden Schrei eines Seeraubvogels. In den größern Durchgängen begegnet man Schiffen, die vom Meere kommen oder nach dem Meere gehen. Dieses sind Finnen, welche Salz und Colonialwaaren nach ihrem Vaterlande bringen, und die Erzeugnisse ihrer Armuth und ihres Fleißes, Bretter, Theer, Pech und Pottasche, ausführen. Diese Schiffe gehen nach Amerika oder kommen aus England und dem Mittelmeer. Herrlich erhebt sich die finnische, d. h. die russische Flagge, die Landsleute begrüßen einander mit Kanonenschüssen. Wie schon gesagt, je näher man gegen Abo kommt, desto freundlicher und lebendiger wird der Anblick der Schären. Auf diesem Felsen ist der Gang des Lebens nachgebildet; neben Abo ist die Jugend, bei Jungfernsund das reife Alter, und von Hangö bis Helsingfors die Gebrechlichkeit des Alters und der Tod.

Von 8 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends kam ich nicht vom Verdeck, und genoß dieses ungewöhnliche Schauspiel, genoß es und ärgerte mich, daß ich mit Niemand meine Gedanken und Gefühle theilen konnte. Auf dem Dampfboot befanden sich viele gebildete Leute, aber in fremden Sprachen kann man sich nur unterreden; die Seele ergießt sich nur in vaterländischer Sprache, und von slavischem Blute war der einzige Passagier — ich selbst! dafür konnte ich denn auch meinen Gedanken und Gefühlen nach Gefallen nachhängen.

Wer das erstemal in die Schären kommt, dem dringt sich die Frage auf: auf welche Weise entstanden die Schären? da ich kein gelehrter Geologe bin, so kann bloß im Allgemeinen kurz antworten: in Folge einer furchtbaren und vollständigen Revolution in der Natur. Die bewegenden Kräfte bei dieser Umwälzung waren meiner Meinung nach Luft, Feuer und Wasser. Aus der ersten Frage entspringt die zweite: hat das Wasser das feste Land zerrissen und die Schären gebildet, oder waren diese vorher vom Wasser bedeckt und bildeten sie sich durch das Sinken der Gewässer? Ich glaube das Letztere. Bekanntlich sinkt das Wasser im baltischen Meere fortwährend, wie sich aus den Streifen und den Auswaschungen am Fuße der Felsen ergibt. Aber die Schären mußten sich auf eine andere Weise bilden. Es ist kein Zweifel, daß in der vorhistorischen Zeit, als der Norden noch nicht bewohnt seyn konnte, hier eine Umwälzung in der Natur stattfand, welche die Gestaltung der Erdoberfläche gänzlich veränderte. Ich vermuthe, daß Erdbeben und vulcanische Ausbrüche die Ursachen dieser Veränderungen waren. Die Folgen davon sind noch ersichtlich. Die Spalten in den mächtigen Granitmassen und die ungeheuren Felsstücke, die an einigen Orten Finnlands und Schwedens in Haufen zusammengeworfen wurden, können aus keiner andern Ursache herstammen, als aus einer allgemeinen Erschütterung des nördlichen Strichs der Erdkugel. Neuere Nachforschungen der Geologen haben die Vermuthung bestätigt, daß im baltischen Meere Feuerausbrüche stattfanden. Diese schreckliche Umwälzung mußte plötzlich und mit furchtbarer Gewalt eintreten. Wahrscheinlich bildeten sich im Meeresgrunde Oeffnungen, die eine größere Wassermasse erforderten, wodurch das Wasser sich senkte und manche Striche ganz frei davon wurden. Bei dem Aufwogen der Gewässer konnten diese sich gegen den Ocean hinwerfen und den Theil des festen Landes zerreißen, wo jetzt der Oeresund ist. *) Auf solche Weise bildeten sich meiner Meinung nach die Schären und der finnische Meerbusen selbst. Der Beweis, daß diese Felsen oder Schären sich früher unter dem Wasser befanden, liegt in der abgerundeten Form ihrer Gipfel. Das Wasser hat sie abgerieben. Daß dieses Ereigniß in uralter Zeit vorfiel, beweist die Schicht organischer Erde auf vielen Felsen, indem die tausendjährige Einwirkung der Sonne und der Atmosphäre die Granitoberfläche in organische Erde umwandelte. Man darf keineswegs glauben, als ob alle Erde auf den Schären durch Winde dahin geführt worden sey. In den Spalten der Felsen und in einigen natürlichen Vertiefungen sieht man, wie der Granitfelsen im Laboratorium der Natur aufgelöst wird und sich in einen feinen Sand verwandelt, welcher durch Flechten und Moose Festigkeit erhält. Tod und Unfruchtbarkeit bestehen nur in der Sprache des Menschen und in seinem schwachen Verstande; in der Natur ist Alles unsterblich und fruchtbar. Diese Felsen leben, wie die Knochen im menschlichen Körper; zur Erschaffung des einen Wesens bedarf es eines Jahrs, für andere sind Jahrhunderte und Jahrtausende nöthig. Das Leben des Menschen ist sehr kurz und seine Versuche über die Natur so unzusammenhängend und abgebrochen, daß wir, seit der menschliche Geist auf so abstracte Dinge seine Aufmerksamkeit wendet, kaum aus Buchstabiren in den Naturwissenschaften gekommen sind.

(Fortsetzung folgt.)

*) Das Ganze erklärt sich wohl viel leichter durch das Aufsteigen der scandinavischen Gebirge, da wohl das auf solche Weise zusammengepreßte, nicht aber das in unbekannte Tiefen stürzende Wasser das Land am Sunde durchbrechen konnte.

Anm. d. Ueb.

Mesched, die Hauptstadt von Khorassan.

Hr. Trulshler theilte in einem der geographischen Gesellschaft von Paris vorgelesenen Memoire folgendes Nähere über diese Stadt mit: Mesched, sagte der Reisende, liegt in einer Ebene, ist eine große mit Ruinen und Gärten angefüllte Stadt und enthält etwa 4000 Häuser. Eine von Thürmen flankirte, ungefähr 25 Fuß hohe und 5 Fuß dicke, aus rohen Ziegelsteinen erbaute Mauer umschließt sie: der Wall ist theilweise und sehr unregelmäßig mit einem auf dem innern Rande des Grabens errichteten Erdaufwurfe bedeckt. Die Dicke dieses Aufwurfes beträgt 8 bis 9 Fuß. Der Palast des Fürsten ist von einer ziemlich gut unterhaltenen Ringmauer von etwa 2 Farsangs umschlossen. Mesched ist berühmt durch das Grab des Imams Muza Riza, zu welchem aus allen Ländern, wo die Secte der Schiiten herrscht, eine Menge Pilgrime strömen. Man baute daselbst eine Moschee, deren Kuppel und beide mit vergoldetem Kupfer bedeckte Minarets sich schon von ferne kenntlich machen. Die gegenwärtige Dotation dieses Gebäudes soll mehrere Tausend Menschen ernähren, unter denen sich viele Religiosen befinden. Die übrige Stadt ist sehr schlecht gebaut. Der nicht ganz vollendete Palast des Fürsten ist ziemlich schön, und gleicht der innern Einrichtung nach denen des Königs. Die Bevölkerung Mescheds entspricht nicht nur der Ausdehnung der Stadt nicht, sondern sie ist auch nicht so bedeutend, als man aus der Zahl der bewohnten Häuser, von denen mehrere bloß von Frauen bewohnt sind, schließen könnte. Mesched hat stets einen beträchtlichen Vorrath an Getreide und Vieh. Man sammelt in der Umgegend ein wenig Seide, bezieht auch welche aus verschiedenen Theilen der Provinz, und verfertigt einige Zeuge daraus, welche von den Frauen getragen werden oder zu Männer-Pantalons dienen. Während des Winters trägt man allgemein Schafpelze. Man verfertigt in der Stadt Filzteppiche; der Handel mit Gegenständen des Aberglaubens, z. B. Rosenkränzen u. s. w., ist sehr beträchtlich. Es befinden sich zu Mesched sehr geschickte Steinschneider; sie beschäftigen sich besonders mit der Bearbeitung der Türkisen, auch schneiden sie die Carneole, die von Yemen kommen. Ein sehr merkwürdiger Industriezweig besteht in der Verfertigung steinerner Gefäße; man gebraucht sie gewöhnlich zum Kochen der Nahrungsmittel; eine Kaffeekanne mit Röhre und Henkel kostet nur 50 Centimes. — Das Klima ist im Allgemeinen gesund, aber kälter, als man es der Breite nach erwarten sollte. Man findet eine große Menge Kamele, Pferde und andere Lastthiere; selten trifft man das zweihöckerige Kamel.

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

1. Sarthe-Departement.

(Fortsetzung.)

Le Mans hatte schon zur Römerzeit eine nicht geringe Bedeutung, welche ihre militärisch wichtige Lage mit sich brachte; sie besaß ein Amphitheater, öffentliche Bäder und verschiedene Wasserleitungen, deren Bögen man theilweise zu Privatkellern benutzt hat. Hinter der Kathedrale sieht man noch zwei mächtige Thürme eines alten römischen Thores, und in der ganzen Umgegend findet man zahlreiche römische Alterthümer, namentlich in der Commune Allonnes, wo man viele Fragmente von Capitälen, Vasen, Amphoren, Fresken und besonders Medaillen aus den ersten Zeiten des Kaiserreichs ausgegraben hat. Im Mittelalter war die Stadt reich an Schulen und religiösen Stiftungen, wovon die Frauenklöster allein die zwei Revolutionen von 1789 und 1830 überlebt haben; es gibt deren noch drei, welche Pensionäre nehmen; die Mönchsklöster sind verschwunden, und theils in Casernen, theils in Hospitäler verwandelt worden. In die Gebäude des geistlichen Ordens de la Couture hat man die Präfectur, die Stadtbibliothek und das Museum verlegt; letzteres enthält eine reiche Sammlung römischer Münzen und eine geringe Anzahl von Gemälden, worunter eine Reihe mittelmäßiger Darstellungen aus dem komischen Roman von Scarron und eine Fußwaschung Jesu von Vanler interessant waren. Von der Legion Kirchen und Capellen hat die Revolution einen guten Theil zerstört und versteigert; unter denjenigen, welche übrig geblieben sind, verdienen besonders drei Erwähnung. Die älteste Kirche der Stadt ist ohne Widerrede die Eglise du Pré, deren Architektur in die Mitte des eilften Jahrhunderts hinaufsteigt; die Säulen und Pfeiler mit Capitälen ohne Gesims, mit Figuren phantastischer Ungeheuer und fabelhafter Thiere, die Gewölbbögen, von Fratzengesichtern und mißgestalteten Köpfen getragen, die Rundbogen-Nischen in den Seitengängen, wo man sonst die Altäre anbrachte, Alles deutet auf die obenerwähnte Epoche, und interessirt in hohem Grade die Liebhaber des romanischen Baustyls. Die Eglise de la Couture, ebenfalls sehr alt, hat ein schönes Portal, das auf jeder Seite mit drei Heiligenfiguren geziert ist, welche in Nischen stehen und von Zerrbildern getragen werden. Ueber der Thürschwelle ist das jüngste Gericht abgebildet: rechts stehen die Auserwählten, völlig angekleidet, links die Verdammten, splitternackt. Zwischen diesen Gruppen figurirt der Engel des jüngsten Gerichts, mit einer Wage in der Hand, worauf er die Seelen abwägt; ein in seiner Nähe sitzender Teufel scheint dieser Operation mit dem gespanntesten Interesse zu folgen, und drückt mit einer Hand auf den Rand der Wagschale, um das Zünglein nach seiner Seite hinüber schwanken zu machen. Ueber der Thürschwelle sieht man den Erlöser; auf einer Seite befindet sich seine knieende Mutter, auf der andern Johannes in derselben demüthigen Stellung; hinter ihnen bemerkt man zwei Engel, wovon der eine das Märtyrerbuch mit der Dornenkrone, der andere die Pfeile und Nägel des Kreuzes in der Hand hält. Der Schwibbogen hat drei Hohlkehlen, welche mit heiligen Frauen, Märtyrern und andern frommen Personen geschmückt sind. Das Innere der Kirche bietet aber nichts Merkwürdiges. Die größte Kirche von Mans ist die Kathedrale, ein weitläufiger Bau, halb byzantinisch, halb gothisch. Das große Portal mit drei Thüren in Rundbogenstyl wird von zwei dicken Strebepfeilern gestützt, worauf zwei kolossale Ungeheuer liegen, welche mit Kröten Aehnlichkeit haben, und den Eingang des Tempels zu bewachen scheinen. Das südliche Seitenportal ist reich im byzantinischen Style verziert; über der Schwelle befinden sich die zwölf Apostel und darüber der Heiland mit einem großen Dragonerschnurrbart, und von den Attributen der vier Evangelisten, von dem Engel, Adler, Ochsen und Löwen umgeben. In der ersten Hohlkehle sind zehn Engel, in den drei übrigen verschiedene Gegenstände der Apokalypse und Legende abgebildet. Die acht Statuen auf beiden Seiten des Portals sind in einem traurigen Zustande; besser erhalten sind die Statuen der Bischöfe, Mönche und anderer Wohlthäter der Kirche, welche in den Nischen der enormen Strebepfeiler des dicken viereckigen Thurmes stehen und den Verheerungen der Ignoranz entgangen sind. Das Schiff der Kirche,

im reinsten byzantinischen Styl aufgeführt, bringt eine mächtige Wirkung hervor, die noch stärker seyn würde, wenn es nicht frisch überweißt worden wäre. Man bewundert die Solidität der Säulen und die Mannichfaltigkeit der Capitäle, welche fabelhafte Ungeheuer, Harpyen, Tiger, Greife, Schlangen, mit Einem Wort alle symbolischen Charaktere der gegen den Sieg des Christenthums ankämpfenden Teufelsgewalt vorstellen, und mehr als ein andächtiges Gemüth erschreckt haben mögen. Die Kreuzarme und der Chor sind im elegantesten gothischen Styl und höchst glücklich an das Schiff angefügt. Der linke Kreuzarm enthält eine große Rose, äußerst zierlich durchbrochen und mit bemalten Fensterscheiben geschmückt, worauf man verschiedene Ritter, Bischöfe, Cardinäle und Könige erkennt. In eben diesem Kreuzarme befindet sich das Grabdenkmal der Königin Berengère ohne Kunstwerth; in der gegenüber liegenden Taufcapelle steht man auf der einen Seite den Sarkophag und die Marmorstatue Karls von Anjou, des Grafen von Maine und Königs von Jerusalem und Sicilien († 1472), auf der andern Seite das Mausoleum von Languey du Bellay. Die Statue des Ritters steht auf einem Sarge von weißem carrarischem Marmor, der mit einem herrlich gearbeiteten Basrelief geziert ist und von zwei Sphinxen aus schwarzem Marmor getragen wird. Die Unterlage von weißem Marmor wird durch angelehnte Geländersäulen von schwarz geädertem Marmor in Felder abgetheilt, die ebenfalls Basreliefs enthalten; das Gesims und Giebelfeld wird von zwei mit Fruchtkörben gekrönten Pilastern gestützt. Die geschmackvolle architektonische Ausschmückung und die vortreffliche Ausführung der Basreliefs deuten auf einen gewandten Bildhauer der Renaissance, und es wäre möglich, daß Germain Pilon an diesem Monumente geholfen hätte, wie die Einwohner versichern, welche ganz stolz darauf sind, daß jener Künstler in einem Dorfe bei Le Mans das Licht der Welt erblickt hat. Der Erfinder des Telegraphen, Chappe, ist ebenfalls aus der Umgegend gebürtig.

Auf dem Platze vor dem Hauptportal der Kathedrale wird man ganz in die Zeit Franz I versetzt; man ist mit lauter Häusern umgeben, deren Thürme, Dächer, Fenster, Skulpturen und Thüren im Style der Renaissance gearbeitet sind. Man kann von da aus seine Gänge durch die Altstadt machen, welche erschrecklich enge, bergig, aber oft sehr pittoresk ist; in den Straßen, welche an den Fluß führen, kann man bequem den Hals brechen. Ueberhaupt ist das Pflaster in allen Provincialstädten abscheulich; ich begreife nicht, wie die Leute darauf gehen können. Leidenschaftliche Vorliebe für alte Kunst hält allein ab, die Herren Schöffen von Mans und das ungleiche, abschüssige Pflaster zu verwünschen, worauf man in die untere Stadt hinabsteigt. Dieselbe bietet ein wunderbares Gemisch von Römerzeit, Mittelalter, Renaissance, Rococo und Modernem, welches den stolpernden Kunstfreund, der auf die Nase fällt, durch herrliche, anziehende Details entschädigt. Die Straßen sind schmal, krumm, steil, und bestehen aus alten Häusern von gar runzligem, geschminktem, verblühtem und wackligem Aussehen: Abends beim Mondschein, wenn der Wind die Giebel erschüttert, meint man, zwei Reihen alter Hexen tanzten eine Sabbathsrunde. Sie sind mit Schiefern gedeckt und oft mit barocken Skulpturen verziert; über den Thürständern eines Hauses sah ich links eine Waschfrau mit dem Waschholz und rechts eine spinnende Zuchtsau abgebildet; über dem Eingang eines andern Hauses eine Eva, welche dem Adam einen auf den Stock gespießten Apfel reicht. Ein hübscher Blumen- und Fruchtkranz umgab dieses naive Basrelief, dessen Ecken mit breiten, flachen Stäben und Fratzengesichtern garnirt waren. Die Widerlagen des ersten Stockwerks hatten die Form jonischer Pilaster, mit herabhängenden Zierrathen und Guirlanden von Satyrn, Vögeln, Laub und Früchten; der Gesimsfries dieser Pilaster trug nackte Figuren, welche verschiedene Instrumente spielten. Die Fensterschwelle enthielt rechts zwei Adler mit ausgebreiteten Schwingen, welche ein Blumenkorb trennte; in der Mitte stand eine Frau mit einem Todtenkopf in der Hand, und links sah man vier Pferdeköpfe, welche in Fischschwänze ausgingen, auf denen nackte Frauen saßen. Unter einem Fenster der zweiten Etage war eine Art Centaur ausgehauen, auf dessen Rücken ein verkehrtstehender Mann ritt. Manche von den Figuren hatten Schaden gelitten, allein im Allgemeinen waren die Basreliefs dieser Hausfaçade äußerst geschmackvoll gearbeitet, und erinnerten vortheilhaft an die schöne Epoche der Renaissance.

Die Altstadt von Mans bildet eine für sich abgeschlossene Welt, die mit den neuen Stadtvierteln zu ihren Füßen in geselliger Hinsicht durchaus nichts gemein hat. Die Reichen, die öffentlichen Beamten, die Kaufleute, die vornehmern Krämer und Handwerker haben sich besonders im Quartier St. Croix angesiedelt, wo sie in lustigen Straßen und Häusern wohnen, die weder Charakter noch Styl haben. Die Gewohnheiten, Neigungen und Vergnügungen dieser Classen der Gesellschaft bieten eben nichts Auffallendes; die einzigen Abschattungen, welche man beobachten kann, sind politischer Natur. Die Mehrzahl der höhern Bourgeoisie von Mans ist patriotisch gesinnt, und war es seit 1789, denn sie hat in den verschiedenen Zeitläuften Sieyes, Carnot, Lafayette, Benjamin Constant, und neuerdings Cormenin und Garnier Pagès zu Deputirten gewählt; der indifferente Theil der Bevölkerung stimmt hier, wie überall, je nach Umständen, für die Regierung oder mit der Opposition; eigentliche Anhänger zählt die Regierung nur unter den Beamten, welche oft neuen Eifer bewähren und keinen moralischen Einfluß üben. Die Stimmung des Volkes ist im Ganzen durchaus friedfertig und jedem gewaltsamen Fortschritt entgegen; wenn die Pariser Republicaner die Provinz besser gekannt hätten, würden sie ihre tollkühnen Streiche unterlassen und unnützes Blutvergießen verhindert haben. Die Leute in Mans kennen nur einen Feind, den sie bis in den Tod hassen, nämlich die Chouans, welche vom linken Ufer der Loire aus dem Buschland der Vendée herüberkommen und die „guten Leute" (bons hommes) — so nennt man die Bauern — plündern.

(Schluß folgt.)

Nach genauen Berechnungen ist von den europäischen Truppen in englisch Westindien seit 20 Jahren jährlich ungefähr ein Siebentel gestorben.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 92** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Knechtschaft und Größe im Militärleben.** (Von Alfred de Vigny.) — **Serjeant Talfourd,** der Verfechter des literarischen Eigenthums. (Schluß.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 92.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

13 Oktober 1838.

Knechtschaft und Größe im Militärleben,

von Alfred de Vigny.

Bei einem so kriegslustigen Volke, wie die Franzosen namentlich seit einem halben Jahrhundert wieder sich gezeigt haben, bei einem Volke, das seit der Revolution von 1789 sich so vieler Helden und Großthaten zu rühmen hat, auf welches selbst jezt noch das Wort gloire eine elektrische Wirkung ausübt; bei einem Volk, das sich troz aller Leiden und Opfer der menschenfressendsten Kriege und troz eines schwer auf ihm lastenden despotischen Drucks, gerne mit seinem Kaiser, mit Napoleon identificirt sieht; bei einem Volke, wo im Jahr 1830 Tausende von Jünglingen aus allen Ständen, in der Hoffnung auf nahe bevorstehende Entfesslung der Kriegesfurie, zu den Fahnen eilten und jezt in thatenloser Ruhe des Garnisonsleben sich grollend verzehren: bei einem solchen Volke konnte es kaum fehlen, daß nicht das militärische Element sich vielfach mit den übrigen Elementen des öffentlichen, nationalen Lebens verband und aus der Sphäre der Waffenkunst, der Taktik auf andere Gebiete übergriff. Man hat beim Anblick der Kühnheit, der Ausdauer, der Todesverachtung, welche die französischen Krieger so oft, von der alten Garde herab, bis zum jugendlichen Neuconscribirten gezeigt haben, behauptet: der Franzose sey ein geborner Soldat; man kann dieß in gewissem Sinn wohl zugeben; es kostet den Franzosen bei der Gewandtheit, Beweglichkeit und Schmiegsamkeit seines Wesens weniger Mühe, sich in die Verhältnisse des Soldatenstandes und Lebens hineinzufinden; er nimmt schon den Zwang derselben leichter, er mildert die Dressur und die Starrheit der Subordination und tritt als Soldat nicht so aus seinem frühern Zustand, aus seiner Person als Mensch und Bürger heraus, wie sonst wohl da und dort der Fall ist; gerade weil das kriegerische Wesen ihm gleichsam im Blut liegt, nimmt es nicht so seine ganze Aufmerksamkeit, alle seine Gedanken in Anspruch, daß er nicht auch noch Sinn hätte für andere als die militärischen Interessen. Man zählt unter den französischen Militärs nicht Wenige, die sich für Verwaltung und Politik lebhaft interessiren; die Generale Foy und Lamarque glänzten als Sterne erster Größe am Himmel der französischen Beredsamkeit, ein Paul Louis Courier, Capitän bei den italienischen Feldzügen, war einer der geschäztesten Philologen des neuern Frankreichs und ein klassisches Muster des Styls; Armand Carrel ergriff, als sich ihm die Bahn des kriegerischen Ruhmes verschloß, statt des Schwertes die Feder, vor deren Gewalt und Schärfe seine Gegner zitterten; und Alfred de Vigny betritt, weil kein kriegerischer Lorbeer winkt, die literarische Arena, erforscht die französische Geschichte, aus welcher er den Stoff zu lebensvollen Darstellungen in der Form des Drama's und des Romans entlehnt, studirt fremde Literaturen, beschäftigt sich mit Erwägung und Beleuchtung socialer Fragen und macht das Militärleben, selbst mit der wachsenden Mannichfaltigkeit seiner Situationen und Erfahrungen, mit seinen schiefen Contrasten, mit den Reizen, womit es die Phantasie anlockt und mit dem Elend, womit es das Gefühl abstößt, zum Gegenstand eines Buchs, in welchem Erzählung und Betrachtung mit einander abwechseln und welches gewiß zu den beachtenswerthesten Produkten der neuern Literatur gehört.

Um unsere Leser auf den Standpunkt des Verfassers zu setzen, theilen wir zuerst das einleitende und das Schlußkapitel dieses Buchs mit, und lassen später einige der Erzählungen folgen.

Des ersten Buchs erstes Kapitel gibt an: „Warum ich diese Erinnerungen gesammelt habe.“

Wenn es wahr ist, wie der katholische Dichter (Dante) sagt, daß es keinen größern Schmerz gebe, als sich im Elend die Zeit des Glücks zu vergegenwärtigen *), so ist es eben so wahr, daß die Seele einigen Genuß darin findet, sich in einem Augenblick der Ruhe und der Freiheit die Zeiten der Mühsal oder Knechtschaft zurückzurufen. Diese schwermüthige Rührung läßt mich

*) — — nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria.

einen traurigen Blick zurückwerfen auf einige Jahre meines Lebens, obgleich diese Jahre noch nicht so weit hinter mir liegen und dieß Leben selbst noch nicht sehr lang ist.

Ich kann mich nicht enthalten zu erzählen, wie viel ich Leiden mit angesehen, die wenig gekannt sind und muthvoll erduldet wurden von einer Classe von Menschen, welche jederzeit übermäßig geringgeschätzt oder geachtet wurde, je nachdem die Völker sie für unnütz oder für nothwendig halten.

Inzwischen treibt mich nicht bloß dieser Gedanke zu dieser Schrift. und ich hoffe, daß sie hin und wieder dazu dienen kann, zu zeigen, durch die Einzelnheiten der von mir mit eigenen Augen beobachteten Sitten, was noch Veraltetes und Barbarisches in der ganz modernen Organisation unserer stehenden Heere übrig geblieben ist, wo der Krieger ganz isolirt ist vom Bürger, wo er unglücklich und trotzig ist, weil er seine schlimme und schiefe Stellung fühlt. Es ist traurig, daß sich Alles bei uns modificirt und doch das Loos der Heere allein unverändert bleibt. Das Sittengesetz des Christenthums hat Einmal den wilden Brauch des Krieges geändert; aber die Folgen der neuen Bräuche, die es einführte, sind in diesem Punkte nicht weit genug verfolgt worden. Vor demselben wurde der Besiegte umgebracht oder Sklave auf Lebenszeit, die eroberten Städte wurden zerstört, die Einwohner verjagt und zerstreut; auch hielt sich jeder Staat in seiner Angst beständig bereit zu verzweifelten Maaßregeln, und die Vertheidigung war ebenso grimmig als der Angriff. Jetzt haben die eroberten Städte nichts zu fürchten, als daß sie Contributionen zahlen müssen; auch der Krieg hat sich civilisirt, nicht aber die Heere . . . . . Ich halte nicht viel auf das Wohlthätige plötzlicher Organisationen, aber ich begreife die Vortheile allmählicher Verbesserungen. Wenn die allgemeine Aufmerksamkeit auf eine Wunde gelenkt wird, so wird es mit der Heilung nicht lange anstehen. Diese Heilung ist ohne Zweifel ein schwer zu lösendes Problem für den Gesetzgeber, aber nur um so nothwendiger war es, dasselbe aufzustellen. Ich thue es hier, und wenn unsere Epoche nicht bestimmt ist, dessen Lösung zu erleben, so wird wenigstens der Wunsch darnach durch mich seine Gestaltung empfangen haben und die Schwierigkeiten werden sich vielleicht vermindern. Man kann nicht genug die Epoche beschleunigen, wo die Heere mehr mit der Nation verschmolzen seyn werden, wenn sie die Bahn bereiten soll zu der Zeit, wo es keine Heere und keinen Krieg mehr gibt, und wo der Erdkreis nur Ein Volk tragen wird, das endlich zur Eintracht gelangt ist.

Ich habe nicht die Absicht, für meine Person zu interessiren, und diese Erinnerungen werden mehr aus den Erinnerungen Anderer als aus den meinigen bestehen; aber ich habe lange und lebhaft genug die Mißstände des Kriegerlebens empfunden, um davon sprechen zu dürfen. Nur um dieß traurige Recht zu beweisen, sage ich einige Worte über mich selbst. Ich gehöre der Generation an, die geboren wurde mit dem Jahrhundert, die, getränkt mit den Bulletins des Kaisers immer das nackte Schwert vor Augen hatte, und es in dem Augenblick ergreifen wollte, wo Frankreich es in die Scheide der Bourbons einsteckte. Ich will in diesen bescheidenen Gemälden eines obskuren Abschnitts meines Lebens nur als das erscheinen, was ich war: mehr, zu meinem großen Bedauern, Zuschauer als handelnde Person. Die Ereignisse, nach welchen ich mich sehnte, kamen nicht so groß als ich mir sie wünschte. Was thun? Es steht Einem nicht immer frei, die Rolle zu spielen, die man sich wünscht, und der Rock kommt nicht gerade immer zu der Zeit, wo man ihn am liebsten trüge. In dem Augenblick wo ich schreibe, hat ein Mann von zwanzig Dienstjahren noch keine Schlacht gesehen! Ich habe wenig Abenteuer zu erzählen; aber ich habe viele erzählen hören. Ich werde deßwegen mehr Andere reden lassen, als selbst reden, außer wenn ich mich als Zeugen aufführen muß. Ich habe dann immer einiges Widerstreben empfunden, indem ich durch eine gewisse Scham zurückgehalten werde, im Augenblick, wo ich die Bühne betreten soll. Wenn mir dieß begegnen wird, so kann ich wenigstens bezeugen, daß ich in solchen Fällen wahrhaft seyn werde. Wenn man von sich selbst spricht, ist die Offenherzigkeit die beste Muse.

Ich werde wenig den Soldaten machen, da ich nur wenig vom Krieg gesehen habe; aber ich habe das Recht, von den mannhaften Gewohnheiten des Heeres zu sprechen, bei welchen Strapatzen und Mühseligkeiten mir nicht erspart blieben, welche meine Seele stählten in einer unüberwindlichen Geduld, indem sie bewirkten, daß ich meine Kräfte der einsamen Sammlung und dem Studium zugewandte. Ich werde auch darthun können, was das wilde Waffenleben Anziehendes hat, so mühselig es seyn mag, da ich lange genug darin, zwischen dem Echo und dem Traume von Schlachten gelebt habe. Wahrhaftig, das wären vierzehn verlorne Jahre gewesen, wenn ich nicht eine aufmerksame und beharrliche Beobachtungsgabe dabei geübt hätte, welche aus Allem Nutzen zog für die Zukunft. Ich verdanke selbst dem Soldatenleben Ansichten von der menschlichen Natur, die mir niegends anders, als in der Soldatentracht, zu Theil geworden wären. Es gibt Scenen, die man nur findet inmitten von Widrigkeiten, welche unerträglich wären, wenn man sie nicht ertragen müßte.

Ich habe immer gern zugehört, und als ich noch ein Kind war, bekam ich schon frühe diesen Geschmack, gewiegt auf den verwundeten Knieen meines alten Vaters. Er tränkte mich zuerst mit der Geschichte seiner Feldzüge, und auf seinen Knieen war mir, als säße der Krieg selbst neben mir; er zeigte mir den Krieg in seinen Wunden, den Krieg in den Pergamenten und dem Wappen seiner Väter, den Krieg in ihren großen geharnischten Bildern, die in Beauce in einem alten Schloß hingen. Ich sah im Adel eine große Familie erblicher Soldaten, und ich dachte nur daran, zu einem Soldaten heranzuwachsen. Mein Vater erzählte seine langen Kriegsgeschichten mit der tiefen Beobachtung eines Philosophen und der Anmuth eines Hofmanns. Durch ihn ward ich genau bekannt mit Louis XV. und dem großen Friedrich. Er hatte für Friedrich jene aufgeklärte Bewunderung, welche die hohen Talente sieht und anerkennt, ohne darüber in ein unmäßiges Erstaunen zu gerathen. Er prägte auch meinem Geist diese Betrachtungsweise mit und sagte mir, daß der allzugroße Enthusiasmus für diesen erlauchten Feind ein Fehler der Officiere seiner Zeit gewesen sey; daß

sie halb dadurch besiegt worden seyen, wenn Friedrich, vergrößert durch die französische Begeisterung, vorrückte; daß die Spaltungen der drei Mächte unter sich und der französischen Generale unter einander ihm große Dienste geleistet haben bei dem glänzenden Glück seiner Waffen; daß aber seine Größe hauptsächlich darin bestanden, sich selbst vollkommen zu kennen, die Elemente seiner Erhebung nach ihrem richtigen Werth zu würdigen, und mit der Bescheidenheit eines Weisen sich seines Siegs zu erfreuen und ihn zu benützen. Es war dieß der erste große Mann, dessen Bild mir so ganz nach der Natur, im Schooß meiner Familie, gezeichnet wurde, und meine Bewunderung für ihn war das erste Symptom meiner fruchtlosen Vorliebe für die Waffen, die erste Ursache eine meiner vollständigsten Täuschungen im Leben.

Gegen das Ende des Kaiserreichs war ich ein zerstreuter Lyceist. Der Krieg herrschte in dem Lyceum, der Tambour übertäubte meinem Ohr die Stimme der Lehrer, und die geheimnißvolle Stimme der Bücher war für uns eine kalte und pedantische Sprache. Die Logarithmen und die Tropen waren in unsern Augen nur Stufen, um zum Stern der Ehrenlegion emporzusteigen — dem schönsten Stern am Himmel für Kinder. Keine Betrachtung und kein Nachdenken konnte lange die Köpfe fesseln, welche ohne Unterlaß erfüllt und betäubt waren von den Kanonenschüssen und den Glocken des Te Deum. Wenn einer unserer Genossen, vor einigen Monaten aus dem Collegium getreten, in Husarenuniform und den Arm in der Schlinge wieder erschien, errötheten wir über unsere Bücher und warfen sie den Lehrern an den Kopf. Die Lehrer selbst lasen uns beständig die Bulletins der großen Armee vor, und unser Ruf: Es lebe der Kaiser! unterbrach den Tacitus und Platon. Unsere Präzeptoren glichen Waffenherolden, unsere Lehrsäle Kasernen, unsere Erholungen und Spiele Manövern und unsere Prüfungen Revuen.

Mehr als jemals bemächtigte sich meiner damals eine wahrhaft wahnsinnige Sehnsucht nach dem Waffenruhm; eine um so unglücklichere Leidenschaft, als dieß, wie schon gesagt, gerade die Zeit war, wo Frankreich von dieser Krankheit zu genesen anfing. Aber der Sturm grollte noch fort, und weder meine strengen, ernstlichen, gewaltsamen und allzu frühzeitigen Studien, noch das Gewühl und der Lärm der großen Welt, in die man mich, fast noch einen Knaben, geworfen hatte, um mich von jenem Hange zu heilen, konnten mir jene fixe Idee benehmen.

Oft habe ich mitleidig über mich selbst gelacht, wenn ich bedachte, mit welcher Macht eine Idee uns ergreift, wie sie uns zu ihren blinden Sklaven macht, und wie lange Zeit es braucht, sich ihrer zu entschlagen. Die Sattheit selbst brachte mich nicht dahin, daß ich diese in mir vernichtet hätte, sondern nur, daß ich ihr ungehorsam ward, und dieß Buch selbst ist mir noch ein Beweis, daß ich gerne sie noch pflege und daß ich vor einem Rückfall nicht gesichert bin. So tief sind die Eindrücke der Kindheit und so tief hatte sich unsern Herzen das brennende Zeichen des römischen Adler eingeprägt!

(Fortsetzung folgt.)

Serjeant Talfourd.

(Schluß.)

Wir kommen auf unsere Skizze von Talfourds juristischer Laufbahn zurück. So lang er in Mr. Chitty's Diensten war, war er diesem Gentleman (und zwar wie wir aus der dieß anerkennenden Vorrede erfahren, in nicht geringem Maaß), behülflich bei seinem umfassenden Werk über Criminalgesetzgebung. Nachdem die vier Jahre der Lehrlingschaft vorüber waren, im April 1817, that sich Talfourd selbst als Rechtsanwalt auf und war bald in seinen Geschäften so glücklich, daß er ohne die Unterstützung von Haus leben konnte, deren er bisher benöthigt gewesen war. Er bekam jetzt als Advokat viel zu thun, und was nicht minder erwünscht war, einen Markt für alle seine literarischen Produktionen. Die Retrospective Review und die Encyclopedia Metropolitana waren damals die Hauptquellen seines literarischen Einkommens. Zu der letztern trug er (außer einigen Artikeln von rein historischem Charakter) die Artikel über Homer, über die griechischen Tragiker und die griechischen lyrischen Dichter bei. Dieser letztere Artikel leistete, es sey erlaubt dieß zu erwähnen, den damaligen und vielen der jetzigen Leser der New Monthly Magazine einen dankenswerthen Dienst, denn er war die Ursache, daß er mit Mr. Colburn bekannt wurde. Als nämlich der Aufsatz in abgekürzter Gestalt in dieser Zeitschrift erschien, machte Mr. Talfourd Vorstellungen dagegen, und das Ergebniß hievon war, nicht ein Streit, sondern eine freundschaftliche Verbindung, welche zwölf Jahre in ungestörter Harmonie dauerte. Die Beiträge von Talfourd während dieser Zeit waren natürlich ansehnlich, zumal Anfangs, denn im Jahr 1820 schrieb er einen bedeutenden Theil jeder Nummer, und feierte jeden Monat einen völligen Honigmonat der Kritik, indem er seine Freunde, die Dichter, in begeisterter Prosa verherrlichte, und wie wir nicht zweifeln, mehr und mehr sich selbst dem bewundernden Leser unentbehrlich machte. Diese Beiträge waren in spätern Jahren weniger häufig, regelmäßig aber lieferte er während dieser Zeit die dramatischen Artikel. Die Eleganz, Wärme und Schärfe dieser Kritiken bedürfen keiner Anpreisung. Der Kritiker machte sich immer zum Gesetz, seinen Geist mit Milde leuchten zu lassen, und doch wußte er immer das Herz des dramatischen Mysteriums zu treffen. Er schien das Theater nur des Vergnügens halber zu besuchen und in demselben Geist auch seine Kritiken zu verfassen; und doch ging er auf die Wurzel los und enthüllte mit Meisterhand die Principien sowohl als die Ausübung der Kunst.

Nachdem er beinahe vier Jahre als Privatadvokat prakticirt, wurde Mr. Talfourd am 10 Februar 1821 von der Societät von Middle Tempel zu der Barre berufen, und wurde dem Orforder Bezirk und den Berkshire-Sessionen zugetheilt. Seine Freunde in Reading hatten jetzt Gelegenheit, ihm ihre Hochachtung für seinen Charakter und seine Talente zu bezeugen. Aber die Quelle seiner ersten glänzenden Erfolge in seinem Beruf war Orford, wo er frühe schon eine Stimme in wichtigen Sachen führte. Nachdem sich seine Geschäfte sehr ausgebreitet, zog er sich von der Session zurück, gerade zwölf Jahre nachdem er

zuerst eingetreten war, und entschloß sich, die Kappe anzunehmen. Nachdem er Lord Broughams Zustimmung erhalten, wurde er im Jahr 1833 zu dem Amt eines Serjeant ernannt. Seither hat er seine Praxis meist auf den Bezirk und den Hof der Common Pleas beschränkt. Unter den wenigen Ausnahmen von dieser Regel sind zwei Fälle zu nennen, wo er sich vorzüglich auszeichnete —: Die Vertheidigung der Eigenthümer des True Sun in der Kings-Bench, welche ihm einen Ausdruck der Beredsamkeit entlockte, der den trefflichsten Reden Erskine's nicht nachstand, und die Vertheidigung von Tait's Magazine gegen die Anklage Richmonds vor dem Schatzkammergericht.

Einige Jahre nach seiner Berufung zur Barre bezog Mr. Talfourd von seinen literarischen Arbeiten ansehnliche Vermehrungen seiner Einkünfte. Viele Beiträge von ihm wurden aufgenommen und bewundert in der Edinburgh Review, im London Magazine, und er fand noch Zeit, Dickons Anleitung zu den Vierteljahrgerichtssitzungen herauszugeben. Seine Anhänglichkeit an das Theater dauerte fort, und er nahm thätigen Antheil an der Unterhandlung zu Gunsten der Miß Mitfort — ihr Aufenthalt in der Nähe von Reading hatte ihn frühe schon mit ihr bekannt gemacht — und bewirkte die Aufführung ihrer Tragödien. Doch dachte er selbst noch nicht entfernt daran, für die Bühne zu dichten. In der Vorrede zu der nicht verkauften Ausgabe seines „Jon" erzählt der Verfasser die Entstehung dieses edeln Drama's. Diese Erzählung scheint nicht hinreichend bekannt geworden zu seyn, um übertriebene Gerüchte über die Zeit, die er der Ausarbeitung gewidmet, zu ersticken. Die Sage hat hin und wieder ein Viertel- wohl gar ein Halbjahrhundert angegeben. Das Stück war vor acht oder neun Jahren in der Skizze entworfen, aber bis Anfang des Jahres 1835 nur ein paar Reden geschrieben. Dann bedenkend, daß Verzagtheit nie Melpomenen gewinnt, ließ Talfourd seinem Genius die Zügel, und zu Ende des Jahrs 1834 las er das Drama einigen wenigen Freunden. Ihr Urtheil veranlaßte, daß es zur Privatcirkulation gedruckt wurde, und bewog auch den Verfasser, am 26 Mai 1836 seine Aufführung zum Vortheil Mr. Macready's zu gestatten. Sein Erfolg war gleich von der ersten Scene an unzweifelhaft, und jetzt ist es nicht nur ein Theil der höhern Poesie unserer Sprache, sondern auch ein beliebtes Stück des Repertoriums, das die Ideen des Publikums verfeinert, die Leidenschaften läutert, und so die menschliche Natur erleuchtet und erhebt.

Mr. Talfourds Ruf als Einer der tüchtigsten und beredtesten Rechtsgelehrten seiner Zeit lenkte jetzt auf ihn die Aufmerksamkeit, als einen Mann, der ebenso durch seine Talente und Stellung, als durch seine Sympathien geeignet war, das liberale Interesse im Parlament zu unterstützen und zu fördern. Seine politischen Gesinnungen hatte er im Jahr 1819 kund gegeben, wo er zum erstenmal öffentlich auftrat bei einer Meeting in Reading wegen der Vorfälle in Manchester, und zuvor hatte er schon Artikel von derselben politischen Farbe in den Champion, herausgegeben von Mr. Thelwall, gegeben. Bei der Auflösung im Jahr 1834 wurde er als eines der Mitglieder für Reading gewählt von einer großen Majorität aus allen Parteien. Bei der letzten Wahl wurde er wieder, doch mit geringerer Majorität, gewählt. Er hat im Parlament nicht oft gesprochen; seine schönste Rede war die für die Literatur und ihre Jünger, womit er eine Bill für Verbesserung des Eigenthums und Verlagsrechtsgesetzes begleitete. Hier war wirklich, wenn wir den Charakter der Versammlung und die Natur des Gegenstandes bedenken, sein Erfolg ein wahrer Triumph. Der Eindruck den er auf das Haus machte, war gewaltig. — —

So weit das New Monthly Magazine. Als eine Probe, mit welcher Wärme und Dankbarkeit von Seiten der Schriftsteller die Bemühung eines ehrenhaften Jüngers der Literatur für die Sicherstellung des literarischen Eigenthums aufgenommen worden ist, theilen wir hier Einiges aus der Zueignung mit, welche der in neuester Zeit zu so schneller Berühmtheit gelangte Charles Dickens*) der Verfasser der Pickwickier, an ihn gerichtet hat:

„Wenn ich auch nicht so glücklich wäre, mich Ihrer Freundschaft rühmen zu dürfen, hätte ich doch Ihnen dieß Werk gewidmet, als ein schwaches und keineswegs entsprechendes Zeichen der Anerkennung der unschätzbaren Dienste, welche Sie der Literatur Ihres Vaterlandes leisten, und der bleibenden Wohlthaten, welche Sie den Schriftstellern dieser und künftiger Generationen erweisen, indem Sie ihnen und ihren Nachkommen einen bleibenden Antheil an dem Verlagsrecht ihrer Schriften sichern. Manches fiebernde Haupt, manche gelähmte Hand wird neue Kraft schöpfen in der Stunde der Krankheit und Noth aus Ihren rühmlichen Bemühungen; manche Wittwe und manche Waise, welche sonst nichts ernten würden von dem Ruhm des dahingeschiedenen Genius, als das nur allzuhäufige Vermächtniß der Armuth und des Leidens, werden in der Verbesserung ihres Schicksals vollgültigeres Zeugniß ablegen von dem Werth Ihrer Bestrebungen, als die verschwenderischsten Lobreden von Lippe oder Feder je vermöchten.

Neben solchen Tributen würde jedes Aussprechen meiner Gefühle in Betreff der Frage, der Sie den vereinigten Beistand Ihrer Beredsamkeit, Ihres Charakters und Genie's geliehen, in der That nichtssagend seyn. Wenn ich dessenungeachtet hiemit öffentlich meine tiefgefühlte Dankbarkeit für Ihre Bemühungen zum Besten der Literatur Englands an den Tag lege und den Dank aller derer, die sich dem gefährlichsten und unzuverlässigsten Beruf widmen, so vermag ich doch die Lebhaftigkeit meiner Gefühle über diese Sache nur unvollkommen an den Tag zu geben, und verzichte gern darauf, daß dieß für Sie irgend von Werth und Bedeutung seyn soll."

*) Wir werden bald über ihn berichten.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 287.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 October 1838.

Ueber den bevorstehenden Krieg zwischen England und Birma.

Die englischen und namentlich die angloindischen Zeitungen bringen seit einem Jahre vielfache, sich widersprechende Nachrichten über den Stand der Dinge in Birma, und die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit eines Kriegs mit dieser Macht. Um die Ansichten hierüber zu fixiren, entlehnen wir aus dem in Calcutta erscheinenden Englishman nachfolgende auf gute Kenntniß der Verhältnisse sich stützende Bemerkungen, die fast sämmtlich aus den bekannt gewordenen Briefen Oberst Burney's entnommen sind.

Im Julius 1837 schrieb der englische Resident am Hofe von Birma, Oberst Burney, an den Generalgouverneur, daß der brittischen Regierung zwei Wege offen ständen, entweder abzuwarten, ob Tharawaddi, der jetzige, durch Usurpation zur Regierung gelangte König von Birma, wenn er das durch innere Unruhen sehr zerrissene Land beruhigt habe, die Verträge anerkennen und die Wiedereinsetzung eines Residenten an seinem Hofe genehmigen werde; oder aber dessen bekannte Feindseligkeit und die gegenwärtige Lage des Landes, wo Verwirrung herrscht und der König zum Widerstande nicht gerüstet sey, zu benützen und ihn zur Anerkennung der Verträge zu nöthigen. Der Oheim des Königs und einige armenische Kaufleute, die bei dem König sehr in Gunst stehen, bemühen sich den Frieden zu erhalten und die heftige Gesinnung des Königs zu mildern. Schon die vorige, jetzt gestürzte Regierung wollte die bei der ganzen Nation unpopulären Verträge bei Seite setzen und wartete nur auf eine gute Gelegenheit. Die Birmanen haben die Lectionen des vorigen Kriegs beinahe vergessen; die Generation jener Zeit ist fast verschwunden, und man schreibt jetzt die erlittenen Niederlagen dem Mangel an Eifer von Seite der Regierung jener Zeit zu, weil dieselbe höchst unpopulär war. Die Birmanen sind Fatalisten, glauben fest an die Unbesiegbarkeit ihres jetzigen Königs, und dieser selbst bemüht sich, diesen Glauben an sein persönliches Glück aufrecht zu halten. Oberst Burney ist fest überzeugt, daß der Krieg unvermeidlich, jedoch entfernt ist, und glaubt, Tharawaddi werde in dem Augenblicke losbrechen, wo er die Engländer durch Feindseligkeiten in Hindustan für hinreichend beschäftigt halte.

Tharawaddi sendete durch einen ehemaligen Cavallerieunterofficier im Dienste der Compagnie und zwei andere als Fakirs verkleidete Personen eine Botschaft nach Nepal, um den König dieses Landes zu einem Bündniß gegen England aufzufordern, und erhielt auch von dem nepalesischen Hofe eine, wie es scheint, entsprechende Antwort.

In einem spätern Schreiben vom 10 Sept. vorigen Jahres bemerkt Oberst Burney: „Alles, was der birmanische Hof jetzt zu erreichen sucht, ist Aufschub. Der Generalgouverneur, der nur die Nachtheile des Krieges im Auge hat, ist geneigt, den Aufschub zu gewähren, und die einzige Folge wird seyn, eine spätere Beilegung der Sache unendlich schwieriger zu machen. Die englische Regierung scheint der Meinung zu seyn, daß keine nationale Feindseligkeit bestehe, dieß ist aber eine ganz irrige und gefährliche Meinung, denn jeder vornehme Birmane wird den für höchst verderblich und schimpflich angesehenen Vertrag von Yandabu mit Freuden gebrochen sehen."

Nichtsdestoweniger ertheilte der Generalgouverneur eine ganz friedliche Antwort, und Oberst Burney fügte sich gegen seine bessere Ueberzeugung. Dieser schildert den Charakter der Birmanen und Tharawaddi's folgendermaßen: „Die Birmanen sind hochmüthig, süffisant, rachsüchtig und ungerecht; auch haben sie keine Achtung vor fremden Gesandten, wie sich bei mehrern Gelegenheiten gezeigt hat. Tharawaddi ist ein unruhiger, intriganter Geist, ungerecht und grausam, aber klug und entschlossen, zum Trunke geneigt und sehr heftig, wenn er betrunken ist, und zum Unglück auch von unbesonnenen und heftigen Menschen umgeben, welche die (im letzten Kriege verlorenen) Provinzen Assam, Munipur, Arrakan und Tennasserim wieder zu gewinnen hoffen. Tharawaddi hat zwei Crore (zwanzig Millionen) Rupien aufgehäuft, theils aus den Koffeen des Staatsschatzes, theils aus dem Vermögen der Beamten seines Bruders. *) Er ist jetzt populär bei der Nation, muß aber vorerst sein Land beruhigen, ehe er daran denken kann, Krieg gegen uns

*) Diese wurden größtentheils nach der Usurpation unter Martern hingerichtet.

anzufangen. Er bricht vielleicht in einem Jahre los, und es ist darum nöthig, ihm zuvorzukommen, da er sich von allen Verbindlichkeiten gegen uns lossagt, und uns als seine schlimmsten Feinde betrachtet."

Nach diesen Bemerkungen kann wohl über den Stand der Dinge auf der Ostgränze des indischen Reichs kaum ein Zweifel obwalten.

Aus Bulgarins Sommerausflug nach Finnland und Schweden.

2. Schifffahrt in den finnischen Schären. — Historische Erinnerungen. — Neue Gesellschaft auf dem Dampfboote.

(Fortsetzung.)

In solche Gedanken verfiel ich, als ich auf dem Verdeck saß und in diesem von der Natur gebildeten Meerlabyrinth dahinfuhr, welches tausendmal künstlicher, tausendmal großartiger ist, als das Landlabyrinth des Minotaurus. Historische Erinnerungen wechselten jetzt mit poetischen Phantasien. Hier ist jeder Stein mit russischem Blute bespregt, und diese Felsen widerhallten oft von dem Donner russischer Kanonen und den Stimmen russischer Krieger. Wie beklagenswerth ist doch der Unwissende, für ihn ist Alles todt in der Natur. Wenn der unwissende Mensch nicht trinkt, nicht ißt und nicht schläft, so hat er Langeweile; der gebildete Mensch kennt Zorn und Kummer, aber keine Langeweile. Auf mein Geheiß verwandelten sich die wilden Felsen für mich in ein Buch mit prächtigen Bildern, und ich las darin von den Thaten russischer Krieger.

Hier ist das Vorgebirge Hangö, berühmt durch die Seeschlacht, deren Andenken am 27 Julius gefeiert wird. Weit ins Meer hinaus reicht hier das felsige Ufer, auf welchem die Trümmer der im vorigen Kriege ohne Mörtel aus Granitblöcken aufgeführten Batterien zu sehen sind. Jenseits des Felsens in einem engen Thale steht ein kleines Dorf mit steinernen Casernen. In einiger Entfernung vom Ufer, auf einem aus der Tiefe des Meeres aufsteigenden Felsen, ist eine kleine Veste gleichfalls aus Granit nebst einer Caserne aufgeführt. Im Rücken derselben ist ein unfruchtbarer, flacher Fels, nach welchem aus der Veste eine Fähre eingerichtet ist, wahrscheinlich damit die Garnison sich dort ergehen kann, weil in der Veste selbst zwischen den Gebäuden und Wällen der Raum sehr beschränkt ist. Rund umher ist Meer und kahle, wilde Steilfelsen; innerhalb der Veste sind nur Pulver und Kanonen, hier ist kein Busch, kein Gräschen, hier zirpt keine Grille, hier zwitschert kein Vogel, aber die Klänge eines fröhlichen, russischen Lieds erschallen hinter den Granitfelsen hervor; der Mensch ist doch ein wunderliches Geschöpf!

Im Jahre 1714, gerade vor 121 Jahren, stand hier neben Hangö-Udd eine starke schwedische Linienflotte, und hielt die russische Ruderflottille eingeschlossen, welche vor der ungleichen Macht sich in den Sund von Twermünde versteckt hatte. Der Untergang der russischen Flottille schien unvermeidlich, und der Befehlshaber der schwedischen Flotte schickte in voller Zuversicht auf seine Uebermacht einen Theil seiner Escadre gegen Reval, um dasselbe durch unvermutheten Angriff zur Uebergabe zu nöthigen. Alsbald kamen 20 russische Galeeren unter Anführung des Capitän-Commandeur Smajewitsch aus der Meerenge hervor, und fuhren gerade gegen die Linie der schwedischen Schiffe. Die Schweden staunten. Tausende von Kugeln und Kartätschen flogen gegen die russischen Galeeren, diese aber benutzten die Windstille, welche die Bewegung der schwedischen Schiffe hinderte, und fuhren unter ihre Kanonen. Der russische Brigadier Lefort folgte Smajewitsch mit fünfzehn Galeeren, und trotz einer furchtbaren Kanonade kam auch er glücklich durch die feindliche Linie. Der schwedische Admiral, über die Keckheit der Russen erstaunt, berief in der Ungewißheit, was er thun solle, die gegen Reval geschickte Escadre zurück. Die Schweden glaubten, die russische Linienflotte werde der übrigen zu Hülfe kommen, denn Niemand ließ sich einfallen, daß russische Ruderfahrzeuge den Kampf mit Linienschiffen wagen würden. Aber siehe da, am folgenden Tage, den 27 Julius rückte unsre ganze Ruderflotte in guter Ordnung aus dem Meerbusen hervor, und fuhr keck gegen die feindliche Escadre los. Von neuem donnerten die Tausende von Kanonen, von neuem regneten Kugeln und Kartätschen, aber die russischen Fahrzeuge kamen glücklich bis unter den Bereich der Schüsse, ohne mehr als eine einzige Galere zu verlieren. Als sie in den Rücken der feindlichen Linie gekommen war, traf die russische Avantgarde auf die Abtheilung, welche abgeschickt war, um die Russen zu hindern, aus dem Sund von Twermünde hervorzukommen, und die schwedische Escadre zu umgehen. Als der Befehlshaber der russischen Avantgarde bemerkte, daß eine gegenseitige Beschießung zu unserm Nachtheile ausfallen müsse, commandirte er zum Entern und unsere kleinen Fahrzeuge flogen gegen die großen schwedischen Schiffe wie Falken gegen Adler. Ein hitziger Kampf stand bevor; die russischen Grenadiere stürzten sich auf die Kanonen und erstiegen über den Leichen ihrer Gefährten die feindlichen Schiffe. Der Befehlshaber der russischen Avantgarde fuhr gerade gegen die Fregatte Olifant an, auf welcher sich der Unteradmiral der schwedischen Escadre, Ehrenschild, befand; mit Staunen betrachteten die Schweden die herannahende russische Galere. Am Steuer stand der Befehlshaber der russischen Avantgarde, ein Mann von mittlern Jahren, riesenhaftem Wuchse und schönem Aeußern. Seine schwarzen Haare rollten über die breiten Schultern hinab, und seine Augen flammten wie Blitze. Mit der linken Hand lenkte er das Steuerruder, und in der rechten hielt er eine Streitaxt zum Kampfe beim Entern. Kugeln und Kartätschen flogen um sein Haupt, er aber blieb ruhig, und seine Commandostimme ließ sich mitten unter dem Krachen der Geschütze vernehmen. Rasch flog die russische Galere gegen die schwedische Fregatte; die russischen Grenadiere gaben eine Salve, und auf den Ruf: vorwärts! warfen sie sich an Bord des feindlichen Schiffes. Auf dem Verdeck stand eine Mauer von schwedischen Bajonnetten und tapfere scandinavische Männer. Hier galt es zu siegen oder zu sterben. Der Anführer der russischen Avantgarde erschien wie der Donner mitten im Gewitter, hieb mit der Streitaxt links und rechts ein, die schwedischen Bajonnette zertheilten sich, und die Unerschrockensten fielen. Triumphirend

holten die russischen Grenadiere die schwedische Flagge herab, und legten sie zu den Füßen des Helden. Er betete zu Gott, und um ihn her ertönte das Freudengeschrei: Hurrah! Ruhm dem russischen Zaar! Dieser Anführer der russischen Avantgarde, dieser Held, welcher zuerst die schwedische Fregatte enterte, und sie im Angesicht der ganzen Flotte im Kampf Mann gegen Mann eroberte, war . . . Peter der Große.

Der Kampf war furchtbar, und einer der blutigsten, deren die Geschichte gedenkt. Der schwedische Unteradmiral Ehrenschild wollte sich in einem Boote retten, wurde aber eingeholt und zur großen Freude Peters gefangen genommen. Zum Andenken dieses Siegs stiftete er eine jährliche Siegesfeier, und ein Gebet in allen Kirchen am Tage des 27 Julius, d. h. an dem Tage, wo die gesammte russische Flotte durch eine glückliche und muthvolle Bewegung durch die feindliche Linie hindurch von der Blokade befreit wurde.

Es gibt Leute, welche den Ruhm ihrer Feinde zu verdunkeln bemüht sind, und deren glänzende Thaten verheimlichen, ohne zu bedenken, daß sie mit Erniedrigung der Besiegten den Sieger selbst erniedrigen. Wir sind weit hievon entfernt: die Schweden sind eine tapfere, edle Nation, und unsre Siege über sie kamen uns theuer zu stehen. Einer der zahlreichen Meerbusen in den Schären heißt der Swenskasund; als im J. 1790 Gustav III mit einer zahlreichen Flotte von Linienschiffen und Galeeren die Russen in Kronstadt überfallen wollte, widerfuhr ihm selbst, was er andern gedroht hatte, und er ward mit seiner ganzen Streitmacht in dem mit Untiefen angefüllten Meerbusen von Wiborg eingeschlossen. Einen ganzen Monat lang wurde die schwedische Flotte von der russischen blokirt, und die Schweden litten durch Hunger und Kälte aufs Aeußerste. Nun entschloß sich Gustav zu einem verzweifelten Mittel, und schlug sich mit Hülfe eines Ostwindes durch die zahlreiche russische Flotte, welche durch ausgeschickte Brander und die wirklich unglaubliche Kühnheit der Schweden in Verwirrung gebracht wurde. Einer der schwedischen Brander, statt die russische Flotte in Brand zu stecken, gerieth an ein schwedisches Schiff, und sprengte dieß in die Luft: der Brand theilte sich einem andern schwedischen Schiffe mit, und beide Flotten liefen zwischen den Untiefen in dem engen Raume die größte Gefahr. Das Meer war mit Leichen und Schiffstrümmern bedeckt. Kugeln, Kartätschen und Brandgranaten fielen wie Hagel von den russischen Schiffen auf die Stelle, wo die schwedische Flotte durchzog; das Geschrei der Verwundeten, Sterbenden und Verstümmelten erfüllte die Luft. Das Meer stürmte heftig, und mitten in dieser Hölle fuhr eine reich geschmückte Schaluppe mit der königlichen Flagge und mit Ruderern in Paradelivrée heran. Gustav III befand sich auf derselben in voller Uniform, und gab Befehle zur Rettung der Schiffe, die auf Sandbänken aufstießen oder durch die feindlichen Kugeln litten. Einem der königl. Ruderer wurden von einer Kartätschenkugel beide Hände weggerissen, aber der König veränderte die Richtung seiner Fahrt nicht, und kam bald außer den Bereich der russischen Schüsse. Seinem Muth und seiner Entschlossenheit verdankte die schwedische Flotte ihre Rettung.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

1. Sarthe-Departement.

(Schluß.)

Das gesellige Leben ist hier, wie in allen französischen Provincialstädten, völlig todt. Seit 1815, und besonders seit 1830, gibt es in der Provinz keine Gesellschaft mehr; jede Familie lebt isolirt in ihrem Hause, wie Robinson auf seiner Insel; eine französische Provincialstadt ist eine Sammlung von Anachoreten-Wirthschaften. Die Legitimisten machen hievon jedoch eine Ausnahme; diejenigen, welche den Winter in der Stadt zubringen, geben Feste, Soiréen und Bälle, wozu einzelne Bürgerliche eingeladen werden. Dieser Mangel an Privatgesellschaften wird demjenigen, der aus Paris in eine Provincialstadt geworfen wird, ungemein drückend; die gelehrten Gesellschaften bieten einen geringen Ersatz; ich habe in Mans mehreren öffentlichen Sitzungen der Société d'agriculture, sciences et arts beigewohnt, wo ein längst bekanntes Wanzenpulver und eine neue Heckselschneidelade die interessantesten Gegenstände waren, die abgehandelt wurden. — Die Stadt hat herrliche Promenaden, wo man aber das ganze Jahr hindurch mit der Laterne nach Menschen suchen kann. Die Jacobiner-Promenade, aus einem alten Dominicanerkloster gebildet, welches seinerseits ein römisches Amphitheater verdrängt hatte, ist der Zeichnung Le Notre's würdig, und die Schreiber-Promenade, am Ufer der Sarthe längs eines Hügels, hat die pittoreskeste Lage von der Welt, allein beide Promenaden stehen im Mißcredit, und wenn die Bevölkerung spazieren geht, so begibt sie sich auf die Straße nach Paris, wo man auf engen Nebenwegen entweder den Staub der Chaussée einschluckt oder bis an die Knöchel im Kothe watet. Die Mode in Paris ist abgeschmackt, aber bequem; in der Provinz hat sie nicht einmal diesen letztern Vorzug. — Aus dem Umstande, daß es in Mans an geselligen Cirkeln fehlt, wolle man nicht etwa schließen, daß es nur häusliche Moral und keine Chronique scandaleuse gibt. Im Gegentheile, die Sitten sind hier freier, als in vielen andern Provincialstädten gleichen Ranges; die Einwohner schienen von jeher galant gewesen zu seyn; ich lese in einer alten Chronik, daß sich im Jahre 1206 ein Josset Lefèvre auf dem Platze Saint Pierre in Gegenwart der Königin Berengère und des versammelten Volkes für die Edeldame Hodeburge de Corielant schlug, welche ihr Bruder eines immoralischen Lebenswandels bezichtigte; das Loos der Waffen entschied leider nicht zu Gunsten der Angeklagten, welche mit dem Kloster bestraft wurde. Die Fortschritte der Civilisation und die Principien der Toleranz haben heutiges Tages diese Streitsache beendet; die beste und geräumigste Loge des Theaters occupiren die Kostgängerinnen gewisser von einer hohen Obrigkeit privilegirter und taxirter Pensionsanstalten; in der Loge gegenüber sitzen die Maitressen, welche die jungen Leute der Stadt unterhalten; die ehrlichen Bürgerfrauen und Damen vom Adel begnügen sich mit den garstigen Baignoires und der schäbigen ersten Galerie. Die Stadtchronik läßt die verheuratheten Frauen deßwegen nicht unangetastet, ich war noch keine vierzehn Tage in Mans, als ich das galante Curriculum vitae einer jeden wußte. Man bedenke, daß was wir großstädtischen Thoren mit dem verächtlichen Namen „Geklatsch" bezeichnen, bildet im Gegentheile den Hauptbestandtheil der öffentlichen Conversation einer kleinen Stadt, und spiegelt diese im treuen Bild ab. Man kann in

Paris 100 Jahre alt werden, ohne es kennen zu lernen: die Grundlage jeder Erzählung in Paris ist vage; man weiß eine Thatsache niemals absolut gewiß, und hütet sich sehr, eine Anekdote zu verbürgen, was ungemein zart ist. Die Facten, welche zehn Monate lang für wahr gegolten haben, werden im folgenden Semester widerrufen. Man kann nur die Deputirtenkammer und die Börse aus eigener Anschauung kennen lernen, alles Uebrige erfährt man durch die Journale. In einer Stadt von 20 oder 50,000 Einwohnern kann man dagegen, wenn man einigermaßen schlau ist, hinreichende Gewißheit über die meisten Thatsachen erlangen, worauf man sein Urtheil begründen muß. Wenn man reussiren will, was für einen Fremden keine leichte Aufgabe ist, wenn man zahlreiche getäuschte Hoffnungen scheitern sehen kann, und über die abgeschmackten Gerüchte, welche man auf die Rechnung jedes neuen Gastes in Umlauf setzt, nicht in Zorn geräth, so bringt man es endlich dahin, sich nicht allzu sehr zu langweilen.

Der Grundunterschied zwischen Paris und selbst der größten Provincialstadt ist, daß man in der Hauptstadt Alles durch Zeitungsbrillen sieht, während der Kleinbürger von X und Z Alles, was in seiner Stadt passirt, mit eigenen Augen sieht und dazu noch Alles mit der tiefsten Neugierde erforscht, welche eine müßige, unausgefüllte Existenz hervorruft. Dieß ist ein großer Uebelstand in Paris, ja noch mehr, ein großer Uebelstand der Civilisation, und eines der ernstlichsten Hindernisse, welches sich dem allgemeinen Wohlseyn der auf einem Punkt in großen Massen concentrirten Menschen entgegenstemmt. Die Centralisationspunkte sind nur in politischer Beziehung vortheilhaft, und schaden den Künsten und schönen Wissenschaften. Die Journale, wenn auch vortrefflich, nothwendig für die politischen Interessen der Gegenwart, vergiften durch ihren Charlatanismus die Literatur und Kunst. Sobald ein durch die Journale zu einem großen Mann gestempeltes Individuum stirbt, stirbt auch sein Ruhm. Aus der politischen Nothwendigkeit der Zeitungen in großen Städten folgt die traurige Nothwendigkeit der Charlatanerie — die einzige Religion des neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich. Wo gibt es einen Mann von Verdienst in Paris, der nicht erröthend gesteht, daß er dieses beklagenswerthe Mittel gebraucht habe, um durchzudringen? Daher rührt jener unentbehrliche Komödienfirniß, welcher den socialen Gewohnheiten in Paris, ich weiß nicht, welche falsche und garstige Farbe leiht. Die Natürlichkeit ruinirt daselbst den Menschen; die Schlauköpfe bilden sich ein, daß er nicht Witz und Verstand genug hat, nicht einmal so viel, als man braucht, um diese armselige nothwendige Komödie zu spielen. Ich halte es für unmöglich, dieses Uebel auszurotten. Denn politisch zu sprechen, hat die französische Freiheit keine andere Garantie, als die Journale, und zwar die Pariser Journale, welche durch das ebenbezeichnete Verfahren vielleicht die Literatur und die schönen Künste tödten werden. Die Franzosen fallen in das grobe Genre, und ich sehe drei oder vier Gründe zu diesem Falle, deren Entwicklung nicht hieher gehört; ob sie sich darüber den Hals brechen werden, lassen wir dahingestellt seyn.

Die Provincialblätter haben weniger Abonnenten und weniger Einfluß in ihren eigenen Departements, als dieses oder jenes Pariser Blatt; größtentheils ist die beschränkte Capacität ihrer Redacteure daran Schuld, welche nichts weiter thun, als die räsonnirenden Artikel der Pariser Organe ihrer Farbe wiederkäuen, und sich dadurch die Leser abspänstig machen, welche den aufgewärmten Kohl verschmähen. Im Sarthe-Departement erscheinen zwei Journale: l'ami des lois, das officielle Blatt der Präfectur und Regierung, welches von den Brocken der ministeriellen Journale und den schwachen Elucubrationen seiner eigenen Redaction lebt; ferner le Courrier de la Sarthe, ein Organ im Sinne der äußersten Linken, welches mit vieler Umsicht und vielem Talent geleitet wird, und das selbstständigste von allen Provincialblättern ist, die ich kenne. In der Sammlung des letzten Halbjahres, welche ich durchblätterte, fand ich leitende Artikel, besonders über auswärtige Politik, welche aus dem Schlendrian und der Beschränktheit der Pariser Presse heraustraten, und sich durch Form wie Inhalt bemerklich machten. In den Artikeln „variétés“ waren oft die ernsthaftesten, wissenschaftlichsten Gegenstände abgehandelt, und ich erinnere mich namentlich einer biographischen Skizze des Bischofs Philibert von Mans, einer Kritik der Ansichten Cousins und Guizots über Abailard, und zweier Recensionen der Ranke'schen Geschichte des Papstthums und des letzten Matter'schen Werks über die moralischen und politischen Doctrinen der letzten drei Jahrhunderte. — Im Allgemeinen herrscht in diesem Departement eine Art geistiger Verkehr; die Theologie steht in hohem Ansehen. Es gibt in Mans drei Buchdruckereien, welche eine große Anzahl von Gebetbüchern und religiösen Schriften zu Tage fördern. In und bei der Stadt zählt man über ein halb Duzend Nonnenklöster, welche seit der Juliusrevolution durch freiwillige Beiträge gegründet worden sind und durch Privatfonds unterhalten werden. Auf der Straße, auf der Promenade begegnet man alle zehn Schritte einem Priester in völligem Ornat, und die Processionen werden mit großem Pompe gefeiert. Das Seminar der Stadt hat mehrere hundert Zöglinge und versieht alle umliegenden Departements mit Geistlichen, und der handgreiflichste Beweis des religiösen Eifers, welcher den hiesigen Clerus beseelt, ist die unter dem Guizot'schen Ministerium neugestiftete Benedictinerabtei in Solèsme, die einzige in Frankreich, welche der Gegenstand unseres nächsten Berichts seyn soll. E. E.

Vermischte Nachrichten.

Das Echo de la Nièvre enthält nachstehenden interessanten Fund: „Als man bei einer alten Kirche des Departements Nachgrabungen anstellte, fand man ein Steingrab, das mit einem bombenförmigen Deckel geschlossen war. Der Stein ist aus feinem Korn und nicht aus diesem Lande. Man fand im Grabe Töpfe aus gebrannter Erde, die sich nach oben zu erweiterten, einige Kohlen, eilf kleine Statuen aus gebrannter Erde, welche religiöse Gegenstände darstellten, und Knochen, die bei der Berührung in Staub zerfielen. Die kleinen Statuen, von denen mehrere sehr gut erhalten sind, standen auf einem Stück Holz und waren durch kleine Eisenhaken festgehalten.“

Kürzlich declarirte ein Handelshaus von Havre eine Kiste mit Büchern für Blinde aus den Vereinigten Staaten. Die argwöhnische Douane hielt dieß für eine Mystification und ließ die Kiste öffnen, welche eine Anzahl en relief gedruckter Bücher enthielt. Diese sind für eine philanthropische Gesellschaft bestimmt, welche in Paris sich mit dem Unterrichte junger Blinden beschäftigt.

Das Echo du Monde Savant Nr. 59 enthält ohne Angabe der Quelle Folgendes: Das Steigen der Gewässer in dem obern See, dem Huron-See u. s. w. dauert fort. Das Wasser im See Erie ist jetzt um 4 Fuß höher als im Jahre 1825, und im See Ontario um 6½ Fuß. Der Niagara-Fall wird immer schöner.

Man berechnet seit einiger Zeit die Höhe der Fluthen am Ufer des nordwestlichen Frankreichs zum voraus. Diesen Berechnungen zufolge soll die Fluth am 2 November zu St. Malo 7 Metres Höhe erreichen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 288.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

15 October 1838.

Topographisch-biographische und literarisch-artistische Skizzen aus Schottland und Nordengland.

Vorwort.

Der berühmte englische Bibliograph, Thomas Feognall Dibdin, einst Bibliothekar des verstorbenen Grafen Spencer, des größten Bibliomanen neuerer Zeit, dessen Bücherei zu Althoep unter andern den kolossalsten Incunablenschatz des Erdkreises besitzt, ist allen Literaturfreunden duech seine Bibliotheca Spenceriana, seine Aedes Althorpianæ, sein Bibliographical Decameron, am meisten aber wohl durch seine Bibliographical, antiquarian and picturesque Tour in France and Germany 1821, und mehrere andere minder bedeutende Werke sattsam bekannt.

Sie sind ihrer Zeit in den deutschen gelehrten Zeitschriften, besonders im Hermes, zum Theil erschöpfend beurtheilt und gewürdigt worden.

Mit welchen lüsternen Blicken Dibdin auf seiner letzterwähnten literarischen Reise die in den österreichischen Stiftern befindlichen Incunabeln- und andere Bücherseltenheiten betrachtete, hat er unumwunden gestanden. Im Jahre 1836 unternahm der höchst achtungswerthe, ja in manchem Betracht ganz ausgezeichnete Gelehrte, dem man auch die Stiftung des großen Roxburghclubs verdankt, welcher, wenn wir nicht irren, als der erste in Großbritannien zusammengetretene Verein zur Erforschung und Herausgabe der alten Geschichts-, Sprach- und Literaturquellen angesehen werden darf, eine literarisch-artistische Reise durch das nördliche England und Schottland, deren Ergebnisse in einem Ende Mai's dieses Jahrs erschienenen kostspieligen Werke, betitelt: A bibliographical, antiquarian and picturesque Tour in the northern counties of England and in Scotland, II. Vol. (in zwei Ausgaben, wovon die eine gewöhnliche gegen 4 Pfund und die andere im größten Octavformat 8 Pf. St. kostet) geschildert werden.

Dasselbe bildet, wie man sieht, auch dem Titel nach ein Seitenstück zu dem vor 17 Jahren erschienenen über die auswärtige Reise. Da er sich darin, außer seinem Hauptgegenstand, auch über mehrere jetzt vorzüglich das allgemeine Interesse beschäftigende Gegenstände, z. B. über die rasch wachsende, alles Andere zu überflügeln drohende Handelswichtigkeit Glasgow's, den unermeßlichen Kohlenbetrieb von Newcastle under T. u. dgl. verbreitet, und Schottland eben jetzt eine größere politische Bedeutsamkeit erlangen dürfte, so eilen wir unsern Lesern nachstehende Schilderungen vorzulegen, die selbst nach denen der neuesten Reisenden und Touristen noch des Neuen Manches bieten mögen.

Bei der Mittheilung der Angaben über mehrere nord-englische und schottische Landsitze und deren Sammlungen, wovon bei der wohl bald bevorstehenden Krönung der Königin zu Holyrood mehr als einer einen europäischen Namen erlangen dürfte, werden wir das Waagen'sche Werk, „Künstler und Kunstwerke in England" im Auge behalten, wie wir denn überhaupt die artistische Partie dieser Schilderungen als eine Zugabe zu diesem Buche angesehen wissen wollten.

F. M. M.

1. Newcastle an der Tyne. *)

Der Versuch, alle die mannichfaltigen Wunder und die sich immer glänzender entfaltende Herrlichkeit dieser höchst merkwürdigen Stadt nur einigermaßen erschöpfend und doch in gedrängter Darstellung zu schildern, wäre fürwahr ein kühnes Beginnen. Europa bietet, wie ich glaube, nichts dar, was ihr, wenn man ihre Größe und Bevölkerungszahl in Anschlag bringt, in Oertlichkeit, Einfluß und Flor gleichkäme, ja sie hat, Alles in Allem erwogen, in diesen Beziehungen ihres Gleichen nicht auf Erden!

Die Tyne, worin sie sich spiegelt, ist unausgesetzt mit Fahrzeugen jeder Art und Größe aus allen Weltgegenden bedeckt. Im Jahre 1836 waren nicht weniger als 15,000 Schiffe, worunter mehrere von 400 Tonnenlast von dort ausgelaufen — ein Umstand, der ihr den Rang eines zweiten Hafens in den drei vereinigten Königreichen anweist. Sie ist die Hauptstadt des englischen Nordens, sein Herz.

*) Wir eröffnen diese Skizzenreihe mit Newcastle, weil diese Stadt kürzlich durch den dortigen Zusammentritt des brittischen Naturforschervereins die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigte. M.

Durch Dampfschifffahrt und Dampfbahn verknüpft sie die Nordsee mit der irischen Meerenge, die Hypothenuse eines gewaltigen Dreidecks, die nun in vier Stunden gemessen wird.

Da sie auf einem Boden steht, der bis in unermessene Tiefen hinab aus Kohlengebilden geschichtet ist, so kann man füglich sagen, daß der Geist des allmächtigen Dampfes (nach Analogie des von Th. Moore in seinen Liedern an Nea, seiner Bermuda-Geliebten, zuerst gebrauchten Ausdruckes, der Schneegeist) allda recht eigentlich haust. Die unvergleichliche Stephenson'sche Dampfmaschinenfabrik beschäftigt gegen 400 Arbeiter.

Außer der an innerer Wichtigkeit wohl mit der Eisenbahn von Manchester nach Liverpool wetteifernden Dampfbahn nach Carlisle, deren Baukosten viel geringer waren, deren Ertrag dagegen bei weitem höher ist, wurde kürzlich der Antrag zur Anlegung einer Bahn von N. nach Edinburgh und Glasgow gemacht, die, wenn sie zu Stande kommt, das letzte, aber wohl wichtigste Glied einer Eisenbahnverbindung zwischen London und Glasgow bilden wird, deren Vortheile kaum zu berechnen sind. Die nach dieser Stadt benannten so berühmten und gewaltigen Steinkohlengruben erstrecken sich längs der Tyne (nach allen Richtungen) auf eine Länge von 250 engl. Meilen.

Die Zahl der Chaldrons Kohlen, die 1836 aus N. verführt wurden, belief sich auf beinahe eine Million, also auf 53 Mill. Newcastler Centner, indem der Newcastler Chaldron 53, wogegen der Londoner nur 28 Centner wiegt. Im Durchschnitt beschäftigt dieser ungeheure Zweig des Newcastler Handelsverkehrs allein ein Capital von zwei Millionen Pfund Sterl. Die Kohlenausfuhr über See hatte sich innerhalb der letzten zwei Jahre beinahe verdoppelt. Von der 53,000 Seelen starken Bevölkerung beschäftigten sich 25,000, also fast die Hälfte mit dem Kohlengrubenbau.

(Schluß folgt.)

Aus Bulgarins Sommerausflug nach Finnland und Schweden.

2. Schifffahrt in den finnischen Schären. — Historische Erinnerungen. — Neue Gesellschaft auf dem Dampfboote.

(Schluß.)

Doch es ist Zeit, daß ich zu meiner Meerfahrt zurückkehre. Wir verließen Helsingfors bei starkem Winde, feuchtem und kaltem Wetter. Gegen Mittag jedoch heiterte es sich auf, und wurde hell und warm. Viele unserer Damen fühlten sich unwohl, und saßen sehr trüben Muthes da, oder versteckten sich in ihr Nest, d. h. in ihre Hängematten. Bis jetzt hatte sich das Meer gegen mich gnädig gezeigt, und mir noch nicht den Kopf wirbelnd gemacht. Die Gesellschaft auf dem Dampfboote hatte sich ganz geändert. Alle Kälte und Steifigkeit der Lustfahrt war in Helsingfors zurückgeblieben, und das Dampfboot bevölkerte sich mit wirklichen Reisenden, wozu mehrere Passagiere aus Finnland kamen, die nach Abo und Stockholm gingen, größtentheils in Geschäften, einige um Verwandte zu besuchen, sehr wenige bloß der Zerstreuung wegen. Ein anderer Ton bildete sich sogleich auf dem Dampfboot, denn die Finnen des gebildeten Standes sind ausnehmend umgänglich und mittheilend, und der gebildeten Leuten gibt es in Finnland fast so viel, als Fräcke und Damenhüte von französischem Schnitt. Nach einigen Stunden war zwischen dem größten Theil der Passagiere eine gewisse familiäre Ungezwungenheit eingetreten, die auf die feinste Höflichkeit und Gutmüthigkeit gegründet war. Unser Dampfboot glich keineswegs der Arche Noa's, indem ich hier durchaus keine Thiere bemerkte; man hätte sie aber ein schwimmendes Miniaturbild von einer Stadt nennen können. Wir hatten unsere Vorstadt St. Germain oder Londoner Regentsstreet, d. h. die erste Cajüte; eine Pariser St. Honoré oder Londoner City, nämlich die zweite Cajüte, und endlich den vordern Theil des Verdecks von den Schanzen bis zur Back oder eine Vorstadt St. Antoine. Wir hatten also unsere Aristokratie, unsern Mittelstand und unsere Volksclasse, wobei freilich, wie auf dem festen Lande, einige nicht recht an ihrem Platze waren, aber dieß änderte an der Sache nichts, und der Unterschied zwischen den beiden ersten Ständen war beinahe unmerklich, obgleich einige sich bemühten, auf diesem bunten Gemälde Licht und Schatten so scharf vortreten zu lassen, wie auf einem Rembrandt oder Teniers. Was mich betrifft, so schwärmte ich gleich einer Biene überall herum. Von einem Hrn. Arenberg, welcher etwa 20 Jahre lang den wichtigen und schwierigen Posten eines Landrichters bekleidete, erfuhr ich Vieles von dem moralischen Zustande der finnischen Bauern, von ihren Verhältnissen zu ihren Gutsbesitzern und zur Regierung, und über die wirthschaftliche Eintheilung des Bodens; doch hievon später. Auf dem Dampfboote befanden sich auch mehrere Künstler aus Stockholm; Hr. Sewelin, der für den ersten Komiker in Schweden gilt, und überhaupt einer der ausgezeichnetsten Künstler ist; er ist nicht mehr jung, hat aber in seiner Physiognomie ausnehmend viel Lebhaftigkeit und in seinen Augen viel Feuer; im Umgang ist er ausgezeichnet angenehm. Ferner befand sich hier der erste Tänzer und Balletmeister, und die erste Tänzerin des Theaters von Stockholm. Der Balletmeister hatte in Paris gelernt, und dort auch in Balletten getanzt. Er war noch jung und von schönem Aeußern. Von ihm und Hrn. Sewelin erfuhr ich Manches über die nicht beneidenswerthe Lage der Bühne in Schweden. . . Der Fehler liegt nicht in dem Mangel an Talenten, sondern an Geld. Es schien, sie hielten mich für einen Lügner oder zum mindesten für einen Aufschneider, als ich ihnen von der Einrichtung der Bühne in Petersburg, von den Balletten und Opern, von dem Einkommen und den Belohnungen der Künstler u. s. w. erzählte. Sie vernahmen meine Rede, sahen einander an und schüttelten dann die Köpfe, ohne jedoch zu widersprechen. Ihnen ist es zu verzeihen, daß sie an unsere Fortschritte auf der Bahn der Civilisation nicht glauben, wenn deutsche Gelehrte, welche nur 300 Werste von Petersburg wohnen, Rußland für ein asiatisches Reich ansehen. Unter den Passagieren bemerkte ich einen jungen Mann von schönem Aeußern, der auf dem Verdeck umherspazierte und das Meer so zärtlich wie eine Geliebte anblickte. Auf seiner Weste sah man ein blaues Band, fast zwei Zoll

breit, dessen Enden sich in der Tasche befanden. „Dieß ist gewiß ein Seemann," sagte ich zu Hrn. Arenberg. „Ja, und noch dazu ein ausgezeichneter," erwiederte er; wissen Sie, was er an dem Bande trägt? setzte Hr. Arenberg hinzu. „Eine Uhr?" — „Nein, ein Ehrenzeichen!" — „Wie? in der Tasche?" — Ja, weil es ihm von dem englischen philanthropischen Frauenverein, also von Privatleuten gegeben wurde. Von diesem Ereigniß waren die englischen und schwedischen Blätter voll, es ist aber vergessen, wie Alles vergessen wird. Dieser junge Mann ist Otto Reinhold Spuuf aus Abo gebürtig; seine Leidenschaft zum Meere veranlaßte ihn, sich in seinem zwölften Jahre als Schiffsjunge auf einem finnischen Kauffahrteischiffe zu verdingen. Einsmals nach einem heftigen Sturme im atlantischen Ocean sah man vom Schiffe aus in der Ferne etwas daherschwimmen, das keineswegs einem Schiffe glich; bald entdeckte man durch das Fernrohr, daß es dennoch ein Schiff, aber umgestürzt sey, und daß einige Menschen auf dem Kiele säßen. Die See ging hoch, der Wind steif und conträr, und den Unglücklichen Hülfe zu bringen war schwierig. Der zwölfjährige Spuuf erbot sich in einem vierrudrigen Boote allein hinzufahren, setzte ein Segel auf, und flog über die Wellen dahin. Lange lavirte er, bis er zu dem umgestürzten Schiffe gelangte, und mit großer Mühe und Gefahr rettete er fünf Menschen, die schon aufs Aeußerste gebracht waren. In einem furchtbaren Sturme verlor das Schiff Steuer und Masten, und legte sich auf die Seite; es war mit Holz beladen, und dieß rettete dasselbe vor dem Untersinken. Neun Menschen retteten sich auf die äußere Seite des Schiffs, aber die Lebensmittel waren versunken, und bald überwältigten Hunger und Durst die Unglücklichen. In der äußersten Verzweiflung, entschlossen sie sich einen nach dem andern zu tödten, und sich von Menschenfleisch zu nähren. Etwa zwei Wochen blieben sie in dieser schrecklichen Lage, und als Spuuf sie rettete, waren bereits zwei Menschen verzehrt und zwei andere an Entkräftung gestorben. Man kann sich die Freude dieser Unglücklichen und namentlich desjenigen denken, an dem die Reihe gewesen wäre, zu sterben, und im Magen seiner Gefährten begraben zu werden! Für diese That erhielt Spuuf das Ehrenzeichen und trägt dasselbe — in der Tasche! Das Vaterland belohnte Spuuf reichlich: es gab ihm Bildung. Er wurde in die Seeschule von Abo aufgenommen, und verließ dieselbe als Steuermann, welche Stellung er jetzt mit Ehre und Eifer erfüllt."

Unter diesen Gesprächen waren wir allmählich in den reizenden Park gekommen, wie ihn nur die nordische Natur bilden kann. Diesen herrlichen Inseln, zwischen denen wir dahin schifften, fehlt nichts als die Sonne Italiens. Alles umher war grün, das Meer hell wie ein Spiegel, und in der Ferne erblickte man die Thürme des alten Schlosses, welches einst den Eingang in den Fluß Aura (Aurajoki) bewachte, jetzt aber nur am Ufer steht zur Zierde der Landschaft und zur Nahrung für die Alles zerstörende Zeit, welche ihn schon stark benagt hat. Das nicht nur im baltischen Meere, sondern im nördlichen und westlichen Europa überhaupt bemerkbare Sinken des Meeres hat dieses Schloß vom Meere entfernt. Alte Leute erinnern sich noch, daß die Wellen seinen Grund bespülten, jetzt aber ist dasselbe dermaßen von Sand umgeben und dieser mit Gras bewachsen, daß ein Theil davon schon in festen Boden umgewandelt ist, und man zur Einfahrt in den Fluß Aura einen Canal graben, d. h. ein künstliches Fahrwasser herstellen mußte. Gegenwärtig arbeitet man daran, und unser Dampfboot, das seinen Lauf verzögern mußte, bewegte sich langsam auf dem trüben Wasser und beschwichtigte unsere Ungeduld durch die reizende Aussicht auf die Umgebungen. Ich grüße dich, Abo, alte Hauptstadt Finnlands! Wir sind alte Bekannte, aber seit der Zeit, wo wir uns nicht sahen, hat sich Abo verjüngt, oder vielmehr, es ist wiedergeboren worden; ich aber wurde alt, obwohl, Gott sey Dank, nur am Körper, nicht am Geiste. Abo wurde durch die Flamme verjüngt, und ich war äußerst begierig, es wieder zu sehen.

Zustand des öffentlichen Unterrichts und der Nationalcultur in China.

Sowohl diejenigen — sagt der durch seine verschiedenen Werke über China wohlbekannte Pater Bitschurin,*) dessen vor wenigen Wochen in Petersburg erschienenen Broschüre gegenwärtiger Aufsatz entlehnt ist — irren, die China für eines der aufgeklärtesten Reiche in Asien halten, als diejenigen, die von seinen Bewohnern das Gegentheil annehmen, denn die Einen wie die Andern stützen ihre Behauptungen auf schwankende Gründe. Um in dieser Hinsicht eine feste Ueberzeugung zu gewinnen, muß man mit der größten Aufmerksamkeit den dortigen Zustand der Wissenschaften und ihren Einfluß auf das Volksleben betrachten. Erst nach dieser Untersuchung kann man einen richtigen Schluß auf den Bildungsgrad des Volkes machen. Der öffentliche Unterrichtskreis in China ist auf enge Gränzen beschränkt. Er umfaßt nur vier Arten von Anstalten, die mehr oder weniger zusammengesetzt sind. Sie sind: die Schulen, das pädagogische, das astronomische Institut und das Collegium der Gelehrten, welches den Akademien der Wissenschaften in Europa entspricht.

In den Schulen beschäftigt man die Kinder mit der Sprachlehre, der Landesgeschichte, der alten Poesie der Chinesen, ihrer Religion, der Rechtswissenschaft und politischen Oekonomie. Die Kenntniß der Musik und der Ceremonien bildet einen wesentlichen Theil in der Bildung der Jugend; vaterländische Geographie, Mathematik, Chemie, Medicin, Botanik, Architektur und Hydraulik erlernen sie nach ihrem freien Willen, ohne einen besondern Vortrag über diese Wissenschaften anzuhören. Alles was nicht zum Dienste des Vaterlandes nöthig ist, halten die Chinesen für unnütz; dieses Vorurtheils wegen widmen sie dem, was in Europa für die Wissenschaften geschieht, keine Aufmerksamkeit. In den Schulen findet man keine systematischen Lehrbücher, sondern zur Grundlage des Unterrichts dienen nur gewisse von Alters her angenommene Fundamentalbücher, die bei den Chinesen die gleiche Wichtigkeit haben, wie bei uns Christen die Bibel. Aus ihnen schöpfen

*) Pater Bitschurin war mehr denn zwölf Jahre der russischen geistlichen Mission in Peking einverleibt, hatte also während dieser langen Frist Zeit genug, China in allen seinen Zuständen kennen zu lernen.
Anm. d. Einsenders.

sie über die vorhin genannten Gegenstände ihre Kenntnisse. Anfangs müssen die Kinder nur den Text aus diesen Fundamentalbüchern ohne alle Erklärungen auswendig lernen, mit dem dreizehnten Jahre erhalten sie darüber erläuternde Definitionen, dann erst werden sie auch angeleitet, selbstständige Aufsätze zu machen. Die Schulen werden entweder von der Krone oder von Privaten unterhalten. Zum Subsistenzfond der erstern dienen die Einkünfte von den ihnen angewiesenen Ländereien. Der Privatschulen gibts überall eine große Menge in China, die Mehrzahl der chinesischen Jugend, oft aus den ersten und wohlhabendsten Familien, wird von Hauslehrern unterrichtet; nur arme und Waisenkinder erhalten den Unterricht in Kronsschulen. Diese zerfallen in Volks-, Gouvernements- und Districtsschulen. Volksschulen bestehen in allen Städten, unter der Aufsicht der Ortsbehörden stehend, welche das Recht haben, in ihnen Kinder aufzunehmen, zu entlassen und Lehrer aus den freien Ständen, die durch ihre Moralität und Bildung bekannt sind, anzustellen. Jährlich werden dem Curator der Schulen Listen der Lehrer und Schüler vorgelegt. In diesen Schulen erhalten die Kinder die erste Bildung, und sobald sie nach ihrer Prüfung den Grad eines Studenten erlangt, gehen sie in die Districtsschulen über. Gouvernementsschulen befinden sich in jeder Gouvernementsstadt nur Eine von der Regierung unterhaltene, nächstdem einige von Privatleuten gestiftete. In ihnen werden freie Zuhörer aufgenommen, welche dieselben, wenn sie es wünschen, verlassen können. Die Volks- und die Gouvernementsschulen sind vorbereitende Lehranstalten, in denen weder bestimmte Unterrichtsgegenstände stattfinden, noch eine bestimmte Schülerzahl ist. — Districtsschulen befinden sich auch in allen Städten des Reichs, haben aber besondere von den beiden ersten Gattungen sie unterscheidende Rechte. Sie zerfallen in große, mittlere und kleine, oder in Provincial-, Bezirks- und Kreisschulen. Die größte Studentenzahl ist in den erstern, die mindeste in den letztern enthalten.

Diejenigen, welche eine hinlängliche Bildung in den Volksschulen oder zu Hause erhalten haben, unterwerfen sich in der Centralstadt ihrer Provinz einer Prüfung, in Folge welcher diejenigen, welche den Studentengrad erhalten, in die Districtsschulen übergehen, wo sie als Kronszöglinge das Recht verlieren, sich einen Stand oder ein Amt zu wählen. Sie sind von diesem Zeitpunkt an Candidaten des Staatsdienstes, und müssen als solche unter Anleitung von Kronslehrern, unter der unmittelbaren Aufsicht des Chefs vom Lehrwesen, ihr Studium fortsetzen. Mit geringer Ausnahme befindet sich in jeder Districtsschule ein Ober- und ein Unterlehrer. In sämmtlichen Gouvernements zählt man 180 Provincial-, 210 Bezirks-, 1111 Kreis-, Ober- und 1521 Unterlehrer, im Ganzen also 3022; in diese Zahl sind nicht eingeschlossen die Lehrer in den Volks- und Dorfsprivatschulen. Die Studenten werden in Krons-, nicht etatmäßige und überzählige eingetheilt. Ihre Gesammtzahl in allen drei Classen der Districtsschulen beläuft sich auf 40,650.

In jedem Gouvernement befindet sich ein Curator, dem die Verwaltung der Schulen und die Aufsicht über die Prüfungen übertragen ist. In den Städten, in welchen die Curatoren ihren Wohnsitz haben, sind besondere Häuser, in denen die Prüfungen vor sich gehen; in den übrigen Städten läßt die Regierung zu diesem Zwecke Hütten von Holz aufschlagen. Die Curatoren bereisen die Prüfungsorte ihrer Ordnung nach. Es ist ihnen gestattet, zur Durchsicht der Aufgaben Gelehrte aus ihrem Gouvernement einzuladen; jedoch nur fünf oder sechs Personen, wenn das Gouvernement nicht groß ist. Zöglinge und Studenten werden zur Prüfungszeit aus ihren Kantons in die Hauptstadt ihrer Provinz oder Bezirks gebracht. Der Provincial- oder Bezirkschef fungirt zur Zeit der Prüfung als Inspector, und wacht dabei über die Aufrechthaltung der innern Ordnung. Der Inspector und der Lehrer müssen, wenn sie dem Curator etwas zu berichten haben, mit ihm persönlich im Sitzungssaale sprechen, privatim bei demselben zu erscheinen, ist verboten. Der Curator darf keine Privatbriefe annehmen, und kann nur Geschäftssachen wegen, aber sonst aus keiner andern Veranlassung mit den Beamten, Correspondenzführern, Lehrern und Zöglingen zusammenkommen. Die bei ihm befindlichen Beamten und Diener werden sämmtlich auf dem Hofe des Examinationsgebäudes eingeschlossen, wohin während der Prüfungszeit Niemand, der zum Lehrpersonal nicht gehört, gelassen wird.

Die Prüfung der Studenten zerfällt in die jährliche und in die vorbereitende. Der Jahresprüfung müssen sich alle Studenten unterziehen, ausgenommen die Zöglinge des astronomischen Instituts, die zur Armee geschickten Studenten und diejenigen, welche ihrer musterhaften Führung wegen die zwölfte Classe erhalten haben. Was diejenigen Studenten betrifft, die sich schon gegen 30 Jahre im Etat befinden, oder die 70 Jahre alt sind, so ist es erlaubt, sie mit Kleidungsstücken zu belohnen und ihnen die Jahresprüfung zu erlassen. Die Jahresprüfung der Studenten geht jährlich vor sich, die vorbereitende aber alle zwei oder drei Jahre vor ihrer zur Erlangung des Candidatengrades vorzunehmenden Prüfung, welche in der Hauptstadt des Gouvernements stattfindet. Bei der Jahresprüfung werden zwei Gegenstände zur Beurtheilung aus den obgedachten Fundamentalbüchern gegeben, außerdem noch die Abfassung von Gedichten in Strophen von vier bis zehn Zeilen. Bei der vorbereitenden Prüfung wird ein Gegenstand zur Beurtheilung aufgegeben, nächstdem ein politisches Programm und auch Verse. Letztere müssen allemal aus fünf Wörtern bestehen. Die Haupterfordernisse einer jeden Prüfung sind ein guter Styl und ein gutes Urtheil bei den abzufassenden Gegenständen. In dieser Beziehung werden die Zöglinge und Studenten in sechs Classen getheilt, und nach dem Werthe der Arbeiten werden die Belohnungen bestimmt. Die Studenten erster und zweiter Classe erhalten zu Geschenken Seidenzeuge, Blumen aus schattirter Seide, Tusche und Schreibzeuge; von den Studenten dritter Classe werden die ersten zehn mit Schreibpapier, Schreibzeugen und Papierblumen, die übrigen dieser Classe mit geringern Geschenken belohnt. Die Studenten der drei letzten Classen werden für bewiesene Trägheit und Unwissenheit in untere Grade zurückversetzt. Die Studenten erster und zweiter Classe verlassen das Prüfungslocal unter Musik. Nach dieser Prüfung erfolgt in der Hauptstadt des Gouvernements das Examen zur Erlangung des Candidatengrades. Zu diesem werden außer den Studenten auch Beamte, ja sogar Gelehrte zugelassen, die sich der Studentenprüfung nicht unterzogen hatten. Die Zahl der zu dieser Prüfung Zuzulassenden ist durch einen besondern Etat bestimmt, und hängt von der Größe des Gouvernements, seiner stärkern oder schwächern Bevölkerung ab.

(Fortsetzung folgt.)

Nach officiellen Berichten ist die Seide-Erzeugung in Frankreich in stetem Zunehmen begriffen. Im J. 1810 wurden 350,629 Kilogr., im J. 1855 nicht weniger als 876,016 Kil. Rohseide erzeugt. Dreißig Departements nehmen jetzt daran Theil, wovon vierundzwanzig dem südlichen Theile Frankreichs angehören. Im J. 1820 betrug die Anzahl der Maulbeerbäume 9,638,674, im J. 1834 war sie auf 14,879,404 gestiegen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 289.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 October 1828.

Skizzen aus Obercalifornien.

(Aus Ruschenbergers Reise um die Welt.)

Als wir uns der Küste von Californien näherten, stießen wir auf große Betten von schönem Seegras, welches manchmal in so dichten Massen gefunden wird, daß es die Bewegungen des Schiffes hindert. Die Blätter sind 2 oder 3 Fuß lang und 2 bis 3 Zoll breit in der Mitte, werden aber gegen die Enden zu allmählich schmäler; sie sind von gelblich brauner Farbe, kraus *wie Krepp*, aber weich und sammetartig beim Anfühlen. An dem Stengel jedes Blattes befindet sich ein mit Luft gefülltes Gefäß, wodurch es an dem Kamm befestigt wird. Unsere Fahrt war äußerst angenehm, und am 24 October langten wir nach einer Ueberfahrt von 15 Tagen und 7 Stunden von den Sandwich-Inseln her zu Monterey, der Hauptstadt von Obercalifornien, an. Der Thermometer fiel allmählich, als wir uns dieser Breite näherten, von 80° F. auf 58° F. (21⅓° R. auf 11½° R.) und stand eines Morgens 49° F. (7½° R.); für uns, die wir aus den Tropengegenden kamen, war diese Temperatur unangenehm kalt, sie wirkte aber wie ein Zauber auf diejenigen an Bord, welche durch Krankheit geschwächt waren.

Der Hafen von Monterey liegt unter 36° 36′ n. B. und 104° 2′ w. L. Er wurde im Jahre 1602 entdeckt und nach Don Gaspar de Zuniga, Conde de Monterey, damaligem Vicekönig von Mexico, benannt. Er ist sehr groß und gegen Nordwesten offen, von wo manchmal ein bedeutendes Aufwogen des Meeres hereindringt; das Wasser ist tief, und Schiffe ankern gewöhnlich in etwa 10 Faden hart am Ufer. Das Land um die Bai her ist hoch und mit Fichtenwäldern bedeckt, was dem südlichen Theile des Hafens den Namen Punta de Pinos gegeben hat.

Die Stadt ist eine zerstreute Reihe von Häusern, die nicht mehr als etwa 1500 Einwohner enthalten, worunter 15 oder 20 Fremde, Amerikaner und Engländer, sich mit dem Handel beschäftigen, welcher meist im Austausch europäischer Waaren gegen Häute und Talg besteht. Die Häute kosten anderthalb Dollars in Geld oder zwei Dollars in Waaren, und werden nach den Vereinigten Staaten geschickt; Talg kostet einen Dollar der Centner, und geht nach dem Markte von Lima.

Wir fanden vier Kauffahrer und zwei Wallfischfänger, lauter Amerikaner, im Hafen. Einer davon war seit einigen Monaten von einem Hafen an der Küste nach dem andern gegangen, hatte Häute gesammelt, und sie nach Santa Barbara geführt, wo sie durch Einsalzen zubereitet und dann nach den Vereinigten Staaten verschifft werden. Der hiesige Handel ist so eng mit dem nach den russischen Niederlassungen an der Nordwestküste Amerika's verbunden, daß sich der Werth desselben zu Monterey nicht wohl allein schätzen läßt. Es mögen jährlich 6 bis 8 amerikanische Kauffahrer an die Küste kommen, und San Francisco, Monterey, Santa Barbara und einige andere Häfen von Obercalifornien besuchen, Waaren daselbst gegen Häute, Talg, hie und da auch gegen einige Biber- und Otterfelle eintauschen. Manchmal führen sie auch Pferde und Ochsen nach den Sandwichs- und Gesellschaftsinseln.

Der amerikanische Handel mit Mexico ist, zum mindesten an der Westküste, durch schwere Lasten gedrückt. Außer den Zöllen auf die Ladung, welche bei einigen Waaren fast einem Verbote gleich kommen, zahlen die Schiffe einen Hafenzoll, der 17 Realen auf die Tonne beträgt, also von einem Schiff von 300 Tonnen 637½ Pesos. Allerdings kann, wenn diese Summe einmal bezahlt ist, ein Schiff von einem Hafen Obercaliforniens in den andern gehen, ohne einen weitern Hafenzoll zu entrichten. Nach dem Vertrage mit Mexico sollen die Nordamerikaner gleich der am meisten begünstigten Nation behandelt werden, der Vertrag selbst aber bedarf in mehrern Einzelnheiten der Revision und Verbesserung. In einem Punkte desselben haben die mexicanischen Diplomaten die amerikanischen Geschäftsträger und den englischen Gesandten überlistet, vielleicht weil es den beiden Herren an einer hinlänglichen Kenntniß der spanischen Sprache fehlte. Es ist ein gewöhnliches und nur allzu häufig vorkommendes Verfahren der mexicanischen Regierung, wenn sie Geld braucht, von den fremden im Lande wohnenden Kaufleuten schwere Anleihen zu erheben, welche selten oder nie bezahlt werden; um sie dagegen zu schützen, unterhandelten die Diplomaten über einen Artikel, der nach dem englischen

Texte sie von gezwungenen Anleben ganz befreit, die spanische Leseart aber besagt, daß amerikanische Kaufleute, nicht von den mexicanischen unterschieden und nicht allein gezwungen werden sollen, der Regierung Geld zu leihen, sondern beide sollen nur in gleichem Maaße beigezogen werden.

(Schluß folgt.)

Topographisch-biographische und literarisch-artistische Skizzen aus Schottland und Nordengland.

(Schluß.)

Die in der so anziehenden und reichangebauten brittischen Anglerliteratur, deren Haupt- und Quellenbuch das als classisch betrachtete Jf. Waltons ist, so vielgefeierte Tyne, bietet nicht minder, wie ihr Ufergelände, unerschöpfliche Fundgruben für die Betriebsamkeit der Bevölkerung dar. Es ist jener köstliche Lachs, dessen Fang und Versendung sowohl im frischen als geräucherten Zustande einen Hauptzweig der Newcastler Geschäftsthätigkeit ausmacht.

Ueber die Salmenfischerei in der Tyne ließe sich aus dem hie und da zerstreuten reichhaltigen Stoffe ein äußerst anziehendes Büchlein schreiben. Der bereits verstorbene J. Sykes hat in seinem Local Records of the North, welches Werk wir unbedenklich für eine der gehaltvollsten topographischen Schilderungen erklären, da und dort merkwürdige Details über die Tynelachsfischerei mitgetheilt. So berichtet er unter Anderm, daß in frühern Zeiten ein einziger Netzzug nicht selten dritthalb hundert, auch dann und wann dreihundert Lachse heraufbrachte; daß am 12 Junius 1755 2400 gefangen wurden, 1760 ein Riesenlachs, welcher 4⅓ Fuß lang war und über 54 Pfund wog, 1764 aber ein noch größerer, gar sechsthalb Fuß langer Salmen ins Garn gerieth.

Der neueste Geschichtschreiber der Stadt, Mackenzie (History of Newcastle u. T. 1827), nimmt es als eine ausgemachte Sache an, daß der Tynelachs der köstlichste seiner Gattung sey, und fügt unter Anderm die um so leidigere Angabe hinzu, daß seine ehemals so unglaubliche Menge und so gerühmte Güte von Jahr zu Jahr abnehme, und die goldene Zeit des Newcastler Salmenfangs dahin sey. Die Schuld davon mißt er unter Anderm theils der so stark vermehrten Schifffahrt auf dem Flusse, theils der immer steigenden Zunahme der Gewerke entlang seinen Ufern bei, durch deren Abfälle das Gewässer verdorben und dem Gedeihen dieses Edelfisches schädlich werde.

Der Alterthumsforscher begrüßt, wenn er den Boden dieser Stadt und ihrer Umgebung betritt, denselben als einen der ausgedehntesten sowohl wie anziehendsten Heerde römischer Ueberreste, zumal beim Anblick des gegen 73 (engl.) Meilen lang von der Nordsee bis zur irländischen Meerenge hinstreichenden sogenannten Piktenwalles,*) des murus picticus oder Severus der Alten, dessen Nordsee-Ende ungefähr drei Meilen östlich von der Stadt ausläuft, und, was wenig bekannt, der so berühmten und gesuchten Wallsend Coal, deren Ader von einer Reihe vor Jahren eben in jener Gegend entdeckt und im Sommer 1836 ganz erschöpft worden ist, den Namen gegeben hat. Er gedenkt bei diesem Anblick unwillkürlich des trefflichen Horsley, in dessen 1732 erschienenem äußerst seltenem Prachtwerke Britannia Romana nicht weniger als 36 Kupfertafeln den in der Grafschaft Northumberland, besonders um Newcastle, vorhandenen altrömischen Ueberresten gewidmet sind.

Die große, so rührige und emsige Alterthumsforschergesellschaft, welche allda seit etwa einem Vierteljahrhundert ihren Sitz hat, waltet also, wie man sieht, an einem Orte, der im ganzen brittischen Innenreiche nicht besser gewählt werden konnte, und auf ächt römisch-classischem Boden. Die vollständigsten und reichhaltigsten, geschichtlichen sowohl wie statistischen und anderweitigen Angaben über die Newcastler gelehrten und sonstigen Vereine und Anstalten, worunter die Naturforschergesellschaft geschätzte Verhandlungen herausgibt und alljährlich Blumen- und Fruchtausstellungen veranstaltet, findet man in Mackenzie's oben angeführtem Werke; wir wollen daher nur noch der sogenannten typographischen Gesellschaft erwähnen, welche von dem eifrigen Bibliographen, ja Bibliomanen Brockett 1818 gestiftet, 1836 bereits 14 Bände ortsgeschichtlichen, typographischen und ähnlichen Inhalts herausgegeben hatte, die so vergriffen sind, daß selbst zu Newcastle eine vollständige Sammlung derselben zu den Seltenheiten gehört.

Ein vollständiges Verzeichniß dieser Newcastlebibliothek, wie man sie nennen dürfte, worin mitunter gediegene und gehaltvolle Abhandlungen enthalten seyn sollen, hat Martin in seinem äußerst schätzbaren, ja unentbehrlichen Katalog der von großbritannischen Privatvereinen u. s. w. herausgegebenen Werke mitgetheilt.

Die Straßenscenerie der auf unebenem, ja an vielen Stellen abschüssigem Boden gelegenen altväterischen, ja in ihrer Art einzigen Stadt, die der groteskesten Bauten noch so viele darbietet, ist eine der seltsamsten, die man sehen kann; nicht minder merkwürdig aber auch und anziehend das Innere, die Innenscenerie, möchte man sagen, vieler dieser aus den Zeitaltern Elisabeths und ihrer nächsten Nachfolger herstammenden öffentlichen Gebäude und Wohnhäuser, vor Allem das künstliche Schnitzwerk des eichenen Getäfels derselben. Ja, im Saale des Kaufhauses, welcher über und über mit Schnitzwerk bedeckt ist, das wohl aus der Mitte des 17ten Jahrhunderts herrühren mag, wird jeder ächte Kenner Manches darunter für wahrscheinlich einzig in seiner Art im gesammten Reich, vielleicht auch in Europa erklären.

Der Beruf zur Verjüngung Newcastle's und architektonischen Umwandlung desselben den Bedürfnissen der Neuzeit und den Anforderungen eines im raschesten Wachsthum begriffenen schwunghaften Gewerbs und Handelsflores gemäß — ein ungemein schwieriger Beruf, wenn er ohne vandalische Zerstörung, ja mit möglichster Schonung des bestehenden trefflichen Alterthümlichen ausgeübt wird — ist dem ausgezeichneten Baumeister Richard

*) Folgende interessante Notiz glauben wir nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Aus der Mitte eines Bruchstückes dieses Walles, von welchem vielleicht keine hundert Fuß lange, ununterbrochene Strecke mehr vorhanden ist, wuchs zur Zeit, wo Sykes das vorhin genannte Buch schrieb, ein vollstämmiger Apfelbaum, der auch darin abgebildet ist.

Grainger, dem northumbrischen Vitruv, dem Reformator Newcastles, wie er genannt wird, zu Theil geworden. Er ist es, der den Plan zur Greysstraße, in deren Nähe die zum Denkmal des berühmten Parlamentsreformators bestimmte, 130 Fuß hohe Ehrensäule errichtet worden, entworfen hat und mit dessen Ausführung beauftragt ist. Sie wird die Breite der Londoner Regentenstraße, die Länge einer halben (engl.) Meile haben und ganz aus Portlandstein erbaut seyn. Außer dieser sind noch sieben neue Straßen sämmtlich unter seiner Leitung in der Anlage begriffen, wovon eine den Namen Nelsons, eine andere, einem Beschlusse des Gemeinderaths zufolge, seinen eigenen führen wird. Im August 1837 wurde das alte Schauspielhaus abgetragen, im November stand das auf derselben Stätte aufgeführte neue schon fertig da.

Newcastle birgt einen der eifrigsten und umfassendsten Kenner der portugiesischen Sprache und Literatur, Namens John Adamson, Mitglied der dortigen archäologischen Gesellschaft, der sich durch eine im J. 1820 zu London erschienene Lebensbeschreibung von Camoens in zwei Bänden bekannt gemacht hat. Er hatte sich seit seiner frühesten Jugend in Portugal (wahrscheinlich in Handelsgeschäften) aufgehalten, und zu Lissabon, wo er ansässig war, einen reichen Schatz portugiesischer Werke zusammengebracht, den er nach dem französischen Einfall, wo er das Land verließ, mit sich nach Newcastle nahm, und seitdem emsig zu vermehren bedacht gewesen ist. Einen trefflichen Katalog darüber hat er 1836 unter dem Titel Bibliotheca Lusitana dort herausgegeben, derselbe ist aber nicht in den Buchhandel gekommen, sondern nach der hie und da, und dann und wann auch in Deutschland nachgeahmten Sitte vieler englischer Vornehmen und Reichen nur zur Verschenkung bestimmt.

Der Crösus von Botany Bay.

Kürzlich starb zu Sidney ein Mann, Namens Terry, mit Hinterlassung eines Vermögens von einer Million Pfund Sterling, und vermachte seiner Frau eine Rente von 10,000 Pfd. St. Dieser Mensch war in seiner Jugend wegen eines Gänsediebstahls nach Botany Bay deportirt worden, errichtete, nachdem er frei geworden, eine Pfandverleiher-Boutique und machte bald glänzende Geschäfte. Nach 20 Jahren hatte er 90,000 Pfd. St. erworben. Dieser Mensch war, wie sich erwarten läßt, habgierig und hart, ließ einen jungen Bedienten, der ihn bestohlen hatte, zum Tode verurtheilen, und einen General, dem er einige Summen geliehen hatte, auspfänden. Vor sechs Jahren schon besaß Samuel Terry ein Vermögen von 50,000 Pfd. Er bewohnte ein artiges Haus in Pitt Anns zu Sidney. Wenn er einmal einen Freund bei Tisch hatte und nach einer Bouteille Liqueur schickte, so beroch er den Mund des Bedienten, der ihm die Bouteille selbst in die Hand geben mußte, um sich zu versichern, daß er nicht auf dem Wege davon getrunken. Seine Frau erhielt nie eine Magd, um sich in ihren häuslichen Arbeiten helfen zu lassen. Man berechnet, daß er für mehr als 500,000 Pfd. St. Wechsel zu 10 Procent escomptirte; er besaß eine ganze lange Straße zu Sidney, und obwohl seine Mieth- und Pachtzinse gegen 70,000 Pfd. St. betrugen, lebte er doch mit 5 bis 600 Pfd. St. des Jahres. Troß des kolossalen Vermögens war der Mensch keineswegs glücklich; obwohl noch nicht alt, war er doch bereits seit 4 Jahren gelähmt. Sein Sohn, ein Mensch von großer Heftigkeit, war schon vor Gericht gestellt worden, weil er seine Frau am Kopfe verwundet hatte: Geld unterdrückte die Geschichte. In den letzten Zeiten seines Lebens ließ sich Terry, bleich und herabgekommen, wie er war, in einer offenen Calesche nach seinem Landgute bis Sidney bringen: er starb in einem Alter von 52 Jahren, ohne ein eigentliches Testament hinterlassen zu haben, und verlangte bloß, daß seine Almosen, die sich auf höchstens 100 Pfd. St. des Jahres beliefen, noch zehn Jahre lang fortbezahlt und er mit den Auszeichnungen als Freimaurer begraben würde.

Zustand des öffentlichen Unterrichts und der Nationalcultur in China.

(Fortsetzung.)

Nur unter Beobachtung sehr strenger Vorsichtsmaaßregeln werden die Zöglinge zu den Prüfungen zugelassen. Zu denselben erscheinend, hat jeder Zögling von fünf seiner Mitschüler, die mit ihm dabei erscheinen, ein Zeugniß wie die Caution eines Kronsstudenten zu produciren. Die Ortsbehörden haben deßwegen besondere Register anzufertigen, in welchen die Zöglinge selbst ihre Namen, ihr Alter, ihre Physiognomie, ihren Geburtsort, ihre Herkunft und die Caution des Kronsstudenten einzutragen haben. Werden von ihnen einige entdeckt, die einen falschen Namen führen, ihre Herkunft und Geburtsort verbergen, die Jahrestrauer um den Tod der Eltern verheimlichen, von makelhaften Eltern abstammen: wie von Dienstboten, Polizeispionen, Gerichtsboten, Waffenschmieden, Schauspielern, Sklaven, Musikanten, welche alle zum Examen unzulässig sind, oder begingen sie gar Verbrechen und erduldeten dafür Leibesstrafen, werden der Schuldige und die fünf zeugenden Mitschüler zur strengen Verantwortung gezogen. Der Kronsstudent geht seiner Stelle verlustig und wird dem Gericht übergeben. Der Student, der ohne legitime Ursache bei dem Examen nicht erschien, oder dreimal von demselben sich abgefragt hat, wird aus den Studentenlisten gestrichen. Die um den Verlust ihrer Eltern Trauernden können ein ganzes Jahr zur Prüfung nicht erscheinen. Ueber die sich Krankmeldenden hat der Inspector ein Certificat vom Lehrer und Arzt einzufordern. Solchen wird eine dreimonatliche Frist zur Ergänzung der Prüfung gestattet. Die nach Hause Beurlaubten müssen genaue Auskunft über ihren Aufenthaltsort geben. Wird es entdeckt, daß Zöglinge oder Studenten, die sich zur Prüfung begeben, heimlich beschriebene Hefte, Gold und Silber mit sich führen, oder einen falschen Geburtsort und Namen angeben, so werden sie dem Gericht übergeben. Lernende, die während der Prüfung ihre bereits eingenommenen Sitze gegenseitig verändern, unaufmerksam und zerstreut sind, ihre Blicke nach allen Seiten werfen, werden aus dem Prüfungssaale geführt. Für andere vorfallende Unordnungen werden Zöglinge und Studenten in besondere Behälter (Carcer) gesperrt. Bei dem Unterrichte der Jugend ist den Lehrern vorgeschrieben, ihre Schüler mit den religiösen Ceremonien bekannt zu machen. An den Hauptfesten des Jahres werden aus den Studenten die besten erwählt, um bei den Ceremonien zu fungiren.

Sie haben ihnen den Inhalt der classischen, allem Unterrichte zur Basis dienenden Bücher zu erklären. Alle in China erscheinenden

Bücher dürfen sich nur auf ihren Inhalt beziehen, dürfen nur über sie Erläuterungen und Bemerkungen enthalten, nächstdem auch Abhandlungen aus der Geschichte des chinesischen Volkes. Alle solche Bücher werden gleich nach ihrer Erscheinung den Schulbibliotheken zugeschickt, um von den Lernenden benutzt zu werden. Den Buchhändlern ist es erlaubt, sie nachzudrucken. Der Druck aller freigeisterischen, die Sittlichkeit des Volkes untergrabenden, mit dem Geiste der classischen Bücher nicht übereinstimmenden Werke ist streng verboten.

Bei der Anleitung zur Abfassung von Aufsätzen wird streng darauf gesehen, daß keiner derselben mehr denn 700, die Antwort auf das politische Programm bei dem Examen nicht mehr denn 500 Buchstaben enthalten darf.

Sie haben der Jugend die Grundsätze anzugeben, die ihnen zur Richtschnur ihres Verhaltens als Staatsdiener dienen sollen. Hier wird ihnen vorzügliche Treue, Redlichkeit und sittliches Betragen empfohlen. Die Schüler werden angehalten, Ehrfurcht und Achtung vor den Lehrern zu haben, das von ihnen Vorgetragene bereitwillig anzunehmen. Die Lehrer ihrerseits sind verpflichtet, dem Unterrichte mit Fleiß und Eifer vorzustehen, sich nicht der Trägheit und dem Müßiggange zu ergeben. Die Studenten dürfen keine geheimen Gesellschaften bilden, noch sich durch gegenseitigen Eid zu etwas verpflichten. Es ist ihnen verboten, ihre Schriften eigenmächtig drucken zu lassen. Die Uebertreter dieser Vorschrift hat der Inspector zu richten.

In jeder Schule gewahrt man zur linken Seite des Hauptsaales ein von Stein gefertigtes Monument, auf dem sich die wesentlichsten Vorschriften für das Verhalten der Lernenden ausgehauen befinden. Nächstdem haben verschiedene Kaiser von China der Jugend gedruckte Belehrungen in dieser Beziehung nachgelassen, die in allen Schulbibliotheken aufbewahrt werden. Diese, so wie die obigen, werden am ersten und fünfzehnten jeden Monats der gesammten Schuljugend von den Lehrern vorgelesen. Bei dieser Lecture darf kein Student ohne erhebliche Ursache fehlen. Die sich dabei unaufmerksam oder streitsüchtig bezeigen, werden gezwungen kniend anzuhören. Bei der Ankunft des Curators zur Prüfung statten ihm der Inspector und die Lehrer einen geheimen Bericht über die Aufführung der guten und schlechten Studenten ab. Der Curator, nachdem er sich umständlich davon überzeugt hat, berichtet nach der Prüfung darüber dem Ceremonienhofe. Die sich in ihrer Aufführung nicht bessernden Studenten werden aus der Gelehrtenkaste ganz ausgeschlossen.

Sie dürfen weder das Amt eines Correspondenzführers, noch einen Kriegsdienst übernehmen, noch sich mit dem Handel beschäftigen. Es ist den Ortsbehörden nicht erlaubt, Studenten gegen ihren Willen zu Dorfältesten zu wählen, sie sind von jedem öffentlichen Dienste befreit, müssen aber auch von ihrer Seite streng beflissen seyn, sich aller unanständigen, ihrem Berufe nicht entsprechenden Handlungen zu enthalten.

In China übernimmt der Staatsbeamte mit seinem Dienst auch die Pflicht eines Priesters, deßwegen lernen alle Studenten Musik und Pantomimik. Bei jeder Schule befindet sich eine angemessene Zahl von Musikanten und Mimen. Sobald unter diesen eine Stelle vacant ist, so ernennen die Bezirks- und Kreisbehörden einen der besten Studenten, und stellen ihn dem Curator der Schulen zur Bestätigung vor. Außerdem befinden sich in jedem Gouvernement Tempel, die den alten berühmten Weisen gewidmet sind. Studenten von ihren Nachkommen, die in demselben Gouvernement wohnen, werden bei diesen Tempeln als Priester-Studenten angestellt: hier ist es ihre Pflicht, den Manen ihrer Vorfahren Opfer darzubringen.

Zur Erlangung eines gelehrten Grades geht allemal eine Prüfung vorher, die immer nur nach Verlauf von 2 oder 3 Jahren stattfindet. Die Studenten, welche in den Gouvernementsprüfungen den Candidatengrad erlangten, versammeln sich in der Residenz, wo sie nach einer neuen Prüfung den Grad eines Hun-schi, d. h. eines dem Hofe vorgestellten Gelehrten, erhalten. Diese unterwerfen sich später im Thronsaale Baocho-dän dem Palastexamen, worauf sie den Grad eines Magisters, unter dem Titel eines Zsin-schi, d. h. eines in den Dienst Tretenden, erhalten. Auf diese Weise finden also drei Prüfungen, jede mit der Ertheilung eines gelehrten Grades, jede nach Verlauf von zwei oder drei Jahren nach der vorangegangenen, statt: die Studentenprüfung in der Provincial- oder Bezirksstadt, die Candidatenprüfung in der Hauptstadt des Gouvernements und das Magisterexamen in der Residenz.

Zur Abhaltung einer Residenzprüfung werden besondere Examinatoren, in der Regel die höchsten Staatsbeamten, Minister, Präsidenten der Gerichtshöfe, alle ebenfalls frühere Magister, vom Kaiser selbst ernannt; ihnen werden als Gehülfen die Examinatoren beigesellt, die zuletzt die Gouvernementsprüfungen geleitet haben. Zur Durchsicht der Aufgaben, Durchlesung der Aufsätze werden ebenfalls Staatsbeamte aus den ersten Classen, die die Magisterwürde besitzen, ernannt. Die Prüfungen in den Kreis- und Gouvernementsstädten hängen von den Verfügungen der Ortsbehörden, die in der Residenz von denen des Ceremonialhofes in Peking ab.

Unmittelbar vor dem Palastexamen ist es den Journalisten und Correspondenzführern, die die Aufgaben zu copiren haben, keineswegs gestattet, die Nacht im Palais zu verbringen, um dadurch jedes Mittel der Communication zu verhüten. Ein Gardedetaschement besetzt an allen Thoren die Wachen, um jede Mittheilung aus dem Innern des Palais zu verhüten. Die ersten Staatsbeamten, mit der Durchsicht der Aufgaben beauftragt, wie alle andere bei dem Examen betheiligte Personen, verbringen die dem Act vorangehende Nacht in den beiden Flügeln, die dem Thronsaal anstoßen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Französische Blätter entlehnen aus Londonern Folgendes: Seit einigen Tagen wird das Publicum in Moorgate-Street zugelassen, um eine neue Beleuchtungsmethode zu sehen, die eine völlige Umwälzung in dem bisher bekannten Beleuchtungssysteme hervorbringen soll. Das Licht ist kein anderes als Gas, und erzeugt sich mit atmosphärischer Luft. Eine eben so einfache als sinnreiche Lampe läßt einen Luftstrom zu, und combinirt ihn mit flüchtigen Oelen, die man bisher nicht zu verwenden wußte. Außer dem, daß das atmosphärische Gas glänzender ist, als das der Kohle, verursacht es auch keine Explosionen. Jede Werkstätte, jedes Haus, jedes Zimmer kann den Apparat aufnehmen und sein Gas haben. Bei dieser Entdeckung hat man keinen Gasometer, keinen besondern Bereitungsort, keine unterirdischen Röhren, kurz den ganzen kostspieligen Apparat der Kohlengaseinrichtungen nicht nöthig. Trotz dem, daß das Licht doppelt so stark ist, soll die Ersparung doch 50 Procent betragen.

Nach dem Globe sollen sich in Texas so wenig Frauen befinden, daß nicht nur die Regierung eine Prämie anbot, sondern auch Privatleute noch jeder Frau, die sich in Texas niederlassen will, starke Gratificationen versprachen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 290.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 October 1838.

Etwas über eine Theorie der Stürme.

Man hat lange vermuthet, daß auch diese Naturerscheinungen gewissen Regeln unterliegen, aber bald gefunden, daß in unsern Breiten es wegen der Unregelmäßigkeit der Winde äußerst schwer sey, Beobachtungen anzustellen und allgemeine Schlüsse daraus zu ziehen. Die ersten Beobachtungen wurden auch wirklich innerhalb der Tropen gemacht, wo die Passatwinde in dem atlantischen, die Monsoons im indischen Ocean durch ihre große Regelmäßigkeit die Aufmerksamkeit zuerst erregten und zu Untersuchungen anspornten. Einzelne, früher ganz unerklärliche Umstände, wie z. B. die auffallende Ruhe des Meeres und der Luft zwischen den capverdischen Inseln und der Nordostküste Südamerika's kamen dazu, und man fing an, Thatsachen zu sammeln, ohne indeß allgemeine und ausreichende Schlüsse daraus zu ziehen. In der letzten Versammlung der englischen Naturforscher las ein Oberstlieutenant Reid ein Memoire vor, das den Titel führte: Bericht über die Fortschritte zur Entwicklung des Gesetzes der Stürme; wir theilen aus demselben die wichtigsten Bemerkungen mit, da sie einen wichtigen Beitrag zur physikalischen Geographie liefern.

So unregelmäßig die Bewegung eines Sturmes oder Tornado's dem Unaufmerksamen erscheinen mag, so sind doch bereits einige dieser Phänomene in eine gewisse Regel gebracht worden, und die Gesetze atmosphärischer Aenderungen beruhen gewiß auf so bestimmten Grundsätzen, daß nur eine genaue Kenntniß des Gegenstandes dazu gehört, um die Kenntniß dieser Gesetze so vollkommen zu machen, wie die irgend einer sogenannten strengen Wissenschaft. Die Aufmerksamkeit des Verfassers wurde zuerst im Jahre 1831 auf diesen Gegenstand gelenkt, als er in Dienstgeschäften nach Barbados kam, unmittelbar nach dem furchtbaren Orkan jenes Jahres, der in der kurzen Zeit von 7 Stunden 1477 Personen auf jener Insel allein das Leben kostete. Drittehalb Jahre lang war er täglich als Ingenieurofficier mitten unter den zerstörten Gebäuden beschäftigt, und wurde dadurch natürlicherweise zu Beobachtungen über diese Erscheinungen aufgemuntert. Die erste Erklärung, welche ihm vernünftig schien, fand er in einer kleinen Schrift von W. C. Redfield, von New-York. Die Nordoststürme an der Küste Amerika's hatten schon die Aufmerksamkeit Franklins auf sich gezogen: er war nämlich durch einen dieser Stürme verhindert worden, eine Mondsfinsterniß zu Philadelphia zu beobachten, und war nicht wenig erstaunt, zu erfahren, daß man diese Mondsfinsterniß zu Boston beobachtet habe, obwohl diese Stadt nordöstlich von Philadelphia liegt. Dieser Umstand war an einem so forschenden Geist, wie Franklin, nicht verloren: er erfuhr bei näherer Nachfrage, daß derselbe Nordoststurm in Boston erst um einige Stunden später als in Philadelphia geherrscht habe, und daß zwar der Wind aus Nordosten blies, das Fortrücken des ganzen Sturmes aber von Südwesten nach Nordwesten ging. Franklin starb jedoch, ehe er der Sache weiter nachforschen konnte. Oberst Capper, welcher im Gebiete von Madras sich 20 Jahre lang mit meteorologischen Studien abgegeben hatte, veröffentlichte im Jahre 1801 seine Beobachtungen über Winde und Monsoons, und drückte darin seine Ansicht aus, daß Orkane nichts als große Wirbelwinde seyen; „es wäre vielleicht, sagt er, nicht so gar schwierig, die Lage eines Schiffes in einem Wirbelwinde zu bestimmen, wenn man die Stärke und den Wechsel des Windes beobachtet. Sind die Wechsel plötzlich, und der Wind heftig, so muß das Schiff aller Wahrscheinlichkeit nach der Mitte des Vortex eines solchen Wirbelwindes nahe seyn; bläst aber der Wind längere Zeit aus Einem Punkte, und sind die Wechsel allmählich, so ist zu vermuthen, daß das Schiff dem Ende nahe ist." Reid fand diese Vermuthung über die Natur der Orkane richtig, und sie bewährte sich auch durch manche Beobachtungen. Redfield verfolgte die Beobachtungen Franklins, und obwohl mit den Ansichten Cappers unbekannt, brachte er doch heraus, daß während die Nordoststürme an den Ufern Amerika's wehten, ein Südweststurm mit nicht minderer Heftigkeit im atlantischen Meer gehaust habe. Er verfolgte Franklins Stürme, und fand auf ihrem Laufe, daß der Wind auf entgegengesetzten Seiten des Ufers, auf dem der Sturm herrsche, in entgegengesetzter Richtung wehe, daß in der That der ganze Sturm ein Fortschreiten eines Wirbelwindes sey, und daß alle diese Wirbelwinde fortdauernd in derselben Richtung sich drehten. In einer Nummer von Sillimans Journal (vom Jahr 1831) fand Reid viele Berichte über

ähnliche Stürme gesammelt, und eine Karte in sehr kleinem Maaßstabe, welche den Foetschritt des einen derselben zeigte. In der vollen Ueberzeugung von der Richtigkeit der Ansichten Redfields beschloß er, durch Anlegung von Kaeten in großem Maaßstabe dieselben zu erproben; dieses geschah, und die Beobachtungen bestätigten die Ansicht immer mehr. Reid legte der Naturfoeschergesellschaft 8 Kaeten in großem Maaßstabe vor, und wies nach, wie die Pfeile, welche die Richtung des Windes an den verschiedenen Stationen anzeigten, auf dee eechten Seite der verschiedenen Kreise alle nach Norden, an den Stationen zur linken Hand, oder gegen Osten der Karte, nach Süden gerichtet seyen. OL. Reid bemerkte, er habe zahlreiche Schiffsbücher durchgegangen, und die darin enthaltenen Nachrichten, mit dem, was er auf dem Lande eefuhe, combinirt: so wies er auf der 8ten Karte auf verschiedenen Punkten desselben Sturmes acht Schiffe nach, deren Weg den Gang des Sturmes duechschnitt, und die Schiffsnacheichten über die Richtung des Windes wueden duech die Nachrichten vom Lande her bestätigt. Die Schiffsbeobachtungen haben darum einen sehr großen Vortheil, weil die Handelsschiffe alle zwei Stunden und Keiegsschiffe alle Stunden ihre Wetterbeobachtungen niederschreiben. OL. Reid verfolgte eine Anzahl Stüeme in nördlicher Breite, und da ihm die Regelmäßigkeit auffiel, womit sie gegen den Noedpol hinziehen, und sich stets in derselben Richtung drehen, nämlich von Osten nach Norden, Westen, Süden und Osten, so kam er zu dem Schlusse, daß Stüeme in südlichen Breiten sich in einer entgegengesetzten Richtung, wie die in nöedlicher Breite, drehen müssen.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Obercalifornien.

(Schluß.)

Obercalifornien besitzt einen fruchtbaren Boden und ein gutes Klima. Seine Bevölkerung ist sehe zersteeut, und besteht fast ganz aus eingebornen Indianern, deeen Zahl nicht über 10,000 betragen soll. Sie bauen einige Vegetabilien, beziehen aber ihren Hauptunterhalt aus der Jagd. Sie sammeln sich in Stämmen von 100 bis 200 Seelen, selten in größeree Zahl, weil stärkere Gesellschaften sich im Umkreise einer Tagesjagd nicht so leicht mit hinreichendem Wilde versehen können. Sie stehlen Pferde aus den Höfen der Colonisten, da sie Pferdefleisch dem überflüssig vorhandenen Rindfleisch vorziehen. Nicht lange nach dee spanischen Erobeeung wurden diese Indianer Gegenstände der Sorgfalt für die Väter der Kirche, welche bald Missionen zur Verbreitung des Christenthums unter ihnen anlegten. Die Indianer wurden eingefangen, mit Gewalt in die Kirche geführt, getauft und dann als vernünftige Leute (Gente de razon) bezeichnet. Da man aber doch auf die Kraft der Taufe übee ihre Vagabundengewohnheiten wenig Vertrauen setzte, so hielten die Priestee sie gewöhnlich als Gefangene zueück, bis sie iegend ein Handwerk eelernt hatten, und auf diese Weise wurden einige civilisirt. Gegenwärtig gibt es 21 Missionen in Obeecalifoenien, die alle in einem Zustande von Verfall sind. Ich besuchte die zu Coemelo, die ich in Ruinen und fast verlassen fand. Sie ist etwa zwei Stunden von Monterey entfernt; der Weg dahin ist bequem und angenehm abwechselnd durch Berg und Thal, die allenthalben mit Fichten und andern Waldbäumen bedeckt und auffallend frei von Niederholz sind. Das Missionsgebände hat vielleicht 300 Fuß ins Gevieete, ist ein Stockwerk hoch und mit Ziegeln bedeckt. Wir eitten durch das Thor, das eben aus den Angeln fallen wollte, in den großen mittlern Hof, wo wie 8 oder 10 Individuen fanden, die mit Wiederherstellung des Daches beschäftigt waren. Sie benachrichtigten uns, daß der Padee im Peesidio, d. h. in der Gaenison sey, und Niemand uns die Kieche zeigen könne, die dem Aeußern nach in einem sehe verfallenen Zustande war. Alle Fenstee gingen in den Hof, und waren mit schweeen eisernen Gittern verschlossen; hiee waeen auch die Wohnungen der Indianer, welche in dee Nacht in Zimmer eingeschlossen wurden, die durch diese Fenstee Licht und Luft erhielten. Einige dieser Zimmer waren offen, mit Schutt und Schmutz bedeckt, und überhaupt in einem schlechteren Zustande, als der gewöhnlichste Stall seyn sollte.

Die Nachbaeschaft von Monterey und überhaupt ganz Obercalifornien ist eeich an Wild, Kaninchen, Hasen, Eichhörnchen, Wachteln, Schnepfen, Enten u. s. w.; Bären und Hirsche werden wenige Stunden von der Stadt geschossen. Während wir hier blieben, waren unsere Tafeln wohl damit versorgt, da unsre Hauptunterhaltung in der Jagd bestand. Die Bai ist reich an vortrefflichen Fischen und eine Menge Muscheln werden am Ufer gefunden; eine geoße Aet Haliotis, deren Perlmutter in sehr schönen Regenbogenfaeben spielt, ist sehr zahlreich: das Thier wird gegessen, obwohl man sich aber große Mühe gibt, es vor dem Kochen tüchtig zu klopfen, so ist es doch zähe und unschmackhaft. Es bildet manchmal eine große schwarze Perle, die bei vielen Leuten geoßen Beifall findet.

Die Regieeung von Obercalifornien steht gegenwäetig unter Obeestlieutenant Don Nicolas Gutierrez; dieser wohnt im Presidio, wo er nur einen Artilleriemajoe, einen Capitän und einen Lieutenant von der Infanterie, nebst einem oder zwei Coepoeälen, 14 Mann und zwei Feldstücken unter sich hat. Zur Zeit unsers Besuches waren sie alle Nacht auf der Wache, da man einen Angriff von einigen mißvergnügten Rancheeos und Indianern erwartete. Den Tag nach unsrer Ankunft salutirten wir den Platz, was von der Garnison erwiedert wurde. Während wir zu Monterey waeen, wurden wir von meheeen Teappeen oder Pelzjägern des „fernen Westens" besucht. Die, welche an Bord kamen, waren aus Tennessee und hatten niemals ein Schiff oder Salzwasser gesehen, bis sie den nöedlichen stillen Ocean zu Gesicht bekamen. Mit Büchsen und iheen Fallen bewaffnet, verlassen diese kecken Söhne des Waldes die westliche Geänze in Schaaren von 20 bis 30 Mann auf Mauleseln, weil die Pfeede nicht im Stande sind, die Strapatzen dee Reise zu erteagen. Sie ziehen quee durch die ungeheuren Praieie-Ländereien des Westens nach Santa Fé, und von da nach Obercalifornien, indem sie unterwegs Bibee jagen, wo sie solche finden. Auf iheem

Märschen stoßen sie oft auf feindliche Indianerstämme, wo es dann gewöhnlich zu Gefechten kömmt, in denen fast immer einige auf dem Platze bleiben. Auf ihrem Marsch trennen sich die Trappers häufig und sind dann in der Wildniß allein, ohne andern Schutz oder Unterhaltsmittel, als ihre Büchse, ohne welche sie nie auch nur auf wenige Schritte vom Lager sich entfernen. Einer dieser Trapper war schon zweimal aus Tennessee nach Monterey gekommen und die Reise hat jedesmal ungefähr zwei Jahre gedauert. Während ihrer Wanderungen leben sie hauptsächlich von Büffelfleisch und Wildpret, das sie ohne Brod und Salz verzehren, auch lernen sie bald das Salz entbehren. Merkwürdig ist die Aussage eines dieser Männer, daß er nie einen Fall von Krankheit unter den Trappers erfahren habe, obwohl sie manchmal in Streit gerathen und auf einander schießen. So gewöhnt sind sie an die offene Luft, und so unangenehm finden sie eine eingeschlossene Atmosphäre, daß einer derselben, der zur See von Monterey nach San Francisco ging, sich nicht bewegen ließ, in der Cajüte des Schiffs zu bleiben, auf dem er sich eingeschifft hatte; er schlief auf dem Verdeck, nur mit einem Teppich bedeckt, und ohne anderes Kissen als seinen Arm.

Am 30 October waren alle unsere Geschäfte beendigt, und wir lichteten die Anker. Ein fast undurchdringlicher Nebel hing beinahe den ganzen Tag über dem Hafen, und erst spät konnten wir hinausstechen in die See. Unsere Fahrt ging südwärts, längs der Küste von Niedercalifornien. Wir fügen hier noch einige Bemerkungen über die Entdeckungsgeschichte dieses Landes bei.

Obercalifornien ist nur wenig bekannt; es erstreckt sich vom 42° n. B. bis Sandiego unter 32° 39′ und hat eine Küstenausdehnung von 561 (engl.) Meilen Länge. Seine Breite ist nicht bestimmt. Untercalifornien umfaßt von Sandiego an die ganze Halbinsel, welche den Golf von Californien, oder wie einige alte spanische Geschichtsschreiber sich ausdrücken, das rothe Meer von Cortes bildet. Das südliche Cap der Halbinsel heißt San Lucas und liegt unter 22° 41′ n. B. Das Land heißt auf den alten Karten bald Neu-Albion, bald die Carolinen-Inseln und bald Californien; der letztere Namen ist indeß der älteste, wie er auch dem Lande geblieben ist. Den Namen Neu-Albion erhielt es von Sir Francis Drake, der dasselbe im Jahre 1577, während seiner zweiten Reise um die Welt, besuchte. Den Namen Islas Carolinas, oder Carolinen-Inseln erhielt es hundert Jahre später zu Ehren des spanischen Königs Carl II, weil man bis zum Jahre 1700 allgemein glaubte, Californien gehöre zu einer Inselgruppe; zu jener Zeit entdeckte der Jesuitenmissionär, Padre Eusebio Francisco Kino, auf einer seiner mühseligen Wanderungen, daß es eine Halbinsel sey.

Um das Jahr 1522 nach dem Sturze des mexicanischen Reichs, wollte Cortes eine See-Expedition ausrüsten, um die Gewürzinseln des Orients, einen der großen Zwecke der Unternehmungen jener Zeit, aufzusuchen. Er ließ vier Schiffe zu Veracruz bauen, dann wieder aus einander legen, und 200 Leguas weit bis Zacatula tragen, wo Alles in einem Brande zu Grunde ging. Aber dieses Unglück schreckte den energischen Geist des Eroberers von Mexico nicht ab, und nachdem mehrere Expeditionen, hauptsächlich aus Mangel an Einigkeit unter den Befehlshabern, verunglückt waren, beschloß er, sich selbst an die Spitze einer Expedition zu stellen, um die Molukken aufzusuchen, welche seiner Ansicht nach nicht sehr weit von der westlichen Küste Mexico's entfernt seyn konnten. Zahlreich strömten die Spanier herbei, um der Fahne des großen Eroberers zu folgen. Drei zu Tehuantepec gebaute und ausgerüstete Schiffe beorderte er nach Chiametla und ging selbst zu Lande dahin, begleitet von Soldaten, Geistlichen und Auswanderern mit ihren Familien. Er steuerte nordwärts, und landete am 1 Mai 1536 innerhalb des Golfs von Californien an einem von ihm Santa Cruz genannten Orte, wahrscheinlich demselben, welcher jetzt Lapaz heißt. Er ließ hier eine Anzahl Leute zurück, fuhr weiter, mußte aber nach zahllosen Schwierigkeiten nach Santacruz umkehren, wo er die Zurückgelassenen in der kläglichsten Lage fand, der er nicht abzuhelfen wußte. Bernal Diaz sagt selbst, Cortes sey bald wieder abgesegelt, um dem Anblick so vielen Elendes zu entgehen. Inzwischen hatten sich während seiner Abwesenheit die mexicanischen Caziken empört, und man rief ihn schnell zurück. Cortes ließ einen gewissen Francisco Ulloa als Befehlshaber zu Santacruz, als dieser aber sah, daß es unmöglich sey, dieses Land zu colonisiren, so verließ er bald den Ort und kehrte nach Acapulco zurück. Cortes hatte in diesen fruchtlosen Expeditionen über zweimalhunderttausend Ducaten ausgegeben, dennoch aber stand er nicht ab, und auch seine Nachfolger rüsteten wiederholt Expeditionen nach Californien aus, aber Alles umsonst.

Am Ende des 17ten Jahrhunderts beschlossen die Jesuiten-Missionarien, die geistliche Eroberung eines Landes zu versuchen, das allen Bemühungen der weltlichen Macht so lange und so wirksam getrotzt hatte. Nach mehrjähriger Vorbereitung schifften sich zwei Padres mit einer kleinen Escorte ein, und landeten am 10 October 1697 in Californien ein wenig nordwärts von Loreto. Nach langen Mühseligkeiten, Entbehrungen und zahlreichen Kämpfen mit den Indianern, gelang es, zwei oder drei Missionsstationen zu errichten, welche im Laufe der Zeit zahlreicher wurden, sich über das ganze Land verbreiteten und zur Zeit der südamerikanischen Revolution in ziemlich blühendem Zustande waren; dieses Ereigniß aber lähmte die Bemühungen der Kirche und die Missionen wurden fast ganz verlassen.

Untercalifornien ist sehr dünn bevölkert, der Boden ist unfruchtbar und schlecht bewässert; auch sind bis jetzt keine Minen von Wichtigkeit entdeckt worden. Der Handel ist so gut wie Null; einige kleine Fahrzeuge besuchen San Lucas und Lapaz, es ist aber wenig dort zu holen, und selbst das Wasser ist brackisch und ungesund.

Neuere böhmische Dichter.

Die Nordische Biene, welche in neuerer Zeit mehr wie sonst auf die literarischen Erzeugnisse sämmtlicher slavischer Völker ihre Aufmerksamkeit richtet, enthält unter obiger Aufschrift Folgendes: Die erste Stelle auf dem böhmischen Parnaß gebührt jetzt dem Wladislaw Tschelakowsky. Das Publicum hat mit vollem Beifall seine Ansprüche auf

e in schönes Talent gewürdigt. Die Natur hat ihn zum Dichter, das Schicksal zum Philologen gemacht. Rechte Inspiration, eine für die Tschechen classische Sprache, und umfassende Kenntnisse bilden den Charakter seiner dichterischen Erzeugnisse. Umstände, die sich nicht zur Oeffentlichkeit eignen, führten Tschelakowsky auf eine Bahn, die er nicht hätte betreten sollen: er gab mit Erfolg die „Prager Neuigkeiten," eine gehaltvolle Zeitung, heraus. Die Materialien zu einem etymologischen Lexikon, zu dessen Abfassung er durch seine vollständige Kenntniß aller slavischen Dialekte berufen ist, liegen bei ihm bereit; auch schreibt er an einer slavischen Grammatik, welche die wichtigsten Resultate verspricht. — Neben Tschelakowsky stellt die öffentliche Meinung zwei Dichter: Kollar und Golop. Kollar schrieb die Tochter des Ruhms, für welche er von der k. k. russischen Akademie die Medaille erhielt. Golop gab ein heroisches Gedicht: Swaetopluk, heraus. Die Tochter des Ruhms ist ein Ideal weiblicher Schönheit; Swaetopluk ein Ideal männlicher Kraft und Verstandes. Das letztere Gedicht ist in einem besondern slavischen Dialekt geschrieben, womit die Tschechen freilich nicht sehr zufrieden sind.

Zustand des öffentlichen Unterrichts und der Nationalcultur in China.

(Fortsetzung.)

Alles zur Prüfung Nöthige wird den Examinanten von der Regierung verabfolgt. Die Regierung läßt ihnen eine bestimmte Summe Geldes zur Bestreitung der Reisekosten zukommen, die aus sehr entlegenen Gouvernements reisen auf ihre Kosten mit der Post in die Residenz. Die nöthigen Bücher gibt sie gleichfalls her, Niemand darf solche mit sich bringen. Zu ihrem Tisch erhalten die Examinanten nur einen Teller Grützsuppe, das Uebrige müssen sie sich selbst präpariren. Bei dem Palastexamen werden sie von den Eunuchen mit Thee regalirt. Die Prüfungsbeamten erhalten aber von der Regierung ihren completen Tisch. Die Candidaten, welche den Magistergrad erhielten, werden belohnt und erhalten ein besonderes Gastmahl. Für die Kleidung, in der man bei der Prüfung erscheinen muß, besteht ebenfalls ein Reglement. Eine wollene Parademütze, ein Ueberrock, ein Leibpelz, Beinkleider ohne Futter, gewalkte Paradestrümpfe, Schuhe mit dünnen Sohlen bilden die Kleidung eines chinesischen Candidaten bei der Residenzprüfung. — Nach beendigter Palastprüfung werden die zehn ersten Candidaten dem Kaiser vorgestellt, die übrigen in ein Register in mandschurischer und chinesischer Sprache eingetragen.

Die Bildung von Lehrern ist der Zweck des pädagogischen Instituts. Demselben stehen vor: ein Oberdirector, zwei Rectoren und drei Inspectoren. Die Zöglinge des Instituts bestehen aus Studenten und Schülern der in Peking bestehenden Kronsschulen. Für den vollen Lehrcursus der Studenten sind 36 Monate bestimmt. Nach Verlauf dieser Zeit werden die Tüchtigsten von ihnen im Staatsdienst, alle Uebrigen als Ober- und Unterlehrer in den Kreisschulen angestellt. Sie widmen sich im Institut entweder dem Studium der Sprachwissenschaften oder dem Studium der Politik. Bei erstern wird die Erklärung der classischen Bücher, bei den andern politische Aufgaben zur Hauptgrundlage des Unterrichts gelegt. Diejenigen Studenten, welche im Verlaufe von drei Jahren ausgezeichnete Kenntnisse in den Sprachwissenschaften oder in der Politik darlegen, stellt die Direction des Instituts dem Kaiser vor, darauf bleiben sie noch drei Jahre zu ihrer weitern Ausbildung im Institut. Nach Verlauf dieser Zeit werden sie geprüft, nach der Prüfung dem Kaiser wieder vorgestellt und zu Kreisdirectoren ernannt. — Für die etatmäßigen Schüler ist ein zehnjähriger Cursus bestimmt. Wenn im Verlaufe dieser Zeit diejenigen, welche chinesische Sprachkunde studiren, in der Prüfung nicht den Grad eines Studenten, und diejenigen, die sich dem Uebersetzen, also dem Studium der mandschurischen oder mongolischen Sprache widmen, nicht den Grad eines Uebersetzers (Bateschi) oder eines Secretärs im kaiserlichen Cabinet erhalten haben, werden sie in Militärdienste abgegeben, wo sie sich *bis* zum Unterofficiersrange *) ausdienen können. Die Zöglinge des Instituts sind in sechs Classen getheilt, von denen jede einen Ober- und zwei Unterlehrer hat. Zwei besondere Inspectorsgehülfen besorgen die Aufnahme und Anstellung der Zöglinge, beaufsichtigen ihre Beschäftigungen, notiren ihre Vergehen, beobachten die Termine des Lehrcursus eines jeden und führen überdieß noch die Aufsicht über acht in Peking befindliche Kronsschulen. Das Lehrfach leiten zwei Professoren der Sprachwissenschaften. Sie erklären den Zöglingen die classischen Bücher, lassen sie die Erklärungen memoriren, suchen sie mit dem Geiste dieser Bücher bekannt zu machen, lassen sie irgend einen Text aus diesen Büchern in einem Aufsatz erklären, oder geben ihnen ein politisches Programm zur Beurtheilung. Auch die Arbeiten der übrigen Zöglinge des Instituts unterliegen ihrer Durchsicht. Das Institut besitzt eine eigene Bibliothek, dem ein Bibliothekar vorsteht. In derselben befinden sich alle Schriften von den Kaisern der gegenwärtigen Dynastie, alle Werke, die das Collegium unter ihr von 1644 bis 1817 herausgegeben hat, die aus Stein ausgehauenen Denkmäler verschiedener Dynastien. Zum Unterhalte der Zöglinge sind jährlich 6000 Lan Silber (44,000 Banco-Rubel) angewiesen. Diese Summe wird ausschließlich zur Unterhaltung der Zöglinge verwandt. Die Beamten des Instituts werden vom Finanzdepartement salarirt, die Reparatur der Gebäude geschieht auf Rechnung des Baudepartements. — Zu diesem Institut gehört noch eine besondere Section der mathematischen Wissenschaften, in welcher sich ein vom Kaiser ernannter hoher Staatsbeamter als Oberdirector und zwei Lehrer befinden. Sie zählt zwölf mandschurische und sechs mongolische Schüler. Der Lehrcursus dauert fünf Jahre. Am Ende jeden Jahres ist eine Hauptprüfung in Gegenwart der Beamten des astronomischen Instituts und nach Verlauf von fünf Jahren die Endprüfung.

(Schluß folgt.)

*) Ob richtig übersetzt? Für den, der vorher solche Sprachstudien gemacht, ist es doch nicht wohl wahrscheinlich, daß er nur *bis* zum Unterofficier dienen kann. A. d. R.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 93** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Der Eremit.** (Von James Beattie.) — **Knechtschaft und Größe im Militärleben.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 291.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 October 1838.

Bilder aus Neuseeland.

(Nach Polacks Werke: Zealand, being a Narrative of travels and adventures during a residence in that country between the years 1831 and 1837.)

Der Verfasser dieses Werks hielt sich 6 oder 7 Jahre in Neu-Seeland auf. Sein Zweck scheint gewesen zu seyn, seine Vermögensumstände zu verbessern, und er verwandte seine Zeit auf den Tauschhandel, auf den Anbau eines kleinen von ihm angekauften Guts und auf Reisen zu Land und zu Wasser, um mit den Dorfhäuptlingen zu handeln. Ob er dabei einen sonderlichen Gewinn machte, ist nicht bekannt, in literarischer Beziehung aber war sein Aufenthalt nicht ohne Vortheil. Mit einigen literarischen und manchen praktischen Kenntnissen ausgerüstet, so wie mit einer guten Beobachtungsgabe, benützte er möglichst die ihm gegebene Gelegenheit, und lieferte einen der vollständigsten Berichte über ein noch uncivilisirtes Land, die in der letzten Zeit erschienen sind. Seine Leistungen können zwar den Geographen nicht befriedigen, denn er scheint die südliche Insel gar nicht besucht zu haben, beschreibt einen großen Theil der nördlichen nur vom Hörensagen, und es fehlt ihm sichtlich an manchen Kenntnissen, die ein Geograph besitzen soll; der Botaniker, der Geologe, der Zoologe u. s. w. dürften eben auch mit seinen Leistungen nicht sonderlich zufrieden seyn, aber im Ganzen genommen liefert Polacks Werk eine ziemlich vollständige Uebersicht über die jetzige Lage und die Verhältnisse, über die Sitten und den Charakter der Eingebornen, so wie hinsichtlich ihrer nicht geringen Civilisationsfähigkeit. Das Werk zerfällt in zwei Theile, wovon der eine die allgemeinen Bemerkungen, der andere die Erzählung einer Reise durch das Innere und längs der westlichen Küste enthält, worauf wir später zurückkommen werden; für jetzt liefern wir einzelne Auszüge und beginnen mit der freilich nicht sehr vollständigen Entdeckungsgeschichte, die aber darum einen Werth hat, weil auch die letzten französischen und amerikanischen Expeditionen aus den Jahren 1837 und 1838 erwähnt sind.

1. Entdeckungsreisen.

Ehe Nuñez de Balboa die schmale Andenkette an dem Isthmus von Darien überstieg, war den Europäern selbst das Daseyn des stillen Oceans unbekannt. Magellan entdeckte im Jahre 1526 die Südspitze Amerika's, und gilt für den Ersten, der die Südsee in größerm Umfange befuhr, auch erregte seine Reise damals unter der europäischen Handelswelt eine große Aufregung. Drake fand im J. 1578 die See südlich vom Feuerland offen, doch schon zwei Jahre vor ihm hatte Juan Fernandez diese Meere befahren, und vermuthlich auch die neuseeländischen Inseln gesehen. Wenn man dem Abbé de la Borde, welcher im J. 1791 eine Geschichte der Südsee herausgab, Glauben beimessen darf, so hatte schon im J. 1503 ein Hr. v. Gonville oder Gonneville, durch einen Sturm verschlagen, an der neuseeländischen Küste gelandet, und von dort einen Eingebornen mit nach Europa gebracht. *) Sicherere Nachrichten über diese Meere erhielt man erst durch die Holländer, namentlich durch die Reisen von Tasman, welcher die Westseite von Neuseeland größtentheils befuhr. Von Tasman an bis Cook, 127 Jahre lang, war es herrschende Meinung unter den Geographen, daß Neuseeland zu einem südlichen Continent gehöre, der sich von 53° bis 64° südlicher Breite erstrecke, und auch östlich sich in eine ungeheure Weite ausdehne. Cooks erste Reise zerstreute gänzlich diese Irrthümer, denn dieser kühne Seefahrer blieb in den Jahren 1769 und 1770 fast sechs Monate lang an den Küsten von Neuseeland, während welcher Zeit er die Inseln völlig umschiffte, und dabei kaum dem Schiffbruch an einem Felsenriff unter 40° 27' entging, das wegen seiner Lage einen unvorsichtigen Seefahrer leicht ins Verderben locken konnte, und darum die Falle (Trap) genannt wurde. Als Cook das Land ansichtig wurde, erhob sich ein großer Streit unter seinen Officieren, indem viele behaupteten, dasselbe bilde einen Theil des unbekannten australischen Continents. Am 8 October 1769 warf Cook zum erstenmal Anker in der Bai von Turunga; noch an demselben Abend betrat er, begleitet von Hrn. Banks und Dr. Solander, das Ufer, hatte aber kaum den Fuß ans Land gesetzt, als er von einer Anzahl Eingeborner angegriffen wurde. Ich habe, erzählt Polack, diesen Vorfall selbst erzählen hören von Manutai, dem Enkel Te Rotu's, des Haupt-

*) Andere vermuthen jedoch das von ihm aufgefundene Land sey Madagascar gewesen. A. d. Red.

anführers, der den Angriff auf die Engländer leitete und der erste von den Europäern getödtete Eingeborne war. Es scheint, die Stämme, von denen Cook angegriffen wurde, waren noch nicht lange im Besitze dieses Landes, da sie ursprünglich von Süden her gezogen waren und die Landeseinwohner besiegt und vernichtet hatten. Diese entscheidende Schlacht war nur wenige Jahre vor Cooks Ankunft vorgefallen, und Te Ratu war einer der Hauptkrieger gewesen. Ein zweiter Häuptling wurde bei dem Angriff auf Cook in die Schulter geschossen, genas wieder und starb erst wenige Jahre vor 1836, wo ich diese Gegend besuchte. Ich sah den Sohn dieses verwundeten Kriegers, einen ältlichen Mann, der mir an seinem Körper die Stelle zeigte, wo die Kugel seinem Vater die Schulter durchbohrt hatte. Cook hoffte kaum mehr, einen Verkehr mit den Eingebornen anknüpfen zu können, da diese voll Schrecken und Kummer den entseelten Körper ihres Führers beklagten und seinen unsichtbaren Tod einem Blitze dieser neuen Götter zuschrieben. Sich zu rächen, war der größte Wunsch des Stammes, nur wußten sie nicht, wie sie dieses bewerkstelligen sollten gegen Götter, die aus der Ferne tödteten. Viele Eingeborne behaupteten, sie hätten sich unwohl gefühlt, wenn sie nur von diesen Atuas angeblickt worden seyen. Sie beschlossen daher, die Gesellschaft dieser neuen Ankömmlinge möglichst schnell zu meiden, da dieselben mit einem einzigen Blick behexen könnten.

Am folgenden Tage durchfuhr Cook in Booten die Bay, um Holz und Wasser aufzusuchen, da das Meer über die Sandbarren der kleinen Flüsse dringt und sich mit denselben in einiger Entfernung vermischt. Er traf hierauf ein Fischerboot, und wollte sich der darin befindlichen Leute bemächtigen, um mit ihnen den Verkehr anzuknüpfen, diese aber wehrten sich aufs entschlossenste, bis vier davon getödtet waren und nur drei noch ganz junge Bursche gefangen werden konnten. Sie erwarteten augenblicklichen Tod, aber eine gütige Behandlung und das Geschenk von einigen Matrosenkleidern gab ihnen bald ihre Munterkeit wieder. Am Bord des Schiffs setzte man ihnen Speisen vor, die sie mit der bei diesem Volke allgemeinen Gefräßigkeit verzehrten. Tupia, einer der bei Cook befindlichen Tahéitier, war bald im Stande, sich denselben verständlich zu machen, und bemühte sich ihre Gedanken von dem Tode ihrer Gefährten abzulenken. Am folgenden Morgen nahmen sie abermals eine ungeheure Menge Nahrungsmittel zu sich, wurden sodann mit Flitterwerk aller Art ausgeschmückt, und stiegen hierauf mit großer Freude in die Boote hinab, um ans Land gesetzt zu werden. Die Boote wollten in der Nähe eines kleinen Dorfes, Namens Werowero, landen, die Bursche baten aber, hier nicht ans Land gesetzt zu werden, weil man sie hier tödten und verzehren würde. Sie landeten später mit Cook an einer andern Stelle, wo sie einen ihrer Oheime unter den Einwohnern erblickten, kehrten aber nichtsdestoweniger gerne mit ihren neuen Bekannten zurück. Nachmittags wurden sie auf ihr Begehren abermals ans Land gesetzt, und nun nicht wieder aufgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über eine Theorie der Stürme.

(Schluß.)

Die allgemeinen Erscheinungen dieser Stürme erklären sich, wenn man den Sturm als einen großen Wirbelwind durch einen Kreis darstellt, dessen Mittelpunkt längs einer Curve, die meist einer Parabel gleicht, fortschreitet, wobei die Kreise sich allmählich erweitern und die Rotationsbewegung im Norden von der Rechten zur Linken, und im Süden von der Linken zur Rechten geht. Er zeigte, wie diese Ansichten ihre Bestätigung finden durch den furchtbaren Sturm, den die ostindische, von zwei englischen Kriegsschiffen begleitete Flotte im J. 1809 erfuhr, während zu gleicher Zeit vier englische Linienschiffe vom Cap der guten Hoffnung ausfuhren, um in der Nähe von Mauritius zu kreuzen. Einige derselben geriethen Tage lang in den Sturm, einige legten bei und kamen fast augenblicklich außerhalb desselben; während andere eine falsche Richtung nahmen, mitten in denselben geriethen und untergingen; noch andere, welche mitten durch den ruhigen Raum segelten und denselben Sturm auf verschiedenen Punkten seines Laufes trafen, sprachen von zwei Stürmen, weil sie den Wind in entgegengesetzten Richtungen getroffen hatten; einige endlich segelten zwar innerhalb des Bogens der Curve, aber außerhalb des Kreises des großen Wirbelwindes, und entkamen so dem Sturme ganz, welcher mehrere Tage auf allen Seiten um sie her gewüthet hatte. Dieses führte den Verfasser auf wichtige praktische Schlüsse, wie ein Schiff verfahren solle, um aus einem Sturme zu entkommen, wenn es in denselben gerathe.

Ol. Reid machte darauf aufmerksam, wie wichtig es sey, daß die verschiedenen seefahrenden Nationen auf ihren Leuchtthürmen Register hielten, und sich gegenseitig die Beobachtungen mittheilten, woraus die wichtigste Belehrung zu schöpfen wäre, welche nicht nur auf diesen, sondern auch auf andere damit verwandte Gegenstände Licht werfen würden; er wies darauf hin, wie sehr diese Rotationsbewegungen mit denen zusammenträfen, welche der Galvanismus um die Magnetpole her erzeuge, so wie, daß an denjenigen Punkten wo die magnetische Intensität am schwächsten sey, wie z. B. bei St. Helena, gar keine heftigen Stürme vorkommen.

Diese merkwürdigen Resultate führten eine längere Besprechung herbei, und Professor Bache aus Philadelphia bemerkte unter Anderm, da Ol. Reid die Arbeiten Hrn. Redfields so sehr gelobt, so werde er gewiß auch die Theorie eines Hrn. Espey von Philadelphia seiner Aufmerksamkeit werth finden. Nach dieser Theorie bläst der Wind in allen Richtungen gegen den Mittelpunkt des Sturms, und Hr. Espey sammelte zur Unterstützung dieser Ansicht eine große Menge von Beobachtungen, namentlich aus den verschiedenen Gegenden der Vereinigten Staaten, was ihm als Vorstand der meteorologischen Committee der amerikanischen philosophischen Gesellschaft und des Franklin-Instituts nicht schwer wurde. Diese Theorie, bemerkte Professor Bache, sey ganz in Uebereinstimmung mit den Beobachtungen, welche er selbst über den Gang eines Sturms gemacht habe, der im Junius 1835 über einen Theil des Staats New-Jersey hinzog;

er habe mehrere Striche dieses Zugs mit dem Compaß aufgenommen und gefunden, daß die von dem Sturm niedergestürzten Gegenstände an manchen Stellen nach einem Centrum auf der Linie des Sturms gerichtet gewesen seyen. Gegen diese Ansicht sprach sich Professor Stevelly aus, und führte physikalische Gründe dagegen an, deren Mittheilung hier zu weitläufig wäre. Herschel bemerkte namentlich, daß Hr. Espeys Theorie sich mit den Angaben des Barometers durchaus sich nicht vertrügen. Im weitern Verlauf der Verhandlung wurde ein merkwürdiger Fall aufgeführt, welchen Kotzebue in seiner Reise um die Welt beschreibt: auf seiner Fahrt von Neuarchangel nach Californien traf er unter 40° Breite auf zwei heftige aus ganz entgegengesetzten Seiten wehende Winde, die einen mehrere Faden breiten, von Ost nach West laufenden Streif zwischen sich ließen, welcher völlig ruhig blieb, während Winde und Wellen auf beiden Seiten in furchtbarem Aufruhr waren. Diese konnten nach Ol. Reids Grundsatz die entgegengesetzten Seiten zweier gleichzeitigen Orkane seyn, die sich nahe kamen, aber doch nicht ganz begegneten. Ol. Reid wurde zuletzt auch noch gefragt, ob er Andeutungen habe, um die Schnelligkeit der fortschreitenden Bewegung dieser Orkane im Verhältniß zur Schnelligkeit ihrer Rotation zu schätzen. Ol. Reid erwiederte: die fortschreitende Bewegung wechsle von 7 — 20 engl. M. in der Stunde, während die Rotationsbewegung, welche die des eigentlichen Orkans ist, 60 — 70, ja 100 Meilen in der Stunde betrage, je nach der Heftigkeit des Orkans.

Chronik der Reisen.

Reise nach Klein-Tübet.

In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft vom 7 Februar zu Calcutta wurde der Brief eines Mitgliedes der Expedition nach Bhotan und Tübet vorgelesen, welcher aus Dewargiri in den Bhotan-Bergen vom 11 Januar datirt war. Das Ersteigen der Berge auf Bhotia-Ponies ging leicht von Statten. Sie wurden von dem Radscha von Dewargiri, einem Mann von etwa 55 Jahren mit einem vollkommnen mongolischen Gesichte, gut und mit so ausgezeichneter Höflichkeit empfangen, wie man nicht von einem Volk erwarten sollte, das man noch als auf einer so tiefen Stufe von Civilisation stehend zu betrachten gewohnt ist. Der Schreiber des Briefes setzt hinzu, daß der Eroo Chowndoo (Yaru-Tsangbo), ein Strom, welcher zwischen Teschu-Lumbu und Hlassa fließe, der Brahmaputra von Assam sey, und kurz, ehe er sich nach Süden wende, einen Fluß von Osten her empfange, der aus China komme, welches Land mit dem Namen Karri bezeichnet werde.

Zustand des öffentlichen Unterrichts und der Nationalcultur in China.

(Schluß.)

Das astronomische Institut besteht aus der Direction und drei besondern Commissionen, von denen eine für die Abfassung des Kalenders, eine für die astronomischen Beobachtungen und eine für Beobachtung der Wasseruhren bestimmt ist. Ein vom Kaiser ernannter Oberdirector steht dem Institute vor, außerdem hat es zwei Präsidenten, zwei Vicepräsidenten und vier Räthe.

In den ersten Tagen unseres Märzes legt das Institut dem Kaiser ein Formular des Kalenders für das künftige Jahr vor; nach erfolgtem kaiserlichem Befehle schreitet man zur Abfassung desselben. Der Kalender ist zwiefach, der eine für den Kaiser, der andere für das ganze Reich. In beiden findet man: eine astronomische Eintheilung der Zeit in Monate, zwei Sonnenwenden, zwei Tag- und Nachtgleichen, den Anfang des Frühlings, Sommers, Herbstes und Winters, den Auf- und Untergang der Sonne an verschiedenen Orten des Reichs, die Vollmonde und Mondviertel; es enthält endlich ein Verzeichniß der glücklichen und unglücklichen Tage, mit der Angabe, was man an diesem oder jenem Tage zu thun oder zu unterlassen habe, und eine mythologische Bestimmung der Weltgegenden. Der für den Kaiser bestimmte Kalender unterscheidet sich von dem allgemeinen durch eine kleine Vermehrung des letzten Artikels, außerdem wird der kaiserliche nur in zwei Sprachen, in der mandschurischen und chinesischen, der allgemeine aber in drei, in der mandschurischen, mongolischen und chinesischen, gedruckt. Außer dem gewöhnlichen Kalender wird auch einer herausgegeben, der den täglichen Stand der sieben Planeten angibt. Das Institut beschäftigt sich auch zu gewissen Zeitpunkten im Jahre mit der Beobachtung der Winde; zu diesem Zwecke sind auf dem Peking'schen Observatorium Stangen mit Wetterfahnen aufgestellt. Man beobachtet, von welcher Seite im Frühjahr das erste Gewitter aufzieht. Die Sonnen- und Mondfinsternisse werden fünf Monate vor ihrem Eintreten, mit genauer Angabe, an welchem Ort und zu welcher Zeit sie sichtbar und wie sie beschaffen sind, berechnet. Ein Beweis, daß die Astronomie schon in keinem Kindheitszustande mehr bei den Chinesen seyn muß. Von allen eintretenden Veränderungen in der Atmosphäre, wie von den Himmelserscheinungen, werden dem Kaiser Berichte abgestattet, welcher befiehlt, sie dem ganzen Reiche bekannt zu machen. Den Beobachtungen der Sonnen- und Mondfinsternisse auf dem Observatorium wohnen gewöhnlich Beamte und Zöglinge bei; man zeigt Letztern den Anfang, die Mitte und das Ende der Finsterniß. In der Commission für die Abfassung des Kalenders befinden sich 35 Astronomen und 65 Zöglinge. — Das Jahr der Chinesen ist zwiefach: ein Sonnen- und ein Mondjahr. Ersteres wird von der Winter-Sonnenwende an berechnet, und zählt 365 Tage, 5 Stunden, 3 Minuten und 57 Secunden. Man hat große und kleine Monate, der erstere hat 30, der letztere 29 Tage, die Tage bestehen aus 12 Stunden.

Die Commission für astronomische Beobachtungen beschäftigt sich mit Beobachtung der in der Sonne, im Mond, in den Planeten vorgehenden Erscheinungen; auch andere Erscheinungen am Himmel, vornehmlich die der Kometen, dürfen ihren Beobachtungen nicht entgehen. In dieser Commission befinden sich viele Astronomen und 43 Zöglinge.

Die Commission für die Beobachtung der Wasseruhren bestimmt die wahre Tag- und Nachtzeit an verschiedenen Orten, bestimmt die zu den Opfergaben, wie zu den Ausfahrten des Kaisers glücklichen Tage. Ihr liegt die Auswahl der Stellen ob, die eine glückliche Lage haben. Auf eine glückliche Ortslage halten die Chinesen außerordentlich viel. Sie hat ihrer Meinung nach den günstigsten Einfluß auf die Gesundheit und die Lebensverhältnisse der darauf Lebenden. Deßwegen pflegen die Chinesen häufig häusliche Widerwärtigkeiten einem Orte

zuzuschreiben, der eine ungünstige Lage hat. Diese Commission zählt 15 Astronomen und 18 Zöglinge.

Das Collegium der Gelehrten, das den europäischen Akademien entspricht, besteht aus der Conferenz und der Kanzlei. In der Conferenz sitzen zwei vom Kaiser unter den Ministern ernannte Dirigirende (Sioschen), die Präsidenten und die Räthe der höhern Gerichtstribunale. Die Kanzlei wird in das gelehrte Comité und die Journal- und Correcturkammer eingetheilt. — Das gelehrte Comité besteht aus 25 Mitgliedern, von welchen 10 Mandschuren und 15 Chinesen sind; bei demselben befindet sich noch eine unbestimmte Anzahl von ältern und jüngern Schriftstellern und Correctoren. Nach jeder Palastprüfung wird der erste Magister von der ersten Classe zum ältern Schriftsteller ernannt; der zweite und dritte Magister, so wie die Magister der zweiten Classe werden jüngere Schriftsteller; die Magister dritter Classe Correctoren. Commissionen für besondere wissenschaftliche Untersuchungen werden aus diesem gelehrten Comité, wobei aus ihrer Mitte einer als Vorstand präsidirt, genommen. Hauptsächlich haben sich die Mitglieder des gelehrten Comité's mit Abfassung derjenigen Bücher zu beschäftigen, die von der Regierung herausgegeben werden. Vom Beginn der gegenwärtigen Dynastie bis auf die neueste Zeit, vom Jahre 1664 bis zum Jahre 1817, sind von ihnen 152 größtentheils aus vielen Theilen bestehende Werke herausgegeben worden: dahin gehören die Geschichte und Statistik China's,*) verschiedene Wörterbücher und Encyklopädien, historische und naturgeschichtliche Abhandlungen, letztere mit Abbildungen und Erklärungen über die classischen (heiligen) Bücher.

Nächstdem sind die Mitglieder des Comité's verpflichtet abzufassen: die Opfergebete, die Urkunden unter kaiserlichem Siegel, die Urkunden für die Erhebung in den Fürstenstand, die Gebete, welche der Kaiser einer verstorbenen, von ihm eines Opfers gewürdigten Person darbringt. Sie haben eine große Prüfung zu bestehen, deren Zeit unbekannt ist, die aber alle zwei bis drei Jahre statt hat. Der Kaiser selbst gibt die Aufgaben zu zwei Gedichten, einen wissenschaftlichen Aufsatz und eine philosophische Erwägung. Die Geprüften werden in vier Classen getheilt: die, welche in der ersten Classe stehen, werden nach der Prüfung vorzugsweise höher befördert, die von der zweiten Classe werden gewöhnlich mit einem höhern Range belohnt, die von der dritten bleiben in ihren frühern Stellen, werden aber durch Gehaltabzug oder durch Degradation mit Versetzung bestraft, die von der vierten werden nicht nur mit diesen Strafen belegt, sondern auch ihrer Chargen entsetzt. Alles dieß geschieht mit Bestätigung des Kaisers.

In der Journalkammer sind vier temporäre Mitglieder des gelehrten Comité's, zwei Journalisten und zwei Gehülfen derselben. Sie fertigen die nöthigen Schriften aus und führen die Aufsicht über die Bibliothek. In der Correcturkammer sind vier Mitglieder und 44 Uebersetzer. Die Mitglieder beschäftigen sich mit der Durchsicht und Verification gewisser Papiere, sowohl in mandschurischer als chinesischer Sprache, die Uebersetzer mit der Uebersetzung der chinesischen Papiere in das Mandschurische.

Noch gehört zum Collegium der Gelehrten: die Akademie der Sprachwissenschaften, die Commission der Hofjournalisten und die historische Gesellschaft.

*) Die Geschichte China's umfaßt 270, die Statistik 18, die Encyklopädie 20, ein großes Wörterbuch 6 Theile. Die erste Stelle unter ihnen nimmt eine vollständige Sammlung aller bis jetzt erschienenen Werke ein, welche die Palastbibliothek bildet.

In der Akademie der Sprachwissenschaft sind zwei Lehrer, ein Mandschure und ein Chinese, die sich mit der höhern Ausbildung der ins Collegium der Gelehrten übergehenden Magister beschäftigen. Diese Lehrer werden vom Kaiser aus den Dirigirenden des Collegiums der Gelehrten, oder denen des Cabinets, so wie auch aus den Präsidenten und Räthen der höchsten Behörden ernannt. Sie geben in jedem Monat zwei Aufgaben zu Versen. Außerdem werden noch einige Beamte dieses Collegiums zu Unterlehrern in dieser Section ernannt, die ebenfalls zweimal im Monat ein Thema zur Bearbeitung geben. Einige von ihnen besorgen den Unterricht in der mandschurischen Sprache.

Die Commission der Hofjournalisten besteht aus 22 Mitgliedern, die auch Mitglieder des gelehrten Comité's sind. Sie beschäftigen sich mit der Abfassung des Hofjournals. Die Hofjournalisten beschreiben alle Hoffeierlichkeiten und müssen daher gegenwärtig seyn bei feierlichen Versammlungen am Hofe, wenn der Kaiser den Gelehrten ein Fest gibt, oder Bi-gun besucht, wenn der Kaiser eine große Truppen-Revue hält, wenn er die Ackerbau-Ceremonie vollzieht oder selbst irgendwo opfert, endlich wenn er sich auf die Begräbnißstätte seiner Vorfahren begibt. Dieses Journal erscheint monatlich in zwei Heften, also 24 Hefte im Jahr. Es enthält eigentlich eine Sammlung von Materialien für die Geschichte China's. Die in Peking täglich erscheinende Zeitung ist ein Auszug aus diesem Journal. Es soll 2000 Jahre vor Christi Geburt seinen Anfang genommen haben.

Die historische Gesellschaft besteht aus einigen vom Kaiser ernannten Oberdirigenden, deren Zahl nicht bestimmt ist, aus 4 Aufsehern, 10 Historiographen, 54 Schriftstellern und 18 Correctoren. Diese Gesellschaft beschäftigt sich mit der Abfassung der Annalen China's. Die Aufseher, zum Theil auch die Historiographen, werden unter den Mitgliedern des kaiserlichen Cabinets und des gelehrten Comité's gewählt. Die von ihnen abzufassende Geschichte enthält: Memoiren aus dem Leben der chinesischen Kaiser, die aus den Materialien gezogen werden, die der Nachfolger über seinen Vorgänger aufsetzt; ferner Nekrologe aus dem Leben der Staatsbeamten, die dem Staat mit musterhafter Treue gedient haben, Gelehrter, geschickter Geschäftsführer, achtungswerther Frauen und Mädchen, ausländischer Beamter und Fremden; Aufsätze über verschiedenartige wissenschaftliche Gegenstände, wie über Astronomie, Geographie, Musik, über Industrie; endlich über gewöhnliche Lebensverhältnisse der menschlichen Gesellschaft; zuletzt Darstellungen, wie Glückwunschadressen der Beamten an den Kaiser, Beschreibung der Verdienste, die die Fürsten dem regierenden Haus erwiesen haben, Lebensbeschreibungen mongolischer und turkistanischer Fürsten.

Zur Uebersicht einer Nationalcultur China's könnte man noch das medicinische Collegium mitrechnen; da sich aber in demselben keine Zöglinge befinden und man allgemein die Arzneikunde in China privatim bei den Aerzten erlernt, gehört sie nicht hieher.

Die Ausdehnung der Weingärten im Departement der Gironde beträgt 137,000 Hectaren, welche 2,585,476 Hectolitres Wein liefern. Der Localverbrauch beträgt 640,965 Hectolitres für eine Bevölkerung von 522,041 Seelen, und die Fremden, die nach Bordeaux strömen. Es bleiben dann noch für den Handel 1,664,461 Hectolitres, und ungefähr halb so viel kommt noch theils aus Spanien, theils aus den benachbarten Departements hinzu, um Mischungen damit vorzunehmen. (Nouv. Ann. des Voyages Mai 1838.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 93.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 Oktober 1838.

Der Eremit.

Von James Beattie. *)

Am Abend, wenn Stille das Dörfchen beschirmt,
Wenn Schlummer die Sorgen der Sterblichen tödtet,
Wenn brausend am Hügel der Waldbach nur stürmt,
Und klagend im Haine die Nachtigall flötet:
Da war's, als ein Siedler der Bergkluft entstieg;
Sein Nachtlied ertönte, bald stärker, bald leiser;
Nicht mit der Natur, mit sich selbst mehr im Krieg,
Empfand er als Mensch, und dachte als Weiser.

„Warum, Philomele, voll Wehmuth, voll Schmerz
Tönt sehnend dein Wirbeln mit schmelzenden Schlägen?
Der Frühling kehrt wieder, dann zittert dein Herz
Im Nestchen auf's Neue dem Gatten entgegen.
Doch klage! beruhige du mir den Sinn!
O schweige nicht! gern hört der Mensch deine Lieder!
Ihm schwand, so wie dir, was er liebte, dahin!
All schwand es, und nimmer, ach! kehret es wieder!

Jetzt seh' ich den Mond, wie am östlichen Rand
Des Himmels mit wachsenden Hörnern er funkelt;
Jüngst sah ich, wie trotzig im Vollschein er stand,
Sah rings um ihn her die Planeten verdunkelt.
Froh kreise, du glänzende Scheibe! mein Blick
Sieht bald deine vorige Gluth sich erneuen!
Die meinige, weh' mir! kehrt nie mehr zurück!
O Thor, der vergänglichen nur sich zu freuen!

Nacht ist es, und reizlos liegt vor mir das Land;
Ich traure, doch nicht um die waldigen Auen,
Denn bald wird des Morgens belebende Hand
Auf's Neue mit duftendem Naß sie bethauen!
Nicht klag' ich, daß mordend der Wintersturm sey;
Die güt'ge Natur wird das Samenkorn retten!
Doch wann naht der modernden Urne der Mai?
Wann schimmern im Frühroth der Grabesnacht Ketten?"

So schweifte, verleitet vom blendenden Wahn
Des Wissens, das falsch uns umstrickt mit Bethörung,
Mein Geist auf des Irrthums umnachteter Bahn,
Sah hinter sich Kummer, und vor sich Zerstörung.
Da rief ich: erbarme dich, Vater des Lichts,
Des Kindes, das gern sich an dich möchte ketten;
Ich meide den Stolz, ich versink' in mein Nichts;
Nur du kannst von Dunkel und Zweifel mich retten!

Und siehe, das Dunkel, der Zweifel, sie flieh'n!
Nicht länger mehr irr' ich in quälenden Sorgen!
So grüßet den Wandrer nach nächtlichen Müh'n
Balsamisch und glänzend der sonnige Morgen!
Sieh', Wahrheit, und Lieb', und Erbarmen, sie schweben
Hernieder; ein Eden steigt blühend herab;
Die Wange des Todes färbt rosiges Leben,
Und Schönheit, unsterbliche, sendet das Grab.

F. Freiligrath.

*) Geboren 1755, gestorben 1803.

Knechtschaft und Größe im Militärleben.

(Fortsetzung.)

Erst sehr spät bemerkte ich, daß meine Soldatendienste nur ein langer Mißgriff waren und daß ich in einem durchaus bewegten Leben eine ganz contemplative Natur in mir getragen

hatte. Aber ich war dem Zug jener Generation des Kaiserreichs gefolgt, die mit dem Jahrhundert geboren ist und der ich angehöre.

Der Krieg erschien uns so ganz als der natürliche Zustand unseres Landes, daß als wir, den Classen entschlüpft, uns nach der Sitte jener Zeit, in die Armee stürzten, wir nicht an die ruhige Fortdauer des Friedens glauben konnten. Es bedünkte uns, wir liefen keine Gefahr, wenn wir auch zum Scheine ruhten, und die Unbeweglichkeit sey keine ernsthafte Krankheit Frankreichs. Diese Ansicht dauerte so lange als die Restauration währte. Jedes Jahr brachte die Hoffnung auf einen Krieg, und wir getrauten uns nicht, den Degen aus der Hand zu legen, aus Furcht, der Tag unseres Abschieds könnte der Vorabend eines Feldzugs werden. So schleppten wir uns hin und verloren wir kostbare Jahre, auf dem Marsfeld vom Schlachtfeld träumend, und bei Paradeübungen und in kleinen Händeln eine gewaltige und fruchtlose Kraft erschöpfend.

Befallen und niedergedrückt von einem Verdruß und einer Langweile, die ich nicht erwartet hätte in einem so lebhaft gewünschten Leben, erkannte ich es als eine Nothwendigkeit, mich bei Nacht dem erschöpfenden und eiteln Tumult der militärischen Tage zu entziehen; aus diesen Nächten, wo ich in der Stille vermehrte und erweiterte, was ich an Wissen gerettet hatte aus unsern tumultuarischen öffentlichen Studien, gingen meine Gedichte und meine Bücher hervor; von jenen Tagen blieben mir jene Erinnerungen, deren hauptsächlichste Züge ich hier um den Mittelpunkt einer Idee versammle. Denn da ich für den Waffenruhm weder auf die Gegenwart noch auf die Zukunft mich verlassen konnte, so suchte ich ihn in den Erinnerungen meiner Genossen. Das Wenige was mir selbst begegnet ist, wird nur als Rahmen dienen für diese Gemälde des Kriegslebens und der Sitten unserer Heere, deren Züge noch nicht alle bekannt sind. . . .

Am Schluß seines Buchs spricht sich A. de Vigny so aus.

Die Epoche, welche mir diese zerstreuten Erinnerungen hinterlassen hat, ist jetzt geschlossen. Ihr Kreis eröffnete sich mit der Schlacht von Paris im Jahr 1811 und schloß sich mit den drei Pariser Tagen im Jahr 1830. Dieß war die Zeit, wo die Armee des Kaiserreichs in dem Schooß einer damals heranwachsenden und jetzt gereiften Armee unterging. Nachdem ich unter verschiedenen Formen das Wesen des Dichters in der heutigen Gesellschaft erörtert und sein Schicksal beklagt habe, wollte ich hier auch das des Soldaten — des zweiten Paria der Neuzeit — darstellen.

Ich wünschte, daß dieß Buch für ihn würde, was für den römischen Soldaten ein Altar der kleinen Fortuna war.

Ich habe mich dieser Erzählungen gefreut, weil ich über alle Arten der Hingebung und Aufopferung diejenige setze, die sich nicht bemerklich zu machen sucht. Die berühmtesten Opfer haben etwas an sich, was Anspruch macht auf Verherrlichung, und die man auch nicht umhin kann an ihnen zu sehen. Unsonst würde man sie dieses Charakters zu entkleiden suchen, der in ihnen lebt und ihre Kraft und ihren Halt ausmacht, der Knochen ihres Fleisches und das Mark ihrer Knochen ist. Es war vielleicht auch zum Theil der Kampf und das Schauspielartige, was den Märtyrern ihre Stärke gab; die Rolle auf dieser Bühne war so groß, daß sie die Kraft des heiligen Opfers wohl verdoppeln konnte. Zwei Gedanken unterstützten von beiden Seiten seinen Arm: die Canonisation auf Erden und die Seligkeit des Himmels. Mögen diese alterthümlichen Aufopferungen für eine Ueberzeugung ewig gepriesen werden; aber verdienen nicht auch Liebe jene unbekannten Aufopferungen (wo wir sie wahrnehmen), welche nicht einmal trachten, von denjenigen gesehen zu werden, deren willen sie geschehen? jene bescheidenen, stummen, düstern, verlassenen Opfer, ohne Hoffnung auf einen irdischen oder himmlischen Kranz? Jene stummen Beispiele der Resignation, zahlreicher als man glaubt, haben ein Verdienst an sich, dem ich keine Tugend zu vergleichen wüßte.

Nicht ohne Absicht habe ich die Blicke der Armee auf jene passive Größe zu lenken versucht, welche ganz auf der Selbstverläugnung und Resignation beruht. Nie kann sie sich an Glanz vergleichen mit der handelnden Größe, wo sich gewaltige Talente in vollem Maaß entwickeln; aber lange wird sie beinahe die einzige bleiben, wornach der Soldat streben kann, denn heutzutage trägt er die Waffen beinahe nutzlos. Die blendenden Größen der Eroberer sind vielleicht für immer erloschen. Ihr früherer Glanz erbleicht, ich wiederhole es, in dem Grad als in Geistern der Widerwille gegen den Krieg zunimmt, und in den Herzen der Abscheu vor seinen kalten Grausamkeiten. Die stehenden Heere sind ihren Herren eine Last. Jeder Fürst sieht mit Betrübniß auf sein Heer; dieser unbeweglich und stumm zu seinen Füßen sitzende Koloß ist ihm unbequem und ängstlich. Er sieht ihn verzehrt von Eifer, ohne daß er sich von der Stelle rühren kann. Das Bedürfniß einer unmöglichen Cirkulation macht unaufhörlich das Blut dieses großen Körpers sieden; dieß Blut, das nie vergossen wird und immer gährt. Von einer Zeit zur andern erheben sich Gerüchte von großen Kriegen und grollen wie ferner Donner; aber diese ohnmächtigen Wolken verschwinden, diese Wasserhosen verlieren sich in Sandkörnern, in Traktaten u. s. w. Die Philosophie hat zum Glück den Krieg herabgedrückt, die Negociationen ersetzen ihn, die Mechanik wird ihn vollends durch ihre Erfindungen vernichten.

So lange aber, bis die Welt, noch ein Kind, sich dieses grausamen Spielzeugs entschlägt, so lange bis diese langsame, aber wie mir scheint unausbleibliche Veränderung eintritt, thut es dem Sodaten, dem Mann der Armee Noth, über die Härte seines Schicksals getröstet zu werden. Er fühlt, daß sein Vaterland, das ihn liebte wegen des Ruhms, womit er es bekränzte, ihn zu mißachten anfängt wegen seines Müßiggangs, oder ihn zu hassen wegen der Bürgerkriege, wo er dazu verwendet wird, gegen seine Mutter die Waffen zu kehren. Der Gladiator, dem nicht einmal mehr das Zujauchzen des Cirkus zu Theil wird, muß zu sich selbst Vertrauen fassen und wir müssen ihn beklagen, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, weil er, wie ich

gesagt, blind und stumm*) ist; hingeworfen, wohin man will daß er gehe, und heute diese Kokarde bekämpfend, fragt er sich, ob er nicht morgen sie an seinen Hut stecken werde?

Welche Idee soll ihn aufrecht erhalten, wenn es nicht die Idee der Pflicht und des beschwornen Wortes ist? Und bei den Ungewißheiten seiner Bahn, bei seinen lastenden Beschwerlichkeiten und Selbstvorwürfen, welches Gefühl soll ihn entflammen und kann ihn adeln in unserer Zeit der Kälte und der Entmuthigung?

Welches Heilige bleibt uns?

In dem allgemeinen Schiffbruch der Ueberzeugungen und des Glaubens — welche Trümmer sind da, woran sich noch die Hände der Edeln anklammern können? Außer der Liebe zum Wohlleben und zum Luxus für den Augenblick sieht man nichts auf der Oberfläche der Tiefe. Man könnte glauben, der Egoismus habe Alles in den Grund versenkt; selbst diejenigen, welche die Seelen zu retten suchen und mit Muth untertauchen, fühlen sich in Gefahr verschlungen zu werden. Die Häupter der politischen Parteien nehmen heutzutage den Katholicismus als ein Losungswort und als Fahne; aber welchen Glauben haben sie an seine Wunder und wie befolgen sie sein Gesetz in ihrem Leben? — Die Künstler setzen ihn in helles Licht, wie eine kostbare Medaille und tauchen sich in seine Dogmen, als in eine epische Quelle der Poesie; aber wie Viele gibt es darunter, die sich auf die Kniee werfen in der Kirche, welche sie mit ihren Werken schmücken? Viele Philosophen umfassen und verfechten seine Sache, wie großmüthige Advokaten die eines armen und verlassenen Clienten; ihre Schriften und Worte schmücken sich gerne mit seinen Farben und Formen, ihre Bücher nehmen gern seine gothischen Vergoldungen an, all ihr Trachten gefällt sich darin, um das Kreuz herum das gewandte Labyrinth ihrer Beweise sich schlängeln zu lassen; aber selten steht dieß Kreuz in der Einsamkeit neben ihnen. Die Männer des Kriegs kämpfen und sterben, beinahe ohne nur je an Gott zu denken. Unser Jahrhundert weiß, daß es so ist und möchte gern anders seyn, aber kann es nicht. Es betrachtet sich selbst mit düsterm Auge und kein anderes hat besser empfunden, wie unglücklich ein Jahrhundert ist, das sich selbst sieht.

Wegen dieser traurigen Anzeichen haben manche Ausländer geglaubt, wir seyen in einen Zustand verfallen, ähnlich dem des byzantinischen Reiches; und ernste Männer haben sich selbst befragt, ob nicht unser Nationalcharakter für immer zu Grunde gehe? Aber diejenigen, welche uns mehr in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatten, haben den Charakter männlicher Entschlossenheit nicht unbeachtet gelassen, der in uns alles das überlebt hat, was die Reibung der Sophismen kläglich verunstaltet hat. Das männliche Handeln hat in Frankreich nichts verloren von seiner alten Kraft. Eine rasche Entschlossenheit treibt zu Opfern, eben so groß, eben so rücksichtslos als je. Mit mehr Kälte berechnet, werden die Kämpfe mit einsichtsvoller Energie geliefert. Der geringste Gedanke wirkt eben so große Thaten, als ehemals der brünstigste Glaube. Der Glaube ist schwach bei uns, aber der Mann ist stark. Die jetzige Jugend hört nicht auf, dem Tod zu trotzen aus Pflicht oder aus Laune, mit einem spartanischen Lächeln, das um so mehr von Heldenmuth zeugt, als nicht Alle an das Fest der Götter glauben.

Ja, ich habe geglaubt auf diesem düstern Meer einen Punkt zu entdecken, der mir fast unzuverlässig schien. Ich sah ihn von Anfang nur mit Mißtrauen und im ersten Augenblick glaubte ich nicht daran. Ich habe mich gescheut, ihn genauer zu prüfen und lange Zeit habe ich mein Auge davon abgewendet. Nachher, weil mich die Erinnerung an jenen ersten Anblick immer verfolgte, bin ich halb wider meinen Willen auf diesen sichtbaren aber unsichern Punkt zurückgekommen. Ich habe mich ihm genähert, ich habe ihn von allen Seiten betrachtet, ihn von oben und von unten ins Auge gefaßt, ich habe ihn stark genug gefunden, um zum Schutz und Anhalt im Sturm zu dienen, und mein Glaube hat sich bestärkt.

Es ist dieß kein neuer Glaube, kein Cultus von neuer Erfindung, kein verworrener Gedanke; es ist ein in und mit uns geborenes Gefühl, unabhängig von den Zeiten, den Orten und selbst von den Religionen; ein stolzes unbeugsames Gefühl, ein Instinct von unvergleichlicher Schönheit, der erst in der modernen Zeit einen seiner würdigen Namen gefunden, der aber schon im Alterthum erhabene Großthaten wirkte und es befruchtete gleich jenen schönen Flüssen, die an ihrer Quelle und im Anfang ihres Laufs noch keinen Namen haben. Dieser Glaube, der, wie mir scheint, Allen noch geblieben ist und als König in den Armeen herrscht, ist der Glaube der Ehre.

Ich kann nicht bemerken, daß er sich sollte geschwächt haben oder daß irgend etwas ihn verunstaltet hätte. Es ist kein Idol, es ist für die meisten Menschen ein Gott, und ein Gott, um welchen herum schon viele der höhern Götter gefallen sind. Der Einsturz aller ihrer Tempel hat sein Götterbild nicht wanken gemacht.

Eine unbeschreibliche Lebenskraft belebt diese sonderbare, stolze Tugend, welche sich aufrecht erhält mitten unter allen unsern Sünden, und sich mit ihnen so sehr verträgt, daß sie sogar durch die Energie der letztern wächst. Während alle andern Tugenden vom Himmel herabzusteigen scheinen, um uns die Hand zu reichen und uns emporzuheben, scheint diese aus uns selbst zu stammen und darnach zu trachten, selbst bis zum Himmel hinanzusteigen. Es ist eine ganz menschliche Tugend, von der man glauben kann, daß sie geboren sey von der Erde, ohne Himmelspalme nach dem Tod; es ist die Tugend des Lebens.

Wie sie nun aber ist — ihr Cultus, auf verschiedene Weise erklärt, ist immer unbestritten geblieben. Es ist eine männliche Religion, ohne Symbole und Bilder, ohne Dogmen und Ceremonien, deren Gesetze nirgends geschrieben sind; und wie kommt es doch, daß alle Männer das Bewußtseyn von ihrer ernsten Macht haben? Die Männer der Jetztzeit, die Männer zu de

*) „Die That ist stumm, der Gehorsam blind!“ Schiller, Wallensteins Lager.

Stunde wo ich schreibe, sind skeptisch und ironisch gegen Alles, außer gegen sie. Jeder wird ernst, wenn ihr Name genannt wird. Das ist nicht bloße Theorie, sondern Beobachtung. Der Mann fühlt, wenn die Ehre genannt wird, sich etwas in ihm bewegen, das wie ein Theil von seinem Wesen ist, und dieser Impuls erweckt alle Kräfte seines Stolzes und seiner ursprünglichen Energie. Eine unüberwindliche Festigkeit hält ihn aufrecht gegen Alle und gegen sich selbst bei dem Gedanken, über diesem reinen Allerheiligsten zu wachen, das in seiner Brust gleichsam ein zweites Herz ist, in dem ein Gott wohnt. Von daher kommen ihm innere Tröstungen, die um so herrlicher sind, als er ihre eigentliche Quelle und Grund nicht kennt; daher kommen ihm auch plötzliche Offenbarungen des Wahren, des Schönen, des Gerechten; daher ein Licht, das vor ihm herwandelt.

Die Ehre ist nichts Anderes als das Gewissen, aber das gesteigerte Gewissen. Es ist die Achtung vor sich selbst und vor der Schönheit des Lebens, bis zur reinsten Erhebung und zur glühendsten Leidenschaft fortgeschritten. Zwar erkenne ich keine Einheit in ihrem Prinzip, und jedesmal wo man versucht hat, sie mit Worten zu definiren, hat man sich in den Ausdrücken verloren; aber ich sehe auch nicht, daß man mit der Definition Gottes glücklicher gewesen wäre. Beweist dieß gegen eine Existenz, die man in Allem und immer empfindet? Vielleicht ist dieß ihr größtes Verdienst, daß sie so mächtig und immer schön ist, ohne daß man ihre Quelle genau anzugeben weiß! .. Bald veranlaßt sie den Mann, einen Schimpf nicht zu übersehen, bald dazu, ihm mit einer Seelengröße und Kraft zu begegnen, die ihn gut machen und jede Befleckung verwischen. Ein ander Mal weiß sie die Kränkung sammt der Sühnung zu verheimlichen. Zu andern Zeiten erfindet sie große Unternehmungen, gewaltige und beharrliche Kämpfe, unerhörte Opfer, die langsam sich vollenden, und schöner durch die dabei sich beurkundende Geduld und das Dunkel, worein sie gehüllt sind, als die Aufwallungen eines plötzlichen Enthusiasmus oder einer heftigen Entrüstung; sie wirkt Handlungen der Wohlthätigkeit, welche nicht übertroffen werden von der evangelischen Barmherzigkeit; sie hat Beispiele aufzuweisen von wunderwürdiger Duldsamkeit, von zarter Güte, von göttlicher Milde und erhabener Verzeihung. Immer und überall hält sie die persönliche Würde des Mannes in ihrer ganzen Schönheit aufrecht.

Die Ehre ist die Schamhaftigkeit des Mannes.

Die Scheu, es hier fehlen zu lassen, ist für uns Alles. Dieß Unaussprechliche ist mithin das Heilige.

Man erwäge einmal, was bei uns der populäre, allgemeine, entscheidende und doch so einfache Ausdruck gilt: Sein Ehrenwort geben! Da wird das menschliche Wort, statt nur der Ausdruck von Ideen zu bleiben, das Wort im ausgezeichnetsten Sinne, das geheiligte Wort gegenüber allen andern Worten, als ob es geboren wäre mit dem ersten artikulirten Laut, den die menschliche Zunge ausgesprochen hat; und als ob nach ihm es kein Wort mehr gäbe, werth ausgesprochen zu werden, wird es das Versprechen eines Mannes gegen den Andern, gesegnet und geweiht bei allen Völkern; es wird zum Eide selbst, weil man den Namen der Ehre dazu setzt.

Jeder hat jetzt sein Wort und hält es fest wie sein Leben. Der Spieler hat das seinige und achtet es heilig und hält es; in dem Sturm der Leidenschaften ist es gegeben, ist es angenommen worden, und so profanirt es ist, doch gilt es als unverletzlich. Dieß Wort ist durchaus schön und durchaus heilig. Und dieß Prinzip, das man für angeboren halten möchte, das die ganze Gewalt seiner Verpflichtung nur in der innern Zustimmung Aller hat, zeigt es sich nicht in seiner vollständigsten und erhabensten Schönheit, wenn es von dem Mann des Krieges angewandt wird?

Das Wort, das allzu oft nur ein Schall ist, bei dem hochgestellten Politiker, wird ein furchtbar ernstes Faktum bei dem Soldaten; was der Eine leichthin oder treuloserweise sagt, schreibt der Andere mit seinem Blut in den Staub, und deßwegen wird er von Allen über Alle geehrt und müssen Viele die Augen vor ihm niederschlagen.

Möchte die reinste der Religionen in ihren neuen Entwicklungen nicht versuchen, zu läugnen oder zu ersticken dieß Gefühl der Ehre, das in uns wach ist, wie eine letzte Lampe in einem zerstörten Tempel; möge sie vielmehr es sich aneignen und es ihrem übrigen Glanze hinzufügen, indem sie es als eine Leuchte mehr auf ihren Altar stellt, den sie verjüngen möchte. Das wäre eine göttliche Aufgabe! Was mich betrifft, der ich mich auch mit diesem glücklichen Zeichen segne, ich wollte und konnte nichts Anderes leisten als ein sehr bescheidenes und ganz menschliches Werk, und einfach angeben, was ich noch in uns für lebendig halte. Hüten wir uns von diesem alten Gott der Ehre zu sagen, es sey ein falscher Gott! denn der Stein seines Altares ist vielleicht der des unbekannten Gottes. Der magisch wirkende Magnet dieses Steins zieht an und fesselt die Herzen von Stahl, die Herzen der Starken. — Sagt, ob das nicht wahr ist, Ihr, meine tapfern Genossen, Ihr, für die ich diese Erzählungen geschrieben habe, Ihr, eine neue thebanische Schaar, Ihr, deren Haupt sich zerschmettern ließ an diesem Schwurstein, sagt und bezeugt es Ihr Alle, Heilige und Märtyrer der Religion der Ehre! — —

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 292.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 October 1838.

Topographisch-biographische und literarisch-artistische Skizzen aus Schottland und Nordengland.

2. Nostell Priory in der Grafschaft York.

In der Nähe des ungemein betriebsamen und blühenden Städtchens Wakefield, welches durch Goldsmiths berühmten Roman allbekannt, liegt Nostell Priory, nach dem paradiesischen, in mehrfacher Hinsicht merkwürdigen, bis vor kurzem noch nie beschriebenen Walton Hall, *) vielleicht einer der anziehendsten Landsitze der nordenglischen Gentry. Aus den Fenstern der Prunkgemächer des stattlichen Schlosses, das im Styl und Geschmack des Elisabethischen Zeitalters eingerichtet ist, überblickt man eine Gegend, wo die vier Grafschaften York, Lincoln, Warwick und Derby an einander gränzen, und einen mehrere Morgen großen künstlichen See, in den sich einige Bäche ergießen. Nostell Priory ist unter Anderm einer ornithologischen Thatsache wegen merkwürdig, welche Dibdin als seiner Sphäre fremd, und ihm vermuthlich ganz unbekannt, überging, die aber neuerlich erst durch Ch. Waterton, den berühmten Guyana-Reisenden, dessen alter Familiensitz in der Nähe liegt, bekannt gemacht worden ist.

Der herrliche Park von N. P., oder wahrscheinlich irgend eine besondere Gegend desselben, ist seit unvordenklichen Zeiten der nächtliche Versammlungs- und Ruheplatz der sämmtlichen Schwärme mehrerer Vogelarten, nicht nur der Umgegend, sondern eines Umkreises von ungefähr 30 Meilen weit umher, von wo man sie gegen Abend in zahlreichen Geschwadern den altgewohnten Haindämmerungen der ehemaligen Priorei, in der jeder Art eigenthümlichen Flug- und Evolutionsweise, zuweilen und mit Tagesanbruch wieder ihren Tagesaufenthalten, vorzüglich dem zwei Meilen westlich davon gelegenen reizenden Walton-Hall, wo nie das Feuerrohr ihre Reihen lichten darf, entgegen ziehen sieht.

Der Eigenthümer von Nostell Priory, Charles Wine, dessen Urbanität und Gastlichkeit Dibdin nicht genug preisen kann, ist ein Abkömmling des Cresacrezweiges der Morusfamilie, und so erklärt sich leicht der altangestammte Besitz jenes berühmten Holbeinischen Bildes der Thomas Morusfamilie, worüber wir nun Dibdin selbst sprechen lassen wollen: „Nach dem Anblick dieses Holbeinischen Gemäldes hatte ich, wie ich füglich sagen darf, seit dreißig Jahren gelechzt, obschon ich in der Prachtausgabe meiner 1808 erschienenen Utopia einen Umriß davon gegeben, der jedoch nur nach dem mittelmäßigen Kupferstich in Knights Life of Erasmus, welcher ebenfalls bloß eine Copie der in den Tabellä Patinianä, Padua 1691, enthaltenen Kupfertafeln, entworfen worden war. Nun stand ich vor diesem Meisterwerke im Anschauen versunken. Der Besitzer schien sich insgeheim an meinem Entzücken zu weiden. Ich hatte noch nie zuvor ein überraschenderes, anziehenderes Gemälde beschaut. England hat nichts Künstlicheres aufzuweisen als dieses Bild, da es keinen vollendetern Hochcharakter aufzeigen kann, als ihn, der den Hauptgegenstand desselben ausmacht.

Je länger ich es betrachtete, desto höher stieg meine Bewunderung, und selbst heute noch, wo ich dieses niederschreibe, nach dem Anblick aller der hehren Bilder, aller der Malerei-Glorien im Hamiltonpalast in Schottland, kehren meine Einbildungen und Erinnerungen immer und immer wieder zu diesem Bilde zurück, als dem Kleinod aller Kleinode dieser Art im ganzen Reiche. Und doch, obschon es der gegenwärtige Besitzer in regelmäßiger Erbfolge von der Cresacrelinie der Mores überkommen hat, kann ich mich dennoch der Vermuthung nicht erwehren, daß es nicht das Bild ist, welches Holbein gemalt hat, und zwar aus folgenden Gründen: erstlich, weil es weder die Pinselführung noch die Oberfläche eines aus dem Zeitalter Holbeins herrührenden Oelgemäldes zeigt; die Farben sind für jene Periode zu lebhaft und keck hervortretend, und die güldenen Zierrathen zu frisch und auffallend; zweitens, weil das ächte, von Holbein selbst gemalte Bild, wofür, wie ich höre, 5000 Guineen geboten, aber ausgeschlagen worden sind, dem Vernehmen nach

*) Die Schilderung dieses ornithologischen Asyls und Elysiums, wie man es nennen könnte, so wie seines merkwürdigen Besitzers, Karl Waterton, den wir als den Stifter einer neuen Epoche in der englischen Reiseliteratur betrachten, werden wir unsern Lesern nach seinem eigenen neuerlichst erschienenen Werkchen „Essays on Natural History“ nächstens vorlegen. M.

irgendwo in London in dem oder jenem Saale oder sonstigen Gelaß irgend eines öffentlichen Gebäudes sorgfältig der Anschauung entzogen seyn soll. (?)

Es scheint, daß Holbein zwei Thomas Morus Familienbilder gemalt hat, das zweite jedoch nur eine Originalcopie des ersten und eigentlichen Originals gewesen ist, welches bekanntlich dem Erasmus nach Basel übersendet wurde. Diese Originalcopie soll sich im Besitz der Familie Lenthall in der Grafschaft Oxford befinden.

Von wem denn nun, wird man fragen, mag das in Nostell Priory hängende, außerordentliche Bild seyn, wenn nicht von Holbein? Ich möchte die Vermuthung aussprechen, daß es von Zuchero nach dem Original gemalt worden ist.

Bilder aus Neuseeland.

1. Entdeckungsreisen.

(Fortsetzung.)

Cook fuhr am folgenden Tage südwärts bis zum Cap Turnagain unter 40° 34 s. B., steuerte dann wieder nordwärts und gab während seiner Reise mehrern Orten besondere Namen. Unter andern Geschenken, welche Cook den Anwohnern der Turungainbai gab, wurden ihnen auch, da sie Niemand näher kommen ließen, ein Tomahawk und eine Axt, so wie einige große Nägel hingelegt, die sie jedoch, wie die Jetztlebenden mit einem mitleidigen Lächeln über die Thorheit ihrer Vorfahren erzählen, alsbald ins Meer warfen.

Nachdem Cook an mehreren Punkten der Küste gelandet, segelte er nordwärts, bis er das Nord-Cap erreichte. Da seine Hauptabsicht dahin ging, sich zu versichern, ob das Land eine Insel oder ein großer Continent sey, hielt er sich in einiger Entfernung vom Ufer, und segelte an der ganzen Westküste hinab, die er wegen ihres unfruchtbaren Aussehens die Oede Küste (desert coast) nannte; eine halbe Stunde landeinwärts ändert sich freilich der Anblick des Landes wesentlich. Er fand nichts Bemerkenswerthes, bis er an der Bai, wo Tasman Anker geworfen hatte, ankam, und zu seinem Erstaunen fand, daß die angebliche Bucht jenes frühen Seefahrers eine weite Straße sey, welche die nördliche Insel von der südlichen scheidet; er ließ diese Straße unbenannt, spätere Geographen aber haben sie mit Recht die Cooks-Straße genannt. Cook setzte, nachdem er die Straße durchschifft, seine Fahrt an der Ostküste der südlichen Insel fort, umschiffte sie ganz, und nahm endlich am Nordwestcap derselben, welches er Cap Farewell nannte, am 31 März 1770 von der Insel Abschied.

Am 12 Dec. 1769 kam ein französisches Schiff, St. Jean Baptiste genannt, und von Capitän Surville geführt, an der Ostküste des Landes an, und zwar an einem Punkte, den Cook an demselben Morgen verlassen hatte. Capitän Surville verließ den Ganges am 3 März 1769, um ein Eldorado aufzusuchen, nämlich eine Insel, welche die Engländer einige hundert Meilen von dem südlichsten Punkte Südamerika's entdeckt haben sollten, und wo Gold in Ueberfluß zu haben sey. Widrige Winde hinderten den St. Jean Baptiste sich dem Lande zu nähern, aber am 17 warf er in der sogenannten Doubtleß-Bai, von den Eingebornen Paroa genannt, Anker, und gab ihr nach dem Generalgouverneur der französischen Besitzungen in Indien, den Namen Lauriston-Bai. Hätte der französische Capitän einen Dolmetscher an Bord gehabt, so würde er erfahren haben, daß Cook an der Küste war, da eine solche Nachricht sich unter allen Eingebornen verbreiten mußte. Die Nachrichten über Surville sind aus der Erzählung Capitäns Crozet entnommen, der gegen seinen Vorgänger sehr erbittert ist, da er dem herzlosen Benehmen desselben das Unglück zuschreibt, welches seinem Schiffe zustieß. Den Tag, nachdem er Anker geworfen, ging er ans Ufer, und wurde von den Eingebornen, welche sich mit kindischer Neugierde um ihn drängten, freundlich aufgenommen und mit Gastfreundschaft behandelt, da zwei Tage lang an der Küste ein heftiger Sturm wüthete. Diese Freundlichkeit wurde aber von Surville, dem während des Sturmes ein kleines Boot verloren ging, schlecht vergolten. Ohne Grund hatte er die Eingebornen in Verdacht, daß sie es ihm gestohlen hätten, beschloß sich zu rächen, und lud Nahinui, den Häuptling des Districts, an Bord ein, wo er ihn zum Gefangenen machte. Die Franzosen gingen hierauf ans Ufer, steckten die Dörfer, wo sie während des Sturms ein Unterkommen gefunden hatten, in Brand, kehrten dann an Bord zurück, lichteten augenblicklich die Anker, und führten den unglücklichen Häuptling mit sich fort, der drei Monate später am Heimweh starb.

Die, welche nach Surville Neuseeland besuchten, waren wiederum Franzosen, welche in zwei Schiffen „Mascarin" und „Marquis de Casteies" unter Befehl des Capitäns Marion du Fresne ankamen; dieser hatte besondere Aufträge erhalten, Neuseeland zu untersuchen, und die Südsee nach neuen Inseln oder Continenten zu durchforschen. Am 24 März 1772 entdeckte er die Westküste bei Cap Egmont unter 39° 20′ südl. Br.; Marion nannte den Berg Egmont (Puké Huapapa) Pic Mascarin und schätzte ihn so hoch als den Pic von Teneriffa. Als er durch einen heftigen Sturm wieder von dort vertrieben worden war, landete er endlich weiter nördlich Anfangs Mai am Cap Brett, und schickte ein Boot ans Ufer, das nicht ohne viele Ueberredung einige Eingeborne mit an Bord zurückbrachte. Sie aßen mit großer Gefräßigkeit, was man ihnen bot, und nahmen mit Vergnügen einige Kleidungsstücke, deren Gebrauch sie kannten, und augenscheinlich von Cook gelernt hatten, der bis jetzt allein noch diese Bai besucht hatte. Mehrere Eingeborne schliefen an Bord des Mascarin, darunter ein Häuptling, Namens Tacouri (wahrscheinlich Te Kuri, der Hund, ein unter den Eingebornen gewöhnlicher Name). Bei dem guten Einverständniß zwischen Franzosen und Eingebornen lichtete Marion am 11 Mai die Anker und fuhr tiefer in die Bai zwischen die Inseln hinein, dem Dorfe Koro Koua gegenüber, das dem genannten Häuptling gehörte. Die Kranken wurden am 12ten bei einem Dorfe auf Motu Roa, oder der langen Insel ans Land gesetzt. Crozet, erster Lieutenant des Mascarin, erzählt, er sey im Stande gewesen mit den Eingebornen zu verkehren, da er zufälligerweise die Aehnlichkeit der taheitischen Sprache mit der

neuseeländischen entdeckte und von der erstern sich ein Wörterbuch am Bord des Schiffes befand. Die Eingebornen erkannten mit dem ihnen eigenen Scharfsinn bald, daß Marion der Befehlshaber sey, und behandelten ihn deßhalb mit einer Wärme und Freundlichkeit, welche jeden Verdacht, der aus Cooks Bemerkung, niemals einem Neuseeländer zu trauen, hätte entspringen können, gänzlich in den Schlaf lullte. Die Franzosen und Eingebornen lebten in vollkommenem Zutrauen gegen einander, und Ausflüge wurden von den Officieren beider Schiffe in Begleitung der Eingebornen, die sich an die einzelnen Europäer angeschlossen hatten, vorgenommen — kurz, den Fremden wurde jede mögliche Aufmerksamkeit von den Wilden erwiesen, so daß diese in der That die Sage von dem alten Arkadien zu verwirklichen schienen. Crozet will bei Zeiten Verdacht geschöpft und den Capitän mehrmals, jedoch umsonst, gewarnt haben. Alles ging vortrefflich bis zum 8 Junius, wo Marion am Ufer mit einem Enthusiasmus empfangen wurde, der ihn alle Vorsicht vergessen ließ: er ließ sich in Federn kleiden, womit diese Leute gewöhnlich sich schmücken, und kehrte, ganz entzückt über diese Aufnahme, an Bord zurück.

Man bemerkte, obwohl erst als es zu spät war, daß die Eingebornen, namentlich die jungen Freunde der Officiere, sich mehr vom Schiffe entfernt hielten und ihre Besuche nicht fortsetzten. Am 12 Junius ging Marion mit 16 Personen, worunter vier höhere Officiere, ans Ufer, das Boot kehrte aber am Abend nicht zurück, was einiges Erstaunen erregte; da aber Marion den Tag mit Fischen in der Nähe eines Kuri gehörigen Dorfes zubringen wollte und man nicht im geringsten Verdacht hegte, daß ihnen etwas zugestoßen seyn könnte, so glaubte man, sie hätten vielleicht die Einladung angenommen, die Nacht über im Dorf zu bleiben. Am folgenden Morgen wurde von dem Marquis de Castries ein Boot ans Ufer gesendet, um Holz und Wasser zu holen. Es war etwa 4 Stunden abwesend, als die Wache auf dem Verdeck zu ihrem großen Erstaunen einen der Matrosen gegen das Schiff herschwimmen sah. Ein Boot wurde augenblicklich zu seinem Beistand ausgesetzt, und der Mann erzählte, als er an Bord gekommen war, eine furchtbare Geschichte. Als das Boot am Morgen das Ufer erreichte, kamen die Eingebornen den Matrosen mit ihren gewöhnlichen Freundschaftsbezeugungen entgegen und trugen sie ans Ufer. Nach der Landung zerstreuten sich die Matrosen, um Holz zu sammeln, und während jeder mit seiner Arbeit beschäftigt und unbewaffnet war, packten plötzlich auf ein gegebenes Signal je sechs oder sieben dieser verrätherischen Wilden einen Franzosen, rissen ihn zu Boden und ermordeten ihn mit ihren Steinärten. Eilf wurden so rasch getödtet, der Erzähler allein entkam, da er nur von einer geringen Anzahl angefallen wurde, und es ihm gelang, in ein nahe liegendes Dickicht zu entwischen, wo er sich versteckte, und die Leichen seiner ermordeten Cameraden zerschneiden und unter diese Cannibalen vertheilen sah, welche bald darauf den Platz mit ihrem Antheil an Menschenfleisch verließen, und so dem Ueberlebenden Gelegenheit gaben, sein Leben durch Schwimmen zu retten.

Diese furchtbare Erzählung ließ über das Schicksal Marions und seiner Begleiter keinen Zweifel. Das lange Boot des Mascarin wurde augenblicklich wohlbewaffnet ausgeschickt, um nähere Nachrichten einzuziehen, und das erste, was sich zeigte, war das am Strande liegende Boot, das den unglücklichen Befehlshaber und seine Gefährten hingeführt hatte: es war mit Eingebornen angefüllt. Eine Abtheilung von 60 Mann unter Lieutenant Crozets eigenem Befehl war nahe an dieser Stelle beschäftigt, Bäume zu fällen; als Crozet die Nachricht hörte, befahl er die Werkzeuge zusammenzubringen, und marschirte nach den Booten, ohne seinen Leuten das Schicksal ihrer Cameraden zu erzählen. Seine Befehle wurden augenblicklich befolgt; als sie sich aber den Booten näherten, folgten die Eingebornen in großer Anzahl mit den verachtungsvollen Gebärden, die sie ihren Feinden zu zeigen pflegen, suchten einander gegenseitig zu ermuntern, und riefen laut, daß Marion von Te Kuri getödtet und aufgezehrt worden sey. Als die Franzosen an ihren Booten ankamen, brach die rohe Wuth des Haufens los, unwillig darüber, daß ihnen ihre Beute entgehen sollte. Unter wildem mißtönigem Geschrei drängten sie jeden Augenblick dichter an die Europäer heran, und waren auf dem Punkte, einen allgemeinen Angriff zu beginnen, als Crozet vortrat und mit erhobenem Gewehre dem Gesindel im befehlenden Tone zurief, zurückzubleiben; hastig zog er, wie früher Cook auf demselben Ufer gethan hatte, eine Linie auf dem Sand, und drohte, den Ersten, der die Gränze überschritte, zu erschießen. Die Eingebornen hielten dieses für einen Beschwörungskreis der europäischen Priester, deren Verletzung Gottlosigkeit wäre. Sie setzten sich sogar auf Crozets weitern Befehl nieder, und hörten schweigend, was er ihnen weiter zu sagen habe, ein Benehmen, das Jeder, der den Charakter dieses Volkes kennt, gerne glauben wird. Kaum war indeß der letzte Mann eiligst ins Boot gesprungen, als die Eingebornen mit betäubendem Geschrei sich erhoben, aufgebracht über ihre eigene Thorheit, daß sie sich ihre Beute so entwischen ließen. Sie stürzten ins Wasser, um die Boote ans Ufer zu ziehen, aber jetzt war auch der Augenblick gekommen, wo die Franzosen ohne Gefahr die verrätherische Ermordung ihrer Genossen rächen konnten. Salve auf Salve wurde auf die dichten Massen abgefeuert, die von Furcht und Schrecken gelähmt nicht die Kraft hatten, von der Stelle zu rücken, um dem Kugelregen auszuweichen, der ihre Reihen niedermähte.

Crozet machte endlich dieser furchtbaren Rache ein Ende, und steuerte nach Motu-Roa, um die dortigen Kranken zu entfernen und sich daselbst Holz und Wasser zu verschaffen. Da die Einwohner des Dorfs sich widersetzen wollten, wurden viele getödtet; auch erschossen die Franzosen noch manchen, den sie in den Kleidern ihrer ermordeten Cameraden erblickten. Das Dorf, wo das furchtbare Schauspiel vorgefallen war, wurde noch einmal besucht, man erblickte den schändlichen Te Kuri, den Anführer bei der Ermordung, in den rothen Rock Marions gekleidet, und sah mehrere Stücke Menschenfleisch, an denen noch die Spuren der Zähne sichtbar waren. Die Schiffe stachen dann am 14 Julius 1772 in die See, nachdem sie beinahe 4 Monate an der Küste geblieben waren, und für die geographische Be-

stimmung derselben weniger gethan hatten, als irgend eine andere Entdeckungsexpedition.

Crozet nannte das Land France Australe, und die Bai Paroa die verrätherische Bai, aber diese Namen hatten keine Dauer; auch nahm er im Namen des Königs von Frankreich Besitz von diesem Lande. Crozet kehrte, da die Mannschaft der Schiffe, namentlich auch durch den Verlust von fünf höhern Officieren, sehr geschwächt war, nach Frankreich zurück, wo sein Benehmen vollkommen gebilligt und er zum Schiffscapitän befördert wurde. Sein Werk enthält vieles Interessante über Sitten und Gewohnheiten des Volks, aber die Resultate waren so, wie man sie von einem Manne erwarten konnte, der die Sprache nur oberflächlich verstand, und nicht unter dem Volke gelebt hatte. Keine Ursache wird angegeben, warum sie anfangs über einen Monat lang freundlich behandelt, und dann plötzlich als Feinde betrachtet wurden. Unter den Eingebornen hat sich auch das Andenken an die Veranlassung verloren, nur die Rache ist in gutem Gedächtniß geblieben, und obwohl seit jener Zeit 3 bis 4000 Schiffe in jener Bai ankerten, so ist doch die Abneigung gegen die Franzosen unvermindert geblieben: sie sind nur unter dem Namen Te Hevi No Mariu (der Stamm Marions) im Lande bekannt. Mein erster Ankauf war ein Haus, das auf der Stelle lag, wo die Metzelei vorfiel: der Eigenthümer war Te Koai, Enkel dessen, der eine Hauptrolle in jener Tragödie gespielt hatte. Fast das ganze Land umher ist jetzt in den Händen von Europäern.

(Fortsetzung folgt.)

Die Todtenhöhle im nördlichen Mexico.

(Aus einem Privatschreiben im Temps vom 8 October.)

Etwas nördlich von der Stadt Durango und noch in den Gränzen ihres Gebiets erstreckt sich auf dem Ostabhange der Cordilleren von Norden nach Süden ein großes, unangebautes Thal, das man mit dem Namen Bolson (der große Beutel) de Mapimi bezeichnet. In großen Entfernungen von einander haben die kecken Colonisten Niederlassungen gegründet, wo sie zahllose Heerden aufziehen. Die Apatchen, die Comantschen und andere indianische Stämme an der Gränze streifen oft bis dahin. Eines Tages war Don Juan N. Florez, Besitzer der Hacienda von San Juan de Casta, weit östlich in die bisher unbekannten Striche seines Gebiets vorgedrungen, und befand sich etwa 100 Leguas von Durango entfernt. An der Seite eines Berges bemerkt er die Oeffnung einer Höhle, steigt hinauf und will hineindringen, tritt aber augenblicklich schreckenvoll zurück und bekreuzigt sich: er glaubte mitten unter Wilde gefallen zu seyn, denn er hatte eine unzählige Menge Menschen im tiefsten Schweigen dasitzen gesehen. Die Einsamkeit des Orts, wo kein Pferd, keine Spur eines menschlichen Fußes sich zeigte, ließ seine Gefährten glauben, er habe geträumt: sie traten wohl bewaffnet und mit Fackeln versehen in die Höhle. Welches Schauspiel! „Mehr als tausend Leichen, vollständig erhalten, sitzen am Boden, die Hände unter den Knieen gekreuzt; sie sind in verschiedene Gruppen, wahrscheinlich nach Familien, getheilt. Ihre Kleider bestehen aus Spitzenröcken (tilmas de lechuguilla), die mit bewundernswerther Kunst gearbeitet und gewoben sind, nebst Binden und Schärpen (bezucos) aus verschiedenen Stoffen und Farben, aber alle von lebhaftem Glanz. Ihr Schmuck sind Schnüre von Körnern oder kleinen Früchten, untermischt mit kleinen Kugeln, wie von geschnittenem Bein, kleine Kämme in Form von Ohrgehängen, mit cylindrischen, vergoldeten und herrlich polirten Knochen. Die Sandalen sind aus einer in großen Maschen geflochtenen Lianenart, und durch Schnüre von demselben Stoff an die Füße festgebunden." (Diese letztern Angaben sind aus dem Briefe des Gouverneurs von Durango an den Minister des Innern genommen.)

Vermischte Nachrichten.

Vor kurzem fiel in Paris ein Ereigniß vor, das einen Blick in die Verworfenheit thun läßt, welche dort unter gewissen Classen herrscht. Ein Hr. Herdinot de Manchamps wurde wegen schändlicher und gewaltsamer Angriffe auf einige junge Mädchen vor Gericht gestellt und auf zehn Jahre enges Gefängniß verurtheilt. Seine Mitschuldige dabei war seine Maitresse, eine Demoiselle Poutret, gewesen, jedoch damals freigesprochen worden. Nach der Verurtheilung ließen Herdinot und seine Maitresse — beide von der Revolutionszeit her ungetauft — sich taufen, bald darauf vom Gefängniß aus trauen, und wenige Tage nachher stand Demoiselle Poutret, verheurathete Herdinot, wieder vor Gericht wegen Aufreizung zu Ausschweifung. Auf die Frage des Präsidenten, was ihr Stand sey, erwiderte sie: Verantwortliche Redactorin der Gazette des Femmes. Sie wurde schuldig befunden und zu anderthalbjährigem Gefängnisse verurtheilt.

Französische Blätter entlehnen aus einer Gazette de Corfou Nachstehendes: Man hat am 25 September im Hafen von Corfu die Probe mit einer Maschine gemacht, welche ohne Hülfe des Feuers oder des Windes und ohne die geringste Gefahr für das Schiff den Dampf als bewegende Kraft in der Schifffahrt ersetzen soll. Die Probe wurde an der griechischen Goelette des Capitäns Elya Kyriaky gemacht. Stephan Mauras, der, nachdem er sich im Handel ein glänzendes Vermögen erworben, sich dem Studium der mathematischen und mechanischen Wissenschaften widmete, ist der Erfinder dieser Maschine, der Frucht achtjähriger Arbeit. Eine große Menge Menschen war bei der Probe zugegen, und Alles bemühte sich, dem Erfinder Zeichen des Beifalls und der Achtung zu geben.

Ein Schiffer fand an der Küste von St. Malo ein mit Leinwand umwundenes Kistchen, welches einen Rosenkranz, ein Scapulier und eine Schrift in testamentarischer Form enthielt, welche Pater Alexis, Franciscaner und Missionär bei den Ungläubigen, unterzeichnet und von 1776 datirt ist. In dieser Schrift empfiehlt Pater Alexis Ludwig XV die Länder, die noch nicht von dem Herrn besucht worden. Diese Bitte wurde gestellt im Augenblick, wo das Schiff Sainte Marie unterging. Das Kistchen müßte demnach 62 Jahre auf dem Meere geschwommen haben. (Echo du Monde Savant Nr. 40.)

Dubouzet, ein Officier an Bord der Zelée, hat von Valparaiso aus unterm 30 März einen Brief nach Paris geschrieben, der die von Durville gegebenen Details bestätigt. Ein neuer von ihm erwähnter Umstand ist die Entdeckung eines großen Continents südlich von den Süd-Shetland-Inseln. „Wir haben, erzählt dieser Officier, trotz des umgebenden Eises 40 Seemeilen Küste genau untersucht und bestimmt. (Constitutionnel.)

Am 14 September fühlte man gegen 9 Uhr Morgens im Dorf Adderbury bei Oxford einen heftigen Erdstoß mit unterirdischem Getöse. Die Häuser zitterten über eine halbe Stunde lang. Eine große Anzahl Einwohner flüchteten sich, weil sie das Einstürzen ihrer Häuser fürchteten; die Heerden äußerten heftigen Schrecken. Das Wetter war stürmisch, doch hörte man in der Nachbarschaft keinen Donner. (Englische Blätter.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 293.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 October 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Ueber die Herkunft des russischen Namens.

In Rußland hat sich eine eigenthümliche Fehde über den Ursprung des Namens Russen entsponnen. Die Veranlassung kann uns ziemlich gleichgültig seyn, indem eine, für uns Deutsche zum mindesten, ziemlich lächerliche Ansicht eine geharnischte Entgegnung Bulgarins hervorrief, welcher bekanntlich seit geraumer Zeit sich viel mit Geschichte abgibt, und dabei, obwohl seinen slavischen Ursprung nirgends verläugnend, doch mit ziemlicher Unparteilichkeit zu Werke geht. Die gewöhnliche Ansicht über die Gründung des russischen Staats ist die, daß Skandinavier unter Ruriks Anführung auf die Bitte slavischer Stämme ins Land gekommen seyen. Bulgarin weicht von dieser Ansicht in so fern ab, daß er zwar keineswegs, wie schon geschehen, die Herbeirufung fremder Herrscher läugnet, aber sie von einer andern Seite herkommen läßt, nämlich nicht aus dem Norden oder von Skandinavien her, sondern vom Riemen oder der Russna, wie dieser Fluß geheißen haben soll. Die ausführlichen Beweise hierüber sollen in seinem größern Werke über die Geschichte Rußlands enthalten seyn; zur Orientirung führen wir inzwischen aus einer kleinen Abhandlung von ihm, welche in der Nordischen Biene erschien (Nr. 191 u. 192 v. d. J.) einige Bemerkungen an. Er citirt hier den Bericht, welchen der Bischof von Bremen, Luitprand, über seine Gesandtschaft nach Constantinopel hinterlassen hat, und worin es heißt: „gegen Norden von Constantinopel wohnen die Ungarn, die Petscheneger, die Chasaren, die Russen, welche wir Nordmannen nennen, und die Bulgaren, die nächsten Nachbarn.“ Bulgarin bemerkt über diese Stelle: „es geht aus dem Berichte hervor, daß Luitprand von den Russen in Kiew spricht, daß diese Russen eine deutsche Sprache redeten, wie sie an den Ufern des baltischen Meeres im Gebrauch war, und daß Luitprand diese Russen selbst in Constantinopel sah und mit ihnen redete. Luitprand vergleicht also die Russen mit den Normannen, erstens wegen ihres Wohnsitzes gegen Norden von Constantinopel und zweitens wegen der Sprache.“ Die Russen in Kiew sprachen also deutsch und waren Deutsche, woher kamen sie aber? Bulgarin stellt folgende Sätze auf: 1) die Russen waren ein gothischer oder deutscher Stamm. 2) Dieser Stamm wohnte früher im südlichen Rußland am schwarzen Meere. 3) Zur Zeit der Kriege und Umwälzungen in jenem Lande theilte sich der Stamm in zwei Theile. 4) Ein Theil blieb an der Mündung des Dons und in jenen Gegenden, wo Tamarcha stand, der andere Theil zog gegen Norden zu seinen Stammgenossen, den Gothen, und ließ sich an der Mündung des Riemen nieder. 5) Rurik kam nach Nowgorod von der Mündung des Riemen oder der Russna übers Meer, weil ein ganzer Stamm mit Frauen und Kindern unmöglich den Landweg einschlagen konnte, da dieser durch das feindliche Litthauen geführt hätte.“

Wenn die Gründe und Beweise, welche Bulgarin für diese Behauptungen anführen will, wirklich zureichend sind, so hat er auch der ältern deutschen Geschichte einen nicht geringen Dienst geleistet, indem er den dunkelsten Punkt der deutschen Geschichte aufzuhellen anfängt, nämlich was aus den im Osten der Elbe ansäßigen deutschen Stämmen nach der großen Völkerwanderung wurde. Vor der Römerzeit, und vor der großen Völkerwanderung hausten, wie man wohl mit Gewißheit sagen darf, deutsche Stämme zwischen dem baltischen und schwarzen Meere, und vielfach an der Donau hinab bis an deren Mündungen. Was ist ihre Geschichte nach Attila? Wir wissen es nicht. In die Nacht jener Zeit können für jetzt nur Slaven eine Leuchte tragen, da bei Deutschen wohl jetzt noch eine solche Kenntniß slavischer Dialekte, wie zu derartigen Untersuchungen erforderlich ist, nicht leicht angetroffen wird. Liegt ja unsere Geschichte des Mittelalters, so weit sie die slavischen Stämme betrifft, noch sehr im Argen.

Bilder aus Neuseeland.

1. Entdeckungsreisen.

(Fortsetzung.)

Das nächste Schiff, welches Neuseeland besuchte, war die „Resolution,“ commandirt von Cook auf seiner zweiten Reise um die Welt. Seine dießmaligen Untersuchungen waren von

der interessantesten Art, obwohl er wenige Eingeborne traf. Er segelte die Westküste der südlichen Insel hinauf, und gelangte an seinen Lieblings Ankerplatz in dem Königin-Charlotten-Sund, in der Straße, die seinen Namen trägt. Hier fand er zu seinem Vergnügen sein zweites Schiff, die Discovery, welche schon einige Wochen früher angekommen und fast drei Monate von ihm getrennt gewesen war. Capitän Furneaux, Commandant der Discovery, hatte inzwischen entdeckt, daß Vandiemensland eine durch eine Meerenge von Neuholland getrennte Insel sey.

Cook traf mehrere Eingeborne, welche sich eifrig nach dem Taheitier Tupia erkundigten, zu welchem die Neuseeländer eine große Zuneigung gefaßt hatten. Am 7 Junius verließen beide Schiffe mit einander das Land, um nach den Gesellschaftsinseln zu steuern, und kehrten vier Monate später wieder zurück; beide Schiffe wurden aber am 29 October durch einen plötzlichen Sturm getrennt und fanden sich während dieser ganzen Reise nicht wieder. Cook warf bald darauf in dem Königin-Charlotte-Sund Anker und wartete hier einige Zeit auf seinen Gefährten, aber umsonst. Während ihres Aufenthalts in diesem Sund erhielten die Engländer die unzweideutigsten Beweise von dem Cannibalismus der Eingebornen. Nachdem Cook alles Mögliche gethan, um wieder mit Capitän Furneaux zusammenzutreffen, lichtete er endlich die Anker und steuerte gegen SSO., um den vermeintlichen Continent der Südsee aufzusuchen.

Inzwischen war sein drittes Schiff, die „Adventure" in einer Bai unter 38° 20′ aufgehalten worden und kam nach dem Königin-Charlotte-Sund erst acht Tage nach Cooks Abreise. Sie fanden hier eine Flasche mit Instructionen für Capitän Furneaux unter einem Baum, versahen sich hier mit frischem Wasser und wollten dann am 17 December wieder in See stechen. Ein Boot mit 10 Mann wurde ans Ufer gesendet, um grünes Gemüse für die Schiffsmannschaft zu sammeln. Ein Mißverständniß erhob sich zwischen den Matrosen und den Eingebornen: die ersten wurden, ehe sie sich vertheidigen konnten, ergriffen, augenblicklich ermordet und zum Theil verzehrt. Lieutenant Burney ging mit bewaffneter Mannschaft ans Ufer, um das vermißte Boot und die Leute aufzusuchen. Er landete unter den Eingebornen, die ihn mit einem unfreundlichen, von ihrem gewöhnlichen Benehmen sehr verschiedenen Mißtrauen empfingen. Nachdem sie einige Zeit ihre abwesenden Gefährten aufgesucht hatten, fanden sie zwei Bündel Sellerei am Ufer liegen, die zur Beladung des nirgends sichtbaren Kutters gesammelt worden waren. „Als wir diesen aufsuchten," erzählt Burney, „stießen wir auf einen so scheußlichen Anblick, daß man nie ohne Schauder daran denken kann; denn die Köpfe, die Herzen und die Lungen mehrerer unserer Leute lagen hier am Boden, und die Hunde nagten an den Eingeweiden." Eine Musketensalve wurde augenblicklich von den erbitterten Europäern unter die Eingebornen abgefeuert, verwundeten aber, wie man später erfuhr, Niemand, und es hatte sich eine so große Menge Volks am Ufer gesammelt, daß die Engländer sich schleunigst entfernen mußten, ohne den barbarischen Mord ihrer Landsleute rächen zu können. Die Adventure verließ den Sund vier Tage später und segelte vom Cap Pallisser (der Südspitze der nördlichen Insel) nach dem Cap Horn, 121 Längengrade weit in etwa einem Monat.

In der Mitte Octobers 1774 kam Cook abermals nach der Königin-Charlotte-Bai, und war erstaunt, die Eingebornen so zurückhaltend zu finden; sobald diese jedoch entdeckten, daß Cook selbst gekommen sey, trat eine augenblickliche Aenderung ein. Die Eingebornen, welche sich zum Theil in die Wälder geflüchtet hatten, kamen eilends herbei, umarmten die Engländer wiederholt, tanzten und sprangen vor Freude, und geberdeten sich wie Tollhäusler. Cook fragte mehreremale nach der Adventure, und fing an, um das Schicksal derselben besorgt zu werden, da die Eingebornen sich auf eine geheimnißvolle Weise äußerten, und einige behaupteten, sie sey gescheitert, und Alle am Bord umgekommen. Er erhielt jedoch einige Andeutungen, welche ihn glauben ließen, daß das Schiff nicht gescheitert sey, die Wahrheit aber erfuhr er erst, als er auf der Heimreise das Cap der guten Hofnung berührte, und dort Briefe von Capitän Furneaux vorfand, welche ihn von dem Vorgefallenen unterrichteten.

Der fünfte und letzte Besuch, welchen dieser große Seefahrer den neuseeländischen Inseln abstattete, fand im J. 1777 statt. Die Schiffe waren bald von Canoes umgeben, aber Niemand wagte sich an Bord, weil sie für die begangene Ermordung Strafe fürchteten. Diese Besorgniß stieg noch, als sie den Taheitier Omai auf dem Schiffe erblickten, welchen Capitän Furneaux mitgenommen, und der zur Zeit jenes unglücklichen Vorfalles an Bord der Adventure gewesen war. Erst als man die Eingebornen versichert hatte, daß sie wegen jenes Vorfalls nicht zur Rechenschaft gezogen werden sollten, kamen sie an Bord, und erzählten Cook den Ursprung des Streits, der, wie es scheint, von ihrer Seite unbeabsichtigt gewesen war. Der Hauptttheilhaber an jenem Vorfall war ein Häuptling, Namens Kahura, der mit eigener Hand den Anführer jener Abtheilung, einen Hrn. Rowe, getödtet hatte. Dieser gab sich und seine Familie mehrmals in die Gewalt Cooks, den die Eingebornen öfters angingen, sie von diesem Häuptling zu befreien, der unter seinen Landsleuten keineswegs beliebt schien. Cook jedoch bemerkte: „Hätte ich dem Rathe aller meiner angeblichen Freunde folgen wollen, so hätte ich die ganze Race vernichten können, denn die Bewohner eines jeden Dorfs gingen mich an, das andere zu zerstören."

Die Reisen dieses berühmten Mannes kann man nicht erwähnen, ohne zugleich auf die allgemeine Richtigkeit seiner Beobachtung über die Bewohner und das Land aufmerksam zu machen, obwohl er darin einen großen Irrthum begeht, daß er glaubt, der ganze südliche Theil der nördlichen Insel sey unter Einem Fürsten, nämlich Te Ratu bestanden, demselben, der durch Cooks Leute bei der ersten Landung getödtet wurde. Cook wußte außerdem wohl, daß jeder kleine, oft nur eine halbe Stunde lange District unter der Gewalt eines oder mehrerer Häuptlinge stehe, welche sich stets gegenseitig zu vernichten streben. Hätte Cook die Sprache verstanden, so würde er seinen Irrthum bald entdeckt haben: der ermordete Krieger war wegen seiner Tapferkeit im Lande wohl bekannt,

die Nachricht von seinem Tode verbreitete sich bei dem steten Verkehr der Stämme unter einander bald auf der ganzen Küste, und Cook hörte allenthalben von Te Ratu sprechen, dessen Tod man ihm vorwarf, während er glaubte, die Bewohner dieses ganzen Landstriches bekennten sich als Unterthanen Te Ratu's. Cooks Name steht indeß in jenen Gegenden, wo er am besten bekannt war, noch immer in großer Verehrung.

Nach Cook besuchte Vancouver, damals mit Untersuchung und Aufnahme der Nordwestküste Amerika's beauftragt, zuerst wieder die neuseeländischen Inseln, nachdem er sie schon früher unter Cooks Anführung besucht hatte; er entdeckte unter Anderm die sogenannten Snaresinseln unter 48° 3' s. B. Die dortigen Einwohner sind neuseeländischen Ursprungs, wie sich aus der nationalen Begrüßung, dem Aneinanderlegen der Nasen, aus den Waffen und überhaupt aus den Sitten des Volks ergibt. Die Inseln sind zwar klein, aber sehr angenehm durch mannichfache Abwechselung von Berg und Thal. Gegenwärtig haben sich einige Europäer auf der Hauptinsel niedergelassen.

(Schluß folgt.)

Der Räuber Grozea.

(Aus der Gazette des Tribunaux nach einem Privatschreiben mitgetheilt.)

Die Räuberei im Großen schien die Moldau und Walachei verlassen und sich in die Gebirge Bosniens und Albaniens, welche gleichsam der klassische Boden derselben sind, zurückgezogen zu haben. Seit zehn Jahren hatten unsere Tribunale nichts als gemeine Diebe und Mörder abzuurtheilen. Allein jener Typus des Räubers, der seit dem Tractat von Adrianopel gänzlich erlöschen wollte, ist in der Person des Nikolas Grozea wieder neu erstanden; in ihm leben die Kirdschali, die Dschian und die wildesten der Oltaus, jene furchtbaren Bergbewohner der kleinern Walachei, wieder auf.

An dem belebten Anblick des Audienzsaales erkennt man, daß das richterliche Drama, welches vor sich gehen wird, das lebhafteste Interesse erregt. Eine große Anzahl von bürgerlichen und Militärpersonen drängen sich gemischt untereinander; auch bemerkt man auf vorbehaltenen Plätzen schöne Damen in reicher Toilette; es sind dieß die edlen Gemahlinnen der Bojaren.

Bald lenken sich Aller Blicke nach der Bank der Zeugen; daselbst sitzt eine arme achtzigjährige Alte; sie scheint tief gebeugt; ihr kurzer Rock, ihre Schürze, so wie ihr übriger Anzug bezeichnen sie als eine Frau vom Gebirge; sieben kleine Medaillons von männlichen und weiblichen Heiligen hängen um ihren Hals. Hauptsächlich aber nimmt eine neben ihr sitzende Frau mit einem ganz kleinen Kind auf dem Arme die Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese Frau, noch jung und schön, hat den Blick beinahe fortwährend auf die Erde geheftet; wenn sie manchmal ihr thränenschweres Auge erhebt, so geschieht dieß, um auf ihr Kind zu sehen, das sie anlächelt. Sie hat ebenfalls die Tracht der Bergbewohner, eine kurze, braune Schürze; die Aermel ihres blendend weißen Hemdes sind roth eingefaßt; ein rother Gürtel umschließt ihre schlanke Taille; als Schmuck trägt sie eine Corallenschnur um den Hals; ihre Haare hängen nicht mehr in Flechten, wie die der jungen Mädchen; sie trägt wie die Verheurathete einen weißen Shawl, der am Haupte befestigt über die Schultern herabhängt.

In der Nähe der beiden Weiber steht ein junger Mensch in einem Alter von etwa 17 Jahren; er ist mit weiten Beinkleidern nach Art der Albanesen bekleidet und hat auf dem Kopf einen weißen Turban; an seiner Seite trägt er einen Damascener und im Gürtel zwei Pistolen; er lehnt stolz auf seinem Gewehre.

Diese drei Personen bilden die ganze Familie des Nikolas Grozea; die alte Frau ist seine Mutter, der junge Mensch sein Sohn aus seiner ersten Ehe, die junge Frau ist seine dritte Gattin, und das Kind, welches sie auf den Armen trägt, ist die Frucht ihrer Ehe.

Das Tribunal beginnt die Sitzung; es besteht aus einem Präsidenten, zwei Richtern, einem Staatsprocurator, und einem Schreiber oder Greffier. Die Functionen des Staatsprocurators, welche genau wie die der öffentlichen Gerichtsbarkeit in Frankreich sind, werden bei der gegenwärtigen Angelegenheit von Constantin Brailoio verrichtet. Das auf diese Weise zusammengesetzte Tribunal richtet ohne Beisitz von Geschwornen, allein es hat das Recht, die Strafe in dem Fall zu mildern, wenn ihm dieselbe in Betracht der Umstände zu streng erschiene. Die Formen des Proceßverfahrens sind im Uebrigen denen im französischen Codex vorgeschriebenen, nach welchem sie so zu sagen auch geformt sind, beinahe vollständig gleich. Auf dem Tische des Tribunals steht ein Kreuz von Elfenbein.

Nikolas Grozea wird nun durch die Soldaten der walachischen Miliz eingeführt. Er ist ein Mann in den Fünfzigen und von hoher Gestalt; seine bereits ergrauten Haare, sein schwarzer Schnurrbart und Backenbart, seine großen, wilden, fast grausamen Augen, seine schwarzbraune Gesichtsfarbe, seine Adlernase, seine erhabene Stirne, alle seine Züge endlich zeigen eine Mischung von Adel, Kühnheit und Wildheit; die Schönheit seiner durch weite und kurze Beinkleider kaum bedeckten Formen erinnern an den römischen Gladiator. Auf seine Richter und die Anwesenden wirft er einen Blick, in welchem noch die Kühnheit des Befehlshabers zu leben scheint.

Der Greffier erhebt sich nun und verliest die Proceßakten; die Handlungen, deren Grozea beschuldigt ist, bestehen in Folgendem:

„Nikolas Sin-Petro, mit dem Beinamen Grozea (in walachischer Sprache der Schrecker), geboren zu Schemats, ehemaliges Bannat von Krajova, jetzt die kleine Walachei, 52 Jahre alt, ist der Sohn des Peter Sin-Petro, Capitäns des Fürsten Ypsilanti, der in der Schlacht bei Tergovitsa fiel, und der hier gegenwärtigen Maria Tudoresco.

„Nach einem stürmischen Leben inmitten von Kämpfen und Räubereien, wurde er im Jahre 1828, des Mordes seiner jungen Gattin angeklagt, zu zehnjähriger Arbeit in den Minen verurtheilt.*) Im Jahre 1829, im Monat März, wollte ein russischer Unterofficier, Namens Maslennikoff, die Salinen der Walachei besuchen; er stieg an dem Schöpfbrunnen hinab und kam in die Galerie, in welcher Grozea arbeitete. Dieser Verurtheilte, der durch seine gute Aufführung es dahin gebracht hatte, nicht mehr mit einem andern zusammengeschlossen zu seyn und allein zu arbeiten, ergriff den Moment, wo der Unterofficier, um einige Krystallisationen zu untersuchen, gebückt war, schlug

*) In der Walachei arbeiten die zu den Arbeiten in den Minen Verurtheilten in Salinen von unermeßlicher Tiefe. Man steigt in einer Art von Schöpfbrunnen vermittelst eines an vier Seilen hängenden Stuhles hinab. Die Verurtheilten sind gewöhnlich zu zwei aneinander gefesselt; für fünf solche Kuppeln Verurtheilter ist ein Wächter da. Nachts führt man sie aus der Saline und verschließt sie in ein Gefängniß.

denselben mit einem Satzstück auf den Kopf, so daß er besinnungslos zusammenstürzte, stopfte ihm Salz in den Mund, um ihn am Schreien zu hindern, beraubte ihn schnell seiner Uniform, zog diese selbst an, ließ sich mit Hülfe dieser Verkleidung aus der Saline hinanfziehen, und war verschwunden, ehe man nur etwas bemerkt hatte."

Abends fanden die Wächter den Unterofficier Wasennikoff in seinem Blute schwimmend; jedoch war er wieder zu sich gekommen, und nun erfuhr man von ihm das Nähere über das Entkommen Grozea's. Alle Nachsuchungen nach diesem waren umsonst.

Fünf Jahre waren seit der Zeit verflossen, ohne daß man ein Wort von Grozea hörte. Im Jahre 1835, im Monat September, wurde auf der Hauptstraße von Pitesty nach Krajova ein jüdischer Kaufmann aus Jassy, Namens Abraham, am hellen Tage von fünf Räubern angefallen; er und sein Kutscher wurden geknebelt und ihm 40,000 Piaster (theils in walachischem Geld, theils in russischen Assignaten) abgenommen; hierauf entfernten sich die Räuber, sie geknebelt zurücklassend, in der Richtung nach Tergovista. Zwei Tage darauf kam ein Mann in sehr reichem ungarischem Anzug in das Kloster von Argis und wechselte bei den Mönchen 20,000 Papierrubel gegen österreichische Ducaten ein. Dieser reiche ungarische Reisende war, wie man seither erfuhr, niemand Anderer als Grozea. Ein Zigeuner, Namens Kiry, einst Spion in der Bande des berühmten Kirdschali, war nämlich Meßner in dem Kloster geworden: dieser erkannte in den Zügen des ungarischen Edelmannes Grozea, der einer der unerschrockensten Soldaten Kirdschalis gewesen war. Ein Blick Grozea's schloß ihm jedoch den Mund, und der ungarische Edelmann gab ihm, als er sich entfernte, eine Handvoll Ducaten mit den Worten: „Läute für die Seele unseres alten Anführers und trinke auf meine Gesundheit!" Der Zigeuner zeigte dieß dem Superior des Klosters erst einige Tage darauf an. Das Gericht ließ sogleich Nachsuchungen anstellen, allein stets fruchtlos; nur überzeugte man sich, durch Untersuchung der Nummern der russischen Assignaten, die die Mönche bei dem Aufwechseln erhalten hatten, daß diese dieselben waren, die dem Kaufmann Abraham geraubt worden waren. Auf diese Weise war kein Zweifel mehr, daß Grozea sein altes Räuberhandwerk wieder ergriffen habe.

Von dem Augenblick an begannen auch die Räubereien mit bewaffneter Hand auf den Straßen der kleinen Walachei wieder: acht und dreißig Verbrechen dieser Art wurden auf den verschiedenen Straßen dieser Provinz begangen. (Der Greffier verliest die nähere Angabe dieser zahlreichen Diebstähle, die Namen der beraubten Personen, die angewandten Mittel, die aber beinahe alle dieselben sind. Die Summe alles Geraubten beläuft sich auf 600,000 Piaster.) Zu bemerken ist, daß niemals ein Mord vorkam, sondern bloß einige Verwundungen. Die meisten der angefallenen Personen erklären, Grozea habe sein ganzes Ansehen bei seinen Genossen dahin angewandt, um diejenigen, die beraubt wurden, vor persönlichen Mißhandlungen zu schützen.

Weder die Polizei noch das Militär konnte es dahin bringen, den Anführer dieser furchtbaren Bande in die Hände zu bekommen, denn die Bauern, von Grozea reichlich belohnt, thaten nichts lieber, als ihm als Spione dienen, und setzten ihn sowohl von Gefahren, die ihn bedrohten, als von Gelegenheiten zu irgend einem Handstreich in Kenntniß. Es ist sogar gewiß, daß die Bauern, abgesehen von dem Interesse, welches sie bei Begünstigungen von Räubereien, wovon sie ihren Nutzen ziehen, haben, einen natürlichen Trieb hegen, die Räuber, die sie als ihre Beschützer gegen die Unterdrückung betrachten, zu unterstützen.

Müde, immer dasselbe Land zu durchziehen, verlegte Grozea den Schauplatz seiner Räubereien auf das rechte Ufer der Donau: an der Spitze von dreißig Mann überfiel er das Haus des Aga von Karaman in Bulgarien. Bei diesem Aga, Namens Soliman Kara, diente Johann Sin Petro, der Sohn Grozea's, in der albanesischen Garde. Mehrere Menschen wurden bei diesem Kampfe getödtet, der Aga verwundet, die Gebäude in Brand gesteckt, der Schatz geraubt und die Frauen des Aga aus dem Harem weggeführt.

Nach dieser Gewaltthat kehrte Grozea wieder in die Walachei zurück. Er hatte für eine junge Bulgarin, Namens Maria Radschi, eine der aus dem Harem des Aga geraubten Frauen, eine lebhafte Leidenschaft gefaßt. Grozea ging in die Stadt Brankowani und zwang den Priester Paul, über sein Bündniß mit Maria Radschi seinen Segen zu sprechen. Hierauf kehrte er mit seiner Beute in die Gebirge zurück, und beschloß, nachdem er einen andern Namen angenommen hatte, ruhig in der Gegend von Tschernal, seinem Geburtsort, wo seine alte Mutter noch wohnte, zu leben. Sein Sohn, früher in der albanesischen Garde im Dienste des Aga, war bei ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Im verflossenen Monat September wurden in Paris verzehrt: 5272 Ochsen, 1305 Kühe, 5877 Kälber und 52,527 Schafe; der Handel erhielt 413,055 Kilogr. Seife. Im Monat September 1837 wurden verzehrt: 5566 Ochsen, 1669 Kühe, 6954 Kälber und 54,815 Schafe; der Handel erhielt 498,976 Kilogr. Seife. Es wurde demnach im September 1838 bedeutend weniger Vieh geschlachtet, obgleich die gute Versorgung der Märkte den Preis etwas vermindert hatte. Der Rinderverbrauch beträgt nahe an 700,000 Pfund Fleisch, ohne daß man sich im mindesten denselben erklären könnte. (Journ. des Déb.)

*

Das brittische Museum hat eine wichtige Erwerbung gemacht. Dr. Burnes besaß die größte Sammlung von Journalen, die je existirte: sie enthielt 700 Bände vom Jahre 1605 bis 1818, und war auf 1000 Guineen geschätzt. Das brittische Museum kaufte diese Sammlung, so wie die aller Journale, welche seit 1818 erschienen. Das Ganze bildet über 5000 Bände. (Globe.)

*

Sieben Basreliefs der reinsten und ältesten griechischen Kunst sind gegenwärtig auf dem Wege nach Frankreich, und sollen die neuen Säle des Museums zieren. Diese Skulpturfragmente fanden sich in den Ruinen von Assos, Mitylene gegenüber. Hr. Texier entwarf Zeichnungen davon während seiner Reise in Kleinasien, und hat dieselben im März 1837 der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften vorgelegt. (Echo du Monde Savant Nr. 40.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 94** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Leandros, Roman von Panagiotis Sutsos. — Knechtschaft und Größe im Militärleben. (Forts.) Schwere Bedingung. (Polnisch.) — Erfahrung. (Polnisch.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 294.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 October 1838.

Bedenken über die Rechtspflege in Frankreich.

Seit einiger Zeit mehren sich in Frankreich die Fälle, wo Gerichte und namentlich die Jury Urtheile fällen, die vielleicht vor schwachen Köpfen und sogenannten guten Herzen, aber nie vor dem Richterstuhl der Vernunft und der gesunden Staatsweisheit Gnade finden können. In einer Stadt, in einer Festung sogar, bricht ein militärischer Aufstand aus, welcher mißlingt und die Anführer in die Hände der Gerechtigkeit und des Richters liefert; die Geschwornen sprechen, daß kein Aufstand statt *gefunden* habe. Ein junger Wüstling ermordet seine Geliebte und macht hierauf schwache, sehr schwache Versuche, sich selbst zu ermorden, die Geschwornen sprachen ihn nicht schuldig. Ein junges Mädchen wird auf eine schändliche Weise verführt, faßt aber dann durch eine seltsame Regung des weiblichen Herzens eine heftige Neigung zu dem Manne, der sie entehrte, und verfolgt mit eifersüchtigen Blicken nicht dessen Gattin, die er erst nach jener Schandthat geheurathet, sondern die stets sich erneuernden Gegenstände seiner Ausschweifung, und als er einmal des Nachts von einer Orgie zurückgekehrt, lauert sie ihm auf und erschießt ihn; sie stürzt sich hierauf ins Wasser, wird aber heraus gezogen, vor Gericht gestellt, und troz eines keinem Zweifel Raum gebenden Indicienbeweises von den Geschwornen nicht schuldig befunden. So handelten die Geschwornen, und von ähnlichen Ansichten gehen allmählich auch die Militärgerichte aus. Ein Hauptmann, Capitän-Tresorier des Regiments, hat ein Deficit in seiner Rechnung, verfälscht, um sich der Entdeckung zu entziehen, Papiere, kann aber endlich sich nicht mehr halten, entflieht, wird aber entdeckt, vor Gericht gestellt und troz seines eigenen Geständnisses nicht schuldig befunden.

Wir fragen, über was haben Gerichte, vor allem Geschwornengerichte, zu entscheiden? nach dem bekannten Rechtsgrundsaz: de jure respondent judices, de facto jurati, über die Thatsache. Erst wenn die Thatsache außer Zweifel gestellt ist, spricht der Richter, und wendet das Gesetz auf den gegebenen Fall an, er hat dabei die Macht, je nach den Umständen, ein Minimum oder ein Maximum der Strafe auszusprechen, und selbst wenn er das Minimum ausgesprochen hat, steht es ihm noch frei, wenn einer jener unglücklichen Fälle eintritt, wo der harte Buchstabe des Gesetzes mit dem Gefühle der Billigkeit in der menschlichen Brust in allzu schreienden Widerspruch tritt, sich an das Oberhaupt des Staats zu wenden, daß dieses die Gnade walten lasse, wo das Recht zu hart ist. Das sind Grundsätze, die jeden Staat von der absolutesten Monarchie bis zur freiesten Republik leiten müssen, und es ist ein Verkennen alles gesunden Sinns, wenn eine Anzahl Menschen, in welcher Stellung sie sich auch befinden mögen, etwas für ungeschehen erklären darf, was klar ist, wie der Tag. Wir sprechen hier nicht von verdienter oder unverdienter Strafe: namentlich die zwei letzten Fälle, die wir oben anführten, enthalten in ihren Details Manches, was zum innigsten Mitleid stimmt, und das Dazwischentreten der Gnade in hohem Grade wünschenswerth macht, aber ist es die Sache der Geschwornen, ist es die Sache eines Militärgerichts, diese Gnade zu üben? heißt es nicht die natürliche Ordnung der Dinge umstoßen, wenn eine zusammengewürfelte Anzahl Menschen Angesichts der ganzen Welt erklären darf, eine geschehene Thatsache habe nicht statt gefunden. Ist es wirklich, wie man behaupten will, ein Privilegium des Geschworneninstituts, daß die Geschwornen nach der subjectiven Schuldhaftigkeit des Angeklagten urtheilen dürfen, statt nach ihrer subjectiven Ueberzeugung hinsichtlich des Thatbestands? Das hieße eine gefährliche Waffe in die Hände von Menschen legen, die durch Erziehung und Gewohnheiten selten im Stande sind, sie zu schwingen. Wenn der Beifall, den namentlich die leztern Lossprechungen fanden — denn die Straßburger Affaire kann als ein bloßer, obwohl ein höchst tadelnswerther Ausbruch des Parteigeistes kaum hieher gerechnet werden — wirklich so allgemein ist, als die Zeitungen berichteten, so kann man nur das Sinken alles öffentlichen Rechtsgefühls in Frankreich beklagen, und Schlimmes in einem Lande erwarten, wo die Laune oder eine zufällige Rührung des Richters nicht mehr über Recht und Unrecht, sondern nur noch über Strafe und Nichtstrafe des Angeklagten entscheidet.

Bilder aus Neuseeland.

1. Entdeckungsreisen.

(Schluß.)

Von Vancouvers Besuch an bis auf den heutigen Tag wurde ein ununterbrochener Verkehr mit Neuseeland unterhalten, indem einige tausend Schiffe jeder Größe von allen Theilen der Küste vom Nordcap bis zur südlichen Landspitze landeten. Flachs (phormium tenax), war der hauptsächlichste, ja fast einzige Tauschartikel zwischen den Europäern und den Eingebornen. Dieser Artikel war eine Zeit hindurch so sehr begehrt, daß eine bedeutende Anzahl Schiffe von Port Jackson sich damit beschäftigte. Der Dädalus, welcher Vancouvers Expedition als Vorrathsschiff begleitet hatte, landete, nach Ermordung seines unglücklichen Befehlshabers auf den Sandwichsinseln, auch in Neuseeland, und wurde benützt, um freie Ansiedler von Port Jackson auf die Norfolk-Insel überzuführen. Es sollte auch einige Eingeborne aus Neuseeland mit hinübernehmen, um die Bereitung des Flachses zu zeigen, da eine dem neuseeländischen Flachse ähnliche Pflanze auf jener schönen Insel wächst. Der Plan schlug fehl, weil die Bereitung des Flachses den Weibern und Sklaven, so wie den Leuten niedern Standes zufällt, die zwei Männer aber, welche das Schiff begleiteten, achtungswerthe Häuptlinge des Napui-Stammes, Namens Tamawe und Tui, waren, deren Kenntnisse im Holzschnitzen, Pflanzen und der militärischen Taktik ihres Landes bestanden. Sie machten sich indeß dadurch nützlich, daß sie für den Colonialgouverneur eine Karte in großem Maaßstab entwarfen, wie denn überhaupt Neuseeländer höhern Standes, theils aus eigenen Reisen, theils aus Schilderungen ihrer Freunde meist recht gute Auskunft über ihre Insel zu geben wissen.

Viele Wallfischfahrer landeten an verschiedenen Theilen der Küste, aber die Insel-Bai ward wegen ihrer Lage und ihres vortrefflichen Hafens gewöhnlich vorgezogen; durch den fortdauernden Verkehr mit Europäern wurden die Sitten der Eingebornen gemildert, um so mehr, da diese durch die Rache, welche die Franzosen für die verrätherische Ermordung Marions und seiner Leute nahmen, zur Erkenntniß gekommen sind, daß ihre überlegene Zahl sie nicht gegen Züchtigung schützen kann.

Während der ersten zwanzig Jahre des 19ten Jahrhunderts wurden die südlichen Gegenden des Landes in allen Richtungen von Robbenjägern durchzogen, welche jedes Jahr Tausende dieser Thiere erlegten, und ihre Felle auf den Markt von China brachten. Eines dieser Schiffe, der Pegasus, machte im Jahre 1826 die Entdeckung, daß das Südende des Landes durch eine gefährliche Meerenge von dem District Te Wai Poenamu getrennt sey; die neuentdeckte Insel erhielt nach ihrem Entdecker den Namen Stewarts-Insel. Die kühnen Abenteurer verfolgten ihre gefahrvolle Laufbahn nicht ohne Belästigung von Seite der Eingebornen: oft wurden die Robbenfänger fortgeschleppt. Im J. 1821 verließ ein Schiff, der General Gates genannt, Boston, und im August des folgenden Jahres wurden sechs Leute von der Mannschaft am Südwestcap des Districts Te Wai Poenamu zum Robbenfang ans Land gesetzt. Nach sechs Wochen hatten die Leute nicht weniger als 3563 Felle gesammelt, welche eingesalzen und zur Einschiffung zubereitet wurden. Einsmals wurden sie plötzlich um 11 Uhr Nachts von einer Horde Wilder überfallen, ihre Hütte mit allen Vorräthen zerstört und verbrannt, und sie selbst gefangen fortgeschleppt, 150 Meilen weit nach der Fernrohr-Bai (looking glass-bay), so genannt von einer merkwürdigen Oeffnung im Felsen. Alles, was sie zur Nahrung erhielten, waren geröstete Fische. Nachdem sie einen Tag hier geblieben, mußten sie wieder weiter marschiren in nördlicher Richtung, bis sie zu einer großen sandigen Bai kamen. Hier nahmen die Eingebornen den Einen, banden ihn an einen Baum fest, und schlugen ihm mit einer Keule die Hirnschale ein. Der Kopf des Unglücklichen wurde abgeschnitten und begraben, der übrige Theil des Körpers gekocht und verzehrt. Von dieser widerlichen Speise wurde auch den Gefangenen angeboten, die seit einiger Zeit schon ohne Nahrung waren, und darum gleichfalls davon aßen. Die fünf überlebenden wurden an Bäume befestigt, von den Eingebornen streng bewacht, und jeden Tag einer derselben von den Cannibalen getödtet und verzehrt. Noch zwei waren übrig, als in einer Nacht ein furchtbarer Gewittersturm losbrach, und die Eingebornen hinwegschreckte, wo dann die beiden Amerikaner Mittel fanden, die Flachsstricke, mit denen sie gebunden waren, loszumachen. Mit Tagesanbruch zogen sie ein kleines Boot, das sie in der Nähe fanden, ins Wasser, und stießen hinaus in die See, wenn gleich ohne alle Vorräthe, da sie den Tod auf dem Meere jedenfalls dem furchtbaren Schicksal ihrer Cameraden vorzogen. Sie waren kaum einige Schritte weit gekommen, als eine Anzahl Eingeborner sie erblickte und ihnen ins Wasser nachsprang, um sich ihre Beute nicht entgehen zu lassen. Aber Verzweiflung stärkte die Kräfte der Entfliehenden, sie fuhren hinaus aufs offene Meer, und nach drei schrecklichen Tagen wurden sie von einem Robbenfänger aufgenommen.

Im J. 1823 kam ein junger Engländer, Namens James Caddel, nach Sidney, nachdem er fast 20 Jahre unter den Eingebornen auf der Südwestküste von Neuseeland zugebracht. Er hatte um das Jahr 1806 Port Jackson als ein Bursche von 13 Jahren auf einem Robbenfänger verlassen, und wurde mit mehrern Robbenjägern ans Land gesetzt. Alle seine Gefährten wurden alsbald ermordet und verzehrt, und Caddel hätte das gleiche Schicksal gehabt, wäre er nicht zu einem Häuptling, Namens Tako, hingerannt, der gerade zu jener Zeit tabu, d. h. heilig war, und hätte sein Kleid angefaßt; so wurde er für den Augenblick gerettet, und sein Leben auch später geschont. Er blieb mehrere Jahre bei diesen Leuten, heurathete dann die Tochter des ersten Häuptlings, wurde selbst zu dieser Würde erhoben und im Gesicht tättowirt. Er besuchte später Sidney, begleitet von seiner Frau, und kehrte dann mit erneutem Vergnügen zu seinem Leben unter den Wilden zurück. Er hatte die englische Sprache fast vergessen, und die Eingebornen oft auf ihren Kriegszügen begleitet.

Das nächste Entdeckungsschiff, welches die Küste von Neuseeland besuchte, war im J. 1824 die französische Corvette, la Coquille, commandirt von Capitän Duperrey. Ihm folgte im

Anfang des Jahrs 1827 Capitän Dumont d'Urville in der Astrolabe. Dieser erblickte zuerst das Cap Foulwind auf der Westseite der südlichen Insel unter 41° 46′ s. B. Etwas südlich von diesem Cap, unter 42° 2′ bemerkte er eine ungeheure Thalschlucht, aus welcher ein Bergstrom hervorkam, dessen reißende Strömung das Wasser auf mehrere Meilen umher trübte; das Schiff war von Baumstämmen und verfaulten Vegetabilien umgeben. Nicht ohne Zagen hob man das Senkblei, doch verschwand die Furcht bald, als man volle 50 Faden Tiefe fand. Er fuhr sodann nordwärts, und untersuchte namentlich die Cooksstraße., deren durch ihn gewonnene nähere Kenntniß den Seefahrern von großem Nutzen seyn wird. Auch die Expedition der Favorite unter Capitän Laplace landete im Jahre 1831 in Neuseeland, wo aber zum großen Verdruß des Capitäns boshafterweise das Gerücht verbreitet wurde, Laplace beabsichtige im Namen Frankreichs Besitz von Neuseeland zu nehmen, ein Gerücht, das unter den Leuten aller Nationen, die sich in der Insel-Bai befanden, wo auch Laplace Anker warf, eine unangenehme Stimmung erregte. Im gegenwärtigen Augenblick (1838) ist eine neue französische Expedition mit Aufnahme der Küste von Neuseeland beschäftigt, und ausgezeichnete Naturforscher begleiten auch dießmal, wie gewöhnlich, die französischen Entdeckungsschiffe.

Eine andere Expedition in einem ungewöhnlich großen Maaßstab ist gleichfalls in diesem Jahre von der Regierung der Vereinigten Staaten abgeschickt worden, und besteht aus dem Macedonian, einer Fregatte von 44 Kanonen, einem großen Schiff, einer Brick und einem kleinen Schooner, mit einer Dampfmaschine von acht Pferdekraft, welche in den Kutter der Fregatte eingepaßt werden kann, um die verschiedenen Flüsse zu befahren, deren gewaltige Strömung oder hohe Vorlande oft im nöthigsten Augenblick widrige Winde verursachen, oder um über Sandbarren wegzukommen, deren Seichtigkeit keine größern Schiffe zuläßt. Außer der Untersuchung einzelner bisher minder bekannten Striche ist auch die Fortsetzung der Entdeckungen nach dem Südpol beabsichtigt. Das Commando über diese Expedition führt der Commodore Catesby-ap-Jones. Mehrere Männer von bekannter Wissenschaftlichkeit, Professoren in verschiedenen Zweigen der Physik und der Naturwissenschaften begleiten diese Expedition, welche keineswegs in einem kümmerlichen Krämergeiste, sondern mit ausgezeichneter Munificenz ausgerüstet ist, denn schon bis zum vorigen December betrugen die Kosten nahe an siebenmalhunderttausend Dollars.

Die civilisirte Welt verdankt die geographische Kenntniß der Südsee nicht bloß den zahlreichen englischen Seefahrern, sondern Franzosen und Russen haben kaum minder dazu beigetragen, und wohl bekannt sind die Namen Bougainville, Peyrouse, d'Entrecasteaux, Baudin, Freycinet, Duperrey, d'Urville und La Place, und unter den Russen Krusenstern im Jahre 1804 und 1805; Kotzebue im Jahre 1806; Billingshausen im Jahre 1818 und 1822; Lütke von 1826 bis 1828 u. s. w.

Merkwürdiges Niedersteigen eines Aëronauten.

Ein pennsylvanisches Blatt, der Argus, enthält Details über ein Auf- und Niedersteigen in einem zugleich als Fallschirm eingerichteten Ballon am 11 August d. J. Der Aëronaut, Hr. Wise, erzählt die Sache auf folgende Weise: „Als ich eine Höhe von 13,000 Fuß erreicht hatte, wurde der Ballon furchtbar ausgedehnt, was ein leises Zischen in der kleinen Röhre am Boden desselben verursachte, durch welche der Klappenstrick geht; dieß mahnte mich, daß der Ballon springen müsse, wenn ich nicht die Sicherheitsklappe öffnete. In diesem kritischen Augenblick fühlte ich mich heftig aufgeregt, als ich über die Seite meines Schiffchens hinaus und die heftigen Blitze zwischen den Wolken hin und her fahren sah. Ein Gewitter zog von Südwest gegen Nordost, und mein Schiff segelte von Nordwest gegen Südost. Ich sah auf meine Uhr und fand 20 Minuten nach 2 Uhr, und in dem Augenblick, wo ich sie wieder in die Tasche steckte, explodirte der Ballon. Obwohl ich auf meinen Apparat Vertrauen setzte, so war es doch ein ängstlicher Augenblick, denn in Zeit von zehn Secunden strömte das Gas aus dem Ballon mit einem Geräusche, das der Annäherung eines Orkanes glich. Als der Fall begann, pfiff der Wind durch das Netzwerk, wie ein heftiger Nordweststurm durch das Takelwerk eines Schiffs. Ich warf die Augen auf den Ballon und fand meine Hoffnungen verwirklicht: er nahm die Form einer concaven Halbkugel an, die rasch ohne Schwanken herunterfiel, bis ich die untere Luftschicht erreichte, wo ein scharfer Wind aus Süden blies. Als die Schwankungen des Fallschirmes begannen und der Wind mich nordwärts trieb, erfolgte etwa alle zehn Secunden eine Schwankung, wodurch das Herabfallen sehr unangenehm wurde, indem jede Bewegung die Empfindung weckte, die man bei einem Fall im Traume hat. Der Wind von Süden trieb mich etwa eine Stunde weit, ehe ich die Erde erreichte, und machte meine Ankunft auf dem Boden viel härter, als sie bei ruhiger Luft gewesen wäre. Als ich mich der Erde näherte, warf ich allen meinen Ballast aus, was meine Aufmerksamkeit von der Hauptsache ablenkte, und da das Schiffchen schräg aufstieß, so schleuderte es mich etwa zehn Fuß weit, und der Fall verletzte mir leicht die Schulter. Ich sprang indeß rasch auf die Füße, um es fallen zu sehen, es war aber bereits neben mir niedergestürzt."

Der Räuber Grozea.

(Fortsetzung.)

In den ersten Tagen des März 1858 kam Grozea zu seiner Mutter, die er seit zehn Jahren, nämlich seit seiner ersten Verurtheilung, nicht mehr gesehen hatte, und sagte zu ihr mit finsterem Aussehen und sie fest ansehend: „Mutter, erkennst du dein Kind, Nikolas Sin Petro, deinen einzigen Sohn." Und als diese arme Alte ihn mit ihren Armen umfangen wollte, trat er zurück, zeigte ihr seinen Dolch, an welchem noch frisches Blut klebte, und rief: „Mutter, nahe dich nicht, verfluche mich, ich habe meinen Sohn, meinen einzigen Sohn getödtet: gehe hin, laß seine Leiche begraben, in der Bärenhöhle liegt sie." Hierauf entfernte er sich schnell aus dem Hause. — Die alte Mutter, voll Schrecken, eilt zu dem Perkalabo (dem Polizeibeamten) des Landes, und erzählt ihm, was vorgefallen. Sogleich begeben sich mehrere Leute zu der sogenannten Bärenhöhle, und nachdem man alle die abergläubischen Vorsichtsmaaßregeln, die bei solchen rohen

Völkern gebräuchlich sind, um sich gegen den Teufel zu schützen, der dem Volksglauben nach diese Höhle bewohnt, getroffen hatte, trat man in dieselbe ein. Als man weiter kam, vernahm man einen Seufzer und Schluchzen; man schaffte einen großen Stein, der am Eingange der Höhle lag, auf die Seite, und sah beim Schein der Fackeln eine junge Frau, die neben einem sterbenden jungen Mann kniete. Es war dieß Maria Radschi, die Frau Grozea's, und Johann Sin Petro, sein Sohn. Der Verwundete wurde in die Stadt gebracht und der Sorge eines Arztes übergeben. Seine Wunde war bedeutend, aber nicht tödtlich: das Eisen war theilweise durch den Leib gedrungen, aber ohne das Herz oder die Lungen zu verletzen.

Der Beamte fing an die Maria Radschi zu verhören. Diese gestand, daß während sie in dem Harem des Aga Soliman Kara war, sie sich in den Johann Sin Petro, einen Soldaten der albanesischen Garde, verliebt habe; ihr Gebieter Soliman habe diese Neigung bemerkt und dem Johann eine Bastonnade geben lassen; um diese schlechte Behandlung seines Sohnes zu rächen, habe Grozea das Haus des Aga niedergebrannt. Nachdem sie in die Hände Grozea's gefallen, habe sie nicht gewagt, diesem ihre Liebe zu seinem Sohn zu gestehen. Gewohnt, wie alle türkischen Weiber, als Sklavinnen zu gehorchen, heurathete sie den Grozea. Immer aber liebte sie Johann Sin Petro noch und wurde wieder geliebt, allein sie versicherte, seit sie die Frau des Grozea sey, jede Verbindung mit ihm aufgegeben zu haben. Grozea jedoch bemerkte dieses Gefühl; er wurde düster und schweigend. Eines Tages saßen Maria und Johann bei einander; unbemerkt sprachen sie von der Vergangenheit, von der Zeit, wo sie sich verstohlnerweise sahen und die Wachsamkeit des Aga täuschten, als plötzlich Grozea in voller Wuth eintrat; sein Sohn steht auf: allein Grozea, ohne ein Wort zu sprechen, zieht seinen Dolch und stößt ihn ihm in die Brust. Johann stürzt zusammen und Grozea entflieht.

Seit diesem Vorfall waren kaum zwei Tage verflossen, als sich Grozea bei dem Obristen Salamon, dem Militärcommandanten der kleinen Walachei, stellte. Bei seinem Eintritt wirft er seine Waffen auf die Erde und spricht: „Salamon, du bist der Tapferste unter den Walachen, dir übergebe ich mich; ich bin Grozea." Der Obrist betrachtet ihn scharf. Grozea begann wieder mit Nachdruck: „Du erkennst mich nicht mehr." Einst kämpfte ich an deiner Seite für die walachische Freiheit unter den Befehlen Theodor Vladimiresko's; heute bin ich Räuber, Mörder und habe meinen Sohn getödtet! Nehme mich fest und übergebe mich der menschlichen Gerechtigkeit; Gott wird die seinige ausüben."

Hierauf wurde Grozea in die Gefängnisse von Krajova und von da nach Bucharest gebracht.

Nikolas Sin Petro Grozea ist demnach angeklagt: des Mordversuches an dem russischen Unterofficier Mastennikoff, des Entspringens aus den Minen, der in der kleinen Walachei begangenen Räubereien und Diebstähle (neue Aufzählung der begangenen Diebstähle), des Ueberfalls mit Mord, Diebstahl, Brand und Raub in dem Hause des Aga Soliman Kara, zu Karaman auf dem Gebiet unseres souveränen Herrn des Sultans der Türkei, und des Mordversuches an seinem eigenen Sohn.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Nordische Biene enthält unter der Aufschrift: Vergnügungsorte und Spaziergänge in Petersburg, Folgendes: Theater gibt es bei uns fünf: das große, in welchem Opern und Ballete gegeben werden; das alexandrische, auf welchem eine russische Truppe spielt; das michailowische, auf welchem Franzosen und Deutsche spielen; das von Kamennoi-Ostrow, auf welchem im Sommer verschiedenartige Piecen gegeben werden, und das simionow'sche, auf welchem man gar nichts gibt. Privattheater gibt es keine. Unter den Clubs nehmen den ersten Rang ein die Adelsgesellschaft und der englische Club; von den übrigen sieben Clubs nennen wir den Bürgerclub, wo man speisen, Zeitungen lesen, Karten und Billiard spielen kann; den Tanzclub, wo man dasselbe findet, und außerdem noch Bälle und Maskeraden; den wassiljew'schen, wo man regelmäßige Abendunterhaltungen gibt, und endlich den amerikanischen, welcher schlechter ist als alle übrigen. — Oeffentliche und Privatgärten gibt es 1105, außerdem gibt es für die Liebhaber kühler Spaziergänge 9 Inseln und 11 Boulevards. Für die Pferdeliebhaber gibt es ein Winterrennen auf der Newa, und ein Sommerrennen auf dem Pferdemarkt. Alles zusammen genug, um sich zu vergnügen, wenn nur auch ein Vergnügen dabei wäre.

•

In der Nähe von St. Béat (Departement Haute Garonne) starb kürzlich eine Frau, Marie Prion, 158 Jahre alt; sie war im Jahre 1680 geboren. Beim Tod ihrer Eltern erbte sie eine Hütte und einige kleine Stücke Landes, die sie im Alter von 66 Jahren gegen eine Leibrente verkaufte: die Käufer und deren Erben bezahlten also die Leibrente, welche 162 Livres betrug, seit 92 Jahren. In den letzten zehn Jahren ihres Lebens nährte sie sich nur von Käse und Ziegenmilch, und bei ihrem Tode wog ihre Leiche nur 42 Pfund. Fleisch, Haut und Muskeln bildeten fast nur noch ein auf die Knochen geklebtes Pergament. Merkwürdiger Weise hat die Frau ihre geistigen Fähigkeiten bis auf den letzten Augenblick erhalten. (Temps vom 11 Octbr.)

•

Eine Lieue von Bourg St. Andéol (Departement Ardeche) hat man Grotten von ungeheurer Ausdehnung und großer Schönheit aufgefunden. Sie liegen in der Gemeinde St. Marcel am Ufer der Ardeche. Eine detaillirte Beschreibung wäre unmöglich: man braucht 6 bis 7 Stunden, um sie mit Fackeln zu durchgehen; es finden sich darin unermeßliche Galerien und Säle von 2 bis 500 Metres Länge. (Temps vom 11 October.)

•

Die Katastercommission in Stockholm hat einen fünfjährigen Bericht über die Fortschritte der Bevölkerung Schwedens bekannt gemacht, welche unter der jetzigen Regierung um ein Fünftel stieg, und (trotz des Einbruchs der Cholera im Jahre 1832) von 1830 bis 1835 um ein Neunzehntel. Die Zahl dieses letztern Jahres war 3,025,140 Seelen. (Französische Blätter.)

•

Im Jahre 1837 wurden unter der römisch-katholischen Bevölkerung Rußlands 26,332 Paare getraut; geboren wurden 50,282 Knaben und 55,785 Mädchen. Es starben dagegen 35,843 Personen männlichen und 33,973 weiblichen Geschlechts. Die Zunahme ist dennoch sehr bedeutend. (Nordische Biene Nr. 211.)

•

Im verflossenen Jahr erschienen im Königreich Polen 118 Bücher, darunter 2 russische, 2 französische, 3 deutsche, 4 lateinische, 32 hebräische und 75 polnische. Die in russischer und französischer Sprache herausgegebenen Bücher sind Grammatiken und Chrestomathien. (ibid.)

•

Nach den Rollen der siebenten Revision betrug die Bevölkerung Esthlands 227,260 Seelen beiderlei Geschlechts. Nach den Rollen der achten Revision (1837) ergaben sich 282,232 Menschen, die Bevölkerung hat sich also um 54,972 Seelen vermehrt. Die Zahl derer, die keine Abgabe zahlen, ist 6380, derer, welche zahlen, 275,852. Personen männlichen Geschlechts zählt man 135,279, weiblichen 146,953. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 94.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 Oktober 1838.

Leandros,

Roman von Panagiotis Sutsos.

In Navplion erschien im Jahre 1834, ein in Briefen verfaßter neugriechischer Roman (μυθιστορία, μυθιστορικὸν πόνημα) von Panagiotis Sutsos, unter der Aufschrift: ὁ Λέανδρος, einer der ersten neugriechischen Romane, im wiedergebornen Griechenland selbst wohl der erste. Ueber die Art und Weise, wie der Verfasser seinen romantischen Stoff erfunden und behandelt hat, spricht er sich selbst in dem Vorworte dazu aus; und da dieß zugleich den Inhalt des Buches im Allgemeinen angibt, so lassen wir denjenigen Theil des Vorworts, der sich damit beschäftiget, um so zweckmäßiger in einer wörtlichen Verdeutschung hier folgen, da dadurch die Bruchstücke, welche wir aus dem Romane selbst mittheilen wollen, dem Verständnisse der Leser wenigstens etwas näher gerückt werden.

„Die Hauptperson des Romans ist Leandros selbst, ein Mensch von ernstem Charakter, begabt mit einer unabhängigen Seele und heftigen Leidenschaften. In der Gesellschaft empfindet er allen den Ekel, den ihre Wünsche, ihre Vorurtheile und Formen einflößen. Daher kommt es, daß die ersten Briefe des Leandros voll Stoicismus und mit heftigen Sarkasmen gegen die Gesellschaft angefüllt sind. Er begibt sich von Navplion nach Athen, wo so viele fremde Familien sich zusammenfinden, und wo er die junge Koralia, mit der er erzogen wurde, verheirathet und als Mutter eines Kindes wiederfindet. Die früheren Eindrücke einer Liebe, die die Zeit nicht verwischen konnte, erneuern sich auf beiden Seiten mit Heftigkeit. Alle die zauberischen Reize der ersten Liebe werden von dem Verfasser lebendig geschildert; aber, voll Ehrfurcht für die Gesetze wahrer Moral, stellt er Koralia als eine tugendhafte Frau und des Mitleids werth, den Leandros aber erfüllt von der Achtung für die Heiligkeit der Ehe dar.

Koralia besitzt Stärke genug, um es über sich zu gewinnen, Leandros dahin zu bestimmen, daß er Athen verlasse; allein sie verfällt in eine schwere Krankheit, und der Kampf zwischen ihrer Pflicht und ihrem Herzen verzehrt allmählich ihr Daseyn.

Leandros verläßt Athen und kehrt in Verzweiflung nach Navplion zurück. Sein ernster Charakter wendet sich mit um so größerer Heftigkeit gegen diejenigen, welche eine falsche Klugheit zu heiligen, und die Lüge zu empfehlen suchen; doch sind seine Angriffe frei von aller Persönlichkeit. Sie gleichen Gemälden, die die Schlechtigkeit mit schwarzen Farben darstellen, und in denen der Lasterhafte das Verderben seiner Seele, wie in einem Spiegel, erkennen, erröthen und sich bessern kann.

Allein Leandros ist Grieche, und er lebt im Jahre 1834. — Welches sind seine politischen Ansichten? — Er ist ein Freund des Fortschritts und folglich ein Anhänger Otto's. In dem Könige von Griechenland erblickt er die Unabhängigkeit Griechenlands verkörpert; in ihm sieht er die Vereinigung der Nationalkräfte verwirklicht, die Anarchie besiegt durch die Gesetzlichkeit, das Vorwärtsschreiten des Volkes begründet.

Während er so in Navplion seine Tage verlebt, und in öftern Anfällen düstern Schwermuths seinem Leben ein Ende zu machen beschließt, wird er durch seinen Freund Charilaos auf andere Gedanken gebracht, der ihn mit der Hoffnung schönerer Zukunft tröstet, und ihn zu einer Wanderung durch Griechenland beredet. Hocherfreut sieht Leandros Griechenland im magischen Lichte seiner Begeisterung; er schildert seine Alterthümer und die Siege seiner Landsleute, und kehrt nach einer zweimonatlichen Reise nach Athen zurück. Voll Heiterkeit tritt er in diese Stadt ein; aber er findet Koralia in den letzten Zügen. Von nun an nimmt der Roman einen tragischen Charakter an, und das bisher heitere Bild wird trüb und düster. Koralia stirbt, und Leandros endet durch Selbstmord.

Das Daseyn Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die Neigung zum Landleben, die Liebe zur Freiheit, — dieß sind die Ideen und Gefühle, welche Leandros beleben; der Aufgang der Sonne und des Mondes, die Stille des Frühlings, himmelhohe Berge und Sturm und Ungewitter, — das gleichsam bildet die Staffage des Romans.

Warum derselbe keinen größern Umfang habe? Der Verfasser wünschte, daß die Worte Gedanken enthalten, und dieselben

Gedanken und die nämlichen Bilder nicht unter verschiedenen Gestalten wiederkehren sollten; und es war ihm darum zu thun, der äußern Darstellung selbst Nerv und Kraft zu geben. Bisweilen, um ihr ein griechischeres Gewand zu leihen, hat er einige Briefe mit altgriechischen Wörtern bereichert, ein bis zwei Mal sogar altgriechische Dichter nachgeahmt.

Jugend Griechenlands, für dich schreibe ich. Nimm gesundere Nahrung zu dir, und stürze dich mit Enthusiasmus in die Rennbahn des Talents, die dir nun geöffnet ist. Wie lange will Griechenland hinter den gebildeten Völkern zurückbleiben? Griechenland, das bestimmt ist, der Vorläufer jeder großen Idee, jeder edlen That zu seyn? Jugend Griechenlands! Alles, was du von uns, dem herangewachsenen Geschlechte, verlangen konntest, ist geschehen; wir haben Wunder gethan, denn wir haben dir eine Zukunft bereitet, ein Vaterland dir gegeben, und das Land deiner Vorfahren haben wir befreiet. Nun aber, ermüdet vom Kampfe, verlangen wir von dir die andere Hälfte des Werks: Die Erleuchtung und Civilisation Griechenlands!“

So weit Sutsos selbst a. a. O., insoweit wir ihn hier redend haben einführen wollen. Des Vorwurfs, den er als möglich im Vorbeigehen ebenfalls erwähnt (er betrachtet ihn jedoch sogar als Verleumdung), daß er die „Ultime lettere di Jacopo Ortis“ von Foscolo, oder „Werthers Leiden“ von Goethe nachgeahmt habe, wollen wir hier ebenfalls in der Kürze gedenken. Ohne auf das Kapitel de imitatione im Allgemeinen weiter einzugehen, das freilich ein sehr weites ist, und worüber man sich erst in Betreff der Gränzen und des Zweckes verständigen muß, ehe man im Einzelnen abspricht, genüge es hier zu bemerken, daß, auch wenn Sutsos obige beide Werke gekannt und vor Augen gehabt haben sollte, dessenungeachtet sein Leandros in Anlage, Ausführung und Charakteristik zu eigenthümlich ist, als daß man darin eine Nachahmung — des weichlichen Werthers nun ganz und gar nicht, aber auch eben so wenig des kräftigeren Ortis erkennen kann. Den, der beide kennt, mag allerdings dieser Leandros an beide erinnern; aber wäre damit, und nur damit allein, der Vorwurf der Nachahmung begründet? Eine solche Reminiscenz auszusprechen, ist oft mehr eine Eitelkeit dessen, der sie gegen den Verfasser geltend macht.

Am Schlusse dieser Einleitung wollen wir noch gedenken, daß Friedrich Thiersch in seinem Werke: De l'état actuel de la Grèce (1833), T. 2, S. 137, neben der kräftigen und erhabenen Einfachheit der Dichtungen des Alex. Sutsos, auch „des Adels und des Schwungs“ der Prosa des Panagiotis Sutsos (des Verfassers des Λέανδρος) Erwähnung thut, wodurch wir dessen Sprachdarstellung die auch im Aeußeren eine mehr altgriechische ist, allerdings besonders charakterisiert finden.

Und nun die Bruchstücke, die wir gleich dem Anfange des Romans entlehnen.

Leandros an Charilaos.

Navplion den 13 Dec. 1833.

Welch eine Welt? was für ein Leben? Und doch! — wie übermüthig ist der Mensch! Ein weiter Horizont öffnete sich vor meinen Augen, als ich das erste Mal die Schwelle des Lebens betrat; doch jetzt, in einem Alter von dreißig Jahren, fällt die Binde der Täuschungen, und der Blick sieht nur Abgründe vor sich, und Abgründe hinter sich, und ein enger, unwegsamer Pfad verbindet beide mit einander. Mit welchem Schmerze aber überzeugen wir uns von unserm Elende, und wie sophistisch kämpft der Verstand wieder die Wahrheit!

Gestern Morgen blätterte ich in dem Buche, das die Denkwürdigkeiten meines Lebens enthält. Gott! welche Kämpfe habe ich gekämpfet, welche Wege bin ich gegangen, wie viele Jahre der Mühen und der Arbeiten! und warum dieß Alles? Wohin sind sie gekommen, die ich als Kind, die ich als Jüngling gekannt habe? wohin sind die unschuldigen Spiele der Kindheit, die Täuschungen der Jugend? Wie das Wasser des Kataraktes, hat Alles der Abgrund verschlungen.

An denselben.

Den 14 Dec. 1833.

Es ist ein Elend! aber warum kann ich meinen Nacken in das Joch der Gesellschaft nicht beugen? Glücklich die, die auf der gewöhnlichen Straße des Lebens dahinwandeln!

Es ist ein Elend! Ich sehe Menschlein, Zwerge in Ansehung der sittlichen Größe, lallend in fremden Sprachen, aber ohne tiefere Kenntnisse und ohne Talent, — und doch gelingt ihnen Alles, und sie haben Reichthum, und Ehre ist ihnen zu Theil geworden.

Mit welch innerem Zorne betrachte ich die Mächtigen, — Menschen, die mit Menschen Handel treiben! Und ihr Lächeln! ihre stolzen Augenbrauen! und die Schmeicheleien, das kriechende Wesen der Kleineren! — — Nein! der Mensch ist nicht gemacht, daß er über den Menschen herrsche.

Konnte die menschliche Gesellschaft nicht anders gestaltet werden? muß der Mensch, den Busen der Natur verlassend, wie ein Gefangener in die Kerker der Städte eingeschlossen werden? Trauriger Gedanke, der du oft meinen Geist beherrschest und meine Stirn erhitzest!

Die erste Jugend wird durch den Anblick dieser also umzäunten Gesellschaft überrascht; aber so wie sie in dieselbe eintritt, fühlt sie sich beengt und vermag kaum zu athmen, und dennoch gewöhnen sich Viele nach und nach an die Luft, die darin weht. Ebenso bemerken wir, wenn wir in ein niederes Zimmer treten, die Engigkeit nur an dessen Eingange selbst.

Du kennst meinen seltsamen, heftigen Charakter; du kennst mein Herz, das mitten unter den Menschen einsam ist und gleichwohl über seine Einsamkeit trauert. O Freund! wie sehr ich mir auch der Nothwendigkeit tieferen Gefühls bewußt bin, so empfinde ich doch weder Liebe, noch Sehnsucht; Allem macht der Tod ein Ende, und kein Ziel ist des Strebens werth. . . Zwei Genien nur, die aus den Tiefen der Welt sich mir zeigen, fesseln mich an das Leben: die Tugend und die Freiheit. . . . Aber nach und nach sind ihre glänzenden Farben vor meinen Augen erloschen, und allmählich sind sie selbst, Mutter und Tochter, zu bloßen Gebilden der Phantasie herabgesunken. Tugend und Freiheit! — — Gebilde der Phantasie, mein Freund!

(Schluß folgt.)

Knechtschaft und Größe im Militärleben.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser fügt im Vorwort noch Einiges bei, über den Charakter der Armeen im Allgemeinen und über die Abhängigkeit des Soldaten und seinen individuellen Charakter, was, als Zeugniß eines französischen Militärs, immerhin von einigem Interesse seyn dürfte. Nachdem er den Unterschied zwischen den Heeren des Alterthums, wo die Bürger zugleich auch Krieger waren, und den modernen stehenden Heeren kurz erörtert, sagt er über die Heere des Mittelalters und der spätern Zeit, hauptsächlich mit Rücksicht auf Frankreich:

Im Mittelalter und später bis gegen das Ende der Regierung Louis' XIV hing noch die Armee eng mit der Nation zusammen, wenn auch nicht durch alle ihre Soldaten, so doch wenigstens durch alle ihre Anführer, weil der Soldat der Dienstmann (Hörige, homme) des Edeln war, von ihm aufgeboten auf seinen Gütern, in seinem Gefolge dem Heer sich anschließend, und nur von ihm abhängig; der Herr nun war Landeigenthümer und lebte im Schooße des mütterlichen Heimathlandes. Unterworfen dem ganz populären Einfluß des Priesters that er während des Mittelalters nichts anderes, als sich mit Gut und Blut dem Lande weihen; oft im Kampf gegen die Krone und unablässig empört gegen eine Hierarchie von Gewalten, welche zu viel Erniedrigendes in den Gehorsam und somit zu viel Demüthigendes in das Waffenhandwerk gebracht hätte. Das Regiment gehörte dem Obersten, die Compagnie dem Capitän, und der Eine wie der Andere wußten ganz gut ihre Leute wegzuführen, wenn ihr Gewissen als Bürger nicht im Einklang stand mit den Befehlen, die sie als Soldaten erhielten. Diese Unabhängigkeit des Heeres dauerte in Frankreich fort, bis auf Herrn von Louvois, der sie zuerst den Bureaux unterwarf, und mit gebundenen Händen und Füßen sie der unumschränkten Gewalt überlieferte. Er stieß dabei auf nicht wenig Widerstand, und die letzten Vertheidiger der hochherzigen Freiheit der Kriegsleute waren jene derben und freimüthigen Edelleute, die mit der Schaar ihrer Soldaten nur zur Armee stoßen wollten, um in den Krieg zu ziehen. Obgleich sie nicht das ganze Jahr damit zubrachten, das ewige Handhaben der Waffen Automaten einzuüben, finde ich doch, daß sie und ihre Soldaten auf den Schlachtfeldern Turenne's sich nicht übel aus der Sache zogen. Sie haßten vorzüglich die Uniform, welche Allen das gleiche Aussehen gibt und die Geister dem Rock und nicht dem Menschen unterwirft. Sie kleideten sich gerne roth an den Schlachttagen, um von den Ihren besser gesehen, und vom Feind eher ins Auge gefaßt zu werden, und ich erzähle gern Mirabeau nach, daß der alte Marquis von Coetquen lieber an der Spitze seines Regiments sich cassiren ließ, als daß er bei der Musterung vor dem König in Uniform erschienen wäre. Ich verkenne nicht die tausend Gebrechen in der Organisation, die damals ein Ende nahm, aber ich behaupte, sie hatte den Vorzug vor der jetzigen, daß sie das nationale und kriegerische Feuer Frankreichs freier leuchten und aufflammen ließ. Das Geschick einer modernen Armee ist ein ganz anderes geworden, als das der früheren war, und die Centralisation der Gewalten hat sie zu dem gemacht, was sie ist. Die moderne Armee, sobald sie nicht mehr im Krieg ist, wird eine Art Gendarmerie. Es ist als schämte sie sich ihrer selbst, und sie weiß nicht was sie thut, noch was sie ist; sie fragt sich beständig, ob sie Beherrscherin oder Sklavin des Staats sey; dieser Körper sucht überall seine Seele und findet sie nicht. . . . .

Zu diesem Buche trieb mich der Wunsch, von dem Haupte des Soldaten den Fluch abzulenken, welchen der Bürger nicht selten geneigt ist, gegen ihn zu schleudern, und die Verzeihung der Nation für die Armee anzurufen. Das Schönste was es gibt nach der Begeisterung, ist die Aufopferung; nach dem Dichter der Soldat, und nicht seine Schuld ist es, wenn er zum Zustand des Heloten verdammt ist. Die Armee ist blind und stumm. Sie schlägt gerade vor sich hin, von dem Ort aus, auf den man sie stellt. Sie will nichts und handelt, von Springfedern getrieben. Sie ist eine große Maschine, die man bewegt und welche tödtet; aber sie ist auch ein Wesen, welches leidet. Deßwegen habe ich von ihr immer mit unwillkürlicher Rührung gesprochen. Die Existenz des Soldaten ist, nächst der Todesstrafe, die schmerzlichste Spur der noch unter den Menschen vorhandenen Barbarei; aber Nichts ist auch der Theilnahme und Liebe der Nation würdiger, als diese geopferte Schaar, die ihr zu Zeiten so vielen Ruhm gibt. . . .

Das Leben des Soldaten ist trüb, eintönig, regelmäßig. Die von dem Tambour getrommelten Stunden sind ebenso schwer und düster wie er selbst. Haltung und Aussehen sind ebenso Uniform wie die Kleidung. Die Lebhaftigkeit der Jugend und die Abgemessenheit des reiferen Alters nehmen zuletzt dieselbe Haltung an, — die der Waffe. Die Waffe, bei der man dient, ist der Model, in den man seinen Charakter wirft, worin er sich ändert und umgeschmolzen wird, um eine allgemeine Form anzunehmen, die ihm für immer bleibt. Der Mensch verwischt sich unter den Soldaten. Die Dienstbarkeit des Soldaten ist schwer und unbeugsam, wie die eiserne Maske des Gefangenen ohne Namen, und gibt jedem Kriegsmann ein einförmiges und kaltes Gesicht. Auch bemerkt man schon beim Anblick eines Armeecorps, daß Ueberdruß und Mißvergnügen die allgemeinen Züge im Antlitz des Militärs sind. Die Strapazen fügen dazu noch ihre Runzeln, die Sonne ihre braunen Tinten, und ein zu frühes Alter durchfurcht dreißigjährige Gesichter. Indeß hat oft eine Allen gemeinsame Idee dieser Versammlung ernster Männer einen großen, ehrfurchtgebietenden Charakter verliehen, und diese Idee ist: die Selbstverläugnung. Die Selbstverläugnung des Kriegers ist ein schwereres Kreuz als das des Märtyrers. Man muß es lange getragen haben, um seine Wucht und Größe zu kennen.

Die vollständige Selbstverläugnung, von der ich spreche, die beständige, gleichgültige Todesverachtung, die völlige Verzichtleistung auf die Freiheit zu denken und zu handeln, die einem beschränkten Ehrgeiz auferlegten Hemmnisse und die Unmöglichkeit sich Reichthümer zu sammeln, dieß Alles erzeugt Tugenden, die bei den freieren und selbstthätigeren Classen seltner sich finden.

Im Allgemeinen ist der Charakter des Militärs einfach, gut, geduldig, und man findet bei ihm etwas Kindliches, weil das Regimentsleben ein wenig dem in den Collegien gleicht. Die Züge von Rohheit und Trübsinn, die ihn verdunkeln, sind ihm durch die Langeweile und eine falsche Stellung aufgedrückt.

Die absolute Autorität, die ein Mensch übt, zwingt ihn zu beständiger Zurückhaltung. Nie kann er seine Stirne vor seinen Untergebenen entfalten, ohne sie eine Vertraulichkeit annehmen zu lassen, welche seiner Würde Eintrag thut. Er versagt sich das Sichgehenlassen und das freundschaftliche Plaudern, aus Furcht, man könnte ein freimüthiges Geständniß aus seinem Leben gegen ihn benützen, oder eine Schwäche, die ein böses Beispiel gäbe. Ich habe Offiziere gekannt, die sich in ein trappistisches Stillschweigen einschlossen, und deren ernster Mund nie den Schnurrbart in die Höhe zog, als um ein Befehlswort durchzulassen. Unter dem Kaiserreich war dieß Benehmen beinahe das von allen höhern Offizieren und Generalen. Der Herr und Meister selbst hatte das Beispiel gegeben; die Gewohnheit wurde streng beibehalten, und war ganz angemessen; denn zu der nothwendigen Rücksicht, die Vertraulichkeit zu entfernen, kam auch noch das Bedürfniß, das ihre alte Erfahrung empfand, ihre Würde zu behaupten in den Augen einer Jugend, die besser unterrichtet war als sie, die ganz vollgestopft mit Ziffern ankam und mit einer zuversichtlichen Hoffnung auf den Lorbeer, die nur durch Schweigen konnte gezügelt werden.

Ich habe nie das Geschlecht der jungen Offiziere geliebt, selbst damals nicht, als ich selbst zu ihnen gehörte. Ein geheimer Instinkt der Wahrheit sagte mir, daß in Allem die Theorie nichts ist neben der Praxis, und das ernste und schweigsame Lächeln der alten Hauptleute machte mich mißtrauisch gegen all die armselige Wissenschaft, die man durch die Lektüre einiger Tage erwirbt. Bei den Regimentern, wo ich diente, hörte ich gern den alten Offizieren zu, deren gewölbter Rücken noch einem Soldatenrücken gleich sah, beladen mit dem schweren Tornister und der Patrontasche. Sie erzählten mir alte Geschichten von Aegypten, Italien und Rußland, die mich mehr lehrten über den Krieg, als unzählige Bücher und Instruktionen. Ich versäumte keine Gelegenheit zuzuhören, und gewöhnlich fehlte ich nie bei den regelmäßigen Spaziergängen, wo die alten Offiziere sich gern ihre Erinnerungen mittheilen. Sie ihrerseits waren auch nicht abgeneigt, die merkwürdigen Geschichten ihres Lebens in mein Gedächtniß einzuschreiben, und da sie bei mir eine der ihrigen gleiche Geduld und ein ebenso ernstes Schweigen fanden, waren sie immer bereit, sich mir zu eröffnen. Wir gingen oft Abends über Feld oder im Wald spazieren, oder am Ufer des Meers, und der Anblick der Natur, oder die geringste Eigenthümlichkeit des Terrains erweckte in ihnen unerschöpfliche Erinnerungen — bald war es eine Seeschlacht, ein berühmter Rückzug, ein verhängnißvoller Ueberfall, ein Infanterietreffen, eine Belagerung und immer die Sehnsucht nach einer Zeit der Gefahren, Achtung für das Andenken dieses oder jenes großen Generals, naive Anhänglichkeit an einen obskuren Namen, den sie für sehr bekannt hielten; und bei all diesem eine rührende Einfalt des Herzens, welche das meinige mit einer Art Verehrung für diesen männlichen Charakter erfüllte, der geschmiedet war in beständigen Widerwärtigkeiten und in den Zweifeln einer schlimmen und falschen Stellung. — —

Ich besitze, sagt Vigny, seine Erzählungen bevorwortend, die oft schmerzliche Gabe eines Gedächtnisses, das die Zeit nicht ändert; mein ganzes Leben, mit jedem einzelnen Tage, ist mir gegenwärtig wie ein unauslöschliches Gemälde. Die Züge verwirren sich, die Farben erbleichen nie. Einige sind schwarz und verlieren nichts von ihrer wehethuenden Lebendigkeit. Auch einige Blumen finden sich darunter, deren Kelche so frisch sind, wie an dem Tage, der sie aufbrechen sah, zumal wenn eine unwillkürliche Thräne aus meinem Auge auf sie fällt und ihnen einen lebhafteren Glanz verleiht.

(Fortsetzung folgt.)

Schwere Bedingung.

(Polnisch.)

Im dunklen Walde singt das Vöglein,
Wo Maria schneidet Heu;
Hat geschnitten, hat gebunden,
Rufet Hänschen dann herbei:
Hänschen komm, mir's Heu zu reichen,
Sprich kein Wörtchen, hörest du!
„Wohl will ich das Heu dir reichen
„Aber plaudern auch dazu.
„Wird mir ja zu Stein das Herze,
„Wenn's mit dir kein Wörtlein spricht;
„Wär's auch nichts mehr als: Gott helfe!
„Ohne das lebt es ja nicht.“

Erfahrung.

(Polnisch.)

Schau einmal zum Fenster hinaus,
Wie das Wölfchen springet:
Hat gewiß noch keine Frau,
Die ihm Kummer bringet.

Nimm ein Weib dir, nimm ein Weib,
Unthier aus dem Walde,
Dann wirst du, wie ich es bin,
Elend wirst du balde.

Und das Wölfchen nahm ein Weib,
Ließ die Ohren hangen:
„Au, au, au, au,
„Wie ist's mir ergangen!“

v. B.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 295.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 October 1838.

Bilder aus Neuseeland.

2. Das Land und seine Erzeugnisse.

Das Klima des Landes ist gleichmäßig und gesund; im Winter fällt der Thermometer selten unter 45° F. (5⅓° R.) und steigt im höchsten Sommer selten über 75° F. (23⅓° R.) Dieses angenehme Wetter trägt ungemein viel zu der unglaublichen Kraft der Vegetation bei, die großentheils aus Immergrünen besteht, die im Winter die grüne Sommerkleidung beibehalten, so daß das herbstliche Blätterwerk erst durch die kräftige *Erneuerung* der Vegetation im Frühjahr abgestoßen wird. Die eigenthümliche Lage der Inseln von Norden nach Süden gibt fast jedem Landstrich eine andere Temperatur, und die geringe Breite des Landes im Vergleich zu seiner Länge, so wie die fast ununterbrochene Bergkette, die durch beide Inseln fortläuft, ziehen aus dem benachbarten Meere die Nebel und Ausdünstungen an, die dann in Regenschauern niederfallen und dem benachbarten Lande die fortdauernde Feuchtigkeit geben, welche der Vegetation ein fast beispielloses Wachsthum verleiht und die Flüsse und Bäche in jedem Thale vollfließend erhält.

Mehrere frühere Seefahrer haben ihr Erstaunen über die Milde des neuseeländischen Winters ausgedrückt. Als Cook nach dem Königin-Charlotte-Sund im District Kai Kohuda zurückkehrte, war er erstaunt, einen Garten, den er gepflanzt hatte, blühend zu finden, obwohl eine Menge einheimisches Unkraut, die Frucht seiner Arbeit zu ersticken drohte; er drückte deßhalb seine Ueberzeugung aus, daß bei mäßiger Aufmerksamkeit jede europäische Pflanze in ganz vorzüglichem Grade gedeihen würde, und seine Erwartungen haben sich seit dieser Zeit bestätigt. Wollte man auf den englischen Inseln Gartenfrüchte in gleicher Weise während des Winters der freien Luft aussetzen, so wären sie bald verloren. Diese milde und gesunde Temperatur gestattet dem Landbauer, von manchen Hülsenfrüchten so viele Ernten zu ziehen, als ihm gut dünkt. Der Regen fällt das Jahr hindurch in mäßigen, erfrischenden Schauern, namentlich auf der nördlichen Insel, auf der südlichen herrscht im Winter das regnichte Wetter vor. Cook, welcher 46 Tage in der Dusky-Bai sich aufhielt, hatte nur 7 Tage lang schönes Wetter, im Allgemeinen aber ist das Klima für Engländer sehr angenehm, und sie akklimatisiren sich bald, da es dem ihrigen so ziemlich entspricht.

Frühling, Sommer und Herbst sind ausnehmend angenehm, ganz im Widerspruch mit der unmäßigen Hitze in Neusüdwales, und dem raschen Uebergang zu bitterer Kälte gegen die Nacht hin. In diesen Jahreszeiten fallen schwere Regen, aber selten über zwei Tage lang. Im Winter bringen die Ost- und Südostwinde fast immer Regen, die Westwinde herrschen jedoch vor; sie beginnen um 10 Uhr Vormittags, steigen fast bis zum Sturm, legen sich aber gegen Sonnenuntergang völlig. Die ganze ihrer Wuth ausgesetzte Küstenkette wird ein langer Wall (a lee wall), die Brandung bricht über die Barren an den Flußmündungen, verursacht einen hohen Wellenschlag, und macht die Annäherung unmöglich. Wenn daher ein Schiff in einen der westlichen Flüsse eingelaufen ist, so können einige Wochen vergehen, ehe eine günstige Gelegenheit kommt, diese Häfen wieder zu verlassen. Die westlichen Stürme sind von schweren Windstößen begleitet, die es einem Schiff in der Nähe des Landes fast unmöglich machen, seewärts liegen zu bleiben. Das Meer steigt im Verhältniß zu dem Winde, und doch sind diese heftigen Stürme von schönem Wetter von obenherab begleitet. In der Cooks Straße sind heftige Stürme nicht selten. Die benachbarten Berge von Kai Kohuda sind mit Dünsten überladen, und steigern nicht nur die wüthende Gewalt der Windstöße, sondern ändern auch deren Richtung dergestalt, daß nicht zwei von derselben Seite herkommen, und je näher man dem Ufer ist, desto mehr fühlt man ihre Wirkungen.

Nicht Ein Seefahrer hat diese Ufer besucht, ohne die überwältigende Kraft dieser Stürme zu erfahren, welche oft binnen wenigen Minuten mit gleicher Heftigkeit aus den verschiedensten Gegenden blasen. Auf der kurzen Fahrt von der Insel-Bai nach der Hawke's-Bai oder Mairoa im J. 1836 erfuhr ich von verschiedenen Seiten des Compasses her fünf schwere Stürme, von denen jeder uns mit dem Untergange bedrohte. Ein Sturm blies mit seiner ganzen Stärke zehn Stunden lang aus Nordwesten, worauf er plötzlich aufhörte; eine gänzliche Windstille erfolgte, und unsere Segel wurden von den berghohen Wellen

mit denen wir zu kämpfen hatten, an die Masten geschlagen. Nach zwanzig Minuten wurden wir von unserm Laufe abgetrieben durch einen eben so heftigen Sturm aus Südosten, der eben so plötzlich sich erhob, als sein Vorgänger aufgehört hatte. Vom März bis September (also im Winter) blasen die Winde fast ohne Unterlaß aus Süden und Südwesten. Nordwinde sind am seltensten, und nicht oft erfährt man während des Sommers mehr als vier Stürme aus dieser Weltgegend.

Unter den hervorragenden Charakterzügen des Landes sind namentlich die herrlichen Wälder zu erwähnen, welche die Bewunderung jedes Reisenden bilden, der an majestätischen und malerischen Naturschauspielen Geschmack findet. Oft findet man Bäume von staunenswerthem Umfang an ihrem Fuße, und namentlich zeichnen sich die Fichtenstämme durch ihre thurmartige Höhe aus, ohne daß vorstehende Zweige die Gleichförmigkeit des Stammes unterbrächen. Palmen finden sich in großer Mannichfaltigkeit und sind sehr zahlreich, und Paulinien (Paulinia cucuru) wachsen zu einer ungeheuren Länge, und machen die dichten Wälder fast undurchdringlich.

Die einheimischen Früchte sind nicht zahlreich und der Aufmerksamkeit des Europäers kaum würdig. Karaka ist der allgemeine Name für Frucht; die hauptsächlichste ist die Karaka maroi, oder die einheimische Frucht, welche in Büscheln, in der Größe und Form einer spanischen Olive wächst, und meist ein glänzendes Gelb hat. Der Same und die Fruchthülle nehmen zwei Drittheile der Frucht ein; der Geschmack ist schwach, doch angenehm. Der Same soll in seinem rohen Zustande giftig seyn, wird aber von den Eingebornen, wenn er nach ihrer Weise gekocht ist, sehr gerne gegessen; er schmeckt in diesem Zustande nur nach Oel und heißt Kopi. Das Holz der Karaka ist sehr schön, der Stamm wird 40 Fuß hoch, und die Blätter sind sehr gelbgrün. Vegetabilische Gifte gibt es auf der Insel nicht, sonst wäre dieselbe schon längst ausgestorben. Die Tawaea ist eine parasitische Frucht, die auf den Zweigen mehrerer Bäume wächst, und zwar auf den absterbenden Zweigen. Diese Frucht, die nie von Menschen gepflanzt worden ist, läßt sich nur schwer beschreiben, da sie mit keiner europäischen oder tropischen Frucht Aehnlichkeit hat; sie ist so weiß und ungefähr von derselben Form, wie der Kopf eines Blumenkohls, 8 Zoll lang, ausnehmend schmal und von fahnenartigen Blättern umgeben; sie ist süß, jedoch etwas säuerlich, wenn sie vollkommen reif ist, sonst aber ausnehmend bitter.

Die Taro (Arum esculentum) ist ein wohlbekanntes Wurzelgewächs, das in mehrern Orten, namentlich im Süden gepflanzt wird und sehr mehlreich ist. Die Taro-Oia oder Soldaten-Taro hat eine bläuliche Färbung innerhalb einer dünnen, dintenschwarzen Haut, sie braucht sechs Monate Wachsthum, um zur völligen Reife zu gelangen. Eine andere Art erfordert noch längere Zeit: sie hat ein merkwürdiges lotusartiges Blatt und gedeiht am besten auf einem sumpfigen Boden oder in der lockern schwarzen Modererde an den Ufern der Flüsse; bekanntlich ist sie sehr nahrhaft.

Mehrere wilde Beeren werden nur noch von den ältern Eingebornen besonders geschätzt. Eine Art Brustbeere ist im ganzen Lande heimisch, wird namentlich in nördlichen Lagen groß und süß, und ist von den Eingebornen, welche den Saft mit den Fingern ausdrücken, sehr geschätzt.

Die Kumera oder einheimische süße Kartoffel gilt als die werthvollste Nahrung des Neuseeländers, und ist die einzige eßbare Frucht, welche seit undenklichen Zeiten im Lande heimisch ist. Es gibt davon mehrere Varietäten, die wahrscheinlich eine Folge der Verschiedenheit des Klima's, des Bodens u. s. w. sind. Abergläubische Sagen knüpfen sich an diese Frucht, welche mit Ehrfurcht betrachtet wird; die Ernte derselben ist von einem Feste begleitet, und beim Pflanzen der Kumera wird nicht nur das Land, sondern auch der, welcher den Samen ausstreut, Tabu. Die eigentliche Kartoffel wurde von Cook nach Neuseeland gebracht und verbesserte sich in der Zwischenzeit zwischen dem ersten und zweiten Besuche jenes Seefahrers ungemein, obwohl man weiter keine Sorgfalt darauf verwandte und die Pflanzung mit Unkraut angefüllt war. Dennoch ist gegenwärtig die Kartoffel dieses Landes weniger geschätzt, als die von Vandiemensland, nicht als ob Boden und Klima dieser Insel dem Anbau derselben angemessener wäre, sondern weil die Neuseeländer, um bald Geld zu bekommen, sie unreif ausgraben. Der Fehler liegt auch an den Handelsleuten, welche die Wallfischfänger versorgen wollen und unaufhörlich hieher kommen, um dieses wohlthätige antiscorbutische Nahrungsmittel aufzukaufen. Außerdem werden fast alle europäischen Wurzelgewächse, so wie auch die Kürbisarten mit großem Vortheil und Erfolg gebaut, eben so Mais, der zu einer großen Höhe wächst. Gegenwärtig werden auch Weinreben gepflanzt, Stachelbeeren und Himbeeren wuchern auf dem Boden fort, wo man sie pflanzt; Oliven, Granatäpfel, Feigen, Quitten, Nectarinen, Pfirsiche, Aepfel, Birnen gedeihen in Menge. Auf einem kleinen Landgute in der Insel-Bay (35° 16′ s. B.) wurden von einem der frühern Missionäre zwei Pfirsichbäume gepflanzt, wuchsen viele Jahre lang wild fort, und trugen doch im Jahre 1837 Tausende von Früchten von ausgezeichneter Größe und Wohlgeschmack. Das Zuckerrohr blüht in Hokianga (35° 20′), so wie mehrere der tropischen Gewächse. Blüthentragende Stauden, welche man in England wohl im Gewächshause schützen muß, leiden in Neuseeland durchaus nicht, wenn man sie das ganze Jahr hindurch der frischen Luft aussetzt. Die Bananen und die Mango blühen nicht, aber alle Gewächse der gemäßigten Zone treiben Früchte von einer Größe und einem Wohlgeschmack, daß sie denen keines Landes nachstehen. Man bedarf in diesem Lande nur des Gärtners und des Landmanns, um es zum Garten der Südsee umzuschaffen.

Die Rohi oder Farrn blühen in einer unendlichen Menge von Arten, und Botaniker haben schon mehr als 60 verschiedene Varietäten aufgezählt, sie wachsen bis zur Höhe von 12 Fuß, Ebenen und Abhänge sind oft durch ihre verschlungenen Fibern unzugänglich. Das Volk ißt die Wurzeln: man backt sie in einem Ofen oder in der Asche und schlägt sie dann mit einem hölzernen Schlägel oder Stein, bis sie kauungsfähig werden. Europäer finden sie anfangs ganz unschmackhaft, doch gewöhnt man sich allmählich auch daran.

Es finden sich ferner viele Stauden mit myrtenartigen

Blättern, und die Theepflanze, Kaikatoa, bedeckt die Ebenen und selbst die, jedem Sturm ausgesetzten, weit ins Meer hinein sich erstreckenden Vorlande. Der Boden in der Nähe der weit umher sich ausbreitenden Wurzeln der Bäume ist wie von einem Teppich schöner Moose und Flechten bedeckt, die zweimal im Jahre blühen. Schwämme von ungeheurer Größe und Härte bedecken die gefallenen Bäume. Die niedere Vegetation hat im Winter dasselbe grüne Ansehen, wie die Hochwälder.

Die Vögel von Neuseeland sind zahlreich, aber meist klein; wenige von ihnen haben so melodische Stimmen wie die Sänger in den europäischen Wäldern. Der Tui oder Spottvogel ist dem Fremden am meisten bekannt. Die Eingebornen verkaufen diese Vögel in geflochtenen Körben an die sie besuchenden Seefahrer. Ein ähnlicher Vogel, mit einer eben so silberartigen Stimme, findet sich im Süden: er ist etwa so groß wie ein Sperling, mit schönen blauen Federn bekleidet, außer am Halse, wo er einen silbergrauen Mantel mit zwei herabhängenden Büscheln trägt, und einigen weißen Federn am Flügelgelenk. Nicht minder angenehm als sein Gefieder ist seine süße melodische Stimme; er ist aber sehr unruhig und lebt nicht lange. Außer mehreren Arten von Papagaien und vielen Waldtauben, finden sich namentlich viele Sumpf-, Wasser- und Seevögel, unter welchen letztern der Albatroß sich durch seine Größe auszeichnet, denn man hat manche gefangen, die mit ausgespannten Flügeln 18 Fuß maßen. Viele der neuseeländischen Vögel verschwinden allmählich aus dem Lande, zum Theil in Folge ihrer schwachen Flugkraft, welche sie zur leichten Beute der Eingebornen macht. Doch wird ein künftiger Ornithologe in den verborgenen Bergschluchten und Wildnissen der südlichen Insel gewiß manche Vögel finden, die man sonst für verloren hielt, und ich glaube aus mannichfachen Gerüchten der Eingebornen abnehmen zu können, daß noch jetzt auf dieser Insel eine Art Strauß in Gegenden existirt, welche vielleicht noch nie von Menschen betreten wurden.

Vierfüßige Thiere, die dem Lande eigenthümlich wären, gibt es gar nicht. Der Hund ist seit zwei oder drei Jahrhunderten eingeführt, nach der Sage durch eine Anzahl Götter, die an diesen Ufern landeten. Vielleicht waren es Spanier, denn der frühere Name des Hundes in diesem Lande ist Pero, welches Wort mit geringer Veränderung im spanischen Hund bedeutet. Dieses Thier, dessen Treue und Wachsamkeit sich auch hier nicht verläugnet, ist indeß tief gesunken, wahrscheinlich in Folge der fortdauernden schlechten Behandlung und Nahrung; dennoch werden sie von den gefräßigen Eingebornen geschlachtet und verzehrt, auch ihre Felle zu Kleidungen benützt.

(Schluß folgt.)

Ueber einige Krankheiten in Mexico.

(Aus einer Schilderung im Journal du Commerce vom 8 October.)

Bekannt ist die Eintheilung des mexicanischen Landes in den kalten, gemäßigten und heißen Strich. In dem letztern herrschen Krankheiten eigenthümlicher Art. Auf dem Ostufer, namentlich in Veracruz, herrscht bekanntlich jedes Jahr das gelbe Fieber (vomito prieto) von Anfang Aprils bis zum Wiedereintritt der Nordwinde gegen Ende Octobers. Auf der Westküste nimmt diese Geißel den Charakter von Wechselfiebern an, welche bei den Landeseingebornen Catenturas genannt werden. Sie sind im Allgemeinen eben so verderblich als das gelbe Fieber, und vielleicht noch viel schlimmer, denn das gelbe Fieber trifft und tödtet, aber die andere Krankheit macht das Leben langsam erlöschen, und führt das Opfer erst nach einer langen und schmerzlichen Agonie ins Grab. In den Niederungen des Südens herrscht der Pinto, eine Hautkrankheit, woraus sich die Mexicaner nicht sonderlich viel zu machen scheinen; sie greift das Gesicht an, und die, welche damit behaftet sind, hauchen einen unerträglichen Gestank aus. Bis jetzt hat man noch nicht versucht, die wahre Natur dieser häßlichen Ausschläge zu entdecken.

Der Räuber Grozea.

(Schluß.)

Während der Vorlesung dieser Anklageacte behielt Grozea seine ruhige und stolze Haltung bei. Ein Blitzstrahl aber glänzte aus seinen Augen in dem Augenblick, wo der Greffier die Worte las, mit welchen Grozea den Obrist Salomon erinnert, daß er, Grozea, für die Freiheit gekämpft habe.

Der Präsident verhört den Angeschuldigten.

Der Präsident: Euer Alter und euren Namen?

Grozea: Nikolas Sin Petro, zwei und fünfzig Jahre alt.

Der Präsident: Euer Stand?

Grozea: Ein freier Soldat, der keinem andern Herrn dient, als dem Vaterland oder seinem Willen; der einst gekämpft hat, und der noch kämpfen würde, wenn er es für die walachische Freiheit könnte.

Der Präsident: Wo ist euer Wohnort?

Grozea: Ueberall, wo noch ein Fuß breit walachischen Bodens ist.

Der Präsident: Ihr seyd des Mordversuches an dem russischen Unterofficier Mastennikoff angeklagt?

Grozea: Nein, ich habe ihn nicht ermorden wollen; hätte ich seinen Tod gewollt, so ist es ja für einen Sperber nicht schwer, einen Sperling zu vernichten; ich wollte den Moscowiten bloß das walachische Salz kosten lassen, und es diesen Heuschrecken für immer entleiden, sich in unserem Land einzunisten.

Der Präsident: Ihr habt jedoch diesen Versuch in der verbrecherischen Absicht, aus den Minen zu entwischen, gemacht?

Grozea: Ein Thor wäre der Vogel, der, wenn er aus seinem Käfige davon fliegen kann, dieß nicht thäte.

Der Präsident: Was habt Ihr nach eurer Entweichung angefangen?

Grozea: Stolz durchzog ich das Land der Walachei, während Ihr vor den Russen Kratzfüße machtet. Ihr ließt Euch von ihnen plündern, ich habe sie geplündert, so hat jeder seine Rolle.

Der Präsident: Ihr habt den Juden Abraham angefallen?

Grozea: Ja, das war ein Ungläubiger, ein Sprosse des verruchten Geschlechts der Mörder unseres Herrn Jesu Christi. Im ersten Augenblick wollte ich ihn in die andere Welt befördern, allein ich besann mich, daß der Teufel das, was ihm angehört, doch hole, und in seine Geschäfte wollte ich mich nicht mischen.

Der Präsident: Und die andern Ueberfälle, gesteht Ihr dieselben ein?

Grozea: Gewiß, ich will nicht absprechen, daß die Sonne die Erde beleuchtet, und daß ich mich mit dem geraubten Gelde bereicherte. Euer Schreiber hat wahr gesprochen, so bestimmt als es wahr ist, daß ich gegenwärtig mit Euch spreche.

Der Präsident: Wo sind Eure Mitschuldigen?

Grozea: Auf der Erde, in der Hölle, vielleicht auch im Himmel, wenn sie vor ihrem Tode noch Pfaffen geworden sind.

Der Präsident: Gebt zu Eurem eigenen Nutzen der Gerechtigkeit die Namen derselben an.

Grozea: Das ist unmöglich, ich bin Räuber, aber ich will kein Verräther seyn.

Der Präsident: Aus welchem Beweggrunde überfielet Ihr das Haus des Aga Soliman Kara?

Grozea: Er hatte mein Kind mißhandelt, das Blut meines Blutes, das Fleisch meines Fleisches.

Der Präsident: Warum habt Ihr die junge Maria Radschi gezwungen, Euch zu heurathen?

Grozea: O nein, das that ich nicht; ich sprach zu ihr: willst du mein seyn? und sie warf sich in meine Arme. Ich stellte mich vor den Priester, in der einen Hand Gold, in der andern meinen Dolch, und sagte ihm: „Wähle zwischen dem Gold und dem Eisen; willst du unsere Ehe einsegnen?" Er segnete uns ein, und ich gab ihm das Geld.

Der Präsident: Warum habt Ihr nach dem Leben Eures Sohnes getrachtet?

Grozea: Ja, das ist ein Verbrechen, ein wahres Verbrechen; ich wußte nichts von ihrer frühern Liebe, hätten es mir die Kinder vor meiner Heurath gestanden, so ständen wir nicht hier vor Euch ... Gott hat es anders gewollt; ich glaubte ein Verbrechen zu bestrafen, und beging eines. Aber sprechet mir davon nichts ... bestraft mich... aber sprechet mir davon nichts ...

Der Präsident, sich an die Mutter wendend: Was habt Ihr zu sagen, Frau Sin Petro?

Die Mutter: Nichts, als Euch zu bitten, mir meinen Sohn wiederzugeben; es war stets ein so guter Sohn, ein so tapferer Walache. Gebt ihn mir zurück, Gott wird Euch dafür segnen.

Der Präsident: Frau Maria Radschi, habt Ihr den Grozea aus Zwang geheurathet?

Maria Radschi: Nein, ich heurathete ihn, ohne zu wissen, was ich that; ich glaubte, da er mein Herr sey, müsse ich ihm gehorchen. Ich liebte Grozea wie meinen Vater, ich war ihm treu; es ist sein Kind, das ich in meinen Armen habe; ich liebe Johann, aber ich werde Nikolas stets treu bleiben.

Johann Sin Petro wirft sich in die Arme seines Vaters und weint. „Mein Vater, verzeihe mir, wenn ich es wagte, Marien zu lieben; ich werde sie fliehen und du wirst glücklich seyn." Grozea lächelte traurig und sprach zu seinem Sohn: „Liebe sie."

Der Präsident: Johann Sin Petro, wie kam es, daß Ihr von Eurem Vater verwundet wurdet?

Johann Sin Petro: Mein Vater hat mir nichts gethan; ich selbst fiel auf das Eisen, ohne es zu sehen.

Der Staatsprocurator verlangt die Verurtheilung des Angeklagten. Während seiner Rede weinten die junge Frau und der Sohn des Grozea heiße Thränen; die alte Mutter scheint von dem, was vorgeht, nichts zu fassen; der Angeklagte hat seine Ruhe und seinen ganzen Stolz wieder erlangt.

Der junge Wakaholo, der Advocat Grozea's, erinnert an den ehrenvollen Theil des Lebens von Grozea, während welchem er für die Freiheit der Walachei kämpfte; Kirdschali, Farnaki und andere berühmte Capitäns im Jahre 1821, während des Kriegs gegen die Türken, waren auch Räuber gewesen; es war dieß in jener Epoche, wo die Civilisation noch nicht bis in jenes Land vorgerückt war, ein Stand, zu dem man sich offen bekannte. Man muß dem Grozea den fatalen Einfluß, welchen jene Beispiele auf ihn ausübten, zu Gute halten. Der von Grozea an seiner zweiten Frau begangene Mord ist durch die gerichtliche Untersuchung vom Jahre 1828 gerechtfertigt, welche herausstellte, daß er sie in dem Augenblick tödtete, wo er sie im Ehebruche mit einem russischen Officier, seinem Gast, antraf. Am Schluß endlich ruft der Advocat die Milde der Richter zu Gunsten eines Mannes auf, der zwar schuldig ist, aber seltene Eigenschaften besitzt, und seinem Vaterlande schon Dienste erwiesen hat.

Der Präsident fragt, ob Grozea noch etwas beizufügen habe.

Grozea: Ich danke meinem Vertheidiger, daß er mich von der Schuld an dem Tode meiner zweiten Frau freigesprochen hat.

Der Greffier schellt, Alles entfernt sich. Nach einer zweistündigen Berathung wird die Thüre geöffnet, und der Greffier liest den Urtheilsspruch vor, welcher den Nikolas Sin Petro in allen Punkten der Anklage für schuldig erklärt, ihn aber, in Rücksicht auf die bei der Sache obwaltenden Umstände, zu lebenslänglicher Arbeit in den Minen verurtheilt.

Der Verurtheilte hört den Spruch ohne sich zu rühren an, und fragte hierauf seinen Vertheidiger, ob seine Verurtheilung die Auflösung seiner Ehe nach sich ziehe; als dieß verneint wurde, sagte er: „Wohlan, so werde ich sie lösen! ich will sie glücklich wissen, so lange sie jung sind." Der Verurtheilte umarmt beim Herausgehen seine Mutter, die ihm ihren Segen gibt; auch seine Frau und seine Kinder umarmt er.

Diese Verurtheilung machte einen tiefen Eindruck auf das Volk, das, geblendet durch seine Vorurtheile und die glänzenden Eigenschaften dieses Mannes, nicht umhin kann, an seinem Schicksale lebhaftes Interesse zu nehmen.

Nachdem Grozea in sein Gefängniß zurückgekehrt war, traf man die bei Verurtheilten gewöhnlichen Vorsichtsmaaßregeln, um das Entwischen derselben zu verhindern. „Glaubt Ihr, sagte er, ich wollte entfliehen? Nein, nein, fürchtet nichts, ich verspreche Euch, hier nicht herauszugehen." Einige Augenblicke darauf benutzte er die Abwesenheit seines Wächters, schlug seinen Kopf mit der größten Gewalt gegen die Gitter des kleinen Fensters seiner Keuche und sprengte sich die Hirnschale. Er wurde in einem Zustande, der wenig Hoffnung ließ, in das Krankenhaus gebracht.

Vermischte Nachrichten.

In Prag erscheinen 9, in Preßburg 10 periodische Schriften in böhmischer Sprache, alle mit verschiedenen Zwecken, jedoch mit dem einen gemeinsamen, eine nationale Bildung und Liebe zur böhmischen Sprache zu verbreiten. (Nordische Biene Nr. 210.)

Der Litterary Gazette vom 6 October zufolge hat man kürzlich zu Edinburg neue Versuche zur Verzehrung (consumption) des Rauchs angestellt, und zwar mit vollständigerem Erfolge als bisher.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 296.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 October 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Etwas über die Numiden.

Man fängt mehr und mehr an, sich mit den Berbern und ihren Vorfahren, den von den Römern und Griechen sogenannten Numiden zu beschäftigen, sammelt Vocabularien, wie das Journal of the royal Asiatic Society Nr. 5 und das Journal Asiatique Fevr. 1836; die Franzosen führen in den ihnen unterworfenen Ländereien die Stämme topographisch auf, so daß man die Araber von den Berbern oder Schelluhs oder Amazirghen — man weiß eigentlich noch nicht recht, was ihr eigentlicher Name ist, denn vermuthlich haben sie keinen gemeinsamen — unterscheiden lernt. Alles dieß sind Anfänge zu einer Kenntniß dieses Urvolks, das wir so nennen müssen, weil es bereits in einer über alle unsere Geschichte hinaus liegenden Zeit in jenen Ländern sich niederließ, troß aller fremden Eroberungen sich behauptete, und nur zu einem geringen Theil sich mit den Arabern verschmolz. Ueber den Grad dieser Verschmelzung, über den Einfluß der berberischen Sprache auf die arabische, wodurch der sogenannte maurisch-arabische Dialekt entstand, muß man noch mit allen Vermuthungen zurückhalten; so viel scheint indeß aus den oben angeführten Vocabularien doch schon hervorzugehen, daß die Dialekte sämmtlicher Berbern- oder Amazirghenstämme von der großen Syrte an bis ans atlantische Meer auf einen gemeinsamen Stamm hinweisen.*) Unbegreiflich ist, wie der gelehrte Gesenius die Ansicht aufstellen konnte, die Numiden hätten punisch gesprochen, und zwar darum, weil einige ihrer Könige punische Inschriften setzten, und vielleicht ähnliche sich in dem Lande der Numidier finden. Bekanntlich ist der Name Numidien griechischen Ursprungs; die Griechen in Unteritalien und Sicilien, welche mit den Handelsstädten Afrika's in vielfachem Verkehr standen, nannten das mit ihren Heerden umherziehende Landvolk im Gegensatz gegen die ansäßigen Städter Nomaden, und dieß Wort, das in Italien und Sicilien durch manchen ungriechischen und barbarischen Mund gehen mochte, nahm bei den Römern die Form „Numidä" an. Quatremère macht über diesen Namen, so wie über die Ansicht von Gesenius einige Bemerkungen im Journal des Savans (s. Juliusheft von d. J.) und bemerkt unter Anderm, es sey doch seltsam, daß die Araber sodann dieselben Völker abermals in ihrer Sprache Nomaden, nämlich Schowiah genannt hätten, und führt zu dem Ende mehrere Stellen aus arabischen Schriftstellern an. Diese Gelehrsamkeit däucht uns ziemlich überflüssig, denn es ist viel wahrscheinlicher, daß jene arabischen Schriftsteller mit der sehr gewöhnlichen *) Bezeichnung Schowiah mehr arabische als berberische Stämme bezeichneten, denn seit der arabischen Eroberung des Landes sind die Berbern bei weitem weniger nomadisch geworden, indem die nomadischen Araber sie mehr in die Berge drängten, wo sie zwar noch vielfach von Viehzucht leben, doch auch immer mehr den Acker bauen. Aber Quatremère hat gewiß Recht, wenn er gegen Gesenius behauptet, daß die Numiden nicht punisch, sondern ihre eigene Sprache gesprochen hätten, führt jedoch einen fast entscheidenden Umstand nicht an, nämlich daß man die Carthager populus bilinguis — gewiß nicht bloß in der Bedeutung zweizüngig, trügerisch, sondern zwei Sprachen redend — nannte; sie sprachen nämlich punisch und berberisch; denn wer Landhandel trieb, wer mit dem Kriegswesen zu thun hatte, mußte, da die Soldaten großentheils aus den benachbarten Stämmen, also aus Berbern genommen waren, auch ihre Sprache verstehen. Wenn Gesenius die Namen Massinissa, Gulussa, Hiempsal, Jugurtha, Massiva u. s. w. auf das Phönicische zurückführen will, so möchte der gelehrte Kenner der semitischen Sprachen doch wohl mehr unternommen haben, als er

*) Ueber die Verbindung dieser Berberstämme mit den östlichern, mit den Oasenbewohnern und den Barabras in Nubien wissen wir noch gar nichts, ja man will jetzt behaupten, die Sprache der Barabras in Nubien sey von der berberischen in Nordafrika gänzlich und grundverschieden. Ueber die Stämme der Sahara, so weit sie noch zur weißen Race und doch nicht zu den Arabern gehören, wissen wir ohnehin nichts, und werden auch so leicht darüber keinen Aufschluß erhalten, da die Sprache des Handels, der Fürsten und der Vornehmen überhaupt die Sprache des Korans, das Arabische ist.

*) Man unterscheidet damit namentlich auch die wandernden Hirtenstämme Aegyptens von den Städtebewohnern und den das Land bauenden Fellahs; der scharfe Unterschied zwischen beiden ist in Arabien und Aegypten uralt.

auszuführen im Stande ist, und die Bemerkung Quatremère's, daß die in numidischen Namen häufig vorkommende Sylbe mas, wie in Massinissa, Massiva und Massngrada, und in die Volksnamen Massylier und Massäsylier, das berberische Wort mes Sohn sey, wonach es den Benu und Weled der Araber entspräche, ist wohl gar nicht unwahrscheinlich.

Es scheint dieß der erste schwache Versuch, die berberischen Stämme Nordafrika's sprachwissenschaftlich an die alten Numiden und Getuler anzuknüpfen, und wir wollen solchen Versuchen guten Fortgang wünschen.

Bilder aus Neuseeland.

2. Das Land und seine Erzeugnisse.

(Schluß.)

Die Ratte wurde, wie in Amerika, durch die europäischen Schiffe eingeführt, und dient eben so wie ihre Feindin, die Katze, welche erst seit 25 Jahren dahin gebracht wurde, als Nahrungsmittel; kein Europäer wird eine große Katze lange behalten, sie wird ihm sicherlich von den Eingebornen gestohlen. Die Schweine haben sich acclimatisirt, und gedeihen wie allenthalben vortrefflich. Minder gut ergeht es den Schafen, denn sie werden fast überall von den einheimischen Hunden zerrissen. Einer der Missionäre hat es dahin gebracht, eine kleine Anzahl aufzuziehen: die Wolle war schön, aber diese Thiere taugen für das Land nur zur Nahrung, denn jeder Versuch, es der Schafzucht in Neuholland, dessen trockenes Klima ihrer Vermehrung günstig ist, gleich zu thun, muß nothwendig mißlingen. Rindvieh gedeiht gut, ebenso Pferde, Maulthiere und Esel. Der Pony von Timor und das kräftige batavische Pferd werden in Neuseeland besonders beliebt werden, da sie sich für dessen bergige Beschaffenheit am meisten eignen.

Während so die vierfüßigen Thiere fortdauernd zunehmen, nehmen die Amphibien in noch viel stärkerem Verhältniß ab. Vor 13 Jahren noch fanden sich die Robben in solcher Menge in den südlichen Theilen des Landes, daß manche Schiffsmannschaft 100,000 Felle in einem Jahre zusammenbrachte. Jetzt sind so wenige zu bekommen, daß ein einziges Schiff, das man auf den Fang ausschicken wollte, schlechte Geschäfte machen würde. Die ganze Westküste der südlichen Insel, so wie die kleinern Eilande und Felsengruppen weiter gegen Süden waren von den mannichfachen Phokengeschlechtern besucht, und diese wurden jährlich in Masse gemordet.

Das Land ist glücklicherweise frei von Schlangen und schädlichen Thieren; nur einige harmlose Eidechsen besuchen die sonnigen Flecke in den Wäldern; sie sind selten über vier Zoll lang und mannichfach gekleidet: die meisten haben schuppenartige krummlinige Streifen von grünlichem Golde, oder braune Schuppen schützen das die Kälte scheuende Thier; viele von denen, deren äußere Haut nicht schuppig ist, können ihre Farbe ändern, wie das Chamäleon. Die Rieseneidechse oder der Guana findet sich hauptsächlich auf der südlichen Insel. Die Eingebornen erzählen gräuliche Geschichten von diesem Reptil, wahrscheinlich aber ist es durchaus harmlos. In Neusüd-Wales hat man Guanas von 10 Fuß Länge und entsprechender Dicke gefunden, sie sind jedoch ganz unschädlich. Im Jahre 1775 zeigte ein Eingeborner dem Capitän Cook eine Zeichnung von einem Guana und einer Schlange, welche im Lande hausen sollten. Von dem ersten erzählte man, es verschlinge Menschen, die letztere war vermuthlich der Konger-Aal, der zu einer bedeutenden Größe heranwächst, und auf diesen Inseln in Menge sich findet.

Die Bergkette, welche beide Inseln fast ununterbrochen durchzieht, enthält außer einer großen Menge Eisenerz und Erdpech gewiß auch eine Menge Mineralien, welche einen künftigen Forscher reichlich belohnen werden. Muscheln, namentlich mit doppelten Schalen, findet man in dem obern Boden der höchsten Berge, von denen einige die majestätische Höhe von 14,000 Fuß über dem Meere erreichen und sich um so großartiger darstellen, da sie von niedrigen, bis zu ihren Gipfeln mit den schönsten Waldbäumen bekleideten Bergen umgeben sind.

Spuren des vulcanischen Ursprungs des Landes sieht man allenthalben. Vorwärts der sogenannten Bai des Ueberflusses (Bay of Plenty 37° 50′) liegt die sogenannte weiße Insel (Wakari), welche fortwährend im Brande ist; bei Nacht sieht man die Flammen aus dem mitten im Berge liegenden Krater aufsteigen, und lange nachdem der Seefahrer die Insel aus dem Gesichte verloren hat, zeigt ihm noch der aufsteigende Rauch deren Lage. Wakari hat dritthalb Stunden in Umfang, ist hoch, reichlich bedeckt mit ewigem Grün, und hat, abgesehen von dem unaufhörlichen Feuer und Rauch, von der See aus betrachtet gar nicht das aschenfarbige Ansehen eines Vulcans. Die Eingebornen haben mir jedoch die Ausbrüche und Wirkungen des vulcanischen Brandes auf dieser Insel oft geschildert, da sie die Folgen der dem festen Lande von der Insel aus mitgetheilten Erdstöße wohl fühlten. Das Ufer besteht aus kleinen, flachen Steinen, ist ziemlich steil und ganz lebendig von zahllosen Haufen von Fischen, die in unbeschreiblicher Mannichfaltigkeit sich dort aufhalten und die Bewohner des festen Landes zum Fange herüberlocken.

Alle Inseln in dieser tiefen Bai haben unzweifelhafte Spuren von neuerem Brande: siedende Quellen, Schwefel und Obsidian finden sich auf allen. Der Schwefel hat meist weit weniger Unrath, als ähnliche vulcanische Stoffe Europa's und eine glänzend gelbe Farbe. Auf dem festen Lande, das diese Bai einschließt, erhebt sich in geringer Entfernung landeinwärts eine Reihe hoher, weit ausgedehnter Ebenen mit Seen in der Mitte. Der größte derselben ist der Rota-Rua, dessen östliches Ufer mit zahlreichen kochenden Quellen und kleinen Schwefelseen besetzt ist, die in dickern Massen aufkochen, und mephitische Dämpfe ausstoßen; wirft man einen Stein oder sonst etwas Schweres in einen dieser Seen, so spritzt die dicke Masse zu einiger Höhe auf. Eine halbe Stunde weit besteht der Boden ganz aus diesen bituminösen Stoffen, ist feucht und stinkend; und hier, wie an vielen Orten in den umliegenden Ebenen, klingt der Boden hohl bei jedem Schritte. An der

Hauptquelle des Roto Rua, der eine Breite von mehr als sechs Stunden hat, steigt aus der Schwefelsäure eine dicke Dampfsäule hervor, die einen so überwältigenden Geruch ausstößt, daß man sich ihm unmöglich nähern kann. Die Eingebornen finden ein großes Gefallen an den heißen Quellen, deren Temperatur im Winter der Art ist, daß sie Stunden lang sich darin zusammensetzen, um sich in einer angenehmen Wärme zu halten. Sind die Quellen allzu heiß, so läßt man aus dem benachbarten See kaltes Wasser in die Bäder fließen. Die gewöhnliche Art, Speisen hier zu kochen, besteht darin, daß man in der Nähe einer kochenden Quelle ein Loch in den Boden gräbt, die Lebensmittel hineinlegt, und mit einigen Körben und dann mit Erde überdeckt: in einer halben Stunde sind die Nahrungsmittel gut gekocht, ohne irgend einem unangenehmen Beigeschmack. Die Wohnungen der Eingebornen sind für Europäer unerträglich heiß wegen der Wärme des Bodens auf dem sie stehen; die Ufer dieses Sees, so wie die von vier andern in der Nähe, sind im Vergleich mit der schwachen Bevölkerung des übrigen Landes wohl bevölkert, und diese Stämme können 3000 Krieger ins Feld stellen. An den warmen Bädern nehmen alle Alter und Geschlechter bunt durch einander Theil. Auch kalte Quellen kommen vor, unter andern eine, deren Wasser ganz eigenthümlich weich anzufühlen ist; auch reinigt es die schmutzigsten Kleider der Eingebornen weit besser als Seife oder irgend ein anderes Alkali. Der benachbarte See hat nicht die gleiche Eigenschaft, doch ist er auch kalt und ein ziemlich reißender Bach strömt in seiner Mitte. Ein anderer Bach in der Nähe besitzt gleichfalls an seinem Ufer eine außerordentlich kalte Quelle, deren Wasser, wenn es in Unruhe geräth, mit einer rothen Erde gefärbt ist; schöpft man das Wasser in diesem Zustande und läßt es abdampfen, so bleibt ein Präcipitat zurück, das von den Frauen sehr gesucht ist, um sich damit zu bemalen.

Wenige Orte im Lande zeigen in so hohem Grade die Wirkungen früherer vulcanischer Erschütterungen als der District von Horaké etwas nördlich von den ebengenannten Seen zwischen 36 und 37° südl. Br.; doch herrschen vulcanische Spuren auch weiter im Süden fort: der hohe Berg Tounariro unter 39° 10′ ist fortwährend im Brande, und der riesenhafte, mit ewigem Schnee bedeckte Rua Paka, der unter 39° 35′ sich in finsterer Majestät über einer langen Bergkette erhebt, war vermuthlich, der Haupara oder Mount Egmont, in fast gleicher Breite aber am westlichen Ufer gelegen, war gewiß früher ein sehr thätiger Vulcan. Diese Höhen, die so mächtig über ihre Umgebungen hervorragen, bieten einen unerschöpflichen Stoff für abergläubische Sagen, die als Beweis für den dichterischen Sinn der Vorfahren dieses Volks dienen können.

Der hohle Grund in den vulcanischen Districten ist oft nur mit einer leichten Kruste von poröser Lava bedeckt, und erfordert große Vorsicht, da ein einziger falscher Schritt den unbedachtsamen Wanderer in einen tiefen Abgrund stürzen kann. Die Unterlagen der Berge bestehen in vielen Theilen des Landes aus Trappgestein, worüber eine harte Thonerde liegt, die zum Theil mit sandigem Mergel vermischt ist. Große Stücke Feuersteine finden sich beim Graben von Brunnen, oder wenn man nur wenige Fuß tief an einer Bergseite schürft. Kohlen gibt es gewiß in Menge im Lande, und bis jetzt hat man deren wenigstens am Themse-Fluß (von 37 — 38° südl. Breite) in ziemlicher Masse aufgefunden.

Ein für die Eingebornen sehr werthvoller Stein ist der Poënamu, eine Art Serpentin; er findet sich im Bette eines Flußsees, der eine entfernte Verbindung mit dem Meere hat. Dieser See ist bekannt unter dem Namen Te Wai Poënamu, oder das Wasser des Serpentinsteins; dieser findet sich in seiner natürlichen Lagerung an den Ufern, und hat ähnlich dem Feuersteine eine weißlichte Enkrustation an seinen äußern Kanten. Gleich nach dem Ausgraben ist derselbe weich, verhärtet aber an der Luft. Keine europäische Waffe ist den Eingebornen so lieb und werth geworden, als die Kriegswerkzeuge aus diesem Stein, welche als Vermächtnisse der Voreltern betrachtet werden: der Meri oder die heimische Waffe, die sie statt des Tomahawk im Kampfe brauchen, ist gewöhnlich aus Poënamu gemacht, und tausend ans Uebernatürliche gränzende Erzählungen knüpfen sich an diese tödtlichen Waffen, deren Anblick die Erwachsenen zur Tollkühnheit, die Jugend zu Thaten frühreifer Tapferkeit führt. Auch Manatunga oder „Vergißmeinnichts" werden aus diesem werthvollen Steine gemacht, als Schmuck um den Hals und in den Ohren getragen, und so hoch geschätzt, als Andenken der Voreltern, daß sie sich um keinen Preis derselben entäußern.

Wenige Länder besitzen eine größere Anzahl Höhlen als Neuseeland, dessen innere Theile durch vulcanische Ausbrüche zerrissen, und dessen Küsten durch das ewige Peitschen der Südsee tausendfach durchbohrt sind. Der Boden des Landes wechselt mit jeder Meile; die Berge bestehen aus hartem Thon, aber die Thäler sind meist ziemlich tief mit Dammerde angefüllt, welche der Regen an den umliegenden Bergen herunterwäscht. Das Innere muß mit ungeheuern Salzlagern angefüllt seyn, denn alle größeren Flüsse führen Salzwasser, das ganze Land ist indeß köstlich bewässert mit kleinen Bächen, die von den Bergen herabkommen, und durch den undulirenden Boden sich schlängeln.

Nachrichten über die Heilquellen Rußlands.

(Nach russischen Angaben mitgetheilt von Tietz.)

Das große Reich des Osters, das innerhalb seiner Gränzen von der Natur so unnennbare Schätze empfangen, entbehrt auch nicht jener heilenden Kräfte, die die Erde aus ihrem Schooße hervorquellen läßt. Wenn bei den Russen nicht jene unbezwingliche Lust vorherrschte, das Ausland zu besuchen, dort das finden zu wollen, was die Heimath ihnen freigebig darbietet, so würden diese, dem Vaterland angehörigen Schätze mehrfältiger benutzt, in ihren Wirkungen sich bekannter und vielleicht kräftiger darstellen, wie ähnliche in der Ferne aufgesuchte. Rußland besitzt Mineralquellen von den mannichfaltigsten Zusammensetzungen, und sie mögen hier nach der Eintheilung aufgeführt werden, wie ein russisches Werk sie mittheilt und wie sie chemisch untersucht worden sind.

Die Heilquellen des russischen Reichs zerfallen nämlich in:

1) Sauerbrunnen (aquae acidulae).

2) Salzbrunnen (aquae salinae), wovon hier jedoch diejenigen Wasser, die nur das gewöhnliche Kochsalz enthalten, nämlich Salzsolen u. dgl., ausgenommen sind.

3) Eisenhaltige Quellen (aquae martiales), auch Stahlquellen genannt, wobei hier wieder nicht diejenigen erwähnt werden, welche schwefelsaures Eisen — Vitriol — enthalten.

4) Schwefelquellen oder hepatische Wasser (aquae sulphuratae).

Von den Sauerbrunnen sind in Rußland vier bekannt, nämlich: 1) In der Nähe der Festung Kißlowodsk in der großen Kabardah, 10 Meilen von Georgiewsk und 5 Meilen von Konstantinogorsk, liegt der „Kißlowodskische Sauerbrunnen" (russisch: Bogatirskaja Woda), der seit der Besitznahme der Kabardah unter der Kaiserin Katharina II bekannt wurde, als nämlich im Jahre 1774 die Russen die Festung Mosdok erbauten. Man hat die Quelle zweimal, nämlich in den Jahren 1786 und 1802, untersucht, und besitzt von Güldenstädt vom Jahre 1779 eine ausführliche Beschreibung von derselben. — 2) Am Flusse Pogromnaja, rechts von der Uda im nertschinskischen Kreise des Gouvernements Irkutzk, befindet sich der Pogromna'sche Sauerbrunnen (russisch: Pänaja Ktjutsch), den man auch die „berauschende Quelle" nennt. Er wurde ums Jahr 1768 von den Buräten entdeckt, die sich seines Wassers in chronischen Leiden mit günstigem Erfolge bedienen. Pallas und Georgi haben im Jahre 1772 die Quelle chemisch untersucht. — 3) Der Kutomarskische Sauerbrunnen am linken Ufer der mittlern Borsa, eine kleine Meile von den Hüttenwerken des im Gouvernement Irkutzk belegenen nertschinskischen Erzgebirges, ist seit dem Jahre 1771 bekannt geworden. — 4) Der seit 1753 bekannte Sauerbrunnen in der kleinen Kabardah, dicht neben welcher sich eine Naphthaquelle befindet.

Die Salzbrunnen, die man in „Bittersalzwasser" und „Glaubersalzwasser" eintheilt, sind folgende. Zu den Bittersalzwassern gehören nämlich: 1) Das Bitterwasser von Sarepta im zarizün'schen Kreise des Gouvernements Saratow. In einem Bezirke von ungefähr 23 Meilen befinden sich, wie Bergmann angibt, 17 Quellen — nach andern Angaben 20 — von welchen die bedeutendste zwischen Sarepta und Zarizün an dem hohen Ufer der Wolga, eine halbe Meile vom Flusse, wo die kuman'sche Steppe beginnt, am Fuß eines Berges hervorbringt. Man schreibt die Entdeckung derselben gewöhnlich dem Arzt der Herrnhuter Colonie zu Sarepta, Dr. Wier, im Jahre 1770 zu, doch war die Quelle schon früher den Kalmüken unter der Benennung des „heiligen Brunnens" bekannt. Seit dem Jahre 1778 hat man mit Erfolg dieses Wasser in Moskau benutzt. — 2) Auf dem Gut einer Frau Kowalewska im konstantinogrod'schen Kreis im Gouvernement Pultawa befinden sich vier Quellen, wovon sich zwei durch ihren bittersalzigen Gehalt auszeichnen, und von dem nahen Flusse das „Orel'sche Bitterwasser" genannt werden. Die Professoren der Universität Charkow, Giese und Schumlianski, haben 1806 das Wasser chemisch untersucht. — 3) In demselben Kreise gleichen Gouvernements liegt in der Nähe des dem Geheimenrathe Kotschubei gehörigen Gutes: Dubowie Grädni, das „Dubogriadskische Bitterwasser," welches in vier Quellen zu Tage kommt, und von den beiden genannten Professoren im Jahre 1807 untersucht wurde. — 4) Das Pattenhof'sche Bitterwasser im pernau'schen Kreise in Livland, dicht an der Landstraße zwischen Pernau und Lemsal, nur wenige Schritte von dem zu dem Gute Pattenhof gehörigen Wirthshause, quillt in einer niedrigen Stelle hervor. —

Zu den Glaubersalzwassern gehören: 1) Das Orel'sche und 2) das Dubogriadskische Glaubersalzwasser, von denen schon oben bei den Bittersalzquellen die Rede war. Dann 3) das Builow'sche Glaubersalzwasser im isjumskischen Kreise der slobodischen Ukraine, auf dem Landsitze des Hrn. v. Denissenkow am Donez, eine halbe Meile von dem Gute Builowa, wurde 1808 entdeckt, und 1809 von den beiden erwähnten Professoren aus Charkow untersucht.

Wir lassen jetzt die eisenhaltigen Quellen, und zwar nach den Gouvernements, folgen, wo sie zu Tage kommen. Nämlich I. im Gouvernement Tambow: 1) Die eisenhaltige Quelle zu Lipezk, deren Hauptbrunnen sich im untern Theile dieser Stadt am rechten Ufer des Lipowka-Flusses befindet. An beiden Flußufern liegen im Ganzen dreizehn Quellen, die bei ihrer Entdeckung durch einen eigenen Ukas Peter des Großen bekannt gemacht, dann aber wieder vergessen wurden. Wander machte im Jahre 1809 aufs neue auf dieses Wasser aufmerksam, das seitdem mehreremale chemisch untersucht wurde.

II. Im Gouvernement Moskau: 1) Auf den Gütern des Geheimenraths Naschtschokin, Semenowskaja, Woroninsk und Jaßkowsk im serpuchow'schen Kreise, 11½ Meile von Moskau, befindet sich in vier Quellen das von Reuß untersuchte sogenannte „Semenowskische Wasser." — 2) Der Kotschenow'sche Brunnen im Dorfe Kotschenowa im dmitrow'schen Kreise, am Flusse Wolguscha, sieben Meilen von Moskau, ist schon seit langer Zeit bekannt. Der letzte Besitzer des Dorfes, General Apraxin, hat die Quelle einfassen lassen. — 3) Fünf Meilen von Moskau, auf dem dem Hrn. v Demidof gehörigen Gute Petrowski, quillt eine sehr starke kalte Quelle, unter dem Namen „Demidofs-Quelle," hervor. — 4) Die Wereja-Quelle bei der Kreisstadt Wereja, vierzehn Meilen von Moskau.

III. Im Gouvernement Twer: 1) Die eisenhaltigen Wasser bei der Stadt Twer, die dicht an der bei Twer in die Wolga fallenden Tmaka aus mehrern Quellen hervorsprudeln, von welchen besonders zwei alle Aufmerksamkeit verdienen. Die sogenannte „alte Quelle" befindet sich am Ausflusse der Tmaka, an deren westlichem Ufer unfern der Brücke, und wurde 1811 entdeckt; die andere Quelle liegt ungefähr 500 Schritte davon am östlichen Ufer des Flusses. — 2) In der Nähe des Dorfes Wuissok im kaschinskischen Kreise, siebzehn Meilen von Twer, das längst bekannte, sonst der „heilige Brunnen" genannte „Wuissoko'sche Wasser," das 1808, 1809 und 1811 untersucht wurde. — 3) Das Kaschin'sche Wasser auf dem rechten Ufer der Masljarka, die bei der Kreisstadt Kaschin in den gleichnamigen Fluß fällt. Es besteht aus drei nur wenige Fuß von einander befindlichen Quellen, und aus noch zwei andern, die in der Nähe des Kladukowskischen Klosters liegen. Obgleich diese Quellen längst bekannt sind, hat doch erst 1808 der Magistrat der Stadt Kaschin dieselben einfassen lassen. — 4) Das Nowoßelja'sche Eisenwasser, eine Meile von der Stadt Kortschewa und eine Viertelmeile von dem dem General Jakowlew gehörigen Dorfe Nowoßelja an der Wolga belegen. — 5) und 6) Der Kortschewskische und der Andrejapol'sche Brunnen, die ihre Namen von den gleichnamigen nahen Dörfern führen. — Um die Untersuchung sämmtlicher im twer'schen Gouvernement befindlichen Mineralwasser hat sich der Professor Reuß sehr verdient gemacht.

(Schluß folgt)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 297.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 October 1838.

Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien.

(Aus Taits Magazine. Septemberheft.)

Seit den letzten fünfzehn Jahren haben die englischen Bewohner Indiens die größten Ansteengungen gemacht, um eine Dampfschifffahrtsverbindung mit England zu begründen; die dortigen Gouverneure haben diese Bemühungen unterstützt, und in den letzten fünf oder sechs Jahren hat die Sache selbst in England solche Fortschritte gemacht, daß sie auch von der Regierung und den Directoren der ostindischen Compagnie in Erwägung gezogen oder vielmehr ihnen aufgedrungen worden ist. In der Kindheit der Dampfschifffahrt war es ein kühner und vielleicht voreiliger Plan, Dampfschiffe um die halbe Welt schicken zu wollen, als die Ausführbarkeit der Dampfschifffahrt, in Amerika sowohl als in Europa, nur erst für Küstenfahrten oder kurze Ausflüge von ein paar Tagen gehörig erwiesen war. Bis vor kurzer Zeit bestand noch keine regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindung über das atlantische Meer, troß des unermeßlichen Handels mit Amerika, troß der Geschicklichkeit und des Unternehmungsgeistes auf beiden Seiten, und der zahlreichen Verbesserungen in der Dampfschifffahrt seit der Zeit, wo man zuerst auf den Gedanken fiel, Dampfschiffe nach den entlegenen Ufern Indiens zu senden. Ursprünglich hatte man die ganz falsche Idee, daß ein einziges Dampfschiff im Stande sey, die ganze Reise nach Indien zu machen, ohne andern Verzug als drei- oder viermal in Zwischenhäfen zu landen, und Kohlen einzunehmen; mit diesen unbedeutenden Verzögerungen, glaubte man, würde das Schiff direct nach Indien gelangen mit der gewöhnlichen Schnelligkeit, womit man in Europa kurze Fahrten macht. Unter solchen Voraussetzungen bildeten die Engländer in Indien eine Gesellschaft, um eine Dampfschifffahrtsverbindung herzustellen. Unbekannt mit allen Schwierigkeiten der Unternehmung, hielten sie sich bloß an den unermeßlichen Vortheil, Briefe und Passagiere in der kurzen Zeit von zwei Monaten von Indien nach England oder umgekehrt zu senden, statt in fünf oder sechs Monaten durch Segelschiffe. Dieses war der große Zweck, welcher der äußersten Anstrengung wohl würdig war; aber andere Zwecke von kaum geringerer Wichtigkeit kommen noch hinzu. Die Monsoons oder periodischen Winde, welche in den indischen Meeren Monate lang aus Einer Richtung blasen, hindern die Schifffahrt ungemein, und oft können Segelschiffe gegen diese Winde nicht nach ihrem Bestimmungsorte gelangen, oder sie müssen einen sehr großen Umweg nehmen; der Zeitverlust und folglich auch die Kosten sind in beiden Fällen groß. Auch die Schifffahrt auf den großen Flüssen ist durch die Heftigkeit der Strömung gehindert, so daß man gewöhnlich die Schiffe hinaufziehen läßt, wobei man aber nur 4 bis 5 Stunden des Tags vorwärts kommt; in manchen Jahreszeiten ist aber selbst da, wo die Fluth eindringt, die Strömung so heftig, daß Schiffe mehrere Wochen brauchen, um von der Mündung des Hughly nach Calcutta zu gelangen, eine Strecke von etlichen 30 Stunden, und noch dazu wurden sie manchmal bei dem Versuche ans Ufer getrieben, und gingen zu Grunde. Auch in politischer Hinsicht wären die Vortheile ungemein groß. Man könnte Truppen in wenigen Tagen nach entfernten Punkten schicken, während sie jetzt zu Schiff oder zu Lande Wochen dazu brauchen, und sie würden im Augenblick ihrer Ankunft schlagfertig seyn, während sie jetzt durch lange Märsche ermüdet sind. In denjenigen Theilen der indischen Meere, welche durch Piraten unsicher gemacht sind, würden Dampfschiffe unendlich mehr Dienste leisten als Segelschiffe. Lord William Bentink hat die Ansicht ausgesprochen, daß, wenn zur Zeit des birmanischen Kriegs Dampfboote zur Hand gewesen wären, viele tausend Menschenleben und Millionen Geld dem Staate erhalten worden wären, und daß mit einem Dampfbootdienste ein Viertheil der jetzigen Truppenzahl Indiens wirksamer seyn würde, als die ganze Zahl ohne Dampfboote. Unter diesen Umständen würde sich die Einführung dieser letzteren in Indien noch vortheilhafter erweisen als in Europa, wo ähnliche Hindernisse der Communication nicht bestehen.

Als jedoch der Gegenstand zuerst in Indien in Anregung kam, wurden die politisch-commerciellen Vortheile der Dampfschifffahrt noch nicht so gut gewürdigt, wie jetzt, und der große Hauptzweck war fürs erste nur die Sendung von Briefen und Reisenden nach England; hiebei waren alle Classen der europäischen Bevölkerung gleichmäßig betheiligt. Eine Zeit lang war

die öffentliche Meinung hinsichtlich des besten Wegs getheilt: der Weg über das rothe Meer und Aegypten war viel kürzer als der um das Cap der guten Hoffnung; aber man fürchtete, der Vicekönig oder die Pest möchten Hindernisse und Verzögerungen verursachen, eine wasserlose Wüste von 30 bis 40 Stunden war zu durchziehen, und räuberische Araber, eben so räuberische Gouverneure und diebische Diener wären zu fürchten. Man glaubte, die Schifffahrt auf dem rothen Meere sey für Dampfschiffe gefährlich, wenn überhaupt ausführbar, Seeräuber machten es zuweilen unsicher, und keine Kohlen wären zu haben, außer wenn man sie von Indien oder England aus mit schweren Kosten hinführte. Aus diesen Gründen, deren Ungültigkeit erst spätere Erfahrung bewies, zog man im Allgemeinen den längern Weg um das Cap der guten Hoffnung vor. Man erkannte jedoch, daß der Versuch in England gemacht werden müsse, nicht nur weil Dampfboote dort am besten zu haben waren, sondern auch wegen der überlegenen Kenntniß in der Dampfschifffahrt und allem dem, was den Erfolg einer so großen Unternehmung sichern konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die spanische Armee.

(Nach Lanetti's Briefen über die spanische Armee im Messager.)

Der blutige Krieg, der Spanien zerfleischt, und dessen Ende man nicht absieht, liefert neben manchen andern Lehren auch den traurigen Beweis, zu welchem Unglück eine Nation herabsinkt, wenn mit den andern Institutionen auch die militärischen erschlaffen. Nur ein Thor kann dem Spanier Tapferkeit absprechen, die niedern Chargen und der Soldat haben sogar im Laufe dieses verderblichen Kriegs Proben von Tapferkeit und Aufopferung gegeben, die alle Bewunderung verdienen, aber die Welt urtheilt nach dem Erfolg, und während sie die Thaten der höhern Anführer mit Strenge beurtheilt, läßt sie auch das Ruhmwürdige der Einzelnen in Vergessenheit sinken, abgesehen davon, daß man im Bürgerkrieg überhaupt schlechte Lorbeern erringt, und so wenig Ehre davon trägt, als mit der Tapferkeit im Duell; der Redlichgesinnte muß sich mit der Ueberzeugung begnügen, eine traurige Pflicht erfüllt zu haben. Doch zur Sache.

„Seit der große Condé in der Schlacht von Recroy die alten spanischen Schaaren vernichtete, hat der Kriegerstand in Spanien sein hohes Ansehen verloren, und im Successionskriege hat die spanische Armee nur einen vorübergehenden Glanz gewonnen. Während des Kriegs gegen die französische Republik war dieselbe ungefähr 80,000 Mann stark, worunter 8000 Mann Reiterei: sie vermehrte damals, ohne zu erröthen, ihre Zahl mit zwei aus Schmugglern gebildeten Regimentern. In den zehn folgenden Jahren und im Augenblick, wo die französische Invasion den Nationalgeist in Spanien weckte, fanden sich auf der Halbinsel und in den Colonien zusammengenommen etwa 100,000 Mann schlecht gekleideter, schlecht unterrichteter und schlecht disciplinirter Truppen. Während des Unabhängigkeitkriegs verschmolz die Linienarmee gleichsam mit der in Masse gegen die französischen Armeen aufgestandenen Nation, und wenn sie auch dadurch an Zahl wuchs, so verlor sie, wo möglich, noch an Disciplin. Die Regierung Ferdinands und der Constitution von 1814 bis 1823 gaben ihr keine Consistenz zurück. Die verschiedenen Armeecorps folgten nur dem Impulse ihres jeweiligen Chefs und standen unter einer willkürlichen, schwankenden Verwaltung und einer launenhaften Disciplin.

„Nach der zweiten Restauration Ferdinands wurde die Armee nach dem Vorbild der französischen reorganisirt, die königliche Garde machte ein Drittheil derselben aus, und verschlang die Hälfte der für die Armee bestimmten Fonds. Neben der regulären Armee bestand die der royalistischen Freiwilligen, eine Art Nationalgarde aus den untern Classen der Bürgerschaft und des Landvolks, die zum Theil vom Staate besoldet war, und deren Officiere der König ernannte. Auf dem Papier betrug diese neue Miliz 300,000 Mann, aber kaum der dritte Theil hatte Waffen irgend einer Art. Auch verdiente diese Soldateska nicht den Namen einer Armee: sie hatte zwar Officiere und sogar einen Generalinspector, wurde aber in den zehn Jahren ihres Bestandes nie zu einem regelmäßigen Exercitium zusammengezogen.

„Im J. 1833 erfuhr die reguläre Armee mehrere Veränderungen. Einen Monat vor dem Tode Ferdinands wurde sie durch eine unerklärliche Maaßregel Zea's auf 45,000 Mann reducirt, indem man vor der Zeit Urlaube ertheilte und sie ihrer ältesten Soldaten beraubte. Die neuen Aushebungen, der freiwillige Eintritt junger Leute und die Wiederanwerbungen alter Soldaten brachten sie am Ende des Jahres 1834 auf etwa 119,000 Mann. Von 1834 bis 1836 machte man große Anstrengungen um ihre Stärke zu vermehren: die im J. 1836 decretirten Aushebungen brachten 70,000 Mann in ihre Reihen, die übrigen 30,000 kauften sich mit Geld los. Die Aushebung von 1827 endlich lieferte der Armee von 50,000 doch wenigstens 30,000 Mann, so daß ihr Effectivstand auf mehr als 200,000 stieg, allein Krieg und Seuche rafften eine große Anzahl davon hinweg.

„Die Armee in Spanien stand nie unter festen Gesetzen, und ein ehrgeiziger, fähiger Kriegsminister könnte sehr mächtig werden, aber in Folge einer langen Gewohnheit ist der Minister nichts als der Präsident des Centralbureau's der Armee, wo alle Angelegenheiten derselben verhandelt werden. Die Inspectoren und Centraljunten, die jeder Waffe beigegeben sind, üben die Hauptgewalt, und der Minister beschränkt sich darauf, ihre Arbeiten der königlichen Bestätigung vorzulegen. Darum wurde auch das Kriegsministerium mit ganz obscuren Leuten besetzt, welche die Intrigue oder der Parteigeist für den Augenblick auf diesen hohen Posten erhebt, ohne daß sich die Armee darum kümmerte. Nach den Ereignissen von La Granja wurde der Brigadier Rodriguez de Vera, der im J. 1835 nur Bataillonschef war, zum Kriegsminister ernannt, und bekleidete die Stelle gegen ein Jahr hindurch. Gegenwärtig *) weiß man

*) Nämlich im September, im Augenblick ist Aldama Kriegsminister.

noch nicht, ob Latre oder Ribero das Portefeuille bekommen werden, beide aber sind unbekannte Generale und schlechte Administratoren, die den Geist der Armee, wovon die Zukunft Spaniens abhängt, nicht heben können.

„An der Spitze der Intendanz steht Hr. Icabalceta, ehemaliger Nominalminister des obern Kriegsraths, der seine Laufbahn im Secretariat der Finanzen begann und dort wohlfeilen Kaufs den Ruf eines geschickten Administrators erlangte, aber, dem Militärfache ganz fremd und ohne Specialkenntnisse für die Verwaltung und Organisation von Armeen, verstand er es nicht, diesem wichtigen Geschäftszweige die nöthige Ordnung und Regelmäßigkeit zu geben. Die Intendanz umfaßt das Rechnungsgeschäft und das Generalzahlmeisteramt, wovon dann die Intendanten, die Zahlmeister und die Kriegscommissäre abhängen; *diese letztern* sind 146 an der Zahl und haben eine Menge auf *halbem Sold* gesetzter (Jubilados), quiescirter und bloß nominneller Kriegsbeamten in ihrem Gefolge; die Zahl der Subalternbeamten in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung beläuft sich über 2000, und an der Spitze jedes Verwaltungszweigs und seiner zahlreichen Beamten steht mit unumschränkter Gewalt ein Intendant, ein Ober- oder Unterkriegscommissär, die, schlecht besoldet und unregelmäßig bezahlt, sich durch Unterschleife auf Kosten des Schatzes, des Bürgers oder des Soldaten zu entschädigen suchen.

„Spanien ist noch in 11 Provinzen getheilt, die von Generalen regiert sind, welche die Militärgewalt mit richterlichen *Functionen* verbinden; sie haben lange Zeit dem obersten Rathe gehorcht, der, dem österreichischen Hofkriegsrathe ähnlich, über dem Minister stand. Gegenwärtig ist dieser Rath durch ein *oberstes* Tribunal des Kriegs und der Marine ersetzt, und zerfällt in zwei Kammern, wovon die eine aus 12 Generalen, die andere aus fünf Civilbeamten besteht. Der Luxus von Beamten ohne Arbeit bei diesem Tribunal ist noch ein Nachtheil weiter, und macht, daß ihm unter den nichtigsten Vorwänden eine große Anzahl Generale auf halbem Sold und Minister ohne Portefeuille beigegeben werden. Das Secretariat dieses Tribunals allein enthält 20 Personen, meistens höhere Officiere der Armee und der Marine, die alle gut besoldet und zuerst bezahlt sind.

„Die Verwaltung ist in Spanien nicht unabhängig vom Commando der Truppen, sondern dem Befehlshaber untergeordnet; ein Obergeneral oder Generalinspector entscheidet aus eigener Machtvollkommenheit über alle Finanzfragen, die seine Truppen betreffen und ist dafür verantwortlich. Diese Art Verwaltung könnte bei einer starken Regierung ihre Vortheile haben, aber in Spanien, wo die Schwäche der Regierungsgewalt die Beamten nicht im Zaume hält, und die Leute bei dem raschen Aemterwechsel nur ihre zerrütteten Vermögensverhältnisse wieder herzustellen suchen, da begünstigt eine Verwaltung ohne Controle die Unordnung und die Unterschleife, und schadet oft den militärischen Operationen, wenn sie solche nicht ganz unmöglich macht. Die Verwaltung ist der große Krebsschaden der Armee und die Hauptursache des geringen Erfolgs, den die Waffen der Königin in diesem Kriege gehabt haben."

Der Markt von Balakhissar.

(Aus der Revue britannique August 1835.)

Mitten in einer prächtigen Ebene, 85 englische Meilen nordwestlich von Smyrna, erhebt sich die Stadt Balakhissar mit ihren ungeheuren Bazars, ihren reichen Moscheen, ihren hölzernen Häusern und ihrem Flusse, dessen ruhige Gewässer aus dem See Bigha kommen, reiche Wiesen befruchten und sich am Fuße des Dschunusdagh oder des Bergs Padarus verlieren. Die Stadt hat etwas über eine Stunde im Umkreise. Dritthalb Stunden südlich trifft man Mineralbäder, deren Temperatur 57° R. ist; das Wasser enthält schwefelsaures Gas, und ist durch seine Heilkraft in Hautkrankheiten und Rheumatismen berühmt. In dieser Stadt wird jährlich einer der beträchtlichsten Märkte im Orient gehalten, und beginnt am 15 August unter dem Vorsitze des Bazarkian Baschi, welchen Brussa hinzusenden das Recht hat, und der alle Streitigkeiten in letzter Instanz entscheidet. Dann kommen lange Züge von Kamelen und Maulthieren mit Glöckchen am Halse, wie die der Arrieros in Spanien, und bedecken die von schönen Bäumen beschatteten Wege, welche nach der Stadt führen. Diese Karawanen kommen aus allen Theilen Asiens, und über 25,000 Menschen strömen in der Stadt und in der Umgegend zusammen. Während des Markts, der ungefähr 14 Tage dauert, ist der Bazar in Sectionen abgetheilt, die jede von Verkäufern verschiedener Nationen besetzt ist. Alle Manufacturwaaren Europa's, Colonialwaaren, die reichen persischen Stoffe und die Seidenzeuge von Brussa finden hier einen leichten Absatz; der Verkehr jedes Jahrs beträgt 18 bis 20 Millionen türkische Piaster. Der Tauschhandel geschieht Nachts, was in Geld bezahlt werden soll, bei Tag, aber nichts wird augenblicklich bezahlt, sondern der Verkauf nur eingeschrieben; nichtsdestoweniger kommt nur selten Betrug vor. Uebrigens ist die Polizei streng: vermittelst einer von jedem Fremden erhobenen Abgabe unterhält der Gouverneur einen Cordon um die Stadt, und vor einigen Jahren wurden zwei Juden, welche sich der Bezahlung durch die Flucht entziehen wollten, aufgefangen und alsbald gehängt. Ein weiter Raum ist außerhalb der Stadt für den Viehmarkt bestimmt, wo eine sehr bedeutende Anzahl von Pferden verkauft wird. Der Bazar beginnt hier gegen 5 Uhr Morgens, und schließt im Augenblick, wo die Sonne aufgeht.

Nachrichten über die Heilquellen Rußlands.

(Schluß.)

IV. In Finnland: 1) Bei dem Dorfe Rautalangas, eine kleine Meile von der Kreisstadt Serdobol, liegt der Serdobol'sche Brunnen, der im Jahre 1809 von dem Staatsrath und Akademiker Scherer und dem Stadsarzt Schtschirowski untersucht worden ist. — 2) Das eisenhaltige Wasser von Kuppis, einem ungefähr 6000 Schritte von Abo entfernten Dorf, ein Wasser, welches schon sehr lange bekannt ist, und auch die „Quelle des heiligen Heinrich" genannt wird, weil dieser Bischof unter Erich IX die heidnischen Finnen in derselben taufte. — Unter den andern Mineralquellen Finnlands hat man 1816 das in der Nähe von Lowisa liegende einer chemischen Untersuchung unterworfen.

V. Im Gouvernement Olonetz liegt der Olonetzer oder St. Petersbrunnen in dem Bergwerke (dvoretzkii rudnik) bei Olonetz, unweit

des Gutes Bulgowa, acht Meilen von Petrosawodsk, und wurde 1714 von dem Hammerarbeiter Rebajew entdeckt, weswegen sich der Commandant von Olonez, Artillerie-Obrist Hennin, im Jahre 1716 diese Entdeckung deßwegen zueignete, weil er zu der Zeit den ersten Gebrauch von dem Wasser gemacht hat. Peter der Große ließ in eben demselben Jahre, 1716, den Brunnen zum Gebrauche des Publicums einrichten, und 1719 in Form eines Ukas eine förmliche Gebrauchsanleitung verbreiten. Nicht lange darauf ist er aber aus aller Benutzung gekommen.

VI. Im St. Petersburger Gouvernement: das 1758 von Model zuerst untersuchte Ochta'sche Wasser bei der St. Petersburger Vorstadt (früherem Dorfe) gleichen Namens. Der verstorbene Graf Besborodko, dem dieß Dorf gehörte, ließ 1810 die Quelle aufs neue und geschmackvoll fassen. —

Wir führen jetzt die Schwefelquellen oder hepatischen Wasser an, und zwar ebenfalls nach den Gouvernements, in welchen sie liegen.

I. Im Gouvernement Kaukasien: 1) Die auf dem Berge Maschuka, eine halbe Meile von Konstantinogorsk belegene und 1804 untersuchte Konstantinogorskische heiße Quelle (goräschil kljutsch, Betschtowija wodü). Haas nennt alle in der großen Kabarda befindlichen Quellen: Eaux d'Alexandre, zur Unterscheidung von den in der kleinen Kabarda gelegenen, nach Peter den Großen genannten, zu unterscheiden. — 2) Die Marienquellen, die eine Source chaude de Marie, die andere Source tiède de Marie, von Haas so genannt, zu Ehren der letztverstorbenen Kaiserin Mutter Marie. — 3) 4) 5) Eine andere lauwarme Schwefelquelle an der Maschuka heißt nach Haas: Source d'Elisabeth; ein warmes, eisenhaltiges Wasser auf dem Beschtau (Fünfberge): l'eau de Constantin, und eine kalte Schwefelquelle an dem letztgenannten Berg, unfern vom Flusse Baikunda: l'eau de Catherine. — Es gehören noch zu diesem Gouvernement die Quellen am Terek oder die Kisljar'schen Bäder in der kleinen Kabarda. Es sind dieß nämlich: 6) Das St. Petersbad, ¾ Meile vom Terek und ¾ Meilen von dem tatarischen Dorfe Baragun. — 7) Das Katharinenbad, 1½ Meilen südlich vom Terek. — 8) Das Paulsbad, 4½ Meile südlich von der Festung Naur am Terek. — 9) Das Orlows- oder Georgenbad, südöstlich vom Katharinenbad, ungefähr 2 Meilen davon entfernt. — 10) Das Andreas- oder Marienbad.

II. Im Gouvernement Orenburg: 1) Im buguruslan'schen Kreise, ¾ Meilen von Sergiewsk, die Sergiew'sche Schwefelquelle, am Bache Surgut, der sich unfern davon mit dem Sok vereinigt, und mit diesem mittelst der Samara in die Wolga fällt. Zum erstenmal wurde diese Quelle 1718 untersucht, und seitdem die Untersuchungen öfter wiederholt.

III. Am Baikal-See: 1) Die Turkinskischen Quellen, auch die Bargusinskischen genannt, befinden sich im werchneudinskischen Kreise des Gouvernements Irkutsk am Turka-Flusse, ½ Meile vom Baikal-See, 60 Meilen von Irkutsk und 20 Meilen von Barguſin, die in zwei heißen Quellen hervorsprudeln. Man hat früher diese Quellen am Turka-Flusse mit jenen in der Gegend von Bargusinsk am Bache Gusuchi verwechselt, aus welchem Grund auch wohl z. B. Lermann sieben Quellen anführt. Diese Turkinskischen Quellen waren schon seit langer Zeit den Mongolen, Buräten und Tungusen bekannt. — 2) Die Bargusinskischen Quellen, an der Zahl vier, in der Nähe der Stadt Bargusinsk. — 3) Die Quelle an der Zreticha, an der Mündung dieses Flusses am östlichen Ufer des Baikal-Sees, ebenfalls bei den Tungusen schon lange bekannt. — 4) Die Koteinikow'sche Quelle (Goräschii kljutsch), an der Westseite des Baikal, an der Mündung des Flusses Koteinikowa, am Fuße des Berges Dunda, 12 Meilen von der Mündung der obern Angara, ebenfalls schon seit langer Zeit bekannt. — 5) Die Kamtau'sche Quelle, am Fuße des Berges Kamtau, unfern der Mündung der obern Zipa, 1400 Schritte vom Banut-See.

IV. In Livland, Kurland, Esthland und Litthauen: 1) Die Schwefelquelle zu Baldohn, vier Meilen von Riga und sieben Meilen von Mitau, im südöstlichen Theile des livländischen Gouvernements, ist seit einem Jahrhundert benutzt und mehreremale untersucht worden. — 2) Das Schwefelbad in Barbern, am Ekau-Flusse im mitau'schen Kreise des Gouvernements Kurland. Schon der Herzog von Kurland, Ernst Johann, interessirte sich für dieses Bad, ließ jene Gegend genau aufnehmen und ein großes Gebäude für Badegäste errichten. — 3) Die Schwefelquelle bei Libau, ungefähr 1500 Schritte von der Stadt entfernt, in der Nähe des dortigen Seehafens, auf welche Quelle vor ungefähr 30 Jahren der Libau'sche Zollinspector Stancke aufmerksam machte. — 4) Die Schwefelquelle in der Nähe der Stadt Schlock. — 5) Eine Meile von Riga, bei dem Gute Klein-Jungfernhof, ein Schwefelwasser, das vor ungefähr 18 Jahren entdeckt wurde. — 6) Die Kunda'sche Schwefelquelle im Gouvernement Esthland auf dem Gute Kunda, die im Jahre 1798 chemisch untersucht wurde. — 7) Die Quelle zu Schmordan, eine Meile von dem im upit'schen Kreise Litthauens gelegenen Flecken Birsen, die schon im Jahre 1784 erwähnt wurde.

V. Im Gouvernement Wilna: die Schwefelquelle von Oniktschti, bei der gleichnamigen Kreisstadt des wilkomirskischen Kreises.

VI. Im perm'schen Gouvernement: die Klutschewskische Schwefelquelle auf der Straße, die von Katharinenburg nach Kungur führt.

VII. Im Gouvernement Kiew: das Kostanowka'sche Schwefelwasser, das aus zwei im Jahre 1816 entdeckten Quellen hervorsprudelt, die sich im swenigorod'schen Kreise in der Nähe des der Familie Lopuchin gehörenden, 5½ Meile von dem Städtchen Schpoli entlegenen Gutes Kostanowka befinden.

Es ist nun noch das „Sacker Schlammbad“ zu erwähnen, welches im Gouvernement Taurien liegt. In diesem Gouvernement befindet sich nämlich 2½ Meile von Eupatoria, auf dem Wege nach Simferopol, der Salzsee Sack. In den heißen Monaten Julius und August verdampft die Sonnenhitze das Wasser des Sees, und treibt es eine bedeutende Strecke gegen den Mittelpunkt zu, wo im August das Kochsalz in bedeutender Höhe krystallisirt wird, und die Kranken dann die wasserlosen Ufer aufsuchen, wo sich ein einer zarten medicinischen Salbe ähnlicher Schlamm zeigt.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 95** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** **Leandros**, Roman von Panagiotis Sutsos. (Schluß.) — **Knechtschaft und Größe im Militärleben.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 95.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 Oktober 1838.

Leandros.

(Schluß.)

Leandros an Charilaos.

Megara, den 19 December.

Der Strom der Verwüstung hat sich über ganz Griechenland ergossen; überall nur Trümmer, überall der Anblick düsterer Trauer. Die breitstraßige Stadt des Agamemnon ist nichts, als ein Haufen armseliger Wohnungen; Sparta liegt in Schutt; in Theben begegnete ich keinem Epaminandas, und in Korinth suchte ich vergebens die prächtigen Bäder und die Aristippe.

Nur die Erinnerung geistiger Gewalten, nur das Schauen der Gefühle findet in Griechenland Nahrung; das Schauen, das sich zu einem glücklichen Himmel erhebet, und zu einer nicht minder glücklichen Natur herabsteigt.

Als ich mich Megaris näherte, wandelte ich vier Stunden lang an einsamer Küste; uralte Wälder beschatteten sie, und am Rande des Meeres lagen Trümmer von Bäumen, die das Alter gebleicht hatte; das Meer daneben aber brauste und tobte. Gott! die heftige Bewegung der Wellen erschütterte mir das Herz.

Bei meinem Eintritte in Megara traf ich unter einem Baume einen alten Krieger, der in dem vorüberfließenden Bache ein Stückchen trockenes Brot anfeuchtete. Der Alte erkannte mich, und seine verstümmelte Rechte bot mir den griechischen Gruß. Die Revolutionen sind wie Ausbrüche der Vulkane; Feuerströme ergießen sich aus ihnen, und mit ihnen wälzen sich glühende Massen, Schrecken und Vernichtung verbreitend, über die Fluren; hat der Krampf der Natur aufgehört, so schreiten die Wanderer gleichgültig über die Gluthmassen und über die Aschenhaufen.

An denselben.

Meridi, den 21 December.

Schöner Tag! Tag des Frühlings! In den Thälern weiden Heerden mit ihren Hirten und Hunden; auf den gepflügten Feldern schimmern ländliche Hütten, und die harmlose Dorfjugend hat sich das Haupt mit Thymian und Salbei geschmückt. O wie unschuldig sind die Freuden des Landlebens! wie harmlos die Freiheit der Felder!

Kleide dich immer in silbergestickte Gewänder, Sklaverei der Städte! sitze unter purpurnen Zelten und auf goldenen Teppichen! doch wirst du nicht aufhören, das lästige und kümmerlich-lebende Weib zu seyn, ob auch Myriaden Sterblicher aller Zeiten und aller Länder wie eine Göttin dich anzubeten gewohnt gewesen!

Freiheit! süße, erhabene Führerin der Menschen! Du wohnest auf den Bergen, und glänzend ist dein weißes Gewand; der Hirt, der dich grüßet, mag er sein trockenes Brot mit den Zähnen mühsam beißen, ist gleichwohl glücklicher, als der knechtisch lebende Mensch der Städte!

An denselben.

Athen, den 22 December.

Ich bin in Athen. Und wem bin ich hier begegnet? Kannst du es dir denken? Koralia ist es, die ich hier fand.

Du weißt, wie sehr mich ihr Anblick im Jahre 1821 bezauberte, so sehr, daß ich nicht widerstehen konnte und mit verwundetem Herzen, und krank an Verstande, ihr aus Dacien nach Italien folgte. Mit heißen Phantasien erfüllte mir ihr Anblick die Stirn und die Brust mit romantischen Gefühlen. Jetzt sah ich sie wieder; mein Herz verjüngte sich, und eine Welt schöner Erinnerungen umgab mich.

Zehn Jahre haben sie nicht im geringsten verändert. Ich sah sie auf dem Spaziergange mit ihrem achtungswerthen Gatten; sie erkannte mich, und ein Schrei entfuhr ihr unwillkürlich bei meinem Anblicke. Wir grüßten uns, ohne jedoch mit einander zu sprechen.

Lebe wohl, Freund! Morgen schreibe ich dir mehr; jetzt ist mein Kopf wie ein Chaos von Gedanken.

An denselben.

Athen, den 24 December.

Ich war in ihrer Wohnung; ich traf sie allein. Zu ihren Füßen spielte ihr dreijähriges Kind. Das unschuldige Kind,

mit seinen Blicken voll Friedens, mit der blendenden Weiße seiner Glieder, mit dem süßen Lächeln! — in Allem ähnlich der Mutter!

Wir sprachen über Vieles mit einander. „Zehn Jahre," sagte Koralia zu mir, „sind verflossen, seitdem wir uns nicht sahen. Ihr seyd dahin, ich bin dorthin vom Schicksal geworfen worden, und wenn nicht Ruhe und Friede dem Kampfe des Volks gefolgt wären, würden vielleicht auch unsere Gräber weit von einander liegen. Wie ist es Euch in diesen zehn Jahren ergangen? und wie ergeht es Euch jetzt?" — „Opfer von Geld," erwiederte ich ihr, „Opfer von Verwandten, Opfer an Leben, Unglück ganzer Familien und Einzelner, — dabei nur Ein Gedanke, die Nationalunabhängigkeit: das ist das Ende der griechischen Revolution! Wir Lebende haben uns für die Nachkommen geopfert. So lange noch die Revolution fortschritt, war auch jeder Einzelne in Bewegung, und Keiner empfand den Schmerz seiner Wunden. Nun aber, da Jeder zur Ruhe gelangt ist, gedenkt er der Vergangenen und trauert über die Gegenwart. Dreimal glücklich diejenigen, denen nicht auch unheilbare innere Wunden geschlagen worden!"

Bei diesen letzten Worten erröthete Koralia, änderte das Gespräch und sagte am Schlusse: „In einem Alter von 26 Jahren, wo das Herz, und glaubt mir, auch das meinige, verstummt ist, ist Seelenfrieden das höchste Glück; diesen Frieden genieße ich gegenwärtig, und ich wünschte, daß auch Ihr ihn hättet und daß Ihr mir nachahmtet."

Knechtschaft und Größe im Militärleben.

(Fortsetzung.)

Laurette, oder das rothe Siegel.

Ich befand mich im März 1815 allein, zu Pferd, auf der großen Straße nach Artois und Flandern, hatte einen guten Mantel, einen schwarzen Helm, Pistolen und einen großen Säbel; es regnete in Strömen, seit vier Tagen und vier Nächten, aber ich sang aus voller Brust. Ich war so jung. Meine Kameraden waren auf der Straße voraus, im Gefolge Louis' XVIII; ich sah ganz am Horizont ihre weißen Mäntel und rothen Röcke; die Lanziers Bonaparte's, die unsern Rückzug beobachteten, zeigten von Zeit zu Zeit den dreifarbigen Schimmer ihrer Lanzen auf der entgegengesetzten Seite. Der Verlust eines Hufeisens hatte mein Pferd aufgehalten; es war jung und kräftig; ich trieb es an, um wieder meine Eskadron zu erreichen; es lief in starkem Trab. Ich fühlte mit der Hand an meine Schärpe, sie war stark mit Gold besetzt; ich hörte die Scheide meines Säbels gegen die Steigbügel klirren, und ich fühlte mich sehr stolz und ganz glücklich.

Es regnete immerfort, und ich sang immerfort. Nach einiger Zeit schwieg ich, müde, nur mich selbst und den Hufschlag meines Pferdes zu hören. Das Pflaster der Straße ging aus; ich sank ein, mußte Schritt reiten. Meine großen Stiefel waren außen mit einer dichten Kruste gelben Kothes, wie Ocker, überzogen, innen waren sie vom Regen gefüllt. Ich schaute auf meine ganz neuen goldenen Epauletten, meine Glückseligkeit und meinen Trost; sie waren vom Wasser fleckig, und das betrübte mich.

Mein Pferd ließ den Kopf sinken; ich machte es ebenso; ich dachte nach und befragte mich selbst, zum ersten Mal, wohin ich gehe? Ich wußte es durchaus nicht, aber das focht mich nicht lange an; ich wußte ja gewiß, daß, weil meine Eskadron hier marschirte, auch mich meine Pflicht hieher rief. Da ich in meinem Herzen eine tiefe, unveränderliche Ruhe fühlte, schrieb ich dieß auf Rechnung des unauslöschlichen Gefühls der Pflicht und suchte mir dieß zu erklären. Wie ich so in der Nähe sah, wie ungewohnte Beschwerden munter erduldet wurden, von blonden und so weißen Häuptern, wie eine sichere Zukunft so keck aufs Spiel gesetzt wurde von so vielen Menschen, denen ein glückliches Leben in der Welt winkte, und selbst auch meinen Antheil hatte an der wunderbaren Zufriedenheit, welche in jedem Menschen erwächst aus der Ueberzeugung, daß er sich keiner der Verpflichtungen der Ehre entziehen könne: da begriff ich, daß es um die Selbstverläugnung etwas Leichteres und Allgemeineres ist, als man gewöhnlich glaubt.

Ich hing meinen Gedanken darüber auf dem schlechten Wege noch weiter nach, als ich in einiger Entfernung vor mir einen schwarzen Punkt sah, auf welchen ich zueilte, so schnell nur mein Pferd vermochte, das manchmal bis an den Bauch in den Koth sank. Auf hundert Schritte Entfernung sah ich endlich einen kleinen Karren von weißem Holz, bedeckt von drei Reifen und ein schwarzes Wachstuch darüber. Ein armes kleines Maulthier schleppte das Fuhrwerk mühsam weiter, und ein Mann zu Fuß leitete es am Zügel. Ich näherte mich ihm und faßte ihn scharf ins Auge.

Es war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit weißem Schnurrbart, groß und stark, mit gewölbtem Rücken. Er trug die Uniform der Infanterie-Offiziere und unter einem blauen, kurzen und abgeschabten Mantel sah man die Epaulette eines Bataillons-Chefs hervorragen. Er hatte ein abgehärtetes aber gutes Gesicht, wie man bei der Armee so viele findet. Er sah mich unter seinen großen schwarzen Brauen hervor von der Seite an, und zog rasch aus seinem Karren eine Flinte hervor, die er lud und dann auf die andere Seite des Maulthiers trat, um sich daraus ein Bollwerk zu machen. Da ich seine weiße Kokarde gesehen, begnügte ich mich, den Aermel meines rothen Rocks zu zeigen, worauf er seine Flinte wieder in den Karren legte, und sagte: Ah, das ist etwas Anderes! ich hielt Euch für Einen der Hasen, die hinter uns her sind. Wollt Ihr einen Tropfen trinken? — Er reichte mir eine Kokusnuß mit silbernem Hals, auf die er sich etwas einzubilden schien, und ich trank mit Lust von dem schlechten Wein. — Auf die Gesundheit des Königs, sagte er, trinkend; er hat mich zum Offizier der Ehrenlegion gemacht; es ist billig, daß ich ihm an die Gränze folge. Da ich nur meine Epauletten habe, um zu leben, werde ich mein Bataillon wieder übernehmen, das ist meine Pflicht. — Einige Zeit setzten wir mit einander unsern Weg fort; ich machte nicht gern unbescheidene Fragen; ungefragt erfuhr ich von ihm, daß in dem Karren eine Frau war; ich bot ihm an, auf meinem Pferde zu reiten; das erweckte sein

Vertrauen zu mir, aber er lehnte es ab, da er kein Reiter sey; ich erfuhr, daß er bei der Marine gedient, aber dann in die Linie getreten, und als ich Lust bezeugte, seine Geschichte zu hören, erzählte er Folgendes:

Zuvörderst müßt Ihr wissen, mein Kind, daß ich in Brest geboren bin; ich war zuerst Soldatenjunge und verdiente mir von meinem neunten Jahre an meine halbe Ration, während mein Vater Soldat unter der Garde war. Aber da ich das Meer gern hatte, verbarg ich mich einmal in einer schönen Nacht in einem Kauffahrteischiff, das nach Indien segelte; man entdeckte mich erst auf offener See und der Kapitän machte mich zum Seemann. Bei Ausbruch der Revolution hatte ich schon meinen Weg gemacht, und war selbst Kapitän eines hübschen kleinen Kauffahrers geworden. Da es der königlichen Marine plötzlich ganz an Offizieren fehlte, nahm man die Kapitäne von der Handelsmarine; mir gab man das Commando einer Kriegsbrigg, Marat genannt.

Am 28 Fruktidor 1797 erhielt ich Befehl, mich zur Fahrt nach Cayenne zu rüsten. Ich sollte dahin 60 Soldaten führen und einen Deportirten, der noch zurück war von den 193, welche die Fregatte Dekade ein paar Tage vorher an Bord genommen. Ich hatte Befehl, dieß Individuum schonend zu behandeln; und der erste Brief des Direktoriums enthielt einen zweiten eingeschlossen, mit drei rothen Siegeln versiegelt, in deren Mitte noch ein unmäßig großes war. Ich durfte diesen Brief nicht früher öffnen als unter dem ersten nördlichen Breite-, dem 27ten bis 28ten Längegrade, das heißt beinahe unmittelbar an der Linie.

Dieser große Brief hatte eine ganz besondere Gestalt. Er war lang und so fest verschlossen, daß ich nichts durch den Umschlag hindurch lesen konnte. Ich bin nicht abergläubisch, aber dieser Brief machte mir Angst. Ich nahm ihn in mein Gemach und befestigte ihn unter dem Glas einer schlechten, kleinen englischen Pendeluhr, die über meinem Bett angenagelt war. Mein Gemach war so hübsch und ordentlich, wie das Zimmer einer Königin; Alles hatte seinen bestimmten Platz und war befestigt, so daß Nichts sich verrücken konnte.

Wir hatten hübschen Nord-nord-west, und ich war beschäftigt, jenen Brief unter dem Glas meiner Pendeluhr zu befestigen, als mein Deportirter in mein Gemach trat; er führte an der Hand eine hübsche kleine Frau von etwa siebzehn Jahren; er selbst zählte, wie er mir sagte, neunzehn. Ein schöner Junge, obgleich etwas blaß, und zu weiß für einen Mann. Und doch war er ein Mann, und Einer, der sich im vorkommenden Fall so gut zu benehmen wußte, als wohl wenige Alte gekonnt hätten; Ihr werdet es bald sehen. Er hielt seine kleine Frau unter dem Arm; sie war frisch und heiter wie ein Kind. Sie waren wie zwei Turteltauben. Mir machte es Freude sie zu sehen, und ich sagte: Nun, meine Kinder, Ihr kommt dem alten Kapitän Besuch zu machen; das ist schön von Euch. Ich führe Euch etwas weit weg; aber um so besser, so haben wir Zeit uns kennen zu lernen. Es thut mir leid, daß ich Madame ohne meinen Rock empfange; aber das ist, weil ich dort oben diesen verwünschten großen Brief festnageln muß. Wolltet Ihr mir ein wenig helfen.

Es waren gar gute Kinder. Der kleine Ehemann nahm den Hammer und die kleine Frau die Nägel und reichten sie mir, wie ich es verlangte. Sie rief mir zu: Rechts! Links! Kapitän! laut lachend, weil das Schwanken des Schiffs meine Pendeluhr herüber und hinüberwarf; ich höre sie noch rufen mit ihrer zarten Stimme: Rechts! Links! Kapitän! Sie machte sich lustig über mich. Ah! sagte ich, kleine Boshafte, ich werde Sie von Ihrem Gemahl zanken lassen! — Da sprang sie ihm an den Hals und küßte ihn; sie waren sehr artig und die Bekanntschaft machte sich so von selbst. Wir wurden sofort gute Freunde.

Es war eine ganz artige Fahrt. Da ich immer nur schwarze Gesichter an Bord gehabt, ließ ich meine beiden kleinen Liebenden alle Tage an meinen Tisch kommen. Das erfreute mich. Wenn wir den Zwieback und Fisch gegessen, sahen die kleine Frau und ihr Mann einander an, als ob sie sich noch nie gesehen hätten. Dann lachte ich von ganzem Herzen und scherzte über sie, und sie lachten auch mit. Ihr hättet lachen müssen, wenn Ihr uns da gesehen hättet, wie drei Thoren, die selbst nicht wußten was sie hatten. Es war auch sehr ergötzlich, zu sehen wie sie sich lieb hatten. Sie befanden sich überall wohl; sie fanden Alles gut, was man ihnen gab. Und doch hatten sie eben dieselbe Ration, wie Alle; ich fügte nur etwas schwedischen Branntwein hinzu, wenn sie mit mir speisten. In einer Hängematte schliefen sie. Sie waren munter und zufrieden. Ich fragte sie nicht. Was brauchte ich, der Wasserpilger, ihren Namen und ihre Geschichte zu wissen? Ich brachte sie auf die jenseitige Küste des Meeres, wie ich mit zwei Paradiesvögeln gethan hätte.

Nach Verlauf eines Monats betrachtete ich sie wie meine Kinder. Jeden Tag, wenn ich sie zu mir rief, setzten sie sich neben mich. Der junge Mann schrieb auf meinem Tisch, und wenn ich es verlangte, half er mir in meinen Geschäften; die junge Frau setzte sich daneben auf einen Schemel und nähte.

Eines Tags sagte ich zu ihnen: wißt Ihr wohl, meine Freunde, daß wir so ganz ein Familienbild darstellen. Ich will nicht fragen, aber wahrscheinlich habt Ihr nicht mehr Geld, als Ihr braucht, und Ihr seyd beide zu fein und zart, um zu hacken und zu graben, wie die andern Deportirten in Cayenne. Es ist ein elendes Land, das sage ich Euch von ganzem Herzen; aber ich, der ich ein alter, in der Sonne ausgetrockneter Seehund bin, könnte dort wie ein Herr leben. Wenn Ihr auch nur ein klein wenig Freundschaft für mich habt, wie mir dieß scheint, so würde ich gern meine alte Brigg verlassen, und mich dort mit Euch ansiedeln, wenn es Euch recht ist. Ich habe keine Familie, und das ist mir verdrießlich; Ihr würdet mir dort Gesellschaft leisten. Ich könnte Euch in Vielem beistehen, und ich habe mir ein artiges Sümmchen ehrlich erworben, wovon wir leben könnten, und das ich Euch hinterließe, wenn ich die Augen zumache. — Sie sahen sich ganz verblüfft an, als ob sie nicht glaubten, daß es mir Ernst sey; und die Kleine lief, wie sie immer that, zu ihrem Gatten, warf sich an seinen Hals und

setzte sich auf seine Kniee, ganz roth und in Thränen. Er drückte sie fest in seine Arme und ich sah Thränen auch in seinen Augen; er drückte mir die Hand und wurde noch blässer als gewöhnlich. Sie redete leise mit ihm, und ihre langen, blonden Haare wallten ihr die Schultern herab; ihr Chignon war los gegangen, wie ein Tau, das plötzlich sich auflöst, weil sie so lebhaft war wie ein Aal; diese Haare — wenn Ihr sie gesehen hättet! — sie waren wie Gold. Als sie so lange miteinander leise redeten und der junge Mann von Zeit zu Zeit sie auf die Stirn küßte, und sie weinte, wurde ich ungeduldig und sagte endlich: Nun, ist Euch das recht? — Aber .. aber Kapitän, Ihr seyd sehr gut, sagte der Mann; aber .. Ihr könnt nicht leben mit Deportirten und .... er schlug die Augen nieder. — Ich, sagte ich, weiß nicht, was Ihr gethan habt, wofür Ihr deportirt werdet, aber Ihr werdet mir das einmal erzählen, oder auch gar nicht, wie Ihr wollt. Ihr seht mir nicht aus, als ob Ihr etwas Schweres auf dem Gewissen hättet. Zwar, so lange Ihr unter meiner Obhut steht, werde ich Euch nicht loslassen, darauf dürft Ihr nicht warten; eher würde ich Euch den Hals abschneiden wie zwei Tauben. Aber habe ich einmal die Epaulette von der Schulter, so frage ich nicht mehr nach dem Admiral und nach Nichts. — Er versetzte traurig, sein braunes, obwohl nach der Sitte der Zeit noch etwas bepudertes Haupt schüttelnd: Ich glaube, es wäre für Euch, Kapitän, gefährlich, wenn Ihr uns zu kennen schienet. Wir lachen, weil wir jung sind; wir sehen aus wie Glückliche, weil wir uns lieben; aber ich habe jammervolle Augenblicke, wenn ich an die Zukunft denke, und ich weiß nicht, was aus meiner armen Laure werden wird. — Er drückte wieder das Haupt der jungen Frau an seine Brust. — Das ist es, was ich dem Kapitän sagen sollte? nicht wahr, mein Kind, das hättest du auch gesagt?

Ich nahm meine Pfeife und stand auf, weil ich anfing zu spüren, daß mir die Augen ein wenig feucht wurden, und weil das nicht für mich sich schickte. Nun, wohlan! sagte ich, das wird sich in der Folge aufklären. Wenn der Tabak Madame zuwider ist, so ist ihre Entfernung nothwendig. Sie stand auf, feuerroth im Gesicht und ganz von Thränen feucht, wie ein gescholtenes Kind. — Sie sah nach meiner Pendeluhr hinauf und sagte: Ha, und an was Ihr gar nicht denkt! der Brief! — Ich empfand etwas das mich durchzuckte. Ich hatte wie einen Schmerz in den Haaren, als sie das sagte.

Bei Gott, ich dachte gar nicht mehr daran, sagte ich. Ha! das wäre eine schöne Geschichte! Hätten wir den ersten Grad nördlicher Breite passirt, es bliebe mir nichts übrig, als ins Wasser zu springen. Ich muß doch Glück haben, daß mich dieß Kind da an den verdammten großen Brief mahnt! — Ich sah schnell auf meiner Seekarte nach, und als ich erkannte, daß wir wenigstens noch eine Woche Zeit hatten, fühlte ich mich im Kopf getröstet, aber nicht im Herzen, ohne zu wissen warum.

Das Direktorium spaßt nicht im Punkt des Gehorsams, sagte ich. Nun, ich bin für jetzt noch auf dem Laufenden. Die Zeit ist so schnell verflossen, daß ich das ganz vergessen hatte. — Nun, mein Herr, so standen wir denn Alle drei und gafften den Brief an, als ob er zu uns sprechen sollte. Was mich überraschte, war, daß die hereinscheinende Sonne das Glas der Pendeluhr beleuchtete, und das große rothe Siegel wie die Züge eines Gesichts inmitten von Feuer erscheinen ließ.

Sollte man nicht glauben, daß ihm die Augen aus dem Kopf heraustreten? sagte ich, um sie zu belustigen. Oh! mein Freund, sagte die junge Frau, das sieht aus wie Blutflecken. — Bah! bah! sagte ihr Gatte, indem er sie unter den Arm faßte; du täuschest dich, Laure; es sieht aus wie ein Einladungsbillet zu einer Hochzeit. Komm, begib dich zur Ruhe? was beschäftigt dich dieser Brief so?

Sie gingen aufs Verdeck; ich blieb und sah den Brief unwillkürlich an, wobei mir immer unheimlicher wurde. Ich ging dann auch, um auf dem Verdeck meine Pfeife auszurauchen, und blieb dort bis Mitternacht.

Wir befanden uns damals auf der Höhe der Inseln des grünen Vorgebirgs. Der Marat legte mit Bequemlichkeit seine sechs Knoten zurück. Die Nacht war die schönste, die ich Zeit meines Lebens in der Nähe des Aequators gesehen. Der Mond erhob sich am Horizont, groß wie eine Sonne; das Meer schnitt ihn in zwei Theile und wurde ganz weiß, wie ein schneeweißes Tuch, bedeckt von kleinen Diamanten. Ich sah das, auf meiner Bank sitzend und rauchend. Der wachthabende Offizier und die Matrosen sprachen nichts, und beschauten, wie ich, den Schatten der Brigg im Wasser. Es war mir recht, daß ich nichts hörte; ich bin ein Freund von Stille und Ordnung, ich. Ich hatte allen Lärm und alles Feuer verboten. Doch sah ich unter meinen Füßen eine kleine rothe Linie. Ich hätte mich heftig erzürnt, wenn es nicht im Zimmer meiner Deportirten gewesen wäre; so aber wollte ich mich erst vergewissern, was es wäre, ehe ich mich erzürnte. Ich brauchte mich nur zu bücken, so sah ich durch den Spalt ganz gut in das Gemach.

Die junge Frau lag auf den Knieen und betete. Eine kleine Lampe gab Licht. Sie war halb entkleidet; ich sah von oben ihre nackten Schultern, ihre nackten kleinen Füße, und ihre großen aufgeschüttelten Locken. Ich dachte daran, mich zurückzuziehen, aber dann sagte ich bei mir: Bah! ein alter Soldat! was thut das? und so blieb ich.

Ihr Gatte saß auf einem kleinen Koffer, das Haupt auf die Hände gestützt, und sah ihr zu, wie sie betete. Sie hob den Kopf empor, wie gegen den Himmel, und ich sah ihre großen blauen Augen feucht, wie die einer Magdalene. Während sie betete, ergriff er das Ende ihrer langen Haare und küßte sie ganz leise. Als sie fertig war, machte sie das Zeichen des Kreuzes, lächelnd als ob sie ins Paradies ginge. Ich sah, daß auch er wie sie ein Kreuz schlug, aber als ob er sich dessen schämte. Wahrlich, für einen Mann ist das auch etwas Sonderbares.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 298.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

25 October 1838.

Streifereien durch die Ruinen und Katakomben Alexandriens.

(Aus den Lettres on Egypt, Edom and the Holy Land by Lord Lindsay.)

Wir sind seit unsrer Ankunft umhergeritten über Ruinen und nichts weiter, in einer Stadt, halb türkisch, halb fränkisch, wo Turbane und Hüte gleichmäßig daheim zu seyn scheinen: Trümmerhaufen über Trümmerhaufen erstrecken sich gegen Süden, Osten und Westen; ganze Linien alter Straßen lassen sich verfolgen durch die Brunnen, die alle acht bis zehn Schritte wiederkehren, und durch welche die längst schon zusammengestürzten Häuser Wasser aus den ungeheuren Cisternen zogen, womit die ganze Stadt unterminirt war; elende Hütten, hie und da in den Vorstädten zusammengehäuft, und hohe Wäldchen von Dattelbäumen in weiten Zwischenräumen über die öde Fläche zerstreut, dieß ist der jetzige Anblick Alexandriens. Die Wüste hat für diese Stadt dasselbe gethan, was der Vesuv für Pompeji that, nämlich sie so vollständig begraben, daß Alles, was wir jetzt über der Oberfläche sehen, durch Ausgrabung ans Licht gebracht worden ist. Doch nicht Alles: Pompejus' Säule und Cleopatra's Nadeln, beide fälschlich so benannt, stehen noch aufrecht, einsame Denkmale des Flugs der Zeit; die Nadel aber stand zu Heliopolis, dem On der heiligen Schrift, vor dreitausend Jahren, und der Schaft der Pompejussäule zierte den Tempel des Serapis und die Bibliothek der Ptolemäer, bis man sie an ihren jetzigen Platz schaffte, und zu Ehren Diokletians mit einem Capitäl und Fußgestell versah; die Inschrift, welche dieß besagt, ist zuerst durch Hamilton entziffert worden und nur beim starken Licht der Mittagssonne erkennbar.

Eine noch unbeschriebene, kürzlich ausgegrabene Ruine fiel uns namentlich auf, und ich will ihrer erwähnen, da ich wahrscheinlich es allein thun kann, denn diese Türken entdecken nur, um zu zerstören. Vier oder fünf Granitsäulen stehen noch auf ihren Piedestalen von weißem Marmor, der Rest ist fort, und einige korinthische Capitäler, gleichfalls von weißem Marmor, liegen in geringer Entfernung, wahrscheinlich, um gleichfalls bald zerschlagen zu werden. Hinter diesen Säulen erhebt sich eine auf drei Bogen gestützte Steinmauer, auf deren Rückseite Spuren von merkwürdigen griechischen Malereien sind, mit sehr lebhaften Farben; die Gegenstände sind, wie es scheint, aus dem Homer entnommen, und die einzige, von der Spitzhaue verschonte Figur hatte den Namen Odysseus über sich. Mit Erstaunen bemerkten wir drei oder vier Ueberzüge von Stukk, alle bemalt über einander, wovon der unterste der beste war. Zufälligerweise führte uns ein italienischer Mönch, den wir trafen, durch ein Labyrinth von langen Gäßchen und Dattelwäldchen nach dieser interessanten Stelle.

Zu den Zeiten des Reisenden Lucas, vor 120 Jahren, ließ sich in der Mitte der alten Stadt eine prächtige Piazza verfolgen, die, mit hohen Granitsäulen verziert, allem Anschein nach von den Hauptpalästen der Stadt umgeben war, und eine schöne Fontaine in der Mitte hatte. Wir sahen keine Spur mehr davon: zu seiner Zeit waren diese Ueberreste schon fast ganz mit Sand bedeckt.

Was die berühmte Bibliothek betrifft, so lassen sich über ihre Lage nur Vermuthungen hegen: die erste Bibliothek war an dem Palaste der Ptolemäer und wurde zufälligerweise verbrannt, als Julius Cäsar genöthigt war, seine Schiffe in dem anstoßenden Hafen zu verbrennen. Wir besuchten einige neuere Ausgrabungen, die von Alterthümlern für die zweite Bibliothek erklärt wurden, hier weiß man aber nichts Gewisses, nicht einmal das Zeitalter der Katakomben und ihrer Erbauer; doch sind diese zweifelsohne griechischen Ursprungs, da die Architektur ganz dorisch ist. Diese Katakomben liegen in einiger Entfernung westlich von der Stadt und sind sehr interessant. Wir untersuchten sie mit Fackeln, und krochen dabei an manchen Stellen auf Händen und Füßen. Man tritt von Norden her ein, und drei westwärts laufende Kammern führen in einen großen runden Raum, im Süden der dritten, mit einem herrlichen Dom von schönen Verhältnissen, der sich gegen Süden, Westen und Osten in drei kleine Behälter öffnet, die augenscheinlich für Sarkophage bestimmt waren.

Ueber den Thüren fanden wir Spuren der Weltkugel mit Flügeln, die von frühern Reisenden erwähnt wird, seitdem aber

weggebrochen wurde. Wir untersuchten nun noch mehrere andere mit Knochen besäete Kammern, und kamen dann in den mittlern Raum zurück, von wo aus wir den großen Eingang zu entdecken suchten. Wir krochen die abhängige Mauer der zweiten Kammer, von dem jetzigen Eingang an gerechnet, hinan, und fanden, daß dieser nur die Ecke einer ungeheuren, von viereckigen Säulen gestützten Halle sey, die sich gegen das Meeresufer hinziehe, und mit Erde bis fast an das Dach hin gefüllt war, so daß wir nur weiter kamen, indem wir wie die Würmer auf dem Bauche fortkrochen. Auf diese Weise verfolgten wir die drei Seiten der Halle und entdeckten den wahrscheinlichen großen Eingang, der demnach, so viel wir errathen konnten, dem mittlern runden Raume gerade gegenüber war.

Die See scheint zur Zeit des großen Erdbebens, wo 50,000 Alexandriner umkamen, Sand und Erde in die Katakomben geschlemmt, und endlich den Eingang völlig verstopft zu haben, so daß man ihn vom Ufer aus nicht mehr finden konnte. Wir glauben hiemit nichts Neues entdeckt zu haben, denn die Franzosen haben, wie man sagt, einen vollständigen Plan dieser ungeheuren Aushöhlungen aufgenommen.

So viel von dieser Todtenstadt, das lebendige Alexandrien ist gleich interessant, bietet aber einen seltsam verschiedenen Anblick dar: beturbante Türken, wilde Araber, Kopten, Armenier, Juden, alle Nationen scheinen hier ihre Repräsentanten zu haben.

Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien.

(Fortsetzung.)

Zu diesem Endzweck nun hielt man es für das Beste, denjenigen, welche zuerst mit einem Dampfschiffe nach Indien gelangen würden, eine schöne Belohnung anzubieten, übrigens aber jedem Freiheit zu lassen, seine Anordnungen nach Gefallen zu treffen; es wurde darum eine Subscription eröffnet, um eine Summe von 10,000 Pf. Sterling aufzubringen, welche das erste Dampfschiff erhalten sollte, welches in 70 Tagen aus England in Calcutta anlanden würde. Der größere Theil dieser Summe wurde schnell zusammen gebracht: die Regierung von Bengalen gab 2000 Pf., und die Subscriptionen kamen so reichlich ein, daß die Regierung es für nöthig hielt, das Comité zu warnen, die obige Summe nicht zu überschreiten, damit nicht die Größe der Belohnung zu übereilten, Leben und Eigenthum gefährdenden Unternehmungen verleiten möge. Capitän Johnston, der selbst bei der Entwerfung des Plans in Calcutta mitgewirkt hatte, ging nach England, um unternehmende Leute zur Ausrüstung eines Dampfbootes aufzusuchen, und den angebotenen Preis zu gewinnen. Bei seiner Ankunft bildete sich eine Gesellschaft: die Enterprise, ein Fahrzeug von 470 Tonnen wurde angekauft, mit Maschinen von 120 Pferdekraft ausgerüstet und so eingerichtet, daß sie als Segel- und Dampfschiff dienen konnte. Man belud sie mit Kohlen für 35 oder 40 Tage, viermal so viel, als sie hätte führen sollen, und nur Eine Kohlenniederlage wurde auf dem Cap der guten Hoffnung angelegt. Die Folge dieser Anordnungen war, daß das Schiff, als es England verließ, so tief im Wasser ging, daß es nur langsam vorwärts kam, und seine Kohlen alle aufgebraucht waren, lange ehe es an dem Cap ankam; dasselbe geschah auf der Fahrt vom Cap nach dem Hughlyfluß, wo es im December 1825 ankam, nachdem es von England ter 113 statt 70 Tage unterwegs gewesen. Dieß war wenig mehr, als was mit einem Segelschiff auch zu erreichen gewesen wäre, aber ein großer Punkt war gewonnen, nämlich, daß die Dampfschifffahrt zwischen England und Indien ausführbar und sicher sey, und darum wurde die Ankunft der Enterprise freudig begrüßt. Die Eigenthümer hatten den Preis von 10,000 Pf., der sie zur Speculation veranlaßt hatte, nicht gewonnen, zum Glück für sie aber war die Regierung gerade damals in den birmanischen Krieg verwickelt, kaufte, da sie gerne mit den in Birma befindlichen Truppen einen schnellen Verkehr unterhalten hätte, die Enterprise für 40,000 Pf., was sie ungefähr gekostet hatte, und schickte sie nach Rangun. Capitän Johnston behielt zur Entschädigung das Commando der Enterprise, wurde später zur Beförderung der Dampfschifffahrt in Indien von der Regierung verwendet und erhielt auch 2- oder 3000 Pf. aus dem Dampfschifffahrtsfonds, da Niemand anders sich meldete, um das Ganze in Anspruch zu nehmen. Die erste Fahrt der Enterprise nach Rangun und zurück nach Calcutta wurde in 13 Tagen gemacht, und sie brachte zugleich Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden mit, mehrere Tage, ehe die Corvette Champion ankam, welche Rangun eine Woche früher verlassen hatte. Durch diese frühe Nachricht ersparte die Regierung 60,000 Pfund, indem sie den Marsch der Truppen aus den obern Provinzen contremandiren und die Ausführung neuer Contracte aufheben konnte. So brachte die Enterprise wenige Wochen nach ihrem Ankauf der Regierung eine Ersparniß ein, welche ihre Ankaufskosten überstieg.

Das erste Dampfschiff, das man in Indien sah, war die Diana, welche im Jahre 1823 in Calcutta gebaut, und nur zu Lustfahrten auf dem Fluß benützt wurde; die Enterprise kam im December 1825 an, und im Jahr 1827 ließ die Regierung den Irawaddi und den Ganges, jeden von 80 Pferdekraft und mit 8 Kanonen bewaffnet, vom Stapel laufen. Im J. 1828 wurden zwei kleine Dampfboote, jedes von 50 Pferdekraft, auf Befehl der Regierung für die Flußschifffahrt gebaut, und da diese sich sehr nützlich erwiesen, so vermehrte man seitdem ihre Zahl, ließ auch einige eiserne Dampfboote aus England kommen, und Capitän Johnston wurde im Jahr 1830 von der Regierung von Bengalen eben dahin geschickt, um ihre Plane zur Beförderung der Dampfschifffahrt auf den Strömen Indiens zu fördern. Troß der vermehrten Anzahl dieser Fahrzeuge reichten sie doch nicht hin, um die Reisenden und Waaren, die befördert seyn wollten, aufzunehmen.

In der Zwischenzeit wurden viele Versuche gemacht, eine indische Dampfschifffahrtscompagnie in England zu begründen, um die Directoren der ostindischen Compagnie zu veranlassen, eine Dampfschifffahrt einzurichten. Der Gegenstand wurde von den Gouverneuren von Bengalen und Bombay dem Rath der Directoren wiederholt vorgelegt, dieser aber scheint wenig oder gar keine Notiz von dieser Mittheilung genommen zu haben.

Unter den Bemühungen einzelner Personen verdienen die des Hrn. Waghorn besondere Bemerkung. In den letzten zehn oder zwölf Jahren war er unermüdlich in seinen Anstrengungen, reiste mehreremale nach Indien, und befuhr fünfmal das rothe Meer, um die verschiedenen Häfen und vorgeschlagenen Stationen zu untersuchen; er erhielt dabei nicht den geringsten Beistand, weder von der Regierung noch von dem Rathe der Directoren, und erst im Jahre 1837 wurde er zum Oberaufseher der Postverbindung in Alexandrien ernannt, und erhielt eine geringe Entschädigung für seine früheren Dienste. Hr. Waghorn schlug zuerst vor, ein einziges Dampfboot bloß mit Briefen um das Cap herum in 80 Tagen nach Calcutta zu senden, und ein Anderer bot sich an, dasselbe in 60 Tagen zu thun; es zeigte sich jedoch bald, daß ein einziges Dampfboot niemals die ganze Reise mit genügendem Erfolge machen könne, und daß es um eine rasche und regelmäßige Verbindung herzustellen, einer Linie von Dampfbooten bedürfe, von denen jedes einen Theil der Fahrt, nämlich 1000 bis 2000 Meilen machte. Im J. 1829 ging Hr. J. W. Taylor über Aegypten und das rothe Meer nach Bombay, um die dortige Regierung aufzufordern in eine Dampfschifffahrtsverbindung auf diesem Wege zu willigen, diese aber hielt sich nicht für ermächtigt in Hrn. Taylors Begehren hinsichtlich der Absendung der Briefe zu willigen, und verwies ihn an den Rath der Directoren; zugleich sprach dieselbe sich entschieden dahin aus, daß eine gut eingerichtete Dampfschifffahrtsverbindung über das rothe Meer unberechenbare Vortheile gewähren würde. Im Anfang des Jahrs 1830 kam Hr. Waghorn auf demselben Wege zu Bombay an, und versicherte, daß der Weg über das rothe Meer für Dampfboote vollkommen gefahrlos, daß in Aegypten nichts zu fürchten sey, und daß mit Dampfbooten von Bombay nach Suez, und andern von Alexandrien aus die Reise nach England in 50 bis 55 Tagen gemacht werden könne. Um diese Zeit wurde das Dampfboot Hugh Lindsay von 400 Tonnen und 120 Pferdekraft zu Bombay vom Stapel gelassen und brauchte auf seiner ersten Reise nach Suez, eine Entfernung von 3000 Meilen, 33 Tage, nämlich 20 Tage Fahrt und 13 Tage Aufenthalt, um Kohlen einzunehmen. Diese und andere günstige Umstände gaben bald die volle Ueberzeugung, daß der Weg über das rothe Meer und Aegypten den Vorzug verdiene, und daß der Vicekönig der Sache allen Vorschub thun werde, da ihm ungemein viel daran lag, den Handel von Indien durch sein Gebiet zu ziehen.

Man glaubte, die Directoren der ostindischen Compagnie würden eine solche Dampfschifffahrtsverbindung am eifrigsten unterstützen, in Anbetracht der großen Vortheile einer raschen Verbindung, namentlich in Kriegszeiten; lange Zeit hegte man auch die Erwartung, die ostindische Compagnie werde selbst einen Dampfbootdienst einrichten, da die Regierung dieß ohnehin mit mehr Vortheil als einzelne Personen thun kann, und Privatpersonen sich auch nicht auf die Einrichtung einer Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien einlassen können, wenn sie nicht das Vorrecht haben, das Briefpaket zu befördern, aus dessen Ertrag man einen bedeutenden Theil der Kosten zu bestreiten hofft. Die Directoren aber thaten keine Schritte in der Sache, unterstützten keinen der verschiedenen Plane, die ihnen von Zeit zu Zeit vorgelegt wurden, und als die Regierung von Bombay vorschlug, vier Dampfboote auszurüsten, um den Weg nach Suez, und eine gleiche Anzahl, um die Fahrt zwischen England und Aegypten zu machen, gaben die Directoren zwei Jahre lang keine Antwort, und gossen dann kaltes Wasser darüber, indem sie die Ausgaben und andere Schwierigkeiten übertrieben hoch anschlugen. Die englische Regierung selbst lenkte im J. 1831 die Aufmerksamkeit der Directoren auf diesen Gegenstand, diese aber begnügten sich, Abschriften des erhaltenen Briefs nach Indien zu schicken und weitere Aufklärung zu verlangen. So erkannte man endlich, daß die Directoren, weit entfernt, eine Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien zu befördern, ihr vielmehr entschieden entgegen waren, und daß sie dieselbe eher als ein Unglück, denn als einen Vortheil betrachteten. Hr. Peacock, ein Beamter der ostindischen Compagnie wurde vorgeschoben, um vor mehreren Comités des Unterhauses seine Meinung abzugeben, und man kann demnach annehmen, daß er die Ansichten der Directoren ausgesprochen habe, so weit sie nämlich solche offen gestehen durften. Noch im Junius 1837 sprach er sich dahin aus, er sehe in einer raschen Verbindung keine großen Vortheile, in gewöhnlichen Zeiten bedürfe die Regierung derselben nicht, und nur in Kriegszeiten sey sie wünschenswerth; Handelsleute verlangten mehr Regelmäßigkeit als Schnelle, eine rasche Verbindung mit Indien würde viele Europäer veranlassen, dahin zu gehen, was nicht wünschenswerth sey, da es eine schlimme Wirkung auf die Moralität und das häusliche Glück der Eingebornen haben würde u. s. w. Auch sey zu fürchten, daß wenn die Mittel nach England zu kommen erleichtert wären, viele Bitten um Abstellung von Beschwerden an den Rath der Directoren gelangen würden. Aus dem Ganzen ging hervor, daß dieselben nicht wünschten, daß Europäer nach Indien gingen, oder Eingeborne Indiens nach England kämen, und daß sie, um solche traurige Folgen der Dampfschifffahrt zu verhindern, lieber alle Vortheile aufopfern wollten, welche sie selbst und die Bewohner beider Länder daraus ziehen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Die spanischen Cortes und ihre hervorragenden Redner.

Obgleich Spanien in den letzten Jahrhunderten wenige Männer hervorgebracht hat, die unter den Sternen erster Größe am europäischen Himmel hervorglänzen, besitzt es doch gegenwärtig eine nicht geringe Zahl ausgezeichneter Redner. Es scheint, es liege im Geiste wie der alten Römer, so auch der romanischen Völker, und besonders der formalen, pathetischen Spanier, die Kunst der schönen Rede vor allen übrigen zu lieben und zu pflegen. — Die französische Revolution von 1789 setzte Spanien in gewaltige Bewegung, man arbeitete mit Eifer, um ihre Ideen zu begreifen, und folgte mit Begeisterung und Jubel ihren Fortschritten: vielleicht sonst nirgends pflanzte man auf sie so viele schöne Hoffnungen, als auf der Halbinsel, wenn auch nur dunkel, im tiefsten Gemüthe. Die schmachvolle, mit Gewalt eindringende

Fremdherrschaft gab den Gemüthern eine andere, engere, nationalere, daher um so kräftigere Richtung, und der spanische Geist, seit Jahrhunderten in Fesseln, sprudelte plötzlich wieder auf in der ganzen Fülle frischer Jugend und Kraft, gemildert nur durch einen tragischen Ernst, den das Unglück des Vaterlandes einflößte. Die ersten Cortes während des Unabhängigkeitskrieges bildeten den Focus desselben, mit Ausnahme einiger für die fremde Dynastie compromittirten Männer, lebten alle Talente des Landes in ihnen. In ihrem Schooße selbst kämpften damals dieselben Parteien nur noch mit dem Worte, die jetzt mit dem bluttriefenden Schwert in der Faust einander gegenüberstehen; jede Sitzung war damals ein Triumph für die Constitutionellen, welche, wenn auch nicht das Schwert, doch das Wort besser zu führen wußten, als ihre Gegner, die seitdem Lorbeern blutigerer Art gesammelt haben. In diesen Cortes bildeten sich die sogenannten classischen Orakel der Halbinsel.

Die Cortes von 1820 bis 1823 waren ein Abdruck der erstern, fast dieselben Männer hatten ihren Platz in der sechs Jahre lang unterbrochenen Versammlung wieder eingenommen, nur das rein absolutistische Element hatte seinen Platz darin eingebüßt, einen andern blutigern Kampfplatz suchend. Es war eine glänzende Epoche. Allein der politische Schwung, die patriotische Begeisterung der Constitutionellen unterlagen dem mit Klugheit geleiteten Fanatismus der Gegner.

Nach einer langen Reihe trüber Jahre wurden endlich die Cortes zum drittenmal eröffnet nach dem Estatuto Real. Auch hier fanden sich wenig neue Menschen, das Scepter der Beredsamkeit blieb in den alten Händen, obschon diese Kämpen abgenützte, von frühern Feldzügen abgemattete Veteranen waren. Der alte Aufwand für fremde, auf das Land unanwendbare Theorien machte sich eben so bemerklich, als die Leere der Jugend bei den Männern der Epoche, der Mangel einer tiefern Einsicht in die Uebel der Monarchie, und der möglichen Mittel, ihnen abzuhelfen. Die Cortes des Estatuto waren der Ausdruck der ranzigen Doctrinen des vergangenen Jahrhunderts, nur eine dritte entfeuerte Ausgabe der ersten und zweiten Cortes, und begriffen sehr wenig von ihrer Sendung. Vier Fünftheile der Session, welche zehn Monate währte, verloren sich in müßige, episodische Debatten, und nur die lebhaften Klagen des blutenden Spaniens setzten die ungeschickten disserirenden Doctoren auf Augenblicke in Schrecken und machten sie lebendig. Die Zeit entriß den classischen Rednern täglich ihre alten Lorbeeren: ihr Ruf zeigte sich größer als sie selbst. Tiefe Ueberzeugung, Muth sie auszusprechen, Geistesgegenwart im Kampfe sind die dem Redner, wie dem Krieger nöthigen Eigenschaften, die sich bei langen Leiden und herabdrückenden Erfahrungen verringern müssen. Diese Erfordernisse, auch Frische und Jugend werden in andern Ländern oft durch Gelehrsamkeit und beständige Uebung ersetzt; nicht so in Spanien. Jene Männer hatten ihre Tage, aber sie vergingen. Der Minister des Estatuto stieß das jugendliche Element Spaniens von sich, weil er dessen Gegenwart fürchtete. Doch neuer Wein wird übel bewahrt in verrosteten Gefäßen. Martinez de la Rosa hat sich selbst, ohne es zu wissen, Gerechtigkeit widerfahren lassen, da er fürchtete, daß sein Werk beim ersten Hauche der frischen Morgenluft in Staub zerfallen werde. — Mustern wir diese Cortes, deren Hauptorgane auch in den gegenwärtigen fünften Cortes die erste Rolle zu spielen berufen sind, etwas genauer.

Martinez de la Rosa. Der erste Degen der Kammer war Martinez de la Rosa selbst, durchaus ein Mann der Rednerbühne. Sein Fehler bleibt stets, das Wort für die That zu nehmen, was allein schon beweist, daß die Leidenschaft des Redners in ihm jedes andere Interesse überwiegt. Eine öffentliche Rede ist für ihn eine Thatsache, und wie ein wahrer Staatsmann über alle Einzelnheiten einer wichtigen Regierungsmaaßregel wacht, so schenkt er seinen Reden eine Aufmerksamkeit bis zur kleinsten Kleinigkeit. Der erste Minister einer in Revolution und Bürgerkrieg verwickelten Monarchie schloß sich ganze Stunden ein, um die Correctur der Probeblätter seiner Reden zu besorgen, damit die Zeitung kein Comma mehr oder weniger mittheile. Die Staatsgeschäfte blieben gelähmt, aber war der Redner zufrieden, konnte der Minister nicht anders. Hieraus geht schon hervor, daß Martinez kein Mann der Revolution, und starker, historischer Leidenschaft seyn kann, und daß sein Bestreben, sein Glauben, seine Ueberzeugung politische Mäßigung ist. Darum würde er eben so sehr der revidirten Verfassung von 1837 anhängen, als dem Estatuto, wäre seine Eitelkeit dabei gleich betheiligt. Seine Neigungen sind wesentlich friedlicher, ruhiger Natur, und wenn er vor den insurgirten Provinzen ausrief: Sometámoslas y luego hablarémos! (Unterwerfen wir sie und dann werden wir reden) so geschah dieß mehr dem Redner, als dem Staatsmann zu Liebe. Die Restauration erkannte diese Gesinnung: schon die erste traf ihn nicht übermäßig hart, und obgleich er in der zweiten constitutionellen Epoche fünf Monate lang Minister war, behandelte ihn die zweite Restauration noch gelinder als die erste, und seine bloß der Poesie gewidmete Verbannung während derselben erschien eher freiwillig als gezwungen.

Eleganz, Pomp, Aufwand bilden den Charakter seiner Beredsamkeit wie seiner Dichtung. Um sich rednerisch zu entwickeln, bedarf er des Reizmittels der Tribüne; ganz entgegengesetzt dem Hrn. Thiers hat er in einem Salon, in Gesellschaften keine Worte. Mißtrauen scheint hier seine Zunge zu lähmen, er schützt sich, zieht sich aus Verlegenheiten durch Einsylbigkeit. Diese besondere Gemüthsneigung erschwert seinen politischen Umgang, die leichteste Negociation wird zu einer gewichtigen Arbeit, Hartnäckigkeit und ein schwaches Gedächtniß machen ihn überdieß für die Geschäfte wenig geeignet. Uebrigens ist er sehr arbeitsam, aber in Folge seines eingewurzelten Mißtrauens gegen die Menschen, auch wohl seines Eigendünkels, verlor er eine kostbare Zeit in untergeordneten Beschäftigungen und erstickte sich mit Details. Ihm fehlt der rasche Ueberblick, eine Eigenschaft, nicht minder dem Staatsmann nöthig, als dem Feldherrn. Er beherrschte nicht seine Stellung und die Begebenheiten, sondern wurde von ihnen beherrscht. So sehr er sich in den meisten Dingen von Hrn. Thiers unterscheidet, neigt er sich wie dieser zu einer Art von Optimismus, der aus reiner Freimüthigkeit oft einen komischen Anstrich gewinnt. Immer hält er eine Apotheose für jede seiner Niederlagen in Bereitschaft, so wie eine ruhmwürdige Erklärung aller seiner ministeriellen Wechsel. Ein glänzender Redner, ein ausgezeichneter Dichter, ist sein Platz nicht an der Spitze einer Revolution.

(Fortsetzung folgt.)

Am 21 Junius (3 Julius) d. J. fiel in der Nähe von Orenburg ein Hagel, der 782 Dessätinen Getreideland verheerte. Die Körner waren von der Größe eines Taubeneies bis zu der einer wälschen Nuß: sie bedeckten den Boden 8 Zoll (4 Werschok) hoch, und blieben über dreimal 24 Stunden liegen. (Russisches Journal des Ministeriums des Innern. Maiheft.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 299.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 October 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Ueber den Namen Walachen.

Es ist wohl kein Zweifel, daß wir den Namen Walachen von slavischen Völkern überkommen haben: Woloch, Walach und abgekürzt Wloch und Wlach sind die verschiedenen Aussprachen desselben Worts, mit dem die slavischen Völker die an der untern Donau sitzenden Landeseinwohner bezeichnen, welche sich selbst Rumuny nennen. Der Name Wlachen hat sich dann auch auf andere Völker ausgebreitet, denn bekanntlich kommt der Name Morlaken von Mor-wlachen, Wlachen, die am Meere wohnen her. Schon dieser Umstand könnte darauf hindeuten, daß der Name Walachen oder Wlachen nicht slavischen Ursprungs ist, und wir möchten ihn wohl der deutschen Sprache vindiciren, indem die deutschen Völker an der Donau vor alter Zeit die dort hausenden fremden Nationen, und namentlich die römischen Ursprungs, Wälsche nannten, welches Wort auf die nachrückenden, anfangs in untergeordneter Stellung auftretenden Slaven überging, von denen wir es in veränderter Form wieder erhalten haben.

Bekanntlich nennen die deutschen Völker alle ihnen fremden Nationen Galen oder Walen und im Adjectiv Wälsche. Nicht bloß heißt im südlichen Deutschland Italien noch im Munde des Volks sehr häufig Wälschland, sondern in der Schweiz, im Elsaß, in Flandern nennt man die romanisch redenden Nachbarn Wälsche, Walen oder Wallonen. Die Sachsen in England wandten den Ausdruck auf ihre keltischen Nachbarn an, daher die Ausdrücke Wales und gälische Sprache. Kurz, für den deutschen Stamm war das Wort Gal, Wal und Wälsch dasselbe, was für den Slaven Niemez ist, d. h. der Stumme, der Unverständliche, *) im Gegensatz gegen den Slaven, den Redenden. Warum den Slaven nicht auch von deutscher Seite aus der Name Walen oder Galen gegeben wurde, ließe sich allenfalls vermuthen. Der Name scheint sich immer nur erst nach längerem Nebeneinanderwohnen ergeben zu haben, da aber die slavische Völkerfluth im sechsten und siebenten Jahrhundert die Reste der nordöstlichen deutschen Stämme zwischen Elbe und Niemen vernichtete, so erschienen sie mit einemmal bei den westlichen Völkern, und traten als Sieger unter dem selbstgeschöpften Namen Slaven und unter den einzelnen Völkernamen auf.

Was endlich noch die Form des Namens Walachen oder Wlachen betrifft, die allerdings dem deutschen Worte Walen nur sehr ferne zu stehen scheint, so machen wir nur auf den Umstand aufmerksam, daß die slavisch redenden Völker eine Menge Wörter, die sie mit uns gemein haben, auf ähnliche Weise verdrehen. Unser deutsches Wort „Walten" ist im Slavischen „Wlade," unser Wort „Furt" ist im Slavischen „Brod," unsere Stadtbenennung „gard" ist im Slavischen „grad" oder „grod." Die Vermittlung zwischen diesen beiden Sprecharten findet sich im Russischen, wo man z. B. gorod statt grod setzt, und im ältern Slavischen, wo Wolodimir z. B. auch seinen Stamm in „Wlade", herrschen, hat.

*) Niemez ist jetzt als Name der Deutschen unter den slavischen Völkern geblieben, indessen nennen sie auch andere Völker so, und als Franzosen in ihr Land kamen, hießen diese ebenfalls Niemzi bei dem Volke, das sie nicht verstand. Zu bemerken ist auch, daß wir den Namen, welchen wir bei den Türken führen, Nemsi, den Slaven verdanken, weil die Türken die Kenntniß von unserm Volk durch slavische Stämme erhielten. Ueberhaupt ist in der Geschichte nie außer Acht zu lassen, durch wen ein Volk den Namen des andern kennen lernte: wüßten wir dieß immer, man würde in der Ethnographie nicht so oft in der Irre umhergehen.

Dampfschifffahrtsverbindung it Indien.

(Fortsetzung.)

Der Hugh Lindsay machte inzwischen mehrere Fahrten nach Suez, und auf Befehl der Regierung von Bombay wurde das rothe Meer in den drei Jahren von 1830 bis 1832 vollständig aufgenommen. Dieser Weg wurde auch von den Reisenden von und nach Indien gewöhnlich eingeschlagen, und da die Beschiffbarkeit des rothen Meeres mit Dampfschiffen keinem Zweifel mehr unterlag, so bedurfte es bloß noch der nöthigen Dampfboote, um eine regelmäßige Verbindung mit England zu sichern. Indeß war der im Jahre 1823 zusammengebrachte Dampfschiff-

fahrtsfonds nahe zu erschöpft, alle Hoffnung, daß die ostindische Compagnie die Sache übernehmen werde, verschwunden, und um etwas Zweckdienliches zu thun, mußte man hinreichend Geld zusammenschießen, um das Dampfschifffahrtscomité in den Stand zu setzen, entweder die Sache selbst oder in Verbindung mit andern Gesellschaften zu unternehmen. Eine zweite Subscription wurde demnach in allen Präsidentschaften eröffnet, und bald etwa 30,000 Pfund zusammengebracht, wobei nicht unbemerkt bleiben darf, daß ungefähr die Hälfte von Eingebornen Indiens hergeschossen wurde, die, erfreut über die Vortheile der Dampfschifffahrt auf den Strömen Indiens, dieselbe jetzt eben so sehr wie die Europäer bis nach England ausgedehnt zu sehen wünschten. Lord William Bentinck gab der Sache seinen vollen Beifall, und der Bischof von Calcutta führte sogar bei mehreren zu diesem Endzweck veranstalteten Versammlungen den Vorsitz. Die zusammengebrachten Fonds wurden von drei besondern Comités in den verschiedenen Präsidentschaften Bengalen, Madras und Bombay verwaltet, die aber in ihren Ansichten über deren Verwendung von einander abwichen. Das Comité von Bombay wünschte, daß die Linie der Dampfboote dort enden, und alle Briefe und Reisenden von diesem Punkte aus nach andern Gegenden Indiens zu Lande gehen sollten, da es ihrer Meinung nach zu kostspielig wäre, regelmäßig mit Dampfbooten um die ganze Halbinsel herum nach Madras und Calcutta zu fahren; die andern Comités, namentlich das von Bengalen, sprachen sich heftig gegen diesen Plan aus, da er die Vortheile der Dampfschifffahrtsverbindung, wenigstens für Calcutta, auf die bloße Beförderung der Briefe beschränken würde, indem Passagiere wohl selten Lust hätten, 1300 Meilen weit durch ein unsicheres Land und auf fast ungangbaren Wegen zu reisen, um die Dampfboote in Bombay zu treffen. Sie behaupteten auch, die Beförderung der Passagiere würde den Hauptgewinn der Dampfboote ausmachen, und da jährlich in Bombay nur sechshundert Passagiere anlandeten und von dort abreisten, während die Zahl derselben von den andern Präsidentschaften beinahe drittehalbtausend betrage, ungerechnet die aus Ceylon und einigen andern Häfen auf der Ostküste, so hieße es der ganzen Unternehmung einen unberechenbaren Schaden zufügen, wenn die Dampfboote nur bis Bombay gingen, statt um Ceylon herum nach Madras und Calcutta zu fahren. Im Jahre 1831 rüstete das Comité zu Calcutta das Dampfboot Forbes aus, um mit Briefen und Passagieren nach Suez zu gehen; unglücklicherweise aber bekam der Kessel Risse, ehe das Schiff nach Madras kam, und da der Fehler dort nicht ausgebessert werden konnte, so mußte es nach Calcutta zurückkehren.

In demselben Jahre wurde ein Comité des Unterhauses niedergesetzt, um die Sache der Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien zu untersuchen; dieses berichtete, daß nach der bisher gemachten Erfahrung an der Ausführbarkeit kein Zweifel sey, und daß bei gehöriger Einrichtung die Kosten wesentlich sich vermindern ließen. Auch war das Comité der Ansicht, daß die Kosten der Einrichtung von der Regierung und der ostindischen Compagnie gemeinschaftlich getragen werden sollten; der letztern war es überlassen, zu entscheiden, ob die Linie von Bombay oder Calcutta ausgehen sollte und schließlich sprach sich das Comité dahin aus, daß augenblicklich Maaßregeln ergriffen werden sollten, um eine regelmäßige Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien über das rothe Meer herzustellen.

Diese Resolutionen gingen im Julius durch, aber nichts geschah vor dem November, wo Wellington wieder ins Ministerium trat, und statt des Wegs über das rothe Meer, wie ihn das Comité vorgeschlagen hatte, einen neuen auf dem Euphrat und dem persischen Golf zu versuchen beschloß. Die Expedition unter Oberst Chesney verließ mit dem nöthigen Material zu zwei eisernen Dampfbooten England im Februar 1835, und die Landung begann an der Küste von Syrien in der Nähe von Antiochia am 6 April. Von diesem Platz aus mußte Alles über Land nach Bir am Euphrat, eine Strecke von 120 (engl.) Meilen gebracht werden, eine höchst schwierige Arbeit, und es verging auch beinahe ein Jahr, ehe die Dampfboote völlig ausgerüstet waren und die Hinabfahrt auf dem Euphrat beginnen konnte. Am 16 März 1836 fuhren die Schiffe ab und waren nach 2 Monaten noch nicht halbwegs nach der Mündung des Euphrats gekommen, als in einem heftigen Orkan eines der Dampfboote auf eine Sandbank getrieben und umgestürzt wurde, wobei 20 Menschen ertranken. Das andere Dampfboot hätte beinahe dasselbe Schicksal getheilt, entkam aber glücklich ohne bedeutenden Schaden. Nachdem es seine schwierige Fahrt zurückgelegt, auch einmal mit einem Araberstamme in Feindseligkeiten gerathen war, wobei einige Menschen umkamen, gelangte es am 19 Julius nach Bassora, mußte aber von dort um der nöthigen Ausbesserung willen nach Buschir im persischen Golf gehen, wo dieselbe nur mit Schwierigkeit vorgenommen wurde, worauf es am 9 September wieder nach Bassora zurückging. Am 13 Sept. kam die Briefpost aus Bombay an, die von dem Dampfboote den Tigris hinauf nach Bagdad gebracht wurde, und daselbst am 30sten ankam, von wo sie über Land nach England weiter befördert ward, während das Dampfboot nach Korna an der Vereinigung des Tigris und Euphrat zurückkehrte. Von Korna ging es am 18 October mit einer zweiten Briefpost aus Bombay ab und fuhr den Euphrat hinauf, hatte aber erst etwa 150 Meilen in 11 Tagen zurückgelegt, als man entdeckte, daß eine der Maschinen nicht gehörig in Ordnung sey, weßhalb es nach Bassora zurückkehrte. Oberst Chesney ging nach Bombay und überließ das Commando der Expedition dem Major Estcourt, unter welchem das Boot bei der Untersuchung des Fahrwassers auf dem Tigris einen zweiten Unfall erfuhr, und ehe die nöthigen Verbesserungen vorgenommen werden konnten, war der 31 Januar 1837, der Zeitpunkt, wo ihr Dienst zu Ende gehen sollte, beinahe herangekommen. Major Estcourt gab deßhalb das Schiff in Verwahrung, und brach mit seinen Officieren und seiner Mannschaft nach Damascus auf, wo sie nach einem leichten Gefecht mit einigen Arabern in Sicherheit ankamen. Hr. Fitzjames, welchem am 30 October das Briefpaket übergeben worden, war nicht so glücklich: zwei Tage nachdem er das Dampfboot verlassen, wurden er und seine Gefährten völlig ausgeplündert, nur das Brieffelleisen ließ man ihnen, hielt sie aber sieben Tage lang gefangen; er verließ hierauf seine Ge-

führten, reiste heimlich weiter und kam endlich am 18 December mit dem Briefpaket nach Damascus.

Dieses ist die Geschichte einer Expedition, welche England 40,000 Pf. und mehrere ausgezeichnete Officiere kostete, die in Folge der Anstrengungen und des Klima's umkamen, abgesehen von den Leuten, welche beim Umstürzen des Dampfbootes ihren Tod fanden. Wäre auch die Schiffahrt auf dem Euphrat ganz frei von Schwierigkeiten, was keineswegs der Fall ist, so würde die Nähe so vieler unruhigen Araberstämme die Masse der Reisenden stets von diesem Strom abschrecken.*)

In Folge des Berichts des Comité's im Jahre 1834 wurden einige Anordnungen getroffen, um die Verbindung mit Indien über Aegypten zu erleichtern; sie waren aber in einem zu geringen Maaßstab, um eine regelmäßige Verbindung zu begründen. So sollte nach einer Verordnung der Regierung im Jahre 1835 ein Dampfpaketboot von Malta nach Alexandrien gehen, und der Rath der Directoren gab Befehl, daß der Hugh Lindsay zu bestimmten Zeitpunkten von Bombay nach Suez fahren solle. Innerhalb zwei Jahren aber machte derselbe nur vier Fahrten; doch waren auch diese ermunternd, denn Briefe gelangten von London nach Bombay in 45 bis 64 Tagen, eine schnellere Verbindung, als man je zuvor gekannt hatte. Auch schloßen die Directoren einen Contract ab für den Bau von zwei neuen Dampfbooten von nicht weniger als 600 Tonnen und 200 Pferdekraft, welche nach Indien geschickt werden, und als Kriegsdampfboote oder als Paketboote zwischen Bombay und Suez dienen sollten; aber diese Schiffe wurden nicht vor Anfang des Jahrs 1837 vollendet. In der Zwischenzeit hatte sich in London eine Compagnie für die Dampfschifffahrt nach Indien gebildet unter der Leitung des Majors Head, welcher sich seit mehreren Jahren mit diesem Gegenstande beschäftiget hatte. Die Compagnie sollte ein Capital von 300,000 Pfd. zusammenbringen, und monatlich ein Dampfschiff von gehöriger Kraft und Größe abschicken, das in Cadiz, Gibraltar, Malta und Alexandrien anlegen, an diesen Orten die Brieffelleisen der Regierung aufnehmen und sich anheischig machen sollte, Briefe und Passagiere über den Isthmus von Suez zu befördern, um dort die Compagnie-Dampfboote von Bombay zu treffen, welche monatlich von dort aus durch das rothe Meer gehen sollten. Um die Kosten zu ersetzen, verlangte die Compagnie das ausschließliche Vorrecht alle Briefe von und nach Indien zu einem bestimmten Porto zu befördern, und für die Beförderung der Depeschen und Couriere der Regierung, so wie der der ostindischen Compagnie, forderte man von der ersten eine jährliche Zahlung von 40,000 und von der letzten eine von 25,000 Pfd., und zwar eine gewisse Anzahl Jahre hindurch. In diese Vorschläge wollte weder die Regierung, noch der Rath der Directoren willigen, und ebensowenig das Dampfschifffahrts-Comité in Bengalen, weil die Verbindungslinie nicht nach allen Präsidentschaften fortgeführt war. Dieser Plan wurde demnach aufgegeben und die Regierung kam im Febr. 1837 mit dem Rathe der Directoren überein, eine monatliche Verbindung mit Indien über Aegypten herzustellen; die Briefe von und nach Alexandrien sollten durch die Paketboote der Regierung befördert und die Kosten der Postverbindung von diesem Platze an zwischen der Regierung und der ostindischen Compagnie gleich getheilt werden. Aus den weitern Erklärungen ergab sich, daß die Directoren nicht die Absicht hatten, die Verbindungslinie über Bombay hinaus fortzusetzen, sondern die Briefe von da aus über Land nach Madras und Calcutta zu schicken. Zwar hätte die Regierung gerne die Verbindung nach allen Theilen Indiens ausgedehnt, hielt es aber für klug, hierauf nicht zu bestehen, um nicht weitere Zögerungen zu veranlassen. Als diese Uebereinkunft abgeschlossen war, gaben die Directoren im Junius 1837 Befehle, daß die beiden kürzlich nach Indien geschickten neuen Dampfboote Atalanta und Berenice abwechselnd mit dem Hugh Lindsay eine monatliche Verbindung zwischen Bombay und Suez unterhalten sollten. Dieses ist seither auch geschehen, jedoch nicht mit der wünschenswerthen Regelmäßigkeit.*)

(Schluß folgt.)

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes bedenkt nicht, daß diese Euphratexpedition weit weniger zu dem Zweck einer raschen Verbindung mit Indien unternommen worden, als aus politischen Gründen, um in den benachbarten Ländern, namentlich in Persien, Verbindungen anzuknüpfen. Das bekannte Memoire des Obersten Chesney über die Vertheidigungsmittel Persiens gegen Rußland deutet darauf, daß die Dampfschiffahrt auf dem Euphrat beinahe nur Maske war. A. d. Ueb.

*) Seit Ende Jul. dieses Jahrs hat man keine Nachrichten mehr aus Indien und die letzten gehen bis Mitte May's. Der Grund der Verzögerung liegt wohl auch an den Monsoons, welche um diese immer den von Bombay nach Socotra fahrenden Schiffen gerade entgegen wehen. A. d. Ueb.

Ein neu entdeckter Mosaikboden in Frankreich.

Das Mosaik, welches man im Walde von Brothonne zwischen La Meilleraie und Routhot auffand, bildet den Boden eines Zimmers von 15 Quadratfuß, und stellt einen sitzenden Orpheus dar, der auf der Leier spielt, einen Ceres kopf mit seinen Attributen, der, wie Orpheus, in einem Medaillon, aber von äußerst kleinem Umfang, eingeschlossen ist; ferner drei andere Medaillons, welche Köpfe aus der Mythologie einschließen, die man aber nicht mehr unterscheiden kann; endlich verschiedene Thiere, wie Löwe, Hund, Reh u. s. w. Der Orpheus nimmt die Mitte dieses prachtvollen Fußbodens ein, der Cereskopf und die drei andern Köpfe, die man nicht mehr unterscheiden kann, sind in den Ecken; von den letzten drei sind nur die Medaillons erhalten. Die bezeichneten Thiere finden sich auf den Seiten in dem Zwischenraume, der die Medaillons trennt: der Löwe, vollkommen gut erhalten, scheint, angeregt durch die mächtigen Töne der Leier, aufspringen und seine ganze Muskelkraft zeigen zu wollen. Eine Münze, die man bei dem Mosaik fand, ist eine kleine Bronzemünze mit dem Bildnisse Constantins des Großen. — Da die Neugierigen, welche sich herzudrängten, wie gewöhnlich irgend ein Stückchen zum Andenken mit fortnehmen wollten, so hat der Präfect des Departements bis auf Weiteres Befehl gegeben, das Mosaik mit Erde zu bedecken. (Voleur vom 15 October.)

Die spanischen Cortes und ihre hervorragenden Redner.

(Fortsetzung.)

Alcalá Galiano. Das reinste Gegenbild von Martinez de la Rosa, jedoch auf der Rednerbühne sein gefährlicher Nebenbuhler, ist Alcalá Galiano, auch ein Mitglied der alten Cortes. Seine Emigration verlebte er in England, und daraus erklärt sich zum Theil seine Anglomanie, wie sein Widerwillen gegen Frankreich. Auf den Schauplatz seiner ersten Triumphe zurückgekehrt, übernahm er die Rolle eines Tribunen. Er ist der Spanier, der am meisten spricht, und ihn hörend wünscht man, er möge noch mehr reden, was ihm jedoch schwer fallen würde: wie eine unerschöpfliche Quelle strömt die Rede aus seinem Mund und steht in ihrem Laufe bis zum Meere nirgends stille. Das Wort ist sein Element in Privatgesellschaften wie in Versammlungen, und er bedarf nicht, wie Martinez de la Rosa, des anregenden Prunkes der Tribüne. Adel kann nicht wohl der besondere Charakter einer solchen steten Beredsamkeit seyn, und in diesem Sinne steht der Redner von Cadix dem von Granada (Martinez) schroff entgegen — beide Andalusier, ist jener eine gaditanische Scheidemünze, dieser eine granadinische Schaumünze. Seine Beredsamkeit ist oft zu vertraut. Nichts hemmt ihn, und daher sind seine Streiche nur um so tödtlicher: einmal Herr seines Gegners, versetzt er ihm tausend Schläge, und läßt ihn nicht eher los, bis er überwunden niedersinkt. Er gibt ihm den Garaus nicht mit Einem Schlage, sondern quält ihn mit zahllosen Stichen, welche einen Riesen in denselben Zustand versetzen würden, wie den von Bienen verfolgten Bär der Fabel. Unermüdlicher Stegreifredner, ist er niemals unsicher, noch sucht er nach Phrasen, und seine Leichtigkeit übertrifft noch seine Redseligkeit. So gut und populär er zu reden weiß, die Gabe zu regieren, scheint Alcalá Galiano zu fehlen.

Toreno. Der Graf de Toreno, auch aus den ältern constitutionellen Epochen bereits als Mann von großer Fähigkeit bekannt, entsprach als Minister keineswegs den großen von ihm gehegten Hoffnungen. Ihm mangelt die höhere Ambition, welche dem Willen Kraft, Schwung, Festigkeit leiht und für einen großen Zweck Alles zu wagen befähigt; ihm geht jede starke Ueberzeugung, die erste Quelle der bürgerlichen Tugenden, ab, und er hält weder fest an Principien, noch am politischen Glauben. Die Bedürfnisse des Lebemannes sind in ihm vorherrschend: leicht verschmerzt er die Herrschaft, kann er nur die Bequemlichkeiten des Lebens aus dem Schiffbruche retten und seinen sybaritischen Neigungen folgen. Obschon fähiger in Staatsgeschäften, ist er gleichwohl kein besserer Minister als Martinez de la Rosa. Seine Gleichgültigkeit machte ihn wenig umsichtig in Wahl der öffentlichen Beamteten, seine Verwaltung war unvollständig. Doch ist er einer der ersten Redner der Kammer. Seine Beredsamkeit gleicht weder der des Martinez, noch der des Galiano. Mehr Dialektiker als beredt im vollen Wortsinn, erörtert er mehr als er überzeugt; er überrumpelt nicht, sondern prüft; er ist elegant, gedrängt, geistvoll, reich. Stets behält er sich in seiner Gewalt, und sagt niemals mehr, als er sagen will. Herausgefordert, entgegnet er scharf und beißend; erbittert, ist seine Sprache ein Dolch. Keiner weiß besser als er (und Mendizabal), wie weit man auf die Geduld eines ungünstig gestimmten Auditoriums rechnen kann, und wo es nöthig war, wußte er seinen sarkastischen Trieb mit einer äußern Anspruchslosigkeit und Demuth zu verbinden, die seine größten Feinde zu entwaffnen im Stande waren. Einen neuen Anflug hat der Graf Toreno in den gegenwärtigen Cortes genommen, wo seine Stimme schon zu wiederholten Malen unter großem Beifall wiedergetönt hat.

Arguelles. Der bedeutendste Redner der vergangenen Opposition ist el Divino Arguelles. Die Art seiner Beredsamkeit kommt der des Martinez nahe. Edel, ernst, voll Anstand und Bescheidenheit, haben nur Zweifelsucht und Unentschlossenheit den blendenden Zauber zerrissen, der ihn einst umstrahlte. Voller Einschränkungen in seinen Reden, kommt er schwer zum Schlusse, die zweite Phrase hebt oft die erste wieder auf, kein Redner in Europa hat einen größern Vorrath von vorsichtigen Adverbien als er: wie, jedoch, unterdessen, vielleicht, es könnte möglich seyn, es möge mir gegönnt seyn, wenn es mir erlaubt ist . . . Er ist englisch gesinnt, wie Galiano, und aus denselben Gründen. Seinem politischen Glauben nach ist er ein Liberaler des achtzehnten Jahrhunderts — für ihn, wie für seine Freunde, die alle dem Jahre 1789 angehören, vergehen die Tage nicht. Doctrinär por escellencia, hat er das Vorrecht verloren, Sympathie und Begeisterung zu erwecken. Mit Einem Worte, der göttliche Arguelles ist mir sehr menschlich erschienen. Er war es ohne Zweifel in den Mauern von Cadix: Alter, Verbannung, Verfolgungen, bittere Erfahrungen haben ihm den göttlichen Heiligenschein entrissen, denn die Kunst kanonisirt nach andern Regeln als die Kirche. Aber ehrwürdig wie Lafayette erschien mir dieser Mann, wenn sich seine lange, hagere Gestalt vom Sitz erhob, ein neuer Glanz sein Auge belebte und aus seinem beredten Munde Worte einer tiefen Ueberzeugung hervorklangen. Die Autorität eines Lebens ohne Flecken, der Ruhm einer reinen Reputation und einer unerschütterlichen Consequenz — konnten sie ihm auch seinen Olymp nicht zurückgeben, nicht verewigen die himmlischen Laute am Tische der Götter — mit dem Glanze der Ehrwürdigkeit umstrahlen sie das früher mit Lorbeeren bekränzte Haupt.

De las Navas. Obgleich der Conde de las Navas Berühmtheit erlangt hat, kann man von ihm nicht eigentlich sagen, er sey ein Redner: weder besitzt er die Gabe der Sprache, noch die Haltung des Redners, aber dafür ist er begabt mit einer seltenen Geradheit und einem unermüdlichen Geiste der Kritik. Er ist der vollkommene Ausdruck einer systematischen Opposition; seine Streitsucht und Quälerei würde der Geduld selbst die Geduld nehmen, und Engel auf den ministeriellen Bänken, mit ihm discutirend, würden Blößen geben. Trotz dieser Art einer Don Quichotismus-Opposition ist die Rolle des las Navas vom größten Nutzen. Oft sind Menschen von seiner Anlage nöthig, Fuchsaugen wie die seinigen, welche Alles durchschauen und erforschen, indiscrete Zungen, welche keine Bedingungen kennen, vorgeschobene Schildwachen, beständige Wächter der Gesetzlichkeit. Solche Menschen bilden eine gute Brustwehr der öffentlichen Freiheiten, mögen sie dabei auch manchen Irrthümern, übertriebenen Unterstellungen selbst aus Eifer oftmals ausgesetzt seyn. Welche Meinung man auch außerhalb der Kammer vom Grafen de las Navas fasse, innerhalb ihrer hört man ihn gern, weil er niemals ermüdet, gewöhnlich ergötzt: er macht die glücklichsten Ausfälle, in jedem Augenblick überfluthen seine Lippen von gelegenen Epigrammen und von scharfen, witzigen Einfällen. Gegner des akademischen Styls und ohne Zögern sprechend, wie es ihm einfällt, fesselt er an seine Improvisation das ganze Interesse der Neuheit und Ueberraschung. Mitunter versetzt er seine Collegen wie die Zuhörer auf den Tribunen in gleiche Lustigkeit, und zwingt alle Welt zum Lachen. —

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 300.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

27 October 1838.

Skizzen aus den Pyrenäen.

1. Der Ossauer Pic.

Es wird, die ganz flachen Länder ausgenommen, wenige Städte geben, welche nicht einen besonderen Berg oder Hügel von der Natur zum beständigen Begleiter erhalten und mit demselben eine so vertraute Freundschaft gestiftet haben, daß Stadt und Berg nicht mehr von einander getrennt werden können. — Wenn ich eine Ansicht von Pau vor mir habe, so scheint *es mir immer*, daß ihr etwas fehlt, so lang ich nicht den Gave und die Aussicht auf den Pic du Midi de Pau, wie man ihn auch nennt, entdecke. Stellt sich wohl Jemand Wien ohne den Kahlenberg, Neapel ohne den Vesuv, Madrid ohne den Paß von Guadarrama vor? Jeder dieser an eine besondere Bestimmung geknüpften Berge zeichnet sich auch gewöhnlich durch besondere ihm eigenthümliche Merkmale aus. Der Ossauer-Pic gehört zu denjenigen, welche, kegelförmig auflaufend, einen spitzigen, gespaltenen Gipfel zeigen; aber seine Originalität liegt darin, daß er steil wie ein Meilenzeiger und isolirt unter den übrigen Bergen, die vor ihm zurückzuweichen scheinen, dasteht, besonders aber in einem Ansehen von Alter und Verwitterung, das allen Reisenden selbst in der Ferne auffällt, und welches durch die Menge der Trümmer, die an seinem Fuße aufgehäuft oder weithin durch das Land gerollt sind, eine historische Bestätigung erhält. Nackt und von der Zeit geschwärzt, überall die Zeichen der Veralterung und Zerstörung an sich tragend, scheint er nach der sehr richtigen Bemerkung des Gelehrten Palassou dem Dichter Delille vor den Augen geschwebt zu haben, als er sang:

Seht Ihr den kahlen, erdentblößten Berg
Dem Aquilon den ew'gen Krieg erklärt,
Und von der schroffen Stirn der regnichte
Olymp den aufgeweichten Lehm entführt
In ferne Felder, nackt den Gipfel lassend,
Der schwarze Spitzen in die Wolken streckt:
Scheußlicher Fels, deß Anblick nur betrübt.

Er führt verschiedene Namen, Pic du Midi de Pau, Pic d'Ossau, Pic des Jumelles, Pic des tres Sorur (Dreischwesternberg). Diese zwei letzten Namen kommen von der Gestalt seines Gipfels her, der nach der Verschiedenheit des Anschauungspunktes zwei oder drei eng beisammenstehende Spitzen ausstreckt. Wenige haben ihn bestiegen, und vielleicht ist noch keiner auf den höchsten Gipfel gelangt, nicht sowohl wegen seiner Höhe oder wegen seiner Steilheit, am wahrscheinlichsten, weil er keinen so berühmten Namen hat wie der Montblanc und andere dieser Art. Hr. Reboul gibt seine Höhe auf 1531 Toisen an; nach den Versuchen der HH. Flamignon, Delfraut und d'Angosse ist er 1407 Toisen über die Brücke von Pau (die 4 M. entfernt ist); alles dieß ist ungewiß. Der Pic du Midi von Bagnères ist nicht so hoch, und doch wurde seine Höhe im Jahre 1752 von Darcet und Jugot, den Versuchen des Hrn. Duluc zufolge, auf 1471 Toisen über eben diese Brücke angegeben.*) Der Präsident de Thou erzählt in seinen Memoiren, daß Mr. de Candale, ein naher Verwandter der Königin Johanna, mit welchem er sich in den Bädern von Eaux chaudes befand, den Berg beinahe bis auf den höchsten Gipfel erstiegen, und die Höhe seines Standpunktes über dem ruhigen Lauf des Gave 1100 Toisen oder 6600 Fuß gefunden habe. Da dieser Berg offenbar eine beständige Degradation erleidet, so ist es nicht unmöglich, daß er zur Zeit des Hrn. de Candale, d. h. vor 300 Jahren, schwieriger zu besteigen und höher gewesen sey; doch darf man dem Geschichtschreiber Marca keinen Glauben beimessen, wenn er sagt, daß man von seinem Gipfel beide Meere sieht. Der Pic von Ossau ist gegen den Ocean hin auf 40 Meilen sichtbar; Palassou bemerkte ihn deutlich mit freiem Auge von Bazas, 11 Meilen südlich von Bordeaux, und jeder kann ihn von dem Fichtenbaume beim Boucau von Bayonne aus unterscheiden; aber das mittelländische Meer ist viel weiter von ihm entfernt als der Golf von Gasconien, und gerade auf jener Seite stehen die hohen Pyrenäen dazwischen. Der nackte und steile Pic von Ossau erträgt weder den Schnee, der an seiner Spitze abgleitet, noch gibt er andern Gewässern den Ursprung, als zwei Armen des Gave von Gabas und weiter östlich der Arthouze, welche alle

*) Charpentier gibt 9186 Fuß für das Mittagshorn von Pau und 8958 für das von Bagnères an.

drei sich auf seiner nördlichen Seite vereinigen, und den Gave von Ossau bilden; auf der südlichen Seite des Gränzgebirgs entspringt ein Arm des Gallego. Uebrigens behauptet man, er sey nur von der Ostseite zugänglich; der Anfangspunkt der Besteigung wird aber in der Casa de Broussette, südwestlich von dem Pic, genommen, weil dieses die einzige Wohnung ist, die man in seiner Nähe findet. Wir wollen also diesen Weg nachholen.

(Fortsetzung folgt.)

Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien.

(Schluß.)

In Folge der zahlreichen Petitionen aus Indien und England und dem außerordentlichen Interesse, das der Gegenstand erregte, wurde im Junius 1837 abermals ein Comité des Unterhauses niedergesetzt, um die besten Mittel zur Herstellung einer Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien über das rothe Meer zu untersuchen. Die Ergebnisse dieses Comité's sind ausnehmend interessant, nicht nur hinsichtlich des unmittelbaren Gegenstandes ihrer Untersuchung, sondern auch hinsichtlich der Dampfschifffahrt überhaupt. Troz aller bereits gemachten Fortschritte scheinen wir doch erst am Anfang der Erkenntniß in der Dampfschifffahrt zu stehen. Die erfahrensten und kenntnißreichsten Männer sind noch nicht einig über die angemessene Größe und den Bau der Dampfboote, die Art der Maschinen und das Verhältniß der Kraft zum Tonnengehalt; es gibt außerordentliche Beispiele von vermehrter Geschwindigkeit durch Mittel, die nach allen bisherigen Berechnungen gerade das Gegentheil hätten hervorbringen sollen, und deren Erklärung auch die Erfahrensten in Verlegenheit sezte. Ein anderer merkwürdiger Umstand ist, daß die Franzosen, von denen man gewöhnlich annimmt, daß sie in der Dampfschifffahrt hinter den Engländern zurück seyen, diese überholt haben und eine größere Schnelligkeit zur See erreichten. Die französische Regierung hat eine bewunderswerthe Einrichtung von Dampfpaketbooten, welche alle 10 Tage von Marseille aus nach Malta, Alexandrien und verschiedenen andern Häfen des Mittelmeers abgehen; nach der Aufmerksamkeit, welche man diesem Dienstzweig widmet, ist es kaum zu bezweifeln, daß man die Dampfschifffahrt als einen politischen Gegenstand erster Wichtigkeit befördert. Briefe aus England über Marseille kommen 6 bis 10 Tage früher nach Alexandrien als mit den englischen Dampfbooten; Passagiere werden zu 7, 14 und 21 Pfd. befördert, und hinsichtlich der Quarantaine findet weniger Aufenthalt statt, da die französischen Dampfboote einen Quarantainebeamten an Bord haben. Diese Umstände geben dem Plan einer Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien eine erhöhte Wichtigkeit und machen sie zu einem Gegenstande von nationaler Bedeutung.

Von den mannichfachen Planen, welche zur Einrichtung einer regelmäßigen Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien entworfen wurden, verdient der von Dr. Lardner die meiste Aufmerksamkeit. Er schlägt 3 Dampfboote von 600 bis 700 Tonnen und 160 bis 200 Pferdekraft vor, welche die Fahrten zwischen Falmouth und Alexandrien machen sollen; für Indien und das rothe Meer verlangt er 6 oder 7 von 1000 Tonnen und 250 Pferdekraft, wovon 5 fortwährend beschäftigt und die übrigen in Reserve gehalten werden sollen: das erste Dampfboot soll zwischen Calcutta, Madras und Ceylon fahren; das zweite zwischen Ceylon und Socotra, das dritte zwischen Bombay und Socotra, das vierte zwischen Socotra und der Insel Cameran im rothen Meere, und das fünfte zwischen Cameran und Suez; jedes Dampfboot hätte demnach seine eigene Station zurückzulegen, wovon die längste von Ceylon bis Socotra 1660 Meilen betragen und 8½ Tage erfordern würde. Der schwierigste Theil der Fahrt ist von Bombay nach Socotra während des Südwest-Monsoons vom May bis Septbr., wo der Wind mit großer Heftigkeit einem diesen Weg machenden Schiffe gerade entgegen bläst. Man ist sehr verschiedener Ansicht über die Möglichkeit, ob ein Dampfboot in dieser Jahreszeit die Fahrt in gerader Richtung machen kann, und einige glauben, daß Dampfboote von 600 bis 700 Tonnen besser passen würden als größere; der Dr. Lardner aber behauptet, daß gerade das physische Hinderniß der Südwestmonsoons ihn hauptsächlich veranlaßt habe, Schiffe von größerem Tonnengehalt vorzuschlagen, da diese, wie er aus Erfahrung wisse, die größte Entfernung mit dem verhältnißmäßig geringsten Aufwand an Kohlen zurücklegen, und in stillem Wasser treibe die größte Kraft das Schiff mit größerer Schnelligkeit vorwärts, bei einem widrigen Wind und widriger See aber sey die Schnelligkeit um so größer, je größer das Schiff sey. Die Anwendung von großen Dampfbooten würde den Vortheil gewähren, mehr Passagiere und Waaren mitnehmen zu können, und der Handel im rothen Meere würde steigen, da auf diesem Wege Waaren von großem Werthe und geringem Umfange leicht nach Europa gebracht werden könnten. Die Inseln Socotra und Cameran schienen für Depots besser zu passen als Mokka und andere Städte auf dem festen Lande, die von Waghorn und andern vorgeschlagen wurden, die Häfen sind besser, und ein großer Vortheil ist, daß die Dampfboote und die Niederlassungen daselbst weniger durch die kleinlichen Plackereien und Verzögerungen leiden würden, die sie manchmal von den Behörden auf dem festen Lande erfahren. Für die Reise von Suez nach Cairo und Alexandrien ist alle Vorsorge getroffen: man legt sie in zwei oder drei Tagen auf Kamelen oder Eseln zurück. Man hat den Plan zu einer Eisenbahn entworfen, die Bahnlinie aufgenommen und der Vicekönig hat mit einem Aufwand von 200,000 Pfd. die nöthigen Materialien herbeigeschafft; das Ganze wird 6 bis 800,000 Pfd. kosten, und wenn die Bahn fertig ist, wird man den Weg in 3 oder 4 Stunden zurücklegen. Eine zweite Eisenbahn ist im Plane zwischen Cairo und Alexandrien, wo man dann die ganze Reise von Suez bis dahin in 30 Stunden zurücklegen kann; gegenwärtig braucht man 6 Tage. Was die Pest betrifft, so herrscht sie, außer im Frühjahre, selten in Aegypten, und verschwindet manchmal 8 bis 9 Jahre ganz. Mehrere Reisende betrachten überhaupt die Pest, gewisse Jahreszeiten ausgenommen, als einen reinen Popanz.

Man rechnet, daß, wenn einmal eine regelmäßige Linie von Dampfbooten zwischen Bombay und Suez hin- und herführe, die Reise an den letztern Ort in 19 Tagen zurückgelegt würde; da man nun von Suez nach Alexandrien 6 Tage, von Alexandrien nach Falmouth 16 Tage und von Falmouth nach London $1^1/_2$ braucht, so würde die ganze Reise von Bombay nach London 42 und einen halben Tag dauern; von Calcutta nach Suez braucht man 30 und einen halben Tag, von Calcutta nach London also 54 Tage. Dieses sind die durchschnittlichen Berechnungen des Dr. Lardner, und wenn man diesem schnellen Verkehr auch nur nahe kommt, so werden die Vortheile unberechenbar seyn.

Wir kommen jetzt zu den Kosten des Unternehmens, ein Hauptpunkt, der bis jetzt die Ausführung des Planes wesentlich gehindert hat. Die Kosten der Dampfboote zwischen England und Alexandrien lassen sich ziemlich genau berechnen, in Indien aber ist der Fall anders; dort kann man nicht so leicht Beschädigungen, namentlich an der Maschinerie, herstellen lassen, der Preis der Kohlen ist unsicherer, und die verschiedenen Niederlagen müssen bedeutende Ausgaben verursachen. Dr. Lardner berechnet die jährliche Ausgabe für den Unterhalt der 3 Dampfboote, die zwischen England und Alexandrien fahren sollen, mit Einschluß der Capitalzinsen auf 24,000 Pfd., 6500 Tonnen Kohlen auf 8000 Pfd., zusammen also 32,000 Pfd. Die Dampfboote für Indien von 1000 Tonnen Last und 250 Pferdekraft würden 30,000 Pfd. jedes kosten und ungefähr 15 Jahre dauern. Capital, Interessen und Versicherung würden also für jedes Boot jährlich 4325, Sold, Arbeitslohn, Lebensmittel, Vorräthe und Ausbesserungen etwa 6500 Pfd. kosten. Die jährliche Ausgabe

von 6 Dampfschiffen wäre demnach	25,950	Pfd.
Unterhaltung von 5 in Activität befindlichen Schiffen	32,500	—
18,000 Tonnen Kohlen zu im Durchschnitt $37^1/_2$ S.	33,750	—
Ausgabe für 3 Dampfboote von England nach Alexandrien . . .	32,000	—
Agentschaft in Aegypten	2000	—
Summa	126,200	—

Der zweifelhafteste Ansatz ist der für Kohlen, und die Angabe Dr. Lardner's möchte wohl ziemlich überschritten werden.

Die Einnahme würde entspringen aus der Fortschaffung von Passagieren, Briefen und Paketen und werthvollen Waaren. Die Zahl der Personen, welche jetzt jährlich die Reise nach Indien und zurück machen, beträgt 3200, von denen 2400 in den Dampfbooten untergebracht werden könnten. Die Kosten einer Fahrt ums Cap der guten Hoffnung herum betragen 100 bis 150 Pfd.; wenn die Dampfboote die Passagiere nach einem Durchschnittspreis aufnehmen, so würden sie über 80 Pfd. an einem gewinnen, was ein Einkommen von 196,000 Pfd. des Jahres gäbe. Von Briefen und Paketen berechnet Dr. Lardner eine Einnahme von 17,000 Pfd., was also die Gesammteinnahme, ohne die Waarenfracht und die Beförderung der Depeschen und Couriere der Regierung und der ostindischen Compagnie zu berechnen, auf die Summe von 213,000 Pfund steigern würde. Der oben erwähnte Hr. Peacock berechnet freilich die Gesammtausgabe auf wenigstens 500,000 Pfd. und meint, durch die Beförderung von Passagieren sey nichts zu gewinnen; allein es ist, wie wir oben gesehen, Grund vorhanden, zu vermuthen, daß er absichtlich die Ausgaben über- und die Einnahmen unterschätzt. Erfahrene Leute behaupten, daß man jeden Passagier, 60 Tage für die ganze Reise berechnet, mit 30 oder höchstens 40 Pfd. unterhalten könne, wornach denn der übrige Theil des Fahrgeldes reiner Gewinn wäre. Bald würden alle Reisende den kurzen Weg über Aegypten der langen und monotonen Seereise um das Cap der guten Hoffnung vorziehen und zudem ist es eine bekannte Thatsache, daß wo immer die Verbindungsmittel erleichtert werden, die Zahl der Reisenden zunimmt, auch wenn die Kosten nicht vermindert werden. So kann man mit Sicherheit voraus sagen, daß eine regelmäßige Linie von Dampfbooten von England nach Indien viele Personen anziehen würde, welche sonst die Reise nicht unternommen hätten. Eine solche Linie von Dampfbooten würde zur Einrichtung weiterer Dampfbootverbindung führen, wie nach Isle de France, den Seyschellen, nach Singapur, den östlichen Inseln, China und Neuholland. Die Kaufleute, welche mit letztern Ländern in Verbindung stehen, haben in Erwartung der nach Indien einzurichtenden Dampfschiffahrt bereits eine Dampfschiffahrts-Compagnie gebildet und die Dampfschiffe sind schon gebaut, welche zwischen Neuholland und Ceylon hin- und herfahren, und an letzterm Orte die indischen Dampfboote treffen sollen. Trotz der großen Geldausgabe, welche die Herstellung einer Dampfschiffahrtsverbindung mit Indien erforderte, ist aller Grund zur Hoffnung vorhanden, daß dieselbe bei gehöriger Leitung reichlichen Gewinn abwerfen wird, abgesehen von den großen, politischen und commerciellen Vortheilen, welche dieselbe den englischen Besitzungen in Indien und im Orient überhaupt, so wie den rasch anwachsenden Niederlassungen in Australien gewähren wird.

Wir hängen diesen aus Taits Magazin entnommenen Mittheilungen noch einige Nachträge an, indem am 12 October in London eine große Versammlung statt fand, um die Mittel zu berathen, die Dampfschiffahrtsverbindung mit Indien auf einen sichern Fuß zu stellen, da, wie von mehreren Seiten mit Bitterkeit bemerkt wurde, die Directoren der ostindischen Compagnie noch immer nicht recht Hand ans Werk legen wollen. Wir entlehnen aus der interessantesten Rede von einem Capitän J. Barber Nachstehendes: „In Indien kennt Jedermann die Vortheile einer schnellen Verbindung mit England, und in Bengalen sind 2800 Actien im Betrag zu 140,000 Pfd. unterzeichnet, „um jedem klug berechneten Plan, eine Dampfschiffahrtsverbindung mit den drei Präsidentschaften*) über das rothe Meer herzustellen, alsbald beizutreten." Ich berechne die Ausgabe für 5 Dampfboote von 1500 Tonnen und 600 Pferdekraft nebst zwei kleinen für die Verzweigung nach Bombay, die Omnibusse und andere Wagen für den Weg durch die Wüste, so wie für die An-

*) Dieß ist gegen den Plan der Directoren gerichtet, die Linie der Dampfboote nur bis Bombay gehen zu lassen.

stalten an den verschiedenen Stationen auf 335,000 Pfd. oder in runder Summe 400,000 Pfd. Meine Zuhörer werden vielleicht lächeln, daß Omnibusse durch die Wüste fahren sollen, aber Alles, was ich sagen kann, ist, daß ich im ersten der abfährt, einzusteigen entschlossen bin. Die jährliche Ausgabe für Kohlen, Besoldungen, Lebensmittel, Zugpferde in Aegypten, Kosten an den verschiedenen Stationen, Verwaltung, Versicherung zu 5 Proc., Sinkingsfond zu 15 Proc., unvorhergesehene Unfälle zu 10,000 Pfd. mitgerechnet, schlage ich auf 227,690 Pfd. an, und rechne hiebei die Kohlen auf 90,000 Pfd., indem sich schon eine Gesellschaft erboten hat, sie um diesen Preis jährlich zu liefern."

Man ersieht daraus, daß Capitän Barber von Lardner's Berechnung ziemlich abweicht, dagegen berechnet er die Einnahme auf fast 300,000 Pfd. jährlich, indem er die Briefpostbeförderung, mit Einschluß der Depeschen des Directoriums auf 72,000 Pfd. anschlägt.

Die Versammlung war von Wichtigkeit, indem sich nicht nur mehrere Parlamentsglieder anschlossen, sondern auch Lord William Bentinck, der ehemalige Generalgouverneur Indiens, und Sir W. Horton, vormaliger Gouverneur von Ceylon, der den Vorsitz führte. Man scheint entschlossen, die Sache endlich, trotz des Widerstrebens der Directoren der ostindischen Compagnie, zu einem gedeihlichen Ziele zu führen.

Die spanischen Cortes und ihre hervorragenden Redner.

(Fortsetzung.)

Die neuen Männer von Verdienst, welche in die Kammer der Procuradores Eingang gefunden hatten, konnten sich mit den Alten auf dem Rednerstuhle nicht messen. Lopez vermochte den Glanz nicht zu behaupten, in dem er sich bei seiner Antrittsrede gezeigt hatte; Trueba entsprach nicht lange den von ihm gehegten Hoffnungen; Gonzalez und Caballero würden eher auf den Eichenkranz des Patriotismus, als auf die Palme der Beredsamkeit Anspruch machen können.

Einige zeichneten sich noch durch solide Kenntnisse aus, verbunden oft mit einer genauen und beredsamen Diction, wie der Marquis von Torremeila; Andere schwiegen oder sprachen wenig, obschon ihr specielles Wissen in einigen Zweigen Anerkennung fand. So Florez Estrada, ein Staatswirth von Ruf, Montevirgen, Rivaherrera. Isturiz, der Präsident der Kammer, entwickelte Umsicht, Tact, Unparteilichkeit in seinem wichtigen Amte, seine Beredsamkeit ist energisch, seine Sprache fest und entschieden. —

Von dem Estamento der Proceres, dieser gemischten Aristokratie, welche in Medinaceli anfing und im Dichter Quintana aufhörte, ist nicht viel zu sagen. Mit zwei oder drei Ausnahmen vollzog der hohe Körper mit dem feierlichsten Schweigen und einer fast religiösen Genauigkeit jede der Bewegungen, welche es dem Ministerium ihm anzuzeigen gefiel. Diese gelehrige Kammer hatte keine eigene Lebenskraft, keine Autorität, keinen Einfluß: sie war eine todtgeborne Schöpfung, ein unnützes Rad an der Staatsmaschine, das nicht die Kraft hatte, ihre zu schnelle Bewegung aufzuhalten, noch die, im Fall die Maschine in Stillstand gerieth, sie wieder in Bewegung zu bringen. Spanien, ungeachtet seiner Grandezza, seiner erblichen Rechte, seiner Majorate und einiger andern aristokratischen Elemente, ist ein durchaus demokratisches Land, das Dogma der christlichen Gleichheit ist aus der Kirche in die Sitten übergegangen, und einmal hier fest begründet, muß es sich nothwendig auch allmählich in die Gesetzgebung einführen. Die Proceres könnten allenfalls nur dann ein Gewicht erlangen, wenn die plebejischen Illustrationen zugleich Eintritt bei ihnen erhielten. Die reformirte Verfassung von 1837 hat dieß zu bewirken und die hohe Kammer aus solchen Elementen zu schaffen versucht, daß sie jetzt Selbstständigkeit und Leben erlangen wird, wenn dieß überhaupt auf der Halbinsel möglich ist. Außer dieser Kammer bleibt nur noch der Versuch mit einem patricischen Senate übrig. Jenes Estamento der Proceres des Estatuto aber war todt, ehe es Leben erhalten hatte, nicht Ein Redner stieg aus seinen ehrenwerthen Gräbern hervor, nicht Eine Stimme erhob sich, das Schweigen der Katakomben zu stören. Sie schliefen und entschliefen in Frieden. —

Nachdem der merkwürdige vereinigte Aufstand der Juntas im Jahre 1835 die Schöpfung des Martinez de la Rosa ohne Fundament gezeigt hatte und die Constitution von 1812 provisorisch verkündigt war, versammelten sich die vierten Cortes, die zweiten constituirenden. Schwieriger war die Aufgabe, frischer die Kräfte. Die alte glänzende Opposition wechselte ihre Rolle und bildete eine ministerielle Majorität, und vorzüglich ein junger parlamentarischer Anwachs trat in die Linie der frühern Opposition. Doch war diese nach der linken Seite hin keineswegs entschieden, auch triumphirte sie in wesentlichen Punkten, in andern stimmte sie mit der Majorität überein.

Mit klopfendem Herzen betrat ich zum erstenmal den Palast dieser Cortes, ein altes, klösterliches, neu aufgefrischtes Gebäude: der Ernst der Zeit, die Schrecken eines sich in die Länge ziehenden Bürgerkriegs erfüllen ahnungsvoller unser Gemüth, nähern wir uns einer solchen Versammlung. Auf dem Platze vor dem Haus, unfern des eleganten Prado, steht Cervantes erzene Bildsäule, noch eine seltene Ehre in diesem Lande; nicht weit davon befindet sich in der nach jenem Dichter benannten Straße noch wohlbehalten das Haus, in welchem er seinen unsterblichen Don Quixote schrieb, und mit Noth und Elend kämpfte. Der Sitzungssaal ist länglich rund; in der Mitte einer der längern Seiten steht auf einer Erhöhung der Thron, davor der Tisch des Präsidenten und der Secretäre, zwei Rednerstühle ragen von hier aus weit in die Mitte des Saales hinein; im Kreise herum auf den amphitheatralisch übereinanderragenden Bänken sitzen die Abgeordneten. Die Namen einiger Helden aus dem Unabhängigkeitskrieg und hingewürgter Opfer der spätern Zeit bilden den einzigen Schmuck der Wände. Den Saal umgeben in einer höhern Region die Tribunen für das Publicum, wovon ich die öffentliche, die größte, stets zahlreich besucht fand. Die vordern Sitze in den tribunas reservadas, wozu ein Deputirter mir eine Eintrittskarte verschafft hatte, waren stets von einer Reihe glänzender, mit schön gestickten weißen oder schwarzen Mantillen geschmückter Damen eingenommen, deren schwarze Augen und feurige Blicke nicht selten die Beredsamkeit der Männer anfeuern mochten. Die Reden versteht man im ganzen, wohlabgerundeten, hohen Saale; das gedämpfte Licht darin — auch in der heißesten Jahreszeit werden die Sitzungen gewöhnlich von 11 bis 5 Uhr Nachmittags gehalten — erhöht die feierliche Wirkung des Ganzen. In der That, dieser Sitzungssaal gefiel mir durch Einfachheit und Würde besser, als irgend ein anderer, obschon ihm die Eleganz und Pracht derer zu Paris, Brüssel, ja selbst zu Lisboa abgehen. —

(Schluß folgt)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 96.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 Oktober 1838.

Skizze der Entwicklung der englischen Literatur seit Chaucers Zeit.

Aus Veranlassung der Beurtheilung von Chateaubriands Versuch über die englische Literatur gibt das Edinburgh Review einen anziehenden kurzen Ueberblick über die Entwicklung der englischen Poesie, mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung *des Volkes selbst*. Wir geben hier das Wesentliche davon.

Die Normannen sind, nächst den Hellenen, das glänzendste *Volk* in der ganzen Geschichte. Ihr Einfluß auf die Welt ist riesenhaft und dauernd gewesen. Sie haben die Aristokratie Europa's geschaffen, und wir wundern uns nicht über den Stolz, womit sich Manche bestreben, ihre Abkunft von einem so erlauchten Stamm nachzuweisen. Sie glichen den frühesten Hellenen in manchen charakteristischen Zügen — in ihrem starken aristokratischen Geist — in ihren beschränkten Monarchien, in ihrer Rastlosigkeit und ihrem Thatendurst — in ihrem Stolz, ihrer Abenteuersucht und in jenem beinah intuitiven Geschmack für Pracht und Glanz, der ihrer Civilisation eher voranging, als daß er daraus entsprungen wäre. Aber sie besaßen nicht den wunderbaren richtigen Sinn für das Schöne, der die Hellenen und den jonischen Theil der ohne allen Zweifel stammverwandten Pelasger von allen übrigen großen Stämmen der Menschheit unterscheidet. Die ersten Einflüsse der Normannen in England waren für unsere nationale Poesie nicht günstig. Ihre eigenen Gesänge und lyrischen Dichtungen besaßen nicht die Frische und Einfachheit, welche gewöhnlich eine jugendliche Literatur auszeichnen; sie waren größtentheils roh und gekünstelt zugleich. Die Eroberung hemmte natürlich das Wachsthum und die Entwicklung der heimischen Literatur plötzlich — der Nationalgeist, der eigentliche ächte Keim der Nationalpoesie, ward unterdrückt — die Sprache des Volks selbst als barbarisch verspottet — die populären Schriften der Sachsen wurden Uebersetzungen oder Nachahmungen vom Französischen; und die Normannen lieferten nicht nur den Stoff für die Legendenpoesie, sondern auch in ihrem Gebrauch des Reims die Form, in welcher die Themata behandelt wurden. Aber obgleich unsere Romanzenpoesie, wenn sie auch nicht ganz und gar aus der französischen entsprang, wenigstens den Trouvère als ihren Stiefvater betrachten muß; so konnte es doch, bis etwas von dem nationalen und volksthümlichen Geist sich wieder unter den neuen Formen zu regen begann, die unserer jugendlichen Literatur gewaltsam waren aufgedrungen worden, nichts Schwächeres und Elenderes geben, als ihre ungesunde und sieche Erscheinung. Erst als wieder ein Nationalgeist erstarkt war, erstand auch wieder ein nationaler Barde. Und nun schienen alle die fremden und französischen Verfälschungen eine originelle und charakteristische Muse nicht mehr zu verunstalten, sondern zu verschönern und zu bereichern; und Chaucer, obgleich ein Normann von Abstammung, ein Höfling und Gelehrter, der Liebling der Beamteten und Edeln, wurde zugleich der Dichter des Volks, und vereinigte zu einem einigen und entschiedenen Ganzen ebenso sehr die Attribute und charakteristischen Eigenschaften der Eroberer wie der Eroberten.

Den Angelsachsen, einem ruhigen, seßhaften und ackerbautreibenden Volk, scheint eine tiefe Leidenschaft für die einfache Natur und für ländliche Schilderungen eigen gewesen zu seyn, die man nicht bei den Normannen trifft, und die vom Anfang bis zum Ende einen in die Augen fallenden Zug unserer nationalen Poesie ausgemacht hat. Bei den Sachsen herrschte auch, in Folge ihrer alten politischen Verfassung, ein starkes volksthümliches Gefühl. Die Poeten in England scheinen bei Zeiten das Verlangen empfunden zu haben, die große Menge des Volks zu ihrer Zuhörerschaft zu machen. Robert Mannyng, dessen Namen sächsische Abstammung verräth, obgleich man ihn gewöhnlich als Robert de Brunne kennt (unser erster bekannter Dichter im 14ten Jahrhundert), gibt als Zweck seiner Reimchronik an, sie solle nicht für die Gelehrten, sondern für die gemeinen Leute seyn.

Manche Umstände aber, die eine Zeitlang unserer frühesten Literatur sehr nachtheilig waren, dienten vielleicht dazu, sie vor der Stagnation zu bewahren und ihr ihre dauernden Eindrücke aufzuprägen. So war vielleicht gerade das, daß unsere ersten

kunstlosen Barden, weil sie englisch dichteten, sich nothwendig an die große Masse des Volks, an die Bürger und freien Bauern wendeten, der Grund, daß trotz der Ansteckung einer ausländischen, verkünstelten Muse, bei uns auf den Straßen und offenen Plätzen eine ausgezeichnet kräftige, allgemein ansprechende und männliche Poesie erwuchs. Selbst der Umstand, daß in England zwei Sprachen herrschten — eine für die Edeln, die andere für das Volk — drückte zwar eine Zeitlang den geistigen Aufschwung in der heimischen Sprache demüthigend nieder, aber er setzte auch dem Einfluß einer fremden, exotischen Sprache bestimmte und unübersteigliche Schranken. Und während Ritter und Edle den normannischen Madrigalen lauschten, konnte der nationale Genius unter einem geringeren Publikum sich frei entfalten, entlehnend oft von den vornehmeren Lesern, aber jeden Zusatz wohl verschmelzend und Alles der besten Probe — dem Urtheil der größten Anzahl — unterwerfend. So hielt im Ganzen der literarische Sinn gleichen Schritt mit der socialen Entwicklung des Volkes — wuchs mit seinem Wachsthum, und kräftigte sich mit seiner Kraft; und so kam es, daß, als Chaucer dichtete, obgleich ansehnlich entlehnend von der frühern italienischen Poesie, obgleich nicht ohne eine Färbung des Normannischen, er doch sofort als ein nationaler Dichter auftrat, gebildet durch die Verhältnisse der Nation und ans Herz einer Nation sprechend! Obwohl, wie schon erwähnt, ein Höfling und Gelehrter, war Chaucer doch für den literarischen Geist des englischen Volks ein kräftiges, einfaches und wahres Organ. Es war eine unberechenbare Ermuthigung für die englische Sprache, daß ein so wohl unterrichteter, mit den Großen so vertrauter Mann, ihr den Vorzug vor der französischen gab. Ohne Zweifel trug die außerordentliche Popularität der Canterbury-Sagen und von Troilus und Kressida unendlich viel dazu bei, die Sprache eines eroberten Volkes den Eroberern nicht nur vertraut, sondern auch wohllautend zu machen. Die Sympathien Chaucers sind nicht die von Coterien und Höfen, sie wenden sich an allgemein menschliche Gefühle. Er hat eine leidenschaftliche Liebe zur Natur, und seine genauen, ins Kleinste gehenden Schilderungen sind doch in der That sehr verschieden von den idyllischen Affektationen der Trouvères und Troubadours. Er besitzt auch jene gesunde, tüchtige Kraft des Unterscheidens und Charakterisirens, welche aus einem beobachtenden Auge und einem geselligen Gemüth entspringt. Chaucer ist der früheste Dichter in der modernen Literatur, dessen Charaktere scharf gezeichnet und durchgeführt sind. Seine Personen verhalten sich zu denen Boccaccio's wie die Homers zu denen Virgils; und das Studium Chaucers mußte, wie das Homers, unvermerkt zum Drama hinüberführen. Vielleicht war es die in seinem ganzen Wesen liegende Sympathie mit umfassenden Interessen und allgemeinen Gefühlen nicht minder als die Hinneigung seiner Vernunft zu den Lehren Wikleffs, was Chaucer zum Satyriker der Mönche und Priester machte. Er scheint eine praktische und schlaue Philosophie gehabt zu haben bei seinen muntern Sarkasmen über diese heiligen Männer, welche feiner und sinnvoller ist, als die leichtsinnigen Neckereien der Troubadours. Die Lebenslaufbahn Chaucers, seine scharfe Beobachtung des Natürlichen bei den Menschen sowohl als bei Gegenden und Sachen, trug vielleicht auch dazu bei, ihn zum großen Begründer einer sehr auffallenden Eigenthümlichkeit der englischen Literatur zu machen — der Mischung nämlich des Humoristischen und Pathetischen — des Ernsten und Komischen. Treu dem menschlichen Leben, dem er unbewußt seine Regeln entnahm, malte er seine Wechsel, wie er sie vor Augen sah; und es ist schwer zu sagen, in welchem Styl er am ausgezeichnetsten ist, im ernsten oder scherzhaften. In seinem leichten und kräftigen Spiel mit seinen Gegenständen mag er sich mit Boccaccio vergleichen lassen. Aber es war Chaucers Vorzug, daß er keine Muster nahm, von welchen nicht die Natur das Original war. Vielleicht, wenn wir den Autor namhaft machen sollten, der den größten Einfluß auf das englische Drama geübt hat, würden wir Chaucer nennen. Sein Geist ist sichtbarer in diesem Gebiet unsrer Poesie als sonst irgend wo. Wirklich ging auch die erzählende Poesie, sobald die Literatur ein wirksamerer Hebel der Gesellschaft wurde, in die dramatische Poesie über. Dieselbe Individualität der Charaktere, die scharfe Festhaltung des Thema's, die Mischung des Ernsten und Humoristischen, welche der Erzählung Lebendigkeit gab, schlug Wurzeln im Drama und wurde Dialog und Handlung.

(Fortsetzung folgt.)

Knechtschaft und Größe im Militärleben.

(Fortsetzung.)

Sie stand auf, küßte ihn und legte sich zuerst in die Hängematte, und schien bald einzuschlafen; nach einer Weile sagte sie, bald schlummernd: Mein Freund, hast du keinen Schlaf? Es ist spät, weißt du? — Er hielt immer noch die Stirne gegen die Hände gestützt, ohne zu antworten. Das beunruhigte die schöne Kleine ein wenig; sie streckte ihr liebliches Köpfchen aus der Hängematte hervor, wie ein Vogel aus seinem Nest, und betrachtete ihn mit offenem Munde, wagte aber nichts zu sprechen. Endlich sagte er zu ihr: Ach meine theure Laure, je mehr wir uns Amerika nähern, um so weniger kann ich mich der überhandnehmenden Traurigkeit erwehren. Ich weiß nicht warum, aber es ist mir, als ob die glücklichste Zeit unseres Lebens die der Ueberfahrt gewesen wäre. — So ist es mir auch, antwortete sie; ich möchte gern nie ankommen. — Er sah sie an, die Hände faltend, mit einem Ausdruck von Empfindung, den Ihr Euch nicht vorstellen könnt. — Und doch, mein Engel, weinst du immer und betest zu Gott, sagte er; das thut mir sehr wehe, weil ich wohl weiß, an wen du denkst, und weil ich glaube, es reue dich, was du gethan hast. — Mich reuen! sagte sie mit schmerzlicher Miene, mich, daß ich dir gefolgt bin, mein Freund! Meinst du daß ich dich weniger liebe, weil ich dir erst so kurze Zeit angehöre? Ist man mit siebzehn Jahren keine Frau, kennt man seine Pflichten nicht? Haben nicht meine Mutter und Schwestern für meine Pflicht erklärt, daß ich dich nach Guiana begleite? Ich wundere mich nur, daß du darüber so gerührt warest, mein Freund; das ist ja Alles ganz natür-

lich. Und jetzt weiß ich nicht, wie du glauben kannst, ich bereue etwas, da ich bei dir bin, um dir beizustehen im Leben, oder mit dir zu sterben, wenn du stirbst. — Das Alles sagte sie mit einer so süßen Stimme, daß man es hätte für Musik halten können. Ich war ganz bewegt davon, und sagte: Gute kleine Frau, nur zu!

Der junge Mann seufzte, indem er mit dem Fuß stampfte und eine kleine Hand und nackten Arm küßte, die sie ihm reichte. Oh! Laurette, meine Laurette! sagte er, wenn ich bedenke, daß wenn wir unsere Heirath um vier Tage aufgeschoben hätten, man mich allein verhaftet hätte und ich jetzt allein reiste, so kann ich mir nicht verzeihen!

Da streckte die schöne Kleine ihre beiden nackten weißen Arme aus der Hängematte hervor, und liebkoste ihm Stirne, Haare und Augen und ergriff seinen Kopf, wie um ihn an ihrer Brust zu verbergen. Sie lächelte wie ein Kind und sagte ihm tausend Zärtlichkeiten, wie ich noch nie etwas Aehnliches gehört hatte. Sie schloß ihm den Mund mit der Hand, um allein zu sprechen: Ist es nicht viel besser, sagte sie, daß du eine Frau bei dir hast, die dich liebt, sage, mein Freund? Ich gehe ganz gern nach Cayenne; ich werde da Wilde sehen und Cokusbäume, wie Paul und Virginie, nicht wahr? Wir pflanzen Jedes seinen eigenen. Wir wollen sehen, wer der beste Gärtner ist. Ich will den ganzen Tag und die ganze Nacht arbeiten, wenn du willst. Ich *bin stark*; da, sieh nur meine Arme an; ich könnte dich fast aufheben. Lache nicht über mich; ich kann auch recht schön sticken; ich will Unterricht im Zeichnen und in der Musik geben, wenn man das haben will; und wenn man dort lesen kann, kannst du ja schreiben!

Ich erinnere mich, daß der arme Junge, als sie dieß sagte, in solche Verzweiflung gerieth, daß er einen lauten Schrei ausstieß; Schreiben! rief er, Schreiben! und er faßte die rechte Hand mit der Linken, und drückte sie krampfhaft zusammen; — da, schreiben! warum hab' ich je schreiben gelernt! Schreiben! das ist das Handwerk eines Narren! ich habe an ihre Freiheit der Presse geglaubt! — Wo hatte ich auch meinen Verstand? Ha, warum that ich es? um fünf oder sechs ziemlich mittelmäßige Ideen drucken zu lassen, die nur von Solchen gelesen werden, die ihnen zugethan sind, und ins Feuer geworfen von denen, die sie hassen; die zu nichts dienen, als uns Verfolgung zuzuziehen! Bei mir — mag es seyn; aber du, schöner Engel, kaum vier Tage verheirathet! Was hattest du gethan? Erkläre mir nur, ich bitte dich, wie ich dir habe gestatten können, die Güte so weit zu treiben, daß du mir hieher folgtest? Weißt du auch nur wo du bist, arme Kleine? Bald, mein Kind, wirst du 1600 Meilen von deiner Mutter und deinen Schwestern entfernt seyn — und das Alles wegen meiner, meiner! . . . .

Sie suchte ihn zu erheitern und stimmte einen scherzhaften Ton an; sie scherzte darüber, daß sie beide kein Geld hatten, und sagte: Man ist nie lustiger, als wenn man nichts hat. Und habe ich nicht für den Nothfall die zwei Diamantringe, die mir meine Mutter gegeben hat? das ist überall gut und für alle Fälle, nicht wahr? Wenn du willst, verkaufen wir sie. Und am Ende glaube ich auch, daß der gute Mann, der Kapitän, nicht all' die guten Absichten sagt, die er mit uns hat, und daß er wohl weiß, was in dem Brief steht. Gewiß ist es eine Empfehlung für uns an den Gouverneur von Cayenne. — Vielleicht, sagte er; Wer weiß? — Nicht wahr? versetzte die kleine Frau; du bist so gut, daß ich gewiß glaube, die Regierung hat dich nur für kurze Zeit verbannt, aber grollt dir nicht lange.

Sie hatte das so gut gesagt, sie hatte mich „den guten Mann, den Kapitän" genannt, daß ich ganz bewegt und gerührt war, und ich freute mich selbst innerlich darüber, daß sie vielleicht richtig vermuthet hatte. Sie fingen an sich zu küssen; ich stampfte lebhaft mit dem Fuß auf das Verdeck und rief: Heda! meine Freunde, man hat Befehl gegeben, alles Feuer auf dem Schiff zu löschen. Blast Eure Lampe aus, seyd so gut. — Dieß geschah.

Ich sagte bei mir selbst, die guten jungen Leute haben gewiß die Wahrheit vermuthet, und ich ward darüber wieder ganz freudig. Es war fast zu wetten, daß Einer der fünf Direktoren sich besonnen hatte und sie mir empfahl. Ich stieg in mein Gemach hinab und sah nach dem Brief, über den ich, um ihn nicht sehen zu müssen, meine alte Uniform gehängt hatte. Er sah jetzt anders aus; es war mir als ob er lächelte, und die Siegel schienen mir rosenfarb. Ich zweifelte nicht mehr an seinem günstigen Inhalt und ich winkte ihm freundschaftlich zu. Dennoch hing ich wieder meine Kleider darüber; er machte mir die Zeit lang. Einige Tage dachten wir gar nicht mehr daran, ihn anzusehen, und waren munter; aber als wir uns dem ersten Breitegrad näherten, fingen wir an schweigsam zu werden.

An einem schönen Morgen beim Erwachen fand ich, daß wir den mir vorgeschriebenen Punkt erreicht hatten. Ich streckte die Nase aufs Verdeck; das Meer war ruhig und glatt; alle Segel sanken an den Masten herunter, eingesunken wie leere Ballons. Ich sagte: ich habe jetzt Zeit ihn zu lesen! und schielte nach dem Brief hinüber; aber ich wartete doch bis zum Abend, bis zum Sonnenuntergang. Nun mußte ich daran gehen; ich öffnete die Pendeluhr und nahm ihn heraus. Wohl eine Viertelstunde hielt ich ihn in der Hand, ohne ihn lesen zu können. Endlich sagte ich: das ist zu arg! und brach die drei Siegel auf einmal mit dem Daumen auf, und das große rothe Siegel zerrieb ich zu Staub. Nachdem ich gelesen, rieb ich mir die Augen, als hätte ich mich getäuscht. Ich las den ganzen Brief von neuem; ich las ihn noch einmal; ich fing mit der letzten Zeile an und kam bis zur ersten. Ich konnte nicht daran glauben. Meine Beine wankten ein wenig unter mir; ich setzte mich; ich bekam ein Zittern in der Gesichtshaut; ich rieb mir die Wangen und die hohlen Hände mit Rum; ich jammerte mich selbst, daß ich so einfältig sey; aber das war die Sache eines Augenblicks; ich stieg hinauf um frische Luft zu schöpfen.

Laurette war jenen Tag so hübsch, daß ich mich ihr nicht nähern mochte; sie hatte ein ganz einfaches weißes Kleid an, und wusch ein anderes an einem Seil im Meer; sie hatte ihre Freude an einer Pflanzenart, welche Weintrauben gleichen und auf den Wassern des tropischen Meeres schwimmen.

Komm doch, komm, schnell, und sieh die Weintrauben! rief sie, und ihr Freund lehnte sich an sie und beugte sich vor, sah aber das Wasser nicht, weil er nur sie voll Zärtlichkeit ansah. Ich winkte dem jungen Mann, daß er kommen sollte, mit mir über das Hinterkastell herüber zu sprechen. Sie kehrte sich um. Ich weiß nicht, was ich für ein Gesicht hatte, aber sie ließ ihr Seil fallen; sie faßte ihn heftig beim Arm und sagte: O geh nicht hin! er ist ganz blaß!

Das konnte wohl seyn; es war Grund dazu vorhanden. Er kam indeß zu mir herüber; sie sah uns an, gelehnt an den großen Mast. Wir gingen lange ohne zu sprechen, auf und ab. Ich rauchte eine Cigarre, die mir bitter schmeckte, und ich warf sie ins Wasser. Er folgte mir mit dem Auge; ich ergriff ihn am Arm; ich wollte ersticken, meiner Treu, auf meine Ehre, ich wollte ersticken.

Ey, sagte ich endlich zu ihm, erzählt mir doch, mein Freund, Eure Geschichte ein wenig. Was Teufels habt Ihr denn den Hunden von Advokaten gethan, die sich wie fünf Stücke eines Königs gebärden? es scheint daß sie sehr erbittert über Euch sind. Das ist seltsam. — Er zog die Schultern hinauf, und senkte den Kopf (mit einem so sanften Ausdruck, der arme Junge!) und sagte: O mein Gott, Kapitän, nicht viel! drei Couplets in einem Vaudeville auf das Direktorium, das ist Alles! — Nicht möglich! sagte ich. — O mein Gott, ja doch! die Couplets waren nicht einmal gut. Ich bin am 15 Fruktidor verhaftet und ins Gefängniß geführt — am 16 gerichtet und erst zum Tod verurtheilt, dann aus Gnade zur Deportation verdammt worden. — Das ist sonderbar, sagte ich. Die Direktoren sind sehr empfindliche Kameraden; denn jener bewußte Brief gibt mir Befehl, Euch erschießen zu lassen.

Er antwortete nicht und lächelte nur mit einem Gesicht, gut genug für einen jungen Mann von neunzehn Jahren. Er sah nur nach seiner Frau und trocknete sich die Stirne ab, von welcher die Schweißtropfen herunter rollten. Ich hatte wenigstens eben so viele im Gesicht und auch welche im Auge; ich fuhr fort: Es scheint, die Bürger haben Eure Sache nicht auf dem Land abmachen wollen, und haben gedacht, es würde hier weniger Aufsehen machen. Für mich aber ist das sehr traurig; denn Ihr mögt ein noch so guter Junge seyn, ich kann mir's nicht ersparen; der Todesbefehl ist ganz in Ordnung, und die Ordre zur Vollziehung ist unterzeichnet und gesiegelt; es fehlt nichts daran.

Er verbeugte sich sehr höflich gegen mich und erröthete: Ich verlange nichts, Kapitän, sagte er mit einer Stimme, so sanft wie gewöhnlich; es thäte mir unendlich leid, Anlaß zu geben, daß Ihr Eure Pflicht verletztet. Ich möchte nur ein wenig mit Laure sprechen und Euch bitten, sie in Euern Schutz zu nehmen, im Fall sie mich überleben sollte, was ich nicht glaube.

Oh! was das betrifft, das ist billig, sagte ich zu ihm, mein armer Junge; wenn Euch das nicht unangenehm ist, führe ich sie nach meiner Rückkehr nach Frankreich zu ihrer Familie, und verlasse sie nur, wenn sie mich nicht mehr sehen will. Aber meinem Gefühl nach dürft Ihr Euch schmeicheln, daß sie sich von diesem Schlag nicht erholen wird — die arme kleine Frau! — Er faßte meine beiden Hände, drückte sie und sagte: Mein braver Kapitän, Ihr leidet mehr als ich bei dem, was Euch zu thun bleibt, ich fühle es wohl; aber was können wir dafür? Ich vertraue auf Euch, daß Ihr das Wenige, was mir gehört, ihr erhaltet, daß Ihr sie beschützt, daß Ihr darüber wacht, daß sie bekommt, was ihre alte Mutter ihr etwa hinterläßt, nicht wahr? und auch daß man immer ihre Gesundheit schone. Halt! setzte er mit leiserer Stimme hinzu, ich habe Euch noch zu sagen, daß sie sehr zart ist; sie leidet oft auf der Brust, so daß sie mehrmals des Tags ohnmächtig wird; sie muß sich immer recht warm halten. Kurz Ihr werdet ihr Vater, Mutter und auch mich, so gut als möglich, ersetzen, nicht wahr? Wenn sie die Ringe behalten könnte, welche ihre Mutter ihr gab, so würde mich dieß sehr freuen. Aber wenn man sie zu ihrem Unterhalt verkaufen muß, so kann man es nicht umgehen. Meine arme Laurette! seht, wie schön sie ist!

Da nun das allzu zärtlich zu werden anfing, so ärgerte mich dieß, und ich fing an die Stirne zu runzeln; ich hatte in heiterem Ton zu ihm gesprochen, um nicht weich und schwach zu werden, aber ich hielt es nicht mehr aus. Nun genug, sagte ich, unter braven Leuten versteht man sich leicht über Alles. Geht, sprecht mit ihr, und beeilt Euch.

Ich drückte ihm freundlich die Hand, und da er die meinige nicht fahren ließ und mich mit einem eigenthümlichen Ausdruck ansah, fügte ich hinzu: Ha! ich habe Euch einen Rath zu geben, den: nicht mit ihr davon zu sprechen. Wir bringen die Sache ins Reine, ohne daß sie es sich versieht, und Ihr ebenso wenig; seyd ganz ruhig, das ist meine Sache! — Ach! das ist etwas Anderes, sagte er, das wußte ich nicht; das ist wirklich besser. Oh! das Lebewohl! das Lebewohl! das macht weich! —

Ja, ja, sagte ich, seyd kein Kind, das ist besser. Umarmt sie nicht, mein Freund, umarmt sie nicht, wenn Ihr könnt, oder Ihr seyd verloren. — Ich gab ihm noch einen herzlichen Händedruck und ließ ihn gehen. Oh, das war hart für mich, das Alles!

Es schien mir, daß er wirklich das Geheimniß bei sich behielt; denn sie gingen mit verschlungenen Armen eine Viertelstunde auf und ab spazieren, und kamen dann wieder an den Rand des Verdeckes zu dem Seil zurück.

Die Nacht brach plötzlich ein. Das war der Augenblick, den ich zu ergreifen beschlossen hatte; aber dieser Augenblick dauerte für mich bis auf den heutigen Tag, und ich werde ihn mein ganzes Leben wie eine Kugel hinter mir her schleppen. — —

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 301.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 October 1838.

Topographisch-biographische und literarisch-artistische Skizzen aus Schottland und Nordengland.

3. Temple Newsome, Landsitz in Yorkshire.

Dieser seiner Bauart, seiner malerischen Lage, seiner geschichtlichen Erinnerungen, vorzüglich aber seiner Gemäldesammlung wegen berühmte Landsitz, gehört nebst Nostell Priory und noch einigen andern, in derselben villenreichen Grafschaft zu denen, welche Hr. Waagen in seinem von uns im Vorworte zu diesen Schilderungen angeführten Werke nicht besucht zu haben bedauert.

Das Schloß, dessen jetziger Bau, so wie die ganze Form und Weise der pietistischen Giebelinschrift, welche derjenigen am Marquis von Northampton'schen Schloß Ashby gleicht, auf die Zeit der Elisabeth oder spätestens Jakobs I hindeuten, ist eines der größten und höchsten jener Periode, welche bekanntlich dem auf den brittischen Inseln damals entstandenen, durch eigenthümliche, geschichtliche, politische und andere Umstände bedingten neuen domestiken Baustyl, der eigentlich aus der Vermählung der Tudor-gothischen mit der italienischen Bauweise entstanden zu seyn scheint, den Namen des „Elisabethischen" gegeben hat.

Das auf derselben Stätte gestandene frühere Gebäude soll einst ein Tempelherrnsitz gewesen seyn, und Jahrhunderte später Lord Darnley, Gemahl der Stuart'schen Maria, welcher vor ihren Augen ermordet wurde, darin geboren worden seyn.

Seit 1620 im Besitz der Irving'schen Familie, gelangte das Schloß durch die Heurath einer Erbtochter derselben mit einem Hertford in den Besitz dieses Hauses, wurde aber von dem jetzigen Marquis schon vor einer Reihe von Jahren einer Lady W. Gordon überlassen, nach deren Tode es in die Hände der Meynells in Staffordshire übergehen wird.

Zu diesen sicherlich nicht unanziehenden Details über das merkwürdige Gebäude wollen wir noch hinzufügen, daß 1807 die Südfronte nebst der Halle ganz im Style der übrigen Architektur neu erbaut und verziert wurde. Ein so aufs strengste mit dem Charakter des übrigen in jeder Beziehung übereinstimmender Neubau ist selten zu sehen, und vorzüglich die Halle, worin eines der trefflichsten Bildnisse der Maria Stuart hängt; was alterthümliche Schönheit, Geräumigkeit und angemessene Verzierung besonders mit Eichenholzschnitzwerk der vollendetsten Art anbelangt, ein Bau, womit sich wenige vergleichen können.

Da das Schloß schon seit vielen Jahren unbewohnt und der Besuch desselben für Fremde nur einen Tag in der Woche gestattet ist, so bietet der herrliche Park, durch welchen sich eine anderthalb Meilen lange Ulmen- und Lindenallee hinziehen, das Bild der süßesten Waldeinsamkeit dar,

„Wo manche Blum' erglüht, um ungesehn,
Und einsam ihre Würze zu verhauchen;"

wie Hr. Waagen dasselbe von Castle Howard berichtet.

Die Gemäldegalerie, welche eine Länge von 108 Fuß hat, schildert Hr. Dibdin nicht näher, sondern erwähnt nur, daß in einem der Staatsgemächer ein angebliches Bildniß Zwingli's von Tizian hängt, welches aber eigentlich Martin Bucer vorstellt; ein Stich davon ist in einer Reihe von Bildnissen der ersten Reformatoren von einem Hrn. Nerman erschienen. Das Bild selbst ist übrigens unbestreitbar von Tizian und seiner ganz würdig.

Zwei bis drei kleine Bibliothekgemächer, oder Bücherboudoirs, wie man sie nennen könnte, wo die Bände in strahlenden Goldschreinen stehen, gehören zu dem Prachtvollsten dieser Art: „Ich hatte," ruft der vielerfahrne Biblioman aus, „nie so viel glänzenden Prunk gesehen!"

„In solchen Prachtschreinen sollten nur Giulio Clovio's, Pergament-Aldnse, und mit uralten und dennoch farbenglühenden Miniaturen, und Blumen- und Fruchtstücken, und bunten Faltern und herrlichem Federspiel geschmückte Missale prangen! Man möchte da sitzen und bis Sonnenuntergang in steter Bewunderung verweilen." — „Und von welcher lichtbegrünten Hainpracht, welchem Mattenschmelz, von welch erhebender Ruhe und Stille sieht man sich beim Hinausblick nicht umgeben!"

In einer so reizenden Behausung drängt sich natürlich die Frage nach deren Bewohner auf:

„Herr!" erwiederte die freundliche gesprächige Castellanin, „außer der Person die jetzt mit Ihnen spricht, und einiger weniger untergeordneter Dienerschaft wohnt Niemand hier."

Seit dem Tode des Marquis von Hertford ist das Schloß

von seiner jetzigen Besitzerin, Lady W. Gordon, einer schon bejahrten Dame, auch nicht einziges Mal besucht worden, doch hat sie sich beim Antritt des Besitzes durch ein Geschenk von tausend Guineen an die Armen auf eine würdige Weise vertreten lassen.

Und so trauern die schimmernden Gemächer in denen selten ein Fußtritt hallt, gleich den unheimlichen Räumen einer Burgruine, und mit wehmüthigem Gefühl scheidet der sinnige Besucher von dem edlen Gebäude und seiner zauberischen Umgebung.

Skizze aus den Pyrenäen.

1. Der Ossauer Pic.

(Fortsetzung.)

Von Eaux chaudes aus rückt man stets in einem engen Felsengange vor, welcher zwar monoton und schauerlich ist, aber im Frühjahre durch die herabstürzenden Wasser und eine eigene mitten aus den Felsenspitzen dringende Flora belebt wird. Die erste Oeffnung trifft man, eine starke Stunde weit, links an, wo ein Waldbach aus einem Thale hervorkommt, und eine Eisengießerei angelegt wird. Man reitt sodann in dichte Wälder von Buchen und Tannen ein und gelangt nach Gabas (5500 Toisen von Eaux chaudes), einem in alten Zeiten für Reisende erbauten Spital, dessen Mönche mit denen von dem Spital Santa Cristina in Spanien bei dem Col de Canfranc in Correspondenz standen. Denn von Gabas führen zwei Pfade nach Spanien, westlich über den Col des Moines nach Santa Cristina, östlich über die Casa de Broussette nach dem Defilé von Sallent im Thale von Tence, beide auf der Westseite des Pics von Ossau. Vormals waren diese Wildnisse der Sitz von Werkstätten, wo die ungeheuern Baumstrünke ihrer Aeste beraubt und auf Wagen geladen wurden, die sie bis unterhalb Oloron verführten; hier machte man Flöße daraus, die mit vieler Gefahr und Geschicklichkeit nach Bayonne gebracht wurden. Feuer, Wind und Schneefälle haben seitdem weit mehr als die Art Verheerungen angerichtet, die Erhaltung dieser Wälder ist indessen nicht bloß wegen der Marine, sondern auch wegen der vielen Eisenmineralien, die man in den Pyrenäen ausbeuten könnte, zu wünschen. Inmitten dieser einsamen Wildniß brüllt der Gave, wälzt sich über ungeheure Granitblöcke, schäumt in seinem engen krummen Bette und zernagt die steilen Ufer, die ihn beschränken. Diese sind mit den rothen Früchten des Vogelbeer- und des Hollunderbaumes, wie die nackten Felsen mit den großen Purpurblumen der Digitalis geschmückt, als ob die Natur absichtlich einen Contrast von Unfruchtbarkeit und Pomp hätte zusammenstellen wollen. Oben im Gebirge wohnt der Bär, ein schwerfälliges und mißgestaltetes Ungethüm, welches die Hirten zuweilen zwingt, ihre Weiden vorzeitig zu verlassen.

Von Gabas nach der Casa de Broussette sind noch 3 Stunden. Dieses einsame Gebäude gehört der Gemeinde von Laruns, es ist der Sammelplatz der Schäfer, der Ort, wo sie ihre Käse salzen, und zugleich ein Wirthshaus für Reisende, wenig bequem, aber unschätzbar in dieser Lage. Wie hart es dem Wanderer gehen kann, welcher sich in den Gebirgen ohne Hülfe und Unterkunft verliert, zeigt das Beispiel eines französischen Geistlichen, welches ich aus einem Schriftchen des Hrn. Palassou entlehne, da es zugleich diese Gegenden und den Weg nach dem Col des Moines näher kennen lehrt.

Mr. Darripe, Pfarrer von Ogenne bei Navarrenx, wollte lieber fliehen als den Priestereid leisten. Am 6 oder 7 Mai 1793 um 3 Uhr Nachmittags machte er sich, bloß von einer getreuen Dienerin begleitet, von Precillon bei Oloron hastig auf den Weg, ging die ganze Nacht, erreichte Gabas bei Tagesanbruch und setzte mit einem Führer, den er dort nahm, um 7 Uhr Abends unter Schnee und Regen den Weg nach dem Col des Moines fort. Eine Stunde später erreichten sie mit Mühe einen jener wenigen Rasenplätze auf der Westseite des Pics, welche von den Ruinen dieses letztern noch verschont geblieben sind; wahrscheinlich waren es ursprünglich Seen, die nachher von der herabgefallenen Erde ausgefüllt wurden. Der Führer sah das kalte Schneewetter und den erschöpften Zustand des Pfarrers, und schlug ihm vor, unter dem Schirm eines großen vorspringenden Felsen Feuer anzuzünden, die Kleider zu trocknen, und dann nach Maaßstab des Wetters vor- oder rückwärts zu gehen. Der Pfarrer gab dem Rathe kein Gehör; von der Last der nassen Kleider und des so lange nicht genossenen Schlafes erdrückt, wandelte er halbtaumelnd über die schneebedeckte Ebene von Bius — plötzlich verlassen ihn seine Kräfte, er sinkt mit einem Knie zu Boden, sucht die Erde mit den Händen und hat keinen Wunsch mehr, als mitten im Schnee zu schlafen; aber jetzt ist es sein Führer, welcher ihm die Unmöglichkeit vorstellt, hier zu bleiben; es war nothwendig, entweder den Col zu passiren oder zurückzukehren. Mr. Darripe entscheidet sich für das erstere; aber kaum haben sie die Felsen von Castrau erstiegen, so erkennen sie die Unmöglichkeit, inmitten der wirbelnden Schneeflocken den Weg zwischen den Abgründen zu finden. Der Geleitsmann kehrte um, aber der Pfarrer von der Furcht verblendet, und von einem Trunk Weins gestärkt, wollte nichts von der Rückkehr wissen, noch seine treue Gefährtin ihn verlassen. Was weiter vorgegangen, weiß man nicht genau; selbst Personen, welche, über sein Stillschweigen unruhig, sich einige Tage nachher von demselben Geleitsmann nach Canfranc führen ließen, entdeckten nichts; erst in der Mitte Junius, als der Schnee schmolz, fanden einige nach Spanien reisende Passagiere den Leichnam der Dienstmagd unterhalb, doch nicht ferne von dem Platze, wo der Wegweiser sie verlassen hatte; der Leichnam des Pfarrers wurde noch später gefunden, er lag auf dem Rücken, die Arme ausgestreckt, um das Kreuz zu bilden, das Gesicht gegen den Himmel gekehrt, als ob er dessen Schutz anflehte, aber schrecklich von Geyerbissen entstellt. Man schließt hieraus, daß der Pfarrer, bald nachdem ihn der Wegweiser verlassen, selbst die Nothwendigkeit zurückzukehren eingesehen habe, und daß die Dienstmagd das erste Opfer ihres bösen Schicksals geworden sey. Der Pfarrer irrte mühsam in dieser wilden Einöde herum; er befand sich nahe bei einem Wege, der den Holzschlägern aus dem Walde von Gabas dient, als er zum Unglück den Lauf eines Baches verfolgte, über welchen er

hätte setzen sollen. Hier verlor er sich in dem Dickicht eines einsamen, mit einer Menge vom Pic herabgefallener Felsenstücke durchspickten Waldes; in der Mitte dieser furchtbaren Wildniß des Bius Houmet, deren Stille nur von dem Gebrülle der Bären und dem Schrei der Raubvögel unterbrochen wird, war es, wo dieser Diener des Altars, von Kälte, Furcht und Müdigkeit erschöpft, elend sein Leben verlor.

Die Felsenwege, welche nach dem Thal von Sallent (oder Salient) führen, obgleich häufig von den Aragonesen besucht, sind fast alle Jahre Zeugen von dem Unglück irgend eines in die Abgründe gestürzten oder im Schnee verirrten Wanderers. Salient ist 4000 Toisen von der Casa de Brousette entfernt. Das Thal von Tena war von den Königen von Aragonien den Vicegrafen von Bearn zum Lohn für ihren Beistand in den Kriegen mit den Saracenen verliehen worden. Centulle IV, welcher Oloron zum Theil mit spanischen Colonisten wieder erbaute, wurde in Salient, als er nach Aragonien gegen die Saracenen zog, in dem Hause eines seiner Vasallen, Namens Garlia, sammt seiner Garde ermordet. In den neuesten Zeiten war das Thal von Salient der Schauplatz eines Versuches, welchen der General Don Pedro Vigo im Jahre 1830 mit ein paar hundert Emigranten zur Befreiung seines Vaterlandes machte. Mehrere geachtete Männer bildeten eine Junta, und der Aufstand verbreitete sich über Canfranc in die Thäler von Echo und Anso, aber die Caprice des englischen Ministeriums, welches Niemanden als Mina seine Unterstützungen an Geld zukommen lassen wollte, und die schnell veränderte Politik der Tuilerien verhinderten das Unternehmen; der famose General Rodil hatte bloß die Mühe, einige verirrte Patrioten den Henkern zu übergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Nachricht über Liberia.

(Aus den Archives du Commerce. Septemberheft.)

Am 14 Januar d. J. warf die Corvette la Triomphante am Cap Mesurado Anker, wo die Amerikaner vor etwa 20 Jahren eine Niederlassung unter dem Namen Liberia gegründet haben, in der doppelten Absicht, einen Anhaltspunkt für ihren Handel mit dem Innern des Landes zu haben, und den Boden zur Erzeugung von Colonialprodukten, wozu die umliegenden Ländereien sehr geeignet scheinen, anbauen zu lassen. Die Stadt Liberia erhebt sich auf dem Kamm eines Berges, an dessen Fuß sich der Hafen befindet. Das Klima ist gesund; man zählt 800 Einwohner in der Stadt und 8000 in der Colonie: sie sind in mehrern Dörfern, die einige Meilen entfernt sind, zerstreut. Jede Familie, die sich hier niederläßt, erhält eine Hütte, eine gewisse Strecke Landes und Ackerwerkzeuge; auch liefert man ihr Lebensmittel während eines Jahres. Der Kaffeebaum, das Zuckerrohr und die Baumwolle gedeihen vortrefflich, aber der Erfolg, den man von der Fruchtbarkeit des Bodens erwarten dürfte, ist gelähmt durch die Trägheit und Sorglosigkeit der Anbauer, die ihre Ländereien verlassen, um einen kleinen Tauschhandel zwischen den Eingebornen und den fremden Schiffen zu treiben. Die Bevölkerung ist europäisch gekleidet. Die Amerikaner treiben mit kleinen Fahrzeugen den Küstenhandel zwischen den benachbarten Punkten, und holen Elfenbein, Farbhölzer, Palmenöl und Schildkrötenschalen.

Die spanischen Cortes und ihre hervorragenden Redner.

(Schluß.)

Auf dem Präsidentenstuhle saß Arguelles, unverrückt das Auge auf den Redenden gewandt, der hier, wie in London, gewöhnlich an den Vorsitzenden das Wort richtet. Von den Ministern war Mendizabal allein gegenwärtig als das vorzüglichste Organ des Ministeriums Calatrava. Er saß in der Nähe des Präsidenten, seines Freundes, dem er öfter das Wort zuwandte. Der Redende war ein noch junger Artillerie-Capitän, Sr. Lujan, den ich schon einigemal als Commissär der Cortes bei der Armee gesehen hatte, ein Mann mit einnehmenden Sitten, populär, freimüthig, nicht ohne Rednertalent, eben so muthig auf der Tribüne, als auf dem Schlachtfelde, das Organ des freisinnigsten, gebildetsten Theiles der Armee. In glänzender Uniform hielt er einem tapfern Freunde, der im Treffen bei Huesca gefallen, eine Trauerrede, die voll glühenden Patriotismus die Aufmerksamkeit der Versammlung über eine halbe Stunde fesselte.

Darauf machte Hr. Mendizabal — man spricht hier gewöhnlich vom Sitz aus — einige Mittheilungen. Dieser Exminister, der einst das Vertrauen und die Hoffnung des Landes — die bitter getäuschte — besaß, hat eine hohe, kräftige, imponirende Gestalt, fast übermäßig groß für einen Spanier, charakteristische Züge und ein starkes Haupthaar, das, ursprünglich blond, durch herannahendes Alter fahl geworden ist, und auf einen nicht uninteressanten Kopf herabfällt. Sein Organ ist kräftig, doch stottert er häufig in der Rede, überhaupt ist sein Rednertalent unbedeutend. In der darauffolgenden Discussion, woran Viele Theil nahmen, waren besonders thätig die Herren Castro, Sancho, Galiano, Caballero, Morales und vor Allem Olozaga. —

Neugierig musterten meine Augen die Versammlung, und bemühten sich nach dem Aussehen das Talent zu schätzen. Die Gesichtsbildungen der Individuen fremder Nationen scheinen uns, obschon man auch unter tausend Spaniern den Germanen beim ersten Blick erkennen kann, weit weniger verschieden von einander, als die unserer eigenen. Doch in den Cortes fand ich die größte Verschiedenheit, kein Gesicht glich dem andern. Die meisten Mitglieder waren von mittlern Jahren und in bürgerlich schwarzer Kleidung, eben so viele von ihnen gehörten der Jugend als dem Greisenalter an, wenige trugen Uniform, einige den Priesterrock. Zur Seite eines tiefgefurchten grauen Antlitzes glänzte ein anderes in jugendlicher Fülle, und neben den meist national gebräunten und gebärteten Gesichtern erblickte man hie und da auch ein blasses, nach der Studirlampe aussehend — einige Physiognomien waren überaus interessant, ächt spanisch, südlich, flammend — auch wieder fand man eine hohe Stirn, kleine Nase, ein zartes, nordisches Aussehen, doch ohne die nordische Blutfülle. Der Ausdruck der ganzen Versammlung war ernst, gehalten und doch beweglich — nur selten sprudelte schrankenlos die ganze Leidenschaftlichkeit des Südens hervor.

Meine Aufmerksamkeit fesselte besonders ein Redner, den, sobald er sich erhob und das Wort nahm, eine fast feierliche Stille umgab. Ich glaubte ihn schon anderswo gesehen und gehört zu haben, nur schien er mir jetzt jugendlicher, kräftiger. *) Er war von mittlerer,

*) Er hat eine erstaunenswerthe Aehnlichkeit mit dem Hrn. Professor Gans in Berlin.

fester Statur, ein volles schwarzes Haar hing unordentlich, doch anmuthig um ein wohlgebildetes Haupt, einige Locken fielen auf die schöne compacte Stirne herunter, der geöffnete Mund zeigte zwei Reihen glänzend weißer Zähne, und seine großen schwarzen Augen flammten gelegentlich wie Blitze durch die Versammlung. Sein Sprachorgan war kräftig, das schönste in der Versammlung — die Worte drangen aus voller, starkgewölbter Brust, und empfingen Wohllaut und Schwung von den geübten, schwellenden Rednerlippen. Ich fragte meinen Nachbar: Herr Ritter, wie heißt dieser Orador? Olozaga! antwortete er.

Olozaga, noch vor wenigen Jahren unbekannt, damals nur ein Advocat der Hauptstadt von Ruf, entwickelte plötzlich im Schoße der Cortes ein glänzendes Rednertalent, und noch in der Entwicklung begriffen, wächst sein Ruhm wie seine Kunst. Schon zu wiederholten Malen bot man ihm ein Ministerium, selbst die Bildung eines neuen Conseils an, um seinen Einfluß in der Kammer zu benutzen, allein er fühlte sich zu selbstständig und kräftig, um sich sobald abnutzen zu lassen. Was die Natur einem Redner schenken kann, hat sie freigebig über ihn ausgeschüttet. Muth und Geistesgegenwart, die den Mann der Tribune nicht minder bedingen als den Feldherrn, besitzt er in hohem Grade. Glühende Vaterlandsliebe, eine tiefe politische Ueberzeugung, der feste Glaube an die Nothwendigkeit der spanischen Revolution beseelen ihn und erhöhen den Eindruck seiner schönen Sprache. Immer kühn, weiß er geschickt anzugreifen, sich gewandt zu vertheidigen. Auch seine Improvisationen sind edel gehalten, alle seine Repliken gewürzt, einige davon haben eine nationale Berühmtheit erlangt, und gehen von Mund zu Mund. Anspruchlos, nicht intriguant, offen und redlich, verdankt er Stellung und Namen bloß seiner Persönlichkeit. Er versteht es meisterhaft, einen großen Gedanken kurz hinzuwerfen. Plötzlich oft, im passenden Augenblick, ergreift er das Wort, schleudert mit Blitzesschnelle den Pfeil, und ehe der Feind ihn am Sprechen verhindern kann, ist bereits Alles geschehen, dieser durchbohrt. Daher erbebt mancher Gegner, so er ihn sich erheben sieht. Er ist bereits der Lenker, das Haupt der Opposition geworden; in diesen Cortes hat er die Palme der Beredsamkeit errungen, und sein Gestirn heller geleuchtet, als das der Classiker.

Höchst anziehend ist es, eine lange Rede, eine Entgegnung, einen Angriff von Olozaga zu hören. Zuerst — und dieß unterläßt er nie — faßt er mit einfachen Worten und seltener Fertigkeit das Ganze übersichtlich zusammen, und stellt den Fragepunkt Allen klar und deutlich hin. Alsdann, das Auge vom Präsidenten abwendend, theilt er seine Lobsprüche nach allen Seiten aus, schenkt Freund und Feind Anerkennung, und macht sich Alle für seine Person, so wie für das, was er zu sagen hat, geneigt. Darauf geht er streng und scharf in die Sache ein, zergliedert sie, beweist, macht wanken, überzeugt — der Gewonnene kommt nicht wieder zurück. Wie ergriffen von der Wahrheit seiner Darstellung, oder auch überwältigt von der großen Anstrengung, senkt er seine Stimme bis zur Leisheit, und tödtet in diesem Tone, mit dem Anscheine des Widerwillens und Unmuths, seine Gegner, wie früher deren Sache. Er trifft die verwundlichen Stellen — unaufhörlich fordert man das Wort, und durch überraschende Wendung antwortet er oft im voraus. Erträgt endlich kein Gegner mehr seinen Blick, so hält er inne mit der feinen Ironie und den Sarkasmen. Eine Pause verkündigt das herannahende Ende seiner Rede — stolz schweift sein Blick in der Versammlung umher, als ob er sehen wolle, ob ihm noch Etwas zu thun übrig bleibe. Dann seine ganze Kraft zusammennehmend, stürmt er nun auf dem feurigen Rosse der Begeisterung in die Reihen der Feinde, und stürzt vollends nieder, was etwa noch aufrecht geblieben war. Im ganzen Hause tönen die donnernden Schläge seiner Hand auf den Tisch und seine noch lauter donnernden Worte wider. Endlich wendet er sich zu seinen Freunden, an die Nation und der versöhnende Schlußsatz erfolgt. Denn auch die Rednerkunst muß versöhnen und befriedigen, wie jede Kunst.

Den Ausdruck von Olozaga's politischer Meinung bezeichnet im Allgemeinen die verbesserte, neue Verfassung, und was man auch sagen mag, sie ist den Umständen nach sehr gemäßigt. Als diese constituirenden Cortes eröffnet wurden, glaubte man nur Exaltirte darin zu sehen, und fürchtete die traurigste Ueberspannung. Gerade das Gegentheil ist erfolgt, die Cortes überraschten durch Mäßigung, und constituirten selbst, nach bessern Principien als das Estatuto Real, eine hohe Kammer.

Die fünften Cortes sind jetzt versammelt nach der Verfassung von 1837, und aus einer freien Wahl nach einem vortrefflichen Wahlgesetze hervorgegangen. Sie vereinigen in ihrem Schoße beinahe die Talente aller constitutionellen Epochen Spaniens, und jetzt auch kann sich Olozaga mit Martinez de la Rosa und Toreno messen. Andere Versammlungen von Volksvertretern mögen Männer von größerer Erfahrung, Routine und Gelehrsamkeit in sich schließen — keine beherbergt mehr Talent und Vaterlandsliebe, keine bietet mehr Interesse. Der Spanier liebt nicht die gelehrten und langen Reden, selten liest er eine ab, gewöhnlich improvisirt er, eine zweistündige Rede gehört schon zu den Seltenheiten. Der spanische Deputirte liest und studirt auch weniger als andere, desto mehr ist sein Blick unverwandt auf Einen Gegenstand gerichtet, desto ausschließlicher, lebendiger lebt er in ihm. Der Gegenstand der Debatten in den Cortes ist gewichtiger und bedeutungsvoller als sonst wo. Fast jeder Tag bringt neue Thatsachen, neue ergreifende Scenen, neues Unglück, neue Stürme. Die glänzenden Debatten sind nicht wie Paraden auf gewisse Tage gesetzt, wozu ein jeder sich herausputzt — es ist kein Spiel, kein Fest, worin dieser und jener sein Paradepferd reitet. Die Noth, der Hülferuf, der Gedanke kommt augenblicklich und dringt um so schneidender, um so tiefer in die Herzen. In den Cortes zu Madrid sitzen Männer, die mit der Geschichte kämpfen, und die oft vom Geschicke selbst erdrückt zu werden scheinen. Ihr Ringen ist tragischer Natur — das Henkerbeil am seidenen Faden schwebt über ihren Häuptern.

Nach einem Schreiben aus Jerusalem im Diario di Roma soll der Pater Guardian am heiligen Grabe 17 Türken aus dem Dorfe Hebron und 30 andere Mohammedaner aus Palästina getauft haben.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 96** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Skizze der Entwicklung der englischen Literatur seit Chaucers Zeit. — Knechtschaft und Größe im Militärleben. (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

№ 15.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

Ankündigung

einer neuen politischen und unterhaltenden Zeitschrift.

Vom 1 October d. J. an erscheint in Konstanz unter Verantwortlichkeit des Unterzeichneten:

Der Leuchtthurm,

ein politisches Tagblatt für Deutschland und die Schweiz,

wöchentlich sieben Mal, und zwar sechsmal einen halben, einmal (Montags) einen Viertelsbogen stark; diesem Blatte beigegeben wird jeden Montag:

Die Pallas,

ein litterarisch-ästhetisches Unterhaltungsblatt,

das jedesmal zwölf Seiten umfaßt.

Der Leuchtthurm kann ohne die Pallas bezogen werden, und kostet dann in Konstanz jährlich 5 fl. 36 kr. oder 8 Frk. 4 Batz.; *vierteljährig* 1 fl. 24 kr. oder 2 Frk. 1 Batz.

Die Pallas wird nicht ohne den Leuchtthurm ausgegeben. Beide zusammen kosten in Konstanz jährlich 8 fl. 21 kr. oder 13 Frk. 1 Batz.; vierteljährlich 2 fl. 6 kr. oder 3 Frk. 3 Batz.

Alle Postämter nehmen Bestellungen an, und der Postaufschlag ist möglichst niedrig angesetzt.

Fur Konstanz und die Umgegend sind die Bestellungen bei der J. M. Bannhard'schen Buchdruckerei, Kanzleistraße Nr. 571 zu machen.

Da das Blatt alle Tage erscheint, so eignet es sich besonders auch zu Ankündigungen, wovon die Zeile nur zwei Kreuzer, oder einen halben Batzen kostet. Jedoch wird durch die Anzeigen dem eigentlichen Inhalt kein Eintrag gethan.

Mit den Anzeigen hat man sich lediglich an die Expedition des Leuchtthurms (Bannhard'sche Buchdruckerei) zu wenden.

Der Zweck des politischen Blattes ist möglichst schnelle und richtige Erzählung der Tagesbegebenheiten; es werden öfters erläuternde Abhandlungen über die Lage der verschiedenen Länder, den Stand der Parteien, über wichtige politische Fragen und auffallende Zeitereignisse vorangestellt, besonders aber die schweizerischen und süddeutschen Verhältnisse ins Auge gefaßt werden.

Mittelst genauer Curs- und Preiszettel hofft die Redaction auch dem Handelsstand der Bodenseegegend nützlich zu seyn.

Ihre Tendenz liegt in den zwei Worten: sociale Freiheit, geistige Aufklärung.

Eine nähere Entwicklung und Anschauung der Tendenz gibt der durch die Postämter vertheilte Prospectus, nebst den Probenummern, welche vom 19 September an versandt, und allen Abonnenten im October nachgeliefert werden.

J. Vanotti, Obergerichts-Advocat.

Bei J. E. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die chronischen Krankheiten,

ihre eigenthümliche Natur und homöopathische Heilung.

Von **Dr. Sam. Hahnemann.**

4r Theil. *Antipsorische Arzneien.*

Zweite, vielvermehrte und verbesserte Auflage.

34 Bogen in groß 8. auf Velinpapier.

Subscriptionspreis 2 Thlr. 20 gGr.

Daß die Hahnemann'schen Arzneiprüfungen unerreicht dastehen, wird, trotz der vielfachen neueren Bemühungen in diesem Fach, allgemein und willig anerkannt. Dieser 4te Band der chronischen Krankheiten, welcher Kali, Lycopodium, Magnesia carb., Magnesia mur., Manganum, Mezereum, Muriaticum acidum, Natrum carb., Natrum mur., Nitri acidum, Nitrum, Petroleum, alle reichlich vermehrt und mit Vorwort versehen, enthält, mag als neuer Beweis für die große Superiorität dieser Arbeiten dienen.

Bei Gebhardt & Reisland in Leipzig erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte

für Studirende und höhere Unterrichtsanstalten und zum Selbstunterricht Gebildeter.

Von

Dr. Ludw. Flathe,

Professor an der Universität zu Leipzig.

I. Bd. Geschichte des Alterthums 16½ Bog. 12 Gr.

II. Bd. Geschichte des Mittelalters 23 Bog. 1 Thlr.

Der dritte Band erscheint zu Michaelis dieses Jahres.

Der Hr. Verfasser hat sich durch seine frühe-

ren Werke einen Ruf erworben, den er in diesem Werk in um so reicherem Maaße verdient, als er die Geschichte in geistreichem, blühendem Styl vorträgt, und dadurch das Studium zur angenehmen Lecture macht; man findet die Geschichte des Mittelalters in keinem ähnlichen Werke so anziehend, kurz und erschöpfend.

E. L. Bulwer

Complete Works

Leipzig, *Frederik Fleischer.*

Vol. XIV. Ernest Maltravers.
Vol. XV. Alice or the Mysteries, a sequel to Maltravers.
Vol. XVI. Leila or the Siege of Granada — Calderon the Courtier — The lady of Lyons — The duchess of la Valière.

sind kürzlich erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.
Subscriptionspreis eines jeden Bandes 1 Thaler.

In unterzeichnetem Verlage sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Antike Bildwerke,

zum erstenmale bekannt gemacht
von

Eduard Gerhard.

Erste Centurie, fünftes Heft, und zweite Centurie, erstes Heft, oder Tafel Nr. 81 — 120. gr. Folio.

Preis 10 fl. oder 6 Rthlr. 8 gr.

Den Freunden der Kunst und des Alterthums ist das vorliegende Werk, seinen erschienenen Abtheilungen nach, seit längerer Zeit bekannt. Es umfaßt die von dem Herausgeber an verschiedenen Orten Italiens veranstalteten Abbildungen von etwa sechshundert bisher unbekannten antiken Kunstdenkmälern, und übertrifft, bei kunstgerechter Größe und Ausführung, alle ähnlichen Unternehmungen an Reichthum des Inhalts und Wohlfeilheit des Preises.

Nachdem die früher erschienenen vier Hefte dieses Werks eine mannichfaltige Bilderschau an Götter- und Heroendarstellungen, religiösem Ceremoniell und altclassischem Alltagsleben zusammengestellt hatten, ist die mythologische Reihe in den vorliegenden beiden Heften neu aufgenommen worden. Auf vierzig Tafeln sind über anderthalbhundert antike, bisher unbekannte, großentheils sehr figurenreiche Denkmäler hier abgebildet, deren größere Anzahl den besten Kunstepochen des Alterthums angehört. Die nöthigste erklärende Auskunft ist, nach früher beobachteter Weise, einstweilen auf den Umschlägen gegeben worden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Bei dem Unterzeichneten ist in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Fingerzeige Gottes in göttlichen Offenbarungen für einer Somnambule himmlisches und irdisches Heil. Von L. v. S. Gr. 8. Geh. 16 Gr.

Die fromme Verf. bietet einen gewiß sehr merkwürdigen Beitrag zur Geschichte des Somnambulismus, indem sie sich gedrungen fühlte, die Offenbarungen ihres magnetischen Schlafes selbst schriftlich aufzuzeichnen. **Der Ertrag ist zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt.**

Leipzig, im Julius 1838.

F. A. Brockhaus.

Für Romanleser und Leihbibliotheken.

So eben ist erschienen:

Die Memoiren des Teufels.

Frei nach dem Französischen
des

Fréderic Soulié

von

Julius Schoppe.

2 Bände. 8. Altona, Hammerich. Geh. 3 Rthlr.

Die Memoiren des Teufels haben, wie bekannt, in Frankreich ein ganz außerordentliches Aufsehen erregt. Eine neue Auflage nach der andern erscheint, und stets wächst das Interesse an dieses so sehr unterhaltende Werk, welches wir, in einer fließenden Uebersetzung, hiemit der deutschen Lesewelt übergeben.

Sämmtliche solide Buchhandlungen und Leihbibliotheken haben dieß ausgezeichnete Werk vorräthig.

Bei Friedrich Fleischer in Leipzig ist so eben erschienen:

Zeitschrift für die Entomologie.

Unter Mitwirkung einer Anzahl Entomologen
herausgegeben
von **Professor E. F. Germar.**

1r Band 1s Heft, 13 Bogen mit 2 illuminirten Kupfern. Preis des ersten Bandes von 2 Heften $2\frac{1}{3}$ Thaler.

Bei C. B. Polet in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Compendiöser Miniatur-Atlas

über die uns zunächst wichtigen Länder der Erde, nebst dem Planetensystem und einigen statistischen Tabellen. Enkypoetypisch entworfen von A. Mädel II. (Neun sauber illuminirte Kärtchen und 31 Tabellen; Format 4 Zoll breit und 3 Zoll hoch) sauber geb. $\frac{1}{4}$ Thlr. od. 24 kr. — mit Goldschnitt u. in Futteral $\frac{1}{3}$ Thlr. od. 36 kr. — elegant mit Gold verziert $\frac{1}{2}$ Thlr. od. 54 kr.

Etui-Tabellen

über den Flächeninhalt und die Einwohnerzahl aller Länder der Erde mit Angabe der vornehmsten Städte und Anzahl ihrer Bewohner. (Format 4 Zoll breit und 3 Zoll hoch.) Elegant cartonirt $\frac{1}{6}$ Thlr. oder 14 kr. — geb. mit Goldschnitt und in Futteral $\frac{1}{6}$ Thlr. oder 18 kr. — mit Gold verziert $\frac{1}{4}$ Thlr. od. 27 kr.

Zeichnenkunst. Das nachstehende, in allen Zeitschriften gleich rühmlichst und lobend erwähnte Zeichnenwerk des Zeichnenlehrers und Malers Otto Warmholz in Eisleben verdient als ein schönes und passendes Geschenk für alle, welche sich mit Zeichnen befassen, allgemeine Empfehlung. Unter dem Titel:

Universalzeichnenbuch

bestehend in 60 Musterblättern als Vorlagen zum Zeichnen in stufenweiser Folge. Ein Hülfsbuch für jeden Zeichnenlehrer und für alle die, welche ohne Lehrer zeichnen lernen wollen.

ist es in allen Buchhandlungen für 3 Thlr. zu haben.

Kerners Seherin.

3te Auflage.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Die Seherin von Prevorst,

Eröffnungen über das innere Leben des Menschen und über das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere.

Mitgetheilt von

Justinus Kerner.

Dritte Auflage, mit 8 Steintafeln.

Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.

„Wenn (schreibt ein tüchtiger Mann) diesem merkwürdigen Buche eine seiner ganzen Tendenz mehr oder weniger entgegenstehende frühere Erziehung und Geistesbildung nicht vollkommenen Eingang in alle Gemüther verschaffen konnte, so hat es doch überall ein tiefes Eingehen in sich selbst befördert, eine Menge Fragen im Innern hervorgerufen, und den Blick auf Regionen des menschlichen Geistes und Gemüthes hingezogen, die früher entweder gänzlich unbeachtet blie-

den, oder doch kaum eines leichtfertigen, oder wohl gar verächtlichen Seitenblickes gewürdigt wurden."

Von demselben Verfasser sind früher erschienen:

Eine Erscheinung
aus dem
Nachtgebiete der Natur
durch
eine Reihe von Zeugen gerichtlich bestätigt und den Naturforschern zum Bedenken mitgetheilt
von
Dr. Justinus Kerner,
Oberamtsarzt zu Weinsberg.
8. Preis 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

Diese Schrift enthält die authentischen Actenstücke und Zeugnisse über ein Phänomen, das dem Naturforscher und jedem denkenden Menschen von hohem Interesse seyn muß. Dieselben zeigen aufs klarste, daß dieses Phänomen nicht auf Betrug beruhte, und daß nur diejenigen, in deren System ein solches nicht paßt, auf dieser irrigen Meinung beharren können. Es sind in dieser Schrift aber einzig nur Actenstücke und Zeugnisse, durchaus keine Theorie, gegeben und dabei nur einige andere ähnliche Phänomene zur Vergleichung mit diesem angeführt. Name und Auslegung dieses Phänomens ist jedem Forscher freigestellt, und der Herausgeber dieser Zeugnisse für dasselbe will Keinem den Glauben aufdringen, als seyen solche Phänomene durchaus nichts Anderes als ein Einwirken Verstorbener auf noch Lebende, obgleich derselbe dabei auch frei bekennt, daß wenigstens er der Zeit noch keine andere genügendere Auslegung dieser Phänomene weiß, da auch die gewöhnlichen Auslegungen und Theorien der magnetischen Erscheinungen (die dem Herausgeber, wie sich von selbst versteht, auch schon längst sattsam bekannt sind) auf diese Phänomene keine Anwendung finden.

Nachricht
von dem
Vorkommen des Besessenseyns,
eines dämonisch-magnetischen Leidens,
und
einer schon im Alterthum bekannten Heilungsweise durch magisch-magnetisches Einwirken,
in einem
Sendschreiben an den Hrn. Obermedicinalrath Dr. Schelling in Stuttgart.
Von
Dr. Justinus Kerner,
Oberamtsarzt zu Weinsberg.
8. Preis 36 kr. oder 9 gr.

In diesem Sendschreiben gibt der Verfasser eine bloß praktische Darstellung des ihm schon öfters vorgekommenen Leidens des Besessenseyns. Er zeigt, daß dieses Leiden ein dämonisch-magnetisches ist und sich dadurch von Manie und Epilepsie unterscheidet, und gerade dieses seines magnetischen Charakters wegen am füglichsten nur auf magisch-magnetischem Wege, wie es schon das frühe Alterthum und auch Exorcisten des vorigen Jahrhunderts heilten, geheilt werden kann. Er gibt eine Reihe specieller Fälle aus seinen Erfahrungen an, in denen auf solchem Wege Hülfe geleistet wurde, nachdem die gewöhnlichen ärztlichen Mittel alle fruchtlos geblieben waren.

Die Dichtungen
von
Justinus Kerner.
Neue vollständige Sammlung in Einem Bande.
8. Velinpap. brosch. 3 fl. oder 2 Rthlr.

Kerners Muse ist ein Kind voll Sinnigkeit, immer zwischen Freude und Leid schwebend, aber hier wie dort nicht laut und wild, sondern Vieles in sich verschließend und Weniges leise aussprechend. Und, wie bei Uhland, so klingt auch hier in dem Wenigen Vieles durch und nach. Eine selige Ruhe verklärt die Lust und den Schmerz des Sängers und unter den Thränen blüht immer die Rose der Kindheit auf seinen Wangen. Fast alle Romanzen und Balladen von Kerner sind legendenartige Mährchen und Sagen vom Tode, der die Liebe, die Unschuld, das Gottvertrauen und die Demuth verklärt.

In diesem Einen Bande finden sich mit den Poesien auch die prosaischen Dichtungen (überhaupt die sämmtlichen Dichtungen) Kerners abgedruckt.

Stuttgart und Tübingen, August 1838. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Neue
schönwissenschaftliche Werke
im Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Adolfine, Ideal und Wirklichkeit. 8. 1 Thlr. 6 Gr.

Duller (Eduard), Kaiser und Papst. Roman. Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 18 Gr.

Heeringen (Gustav v.), Meine Reise nach Portugal im Frühjahr 1836. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 12 Gr.

Sternberg (A. v.), Fortunat. Ein Feenmährchen. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 18 Gr.

Tietz (F.), Bunte Skizzen aus Ost und Süd. Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den jonischen Inseln und in Italien. Zwei Theile. Mit einer Musikbeilage. 8. Geh. 3 Thlr.

Der Cavalier auf Reisen im Jahr 1837. Vom Verfasser der „Ansichten aus der Cavalierperspective im Jahr 1835." Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 20 Gr.

Das frühere Werk des Verf. erschien 1836 bei Frohberger in Leipzig, und kostet 2 Thlr.

Skizzen aus dem Alltagsleben. Erstes Bändchen: Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. Aus dem Schwedischen. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Eckermann (Johann Peter), Gedichte. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Schulz (Hermann), Wanderbuch. Ein Gedicht in Scenen und Liedern. 8. Geh. 18 Gr.

Stieglitz (Heinrich), Gruß an Berlin. Ein Zukunftstraum. Gr. 8. Geh. 20 Gr.

Wetzels (F. G.) gesammelte Gedichte und Nachlaß. Herausgegeben von J. Funck. 8. Geh. 2 Thlr. 8 Gr.

Funck (J.), Erinnerungen aus meinem Leben. Zweiter Band: Aus dem Leben zweier Schauspieler: August Wilhelm Ifflands und Ludwig Devrients. 8. Geh. 1 Thlr. 12 Gr.

Der 1ste Band: E. T. W. Hoffmann und F. G. Wetzel (1836), 1 Thlr. 16 Gr.

Litterarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl Aug. Böttigers handschriftlichem Nachlasse. Herausgegeben von K. W. Böttiger. Erstes und zweites Bändchen. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

Böttigers Leben, von demselben Verf., kostet 16 Gr.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen
über das
Gebet des Herrn.
8. brosch. Preis 45 kr. oder 12 gr.

Die Absicht des Verfassers war, die Einwirkung der Glaubensformen auf das äußere Leben, die Verhältnisse der Regierungsformen zur Menschheit, und die Stellung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu einander in versöhnendem Sinne zu besprechen.

Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

So eben ist erschienen:

Erste und letzte Liebe.

Roman

von L. Mühlbach.

8. Altona, Hammerich. Geh. 1⅓ Rthlr.

Mit entschiedenem Talent ausgestattet, tritt in dem vorstehenden Romane — dem übrigens wohlbekannte Thatsachen zu Grunde liegen — eine neue Schriftstellerin auf. Das Interesse, welches dieß elegant gedruckte Buch bereits an einigen Orten erregt, wird sich gewiß immer noch steigern, und der Name Mühlbach bald den Lieblingsschriftstellern Deutschlands beigezählt werden.

Sämmtliche solide Buchhandlungen Deutschlands ꝛc. haben Exemplare vorräthig.

In der Litter. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

TYROL,

vom

Glockner zum Orteles und vom Garda zum Bodensee.

Von **August Lewald.**

Zweite durchgesehene Ausgabe in einem Bande,

vermehrt durch:

1) Siebzehn ausführliche Reiserouten in Tyrol mit den nöthigen Bemerkungen für Reisende. 2) Eine Beschreibung von Salzburg, Berchtesgaden und Gastein und dazu gehörigen Routen. 3) Eine Beschreibung des Salzkammergutes nebst den Routen.

Mit 4 Stahlstichen, einer Postkarte von Tyrol, einer vergleichenden Höhenkarte und einigen ausführlichen Beigaben.

Preis: in geschmackvollen Einband 4 fl. 30 kr. im 24 Guldenfuß od. 2 Rthlr. 16 gr.

Nachdem sich das obige Buch durch seine erste Auflage schon ein Publicum erworben, wie es so schnell ähnlichen Werken in der Regel nicht wird, kann ihm eine vollkommene Anerkennung in seiner neuen Auflage um so weniger fehlen, als auf dieselbe von Seiten des Hrn. Verfassers und der Verlagshandlung Alles angewandt wurde, um den früher dem Werke geschenkten Beifall durch viele der Bequemlichkeit und dem Ueberblicke des Reisenden oder des Lesers überhaupt dienende Einrichtungen und Beilagen sich ferner zu erhalten und zu vergrößern. Das Buch hat besonders deßwegen früher lebhaften Anklang gefunden, weil es keine bloße Compilation von historischen und statistischen Notizen darbot, sondern sein reichhaltiger Inhalt vielmehr der Ausfluß einer von dem Zauber des herrlichen Gebirgslandes nach allen Seiten hin angeregten Individualität war. Dieser Vorzug und die daraus hervorgehende Frische im Styl sind in der neuen Gestalt dem Buche geblieben, und werden ihm besonders diejenigen Leser erhalten, welche es als geistvolle Reisebeschreibung zur Erinnerung oder Unterhaltung in der Heimath lesen, während das Neuhinzugekommene ihm besonders die Anerkennung der Reisenden hinsichtlich seines praktischen Gebrauches verschaffen wird.

LENAU'S GEDICHTE.

Dritte Auflage (mit dem Bilde des Verfassers).

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

NICOLAUS LENAU.

Dritte mit dem in Stahl gestochenen Bildnisse des Verfassers geschmückte Auflage.

Velinpapier, broschirt. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Vor fünf Jahren erschienen zum Erstenmal die Gedichte des unter dem Namen Nicolaus Lenau ungewöhnlich schnell bekannt gewordenen Dichters. Sie fanden unbedingt allgemeine Anerkennung, und Jeder begrüßte den Dichter als einen unsern größten Dichtergeistern Ebenbürtigen. Hier haben wir nun bereits die Freude, von diesen Gedichten voll ächter Romantik, Innigkeit, Zartheit, Tiefe, Gluth und Glanz der Phantasie eine dritte, mit dem Bildnisse des Verfassers geschmückte Auflage anzubieten. Jeden Freund des Schönen wird der Reichthum und das reine Streben des edeln Geistes überraschen, welcher — fern von jeder Nachahmung — in eigener ächter Urkräftigkeit seine Schöpfungen vollendet.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Beschreibung des Königreichs Würtemberg.

Vierzehntes Heft:

Oberamt Tettnang.

Herausgegeben aus Auftrag der Regierung von

Ober-Finanzrath v. Memminger.

Mit 1 Karte des Oberamts, 2 Ansichten von Tettnang und Friedrichshafen und 4 Tabellen.

Subscriptionspreis 54 kr.

Ladenpreis 1 fl. 12 kr. oder 18 Gr.

Tettnang ist das einzige würtembergische Oberamt, das an den Bodensee gränzt, und schon diese Lage und die damit verbundenen Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Natur geben ihm einen ganz besondern Vorzug. Als das Heimathland der alten Gaugrafen des Linz- und Argen-Gaues und ihrer Nachkommen der Grafen von Buchhorn und Bregenz, als das Land, worin eines der mächtigsten und berühmtesten Geschlechter seiner Zeit, das Geschlecht der Grafen von Montfort, seine Laufbahn endete, ist es aber auch für den Freund der Geschichte merkwürdig. Es hat überdieß in neuerer Zeit durch den herrlichen königlichen Sommersitz, der jetzt zu Friedrichshafen die Gestade des Bodensees ziert, ein ganz besonderes Interesse gewonnen. Es dürfte daher auch die gegenwärtige Beschreibung, welche zugleich eine gedrängte Beschreibung des Bodensees und seiner Schiffsfahrts- und Verkehrsverhältnisse enthält, von besonderem Interesse seyn.

Stuttgart und Tübingen, im Sept. 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Lieder eines Buchdruckers, von demselben gedichtet, gesetzt und gedruckt.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder

von

Niclas Müller.

Eingeleitet von

Professor Gustav Schwab.

8. broch. Velinpapier 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Das Publicum erhält hier die Lieder eines jungen Dichters, der, von der Natur ausgestattet und erzogen, ihr auch die Kunst verdankt, die sich in seinen seelenvollen und eigenthümlichen Poesien überraschend offenbart. Er hat erst mit dem zehnten Jahr eine Dorfschule besucht und mit dem vierzehnten sie verlassen, um ein Gewerbe zu erlernen und zu treiben. Nie hat er Latein, noch durch Unterricht sonst etwas über das Gewöhnlichste hinaus gelernt. Der Frömmigkeit strenger Eltern, dem eigenen Gemüthe, sparsamer Bekanntschaft mit guten Büchern und dem deutschen Wanderleben verdankt er seine ganze Bildung, deren Früchte er in dieser Liedersammlung veröffentlicht. Sie ist sein dreifaches Eigenthum, das Product seiner Kunst und seines Gewerbes: er hat diese Lieder gedichtet, gesetzt und gedruckt. Unsere Officin hat sich beeifert, diesen Gedichten eine besonders schöne Ausstattung zu geben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nr. 302.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

29 October 1838.

Die Abaligether Felsenhöhle.

Wenn es unstreitbar ist, daß die Wunder, welche das Innere der Erde uns zeigt, jeden Denkenden vorzüglich schon durch das Räthselhafte, in das ihre Erscheinungen sich hüllen, anziehen, so ward durch die zufällige Auffindung der Felsenhöhle bei Abaligeth im Baranyer Comitat, von einem daselbst befindlichen Pfarrer, die allgemeine Aufmerksamkeit besonders und mit vollem Rechte gespannt. Am nördlichen Fuße eines bei genanntem Dorfe sich erhebenden Berges befindet sich eine mehrere Klafter hohe Felsenkluft, aus welcher fortwährend Wasser hervorquillt, und zwar in solcher Menge, daß es schon bei seinem Austritt in das kaum hundert Schritt entfernte Dorf einige Mühlwerke treibt. Mehrere Jahre hindurch wurde diese Kluft von einem dasigen Pfarrer als Vorrathskammer für seine Victualien benützt, welche hier vor Fäulniß gesichert waren, daher die Leute der Höhle in der Folge den Namen Paplika (eigentlich Paplouka) oder Pfaffenhöhle beilegten. Als aber eines Tags der Besitzer dieser Höhle beim Aufbauen eines höheren Gerüstes in derselben bemerkte, daß ein ihm entfallenes Brettstück vom Luftzug tiefer einwärts getrieben wurde, und nicht wieder zum Vorschein kam, gerieth er auf die Vermuthung, die Höhle müsse noch tiefer in den Berg eindringen. Er veranlaßte hierauf einige entschlossene Männer, das Wagstück zu bestehen, und die Höhle zu untersuchen. Durch eine kaum einen Fuß über der Wasserfläche bemerkbare Oeffnung drangen diese, bis an den Hals im Wasser stehend, rückwärts in dieselbe ein, und kamen endlich, von dem heraufquellenden Wasserstrahl und durch den schneidenden Zugwind fast erstickt, an das entgegengesetzte Ende, an welchem sie ein über dem Wasser hervorragendes Felsstück erkletterten, von dem aus sich jetzt die ungeheuren Räume der Höhle in ihrem ganzen Umfang ihren erstaunten Blicken darstellten. Eine in der Folge unternommene nähere Untersuchung ergab dann, daß diese Höhle in einer Ausdehnung von mehr als einer Stunde sich hinziehe, mithin dieselbe zu den größten und merkwürdigsten des Landes gehöre. Um den Zugang zu ihr zu erleichtern wurde der Felsen gesprengt, so daß man jetzt mittelst eines Nachens bequem eindringen kann. Mit Windlichtern und mit einem guten Führer versehen, geht nun der erstaunte Wanderer in diesen wundervollen Räumen umher, die sich bald zu mehr als 30 Klafter Höhe erheben, bald so tief herabsinken, daß man nur gebückten Körpers weiter schreiten kann; hier erblickt er eine Reihe chaotisch durch einander geworfener Felsenmassen von ungeheurem Umfang und Größe; dort begrüßen ihn sehr seltsam geformte, bald menschen-, bald thierähnliche Tropfsteingebilde, die bei jeder Berührung dumpfe Töne von sich geben. Die Todesstille, nur durch das Geschwirre der hier nistenden Fledermäuse unterbrochen, das ungewisse Licht der Fackeln, die eintönig in abgemessenen Pausen, vielleicht seit Jahrtausenden, schwer herabfallenden Myriaden von Wassertropfen, welche diese Stalaktiten bilden, dieß Alles und die überall nur Tod und Erstarrung athmende Natur erfüllen die Seele des Schauenden mit Entsetzen und Bewunderung. Unsichern Schrittes gleitet der Fuß bald über Knochen von Menschen und Thieren, die in zahlloser Menge zerstreut umher liegend der Vermuthung Raum geben, daß diese einst bewohnt gewesen sey, bald auf schlüpfrigem Wege, ringsum vom Einstürzen lockerer Felsenmassen bedroht, weiter und weiter durch diese ewige, nur sparsam erhellte Nacht, — da gähnt plötzlich ein Abgrund ihn an, in dessen weitem schwarzem Schlunde sich der durch die ganze Höhle mäandrisch hinströmende Bach mit furchtbarem Getöse und Zischen herabstürzt. Doch kaum hat er diese Vermählung begangen, so verläßt er sein Brautbette wieder, fortwährend durch die Höhle entlang sich windend, um bei ihrem Eingange sich in einen zweiten Abgrund zu stürzen, aus dem er durch die Gewalt seines Eintritts, zum Theil auch durch die Strömung veranlaßt, große Wassermassen durch benannte Kluft hervorstößt, gleichsam um jedem Neugierigen den Eintritt zu verwehren oder wenigstens zu erschweren. Die vorherrschendste Steinart in dieser Höhle so wie im ganzen Berge ist grauschwarzer Marmor (Uebergangskalkstein), welcher einer schönen Politur fähig ist, und zu architektonischen Zwecken, wie auch zum Kalkbrennen verwendet wird. Außerdem wird auch der Braunnierenstein häufig getroffen, welcher bei seinem allmählichen Verwittern in schwärzliches Pulver zerfällt, womit fast die ganze Höhle incrustirt ist, und wodurch auch das Wasser seine schwärzliche Farbe erhält.

Skizzen aus den Pyrenäen.

1. Der Ossauer Pic.

(Fortsetzung.)

Man hat fast gar keine Beschreibung von Bergreisen auf den Pic von Ossau; die frühern Reisenden, von welchen Erwähnung gemacht wird, sind außer dem schon genannten de Candale, die HH. d'Angesse und Dangerot von Nay; im J. 1801 besuchte ihn Mr. Palassou mit dem Baron de Laussat, und gab einen kurzen Auszug hierüber in einer 1825 in Pau gedruckten Beschreibung der Reise der Herzogin von Angouleme in die Pyrenäen; diese ist die Quelle, welche ich benütze, denn obgleich man vorigen Jahres sagte, der Berg sey von neuem bestiegen worden, so ist hierüber doch nichts Weiteres bekannt.

Mr. Palassou begann seine Wanderungen von der Casa de Broussette aus am 12 Julius um 4 Uhr Morgens. Der Weg ist anfangs gar nicht so unangenehm, als es der Anblick des Pics vermuthen läßt, nur ist er ziemlich steil. Man gelangt durch einen Wald von Buchen und Tannen, der alle Aussicht raubt, zu einem schönen Weideplatz am linken Ufer eines Baches, der sich nicht weit von der Casa de Broussette in den Gave ergießt; hier sind die ersten Schäferhütten und Schafstätten (cujalas de Pombier); der von dem Schafmist befruchtete Boden zeigt eine Mannichfaltigkeit von Pflanzen, unter welchen man den amathystenen Panicant (Brachdistel), den purpurvioletten Bec do grue des Pyrénées und das blasse Bergveilchen unterscheidet. Wenn man dieses Blumenfeld verlassen, so tritt man in das Ruinenrevier der Felsenmasse ein, welche nicht weit davon dunkel und zerrissen — glücklich genug, wenn nicht von finstern Nebeln umhüllt — sich erhebt; man muß sich durch ein Labyrinth von Granitblöcken durchwinden, von welchen einige 15 Fuß Durchmesser haben. Noch einmal wird man auf dem Col de Suson, der ersten oder vielmehr einzigen Staffel des Pics, durch den Anblick des grünen Wasens und den Duft des weißen und purpurnen Quendels erfreut; es thut einem beinahe leid, die schönen rothen Blumen des Rhododendron unter diesen Felsen zu finden, von welchen die Hälfte jedes Blattes ihre dunkle, eisenfarbige Schattierung anzunehmen scheint. Höher stiegen diese Reisenden nicht, denn an einigen Orten lag noch Schnee, welchen zu betreten es zu gefährlich gewesen wäre. Der Sonnenhitze ausgesetzt, gegen welche ihnen weder ein Baum noch ein Felsenstück Schutz verlieh, verweilten sie nur eine halbe Stunde in dieser unbequemen Stellung, und setzten sich dann in Marsch, um den Berg in der Richtung von Norden nach Süden zu umgehen. Aber dieß war keine leichte Aufgabe. Keine Spur von einem Pfade inmitten dieser Felsblöcke, deren Schutt Jahrhunderte aufgehäuft haben, von welchen aber einige durch die Frische ihres Risses eine erst vor kurzem vorgegangene Erschütterung, wie sie wirklich häufig stattfinden, verriethen. Bald mußten sie einen einzelnen Felsen von mehreren Fuß Durchmesser übersteigen, bald von einem zum andern springen, bald einen mühsamen Ausgang aus ihren verworrenen Engpässen suchen, bald unter einem Felsenstücke, das quer über zwei andern lag, durchkriechen. Wehe demjenigen, welchen hier ein dichter Nebel überfällt! — Man würde sich nicht verwundern, in diesen abgeschiedenen Lagerstätten irgend ein wildes Thier anzutreffen, aber alles Lebendige scheint diese traurige Einöde zu fliehen, nicht einmal ein Raubvogel zeigte sich, nur einige Steindohlen mit rothem Schnabel und rothen Füßen wiederholten ihr Gekreisch, indem sie sich auf den Wänden des Berggipfels niederließen, deren Anblick das Bild zerfallener Gebäude, wo sie sich am liebsten aufhalten, darstellt. Keine Pflanze unterbricht die Einförmigkeit des Felsengewühles,*) keine Quelle erfrischt den müden Wanderer, denn weder Wasser noch Schnee können auf dem steilen Abhange des obern Gipfels verweilen; erst nach einem sechsstündigen Marsche fanden sie einen Bach, der aus einer Schneehöhle floß; dieser und mehrere ähnliche bilden am Fuße des Pics einen grünen, aber fischlosen See, aus welchem das Wasser sodann murmelnd und sich schlängelnd fortläuft und den Boden wieder mit Gräsern bekleidet.

Die Felstrümmer, welche man am Fuße des Piks antrifft, legen ein Zeugniß von den Zerstörungen ab, welche die Zeit auf diesem Berge anrichtete, und zu welcher die Schneefälle nicht ein Geringes beitragen. Im Winter 1789 zerstörte eine Lawine einen ganzen Wald auf einer Anhöhe am linken Ufer des Gave bei Gabas; zu gleicher Zeit, da diese Bäume niederfielen, brachten ihre Wurzeln die Wirkungen von Hebeln hervor; *die Felsen*, unter welchen sie sich ausgebreitet hatten, wurden in die Höhe gehoben, losgerissen, und rollten mit dem Schnee vermischt in die Tiefe eines engen Thales hinab. Die ganze Gegend bot einen scheußlichen Anblick dar, der sonst so beschattete Abhang blieb entblößt; aber was noch merkwürdiger war, das ist der Wind, welcher, von der Bewegung des Schnees verursacht, dem Sturze vorherging und so heftig war, daß er am andern Ufer des Gave mehr als 400 Bäume umwarf. Man trifft die Trümmer des Pics im ganzen Thale von Ossau und selbst weiterhin in den Ebenen. Sie wurden dahin geworfen, als der Abhang des Bodens noch steiler, der Umfang der Gewässer größer und ihr Lauf stürmischer war; das Thal von Ossau verdankt aber auch seine Fruchtbarkeit der von der Reß angeschwemmten Erde, und der Boden erhöht sich noch immer, wie es ein am Ufer des Flusses unter der Erde gefundener Mosaikboden zu beweisen scheint.

Unsere Reisenden entfernten sich nun völlig vom Pic und überstiegen einen Berg, der sie von den reichen Weideplätzen von Aneou trennte. Der Berg war sehr steil und baumlos, nur einige Gewächse, wie z. B. der labousier-busserole und das Süßholz reichten ihre Stengel dar, an welche sie sich mit den

---

*) Mr. Palassou bemerkt indessen, daß dieser Mangel an Pflanzen auf der Nordseite bei weitem nicht so bemerkbar ist; dort findet man einen dichten, moosähnlichen Rasen, auf welchem der rothblumige Carnillet moussier und das weiße Gänsekraut wächst; auf der Oberfläche der Felsen selbst sprossen Blumen: die Alpenblume, deren gelbe Scheibe und weiße oder purpurne Krone mit dem dunkeln Felsen contrastirt, der dreifingerige Steinbruch — man findet auch den Alpenklee, das Flohkraut, die Ralsgungel u. s. w.

händen anbielten, um über die schneidenden Kiesel und den verdorrten glitscherigen Wasen zu kommen; die Alpen- und Grasmücke flatterte vertraulich um sie und schien mit ihrem melancholischen Gesang an ihren Beschwerden Theil zu nehmen. Endlich nach einer dreistündigen Mühe erreichten sie den Fuß des Berges und bald darauf die casa de Broussette. Auf dem Wege nach Eaux chaudes trafen sie zahlreiche Heerden und Schäferkarawanen an, welche nach eben den Orten, von welchen jene herabgestiegen, ihre Richtung nahmen. Da es den Schäfern verboten ist, vor dem 12 Julius die Hochweiden zu besuchen, und an diesem Tage jeder sich beeilt von der Erlaubniß Gebrauch zu machen, so mußte diese große Vereinigung von Heerden und Lastthieren, welche die Lebensmittel und Geräthe trugen, in diesen durch Abgründe beschränkten Wegen nothwendig einigen Aufenthalt verursachen, aber das war zugleich ein der Beobachtung würdiges Schauspiel.

Ein Reisender gibt uns bei Gelegenheit der Besuchung des Pic du Midi de Bagneres über die Organisation dieser Hirtenkarawanen Nachrichten, welche ich hier um so lieber mittheile da eine Vergleichung der beiden Pics du Midi dem Leser nicht unangenehm seyn wird.

Nach einem Marsche von 6 Stunden im Bastan, schreckliche Einöde, welche Barege vom Thale Campan absondert, läßt man rechts die Seen von Escoboud, Laquets, Aigesceluses und Obert, sodann den See von Oedon; in allen diesen vermischen sich die Wässer mit Gebraus und vertheilen sich allenthalben in dem Thal. Noch auf ziemlicher Entfernung von dem Pic läßt man die kleinen aber sicheren Pferde des Landes zurück. Vom See von Peglade bis auf den Gipfel des Pics ist noch eine Stunde; man kann sich auf die Sänftenträger verlassen, welche mit großer Zuversicht barfüßig auf dem Rande der Felsen laufen. Oft sieht man sich vom Nebel überfallen, gezwungen bei den Schäfern Zuflucht zu suchen, und man ist ganz erstaunt dort einen gewissen Luxus zu finden. Ziegen- und Kühmilch, aromatische Butter, Forellen, die eben so bald gefischt als gekocht werden, ein Bett, das man ohne Verlegenheit aus aufgeblasenen Häuten zubereitet. Diese Schäfer haben eine Idee von der Astronomie, sie erkennen aus den Sternen Mitternacht und Tagesanbruch, sie geben ihnen Namen, die aus dem Land- oder Schäferleben hergenommen sind, z. B. die drei Spindeln, die sieben Ziegenhirtinnen; sie haben auch ihre Mährchen und Lieder; ihre Sprache ist wie überhaupt in den Pyrenäen die gasconische (die man jedoch nicht mit der baskischen oder euskarischen verwechseln muß, obgleich sie Vieles davon entlehnt). Die französischen und spanischen Schäfer gehen auf dieser ausgedehnten Linie oft von einem Gebiet auf das andere über: sie sind auf gleiche Art organisirt. Ein von seinen Cameraden erwählter Majoral hat 50 Schäfer und eben so viele Hunde unter sich; man gibt jedem Schäfer eine Pistole jährlich und 2 Pfd. Brod auf den Tag, dieß ist auch die Ration der Hunde. Der Majoral vertheilt die Beschäftigungen derjenigen, welche die Wacht haben oder Butter und Käse machen, er ernennt die Jäger und Fischer, leitet die Vertheilung der Lebensmittel und wacht überhaupt in Folge seiner allgemeinen Vollmachten über die Bedürfnisse des Gemeinwesens. Die Stuten, die Füllen, die wandernden Spitäler, die Ziegen, die Schafe, die Esel und Maulthiere, welche die Bagage tragen, waren auf einem weiten Platze bereit, die Sicherheit und die Ausführung der Befehle, welche die Bewegung der Heerden leiten, lagen den großen Hunden ob, einer den Pyrenäen eigenthümlichen Race; ihr Halsband ist mit eisernen Spitzen besetzt, sie bezeigen vielen Eifer in der Bekämpfung der Bären, der Wölfe und der Diebe; wie Flügeladjutanten laufen sie an der Fronte und an den Seiten des Lagers forschend vorüber; sie thun den Vorpostendienst, auch theilen sie mit den Schäfern die Milch und das Maisbrod. Die Armee setzt sich in Marsch. Das Brausen der Waldbäche, die Heerdeglocken, das Hundegebell mischt sich mit dem Gesang oder dem Jubel der Hirten; wenn man Halt macht, so fehlt nichts zu einem guten Abendmahl: Forellen, Milchspeisen, Erdbeeren, Himbeeren, manchmal auch guten spanischen Wein, den man in Schläuchen mitführt; des Morgens, ehe man die Reise fortsetzt, begrüßen alle Schäfer auf den Knieen und in frommer Sammlung den Urheber der Jahreszeiten. Indessen wenn man höher hinaufrückt, als bis wohin das glückliche Gebiet dieser Schäfer reicht, so haben die gefährlichen Pfade, welche auf den eigentlichen Pic führen, nichts Interessantes, welches für die Mühe entschädigen könnte; der Pic, der wie ein Leuchtthurm hervorsteht, mit seinem aus schwarzen Granitblöcken und weißer Mica zusammengesetzten Gipfel, ist die Region der Bären, der wilden Gemsen (izards), der Adler, des Pyrenäengeyers. Aber die Aussicht ist unermeßlich und der vom Montblanc überlegen (?). Mr. Garipui gibt ihm 1579 Toisen Höhe, doch ist diese Berechnung ungewiß. Der Eindruck der Luft ist sehr lebhaft und wie die von einem kalten Bade, die Schnelligkeit des Luftzuges löscht das Feuer aus, vernichtet den Schall, den Geschmack der pikanten Nahrungsmittel u. s. w. Eine unzugängliche Felsenkette vertheidigt die Südseite, verlängert sich gegen die spanische Gränze und hat auf ihrem östlichen Abhange die über alle Beschreibung schönen Wiesen von Temuevaigues und Grip, so wie auf der Westseite die Schluchten von Gedre, welche zu den noch schrecklicheren von Gavarine führen. Nördlich, am Fuße des Pic du Midi und des Pic de l'Espade entspringt der Adour.

(Fortsetzung folgt.)

Briefposten in Portugal.

Die Posteinrichtungen in Portugal sind unstreitig noch die mangelhaftesten in ganz Europa, schwesterlich mit denen in Spanien Hand in Hand gehend, wo dieselben eben so erbärmlich sind, und um so mehr muß man sich dann wundern, daß dennoch die Briefe, die auf der großen Straße aus Frankreich nach Lissabon adressirt sind, mit Ausnahme in schlechter Winterszeit, wenn die Straßen grundlos, die Heerstraßen von ausgetretenen Flüssen überschwemmt sind, oder der Schnee in den Pyrenäen das Fortkommen hinderte, Aufenthalt verursachte, oder was noch öfterer sich zuträgt, wenn die Post durch Räuber und Guerrilhas gehindert ist den geraden Weg zu verfolgen und Umwege nehmen muß, oder auch ganz und gar in die Hände der Räuber fällt, und diese den Inhalt der Felleisen, wovon sie keinen Nutzen haben,

verbrennen, daß diese ziemlich schnell und sehr regelmäßig eintreffen, gewöhnlich den fünfzehnten Tag aus Paris, den einundzwanzigsten Tag aus München und Leipzig u. s. w., und dieses, wenn kein Postenraub stattfindet, mit einer solchen Sicherheit, daß mir in Zeit von vierthalb Jahren nur ein einziger Brief an mich verloren gegangen. Man würde sich also schlechterdings nicht über eine mangelhafte Posteinrichtung zu beschweren haben, wenn die Briefbeförderungen auch außerhalb der der großen Hauptstraße so regelmäßig erfolgten, wie die der Nordpost — Correio do Norte — so heißt man besonders die Post aus Frankreich, die man übrigens auch den Correio de Madrid nennt, und alsdann unter dem Namen Correio do Norte die Post aus den nördlichen Provinzen Portugals und Galiciens versteht; allein da haperts gar gewaltig, und alle, die abgelegen von den vier großen und Hauptpoststraßen wohnen, leben in Hinsicht der Correspondenzen wie in einer abgeschlossenen Wüste, nur durch expresse und meilenweit zu sendende Boten können sie Briefe befördern oder erhalten. — Man hat zwar verschiedentlich Versuche gemacht, Verbesserungen in dem Postwesen einzuführen, und dadurch die Correspondenzen im Lande zu vervielfältigen und zu befördern, allein diese Einrichtungen kommen immer so theuer zu stehen, daß man sie bald wieder aufgeben mußte. So richtete man z. B. auch im Jahre 1836, während dem die portugiesischen Hülfstruppen in dem nördlichen Spanien waren, eine tägliche Militärpost ein, die von hier über Porto und von da bis zur Armee ging. allein die täglichen Ausgaben dieser Post betrugen 200 Thaler zur Beförderung kaum eines Duzend Briefe und sehr seltener Gouvernementsdepeschen. Man sah endlich das Unzweckmäßige dieser Einrichtung ein, und beschränkte den Abgang der Militärpost auf drei Tage in der Woche, so daß sie dennoch eine tägliche Ausgabe von 100 Thalern verursachte. Die Zurückkunft der portugiesischen Truppen machte endlich auch diesem Postenlauf ein Ende, der so enorm viel kostete und nur sehr wenig einbrachte, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil außer Handelsbriefen im Ganzen genommen die portugiesischen Männer sehr wenig schreibselig sind, wenige Correspondenzen unterhalten, die Frauen aber, die sich doch in andern Ländern, besonders aber in Deutschland, so viel zu sagen haben, oft eine ausgebreitetere Correspondenz wie die Männer führen, hier beinahe ganz und gar nicht schreiben, die meisten auch gar nicht schreiben können. Es ist somit eine höchst schwierige Aufgabe in Portugal die Verbesserung des Postwesens zur Beförderung der Correspondenzen, da diese aus Mangel an Concurrenz so wenig lohnend und dennoch so mühevoll und kostspielig ist. Eine zu dieser Verbesserung im Jahre 1836 niedergesetzte Commission, der es vielleicht auch an den nöthigen Kenntnissen und Erfahrungen der Posteinrichtungen in andern Ländern mangelte, richtete deßhalb auch weiter nichts aus, als daß sie sich mit Abschaffung mancher Mißbräuche beschäftigte, vorzüglich aber das so höchst überflüssige Postpersonal bei der Hauptpost in Lissabon einschränkte, dieses Personal von 64 auf 45 verminderte, und die Gesammtbesoldungen dadurch von 31,800 Thaler auf 22,700 herabsetzte, indem beiläufig auch mehrere der stärkern Besoldungen reducirt wurden. Die ganze übrige fehlerhafte Einrichtung blieb also unverändert dieselbe, so daß es eigentlich in Portugal nur vier Hauptrichtungen gibt, in denen wöchentlich dreimal Briefe abgesendet werden, und woher sie auch wieder dreimal ankommen. Die eine Hauptrichtung ist die Straße über Evora, Badajoz nach Madrid, auf welcher die größte Correspondenz hin und her geführt wird. Aus allen europäischen Staaten, mit Ausschließung Englands und der Correspondenz, die man über England gehen läßt, kommt auf diesem Wege die Correspondenz nach Portugal und geht sie auch wieder ab. Die zweite Hauptstraße der Correspondenz ist die über Coimbra nach Porto und in die nördlichen Provinzen bis an die spanische Gränze; die dritte, der Correio do Sul, führt über Setubal und Beja nach Algarbien. Die vierte und wenig wichtigere ist die über Santarem nach Thomar und Abrantes bis an die spanische Gränze. Von manchen der an diesen Straßen gelegenen Hauptorte gehen nun Fußboten nach den abgelegenen Hauptprovinzstädten, und nur von dort kann die Correspondenz durch expresse Boten abgeholt werden. Bei keiner dieser Nebenposten auf allen Straßen ist nun die Einrichtung getroffen, daß man einen Brief nach einem nahe gelegenen Orte auf geradem Wege mit der Post befördern könnte, sondern die Briefe laufen erstlich alle nach Lissabon und von da nach dem Orte, wohin sie adressirt sind; der Hauptstrom aller Correspondenz geht erst nach Lissabon, es existirt auf den Nebenposten niemand, der die Briefe, welche dabei eingegeben, absondert, man wirft sie sammt und sonders in den Briefbeutel, der nach Lissabon bestimmt ist, und in der großen Post geschehen erst die Absonderungen in die verschiedenen Beutel, die für die Stationen bestimmt sind. Z. B. man wohnt einige Meilen von Porto und abseits von der großen Straße und man adressirt einen Brief nach Porto, so wird dieser Brief erst nach Lissabon marschiren und von da nach Porto geschickt werden, wodurch nicht nur viel Zeit verloren geht, sondern die Briefe auch theurer zu stehen kommen, was Manchen auch von der Correspondenz abschreckt. Im Verhältnisse jedoch des großen Umwegs, den ein Brief machen muß, ist das Porto nicht hoch, und kommt für einen einzelnen Briefbogen nur auf Einen Real für die Legoa zu stehen, wovon die Post, da sie sich unnöthigerweise mehr Last auflegt, folglich mehr Thiere zum Transport braucht, nur Schaden haben kann. Die Briefe werden nicht gewogen, sondern man schätzt sie ungefähr nach den Entfernungen, woher sie kommen, und bringt dabei ihre Größe und Stärke mit in Anschlag, daher denn auch eine so ungemeine Verschiedenheit des Portos von Briefen gleicher Größe und gleichen Gewichts von einem und demselben Orte, die aus dem Auslande mit der Landpost kommen, deren Unterschied des Portos oft das Doppelte beträgt, da es der Willkür des Postbedienten überlassen ist, das Porto höher oder niederer zu setzen, und so muß man denn z. B. für einfache Briefe aus Frankfurt, die, so wie alle Briefe aus Deutschland, bis Bayonne frankirt seyn müssen, mit 240 bis 480 Reis oder mit 12 bis 24 Silbergroschen bezahlen.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Das französische Blatt, der Bon Sens, führt eine, wenn sie wahr ist, höchst merkwürdige Entdeckung auf. „Am Abhang eines Berges im Departement du Cantal hat man eine merkwürdige Petrification entdeckt, welche die Neugierde der Alterthumsforscher und Geologen lebhaft erwecken wird. Es ist dieß ein Kamel, dessen Formen mit einer staunenswerthen Feinheit im Detail gezeichnet sind, und man sieht sogar am Halse die Spur eines nachlässig herabhängenden Zügels.“

Die Bibliothek der Stadt Bordeaux ist vor kurzem mit werthvollen Urkunden über die Geschichte der Stadt bereichert worden, nämlich mit 17 Foliobänden Manuscript, welche die geheimen Berathungen des Parlaments von Bordeaux enthalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 303.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 October 1838.

Die osmanischen Yuruks.

Unter den nomadisirenden Hirtenvölkern des osmanischen Reichs zeichnen sich insbesondere die Yuruks aus, ein bis jetzt wenig beobachtetes und erst durch den berühmten macedonischen Reisenden Cousinery *) einigermaßen bekannt gewordenes Volk, das jenen Zweig des Hämus oder Balkangebirges bewohnt, welcher nach Süden herabgehend Thracien von Macedonien scheidet, und ehemals dem Bacchus geheiligt war. Die Yuruks werden übrigens nicht sowohl in der europäischen, als auch in der asiatischen Türkei angetroffen, kommen aber hinsichtlich ihrer Lebensart, Trachten, Sitten und Gebräuche ziemlich überein, und sind durchgehends Hirten, welche der Türke mit dem Namen Yuruk, d. h. Wanderer, bezeichnet, da ihr Aufenthalt im Gebirge stets wechselnd und nirgends ein bleibender ist. Sie leben unter Zelten und lassen ihre Heerden auf den ausgedehnten, unangebauten, nichtsdestoweniger aber überaus grasreichen Fluren, deren es in diesen gering bevölkerten Ländern so viele gibt, weiden. Außer der Pflege ihrer Heerden beschäftigen sie sich auch zuweilen mit andern Gewerben, wie z. B. mit dem Fuhrwerken und Holzfällen in den Wäldern, worin sie sich aufhalten. Einige sind in Stämme vereinigt, welche einem Oberhaupte gehorchen, von dem der Stamm gewöhnlich den Namen führt. Im Allgemeinen haben die Yuruks, namentlich in Hinsicht auf ihre Lebensweise, Vieles mit den Arabern gemein; wie diese, hassen sie den Aufenthalt in Städten und Dörfern, und nur einzelne besuchen während des Ramadan die Moscheen, um die vorgeschriebenen Gebete zu verrichten. Auch sind Frauen und Mädchen ohne Schleier, wie bei den Arabern. Die europäischen Yuruks bewohnen hauptsächlich den Südabhang des Balkans, die Gegenden von Saloniki und Seres. Sie sind nicht bloß Hirten, sondern auch Ackerbauer und Fuhrleute, wie ihre Stammgenossen in Asien. Ihre Wohnplätze bestehen aus zerstreut im Gebirge umherliegenden Häusern, und haben das unordentliche Aussehen eines Lagerplatzes, daher sie am meisten mit den morlakischen Dörfern verglichen werden können. Die meisten unter den europäischen Yuruks treiben ihre Heerden auf das Gebirge Rhodope (Despotidag) in Thracien, welches ihr einziges Yailak (so viel als Alpe) ist. Gewöhnlich sind es die Söhne der Eigenthümer oder gemiethete Hirten, welche die Aufsicht führen. Bloß die Yuruks aus der Gegend von Drama und Castorea verlassen im Sommer ihre ärmlichen Hütten und stellen sich mit der ganzen Familie selbst an die Spitze ihrer Heerden, die gleichwie in Asien größtentheils aus Schafen bestehen, deren Fleisch eine Hauptnahrung der Türken ist. Da jedoch die hiesigen Yuruks bei ihrer geringen Zahl Macedonien nicht hinlänglich mit diesem Artikel versorgen können, so rechnet man hier mehr auf das illyrische Albanien, von wo alle Jahre zahlreiche Viehheerden in die weiten Ebenen des Strymon, hauptsächlich aber in das Flachland von Saloniki herabgeführt werden. Die Hirten der Yailaks auf dem Pindusgebirge beziehen die Ebenen von Thessalien. Sobald der Winter naht, bedeckt sich die Gegend von Saloniki mit zahlreichen Schafheerden, welche in aus Schilfrohr gefertigten Pferchen zusammengehalten werden. Die Schafe sowohl als das übrige Hornvieh und die Hirten sind hinter diesen Schilfwänden vollkommen gegen die Nordwinde geschützt. Im Frühlinge kommen dann die Türken auf diese Weideplätze, und machen ihre Einkäufe, worauf die Hirten mit ihren Heerden erst wieder in die Gebirge zurückkehren. In Hinsicht auf Körperbeschaffenheit sind die Yuruks den Morlaken nicht unähnlich, und wie diese sehr groß, stark, wildaussehend und kriegerisch bewaffnet, namentlich die Männer, wie man sie in keiner andern türkischen Provinz findet. Eine lange, an einem Riemen über die Schulter hängende Flinte, ein großer messerähnlicher Säbel *) (Yatagan), eine Tasche gefüllt mit Patronen und Kugeln, und endlich ein großes Pulverhorn, das fast zwei Pfund Pulver enthält, bilden das Costume dieser unabhängigen Männer. Keiner würde es wagen, unbewaffnet in der Ebene zu erscheinen. Wenn man dergleichen Leute sieht, sollte man glauben, daß die Landstraßen sicher wären, allein dem ist nicht immer so, denn gerade durch

*) Voyage dans la Macédoine, par Mr. Ch. Cousinery.

*) Diese großen und breiten Säbel erinnern an die Erzählung des Thucydides, dem zufolge man in dem Heere des Sytalces freie Bergbewohner des Rhodope gesehen habe, welche bloß mit langen Schwertern bewaffnet wären. Es scheint somit, daß dieses Volk nur die Gebräuche seiner Urväter beibehalten habe.

sie ist zuweilen die Sicherheit des Reisenden gefährdet, wenn man sich nicht anders mit ihren Oberhäuptern durch Geschenke in gutes Vernehmen zu setzen versteht. Mit Ausnahme der Zigeuner, welche ihre verschiedenen eisernen Werkzeuge und Geräthschaften verfertigen und ausbessern, wagt es daher selten Jemand diese Gebiege zu betreten, zumal sie auch sehr rauh und unwegsam sind. Die Zigeuner sind daher beinahe die einzigen Menschen, welche mit ihnen verkehren, wie diese ihnen denn auch bei ihren festlichen Gelagen und Tänzen musiciren, und namentlich den sogenannten Purul oder Sturmschritt, ein Tonstück, welches den Muth belebt, aufspielen müssen.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus den Pyrenäen.

1. Der Ossauer Pic.

(Fortsetzung.)

Wer die schönen Flecke der Pyrenäen, die Berge von Avantaigues und Estiva, die Ebenen von Luz, Argeles, die Thäler von Campan, Ossau, Aspe, die Vegetation von Lemnesaigues und Bagneres de Luchon im Gedächtnisse behielt, der muß geneigt seyn sich eine große Vorstellung vor dem landwirthschaftlichen Reichthum der Pyrenäen zu machen. Die südlichere Lage und geringere Höhe dieses Gebirges, ja selbst der Charakter der Bewohner scheint ihnen den Vorzug vor den Alpen zu geben und hier sey es mir erlaubt einige Züge dieses Charakters darzustellen, bevor wir auf die Frage über das ökonomische Resultat zurückkommen.

Der Pyrenäer ist im Allgemeinen weniger roh, in sich gekehrt und sklavisch als der Alpenbewohner, er ist leichtmüthig, ein wenig maliciös, höflich ohne Ziererei, er liebt den Wein, aber nicht die Trunkenheit, nur die Fröhlichkeit und die Gesellschaft. Feurig, doch nicht fanatisch, ist er nie weder grausam, noch gar zu leichtgläubig gewesen; während der Religionskriege war es in dem größten Theile der Pyrenäen verboten, nicht nur Feindseligkeiten auszuüben, sondern auch Gespräche zu halten, die dazu führen konnten, man sprach von Gott weder gut noch bös, jeder befolgte ruhig seinen hergebrachten Gottesdienst. Die Pyrenäer haben durch alte Einrichtungen ihre Freiheit gesichert und dieselbe lange vertheidigt. Die Truppen der Grafen von Béarn und Bigorre mußten zuweilen den Argwohn gegen die bösen Absichten ihrer Herren bezahlen, und den Soldaten Ludwigs XIV ging es nicht besser. Die Geschichtschreiber dieses Königs sagen kein Wort von dem Vorfalle von Boos am Eingange des Lavedan, wo der Baske Audijos mit den Einwohnern, welche Alles dazu vorbereitet hatten, das Cavallerieregiment der Königin erschlug, nachdem der Commandant auf die Vorstellungen wegen der Einführung der Salzgabelle, die er unterstützen sollte, keine Acht gegeben; die Felsenstücke und die Schleudern befreiten die Einwohner damals von dieser Abgabe, es war der Revolution vorbehalten, alles auf gleiches Maaß zurückzuführen. — Selten sind die Häuser anders als durch einen bloßen Riegel verwahrt, aber in jedem findet man eine Jagdflinte und hölzerne Geräthschaften; es gibt wenige Bettler. Wirthshäuser mangelten ehmals ganz und sind noch sehr selten in den von der Heerstraße abgelegenen Oertern, was nicht verhindert, daß man eine gastfreundliche Unterkunft finde. Die Weiber sind im Allgemeinen mit geringerer Eleganz gekleidet, oft trifft man diese arbeitsamen, unermüdlichen Geschöpfe, welche ganz allein die Last des Hauswesens tragen und an den Feldarbeiten Theil nehmen, mit einer Bürde von 200 Pfd. Heu auf dem Kopf auf den höckerigen Felspfaden, und dabei spinnen sie noch die Wolle oder den Flachs von dem Rocken, der ihnen an der Seite hängt. Vormals spielten die Leichenbegängnisse mit den Gesängen und Gastmahlen eine große Rolle, aber die Procession der Klageweiber ist zugleich mit dieser Gewohnheit eingegangen. Der Pyrenäer, wenn er einige Erziehung erhält, zeigt in den Bildern eine lebhafte Empfindung, in einer gewissen Darstellungskunst jene Beweglichkeit der Phantasie, welche den mittäglichen Völkern eigen ist. Ihr Gesicht und ihr Gehör ist, besonders unter den Einwohnern der hohen Thäler, sehr ausgebildet, so wie man an ihrer starken lärmenden Stimme erkennt, daß sie Menschen angehört, die oft in weiten Einöden herumirren und mit ihren Tönen über das tiefe Thal hinweg das Echo der Schäfer, die sich auf dem entgegenstehenden Berge befinden, hervorzurufen bemüht sind. Man hat diese Kraft der Intonation auch in den pyrenäischen Sängern beobachtet, welche sich seit einiger Zeit in den Städten und auf der Schaubühne hören lassen. Man stellt sie gewöhnlich in einen Halbkreis nach zunehmender Größe, so daß sie, wie ein Feuilletonist bemerkt, eine lebendige Orgel bilden, deren kleinste Pfeife beinahe unscheinbar und die größte fast 6 Schuh lang ist. Der vorzüglichste pyrenäische Dichter ist Despourrins, welcher gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts in Accour im Thal von Aspe geboren wurde; ein Theil seiner Lieder und mehrere andere gemeinerer Art sind ins Französische übersetzt und mit Musik begleitet; vor kurzem ist in den Tablettes des Temps ein Artikel über die pyrenäischen Gesänge erschienen, welcher wahrscheinlich auch schon von den deutschen Journalen benützt ist und mich eines Weitern überhebt. Die angeführten allgemeinen Charakterzüge sind übrigens wie das Land selbst in den verschiedenen Thälern durch die vorherrschenden Anlagen von Eigenthümlichkeiten modificirt und ein interessanter Gegenstand der Beobachtung für einen nicht bloß durchreisenden Wanderer. So unterscheidet man die reichen Thäler von Aspe und Ossau mit ihren mehr Bildung fähigen als gebildeten Einwohnern, denen es bei ihrem rutinären Leben doch nicht an der bearnesischen Verschlagenheit und selbst an einem gewissen Hang zur Chicane fehlt, die abgeschiedenen Thäler von Val Surguere und Azun, jenes felsig, aber nicht unfreundlich, mit fleißigen und frugalen Einwohnern, dieses rauh und nackt, wegen des guten Magens seiner Männer und der Arbeitsamkeit seiner Weiber bekannt, das eben so rauhe Cauterets, dessen Wegweiser den Fremden mit besonderer Geschicklichkeit über die Abgründe führen, und das verwandte Bareges, wo sich die Luft reiner als die Sitten der den übrigen Pyrenäern an durchdringendem Sinn und Geist überlegenen Einwohner erhält, Aure und überhaupt die vier Thäler, welche ehemals ein gemeinschaftliches In-

teresse der Freiheit verband, vielleicht Abstämmlinge der Römer, welche noch Virgil und Horaz lesen und Höflichkeit mit männlichem Ernste paaren, Campan, die Perle der Pyrenäer, eben so reich und lachend als Bareges rauh und unfreundlich, wo aber die Sitten im Gegensatze mit dem letzteren inmitten der gefälligen Formen sich durch eine gewisse Einfachheit und eine unerschütterliche Anhänglichkeit an den heimischen Boden auszeichnen; Luchon, dessen prächtige Bäder und üppige, die Berge bis an ihren Gipfel mit Grün überziehende Natur einen traurigen Gegensatz mit der Herabwürdigung des Menschen machen, denn hier sind der Cretinismus und die Kröpfe zu Haus; diese Wesen, mehr Thier als Mensch, werden in den Traditionen auf eine sonderbare Weise mit den Aussätzigen, mit den Resten alter im Kriege zu Grund gegangener Racen, Vandalen, Gothen, Saracenen vermischt — Verschiedenheiten, die sich alle um eine Vorstellung, die ihnen allen zum Grunde liegt, reihen: die Vorstellung von einem verfluchten, dem Unglück geweihten Geschlechte, eine Vorstellung, die zur Schande der Menschheit fast über den ganzen Erdboden von den Parias bis zu den Cagots verbreitet ist, und welche der wahren Religion, dem moralischen Bande, das alle Menschen vereinigen soll, eben so zuwider, als in dem religiösen Fanatismus und dem Hange zur Unterdrückung natürlicherweise gegründet ist. Man weiß nicht genau, welchen Ursachen man die erwähnte Krankheit zuschreiben soll, doch hat man bemerkt, daß sie da, wo das Eigenthum, die Reinlichkeit, der Wohlstand vorschreiten, abnimmt, und daß sie nicht so schrecklich ist, wie in den Alpen, wo die Kropfigen zuweilen gezwungen sind, sich auf allen Vieren auf der Erde fortzuschleppen.

(Schluß folgt.)

Zahl der Equipagen in Petersburg.

Keine Stadt in Europa enthält wohl so viele Equipagen, als man in Petersburg sieht. Wir sprechen hier bloß von der Zahl, nicht von der Schönheit und der kunstvollen Verzierung, die so theuer zu stehen kommt, und die in den verschiedenen größern Städten Frankreichs, Englands und Deutschlands auch selten getroffen wird. In Petersburg zählt man 5774 Wagen, 2565 Chaisen, 8565 Droschken und 10,519 Schlitten. Für diese werden 30,254 Pferde unterhalten. Das Capital, das auf den Ankaufspreis der Equipagen verwendet wurde, kann man auf 400,000 Rubel anschlagen, die Pferde kosten nicht weniger als eine halbe Million. Wenn man nach englischer Sitte die Räder besteuern wollte, etwa mit 5 Rubel für das Rad und den Schlitten 10 Rubel das Jahr, so würde dieß der Stadt eine jährliche Einnahme von 400,000 Rubel verschaffen, und wenn man dasselbe mit den Pferden thun wollte, so würde die städtische Einnahme leicht eine Million betragen.

Briefposten in Portugal.

(Schluß.)

Alle in Lissabon ankommenden Briefe, worauf die Wohnungen in den Adressen nicht angegeben, aber welche an Personen gerichtet sind, die nicht besonders ihre Wohnungen auf dem Postbureau angegeben, damit ihnen die Briefe ins Haus geschickt werden, eine Einrichtung, die auch nur seit einigen Jahren besteht, werden numerirt, nach der Nummer geordnet, und die Nummern nun in großen Namenslisten nach dem Alphabet auf langen Tafeln an den Wänden des Einganges des Postbureau's aufgezeichnet. Solcher Listen findet man nun unter verschiedenen Rubriken: Landpost — auswärtige Post — Seepost. Letztere zerfallen dann wieder in die Ueberschrift aller überseeischen portugiesischen Besitzungen. Wer nun Briefe aus irgend einer Gegend zu erwarten, sucht seinen Namen in den Listen auf und verlangt den Brief nach der bezeichneten Nummer, der ihm auch ohne weitere Ausweisung, daß ihm der Brief zukomme, gegen Bezahlung eingehändigt wird. Eine Einrichtung, die zwar bequem für das Postpersonal ist, allein die den Nachtheil hat, daß viele Briefe verloren gehen durch die Leichtigkeit, womit jeder, der ein besonderes Interesse vielleicht dabei hat, sich der Correspondenz für einen Andern bemächtigen kann. Ein besonderer Unfug aber wird mit Briefen getrieben, die aus dem Auslande kommen und an Ausländer gerichtet sind, deren Namen die Postbedienten selten entziffern und noch weniger aussprechen können. Begibt man sich da nun nach der Ankunft der Post auf das Bureau und fragt nach Briefen, so weist einem der Officiant ein ganzes Pack Briefe vor, mit der Weisung, selbst nachzusehen, ob einer für den Fragenden darunter ist. Man kann sich also auch unter ihnen die Briefe auslesen, die vielleicht Interesse haben, und auf diese Art sind auch schon oft Briefe mit Wechseln und wichtigen Documenten verloren gegangen. Es geschieht auch, daß manche Briefe Monate lang auf der Post unter den andern Briefen liegen bleiben, wenn ein Postofficiant zu faul ist, in dem Adreßbuche nachzusehen, wo der Inhaber zu dem Briefe wohnt, so daß man erst zufälligerweise durch einen oder den andern Bekannten erfährt, der die Briefe durchstöbert hat, daß ein Brief unter meiner Adresse auf der Post liegt. — Jeden Tag, mit Ausnahme des Sonntags, ist die Post von des Morgens 8 bis 12 Uhr offen und Nachmittags von 2 bis 5 Uhr, und in diesen Stunden ist es auch, wo die Briefträger ihre Wege mit den ihnen übergebenen Briefen an ihre Adressen antreten, übrigens diese Wege auch dermaßen nach der Bequemlichkeit einrichten, so daß es ihnen eben nicht darauf ankommt, den Brief heute oder morgen abzugeben, auch machen sie sichs so bequem, daß sie zuweilen einem dritten die Bestellung des Briefes übertragen. Außer dem Porto muß man für jeden Brief noch 5 Reis an den Briefträger für seine Mühe bezahlen. Alle abgehenden Briefe aus Lissabon können nicht frankirt werden, und man hat damit keine weitere Mühe, als sie nach dem Postbureau zu tragen, und sie daselbst durch ein kleines enges Loch, was seinen Ausgang auf die Straße hat, hineinzuwerfen. Seit einigen Jahren hat man nun auch eine kleine Post errichtet, die eine große Bequemlichkeit für die Correspondenz in der Stadt gewährt. Jedes Stadtviertel hat seinen eigenen Briefkasten, in welchen die Briefe geworfen werden. Täglich zweimal, Morgens 9 Uhr und Nachmittags 4 Uhr, werden dieselben geöffnet, die Briefe nach dem Hauptbureau gebracht und dann sogleich weiter befördert; allein dieses geschieht mit einer solchen Nachlässigkeit, daß man oft erst den folgenden Tag die Briefe erhält, oder wenn sie des Morgens abgingen, so kommen sie erst des Abends an Ort und Stelle. — Briefe, die mit Schiffsgelegenheit nach Lissabon kommen, muß jeder Schiffscapitän gleich beim Einlaufen in den Hafen

bei der Polizei in Belem abgeben, welche dieselben alsdann an das Paßbureau sendet. Ungeachtet daß die Post hiermit schlechterdings keine Mühe gehabt, so rechnet sie dafür doch beinahe eben so viel Postgeld, als wenn die Briefe zu Lande gekommen. Die Briefe, die aber mit dem englischen Paketboot ankommen, werden zuerst auf das Paketbureau gebracht, wo man erst die officielle Correspondenz des englischen Gouvernements mit den Gesandten u. s. w. herausnimmt, alle Privatcorrespondenz aber nach der portugiesischen Post schickt, welche dafür das Postgeld einnimmt, welches eine Kleinigkeit beträgt, da das englische Postgeld davon in England entrichtet wird. Alle abgehenden Briefe mit den Dampfpaketen werden nicht auf die portugiesische Post gebracht, sondern in das Paketbureau. — In Hinsicht der Dienstbriefe, die ganz postfrei sind, so wie auch der Briefe und Remessen von Geld, die man versichern will, ist ein eigenes Departement in der Post, woselbst diese abgegeben werden. Die Dienstbriefe müssen außer der Adresse die Ueberschrift enthalten: „do Real e nacional Serviço," und ganz unten alsdann, von wem der Brief geschrieben, alsdann auf der andern Seite, wo das Siegel, der eigenhändige Name des Schreibers. — Bei Sachen und Briefen, welche man versichert, erhält man einen Paßschein, den man in einem besondern Brief alsdann auf die Post gibt, und ohne welchen nichts an die Adresse, die bei den überschickten Gegenständen beigefügt ist, ausgeliefert wird. Alle Gegenstände von Gewicht sendet die Postexpedition durch die sogenannte Stafette ab, ein Convoi von Lastthieren unter Aufsicht eines Conducteurs, welche hier die Stelle der fahrenden Post vertritt, und so langsam geht, daß sie von hier bis Porto, eine Entfernung von 63 Legoas, acht Tage braucht; die Briefpost dahin braucht 72 Stunden. Sowohl die Beförderung der Briefe, als auch der Pakete durch die Stafette, deren nur zwei abgehen, die eine von hier nach Porto und die andere von hier nach Badajoz, ist Privatunternehmung, und für gewisse Preise verpachtet an verschiedene Entrepreneurs, mit welchen Contracte abgeschlossen werden, die aber in keiner weitern Beziehung mit dem Gouvernement stehen, und darum nicht Staatsdiener werden, wie die Postmeister anderer Staaten. Es ist ihnen auch ganz und gar überlassen, die Art und Weise, wie sie die Briefe und Pakete fortschaffen. Nur die Zeit des Abgangs und der Ankunft in den Hauptorten ist ihnen vorgeschrieben. — Man nimmt es aber gewöhnlich nicht so genau, da überhaupt der ganzen Postverwaltung eine strenge Controle zu fehlen scheint, worüber sehr oft im Publicum geklagt wird; denn die Oberinspection des Postwesens gehört vor den Minister des auswärtigen Departements, bei welchem man sich wenig darum bekümmert, und die specielle Leitung steht unter einem Administrador geral dos Correios, eigentlich von jeher eine bloße Sinecurstelle, die irgend einem Protégé und Schreiber eines der Staatssecretäre als Nebenstelle gegeben wurde, der dafür außer den Sporteln eine Besoldung von 2000 Cruzados bezog und freie Wohnung in dem Postgebäude hatte. Dieser bekümmerte sich ebenfalls wenig um die Postgeschäfte, deren Direction einem Subinspector überlassen blieb. Gegenwärtig, wo es verpönt ist, von zwei Staatsstellen Besoldungen zu ziehen, hat die Stelle des Generaladministrators ein Mann inne, der dieselbe schon früher inne hatte, als er noch in dem Staatssecretariat des Innern arbeitete, darauf aber im Jahre 1835 zum Staatsminister avancirte, nach vier Monaten aber wieder in seine Unbedeutenheit zurückfiel und die Stelle als Postadministrator beibehielt, da er doch nicht wieder Schreiber in dem Staatssecretariat werden konnte, welchem er als ehemaliger Minister vorgestanden. Nach den in dem Budget veranschlagten Ausgaben der Generalpostverwaltung betragen dieselben insgesammt 61 Contos = 101,666 Thaler, worunter die Besoldungen und Pensionen mit 16½ Contos begriffen sind. Die Beförderung der Briefe ist zu 9 Contos veranschlagt, die der Pakete durch die Stafette zu 15 Contos. Die Briefpost nach Alemtejo aber ist noch besonders zu 7 Contos veranschlagt. Den Postadministrationen in London und Madrid bezahlt man 5 Contos jeder. Extra Briefbeförderungen sind zu 3 Contos angeschlagen. Die übrigen Ausgaben sind für Hausmiethe, Mantelsäcke, Schreibmaterialien u. s. w. — Die Einnahmen aus diesem Verwaltungszweige sind in dem Staatsbudget zu etwas mehr als 100 Contos veranschlagt, es würde das Ganze somit den unbeträchtlichen reinen Gewinn von ungefähr 66,000 Thaler abwerfen.

Vermischte Nachrichten.

Ein Hr. Ramsay theilt Folgendes über die Schiffe des Vicekönigs von Aegypten mit: „Ich hatte viel von diesen Schiffen gehört, und war auf Pracht vorbereitet, selbst auf mehr als ich fand. Der äußere Anschein war gewiß sehr schön: auf den obern, mittlern und untern Verdeck war Alles geräumig und rein. Die große Breite des Schiffes und die völlige Freiheit von allem, ich möchte sagen nothwendigen Gerümpel, gaben dem Schiff ein prächtiges Ansehen, aber Eines vermißte ich: es waren keine Zimmer für die Officiere vorhanden, alle waren unten im Schiffsraume, so daß das obere und mittlere Deck frei war vom Vordertheil bis zum Hintertheil. Die Officiere scheinen auch sehr ärmlich daran zu seyn. Da die Mannschaft nicht wie auf europäischen Schiffen auf Tischen speist, so war das untere Deck, so gut wie das obere, auch hievon frei. Die Mannschaft bestand (auf dem Admiralschiff) aus 1100 Mann, aber ziemlich unfähigen Leuten: bei jeder Kanone steht ein Seesoldat Wache über die dabei aufgestellten Leute, und acht kleine Kanonen sind rückwärts aufgestellt, vermuthlich um das Schiff im Fall eines Aufstandes zu bestreichen."

•

Man hat kürzlich eine interessante Entdeckung am Eingange des Tunnels der Eisenbahn bei Rive-de-Gier, von der Seite von Egarnade her, gemacht: es ist dieß ein altes Grab in dem Felsen von Poudingue. Es ist ganz in den Felsen gehauen, und seine Breite läßt vermuthen, daß es zum mindesten für zwei Leichen bestimmt war; es ist innen mit Eichenholz, das mehrere Zoll dick und vollkommen gut erhalten ist, verkleidet, und mit ebenfalls wohlerhaltenen römischen (?) Backsteinen bedeckt. Alle Anzeichen weisen auf ein sehr hohes Alter hin. — Einer weitern Nachricht zufolge soll das Grab Münzen enthalten haben, und der Fund deßhalb längere Zeit von den Arbeitern verheimlicht worden seyn.

•

Nach einem dem englischen Parlament in der letzten Session vorgelegten Document betrug im Jahre 1814 die Zahl der in den englischen Colonien gebauten und registrirten Schiffe 131, mit einem Gehalt von 16,696 Tonnen, im Jahre 1837 war die Zahl auf 496 Schiffe mit 70,878 Tonnen gestiegen, hatte aber im Jahre 1825 bereits 656 Schiffe mit 80,895 Tonnen, und im Jahre 1826 580 Schiffe mit 86,554 Tonnen betragen.

•

Englischen Blättern zufolge hat ein Hr. Coles eine neue Art von Wagenrädern für Eisenbahnen erfunden und ein Patent dafür erhalten; sie sollen die bewegende Kraft unermeßlich vermehren, und die Wagenzüge leichter, sicherer und schneller weiter befördern. Man spricht von hundert (?) englischen Meilen (über 20 deutsche) in der Stunde.

•

Nach französischen Blättern soll es gelungen seyn, den Färbestoff aus dem Campecheholz vermittelst chemischer Mittel auszuziehen, wodurch dessen Versendung als Handelswaare viel leichter würde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 304.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 October 1838.

Ueber die Gewinnung des Mahagonyholzes in Honduras.

Nächst Guatimala ist bekanntlich Honduras nicht nur der größte, sondern auch der feuchtbarste und holzreichste unter den vereinigten Staaten Mittelamerika's. Auf einem über 30,000 Quadratmeilen großen Flächenraum umfaßt derselbe die ausgedehnten Hügelgegenden und Ebenen, mit welchen auf der östlichen Seite die Cordillere zum Antillenmeere sich herabsenkt, deren breite und nasse Küstenstriche mit jenen unermeßlichen Urwäldern bedeckt sind, welche das für uns so kostbare Campeche-, Orleans-, Mangrove- und Mahagonyholz liefern, und für den Bewohner dieses Terrassenlandes einen so großen Schatz abgeben. Das Mahagonyholz, als das gesuchteste und geschätzteste, wird unter Leitung der Engländer, welche mit Bewilligung der Spanier eine Colonie daselbst errichtet haben, zweimal im Jahre gefällt: das erstemal nämlich um Weihnachten zu Ende der Regenzeit, das anderemal in der Mitte des Jahres von Negern, die hiezu, in Partien von 10 bis 50 getheilt, zur Arbeit verwendet werden. Die Moskos lassen, da sie freie Menschen sind, sich hierzu nur selten von den Engländern gebrauchen, da sie mitunter diesen Holzhandel auch auf eigene Rechnung betreiben. Wenn nun die Zeit zur Fällung des Holzes herannaht, so wird der klügste unter den Negern, der Jäger genannt, jedesmal vorher ausgesandt, um die Stellen aufzusuchen, wo vorzüglich Mahagonybäume zu finden sind. Ein solcher Jäger wird nicht selten mit 500 Pfd. bezahlt; denn abgesehen von den vielfachen Gefahren, die ihn beim Durchwandern dieser beinahe undurchdringlichen und mit Raubwild aller Art angefüllten Urwälder bedrohen, ist sein Geschäft um so mühsamer, als der Mahagonybaum gewöhnlich einzeln steht, und oft andere Jäger der Spur folgen und das Holz fällen, was jener aufgesucht hat. Der Gewinn der Holzfäller dagegen ist ungewiß, je nachdem der Preis des Holzes hoch oder niedrig steht, und sie im Auffinden Glück haben. Auch kostet der Unterhalt der Neger in Honduras mehr, als in irgend einer andern Colonie: jeder Sklave jährlich über 25 Pfd. Sterling. Das Fällen des Campecheholzes erfordert hingegen ein ungleich geringeres Capital. Beide Hölzer wachsen selten nahe bei einander; das Mahagonyholz vorzüglich in sumpfigen Gegenden, welches die Arbeit desto ungesunder und beschwerlicher macht.

Skizzen aus den Pyrenäen.

1. Der Ossauer Pic.

(Schluß.)

Die Landwirthschaft der Alpen ist der der Pyrenäen weit überlegen, dem Fremden, der sich in den Städten aufhält, wird sogleich der Mangel und die schlechte Qualität der Milch und besonders der Butter auffallen, die Verfertigung der Käse ist etwas besser, aber auch nur auf den Schafkäse beschränkt; die Thierhäute werden erst seit einiger Zeit wegen der Zunahme gewisser Fabriken benützt; aus den reichen Vegetabilien zieht man gar keinen Vortheil. Die Thiere aller Art, Pferde, Esel, Kühe, Schafe sind unansehnlich, eine Kuh gibt nur ein Drittheil der Milch, die man von einer Schweizerkuh erhält, wie könnte es anders seyn: dieser Mangel an Milch selbst führt wieder zur Gewohnheit, die Kälber von den Müttern zu trennen, ehe sie noch Gras fressen können; ehe sie ein Jahr vollenden, läßt man sie schon das Geschäft der Stiere verrichten, und ehe sie noch ausgewachsene Stiere oder Ochsen sind, bringt man sie um. Der Aelpler hat Ueberfluß an Milchproducten und nährt sich davon; der Pyrenäer, statt von einer guten Milch, lebt von schlechtem Fleisch, schlechtem Mehl, schlechten Hülsenfrüchten und schlechtem Wein; sein Lieblingsgericht ist ein Maisbrei mit einer Schnitte Schinken, wenn er sie haben kann, und viel Knoblauch. Seine Landwirthschaft ist auf diesem Fuße eingerichtet, statt ein reicher Schäfer will er lieber ein armer Bauer seyn, denn in diesen Bergen kann nur ein kleiner Landbau mit der Haue und Handarbeit stattfinden; die Reichen ahmen hier nur das Beispiel der Armen nach und machen nicht die Vorausgaben, welche zu einer verbesserten Schäferwirthschaft nothwendig sind; daher kommt es, daß man die Weiden zum Theil an Fremde vermiethet, die Gemeinweiden nicht gehörig benützt und keine künstlichen Wiesen

anlegt; man hat also kein Futter für den Winter, und da man im Sommer die Zahl der Thiere, die man auf die Weiden führt, übertreibt, so hat man im Winter eine Menge kränkliches Vieh, das mehr verzehrt als eine geringere, aber gesunde Heerde: man läßt es Hunger sterben, oder tödtet es, um es zu essen. Die Folge von dem Allem ist, daß die Arbeit Männer und Weiber erdrückt, und ihnen die Liebe zu dem Hirtenstande, den Stolz, den die Aelpler darauf haben, benimmt, und sie durch den Vergleich mit andern Bauern mißmuthig macht. Welchen Unterschied ein vernünftiges Verfahren hervorbringt, kann man im Thale Campan und im östlichen Lavedan beobachten. Die Waldwirthschaft ist nicht besser, und einige Gegenden sind unbewohnbar geworden. *) In den Alpen findet man Schäferhütten auf 1100 Toisen Höhe, d. h. so hoch als der Courmalet und Gavarine; in den Pyrenäen trifft man über 800 Toisen keine ordentliche Wohnung mehr an.**) Die Hospizien sind nicht wie in den Alpen auf dem Gipfel, sondern am Fuß der Berge, und ihre Hülfe kommt oft zu spät. Welche Abhülfe gegen diesen Zustand der Dinge? Man müßte die Gemeinweiden vertheilen, die Wälder herstellen, künstliche Wiesen anlegen, wobei freilich das Beispiel und mittelbare Einflüsse am wirksamsten wären, man müßte Prämien für die besten Producte bestimmen, und durch gewisse Auszeichnungen und Festlichkeiten den Stolz des Hirten auf seinen Stand wieder erwecken. Etwas davon ist schon geschehen, man sieht in Pau und Tarbes die Züchter fetter Kühe und Ochsen mit Bändern auf den Hüten und mit Musik durch die Straßen ziehen, und es ist ihnen erlaubt, Geld einzusammeln. Eine Gewohnheit, die vor dem Kriege im Thale von Aure stattfand, sollte allgemeiner werden, nämlich jener Tausch, mittelst welchem die Auroiser im Winter ihre Heerden auf die spanischen Weiden sandten, da die mittägliche Seite der Pyrenäen weniger rauh ist, und im Sommer einen Theil ihrer Weiden den Spaniern abtraten. Der Vorwand des Verlustes, dem der Eigenthümer wegen der Nachlässigkeit oder Untreue der Hirten ausgesetzt ist, kommt nicht mit den wirklichen Vortheilen in Vergleich, die Schafheerden würden zunehmen und die Wolle feiner werden; alle Vermiethung in Geld müßte übrigens ausgeschlossen werden. Wäre dieß nicht besser, als die oft blutigen Streitigkeiten, die auf der ganzen Linie der Pyrenäen zwischen den französischen und spanischen Hirten stattfinden?

Die osmanischen Yuruks.

(Schluß.)

Nach den Ueberlieferungen des Landes wären diese Bergvölker Nachkommen altgriechischer Thracier, welche zur Zeit der Eroberung, um ungestört leben zu können, den mohammedanischen Glauben angenommen hätten. Als Beweis hiefür dient auch der Umstand, daß man nach den neuern Reiseberichten im Innern der Gebirge Wohnplätze findet, deren Einwohner noch das alte Herkommen beibehalten haben, zu ihrem eignen Gebrauch Wein zu bauen und zu bereiten. Was die Religion anbetrifft, so haben diese Gebirgsvölker zwar Imams oder Geistliche, welche aber fast sämmtlich asiatischen Ursprungs und eben so unwissend als ihre Pfarrkinder sind. Uebrigens erwähnt die Geschichte nirgends, daß diese Barbaren jemals den griechischen Kaisern oder den bulgarischen Königen unterthan gewesen wären; man weiß vielmehr, daß sie Bundesgenossen der Letztern waren, wie sie auch schon früher den Königen Thraciens in allen Schlachten und Kriegen beigestanden hatten. Sie waren zu allen Zeiten geneigt, ihren Nachbarn lästig zu fallen und sie auszuplündern. Selbst die Römer waren niemals vermögend, dieses Gebirgsvolk vollkommen zu bändigen. Michaud sagt in seiner Geschichte der Kreuzzüge (III. Theil, S. 314), wo er von der Theilung der Provinzen spricht, durch welche Balduin I plötzlich geschwächt wurde, „daß die Horden des Hämusgebirges, siegreich oder überwunden, ihre Räubereien immerhin fortgesetzt hätten.“ — Der hervorstechendste Zug im gegenwärtigen Charakter dieses Volkes, der am meisten an das hohe Alterthum erinnert, gibt sich hauptsächlich aus folgendem Gebrauche kund. Alljährlich mit Eintritt des Frühlings versammeln nämlich die Oberhäupter *alle ihnen* ergebenen waffenfähigen jungen Leute um sich her, deren Zahl, obschon nicht bestimmt, doch selten 50 bis 60 übersteigt. Sie begeben sich nun in verschiedenen Richtungen auf den Marsch, wobei jeder bloß mit einem einfachen Rock angethan, und wohlbewaffnet ist. Stets bereit, sich zu schlagen, und eben so leicht zu entfliehen, durchstreichen diese Banden das Innere der ungeheuren Wälder und Gebirge bis in große Entfernungen, selbst bis zum Rhodope und anderwärts bis an die Nähe der Meeresküste hin. Räubereien sind jedoch nur Nebensache bei diesen Streifzügen, der Hauptzweck ist, sich zu vergnügen und zugleich gute Weideplätze für ihre Heerden auszumitteln. Gewöhnlich schlagen sie ihr Lager in der Nähe von Dörfern und Maiereien auf, wobei sie jedoch selbst zur Nachtzeit ihre Waffen niemals ablegen. Sie mißhandeln nicht eben die Leute, verlangen aber Lebensmittel, hauptsächlich Wein, auf eine Weise, wo sich nicht leicht Jemand unterfangen wird, ihnen etwas abzuschlagen. Auch müssen ihnen die Hirten auf ihren Weiden Lämmer und Schafe zum Unterhalt liefern. Gewöhnlich werden dann auch junge Zigeunerinnen entweder mit Gewalt entführt oder schließen sich freiwillig dem Zuge dieser Kriegsmänner an. Außerdem hat jede Bande ihren Orpheus, dessen Lyra die Wälder belebt, und zu wilden Tänzen auffordert. Nach ungefähr zwei Monaten lösen sich alle diese Banden wieder auf, wornach die Männer in ihre Hütten und die Zigeunermädchen unter das Zelt ihrer Familien zurückkehren. Manche von den Letztern begleiten auch die Banden in ihre Heimath, wo sie die öffentlichen Gastmähler durch ihre Tänze beleben, von welchen diese Gebirgsvölker sehr große Freunde sind. Obschon dem mohammedanischen Glauben zugethan, haben die Yuruks bis jetzt sich doch unabhängig von der Türkenherrschaft zu behaupten gewußt; daher auch die türkischen

*) Das Dorf Heas hat nur noch 9 Häuser, und auch dieß verdankt es nur dem Cultus seiner Madonna. In der Nacht vom 7 auf den 8 Sept. kommt dort eine große Menschenmasse zusammen, den Rest des Jahres ist es nur von Gemsen besucht.

**) Die höchste bewohnbare Linie ist in den Pyrenäen auf 1500 Mètres, das Dorf von Gatamin hat 1444 Mètres Höhe.

Gouverneure nur äußerst geringen Einfluß auf sie ausüben, und selbst ihre eigenen Oberhäupter behaupten ihr sehr beschränktes Ansehen nur dadurch, daß sie mit den Aeltesten ihres Stammes aus den umliegenden Dorfschaften eine Art Bündniß unterhalten. Wie die reinen Araberstämme haben auch sie einen Eroberer nach dem andern das Gebiet ihrer Nachbarn verwüsten sehen, ohne jemals die Uebel des Krieges selbst erfahren zu haben; gleich den Montenegrinern in Dalmatien, den Sphakioten auf der Insel Candia, und mehreren andern Stämmen, haben sich die Yuruks in die Gebirge zurückgezogen, wo es gefährlich war, sie anzugreifen, während die Beduinen öde Wüsten zum Aufenthalte wählten, wo sie ihren Feinden nach allen Seiten hin entfliehen konnten. Einer besondern Erwähnung verdient hier noch ein, namentlich von den europäischen Yuruks verfertigtes filzähnliches Gewebe, welches in der ganzen Türkei und den angränzenden Ländern unter dem Namen Abbas (Filz) bekannt ist, und gleich dem ungarischen Filz theils zu Kleidungsstücken, theils zu technischen Zwecken, wie zu Beuteltüchern, Säcken u. s. w. verwendet wird. Die Fabrication desselben wird zwar gegenwärtig nicht mehr so stark wie vormals betrieben, dessen ungeachtet liefern die Yuruks alljährlich noch 70,000 bis 80,000 Stücke. Vor dem Gebrauche der europäischen Tücher kleideten sich alle Türken zur Winterzeit in diesen Filz, heutzutage bedienen sich aber nur noch die Bauern und andere Leute der ärmern Volksclassen desselben. Wie bedeutend daher in frühern Zeiten der Verkehr mit diesem Fabricate war, geht daraus hervor, daß sonst alle Jahre Griechen aus Salonik, Karaveria und Vodina sich in das Innere von Asien begaben, theils als Handelsleute, um ihren Abbas im Großen zu verkaufen, theils als Schneider, um an Ort und Stelle Kleidungsstücke daraus zu verfertigen. Die französischen Handlungshäuser haben sogar lange Zeit hindurch den Markt von Marseille mit Vorräthen von Abbas versorgt, welcher dann nach den Colonien ausgeführt wurde, wo er zur Bekleidung der Negersklaven diente, und sie vor den schädlichen Folgen des nächtlichen Thaues bewahrte. Heutzutage aber ist, wie gesagt, dieser Handelszweig gänzlich in Verfall gerathen, woraus zu vermuthen ist, daß der Abbas durch einen andern Stoff der französischen Fabriken ersetzt worden sey.

Das Lösegeld.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

Am 19 November vorigen Jahres verschwand in der kleinen Stadt Elche, welche zu dem Gerichtsbezirke von Alicante gehört, ein Landmann, Antonio Saduco, der ein mittelmäßiges Vermögen besaß, und in einem Alter von ungefähr 66 Jahren stand.

Seine Familie war seit langen Jahren gewöhnt, ihn regelmäßig vor Einbruch der Nacht heimkehren zu sehen, und so steigerte sich ihre Sorge auch zur höchsten Angst, als es Nacht wurde, als der Morgen kam, und endlich der ganze Tag verging, ohne daß er zurückkehrte. Man suchte und forschte überall, um zu erfahren, wo er geblieben, aber jede Bemühung blieb fruchtlos, und man strengte vergebens allen Scharfsinn an, die Ursache seines Verschwindens zu errathen, welches Niemand sich zu erklären vermochte; das Sprüchwort: „suchet so werdet ihr finden," wollte sich nicht bewähren. — Nach Verlauf einiger Tage endlich erhielt Antonio's Frau einen Brief, in welchem er ihr anzeigte, daß er gefangen und in großer Verlegenheit sey, da diejenigen, welche ihn gefangen hielten, 40,000 Realen für seine Freilassung verlangten. — Dieser Brief, von fremder Hand geschrieben, da Antonio nicht schreiben konnte, gab nicht die geringste Spur über den Ort, wo er sich befand, noch über die Personen, die ihn gefangen hielten, aber er verbreitete sich in größter Ausführlichkeit über die Art, wie man die verlangte Summe schicken solle. Er bestimmte den Anzug und das Pferd für die Person, welche das Geld bringen solle, gab die Wege, Fußsteige, Pässe und Krümmungen an, welchen man folgen müsse, und bestimmte selbst die Antwort, welche der Ueberbringer des Geldes auf den Ruf: wer da? des Empfängers zu geben habe.

Die unglückliche Frau eilte mit dieser Nachricht zu der mit der öffentlichen Sicherheit beauftragten Magistratsperson, die alle Mittel erschöpfte, welche ihm sein Eifer eingab, ohne jedoch den Aufenthalt des armen Landmannes entdecken oder ihn befreien zu können.

Als mehrere Tage vergangen waren, ohne daß man das geforderte Lösegeld gesendet, folgten schnell aufeinander mehrere stets dringender geschriebene Briefe, und die arme Frau sammelte Alles, was ihr immer möglich war, aufzubringen, damit es nicht scheine, sie liebe das Geld mehr als ihren Mann; sie hatte 45 Dublonen (1800 Realen) zusammengebracht, und beauftragte einen ihrer Schäfer, diese an den bestimmten Platz zu bringen, und den Personen, welche er dort treffen werde, zu sagen, daß es ihr unmöglich gewesen sey, eine größere Summe herbeizuschaffen. Der Schäfer erfüllte seine Sendung, doch waren diejenigen, die ihm das Geld abnahmen, so vermummt, daß es ihm unmöglich war, Jemand davon zu erkennen. Die Abschlagszahlung war den Räubern viel zu gering, sie schrieben noch zu wiederholtenmalen, um zu neuen Zahlungen aufzufordern, und zu erklären, sie wollten sich mit 30,000 Realen begnügen.

„Señora, heißt es in einem dieser Briefe, wir handeln in christlicher Milde mit Euch, indem wir nur 30,000 Realen begehren, jetzt aber werden wir auch nicht mehr das Schwarze eines Nagels (un negro de uña) davon ablassen. Auf Euer Gewissen kommt so schon ein Schaden von 10,000 Realen, in den Ihr uns gebracht. Jedoch von einem schlechten Zahler nimmt man, was man kann. Vergeßt jedoch nicht, daß Saduco's Leben uns für Eure Genauigkeit und Eile haftet. Gott beschütze Euch." Es vergingen mehrere Tage, ohne daß man den Verfassern dieses Briefes von neuem Geld brachte, ihre Geduld war zu Ende, was man daraus erkannte, daß sie nicht mehr schrieben, aber auch Saduco nicht zurückkam. Man sagt gewöhnlich, die Stimme des Volkes ist Gottes Stimme, ist dieses nun auch nicht immer wahr, so ist doch gewiß, daß in dieser Sache die öffentliche Meinung sich nicht irrte. Saduco hatte seit langem eine Verbindung mit einer jungen und noch hübschen Wittwe der Nachbarschaft, Namens Maria Sampere. Wir müssen hinzufügen, daß diese Frau im schlechtesten Rufe stand, und daß sie diesen nur zu sehr durch das Leben, welches sie führte, verdiente. Noch zur Lebzeit ihres Mannes war sie die Geliebte eines Räuberhauptmannes, welcher in den Gebirgen von Valencia und Murcia umher streifte. Endlich verließ sie ganz ihren Mann und begleitete ihren Geliebten auf seinen Streifzügen, bis

sie mit der ganzen Bande dem Gericht in die Hände fiel. Ihr Liebhaber fand sein Lebensende am Galgen, und sie wurde mehrere Jahre eingesperrt.

Auf diese Dinge gründete sich der düstere Verdacht, man fragte sich, ob nicht wohl die Sampere die Haupttriebfeder in dem Unglück sey, das Sabuco getroffen, oder doch den Räubern geholfen habe, um dadurch eine große Summe Geldes zu erbeuten. Der Alcalde, aufmerksam gemacht durch diese Vermuthungen, ließ die Sampere gefangen nehmen, jedoch es fand sich nichts, wodurch man sie schuldig sprechen konnte, und das Verbrechen war noch in gleiches Dunkel gehüllt, als der Richter einen anonymen Brief erhielt, in welchem man ihm anzeigte, Antonio Sabuco sey in dem Hofe des Landhauses von Bautista Oliver begraben, sein Grab sey zehn Schritte in gerader Linie von der Thüre des Einganges, und um jedem Zweifel vorzubeugen, war hinzugefügt, daß man ihn in seinen Mantel gehüllt finden werde. Dieser Brief bezeichnete Gines und Jaimé Sampere, den Bruder und Vetter der Maria, als die Urheber des Todes von Sabuco, bezeichnete aber auch als Theilnehmer der That die Eigenthümer des Hauses, und noch mehrere Andere, zusammen eilf Personen. Diese Angaben bestätigten sich als wahr, und das Gericht nahm seine Maaßregeln so gut, daß es ihm gelang, von den eilf Missethätern zehn zu fangen, und Manches berechtigte zu dem Verdachte, daß dieser eilfte der Schreiber des Briefes gewesen, welcher aus Eifersucht gegen Maria, die ihn nicht nach Wunsch behandelt hatte, sich dadurch rächte, daß er die ganze Sache dem Gericht entdeckte. Mehrere der Gefangenen gestanden ihr Verbrechen, und einer derselben erzählte auf folgende Art den Tod des Sabuco: „Der Unglückliche,“ sagte er, „hatte eine Zusammenkunft mit Maria Sampere. Der Ort, wo er sie treffen sollte, war ein abgelegener Wald von Oliven und wilden Feigen, der sich ungefähr eine halbe Stunde rechts von der Straße nach Montforte hinzog. An der Stelle derjenigen aber, die er zu finden hoffte, traf er Ginés und Jaimé Sampere, in Begleitung eines halben Duzend von bewaffneten Banditen. Sie verlangten Genugthuung von ihm für die Schande, welche sein Verhältniß mit Maria auf die Familie werfe. Sie gaben sich anfangs den Schein, als ob sie ihn tödten wollten, dann aber stellten sie sich beruhigter und bestimmten die Summe, welche er, wie sie sich ausdrückten, als Entschädigung zahlen müsse für den Flecken, den er auf ihre Ehre und ihren Namen gebracht habe.

„Nachdem sie, wahrscheinlich zur Beruhigung ihres Gewissens, diese Komödie gespielt hatten, knebelten sie Sambuco, verbanden ihm die Augen und brachten ihn in das Haus des Bautista Oliver. Sie sperrten ihn in ein Zimmer, und beschränkten sich einige Tage darauf, ihn unter Aufsicht zu halten, ohne ihm jedoch etwas zu Leid zu thun. Als sie aber sahen, wie ein Tag um den andern verstrich, ohne daß man ihnen das Geld brachte, welches sie verlangt hatten, wurden sie wüthend. Sie machten in dem Hof eine tiefe Grube, setzten Sabuco, nachdem sie ihn in seinen Mantel gewickelt und ihm die Arme fest an den Leib gebunden hatten, hinein, und warfen dann die Erde bis an den Gürtel über ihn, indem sie ihm erklärten, daß sie jeden Tag, bis sein Lösegeld erscheine, die Erde um einige Zoll erhöhen würden. Sie erfüllten wörtlich ihre Drohung, und bald erhob sich die Erde bis an das Kinn des Unglücklichen. — Weder seine Bitten, noch seine Thränen konnten ihrer gräßlichen Grausamkeit Einhalt thun. Am nächsten Tage schloß die Erde Sabuco's Mund, und als sie jede Hoffnung verloren hatten, das geforderte Geld zu erhalten, füllten sie die Grube ganz ein.“ — Die Untersuchung der Aerzte, die Stellung, in welcher man den Leichnam gefunden hatte, Alles bestätigte nur zu sehr, daß Sabuco wi rlich lebendig begraben worden war.

Als die Untersuchung der Thatsache geschlossen war, wurde sie dem Fiscal übergeben, welcher auf Todesstrafe gegen die Thäter des Mordes, und auf die Galeere für diejenigen, die Theil an der Gefangennehmung des Opfers hatten, antrug. Ein diesem Beschlusse gleichlautender Urtheilsspruch wurde erlassen, und unterliegt gegenwärtig dem Rathe von Castilien.

Nachricht über die ausgewanderten Boers am Cap.

Das Grahamstown Journal vom 2 August theilt einen Auszug aus einem von einem Geistlichen Namens Thomas Jenkins und Buntingville am 10 Julius datirten Schreiben mit, welches über den Gang der Ereignisse gegen Port Natal hin Nachfolgendes enthält: „Die Boers zogen in großer Zahl gegen Dingaan aus, welcher, um sein Vieh zu sichern, dasselbe weiter ins Innere schickte, wo aber ein Häuptling, Namens Zupoza, der früher von Chaka (dem Vorfahr Dingaans) unterjocht worden war, sich ihm widersetzte, einen großen Theil seiner Leute tödtete und sich des Reichs bemächtigte. Die Boers griffen ihn von der andern Seite an, erschlugen eine Menge Zulas, und es ist kaum zu bezweifeln, daß der Krieg in sehr kurzer Zeit zu Ende seyn wird, doch vielleicht nicht ohne großes Blutvergießen. Auch Moselekatsi (der Häuptling der Matabelis) soll den gegenwärtigen Zustand der Zulas benutzt, viele Beute gemacht und eine große Anzahl von Dingaans Leuten erschlagen haben. Der Umstand, daß diese Häuptlinge Dingaan im Rücken angriffen, war den Boers sehr vortheilhaft, und er muß wesentlich zu ihrem Erfolge beigetragen haben. — Vor einiger Zeit vernahmen wir, daß die Boers 20 Mann absendeten, um Port Natal in Besitz zu nehmen, jetzt haben sie aber eine verstärkte Garnison nach jenem Platze gesendet. Ich habe trübe Nachrichten vernommen über den moralischen Zustand unter den Boers, über ihre Feindschaft gegen die Engländer und namentlich gegen die Missionäre.

In der Nähe von Nancy wurde ein riesenhafter Wirbelknochen, mehr als drei Fuß im Umfange, gefunden. Er war durch den Feldarbeiter, der ihn entdeckte, sehr beschädigt, so daß man nicht wohl mehr sagen konnte, welchem Thier derselbe angehört haben möge.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 97** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Skizze der Entwicklung der englischen Literatur seit Chaucers Zeit. (Fortsetzung.) — Knechtschaft und Größe im Militärleben. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Umschlag zum Monat October.)

Nr. 97.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

31 Oktober 1838.

Skizze der Entwicklung der englischen Literatur seit Chaucers Zeit.

(Fortsetzung.)

Freilich folgte eine langdauernde traurige Unfruchtbarkeit des Genius auf den plötzlichen Aufschwung von Chaucers Leier; — von Chaucer bis auf Surrey — von der Regierung Heinrichs IV bis auf Heinrich VIII. Wir glauben, der Grund dieser langen Unfruchtbarkeit ist noch nie befriedigend aufgeklärt worden. Es ist nicht genug, mit Campbell zu sagen, unter den Regierungen von Heinrich IV bis zu Heinrich VII unter den Leiden des Bürgerkriegs „sey der öffentliche Geist verwildert, sey das Vermögen der Reichen nur zu Kriegen verwendet und den Gelehrten aller Schutz und Gönnerschaft entzogen worden.“ All dieß ist sehr wahr; aber die Poesie bedarf weder der Schätze der Reichen, noch der Gönnerschaften. Auch ist der Bürgerkrieg, an und für sich, noch kein Element, in welchem die Stimme der Sirene nicht könnte vernommen werden vor dem Getöse der Wellen und Brandungen. Campbell macht die richtige Bemerkung, daß während der religiösen Spaltungen und der politischen Uneinigkeit Italiens die Künste und Literatur dieses Landes nicht ohne ihre unsterblichen Früchte blieben. Aber er scheint uns in einen sehr gewöhnlichen Irrthum zu verfallen, wenn er dafür hält: der Grund des Kontrastes zwischen Italien und England, bei nicht sehr verschiedenen politischen Verhältnissen, habe darin gelegen, daß wir keinen Nikolaus V und kein Haus Medici gehabt, keine Fürsten und Regenten, welche mit einander wetteiferten, Männer von Genie um sich zu versammeln. Wir glauben, daß die Gönnerschaft der Großen wohl geeignet ist, der Mittelmäßigkeit Vorschub zu thun, aber nicht, große Männer zu erwecken; daß sie wohl einem Hof einen eleganten und literarischen Anstrich zu geben, auch wohl unter dem Volk einigen feineren Geschmack zu verbreiten vermag, aber daß sie ganz unvermögend ist, Männer von seltenem, hervorragendem Genius zu erzeugen. Sie kann wohl die Atmosphäre reinigen, aber sie erschafft keine Sterne. Große Männer sind in der Regel vorher berühmt gewesen, ehe sich Gönner ihrer annahmen. Man hört viel von der Gunst, welche einem Phidias und Michel Angelo zu Theil geworden; aber weil Phidias schon als großer Künstler bekannt war, deßwegen suchte und ehrte ihn Perikles, und weil der Ruhm Michel Angelo's schon durch Länder erscholl, wo keine Gönnerschaft ihm winkte, deßwegen wurde er von Julius II beauftragt, Statuen zu fertigen, und wurde er Civil-Ingenieur Leo's X. Der Genius Siciliens trat deutlich hervor, ehe die Dichter von Griechenlands Continent die Höfe seiner Tyrannen zierten, und die anmuthige Höflichkeit und Leutseligkeit eines Franz I, welche die Musen als Gäste aufnahm, vermochte nicht sie als Bürgerinnen fest zu halten. Wahr ist, daß die religiösen Verfolgungen, die blutigen Kriege, die fürchterlichen Erschütterungen Englands vom Tod Richards II an bis zur Thronbesteigung Heinrichs VII nicht eben günstig waren für das Gedeihen der Wissenschaft, aber sie waren nicht nothwendig verderblich und schädlich für die Poesie; auch finden wir, bei näherer Untersuchung, nicht, daß die Poesie im Geringsten wäre vernachlässigt gewesen; im Gegentheil, sie war gesucht und populär. Es war kein Mangel an Poesie, so wie sie nun eben war — es war nur Mangel an großen Poeten. Das fünfzehnte Jahrhundert hat die Namen von nicht weniger als siebzig Barden aufzuweisen, sämmtlich aufgezählt von Ritsons antiquarischem Fleiß, von welchen aber wenig mehr als die Namen auf die Nachwelt gekommen ist. Wir haben daher den Grund zu ermitteln, nicht, warum es keine Poesie, sondern warum es keine großen Poeten gab. Vielleicht war ein Grund dieser: die Poesie ist nicht bloß eine Kunst, es ist eine Kunst, die, in ihren höhern Graden, auf große geistige Begabung und Bildung sich gründet. Nun aber brachte der Charakter jener Zeiten es mit sich, daß alle höhere Intelligenz von den politischen Ereignissen verschlungen ward. Unter dem Kampf um Namen und Wappenzeichen, weiße und rothe Rosen, verbarg sich noch ein tieferer, gewaltigerer Kampf. Der trotzige, eiserne Sachsen-Geist war wieder erwacht, und die Masse hatte schon ein Bewußtseyn von den Vortheilen bürgerlicher Rechte und religiöser Freiheit. Die

Herrschaft, oder vielmehr die Minderjährigkeit Richards II hinterließ die Keime unerstickbarer Revolutionen in der Rebellion Wat Tylers — in der kühnen Ketzerei Wikleffs — den man nicht mit Unrecht den Morgenstern der Reformation genannt hat. Gewaltige Ereignisse auf der Oberfläche der Gesellschaft, gewaltige Ideen und Interessen in ihrem Innern bewirkten, daß Männer, welche die Stärke des socialen Prinzips zu großen Dichtern hätte machen können, — statt beobachtender Zuschauer, handelnde Personen wurden. Daß in diesen Kriegen bestimmte Prinzipien über die Parteikämpfe hinausreichten, — daß große Interessen bei dem Wechsel und den Terrainveränderungen herrischer und oligarchischer Politik vortraten, erhellt klar aus Folgendem: sobald nur der Kampf vorüber war, sobald der erste Tudor den friedlichen Thron bestieg, finden wir auch unter den Trümmern des gebrochenen feudalistischen Systems die majestätischen Elemente einer Mittelklasse. Oberflächliche Historiker haben aus Heinrich VII den Gründer einer Mittelklasse gemacht. Aber Werkleute können nichts thun ohne Materialien. Ein Jahrhundert früher hätte Heinrich VII keine Mittelklasse gründen können. Alles was er that, bestand darin, daß er die Elemente einer neuen Kraft gestaltete und geordnet konzentrirte, welche nicht von Königen, sondern von der Zeit war geschaffen worden, und welche selbst dieser feine und tiefblickende Monarch nicht hätte überwinden können. Im fünfzehnten Jahrhundert war die Zeit vorüber für die ritterliche und verliebte Poesie der normännischen und ritterlichen Muse. Nicht die kühnen Fehden der Edeln und Barone, Tourniere und Frauenliebe durchdrangen England bis ins Herz. Einerseits waren die Männer von hohem Rang jetzt zu ernst beschäftigt; — die Schlacht war zu nahe an ihren Herden, als daß sie hätten die alte, behagliche Abwechslung von Leier und Schwert sich erlauben können. Andererseits war das Volk nicht abgeneigt, in den kurzen und ernsten Fristen der Ruhe Gesängen zu horchen; und mehrere Dichter scheinen einer ansehnlichen Popularität sich erfreut zu haben. Aber das Volk selbst im Ganzen war nicht gehörig entwickelt, um einem Dichter das Daseyn zu geben, der werth gewesen wäre, die Nachwelt zu beherrschen. So rauhe, wilde Zeiten konnten einen Dante erzeugen; aber nicht ein Volk, sondern ein Adel hat Dante hervorgebracht. So lag denn also in jener Zeit kein Hinderniß, daß nicht hätte gedichtet werden können — es wurde gedichtet in Ueberfluß. Aber es lag etwas in jener Zeit, was die Geburt eines großen Dichters verhinderte.

Wenn ein Volk sich aus einem barbarischen Zustand herausgearbeitet hat, aber noch nicht zur allgemeinen Gesittung durchgedrungen ist — wenn die Edeln und das Volk, wenn die Gelehrten und die Gemeinen zwei geschiedene Klassen bilden — muß ein Dichter, der nach unserer Behauptung, nothwendig von Anfang an durch Nachahmung und Studium sich bildet, unter den Gelehrten und Vornehmen erstehen. Er muß den Vortheil einer Art von Erziehung, die Inspiration durch eine Art von Vorbildern haben, welche der großen Masse nicht bekannt sind. So erstand, wie schon gesagt, Dante in Italien, Chaucer in England unter den Edeln und Gelehrten. In solchen Zeiten wird die Universität des Hofs die nationale Pflanzschule der Muse seyn. Nun wird diese Geschiedenheit von der Masse des Volks in der Regel den Dichter pedantisch, steif oder gezwungen machen — der Sinn des Volks ist das beste Korrektiv für die Formalitäten der Schulen. Aber im fünfzehnten Jahrhundert in England wurde nicht nur ein Hof zertrümmert — wurden nicht nur Könige zu Werkzeugen religiöser Verfolgung und sektirerischen Parteigeists gemacht, waren nicht nur die Edeln in unablässiges, grausames Blutvergießen zu Haus oder im Ausland verwickelt, sondern auch auf den Universitäten erreichte der Geist eines armseligen formsüchtigen Pedantismus — so gewöhnlich in einem unwissenden Zeitalter, das sich in der Asche todter Sprachen begräbt, seine Mittagshöhe. Und ein Pseudo-Aristoteliker realisirte glücklich einen Theil von Plato's Utopien und verbannte alle Poeten aus seiner Republik. Wenn aber (eine Ausnahme von einer sonst gültigen Regel) in solchen Zeiten die Poesie unter einem ungebildeten, lärmenden, belasteten Volke hervortreten würde, so wäre nicht nur fast mit Gewißheit darauf zu zählen, daß sie der Rohheit ihres bäurischen Publikums theilhaft seyn würde, sondern auch, daß sie sich zur Dienerin der flüchtigen und vergänglichen Launen und Leidenschaften machen würde, welche am meisten zu den kritischen Verhältnissen der Zeit stimmen. Chaucer, dessen Geistesrichtung sich gebildet hatte, ehe noch die Gesellschaft durch Bürgerkriege in ein Chaos durcheinandergewühlt war, verband glücklicherweise die Feinheit und Gelehrsamkeit der einen Klasse mit der derben und ansprechenden Natürlichkeit der andern. Es ist aber nicht zu verwundern, daß Chaucer allein stehen blieb, da Bigotterie und Blutvergießen bald das augenblickliche und frühzeitige Licht verschlangen, welches sein Genius über die Zeit ausgoß. Man kann mit Grund bezweifeln, ob selbst unter günstigeren Umständen Chaucer viel bälder einen Nachfolger gefunden hätte, als dieß wirklich geschah. Wir sind nur zu geneigt, die Vergangenheit nach unsern Erfahrungen von der Gegenwart zu bemessen. Aber wir müssen bedenken, daß es zu Chaucers Zeit keine Presse gab. Seine Gedichte waren nicht wie kurze und leidenschaftliche lyrische Gesänge, welche sich den Herzen eines ungelehrten Haufens hätten einprägen, so in der Stille den Geschmack der Nation bestimmen und eine nationale Begeisterung erzeugen können — das Studium derselben beschränkte sich auf Wenige — und diese Wenige gehörten meist den Klöstern oder dem Stande der Rechtskundigen an. Occleve ward fürs Municipal-Recht herangebildet. Andrew von Wyntown war ein Prior. Lydgate, der populärste und fruchtbarste von Chaucers Schülern, war ein Benediktinermönch. Unter solchen Akademien, den einsamen Zufluchtsstätten des Gesangs und der Gelehrsamkeit, hätte, selbst wenn das fünfzehnte Jahrhundert ein glücklicheres und friedlicheres Zeitalter gewesen wäre, die gesunde Gutmüthigkeit und Leutseligkeit, die gesittete Anmuth eines Chaucer wohl schwerlich eine Reihe glücklicher Nachahmer gefunden.

Mittlerweile aber macht doch die Sprache Fortschritte, und Lydgate und andere unter ihm stehende Geister genügten schon, unter dem Volk eine Art von Geschmack für die Formen und den Glanz der Poesie lebendig zu erhalten. Aber als der Frieden und die Ordnung unter der Regierung des ersten Tudor

für die Pracht und den Glanz Heinrichs VIII den Weg bahnten, — als der Fortschritt der Civilisation und des Luxus aus den unordentlichen Elementen einer unruhigen Aristokratie einen wohlgeordneten, feinen Hof bildeten, — als die Erfindung der Buchdruckerkunst manche volksthümliche, obgleich jetzt vergessene Schätze von Balladen und Romanzen dem entzückten Volke aufschloß: so sehen wir plötzlich beinahe zu gleicher Zeit über dem Boden, unter dem sie sich eine Zeitlang verborgen gehalten hatten, die zwei getrennten Ströme einer volksmäßigen und einer höfischen Poesie wieder hervorbrechen.

(Schluß folgt.)

Knechtschaft und Größe im Militärleben.

(Fortsetzung.)

Hier sah sich der alte Kommandant genöthigt, inne zu halten. Ich hütete mich, zu sprechen, aus Furcht, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben; er begann wieder, indem er sich auf die Brust schlug: Diesen Augenblick, wie ich Euch sage, ich kann ihn noch immer nicht fassen. Ich fühlte, wie der Zorn mich bei den Haaren ergriff. und zu gleicher Zeit weiß ich nicht, was mich gehorchen machte und vorwärts trieb. Ich rief die Offiziere und sagte zu Einem von ihnen: Schnell ein Boot ins Meer. Wir müssen nun einmal die Henker machen. Ihr setzt diese Frau hinein und führt sie ins offene Meer hinaus, bis Ihr Flintenschüsse hört; dann kehrt Ihr zurück. — Gehorchen einem Fetzen Papier! denn Anderes war es am Ende nichts. Es mußte etwas in der Luft seyn, was mich dazu trieb. Ich sah von ferne mit halbem Auge den jungen Mann ... oh, es war ein entsetzlicher Anblick .. wie er vor seiner Laurette kniete und ihre Kniee und Füße küßte. Findet Ihr nicht, daß ich sehr unglücklich war?

Ich schrie wie ein Wahnsinniger: Trennt sie, reißt sie auseinander! Wir sind Alle Verbrecher .. reißt sie auseinander! Die arme Republik ist ein Leichnam! die Direktoren, das Direktorium sind die Würmer darin! Ich verlasse das Meer! Ich fürchte alle Eure Advokaten nicht! Man hinterbringe ihnen nur, was ich sage; was kümmere ich mich darum? He, in der That, ich kümmerte mich wohl um sie! Ich hätte sie nur in meinen Händen haben, ich hätte alle fünf gern erschießen lassen, die Schurken! Oh, ich hätte es gethan — ich kümmerte mich ums Leben so wenig, als um den Regen, der hier fällt — ich kümmerte mich wohl darum — ein Leben wie das meinige — ach, ja wohl! ein armes Leben — ha! —

Und die Stimme des Kommandanten erstickte nach und nach und wurde so unsicher wie seine Worte, und er schritt weiter, indem er sich in die Lippen biß und die Augenbraunen in furchtbarer, wilder Zerstreuung hinaufzog. Mit Erstaunen sah ich, wie die gelbe Haut seines Gesichts dunkelroth wurde. Er riß hastig seinen Rock über der Brust auf und entblößte sie dem Wind und dem Regen. So setzten wir in tiefem Schweigen unsern Marsch fort. Ich sah, daß er von selbst nicht mehr zu sprechen anfangen würde, und daß ich mich entschließen müsse, ihn zu fragen.

Ich begreife wohl, sagte ich zu ihm, als ob er seine Geschichte beendigt hätte, daß man nach einem so grausenhaften Abenteuer einen Abscheu vor seinem Beruf bekommt. — Ha, vor dem Beruf! seyd Ihr ein Narr? sagte er rauh zu mir; daran ist nicht der Beruf schuld! Nie wird ein Schiffskapitän gezwungen seyn, den Henker zu machen, als wenn Regierungen kommen, die aus Mördern und Dieben bestehen, die ihren Nutzen ziehen aus der Gewohnheit, die ein armer Mann hat, blind zu gehorchen, immer zu gehorchen, zu gehorchen wie eine unglückliche Maschine, gegen die Stimme seines Herzens.

Hier zog er aus seiner Tasche ein rothes Taschentuch, in welches er weinte wie ein Kind. Ich hielt einen Augenblick, um meinen Steigbügel zurecht zu machen, und blieb einige Zeit hinter dem Kareen zurück, da ich empfand, er würde sich schämen, wenn ich seine strömenden Thränen allzudeutlich bemerkte.

Ich hatte richtig vermuthet, denn nach etwa einer Viertelstunde kam auch er hinter sein armseliges Fuhrwerk zu mir und fragte mich, ob ich keine Rasirmesser in meinem Mantelsack hätte, worauf ich einfach antwortete, da ich keinen Bart hätte, brauchte ich gar keine. Aber er hatte nur gefragt, um von etwas Anderem zu sprechen. Mit Vergnügen bemerkte ich aber, daß er wieder auf seine Geschichte zurückkam.

Ihr habt wohl in Eurem Leben nie ein Schiff gesehen, nicht wahr? — Keines, sagte ich, als auf dem Panorama von Paris, und ich bilde mir nicht viel ein auf die Seemannskenntniß, die ich daher geschöpft. — So wißt Ihr also auch nicht, was der Krahnbalken ist? — Ganz und gar nicht, sagte ich. — Das ist eine Art von Terrasse von Brettern, die über das Vorderschiff hinausragt und von wo man den Anker ins Meer wirft. Wenn man einen Menschen erschießt, läßt man ihn gewöhnlich dahinstellen, setzte er leiser hinzu. — Ah, ich begreife, weil er von da ins Meer fällt! — Er antwortete nicht und fing an, alle Arten von Booten zu beschreiben, die eine Brigg mit sich führen kann, und dann, ohne Ordnung in seinen Gedanken, fuhr er in seiner Erzählung fort mit jenem affektirt gleichgültigen Wesen, das man unfehlbar in langem Dienst annimmt, weil man seinen Untergebnen das Beispiel der Verachtung der Gefahr, Verachtung der Menschen, Verachtung des Lebens, Verachtung des Todes und der Verachtung seiner selbst geben muß; und dieß Alles verbirgt unter einer rauhen Hülle beinahe immer ein tiefes Gefühl. Die Rauhheit des Kriegsmannes ist wie eine eiserne Maske über einem edeln Gesicht; wie ein steinerner Kerker, der einen königlichen Gefangenen einschließt. — —

Diese Boote fassen sechs Mann. Sie warfen sich hinein und führten Laure mit sich fort, ohne daß sie Zeit hatte zu schreien und zu reden. Oh! das ist etwas, worüber ein ehrlicher Mann sich nie trösten kann, wenn er dabei zu thun hatte. Man hat gut schwatzen — so etwas vergißt man nie! — Ach

was das ein Wetter ist! Wer Teufels hat mich denn dazu gebracht, das zu erzählen? Wenn ich das erzähle, so kann ich nicht mehr aufhören, das ist aus und vorbei. Es ist eine Geschichte, die mich trunken macht, wie der Wein von Jurançon. Ach, was das ein Wetter ist! Mein Mantel ist durchnäßt!

Ich sprach Euch noch zuletzt von der kleinen Laurette. Die arme Frau! Was gibt es doch für ungeschickte Leute auf der Welt! Der Offizier war so dumm, mit dem Boote gegenüber dem Vordertheile des Schiffs sich zu halten. Und dann muß man freilich auch sagen, daß man nicht Alles vorhersehen kann. Ich, ich rechnete auf die Nacht, um die Sache zu verhehlen, und ich dachte nicht an das Licht von den zwölf zumal Feuer gebenden Flinten. Und meiner Treu, von dem Boot aus sah sie ihren Gatten erschossen ins Meer stürzen.

Wenn es einen Gott dort oben gibt, so weiß er, wie das zuging, was ich Euch erzähle; ich weiß es nicht; aber man hat es gesehen und gehört, wie ich Euch sehe und höre. Im Augenblick des Feuers führte sie die Hand an die Stirne, als hätte eine Kugel sie in den Kopf getroffen, und setzte sich in dem Boot nieder, ohne in Ohnmacht zu fallen, ohne zu schreien, ohne zu reden, und kam wieder auf die Brigg zurück, wann und wie man wollte. Ich ging zu ihr, ich sprach lange mit ihr und so gut ich konnte. Es war als ob sie mich anhörte, und sie sah mich an, sich die Stirne reibend. Sie begriff nichts, und ihre Stirne war ganz roth und ihr Gesicht ganz blaß. Sie zitterte an allen Gliedern, als ob sie vor Jedermann Furcht hätte. Das ist ihr geblieben. Sie ist noch in demselben Zustand, die arme Kleine! Blödsinnig, oder verrückt, oder närrisch — wie Ihr wollt. Nie hat man ihr ein Wort abgelockt, außer daß sie manchmal sagt, man solle ihr herausziehen, was sie im Kopfe habe. Von diesem Augenblick an wurde ich so trübselig wie sie, und ich fühlte eine Stimme in mir, die zu mir sagte: Bleibe bei ihr, bis ans Ende deiner Tage und beschütze sie! das hab' ich gethan. Als ich nach Frankreich zurückkam, verlangte ich mit Beibehaltung meines Grades in die Landarmee zu treten, da ich einen Haß gegen das Meer gefaßt hatte, weil ich auf ihm unschuldiges Blut vergossen; ich suchte Laure's Familie auf. Ihre Mutter war todt; ihre Schwestern, zu denen ich die Wahnsinnige brachte, wollten sie nicht und boten mir an, sie nach Charenton zu bringen. Ich kehrte ihnen den Rücken und behielt sie bei mir: — Ach mein Gott, wenn Ihr sie sehen wollt, Kamerad, es kommt nur auf Euch an — da! wartet! he! Maulthier! halt!

Das Maulthier hielt gerne, und zugleich hob er das Wachstuch von dem Karren auf, als wollte er das Stroh in Ordnung bringen, das ihn beinahe ganz füllte, und ich sah etwas höchst Jammervolles. Ich erblickte zwei blaue Augen, von außerordentlicher Größe und wunderbar schön geformt, die aus einem blassen Antlitz hervortraten, welches lang und abgemagert und von blonden, ganz glatten Haaren überfluthet war. In der That sah ich nichts als diese beiden Augen, welche an der armen Frau Alles waren, denn alles Uebrige war todt. Ihre Stirne war roth, ihre Wangen hohl und weiß, und hatten bläuliche Flecken. Sie saß mitten in dem Stroh gekauert, so daß man kaum ihre beiden Kniee hervorragen sah, auf welchen sie mit sich selbst Domino spielte. Sie sah uns einen Augenblick an, zitterte lange, lächelte ein wenig gegen mich und fing wieder an zu spielen.

Ich näherte mich mit meinem Pferd dem Karren und bot ihr die Hand; sie reichte mir maschinenmäßig die ihrige und lächelte dazu sehr sanft. Ich bemerkte mit Erstaunen, daß sie an ihren langen Fingern zwei Diamantringe trug, ich dachte mir, daß dieß noch die Ringe ihrer Mutter seyn würden, und ich befragte mich, wie doch das Elend sie ihr habe lassen können. Um eine ganze Welt nicht hätte ich diese Bemerkung gegen den Kommandanten aussprechen mögen, aber da er mir mit den Augen folgte und die meinigen auf Laure's Fingern haften sah, sagte er mit einer Art Stolz zu mir: das sind ziemlich große Diamanten, nicht wahr? Sie möchten wohl ihren Werth haben im vorkommenden Fall, aber ich wollte nicht, daß sie sich davon trennte, das arme Kind. Wenn man sie anrührt, weint sie, und läßt sie nicht los. Uebrigens klagt sie nie und kann von Zeit zu Zeit nähen. Ich habe ihrem armen kleinen Gatten Wort gehalten, und wahrhaftig, ich bereue es nicht. Ich habe sie nie verlassen und sie überall für meine Tochter ausgegeben, die wahnsinnig sey. Da hat man sie respektirt. Bei der Armee läßt sich Alles besser an, als man in Paris glaubt, ja wohl! Sie hat alle Kriege des Kaiserreichs mit mir gemacht und ich habe sie immer glücklich davon gebracht. Ich hielt sie immer warm. Mit Stroh und einem kleinen Fuhrwerk ist das nie unmöglich. Sie fiel mir nie lästig, im Gegentheil machten ihre Kindereien manchmal die Offiziere des siebten leichten Regiments lachen. — Darauf näherte er sich ihr und klopfte sie auf die Schulter, wie er seinem kleinen Maulthier gethan hatte. — Nun, meine Tochter, sprich doch; rede etwas mit dem Lieutenant hier; komm, ein kleines Zeichen mit dem Kopf! — Sie machte sich wieder mit ihren Dominosteinen zu schaffen. — Oh! sagte er, sie ist heute ein bißchen scheu und verdrießlich, weil es regnet. Aber doch bekomme sie nie Husten. Die Narren die sind nie krank; das ist eine Bequemlichkeit. An der Beresina und beim ganzen Rückzug von Rußland war sie barhaupt. — Nun, meine Tochter, spiele nur fort; komm, bekümmre dich nicht um uns, thu' was du willst, Laurette.

Sie ergriff seine Hand, die er auf ihre Schulter gelegt hatte, eine große, schwarze und runzlige Hand, führte sie schüchtern an die Lippen und küßte sie wie eine arme Sklavin. Bei diesem Kuß fühlte ich mein Herz zusammengeschnürt und ich lenkte heftig mein Pferd herum.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 305.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 November 1838.

London.

(Mit einem Plane der Stadt.)

Wie oft und wo ist nicht von dieser Riesenstadt schon die Rede gewesen, und wie wenig ist diese Rede erschöpft, ja nur genügend gegeben worden? Ein unübersehbares, von höchst sonderbaren, unzähligen Gruppen belebtes Gemälde liegt vor den Augen der Beschauer. Hier erblickt man eine Stadt, welche den Flächeninhalt manches Fürstenthums umgränzt und die Bevölkerung manches Königreichs in sich faßt! Wer wäre nun im Stande, ein solches Bild, wie dieses London darbietet, erschöpfend zu zeichnen? Das Hauptmoment heißt Wechsel, und dieser Wechsel geht auf dem Bereiche unseres Bildes so rasch vor sich, daß die Darstellung von gestern nicht die Darstellung von heute seyn kann, weniger im Allgemeinen, im höchsten Grade aber im Besondern. Alle Jahre wird eine neue Schilderung wegen Neuheit des Wechsels neu seyn, und immer und immer muß das große Meisterstück von neuem ins Gedächtniß der Mitwelt gerufen werden. Es wäre nicht uninteressant, die geschichtliche Entwicklung, welche oft einer Entwicklungskrankheit allzu raschen Fortschreitens und Wachsens gleicht, vom Beginn bis zu endlichem Erstarken zu verfolgen: allein welche Aufgabe? Und welche Täuschung vielleicht! Ist das riesenhafte London schon ausgewachsen? Ist es am Ende noch ein Kind? — versteht sich ein Riesenkind! — Wie wird dieser Koloß aussehen, wenn er ausgewachsen ist? Jetzt ist er aber gewiß noch nicht ausgewachsen, nach dem außerordentlichen Zuwachs jedes Jahres zu schließen. Ich hatte das Riesenkind seit etwa sechs Jahren nicht mehr gesehen: guter Gott! wie hat in dieser Spanne Zeit der Riese zugenommen an Stärke und Größe? Hier war es eine neue Brücke (new London bridge), nicht weit davon ein ungeheurer freier Platz und eine prächtige neue Straße (King William street, City), um das Ansehen der Brücke prächtiger zu machen, und das Gelangen an dieselbe bei dem unendlichen Verkehrsgewimmel zu erleichtern; dort an den ehemaligen Gränzen waren es ganz neue Quartiere, welche mein Auge fand, und nicht zu finden erwartete. Wo ist der Raum zwischen diesem und jenem Dorfe und der Stadt? So fragt man sich nach einigen Jahren Abwesenheit mitten in prächtigen neuen Straßen, und man muß dann alle Stärke des Gedächtnisses zusammennehmen, um mitten in dem, was jetzt ist, sich ein Bild machen zu können von dem, was da war. Dieß begegnet aber nicht bloß dem Fremden in der Stadt oder dem Ausländer, nein, selbst dem Eingebornen Londons; er ist nicht wenig erstaunt, den Kreis viel weiter hinaus, als sonst gezogen zu finden; er will Islington (ein Dorf bei, resp. in London) suchen, während er in demselben ist. Verlängern wir erst die vorhin genannte Spanne Zeit: machen wir ein Jahrhundert daraus, anderthalb Jahrhunderte, oder gehen wir noch weiter hinauf? Damals war Morast, Wald, Feld, Wiese, Dorf, Pachtung, was heutzutage ein prächtiges Square (viereckiger offener Platz) oder eine prächtige Street (Straße) voll Handel, Verkehr, Luxus oder mit Einem Worte Civilisation ist. Einst war von der heutigen City bis nach Westminster, welches vor anderthalb Jahrhunderten eine Stadt für sich bildete, ein großer, fast leerer Zwischenraum. Nichts ist vom Vorigen geblieben; nur da und dort erinnern uns Namen der verschiedenen Quartiere der jetzigen Stadt an ehemalige Dörfer, Wiesen oder Gärten. Zur Zeit der Königin Elisabeth stellte London nach dem damaligen Plane ein sonderbares Gemälde dar. Man glaubte, die Hauptstadt des Reiches sey von zu großem Umfange, und die Regentin verbot ausdrücklich die weitere Ausdehnung derselben. Damals begränzten Mauern die Stadt, und selbst innerhalb dieser engen Gränze gab es eine große Menge Gärten, welche seitdem zu Gäßchen, Straßen, Höfen, offenen Plätzen, Alleen u. s. w. umgebildet worden sind. Die ganze Gebäudemasse war östlich durch das Katharinenkloster begränzt; Eastsmithfield war offen gegen Towerhill zu, von Gebäuden darüber hinaus war keine Spur. Heutzutage aber nach allen Seiten unabsehbare Straßen und Quartiere, von denen jedes eine beträchtliche Stadt des Continents bilden würde. Die Minories waren bloß auf der Ostseite gebaut, welche der Stadtmauer gegenüber lag; heutzutage ist über diese Gränze hinaus eine wahre Unendlichkeit von Straßen. Bis an das heutige Ende der Stadt ist es von da aus meilenweit (engl.

Meilen). Das Vieh weidete in Goodman's Fields, daher auch der Name.

Wer erinnert sich nicht an das spätere Volkstheater an diesem Platze, in welchem der berühmte Garrick seine Künstlerlaufbahn als Anfänger begann? Whitechapel ging nur ein wenig über die Barrieren hinaus und hatte gen Norden gar keine Häuser; denn Spital Fields, welches nun hier steht und allein schon eine große Stadt ausmachen würde, war durch Hecken und Alleen von einander getrennt. Houndslowditch bestand ebenfalls aus einer Reihe hart an der Stadtmauer liegender Häuser, Alles dahinter lief in Gärten und Felder aus. Bishopgatestreet, Norton Falgate und die Straße Shoreditch gingen damals zwar bis zur Kirche, allein das Ganze bildete nur einige Häuser und Gärten, und nicht, wie heutzutage, eine zusammenhängende Masse regelmäßiger Straßen und Alleen. Moorfields war offener Grund bis zum Dorfe Horton; auf Finbury Fields waren Windmühlen, jetzt Quartiere erster Größe und Squares. So ist es mit vielen andern. Chiswellstreet war nicht gebaut; St. Johnsstreet reichte auf der Seite der Priorie St. John of Jerusalem bis zum Clerkenwellkloster, und Cowcroßstreet lief in Felder aus. Verließ man die Stadtmauern, so waren die Gebäude weit weniger ausgedehnt; denn obgleich das Dorf Holborn sich mit London verband, so waren doch zwischen den Hinterseiten der Häuser und der Stadt, vorzüglich nördlich, Gärten und Felder; ein Theil von Gray's Inn Lane bildete die letzten Häuser der Hauptstraße, der größere Theil von High Holborn, heutzutage fast Mitte der Stadt, existirte nicht; St. Giles war ein anderes, mit London in gar keiner Verbindung stehendes Dorf, jetzt im Herzen der größten und ansehnlichsten Quartiere. The Strand, in unserer Zeit einer der elegantesten und lebhaftesten Theile der Stadt, hatte Gärten auf beiden Seiten und nördlich noch Felder, hinter diesen Gärten, mit Ausnahme weniger Häuser an der Stelle des untern Endes von Drurylane; auf der Südseite gingen die Gärten gewöhnlich bis an die Themse, nur wenige vornehme Geistliche hatten an den äußersten Enden dieser Gärten Häuser mit der Aussicht auf den Strom. Größter Luxus, größte Frequenz, unbeschreibliches Leben, Treiben, Toben und Lärmen, wo sonst ein andächtig hypochondrischer Bischof oder Prälat in seinem Garten einsam auf und abging, das Wasser des Stromes hinabgleiten oder das Vieh auf dem Felde grasen sah. Coventgarden war wirklich ein Garten, welcher zum Westminsterkloster gehörte, er ging bis St. Martinslane und die Felder hinter demselben reichten bis St. Giles.

Wo sich zu jener Zeit Hecken und Gehege befanden, stehen jetzt Riesenstraßen, z. B. Crownstreet war ein enger Paß durch zwei Hecken; Haymarketstreet stieß an Felder; damals gab es weder Piccadilly, St. Jamesstreet, Pall-Mall, noch irgend eine Prachtterrasse oder ein Prachtsquare, welche heutzutage jeden, der sie das erstemal sieht, mit unaussprechlichem Erstaunen erfüllen. Westminster selbst war, wie gesagt, eine kleine Stadt, an den südwestlichen und westlichen Seiten des St. James-Park. Auch später war der Zustand eines großen Theiles der Stadt so, um mit dem heutigen einen auffallenden Contrast zu bilden. Ich habe „Heinrich Ludolff Benthems engeländischen Kirch- und Schulenstaat," Lüneburg, 1694 vor mir. Es kömmt in demselben ein eigenes Capitel „von denen in und bei London sehenswürdigen Sachen" vor. Westminster wird als eigene Stadt angeführt; es ist von Gärten die Rede, wo jetzt Straßen stehen; von den sehenswürdigen, öffentlichen Plätzen werden nur Coventgarden, Lincolns Innfields, St. Jamessquare, Leicester-Field hervorgehoben; von den Straßen solche, welche, Pall-Mall ausgenommen, heutzutage wohl zu den frequentesten aber nicht schönsten gehören. Islington ist eine Stunde von London, während es heutzutage sich mehr an die Stadt anlehnt, als jene Dörfer noch früher zu Königin Elisabeths Zeiten, welche eben erwähnt wurden, und jetzt ganz und gar verwischt oder in Prachtplätze umgewandelt sind. Auch in neuester Zeit haben sich manche Stimmen gegen den ungeheuren Anwuchs der Stadt erhoben: allein sie verstummten jederzeit bald wieder. Es ist dieß Verstummen von jeher das Schicksal solcher Stimmen gewesen, welche der Civilisation, die nach einem noch unbekannten, aber gewiß sehr kräftigen, den stärksten Widerstand beseitigenden Gesetze geht, Stillstand gebieten wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Benützung der Solfatara auf Guadeloupe.

Das Echo du Monde savant macht in Bezug auf die gegenwärtigen Klagen der Colonien über die Entwerthung des Zuckers den Vorschlag, andere Erzeugnisse jener Insel, und namentlich den Schwefel auf Guadeloupe zu benützen. Die Aeußerungen dieses Journals sind namentlich auch darum interessant, weil sie die in Frankreich herrschende Gleichgültigkeit über den jetzigen Bestand der Colonie deutlich zeigen.

„Die seit dem Ende des vergangenen Jahrhunderts so entkräfteten, armen und demoralisirten französischen Colonien haben einen furchtbaren Angstruf ausgestoßen; im Gefühle ihres nahen Endes, verlassen von dem Mutterlande mitten in den Leiden ihres Todeskampfes, senden sie uns mit schmerzhaften Vorwürfen die letzte Bitte um Hülfe und gegenseitigen Beistand. Allein ist denn dieser Untergang unserer Colonien so sicher? ist dieser Todeskampf so ernsthaft? und wäre es nicht hinreichend, wenn man, um ihnen ihre frühere Thätigkeit und ihren Reichthum wiederzugeben, die Industrie, die sie sich selbst auferlegt haben, abändern würde?

„Unter den Stoffen, welche diese Inseln der französischen Industrie liefern können, gehört vor Allem der Schwefel, der in der Nähe des Vulcans von Guadeloupe in so großem Ueberfluß vorhanden ist. Dieser Stoff kann an und für sich einen lebhaften Tauschhandel zwischen jener Insel und denjenige Theilen Europa's, welche der Ocean bespült, unterhalten.

„Der Schwefel, die Grundlage so vieler großen Industriezweige, der Schwefel, als Hauptbestandtheil des Pulvers, der Schwefelsäure, der in Glashütten und andern Fabriken angewandten schwefelsauern Soda; der Schwefel, welcher durch die Schwefelsäure in der Bereitung der Soden und Seifen seit 1793 eine so wichtige Rolle spielt, — dieser wurde uns bisher beinahe ausschließlich aus Italien geliefert. Der Preis dieses so großen

und häufigen Wechselfällen unterworfenen Stoffes steigt für Paris, London und alle dem Ocean benachbarten Gegenden durch die bedeutenden Unkosten, welche der zu machende Umweg durch die Meerenge von Gibraltar, um aus dem mittelländischen Meer herauszukommen, verursacht, so sehr, daß es für Paris und London mit weniger Kosten verknüpft wäre, sich von Guadeloupe aus zu versehen, als seine Zuflucht nach Italien zu nehmen, wie es diese beiden Mittelpunkte des Handels bisher gethan haben.

„Ein Ereigniß der neuesten Zeit, das in der Handelswelt eine große Sensation gemacht hat, ertheilt der vor kurzem gefaßten Idee, die Solfatara von Guadeloupe zu benützen, ein lebhaftes Interesse der Ausführbarkeit. Es haben sich Speculanten gefunden, welche von der neapolitanischen Regierung das Monopol zur Ausfuhr des Schwefels aus Sicilien zu erlangen sich bemühten; dieses Monopol wurde verliehen, da aber Sicilien in Betreff des Schwefels der Speicher Europa's ist, wie es für Rom einst der Speicher des Getreides war, so trat in dem Schwefelhandel auf einmal ein für die französischen Fabriken sehr nachtheiliges Steigen ein.

„Die hohe Wichtigkeit der industriellen Anwendungen dieses Stoffes, auf so verschiedenartige Weise, muß auf die Verwirrung schließen lassen, welche die Nachricht dieses Monopols in einer Menge von Industriezweigen hervorbrachte, auch wird man leicht den Unwillen der bei der Sache interessirten Fabricanten begreifen. Selbst die Journale nahmen an diesem allgemeinen Zetergeschrei des Handels gegen die neapolitanische Regierung Theil; wie aber, die wir das Mittel gegen diese industrielle Verwirrung kennen, wir kommen beinahe in Versuchung, uns über eine Krisis zu freuen, die unsere französischen Besitzungen emporbringen und ihnen in einem Augenblick, wo sie auf die niederste Stufe der Armuth gekommen zu seyn schienen, ein neues Leben verschaffen kann.

„Der Vulcan von Guadeloupe liegt auf dem höchsten kegelförmigen Gebirge, das sich mitten in dem Niederlande erhebt. Der Krater dieses Vulcans liegt mehr als 1500 Metres über der Meeresfläche. An den Seiten des vulcanischen Kegels befindet sich eine weite Kluft oder Grotte, deren innere Oberfläche mit einer reichen Schwefelkrystallisation überzogen ist. Die Eingange dieser Grotte sind mit beinahe reinem Schwefel, der sich nach starken Regengüssen in ungestalteten Blöcken zeigt, bedeckt, und überall rings umher, sowohl auf dem Gipfel des Kegels als an den Seiten des Berges, ist der Boden mit einer grauen, gelblichen Masse überzogen, was nichts anders als beinahe reiner Schwefel ist. Schon viele sind auf diesem graulichen Boden gegangen, unbekannt mit dem Wesen und dem Reichthum dieses Stoffes, der auf eine weite Strecke hin die ganze Oberfläche einnimmt. In der neuesten Zeit haben sogar einige bei ihrer Rückkehr von den Antillen das Vorhandenseyn von Schwefel am Fuße der Gebirge von Guadeloupe geläugnet, und man muß es zur Unehre unsers Vaterlandes und unserer in Betreff mineralogischer Kenntnisse so mangelhaften öffentlichen Erziehung gestehen, daß die große Mehrzahl französischer Reisenden dieselbe Unwissenheit gezeigt hat.

„Der Schwefel scheint auf Guadeloupe nicht allein in sehr großem Ueberfluß vorhanden, sondern auch sehr reichhaltig zu seyn. Man schätzt, daß die Grotte des großen Kegels allein nicht weniger als 50 Millionen Kilogramme enthalte, und die Schwefelmassen, die aus der Grotte auf den naheliegenden Boden geflossen sind, bilden aller Wahrscheinlichkeit nach Schichten von bedeutender Dicke. Was den Reichthum dieses Minerals betrifft, so ist derselbe von zweien unserer gewandtesten Chemiker herausgestellt worden."

Chronik der Reisen.

Ausflug von Temeswar über die Karpathen nach Hermannstadt.

Peterwardein, das Gibraltar Ungarns, war im Rücken, die Theiß nahe bei ihrer Mündung vermittelst einer Fähre passirt, und rasch ging es an dem schiffbaren Begaflusse, der hier in ein künstliches Bette gezwängt ist, hin nach der Gränze, die Ungarn von Siebenbürgen scheidet. Zu beiden Seiten der Straße lagern sich einzelne überaus große, doch meist einförmige Dörfer, zwischen welchen zahllose Heerden von Schafen weiden, meist aus Merino's bestehend, die erst seit wenigen Jahren hier eingeführt sind, und durch Schäfer gehütet werden, die, in gleiches Gewand wie ihre Pflegbefohlnen gehüllt, den Vorüberziehenden mit fast eben so wilden Blicken anstieren, als die ihnen zur Seite stehenden wolfsähnlichen Hunde. Der letzte Sandhügel, von dem aus man noch einen Rückblick auf die Thürme von Peterwardein und einen Theil der majestätischen Donau genießt, ist erreicht, und fortan eben läuft jetzt die Straße bis gen Temeswar hin, der Hauptstadt des gleichnamigen Comitats und zweiten Festung des Landes. Inmitten des ungarischen Tieflandes gebaut, gewährt diese Stadt dem auf der großen Straße hinziehenden Deutschen einen um so erfreulichern und erquickendern Anblick, als auf dem über fünfzehn Meilen langen Wege von Peterwardein herwärts kein bewohnter Ort so sehr die Erinnerung an die heimathlichen Gefilde erweckt, als gerade Temeswar. Ringsum von grünbelaubten Wäldern, herrlichen Gärten und wallenden Kornfeldern begränzt, taucht sie mit ihren stattlichen Häusern, geräumigen Plätzen, Kirchthürmen und Basteien, und ihren fernhin ziehenden regelmäßigen Vorstädten, gleich wie der Garten Edens, aus der monotonen Ebene hervor. Obschon kleiner als Raab, Komorn, Neusatz und Oedenburg, übertrifft sie gleichwohl die meisten Städte ihres Ranges an Schönheit und Regelmäßigkeit, sowohl in Beziehung auf ihre Lage und Bauart, als Nettigkeit ihrer Häuser. Die Stadt besteht aus der Festung und drei Vorstädten, welche, auf Büchsenschußweite von einander entfernt, gleichsam einen Dreizack bilden. Die Festung, mit drei hohen Schanzen und Vorwerken umgeben, besitzt alle zu einem großartigen Waffenplatze gehörigen Anstalten und ist von uneinnehmbarer Stärke. Ihr Zeughaus ist berühmt, nicht allein wegen seiner zweckmäßigen Einrichtung, mehr noch wegen seines Vorraths an Kriegsbedarf, der für mehr als 15,000 Mann zur Armirung ausreichen würde. Auch ist sie mit dem erforderlichen Wasser versehen, und kann in ihren ungeheuren Casematten über 3000 Mann fassen. Prinz Eugen, der im Jahre 1718 diesen damals weniger wichtigen Ort der Türkenherrschaft entriß, veranlaßte diese großartigen Bauten, und hat sich damit ein Denkmal gestiftet, seines Namens würdig. Drei Thore, nämlich das Wiener-, Peterwardeiner- und Siebenbürger-Thor, ver-

binden die Festung und innere Stadt mit den Vorstädten, zu denen schöne Alleen führen, und jede volkreicher ist, als die Stadt selbst. Vor dem Wiener-Thor ist die Vorstadt Michela, die weniger ansehnliche und kleinste. Sie ist nur von Walachen bewohnt, die sich durch Viehzucht und etwas Feldbau nähren. Vor dem Peterwardeiner-Thor ist die Josephstadt überaus schön und regelmäßig gebaut. Ihre Häuser, deutschen Baustyls und auch meist von Deutschen bewohnt, sind, wie man sagt, ganz nach der Schnur angelegt, und von sehr breiten, mit Bäumen besetzten Straßen durchschnitten. Der stets mit Nachen und kleinen Fahrzeugen belebte Begacanal theilt sie in zwei ziemlich gleiche Hälften, wodurch diese Vorstadt ungemein viel Abwechslung gewinnt. Ueber diesen Fluß spannt eine stattliche Brücke, von der aus man eine prachtvolle Fernsicht genießt. Die schönere Jahreszeit hindurch halten sich hier meistens die wohlhabendern Einwohner der innern Stadt auf, um der daselbst herrschenden Stille zu entgehen und die Landluft zu genießen; ehemals auch, um den in der Stadt häufig vorgekommenen Fieberkrankheiten zu entgehen, welche aber seit Austrocknung der umliegenden Sümpfe durch zahlreiche Entwässerungscanäle fast gänzlich aufgehört haben. Nicht minder schön gebaut und betriebsam ist die dritte oder die Fabrikvorstadt, so benannt von den zahlreichen Werkstätten und Fabriken, welche General Mercy errichten ließ, von denen aber gegenwärtig nur wenige fortbestehen. Die Gebäude werden jetzt größtentheils von türkischen Handelsleuten als Niederlagen und Magazine benutzt. Temeswar zählt gegenwärtig etwa 1540 Häuser mit beinahe 15,000 Einwohnern, welche der Mehrzahl nach aus Deutschen, mit Raizen, Griechen, Walachen und Juden vermengt, bestehen, und im Handel in Tuch- und Baumwollweberei, in Seidenspinnerei und Gerberei, so wie in den von diesen Gewerben bedingten Manufacturen und Beschäftigungen eine Nahrungsquelle, und man darf sagen, fast allgemein auch Wohlhabenheit finden. Besonders wichtig aber ist der Speditionshandel, welcher durch zwei privilegirte Handelsgesellschaften betrieben wird, und der, wie die vorhandenen großartigen Ziegelbrennereien, zahlreiche Hände beschäftigt und nährt. Die Bauart der Häuser anbelangend, so ist diese durchaus massiv und ihr Styl modern, da sie größtentheils im vorletzten Zehnt des verflossenen Jahrhunderts erst entstanden sind. Auch die Straßen, wie die offenen Plätze, deren es hier mehrere gibt, tragen, so wie die Gartenanlagen, durchgängig den Stempel der Neuzeit; nebst dem, daß sie sehr geräumig und stets in gutem Zustande sind, werden sie zur Nachtzeit auch gehörig beleuchtet und durch Abzugscanäle in reinlichem Stand erhalten. Das Trinkwasser wird mittelst einer Maschinerie durch eiserne Röhren, welche unter dem Boden hinziehen, aus einer in der Fabrikvorstadt befindlichen sehr gesunden und ergiebigen Quelle in die Stadt und Festung geleitet. Unter den verschiedenen Plätzen ist der Domplatz der schönste und größte; er breitet sich inmitten der Stadt hin, ein regelrechtes Quadrat bildend, dessen Mittelpunkt die schöne gothische St. Georgs Domkirche des Csanader Bisthums schmückt. Nicht so groß, aber in eben so geschmackvollem Styl gebaut ist die Kirche der nicht unirten Griechen, außer welcher noch vier andere Kirchen und eine Synagoge vorhanden sind. Das älteste Baudenkmal der Stadt ist das alte Schloß (jetzt das Zeughaus), welches Johann von Hunyad im Jahre 1443 von Quadern aufführen ließ, das aber im Laufe der Zeit noch verschiedene Zubauten erhielt, so daß es jetzt noch eines der größten und bestbefestigten Castelle im Lande bildet. In den Kriegen zwischen Oesterreich und der Türkei war dasselbe oftmals Zeuge blutiger Scenen, namentlich im Jahre 1716, als Prinz Eugen mit den Seinigen die Stadt belagert und erobert hatte. Damals bildete das Schloß den letzten Anhaltspunkt für die Türken, von dem aus sie noch verzweifelten Widerstand leisteten. Während eines Bauernaufruhrs im Jahre 1514 war dasselbe der Schauplatz unerhörter Grausamkeiten, bis es Johann Zapolya gelang, dieses Volk zu bändigen, indem er ihren Anführer, Zekl Georg, oder Georg Dosch, sammt mehrern seiner Genossen gefangen nahm. Jener mußte aber, wie die städtische Chronik berichtet, seine Unthat auf die grauenerregendste Weise büßen und eines seltsam ausgedachten Martertodes sterben. Man ließ nämlich vierzig seiner geheimen Diener und Genossen im Gefängnisse mehrere Tage hungern; indessen wurde durch Zigeuner aus Eisen ein Thron, Krone und Scepter geschmiedet, sodann jedes glühend gemacht, und Georg als König der Rebellen ganz entblößt darauf gesetzt, mit Krone und Scepter geschmückt. Während dieser so gebraten wurde, schleppte man neun von seiner Horde herbei, denn die übrigen waren bereits als Opfer des Hungers gestorben, und nöthigte sie, bei Lebensstrafe ihren König gleich Hunden mit den Zähnen anzufallen und von ihm Stücke auszubeißen zur Stillung ihres Hungers. Drei von ihnen konnten oder wollten aber diese abgebissenen Stücke nicht hinabschlucken, daher sie alsogleich niedergehauen wurden, während die andern sechs, die wolfsmäßig anpackten, freien Paß erhielten. Georg soll dabei weder Zähre noch Seufzer verloren, sondern nur gesagt haben: „Ich habe mir Hunde aufgezogen.“ Unter diesen Martern gab er denn seinen Geist auf. Der Rest seines Körpers wurde geviertheilt, und Andern zum Abscheu zu Ofen, Pest, Wardein und Weißenburg auf Spießen ausgestellt.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Hr. Teudoulle vom Marineamt zu Brest, Erfinder einer Eisendrathbahn (chemin en fil de fer), soll seinen Versuch bereits realisirt haben. Auf einem eisernen Tau, das aus vier Fäden besteht, die auf einer Länge von 540 Metres an zwei Verbindungspunkten, die er Tendeurs nennt, befestigt sind, läßt er einen Wagen mit 750 Kilogrammen mit einer Schnelligkeit von 6 Lieues in der Stunde rollen, und behauptet, die Geschwindigkeit würde verdoppelt, ja verdreifacht durch eine Vermehrung der Ladung. Der Seepräfect, General Janin, und der Hafendirector haben der Probe beigewohnt, und es ist bereits davon die Rede, auf diesem Weg eine Verbindung zwischen dem neuen Hospital und dem Fichtengehölz herzustellen, das den Reconvalescenten zum Spaziergange dient. (Echo du Monde Savant Nr. 42.)

Die Nordische Biene meldet aus Nischneinowgorod vom 9 (21) September, daß der dortige Markt durch die Menge und Mannichfaltigkeit der zugeführten Waaren sich auszeichnete, daß aber nicht alle Verkäufer zufrieden waren. Russische Fabricate wurden zugeführt für 115,682,500 Rubel; fremde europäische und Colonialwaaren für 17,510,000 R.; asiatische Waaren für 25,200,000 R. Werthvolle Tücher gingen schlecht, dagegen wurden etwa 20,000 Stück geringe Tücher (die sonst aus Schlesien und Polen kamen) auf dem chinesischen Markt verkauft, obgleich dieß Jahr für denselben weniger gekauft wurde wie sonst. Die Regierung ließ 10 Millionen Arschinen grober Leinwand aufkaufen.

Das Morning Chronicle vom 18 October gibt unter andern Nachrichten aus Indien Folgendes: Die Quelle des Oxus ist von dem der Mission des Sir A. Burnes beigegebenen Lieutenant Wood in dem Gebirge Pamer entdeckt worden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
Beilage: Plan von London.

Nr. 306.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 November 1838.

Molière und das Théâtre français in Paris.

Wenn Frankreich einen Schriftsteller besitzt, um den es die übrigen europäischen Nationen beneiden dürften, so ist es Molière. Was machte diesen Schriftsteller so groß? Gerade das, was sich in allen großen Schriftstellern findet, sie mögen sich nun was immer für eine Gattung erwählt haben. Er erkannte sich selbst und seines Gleichen, er hatte tiefe Blicke in das Wesen der Dinge gethan und die Mängel und Vorzüge der Periode, welcher er angehörte, völlig erfaßt. Es ist noch kein Beobachter aufgetreten, der uns in einer seiner Komödien einen Verstoß gegen jene Gesetze nachgewiesen hätte, durch welche die physische und moralische Ordnung bedingt ist. In den Charakteren seiner Stücke findet sich der gewöhnliche Zuschauer selbst wieder, und der Philosoph kann nicht umhin, zu gestehen, daß sich in ihnen die Geheimnisse der menschlichen Natur entwickeln. Durch diese Eigenschaften bleibt Molière gleich der Morgenröthe ewig schön und ewig jung. Die Reihe der Jahrhunderte vermag es nicht, ihn seines Glanzes zu entkleiden, weil er gleich den Strahlen der Sonne kein angenommener oder erborgter, sondern anerschaffener ist. An ihm, wie an Homer, läßt sich das Wesentliche nicht vom Unwesentlichen trennen; denn selbst das, was als Schmuck erscheint, muß, so wie am Löwen die Mähne, als organisches Attribut seiner innersten Natur betrachtet werden. Darum werden seine Komödien bis in ihre kleinsten Bestandtheile hinein Gegenstand eines ernsthaften Studiums auch dann noch seyn, wenn sie nicht mehr auf die Bühne gebracht werden können, was jedoch nicht eher der Fall seyn wird, als bis seine Sprache aufgehört hat die Sprache einer Nation zu seyn. In diesem Falle würde er sich neben Sophokles und Aristophanes durch Wörterbuch und Commentar Zutritt zu einem im Verhältniß zu dem frühern zwar kleinen, aber sehr achtungswerthen Publicum finden, und gleich ihnen dem aufkeimenden Genie den Weg und Richtung zeigen. Doch dahin ist es mit ihm noch nicht gekommen. Seine Stücke werden täglich gelesen, werden täglich gespielt. In beiden Fällen gewähren sie die höchsten und reinsten Vergnügen, die sich der edle Mensch in der Stunde der Muße gestatten mag. Ich würde den Lesern dieser Blätter eine Unbilde zuzufügen glauben, wenn ich eine Specification dessen unternähme, was Molière's Stücke für Herz und Geist darbieten. Des retrospectiven Genusses erlaube ich mir bloß Erwähnung zu thun, den uns die Aufführung seiner Stücke im Théâtre français gewährt. Durch die treueste Ueberlieferung sind uns hier alle Rollen aufbewahrt, wie sie Molière selbst geschaffen hat oder angeordnet. Hut und Perücke, Strumpf und Schuh, Rock und Hosen haben dieselbe Gestalt wie zur Zeit des Dichters. Die Aussprache und Declamation sind die derselben Epoche, für welche das Ganze verfaßt wurde, und alle Mienen und Gebärden der Schauspieler sind heilige Vermächtnisse, welche die jedesmaligen Vorfahren ungetrübt und unverfälscht auf die nächsten Nachfolger gelangen lassen. Durch diese ehrwürdige Tradition lernen wir Molière und seine Epoche in ihrem ganzen Umfange kennen. Wer Molière's Stücke in Wien, Berlin und selbst dem heutigen Paris liest, kann nicht umhin zu gestehen, daß dasjenige, was ihm beim ersten Anlaufe (man verzeihe den Ausdruck) zugänglich ist, hinreicht, um diesen Dichter als einzig in seiner Art zu finden; wer dagegen seine Stücke im Théâtre français hat spielen sehen, wird ohne Umstände gestehen, daß die bloße Lecture kaum die Procente des wahren Molière abwirft. Ueber das Zeitalter Ludwigs XIV hat man, ich weiß nicht wie viel hundert Bände geschrieben. Es gibt Leute, die sie alle oder einen guten Theil derselben gelesen haben, wahrscheinlich weil es ihr Beruf mit sich brachte. Diese höchst belesenen Menschen sind der Meinung, nur in dem Théâtre français und das zwar bei den Vorstellungen der Molière'schen Stücke erhalte man einen Begriff von der hohen Gesellschaft unter Ludwig XIV. Ich weiß nicht, ob dieß eine Hyperbel sey oder nicht. Was ich weiß, ist, daß meine Lecture, so wie alles das, was ich an Gemälden, Kupferstichen und Bildhauerarbeiten aus dieser Zeit gesehen habe, in Verbindung mit einer Phantasie, die freilich nicht zu den stärksten gehört, nicht hingereicht haben, um mir ein klares Bild von einem Edelmann oder einer Hofdame aus dieser Zeit zu geben. Wenigstens haben die Gestalten des Théâtre français mit den Wesen, womit ich mir bisher den Hof Ludwigs XIV bevölkert dachte, nichts gemein. Es verhält sich eben so mit den übrigen Bestandtheilen der damaligen Gesell-

schaft vom reichsten Staatspächter bis zum Pfefferkrämer herab. In der That, wenn man sich fürderhin noch mit der Geschichte dieser Zeit zu befassen gedenkt, so thut man wohl, Molière mehr, als bisher geschehen ist, zu Rathe zu ziehen. Das Théâtre français ist von Seiten seiner Ueberlieferungen eine einzige Erscheinung; allein eine Ueberlieferung war nur möglich, weil sich das Repertorium im Besitze der Molière'schen Stücke befand. Ich bezweifle die Richtigkeit dieser Tradition nicht im Geringsten. Die Individualität des jedesmaligen Schauspielers mag immerhin bei der überlieferten Rolle etwas durchblicken, allein dadurch wird das Charakteristische der Zeit keineswegs verwischt. Die größte Bürgschaft für die Wahrheit dieser Aussage sind die von der Kritik an den stereotypen Rollen gerügten Fehler. Man könnte fragen, ob es nicht erlaubt wäre, mehrere dieser Rollen neu zu schaffen? Man muß diese Frage entschieden mit Nein beantworten, weil sich schwerlich ein dramatischer Künstler finden dürfte, der sich die Kraft zutraute, sich dieses Geschäftes zu entledigen, ohne unsere Art zu seyn und zu erscheinen, der in der Ueberlieferung gegebenen geradezu zu unterschieben oder gar beide mit einander zu vermengen. In keinem von beiden Fällen aber hätte man mehr eine Molière'sche, sondern eine neue Schöpfung vor sich. Es könnte hin und wieder der Fall seyn, daß die Dichtung selbst durch eine solche Umgestaltung nichts verlöre was ihren Hauptgehalt anbelangt; allein einbüßen würde sie in jedem Falle, was sie als das Erzeugniß einer bestimmten Zeit beurkundet, so daß bei der Ausführung der retrospective Genuß keine Stelle mehr fände. Eine solche Neuerung ist um so unstatthafter, da das Théâtre français durch die beständige Aufnahme neuer Stücke Gelegenheit genug findet, Rollen im Geiste und im Geschmacke unsrer Zeit zu schaffen. Indem dieses Theater einerseits Musterhaftes producirt, andrerseits Musterhaftes schafft, ist für jene heilsame Vermittlung gesorgt, die überall, vorzüglich aber in Frankreich, noth thut, wo die Mode gar zu leicht von einem Extrem zum andern springt. Die Schauspieler des Théâtre français wissen es, daß die wahre Kunst Zeit und Ernst erfordert, und daß das Schöne wie das Gute nicht nur beharrlich angestrebt, sondern, wenn es sich einmal gefunden hat, auch festgehalten seyn will. Man spricht gegenwärtig nicht mit besonderm Enthusiasmus von dem Personale dieses Theaters. Mademoiselle Mars abgerechnet, die es nun bald verlassen wird, sieht man die ganze Gesellschaft, besonders die Männer, als gewöhnliche Erscheinungen an. Dieß ist eine Art Ungerechtigkeit, welche durch die großen Erinnerungen früherer Zeit veranlaßt, fortdauern wird, so lange noch ein Mensch lebt, der Talma gesehen hat. Für Mademoiselle Rachel, die jetzt in den tragischen Rollen so großen Beifall erntet, ist es ein Glück, daß Mademoiselle Mars noch lebt und spielt. Umgäbe die letztere die Glorie der Erinnerung, so würde die talentvolle Rachel weniger bewundert, weniger nach Verdienst gewürdigt werden. Alle nachgebornen Genies verlieren dadurch, daß sie mit den frühern nicht in die Schranken treten können. Das Théâtre français setzt immer drei Generationen in Thätigkeit, und da ihm ein so großer Spielraum in der Wahl der aufzunehmenden Personen gestattet ist, so muß nothwendig hier die Blüthe dramatischer Talente jedesmal anzutreffen seyn. Dadurch wird dieß Theater nicht nur eine Schule des guten Geschmackes überhaupt, sondern auch zugleich eine Schule für den dramatischen Künstler, wie man sonst vergebens eine zweite sucht.

London.

(Fortsetzung.)

Die natürlichste (heutzutage gewöhnlichste) Annäherung gegen die Stadt ist auf der Themse; ist London das Emporium der Welt, wie es Pitt, und zwar mit allem Rechte nannte, so ist die Avenue oder der Zugang zu demselben der Strom, welcher Jahr aus, Jahr ein mehr Reichthum zu- und abführt, als der gesammte Handel des russischen Reichs in allen Seehäfen zusammengenommen beträgt. Da die Stadt vom Meer aus beträchtlich landeinwärts liegt (15 engl. Meilen), so muß man, um derselben von andrer Seite nahe zu kommen, schon England zu Land bereist haben, und diese Reise wird nur dazu beitragen, den Eindruck zu schwächen, den Londons Anblick hervorbringen soll; man wird schon andere Städte, andere Umgebungen in der Nähe gesehen haben. Da nun diese im Ganzen mit dem Charakter der Hauptstadt in Vielem zusammentreffen (die eigentliche Städteverschiedenheit ist nur auf dem Continent, namentlich dem städtereichen Deutschland, zu Hause), so geht das Schlagende des Eindrucks verloren. Indessen fehlt auch bei der Annäherung auf dem Strome, dieser großen Arterie zum Herzen des Körpers, nicht jene angenehme Steigerung, welche dem Eindrucke höhern Reiz verleiht, als wenn er ganz unversehens kömmt, und in der Ueberraschung und Verwirrung dem höchsten Lustgefühl das unangenehme Gefühl der Abspannung beimischt. Man wird durch die Fahrt auf der Themse aufwärts höchst angenehm auf den Hauptanblick vorbereitet. Zuerst ragt aus der Wasserfläche, mitten in der Mündung, das Nore Light, eine ungeheure, in einem Hulke (abgetakeltem Schiffe) befestigte Lampe hervor, um vor den Untiefen zu warnen. Kaum ist man im Stande, auf der Essexseite Southend zu gewahren, und tritt in die majestätische Wasserfläche Sea Reach ein; am Ufer bezeichnet ein Stein das Ende der Jurisdiction des Lordmayors von London. Gegenüber liegt auf der Kentseite die durch einen Canal geschiedene Insel Grain; eine andere auf der Essexseite, Canvey, von wo aus das Auge nichts als flaches Land gewahrt, bis East Tilbury vorbei zum berühmten Tilbury Fort, wo 1558 Elisabeths Armee gegen die berüchtigte unüberwindliche Armada stand. Auf der andern Seite liegt das angenehme Dorf Milton (Salinenbad) und eine reizende, mit schönen Landhäusern besetzte Landschaft führt nach Gravesend, einer hübschen Stadt, Ablagerungsplatz der Londoner bequemen oder zu geschäftigen Leute, welche sich auf einige Zeit dem Lärm des Geschäftslebens entziehen wollen, und in ein paar Stunden auf zahlreichen hin- und hergehenden Dampfbooten hieher gelangen können. Hier ist zugleich der erste und höchst wichtige Flußhafen für die Handelsschifffahrer, deren

… Talente jedesmal anzutreffen seyn. Da
…eater nicht nur eine Schule des guten Ge…
…, sondern auch zugleich eine Schule für den
…ler, wie man sonst vergebens eine zweite

[L] o n d o n.

(Fortsetzung.)

…e (heutzutage gewöhnlichste) Annäherung z…
…uf der Themse; ist London das Emporium
…elt, und zwar mit allem Rechte nennt, so
… der Zugang zu demselben der Strom, wel…
…r ein mehr Reichthum zu- und abführt, als
…el des russischen Reichs in allen Gebieten
… beträgt. Da die Stadt vom Meer aus be…
…rts liegt (15 engl. Meilen), so muß man,
…derer Seite nahe zu kommen, schon Tag…
…e haben, und diese Reise noch vor den …
…uck zu schwächen, den Londons Anblick her…
… wird schon andere Städte, andere Länder
…gesehen haben. Da nun hier im Ganzen
…er Hauptstadt in Italien zusammentreffen
…verschiedenheit ist nur auf dem Continent
…reichen Deutschland, zu Hause), so geht
…Eindrucks verloren. Indessen fehlt auch
…f dem Strome, dieser großen Arterie von
…nicht jene angenehme Steigerung, welche
…Herz erfreute, als wenn er ganz unerw…
… der Ueberraschung und Verwirrung den
…unangenehme Gefühl der Abspannung
…urch die Fahrt auf der Themse auf…
…f den Hauptanblick vorbereitet. Zu…
…üste, mitten in der Mündung, das
…ure, in einem Hulke (abgetakelten
…hervor, um vor den Untiefen zu war…
…Stande, auf der Ostseite Southend
…n die majestätische Wasserfläche Ea…
…chnet ein Stein das Ende der Juris…
…n London. Gegenüber liegt auf der
… Canal geschiedene Insel Grain; eine
…Canvey, von wo aus das Auge nach
… des Cast Tilbury werden zum berühm…
…58 Elisabeths Armee gegen die berüch…
…mada stand. Auf der andern Seite
… Milton (Salinenbad) und eine ent…
…sern belegte Landschaft führt nach
…Stadt, Ablagerungsplatz der feinheren
…en Leute, welche sich auf einige Zeit
…rens entziehen wollen, und an ein
…den hin- und hergehenden Dampfboo…
…n. Hier ist zugleich der erste und
… für die Handelsschifffahrt, denn

heimkehrende Schiffe alle hier anlegen müssen, um von der Mauthbehörde untersucht zu werden. Nicht weit von der Stadt liegt der Windmühlhügel (Windmill-hill), mit trefflicher Aussicht. Kaum hat sich das Auge am Anblick der ersten Stadt ergötzt, als sich nicht weit davon entfernt das reizende Dorf Northfleet zeigt, eine Art englisches Broek oder Sardam (zwei Dörfer unweit Amsterdam und Aufenthalt reicher Leute derselben), in welchem sich, besonders im Sommer, viele Londoner auf fashionable Weise ländlich-sittlich und behaglich befinden wollen. Ist man in jenen Theil des Flusses gelangt, der Southhope heißt, so gewahrt man rechts Grey's Thurrock, die schöne, auf einer kleinen Erhöhung liegende Besitzung Belmont-castle und dann West-Thurrock, und segelt in St. Clements-reach ein. Der Blick findet übrigens, auf das Land gerichtet, wenig Befriedigung, bis auf der linken Seite die Kreidefelsen von Greenhithe, einem angenehmen, romantisch gelegenen Dorfe, hervortreten, und den Blick wieder versöhnen; auch rechts steigt eine ähnliche Scene bei dem Pulvermagazin Purfleet auf, während links etwas weiter unten an dem Long reach des Stromes der Fluß Darent durch das Dartforter Marschland in die Themse fällt. Zwischen diesem Punkte und Woolwich machen sich auf der Kentseite die Stadt Erith, und auf einem Waldhügel die schöne Besitzung des Lords Say und Sele, Belvedere genannt, bemerkbar, während gegenüber die größte Einförmigkeit und Fläche herrscht. Durch die Galliens-reach gelangt man nun endlich nach der Stadt Woolwich, mit dem von Heinrich VII erbauten Dock-yard und einem berühmten Arsenale, in dessen Nähe die Gefangenhulks liegen. Nun mag sich der Reisende immer mehr und mehr gefaßt machen auf das große Gewühl des Handels und der Schifffahrt; er gelangt in kurzem in den eigentlichen Bereich des Londoner Hafens. Hiezu bedarf der Geist nun schon einer bessern Vorbereitung: diese wird ihm bald in gehörigem Maaße, wenn er Woolwich-reach verlassen und den Blick vom uninteressanten, bloß für Fischesser berühmten Ort Blackwall weggewendet, und gleichsam vorbeistreifend den Eingang in die großen East India Docks (Bassins für Ostindienfahrer) beachtet hat, um die Aufmerksamkeit der gegenüber liegenden Seite zu widmen. Hier fällt vorerst Shooters-hill mit dem Thurm Severndroog-castle auf, errichtet zum Andenken der Eroberung eines Forts desselben Namens auf der malabarischen Küste, so wie mehrerer in Ostindien durch Sir William James errungener Siege. Der Hauptpunkt der angenehmen und in ihrer Art großartigen Scene ist Greenwich, die Pforte Londons, mit dem ausgezeichneten Parke, dem Marineinvalidenhospitale und einer Art Militärschule. Der Anblick der Scene ist ein äußerst gefälliger, emporsteigend vom Quay am Flusse bis auf die Höhe des Parkes, auf welchem das Flamsteed'sche berühmte Observatorium liegt. Das Ganze, mit dem herrlichen Spitale, den anliegenden Erziehungsanstalten, und auf beiden Seiten, namentlich der obern, die Stadt selbst, präsentirt ein höchst gefälliges Bild mit aufsteigender Perspective. Mehr als vorher muß jetzt für den Beschauer der Strom selbst in das Bild treten. Die Schiffe stehen oder gehen schon gedrängter, stark an den ersten Stapelplatz der Welt mahnend; allenthalben regt es sich lebendiger; ein Dampfboot nach dem andern schießt am erstaunten Auge vorbei oder liegt am Quay von Greenwich (jede halbe Stunde geht eines nach London ab und kömmt von dort an); nicht selten stößt eines am andern an, oder wirft größere oder kleinere Boote um, und verursacht unheilvolle Verwirrung; findet diese Verwirrung nicht statt, so hat sich der Beschauer nicht genugsam über die Geschicklichkeit zu wundern, mit welcher jeden Augenblick drohendes Unheil auf Punkten, wo Alles sich drängt und in unbeschreiblicher Eile verwirrt, mit größter seemännischer Kunst vermieden wird.

(Fortsetzung folgt.)

Nationalfest zu Abergavenny.

Man feierte in früheren Zeiten im Lande Wales eine Art olympischer Spiele, wo die Barden, wie die Dichter Griechenlands, aus allen Theilen der brittischen Insel zusammenkamen, und unter einem unermeßlichen Volkszulauf und unter den Augen der Häuptlinge, welche dem Feste vorstanden, sich um den Preis der Dichtkunst und des Harfenspieles stritten. Diese Versammlungen führten den Namen Eisteddwod, und dauern noch heutiges Tages fort, aber sie haben jetzt einen historischen und philosophischen Charakter angenommen, und man vertheilt nicht mehr bloß Preise der Dichtkunst und Musik, welche beide Künste in Wallis stets vereint gehen, sondern man krönt auch Werke über die höchsten Fragen, die das gelehrte Europa beschäftigen, und es sind die vornehmsten wallisischen Adeligen, welche wie ehemals in den Versammlungen den Vorsitz führen. Dieß Jahr wurden im Andenken an die alte Stamm- und Sprachgenossenschaft auch Bretagner aus Armorika eingeladen. Das Fest fand am 10 October statt. Präsident war Sir Ch. Morgan, ein Abkömmling der alten Könige. Nach einem feierlichen Aufzug und einer einleitenden Rede wurden die Preise vertheilt: einer von 1500 Fr. für den Verfasser eines Aufsatzes über den Einfluß der wallisischen Sage auf die europäische Literatur, ein zweiter dem Compositeur der besten musikalischen Partition im Geschmack der wallisischen Musik: diesen Preis erhielt dießmal eine Frau. Sechstausend Franken wurden ausgetheilt in goldenen Ringen, Kreuzen, in Harfen aus Diamanten und in silbernen Medaillen. Rührend war es, welchen lebhaften Antheil Leute aus dem niedersten Volk, Minenarbeiter mit geschwärztem Angesicht und alte Leute an dem Feste nahmen, und mit welcher Bewegung sie den Gesängen der kämpfenden Dichter folgten. Das Fest schloß am 12ten mit einer Gorsedd oder Bardeneinweihung, wo ein junger Barde, barfuß und barhaupt, in einem Kreise von Steinen auf einem Hügel auf das Schwert schwor, mit allen Kräften für die Fortschritte der Bardenliteratur, für Gott, das Land, die Freiheit und die alten Gebräuche des Vaterlandes zu wirken. (Gazette de France 21 October)

Chronik der Reisen.

Ausflug von Temeswar über die Karpathen nach Hermannstadt.

(Fortsetzung.)

Die vielen Dikasterien und Verwaltungen, so wie das Militär bilden ein reges Leben, das durch hier anwesende zahlreiche Rei-

sende aller Nationen, selbst aus den fernsten Gegenden des Orients noch sehr erhöht wird. An guten und zum Theil trefflich eingerichteten Gast- und Kaffeewirthschaften fehlt es hier keineswegs, doch wird unter erstern der Gasthof zu den sieben Kurfürsten am häufigsten von Fremden besucht. Auch die Kaffeehäuser entsprechen allen Anforderungen, die man nur immer an sie zu machen berechtigt ist, und man findet in denselben mehrere periodische Blätter und Zeitschriften des In- und Auslandes. Endlich ist ein niedliches und wohlbestelltes Theater vorhanden, dessen Direction das ganze Jahr hindurch gute Geschäfte macht, und an den Hauptplätzen sind gegen 40 Fiaker aufgestellt, welche die Communication mit den Vorstädten erleichtern. Als Erholungs- und Vereinigungspunkte dienen außer den die Stadt und Vorstädte verbindenden Alleen hauptsächlich der sogenannte Jagdwald und der Präsidentengarten unweit der Stadt; nach dem erstern fähet man in einer kleinen halben Stunde, den letztern erreicht man zu Fuß bequem in einer Viertelstunde, da schön gebahnte Wege zu demselben führen.

Obgleich man sich hier an Wien und das civilisirte Deutschland überhaupt lebhaft zu erinnern veranlaßt findet, da selbst die deutsche Sprache beinahe jedem der Einwohner geläufig oder mindestens verständlich ist, so zeigt sich gleichwohl schon in Temeswar ein merklicher Uebergang in die orientalische Natur, woran hauptsächlich die walachischen Weiber mit ihrer seltsamen Tracht und die olivenfarbenen Gesichter der Zigeuner erinnern. Auch die wärmern Strahlen der Sonne und die in der Umgegend herrschende üppige Vegetation lassen ahnen, daß man nicht fern von der türkischen Gränze sey. Je weiter man in der Ebene der siebenbürgischen Gränze sich nähert, desto mehr findet man, ist man auch nur einige Stunden außerhalb Temeswar, den Volkstypus verändert, desto seltener und dürftiger zeigt sich der Anbau. Sämmtliche Ortschaften, die an dieser Straße liegen, sind fast durchgängig nur von Walachen bewohnt, deren ärmliche Kleidung wie die Unsauberkeit ihrer Wohnungen schon zur Genüge den Zustand dieses Volkes bezeichnen, das sich in Banat und Siebenbürgen in so zahlreicher Menge verbreitet hat. Die Männer sind zwar durchaus stark und wohlgebaut, aber unbegreiflich träge und arbeitsscheu. Ein Hemd mit kurzen, weiten Aermeln, das nur bis an die Lenden reicht, und lange Beinkleider von Leinwand oder grobem, weißem Tuche, beides durch einen Lendengürtel zusammengehalten, in welchem ein sehr großes Messer steckt, bildet ihr ganzes Costume. Auf dem Kopfe tragen sie eine Mütze von grobem Filz oder schwarzem Lammsfelle, zuweilen aber auch einen ungemein breiten, schwarzen Hut. Die Füße pflegen sie in einen festen filzähnlichen Stoff zu hüllen, welcher mit ledernen Riemen befestigt wird. Eben so einfach, doch dem Auge gefälliger, sind die Weiber gekleidet. Ueber ein langes bis zu den Füßen reichendes Hemd hängen sie vorn und hinten zwei Stücke Wollenzeug in Form einer Schürze, die gewöhnlich von blauer, rother oder gelber Farbe, nicht selten auch gestreift sind. Ein breites, wollenes Band von bunter Farbe dient ihnen als Gürtel. Einige tragen auch ein kurzes Corset am Aermel. Der Kopfputz eines Mädchens besteht in langen, geflochtenen Zöpfen, die Weiber aber umwinden den Kopf mit einem weißen, feinen Linnentuche, das sie bis ans Kinn zusammenziehen. An Sonn- und Festtagen, oder bei sonstigen festlichen Begebenheiten tragen sie Stiefel von rothem oder gelbem Leder, sonst aber gehen sie barfuß. Der Walach ist sehr roh und abergläubisch, und verbindet mit seinem Hange zur Faulheit, die aber mehr ein Fehler des männlichen als des weiblichen Geschlechts ist, welches alle Hausarbeiten verrichten, alle Kleidung für die ganze Familie verfertigen, und noch obendrein bei den Feldarbeiten hülfreiche Hand leisten muß, auch jenen zur Dieberei, besonders zum Viehdiebstahl, daher auch an vielen Orten es gebräuchlich ist, daß die Einwohner, um vor Viehdiebstählen sicher zu seyn, sich ihr Vieh durch die Walachen assecuriren lassen. Auch dem Trunk ist der Walach sehr ergeben, in seiner übrigen Lebensweise hingegen mäßig und mit Wenigem befriedigt. Unter den Ortschaften, welche man auf dem Wege von Temeswar bis zur siebenbürger Gränze berührt, ist der Marktflecken Lugos der einzige ansehnliche. Er liegt zu beiden Seiten der Temes, welche schon siebenbürgischen Ursprungs ist, und bei diesem Orte durch einen von dem geschickten Ingenieur Fremont angelegten Abzugscanal mit dem Begaflusse communicirt. Der Theil des Marktes, welcher am linken Ufer der Temes liegt, heißt Walachisch-Lugos, der am rechten Deutsch-Lugos; jeder Theil bildet für sich einen besondern Markt, beide zusammen zählen über 1200 Häuser mit 5800 Einwohnern, die theils Deutsche, theils Walachen, theils Raizen sind; die Walachen aber sind der Zahl nach am vorherrschendsten. Uebrigens bietet keiner der Märkte etwas Bemerkenswerthes dar, obschon sie sehr groß und regelmäßig angelegt sind. In Deutsch-Lugos muß jedoch die raizische Kirche als besonders schön erwähnt werden, die aber ein sonderbares Frescogemälde an der Westseite trägt, wie es niemals für eine Kirche paßt. In Deutsch-Lugos werden die Comitatsversammlungen gehalten, und auf den östlichen Kalkhügeln ein guter Wein gewonnen. Außer diesem und etwas Feldbau bilden Seidencultur und Ledergerberei die Hauptnahrungszweige der Einwohner. Die Gerberei wird indessen noch ganz nach dem alten Schlendrian hier so wie in der Umgegend und dem größern Theil des Comitats betrieben, denn die Leute glauben, daß das Sohlleder, um gut und dauerhaft zu seyn, mit Knoppern 6 Monate und mit Eichenrinde 12 bis 14 Monate in der Grube liegen müsse, wie sehr auch sachverständige Männer schon bemüht waren, sie durch Proben vom Gegentheil zu überzeugen. Die Schnellgerberei würde hier überdieß noch mehr gefördert, als in hiesiger Gegend der an Gerbstoff so reiche Perüken-Sumach (Rhus cotinus), den man auch hie und da bei uns in Gärten seiner schönen Blüthe wegen pflanzt, überall und in Menge wild wächst. Es wird zwar von diesem Farb- und Gerbholz alljährlich eine beträchtliche Quantität von den Walachen eingesammelt, allein statt es selbst zu benutzen, senden sie es gegen baar Geld an die griechischen Handlungshäuser der Nachbarstädte, von denen es nach Servien und der Walachei gesandt wird. Große Sendungen von diesem Farbholz werden auch in die Bukowina und Ostgalizien, wo namentlich zu Kutty bei Wischnitza die Griechen und Armenier ächte natürlich gelbe Saffiane damit zu färben verstehen. Die Deutschen hier nennen diesen Sumach gewöhnlich nur Schwal, die Walachen Ruia und die Illyrier oder Raizen Slumpina, auch Skompia.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Ein Tischler in London bemerkte beim Hobeln von Holz, daß mehrere Späne elektrische Erscheinungen zeigten. Vermittelst eines Elektrometers versicherte er sich, daß in gewissen Arten, namentlich in den amerikanischen Hölzern, die Elektricität positiv sey, während sie in andern, namentlich in den französischen negativ war. (Naval and Military Gazette vom 15 October.)

Die Zahl der freien Einwohner von Vandiemensland beträgt 23,211, die der deportirten Verbrecher 18,258, worunter nur 2139 Frauen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 307.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

3 November 1838.

Die Blende im Schlosse Budetin.

Unfern des Marktfleckens Sillein, am Einmündungswinkel des in die Waag sich ergießenden Kiszutzeflusses, da wo die Ungarn mit den nördlichen Karpathenländern verbindende Straße in zwei Arme sich theilt, deren linker den Reisenden über dem aus dem siebenjährigen Kriege wohl bekannten Jablunkauerpasse an der berühmten Preußenschanze vorüber, der rechts über ungeheure Gebirge nach Kamrnitza in Polen führt, erhebt sich das durch seine Steinwehren den Fluß und die Straße beherrschende Schloß Budetin. Ehemals mit Wällen und Gräben, nun mit einem geschmackvollen Garten umgeben, auf dessen, so wie auf des Schlosses Verschönerung der gegenwärtige Besitzer viel verwendet, ist es weder dem friedlichen Wanderer, noch dem eiligen Schiffer mehr furchtbar, wie einst, wo schon der Thürme und Erker finstere Farbe das Loos desjenigen verkündete, der in den Verließen des harten Burgherrn den mißglückten Versuch, seine Zölle zu umgehen, büßte. Zeit und Erbauer des Schlosses haben die Annalen der Geschichte nicht auf uns gebracht, wohl aber ist aus diesen zu entnehmen, daß in der mittelaltrigen Periode dasselbe eine nicht unwichtige Rolle gespielt, und Geschick und Herrn gar oftmals wechselte. Bis vor wenigen Decennien noch stand der nordöstliche Flügel der Burg wüst und verlassen. Hart an der hohen Treppe, die zu den unbewohnten, öden Gemächern führte, wölbt sich eine niedrige, enge Blende, dem Fremden kaum bemerkbar, dem Einheimischen, besonders im Zwielicht des scheidenden Tages, ein Gegenstand des Grauens. Was es indessen mit dieser Blende für eine Bewandtniß habe, und warum die Bewohner der Umgegend ehehin nur selten ohne Schauer und ein schirmend Kreuz zu schlagen, vorübergingen, oder denselben gar mieden u. s. w., dieß wird mit mancherlei Varianten erzählt, und lautet im Zusammenhang folgendermaßen: ein rauher, strenger Kriegsmann, Caspar Szunyoph, hauste als Herr und Gebieter auf Budetin, unter der Regierung Ferdinands III, als Feldhauptmann des Königs mit dem Befehle in der unsern liegenden Veste Szendrö beauftragt, deren Bewachung seine Gegenwart erforderte, daher er nur selten und kurz in seinem Hause anwesend seyn konnte. Ihm blühte ein wunderschönes Töchterchen, dessen Lob die dicken Mauern, die ihr Closet umhingen, überstieg, und bald eine Menge Neugieriger herbeiführte. Obschon die Mutter, des abwesenden Gemahls Strenge wohl kennend, die liebliche Katharina jedem Männerblick sorgsam verbarg, so gelang es doch dem unternehmenden Franz Forgats, das Mädchen zu sehen, ihre Liebe und der Mutter Segen zu gewinnen. Bei des Vaters bald erwarteter Ankunft sollte die Brautwerbung förmlich gemacht, und dann der heißen Wünsche Ziel erreicht seyn. Allein die Freude hatte sich nicht mit dem ernsten Ritter in den Sattel geschwungen, als er von Szendrö ausritt, und so konnte sie auch nicht mit ihm vom Pferde steigen, da er die Schwelle Budetins betrat. Nach kurzem Willkommen sagt er zu Katharinen gewendet: Johann Jakusits, der Burgherr auf dem hohen Löwenstein, habe um sie geworben und sein väterlich Jawort von ihm bereits erhalten; somit möge die Jungfrau sich vorbereiten, den Bräutigam binnen wenigen Tagen gebührend zu empfangen. Verzweiflung trat jetzt an die Stelle der frohen Hoffnungen, denn weder Bitten noch Thränen konnten des Ritters harten Sinn mehr ändern, und die Verlobung ward mit großer Pracht zu Budetin begangen. Forgats, um sein Lebensglück so fürchterlich gebracht, wünschte Katharina nur einmal noch zu sprechen, und nach dem Abschied auf ewig sich unter die türkischen Säbel zu stürzen, die, so hoffte und wünschte er, seinem freudenlosen Daseyn ein Ende machen würden. Mit vielem Gold erkaufte er einen Diener in der Burg, durch dessen Hülfe er bei verschwiegener Nacht Wälle und Mauern überstieg, und zur Geliebten drang. Aber kaum hatten die Liebenden sich begrüßt, so gab schon der Vertraute das Zeichen zur Trennung, und als endlich Forgats sich gewaltsam losgerissen und das Gemach der Theuern, die er nie mehr sehen sollte, verlassen hatte, siehe! da war der weite Gang mit Fackeln erhellt, und das Burggesinde, den schrecklichen Szunyoph an der Spitze, schritt eilig daher. Ein kühner Sprung rettete zwar den Jüngling vor schmählicher Haft, doch war Niemanden die aus den Frauengemächern entschlüpfte und im Dunkel verschwundene Gestalt entgangen. In tiefe Ohnmacht sank Katharina, da der vor Wuth schäumende Vater mit wilder Hast vor sie hintrat, und, in einen Strom von furchtbaren Drohungen sich ergießend, den Namen

des Mannes, der sie so eben verließ, von der Bebenden erpreßt hatte. Fluch und Tod rief er nun über ihn und sie, die Schande auf sein Haupt und auf sein ruhmvoll Haus gebracht. In wenig Stunden war die rächende Mauerblende bereitet, und Katharina in das entsetzliche Grab eingeschlossen, Brod und Wasser auf drei Tage, zur büßenden Reue ihr gefristet, vor sie hingestellt. — Bald erscholl die Kunde von der gräßlichen Vaterrache weit umher, und wie ein vernichtender Donnerschlag war sie auch zu des fernen Forgats' Ohr gedrungen. Ungesäumt schwingt er sich zu Roß, rafft Alles von Knappen und Söldnern, was er von Brüdern, Freunden und Bekannten erbitten, ertrotzen oder erkaufen kann, zusammen, und sprengt mit des Sturmes Eile gen Budetin, das, in finsterer Nacht erreicht, überfallen und erobert wird. Während der muthige Burgherr wie ein ergrimmter Löwe auf den Hofraum hervorstürzt, den unbekannten Feind zu züchtigen, hat Forgats die Geliebte befreit, und auf bereit gehaltenem Rosse des Vaters tödtlichem Grimm und Macht entzogen. Aber es ist die unglaubliche Mähre auch auf den einsamen Löwenstein gedrungen; der betroffene Bräutigam kann sie nicht hassen, und schnell hat er sich aufgemacht, mit eigenen Augen sich zu überzeugen von dem Schicksal der Braut. Einsylbig zieht er an seines Gefolges Spitze einher, da begegnet er einem Troß von bewaffneten Reitern, unter ihnen eine holde Frauengestalt. Und wie er Forgats an ihrer Seite sieht, da flimmert es ihm vor den Augen, und mit gezogenem Schwert dringt er entsetzlich auf ihn ein. Doch er begegnet einer blitzenden Wehre, und ein Kampf zwischen Zorn und Liebe beginnt, der mit des Jünglings kostbarem Herzblut den vom Hufschlag erdröhnenden Boden befeuchtet. Abgewaschen hat Jakusits die ihm zugefügte Schmach, erobert die Braut, die er in seiner Burg verwahrt, und da ihr nur die Wahl zwischen seiner Hand und der Auslieferung an den grausamen Vater, der sie bereits getödtet hat, übrig bleibt, endlich zur Annahme eben jener Hand bewegt, die dem Geliebten ihrer Seele den Tod gegeben hat.

London.

(Fortsetzung.)

Indeß ist dieß Drängen und Treiben hier nur Vorspiel; oft findet es weniger statt, ja es gibt zwischen hier und dem eigentlichen Hafen von London noch einen Punkt, welcher den Strom fast ganz frei zeigt, als eine wahre Wasserchaussee, die in einen ungeheuern Wald von Masten führt. Dieser Punkt erscheint, sobald man die Isle of Dogs umschifft hat, welche umschifft werden muß, da der die Fahrt verkürzende Canal durch dieselbe dem Zwecke nicht entsprach, und zur Linken die gegenüber liegende Einbiegung des Landes erreicht, auf welcher in einiger Entfernung das Dorf Deptfort liegt, und die Gränze zwischen der Grafschaft Kent und Surrey im Rücken hat. Denn nun erscheint das eigentliche London, vorausgesetzt, daß der so häufige Nebel dasselbe wahrnehmen läßt. Das Anlangen in der Stadt auf diesem Wege geschieht durchaus nicht im strengen Gegensatze zwischen Stadt und Land oder Landschaft: das Ufer ist allenthalben mit Magazinen und andern Anstalten der Schifffahrt und des Handels besetzt, unter den erstern zeichnet sich das den HH. Scott, Garnet und Palmer gehörige ungeheure Getreidmagazin aus. Nirgends kommen dem Auge in der Nähe großartige Gebäude entgegen; allein der Blick ist beschäftigt genug, sich ein Bild von all dem Interessanten zu sammeln, welches sich hier auch ohne architektonische Schönheit darbietet; keine hohen, zierlich erbauten Quais, keine prächtigen Paläste darauf, statt dieser aber an Betrieb und Thätigkeit wimmelnde Ausladungsplätze, einer am andern; die für Kohlenverkehr häufiger als andere, in den sonderbarsten Arten, wie es das Bedürfniß brachte, gebaut, ohne Glanz, ohne Zierde, düster, balkig, niedrig; dann kleine, grauliche, düstere Häuser, die aber unvergleichlich zum Hauptgegenstande des ganzen Bildes, zum Flusse passen. Dieser ist jetzt, wie vorhin bemerkt, ein Wald von Schiffen; hat man links die Pfarrei Shadwell mit den Dörfern Ratcliffe und Poplar passirt, so ist man in die volle Mitte dieses Waldes gelangt. Das Colorit des Bildes ist eigenthümlich; düster, allein erhebend, und wenn die durch gelbliche Wolken durchleuchtende Sonne das Ganze beleuchtet, auch angenehm; Mast an Mast, Schiffsmasse an Schiffsmasse, oft in einzelne Partien zusammengestellt oder vielmehr zusammengedrängt, nur kleine Zwischenräume gegen das Ufer lassend, in welchem sich unzählige Boote herumtreiben, um ein- und auszuladen; die eigentliche Straße dieses fast unabsehbaren Waldes ist überall beengt, oft so, daß die Möglichkeit der Durchfahrt wie ein Wunder erscheint; die Dampfboote müssen jeden Augenblick die Maschine stellen, wieder gehen lassen, wieder stellen, je ganz still stehen, um andern Schiffen derselben Art, Kauffahrteischiffen oder Lichter- und Transportkähnen Weg zu machen oder zu lassen, wobei übrigens bei aller Kunst und Achtsamkeit die Unglücksfälle mehr noch als an oben erwähnter Stelle unglaublich häufig sind, so daß die Themsepolizei fast mit nichts Anderem, als mit denselben zu thun zu haben scheint. Jetzt stoßen zwei Dampfboote einander entgegen, oder, in berüchtigter Rivalität neben einander fahrend, so heftig zusammen, daß, wenn das eine auch nicht ganz zertrümmert, doch sehr beschädigt wird; jetzt werfen sie Kähne mit Menschen allein, oder mit Menschen und Waaren, die von einem Schiffe zum andern, oder ans Land, oder von einem Ufer zum andern u. s. w. gebracht werden sollen, aus zu großer Hast, oder dann und wann aus sträflicher Tollkühnheit oder Unachtsamkeit um, wobei die unglücklichen Opfer manchmal im beengten Streite des Elements und der Schiffe, namentlich der Räder derselben, ein Wassergrab finden. In diesem Wirrwarr denke man sich das immerwährende Schreien (indeß nie unnöthig, da der englische Seemann der ruhigste und schweigsamste der Welt ist), den eigenthümlichen Ruf beim Aufhissen auf den Schiffen, das Knarren der Taue, das Schlagen der Ruder, das Aechzen der Krahne, das tobende Gezisch des entweichenden Dampfes, das Stoßen der Maschinen, das Peitschen der Wellen durch die Räder der Dampfboote, das Hämmern, Poltern und Klopfen von den Quay's (wharves) — und gelegenheitlich endlich noch das melancholisch feierliche, dumpfe Geläute der Glocken

der Stadt — man fasse dieß Alles zusammen, und die Lebendigkeit des Bildes ist höchst großartig, immer gleich bewegt, bei Sonnenschein und Regen, Helle, Halbhelle, Nebel und einem großen Theil der Nacht. Kein Seehafen der Welt kann es in Mannichfaltigkeit und Großartigkeit des Bildes, welches alle Beschreibung zu Schanden macht, mit diesem Flußhafen aufnehmen; haben Seehäfen ein weiteres Feld der Scene, z. B. der prächtige Hafen Amsterdams, so ist dieselbe leicht zu weit, und die Masse der Seehafenschiffe gegen die Masse der Flußhafenschiffe Londons unbedeutend.

Allenthalben werden die Häuser zunächst am Strande von den ungeheuer hohen, 8 bis 9 und noch mehr Stockwerk enthaltenden Waarenhäusern oder Docksmagazinen überragt, und diese aber noch von den Masten der Schiffe, die in den Docks liegen, zu welchen mächtige Schleußen führen.

Die Anzahl der in diesem Hafen Londons Jahr aus, Jahr ein liegenden großen Schiffe beläuft sich im Durchschnitt auf 13, 14, ja 15,000 Schiffe, zu deren Aus- und Einladung stets 5 oder 6000 kleine Schiffe oder Boote thätig sind; an 3 bis 4000 Fahrzeuge letzter Art sind für den Dienst der Passagiere bestimmt. Die Zahl der Dampfboote ist außerordentlich angewachsen, und wächst von Jahr zu Jahr. So ist schon bemerkt, daß von je einer halben Stunde des Tages ein solches Schiff von London nach Greenwich und umgekehrt ging, welche letzte Fahrt in ihrer Häufigkeit (der Fahrten und dadurch verursachten Unglücksfälle) vielleicht durch die Frequenz der London-Greenwicher Eisenbahn beschränkt werden wird. Weit über 10,000 Menschen sind immerwährend im Ein- und Ausladen der großen Schiffe, und über 8000 mit dem Transporte der Personen nach allen Richtungen beschäftigt. Der eigentliche Raum des Bildes reicht in seinem großartigsten Gedränge von Deptford bis nach der Londoner Brücke, in der Länge von mehr als 4 englischen Meilen, in Breite von 4 bis 500 Yards des im Durchschnitt 12 Fuß tiefen Flusses. Die Brücke schließt die Thätigkeit, allein nur insofern sich diese auf große Schiffe bezieht; die Thätigkeit größerer und kleinerer Boote ist durchaus nicht beschränkt, ja mehrere den Strom aufwärts (z. B. nach Richmond) gehende Dampfboote passiren diese Brücke und jede andere, indem sie einen Theil des Rauchfanges umlegen, bis sie diese Wasserbarriere passirt haben. Befindet man sich auf dem Wasser unterhalb der Londoner Brücke, so bemerkt man eine Menge hin- und hergehender Boote, theils unter derselben und unter der nächsten (Southwarkbridge), ja der noch fernern Blackfriarsbridge, theils auf dem Wasserspiegel zwischen den Brücken. Die Aussicht, oder vielmehr Durchsicht, auf das freie Flußrevier durch die Brückenpfeiler ist wie eine Aussicht durch Arcaden in ein offenes Feld. Dieß Befahren des Flusses mit kleinen Booten wird sogar noch lebhafter in den oberen Theilen der Wasserregion von Blackfriarsbridge, unter Waterloobridge und Westminsterbridge weg bis zur Vauxhallbridge und darüber hinaus, wozu bei günstigem Wetter die sogenannten rowing matches (Wettfahrtpartien) beitragen, und ein ungeheures Gewimmel auf der majestätischen Wasserbühne vorstellen.

Doch kehren wir zu den Contouren unseres Bildes zurück, welches wir in der Gegend von Poplar verlassen haben. Weiter aufwärts passiren wir jenen Theil des Stroms, unter welchem eines der größten Wunder der Welt, der Themsetunnel von Rotherhithe (links) nach Wapping (rechts) zur leichtern Communication des Verkehrs beider Seiten der Stadt und der anliegenden Provinzen geführt wird. Während die linke Seite des Stromes außer Getreidemagazinen und Quay's in Rotherhithe und Horseleydown gegen Southwark hin nichts Besonderes darbietet, gewinnt die Scene auf der rechten Seite immer mehr an Interesse. Hat man den am Strande liegenden Theil der Pfarrei Wapping erreicht, so zeigen sich die vorhin erwähnten Docks, von denen die eleganten, noch nicht seit langem erbauten St. Catharina-Docks das Auge noch mehr in Anspruch nehmen, als die bei weitem größern London-Docks; über dieses Revier hinaus gelangen wir zum berühmten und berüchtigten Tower; dieß Gebäude, für eine Festung zu schwach, für eine Residenz zu stark, für ein Gefängniß am allerpassendsten, schaut düster von seiner Höhe auf die freie Fläche des Stromes herab, und die Schildwachen auf der Esplanade scheinen nur hinpostirt zu seyn, um das Haus zu bewachen, denn es beherbergt heutzutage gar Niemand, zu dessen Bewachung es der Wachen bedürfte. Der Tower ist nur noch das Repositorium veralteter Antiquitäten. Der Blick verläßt dieß Repositorium, um einem andern, nicht weit davon auf derselben Seite liegenden, von Ansehen höchst großartigen, dem Customhouse, zu begegnen. Der im Ganzen edle, noch neue Bau (denn der alte ward 1814 am 12 Febr. durch Feuer zerstört), mit seinen imposant hervorstechenden Säulen, der schönen Façade, der bedeutenden Länge mit dem schönen Quay im Vordergrunde, stimmt ausgezeichnet zum ganzen Rahmen des Bildes, sticht gehörig gegen die Umgebung ab und hat zunächst im kühnen Hervortreten aus dem Gemälde nur an der gar nicht weit entfernten Brücke eine mächtige Rivalin, und erhält zugleich durch die Menge der vorstehenden Segel und Dampfschiffe eine eigenthümliche Schattirung. Die Lebendigkeit des Menschen- und Geschäftdranges vor dem Gebäude, um dasselbe und in demselben, ist der Großartigkeit des mercantilischen Lebens angemessen; leider wird aber eben dadurch der ruhige Eindruck bei den meisten Ankommenden, welche London das erstemal besuchen, nicht nur gestört, er wird nicht selten vollkommen unterdrückt. Der Ankommende verliert bei dem unendlichen Gedränge nicht nur alle Besonnenheit zum Beobachten: er verliert, wie man zu sagen pflegt, den Kopf. Es ist daher nothwendig, sich in ruhigeren Momenten, als bei einer Ankunft, zum Beschauen des Bildes hieher zu begeben, wenn man nicht gestehen will, man habe den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Nur zu oft ist das Bild dem Ankommenden durch Nebel oder Regen, oder beides zugleich, verdüstert und zum Theil verdorben, und es will bei vortheilhafter Beleuchtung gesehen werden, wozu entschieden ein wo möglich heiterer Morgen gehört; übrigens ist es von Belang, dasselbe der eigentlichen Färbung und der Lebendigkeit willen zu jeder Tageszeit und selbst Nachts zu betrachten.

Die Schule zu Bulak.

Ein Hr. Ramsay, aus dessen Journal in Lord Lindsay's Letters on Egypt etc. Auszüge gegeben sind, bemerkt hierüber Folgendes: „Zu Bulak sah ich die polytechnische Schule, früher Ismael Pascha's Palast, eine glänzende Anstalt. Die Knaben sind reinlich gekleidet, und könnten, mit Ausnahme des Tarbusch und der Pantoffeln, für Europäer gelten. Einige von denen, die wir sahen, zeigten sich sehr verständig, und man sagte mir, sie bestünden, wenigstens dem äußern Anschein nach, ein besseres Examen als junge Leute in England: es ist dieß aber nur auswendig gelerntes Zeug. Sie beschäftigen sich mit Algebra und höherer Mathematik. Bänke, Tafeln sind ganz europäisch. Auch die Druckerpressen sahen wir, und zwar mit vielem Vergnügen. Man druckt jede Woche einen Bogen, und wir sahen mehrere Bücher in der Arbeit. Die Tausend und Eine Nacht sind so eben vollendet worden; der Druck einiger Werke ist sehr schön.

Chronik der Reisen.

Ausflug von Temeswar über die Karpathen nach Hermannstadt.

(Fortsetzung.)

Geschichtliche Bedeutung hat Lugos erlangt durch die Niederlage, welche die Oesterreicher unter dem General Veterani von den Türken erfahren haben. Außerhalb Lugos theilt sich die Straße in zwei Arme, wovon der rechte nach Karansebes und Mehadia, der linke nach Siebenbürgen führt, dessen hohe Bergrücken schon aus blauer Ferne sich emporheben. Mit froher Empfindung begrüßt jetzt der Reisende, ermüdet von dem einförmigen Anblick der unabsehbaren Flächen Ungarns, diese Gegenden, die durch den herrlichsten Wechsel ihrer malerischen Gebirgs- und Thalgruppen das Auge wohlthuend ergötzen. Angelangt am Fuße der Berge, bemerkt man jetzt ein einsam stehend Häuschen, aus welchem, sobald Jemand demselben sich nähert, zwei Männer treten, welche die Pässe abverlangen, und werden sie richtig befunden, denselben ihr Visa ertheilen. Hat man die Höhe des Berges erklommen, so bezeichnet ein Stein mit alter verwitterter Inschrift die Gränze Siebenbürgens. Die gute Straße verliert sich urplötzlich, ein fürchterlicher halsbrechender Weg führt nun bergabwärts in das Land hinein, dessen malerische Thalgebilde und himmelanstrebende Höhen in den überraschendsten Abwechslungen vor den Augen sich hinbreiten. Weltbekannt ist Siebenbürgen ob seiner Fruchtbarkeit und seiner romantisch lieblichen Lage. Die Natur ist hier zwar nicht so großartig wie in den Gegenden der Alpen von Tyrol und der Schweiz, denn die Zweige der Karpathen, welche dieses Land durchziehen, erreichen nur eine mäßige Höhe, und sind vom Scheitel bis zum Fuße mit Laub- und Nadelholz bedeckt; aber längs der türkischen Gränze hin gestalten sie sich zu staunenswerthen riesigen Felsengebirgen. Bemooste Ruinen alter grauer Burgen und Castelle, welche ernst von der Höhe steiler Felsen herabstarren, erinnern an die frühere denkwürdige Geschichte des alten Transsylvaniens. Mächtige Rauchsäulen, welche aus höher gelegenen Gegenden inmitten der Wälder sich erheben, deuten auf große Hüttenwerke, welche die unterirdischen Schätze, womit Siebenbürgen in so reicher Fülle begabt ist, zu Tage fördern. Seine Gebirge sind nächst dem Ural die goldreichsten in Europa, doch minder reich an Silber als Ungarn, und liefern Eisen, welches dem steyerischen an Güte nicht nachsteht. An Salz ist Siebenbürgen wohl das reichste Land auf Erden. Seine Steinsalzgruben sind unerschöpflich, und könnten allein ganz Europa auf viele tausend Jahre mit Salz versehen. Zahllose Heerden Schafe weiden in den freundlichen üppigen Thälern und auf grünenden Hügeln und Matten; Büffelochsen zeigen sich auf den fruchttragenden Feldern, vom Landmann für den Pflug verwendet, und jeder Schritt bietet irgend einen neuen Gegenstand dar, der die Aufmerksamkeit an sich zieht, und so kann man mit wenigen Worten sagen: Siebenbürgen ist rücksichtlich seines Bodens und seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit ein Land, das von wenigen Ländern in Europa übertroffen, und unter den österreichischen Provinzen die köstlichste Perle von allen ist, selbst die Lombardie nicht ausgenommen. Angelangt am Fuße des Gebirgs, führt die Straße weiter nach Dobra, welches ein unerheblicher Marktflecken ist mit einer Citadelle, die den in der Nähe befindlichen Paß beschützt. Der Markt liegt zwar in der Hunyader Gespannschaft, gehört aber zur siebenbürgischen Militärgränze, und ist dem Szekler Husarenregiment einverleibt. Von Dobra kommt man über Lesnek, einem Dorfe mit einem Postenwechsel nach Deva, an der Maros, wo hoch auf steilen Felsen stattliche Ruinen der Veste gleichen Namens prangen, zu welchen nur ein einziger, in Gestalt einer Spirallinie um den Berg angelegter, 856 Schritte langer Weg führt, und von wo man eine entzückende Aussicht in die beiden fernhin ziehenden Thäler der Maros genießt.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nach Hrn. Waghorns Broschüre: Aegypten im Jahre 1838, besteht den officiellen Angaben zufolge die Marine aus 9 Linienschiffen, wovon 4 von 100 Kanonen und darüber, aus 6 Fregatten von 60 Kanonen, 4 Corvetten, 7 Briggs, 8 Dampfbooten und 1 Kutter von 10 Kanonen. Auf den Werften liegen zwei Linienschiffe. Die Mannschaft beträgt 16,000 Mann, worunter 800 Officiere. — Die Armee besteht denselben Angaben zufolge aus 29 Regimentern Infanterie mit 97,820 Mann, die Cavallerie aus 15 Regimentern mit 12,750 Mann. Die Sapeurs machen 12,886 Mann aus, die Artillerie zu Fuß und zu Pferd 7614. Außerdem sind 5765 Veteranen in 7 Bataillonen vertheilt und 2 Depots von 15 Compagnien enthalten zusammen 1815 Mann. Die Gesammtzahl der Armee besteht aus 127,286 Mann. Die irregulären türkischen Truppen bilden eine Masse von 10 bis 12,000 M. Die Stämme der Wüste können 30,000 Beduinen stellen.

Der National entlehnt aus einer englischen Zeitung Nachstehendes aus Calcutta: „T. Faraday, Director des indischen Theaters, schickt sechs Schauspieler nach Europa, begleitet von einem Elephanten, einem Strauß, zwei Panthern und zwölf bis fünfzehn Schlangen. Alle diese Schauspieler spielen in sechs eingelernten Stücken mit wunderbarer Genauigkeit. Sechs geschickte, in der berühmten Pagode von Tripetty erzogene Musiker und vierzehn Schüler tragen zur Erhöhung der Talente aller dieser Schauspieler bei. Die Schlangen sind namentlich sehr merkwürdig, und führen ausgezeichnete Tänze auf."

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 98 u. 99** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Monsieur Jean, der Schulmeister. (Von Sainte-Beuve.) — Skizze der Entwicklung der englischen Literatur seit Chaucers Zeit. (Schluß.) — Knechtschaft und Größe im Militärleben. (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 98 u. 99.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 November 1838.

Monsieur Jean, der Schulmeister.

Von Sainte-Beuve.

Das Gedicht, dessen Uebertragung wir unsern Lesern mittheilen, entnehmen wir der Gedichtesammlung des oben genannten Verfassers, welche unter dem Namen: Augustgedanken im Jahre 1837 erschien, — eine Benennung, die die Stimmung des Gemüths ausdrücken soll, welcher diese Poesien ihr Daseyn verdanken. Der Dichter sagt: „Es sind freilich manche dieser Gedichte in andern Zeiten des Jahres entstanden, als in denen, auf welche der Titel des Buchs hinweist; wenn man aber die geistige Jahreszeit des Gemüths in Betracht ziehen will, wird man finden, daß sie in der That manchmal die Frucht und noch häufiger der Zeitvertreib der gemächlichen Tage und Stunden der Jahresmitte sind. Ich wünsche nur, daß diese Stunden nicht allzugemächlich und einschläfernd erscheinen möchten." — Im Vorwort zu dem mitzutheilenden Gedicht bemerkt Sainte-Beuve: „Dieß kleine Gedicht ist ziemlich verwickelt und bei seinem ersten Erscheinen im Magasin pittoresque ist es wenig verstanden worden. Und doch habe ich, scheint mir, vielleicht das, was ich gewollt, realisirt. In seinem bewundernswürdigen, reizenden Jocelin hat Lamartine, in seiner gewandten Erhabenheit, mit Einem Schritt das ganze kleine Gebiet der sogenannten innerlichen, heimlichen, häuslichen, familiaren Poesie erobert, der wir einige Originalität und Neuheit zu verleihen suchten. Er hat es gemacht wie ein großer Gutsbesitzer, der, wenn er außerhalb seines Parks einige kleine Strohhäuser, einige Hütten bemerkt, die er bisher übersehen, die Hand ausstreckt, und den Gränzstein des Parks über sie hinausversetzt, indem er diese kleinen heimlichen Fleckchen seinem Besitz einverleibt, die durch ihn größer und fruchtbarer werden. Nun war mein Gedanke, es sey vielleicht angemessen, die häusliche, familiare, realistische Poesie wieder auf ihren nackten Boden zu verpflanzen, sie in größere Entfernung und Höhe zu versetzen, selbst auf steinige Berge und außerhalb des Bereichs aller prächtigen Schatten. Und das soll Freund Jean leisten. Möge diese Gestalt eines Schullehrers statt des Priesters, eines Jansenisten statt des Katholiken nach neuerem Zuschnitt, in ihrer etwas ascetischen Magerkeit nicht allzu unwürdig erscheinen, ehrfurchtsvoll dem berühmten Pfarrherrn unsers theuern, göttlichen Dichters sich anzuschließen!"

In dieser Zeit des raschen Gangs und Wechsels,
Der Herrschaft ohne Grund und ohne Gipfel,
Wo nichts ein wenig steigt, was nicht bald wankte,
Gibt's noch, es gibt, ganz unten an der Leiter,
Eine bescheid'ne Macht, die nicht gestürzt,
Welche des Bailli's Uebergang zum Maire
Hat überwährt — und das ist: der Schulmeister.
Ich will hier nicht ein Bild aus Worten machen,
Nicht ein erträumt Idyll beim Rückgehn von
Longchamp, wie es ein schmeichelnder Abbé
Gethan auf seinem schimmernden Gemälde: *)
Wahrheit geb' ich. Ein jedes Dorf hat seinen
Waltenden Maire; hat seinen Geistlichen,
Dessen Gewicht nicht überall dasselbe,
Hat seinen Arzt der sich bezahlen läßt...
Nach ihnen, unter ihnen steht auf einer
Glanzlosern Stufe, aber minder auch
Gefährdet, der Schulmeister. Scheitern kann
Ein Maire; ein Julius bricht herein und heischt
Neue Bürgschaften. Zehn auch fünfzehn Jahre
Behält man seinen Pfarrer, doch der Bischof
Kann lassen ihn und wechseln nach Belieben.
Der Schulherr bleibt. Ihm droht Ungnade nicht,
Noch Nebenbuhler. Wachsen sieht der Pfarrer
Täglich des starken Geists, des Doktors, Einfluß.
Krieg führt der Doktor immer mit dem Bader,
Von dem manch heimlich Mittel Wunder thut

*) Delille in seinem Homme de Champs.

Und cirkulirt, und an der Salbe Kraft
Glaubt Mancher, welcher sonst an nichts mehr glaubt.
Fern solchen schnöden Kämpfen bleibt der Schulherr.
Und Alles ist er doch; Richtschnur und Kompaß,
Das Maaß hat er in Händen; als Feldmesser
Nimmt er die Güter auf und kennt die Theile
So gut wie der Notar. Er singt am Chorpult;
Verliest der Länge nach die Passion.
Ist bürgerlicher Schreiber, wenn eintreffen
Vom Ministerium unversehens Fragen:
Wie groß der Gersten-, Leinen-, Wein-Ertrag.
Zu ihm sagt der verlegne Maire: Seht nach!
Er geht, begegnet einem Nachbar, der
Vor einem Augenblick nicht dran gedacht,
Befragt ihn — der gibt Antwort ihm nach rascher
Schätzung — und sieh da fertig die Statistik!
Die Zahl geht sogleich ab und genügt dem Zweck,
Sie ist beglaubigt und gibt Stoff zu reden.
Und kommt einmal ein Neuling von Inspektor
Des Volksschulwesens, der von weitem sucht
Beim Maire Nachrichten einzuziehn — o herrlich!
Der Schulherr hat davon erfahren gleich,
Und gibt nach Wunsch Aufschlüsse über sich.
Er ahnt nicht — fest in seinem Wissen stehend —
Daß einst von dieser Seite droht sein Sturz!
Daß dieses Aug' erspähn wird sein Verhängniß;
Er ahnt's nicht.. bleib' er lange noch so arglos!
Der Rand ist breit ja noch... Im Winter füllt
Sich seine Schule und sein Herd, so wie
Sein Wort, sammelt um ihn, wie frost'ge Vögel,
Die Kinder die im Sommer heiß geschafft.
Je mehr es sind, je stolzer wird sein Eifer;
Er drängt sie feurig vorwärts, und wenn er
Eines Spartaners Seele hat, so kann
Mit stolz verklärter Stirn er Solche nennen,
Die besser können lesen als er selbst:

Doch ich will scherzen nicht; ich kenn' ein Muster,
Das hoher Achtung würdig und zu dem
Mich hinruft diese Abschweifung. Ich folge.

Ich kannte eine Frau von Eleé einst,
Aus jener alten Zeit, die nie kehrt wieder,
Fromm, gut und sanft, bei etwas düstrem Sinn,
Im jansenistischen Dogma aufgesäugt
Von ihrer Mutter — Präsidentin war sie —
Und angehalten, ernst, zur Liebe Gottes.
Das ganze Jahr bracht' auf dem Land sie zu;
Und ich verlebte einen Monat, der
Höchst wohl mir that, in jedem Herbste dort.
Einst als wir nach der Messe — ihren Arm
Hatte sie in den meinigen gelegt —
Gemächlich aus der Kirche schritten, sprach sie:
„O seht doch —“ und gerührt ward ihre Stimme
Sogleich, und mit dem Auge deutete
Sie mir auf den Schulmeister, welcher dastand
An dem Portal der Kirche — „seht den Mann!
Er ist schon alt und wird nicht lang' mehr leben;
Einst sollt Ihr mehr von ihm erfahren, wenn ich
Ihn überlebe..“ — „Schon beim Gottesdienst,“
Versetzt' ich, „hab' ich oft sein frommes Thun
Bewundert, seinen tönenden Gesang,
Sein schönes Aug', seine noch feste Stimme,
Und dieses Wesen, beßrer Zeiten Zeuge.
Man schätzt ihn überall.“ — „Oh!“ sagte sie,
„Das Alles ist noch nichts, neben der Wahrheit!
Ein Heil'ger ist er, der getreue Knecht!“

So fuhr sie fort den ganzen Weg; ich lauschte,
Wohl ahnend etwas Ungewöhnliches.

Gleich nach der Schreckenszeit, schon nicht mehr jung,
War Monsieur Jean, (dieß ist sein Nam', der einz'ge,
Den man ihm gibt — das Monsieur fehlte nie,
So lang' von ihm erzählte die Marquisin.)
War Monsieur Jean, bis da auf langen Reisen
Abwesend, rückgekehrt, sich anzusiedeln
Im Dorf beim Kirchthurm, wo so viele Gräber
Umschlossen liebe Freunde; elternlos
War hier er in die Kost gegeben worden.
Zur Zeit wo er zurückkam, legte sich
Der ärgste Sturm der Wuth; er öffnete
Die Pforten der bescheidnen Schule wieder.
Ein Heiland war er jenen traur'gen Jahren;
Er knüpfte neu das Band, besänftigte
Der Wildsten Gluth, anklagend nur das Unrecht.
Was er gesagt, was er gethan in seiner
Verborg'nen, anspruchlosen Weisheit, was
Von gutem Samen aufnahm in das Herz
Mehr als Ein Sohn des Ortes, der im Krieg
Gefallen, seiner noch gedachte; was er
Den Müttern sagte (denn der Priester, auch
Entfernt, bot keine Tröstung jenem Elend),
Das weiß nur der, der weiß, wie viele Aehren
Im Winterschlaf in sich die Furche birgt!

Dieß Dorf, wo Senlis ist die nächste Stadt,
Kaum neunzehn Steine von Paris entfernt —
Einen entschiedenen Charakter zeigt's
Dem Aug', das schärfer blickt. Von Lastern sieht
Man nichts — nur Ordnung; und doch ist das Band
Dort der Familie schwach. Man hängt am Boden;
Jeder begehrt ein Stückchen; Grundbesitzer
Von einem Fleckchen hinterm Haus zu seyn,
Das Einen, knapp, in jeder Jahrszeit nährt —
Das ist das Ziel. Und sonst fragt man nach nichts;
Der Seele Brod — was ist's den rauhen Seelen?
Selbst der Gewerbfleiß dünkt sie überflüssig.

Wenn in der Näh' die Weiler, welche täglich
Sich mehren, ihren Unterhalt gewinnen
Zumeist bei den Fabriken, so sind diese
Landbauer, welche zusehn Jener Thun.
Und doch gilt wenig die Familie.
Der Sohn, mit seinem Theil, lebt unabhängig
Und abgetrennt; den Töchtern, die zum Tanz
Gehn ohne ihre Mutter, gilt als einz'ge
Klugheit des Vaters strenge Sittlichkeit.
Kurz, Egoismus in der Herzen Grund.
Mit tüchtigem Verstand und Eigenschaften
Die löblich sind, doch ohne Eine Tugend!

Auch auf dem Lande fehlt das Uebel nicht.
Wenn, satt der Stadt, anfangs begehrend nichts
Als eine Freistatt und ein wenig Schatten,
Man ankommt: da gefällt die Friedensruhe.
Die Farbenpracht, die Unermeßlichkeit
Des Himmels, und in schönrem Licht glänzt Alles.
Unschuldig scheint der Mensch und die Natur.
Doch blicke tiefer und durchdring' das Grün!
Einst als ich stand, bewundernd junge Bäumchen,
Eine zweijähr'ge Zucht am Waldessaum,
Vielartig, hold zu schau'n; „Ach," sprach der Schulherr,
„Prächtig wuchs Alles; und doch werd' ich wohl
Verlustig meiner Hoffnung, meiner Freude!"
— „Warum?" — „Dieß Jahr richtet die Unzahl von
Maikäfern überall einlegend ihre
Heillose Brut arge Verwüstung an;
Der Wurm, der auf sie folgt, bedroht das ganze
Zarte Gehölz mit seinem gift'gen Zahn;
Nur Einer an der Wurzel — stirbt der Baum;
Nur wen'ge werden widerstehn." — Dieß Wort
Gelt' als ein Gleichniß, fern ist nie das Uebel,
Es gräbt und nagt der Wurm und bringt Verwüstung.

Jean sieht das Uebel, in der plumpen Hülle
Des Egoismus kriechend, und bekämpfte
Es stets. Um in den jugendlichen Herzen
Die fleischliche Gewohnheit zu besiegen,
Sucht er den ew'gen Funken drein zu leiten
Und gegen grobe Selbstsucht sie zu waffnen
Durch reiner Sittlichkeit lebend'gen Reiz.
Die Seele jedes Kinds gilt als ein Pfand ihm.
Einfach sagt er das Schickliche. Mehr sagt' er,
Müßt' er sich nicht auf engen Kreis beschränken.
Und doch klagt er, daß wenig er gewirkt.
Die letzten fünfzehn Jahre nennt er fruchtlos,
Sey's, daß sein heil'ger Eifer durst'ger wird,
Näher dem Ziel, oder, ein leidig Zeichen!
Mehr in den Herzen schläft der gute Same!
Schwer weckt er sie; das schlimme Beispiel siegt;
Ehrbar.. das sind sie, doch der Funke stirbt;
Beichte und Nachtmahl pflegt das Ziel zu seyn,
Wo ihre Sorge um den Himmel endet;
Der Undank kränkt ihn. Seine heil'ge Seele
Hat bittre Stunden oft der Angst und Qual.
„Ich sah ihn," sagte meine Freundin mir,
„In meinen Wäldern schweifen dieser Tage,
Gesenkt die Stirn; und frag' ich ihn und spreche
Von seiner Schule ihm, so sagt er: Oh!
Alles ist ohne Ihn, der tröstet, nichts!
Ich weiß, sie sind besonnen, arbeitsam,
Gezügelt durch Berechnung — ohne Tugend!
Fremd ist seit fünfzehn Jahren Christus ihnen!
So sprach er oft im Jammer seiner Seele."

Nicht mehr erfuhr ich diesen Herbst von ihm,
Im nächsten aber, als ich wieder kam,
Sah, als zur Meff' ich ging, am Rand des Kirchhofs
Ich aufrecht stehend einen neuen Stein
Und las drauf: „Monsieur Jean liegt hier begraben;
Mit achtzig Jahren endete sein Heimweh."
Den Rest des Tags, als nach der Kirche wir
Allein uns fanden, lauscht' ich der Marquisin,
Die dießmal ganz mir aufschloß das Geheimniß
Des Todten, welchen sie beweinte.. Sie
Ist auch nicht mehr, und ich entledige
Mich seiner jetzt; noch ist es Zeit; genug
Vielstimmiger Gerüchte: hier die Wahrheit.

(Fortsetzung folgt.)

Skizze der Entwicklung der englischen Literatur seit Chaucers Zeit.

(Schluß.)

Die erstere (volksmäßige) eilte der letzteren (höfischen Poesie) noch um etwas voran. Um nichts zu sagen von der Ballade vom Nußbraunen Mädchen, welche Warton ins Jahr 1500 setzt, so schüttete noch vor den spätern Hofpoeten aus Heinrichs VIII Zeit, die ihre goldenen Phrasen in künstliche Sonette verwoben, Skelton seine derben und ungezähmten Späße im einfachsten und kräftigsten Englisch aus; obgleich ein Priester und Gelehrter, hat er doch nichts Priesterliches oder Künstliches an sich. Er repräsentirte die Gesinnung des großen Haufens gegen Wolsey in dem einfachen und herzlichen Spott, der bei der Masse immer am wirksamsten ist. Ebenso einfach und roh ist der Epigrammatiker Heywood, der selbst am Hof populär war, troß seinee, im emphatischen Sinne, plebejischen Muse. Aber Heinrich VIII war kein überzarter Kritiker. Und im stärksten Gegensatz zu diesen Dichtern haben wir die didaktische und harmonische Glätte von Sir Thomas Wyatt, und die italienische Weichheit und weibliche Eleganz Surrey's.

So strömten zugleich aus zwei Quellen — deren eine man bis zum Herzen des Volks selbst verfolgen kann, während die andere von einem weniger heimischen aber blumenreicheren Helikon entsprang, und von Chaucer bis auf Surrey beständig durch

italische Zuflüsse genährt wurde — jene entgegengesetzten Ströme des poetischen Genius, welche, obwohl für eine Zeitlang, wie wir sofort sehen werden, in einem gemeinsamen Becken vereinigt, noch lange parallel neben einander hinflossen; — welche hernachmals die Schnurren eines Skelton in einem Butler sich erweitern, und die gezierten Einfälle eines Surrey in der gelehrten Affektation eines Cowley untergehen sahen. Die Bühne war es, die diese entgegengesetzten poetischen Schulen vereinigte, die das leidenschaftliche und herzhafte Volk, die gezierten und ekeln Edeln auf einem gemeinsamen Grund und Boden der Freude und des Genusses zusammenführte. Die bewegte Scene, die lebendige Verwicklung, die Energie und das Leben beseelter Charaktere konnten da die Einen bezaubern — die verschwenderische, zarte Poesie des Ausdrucks die Andern fesseln. Die künstlichen Einfälle und Gedanken Surrey's und der Sonettendichter reiften heran zu der malerischen und bilderreichen Ueppigkeit des Shakspeareschen Dialogs; die einfache, scharfausgeprägte Individualität Chaucers bildete sich aus zu den überströmenden, fruchtbaren metaphysischen Unterschieden Shakspeare'scher Charaktere. Beinahe alles Uebrige von der glänzenden Literatur aus Elisabeths und Jakobs I Zeit war für das Volk eine verschlossene Quelle. Es war eine Literatur der Weisen und Staatsmänner, der Gelehrten und Dichter. Aber die großen Unterschiede der Gesellschaft waren noch nicht so ineinandergemischt und verschmolzen, daß diese Schätze eine Literatur für das Volk gewesen wären. Selbst noch in der späten Zeit der republikanischen Kriege verfocht der große Ritter der Volkssache Milton, die Sache der Mehrheit in einer Sprache, die nur von der Minderzahl konnte gewürdigt werden. Das englische Drama aber öffnete Allen sein Zaubergebiet; und vielleicht unmittelbarer und wirksamer als andere minder verborgene und minder besprochene Ursachen erweckte es die Phantasie der Masse der Nation und beflügelte ihre Ideen. Das Drama bildete auch das vermittelnde Glied zwischen der Poesie und der Prosa; es hatte die Tendenz die prächtigen Sprachgebäude, welche unter der Regierung Jakobs I aufgeführt wurden, theils zu charakterisiren, theils auch sogar zu schaffen. In den meisten Ländern, vorzugsweise aber in Griechenland und England geht das Drama der wissenschaftlichen oder künstlerischen Bildung der Prosa voran. Es ist die Brücke, über welche der Gedanke und die Phantasie, bisher dem Gedicht gewidmet, in ein neues Gebiet hinüber treten.

Chateaubriand läßt, während er die Prinzipien der Reformation mit Mäßigung und Besonnenheit erörtert, soweit dieß von ihm als Katholiken zu erwarten steht, doch dem wunderbaren Impuls, welchen dieß Ereigniß dem menschlichen Geiste gab, nur sehr dürftige Gerechtigkeit widerfahren. Er setzt voraus, daß die katholische Religion im Wesentlichen die volksthümliche, daß sie gegründet war auf die Gefühle der Nationen, und daß die Reformation das Werk von Fürsten und Großen gewesen. Aber wir wüßten nicht mit Bestimmtheit zu sagen (und wir wollen unsere Erläuterungen auf den unmittelbar vorliegenden Gegenstand beschränken), wenn wir sehen, mit welchem Entzücken das Volk lange Zeit die Satyren auf die römische Priesterschlauheit angehört hatte, wenn wir lesen, daß lange Jahre vorher Wikleff in die St. Paulskirche kam unter der Sicherheitswache des Pöbels, — ob Heinrich VIII in unserem Lande, oder Friedrich von Sachsen in Deutschland mehr für den Protestantismus thaten, als Konstantin für den ursprünglichen Katholicismus. Und überhaupt, wenn der Protestantismus in England unter den Auspicien eines Königs sich erhob, so hat auch die römische Kirche unter nicht minder königlichen Auspicien bei uns Wurzel geschlagen. Es kommt indeß nicht viel darauf an, ob Revolutionen durch Aristokratien oder durch demokratische Thätigkeit herbeigeführt worden sind, wenn nur die Prinzipien selbst zu dem Volk günstigen Resultaten führen müssen. Der demokratische Impuls der Reformation lag nicht in den Motiven der dabei thätigen Personen; er lag in dem Geltendmachen eines unvergänglichen Prinzips — der Denkfreiheit — eines Prinzips, dem die Reformatoren selbst keine Schranken zu stecken vermochten. Und gerade auch darum, weil Fürsten und Obrigkeiten sich selbst an die Spitze einer volksthümlichen Gesinnung stellten, zog die Reformation in England ein weiteres, höchst wichtiges Resultat nach sich. Sie brachte alle Klassen der Gesellschaft in nähere Berührung miteinander; und die Uebersetzung der Bibel bildete eine große und grüne Oase der Literatur und Poesie, wo alle Geister, die feinen und die derben, die ungebildeten und die gelehrten sich versammelten an einer gemeinschaftlichen Quelle der Belehrung und der Lust, des Trostes und der Hoffnung.

Immerhin jedoch muß, wenn die Stufen der Bildung in einem Lande lange Zeit ungleichmäßig gewesen, wenn die Masse des Volks lange Zeit nur zu den Anfangsgründen des Wissens verdammt gewesen ist und die Minderzahl sich unter den Feinheiten und Künsteleien der Schulen verloren hat — eine Generation dahingehen, ehe die Literatur gleichsam flüssig und in ihrer Cirkulation ungehemmt wird — ehe das Publikum ein geschlossenes und vereinigtes Auditorium bildet. Sogar noch nach den Bürgerkriegen, selbst noch nach der Restauration Karls II gab es eine Hofliteratur, welche nicht die Literatur des großen englischen Publikums war.

Während Cowley eine neue Art von Uebertreibung und Künstelei in die Poesie einführte, setzte Herrick die alte Reihe süßer und phantasievoller Sänger fort, die, gebildet unter zierlichen und romantischen Rittern und Cavalieren, immer werden bewundert, aber nie in einem größern Kreise populär werden. Es war ein Kampf zwischen den Affektationen der alten Schule, in welcher der italienische Genius vorwaltete, und den Affektationen der neuen, welche von der mehr prosaischen Mode der Franzosen ausging. Unter dem Einfluß der männlichen Kraft Drydens gewann die letztere am Ende das Uebergewicht; und dieser große Autor bewahrte noch genug von dem ächt nationalen Geist, um beinahe der Erste zu seyn, der gleiche Aufmerksamkeit unter der Minderzahl und unter der großen Masse zu erregen. Seine Erzählungen und seine Satyren waren Gedichte für die Nation; seine lockern Komödien, seine aufgestelzten Tragödien waren die korrupten Narrheiten eines Hofs. Es ist ein gewöhnlicher Irrthum der Kritik, anzunehmen, daß die Geschmacks-

und Urtheilsfehler eines großen Dichters in Uebereinstimmung mit der volksthümlichen Gesinnung der Zeit müssen begangen worden seyn — gewöhnlich hängen sie vielmehr zusammen mit den falschen Ansichten der Höfe und der Kritiker. Die leichteste Betrachtung würde hinreichen um zu beweisen, daß Shakspeare's tändelndverliebte und künstliche Witzeleien, seine gesuchten und überladenen Bilder, sein schlechter Witz und seine Wortspiele nicht für die Hefe des Volks, sondern für den Rahm der Gesellschaft waren. Ebenso verhält es sich mit allen schlimmern Fehlern Drydens — seine abscheuliche Moral in seinen Komödien, sein überschwänglicher Bombast in seinen gereimten Tragödien — war für den Hof, nicht für das gemeine Publikum berechnet. In einer großen Menge ist so viel natürlicher Sinn und Leidenschaft, daß ein Mann, der, wir sagen nicht an die Vernunft, sondern an das Herz der Menge sich wendet, nie lang auf falschem Wege ist. Selbst heutzutage, wo doch das Publikum so viel mehr Ein Ganzes bildet, haben uns Solche, die am meisten zu einem praktischen Urtheil berufen sind, versichert (und das Zeugniß vor der dramatischen Committee bestätigt diese Behauptung), daß der Geschmack der Gallerie gesunder und edler ist, als der des Censors. Dryden war nicht nur als Dichter der Erste, der alle Klassen zu Einem Publikum zu verschmelzen anfing, sondern auch als prosaischer Schriftsteller näherte er sich sehr diesem Ziel. Was bloß den Styl anbetrifft, so bildet sein schönes Englisch die glücklichste Mitte zwischen der gezierten Sprache der Gelehrten und der gemeinen des Volks; wären seine Gegenstände von allgemeiner ansprechendem Interesse gewesen, so hätte er die Vereinigung bewirkt, welche Schriftsteller von gemeinerer Ausdrucksweise nicht bewirken konnten; denn das gewöhnliche Gesetz der prosaischen Literatur ist da: herabzusteigen; und nur in seltenen Zwischenzeiten, und dann durch das Mittel der Poesie können die Ungebildeten und Rohen die Bewunderung der Feinen und Gebildeten auf sich ziehen und festhalten. Nur der Mann, dessen Geschmack sich gebildet hat unter den Wenigen und dessen Herz für die Massen schlägt, ist der Autor für alle Klassen. Der durchaus populärste prosaische Schriftsteller aus Karls II Zeit war Bunyan; er verkörperte die höchsten Gefühle und Empfindungen — die religiösen — in der allereinfachsten Sprache; und er näherte sich mit einer im höchsten Grade schöpferischen Einbildungskraft der Fassung des allergewöhnlichsten Verstandes. Aber Bunyan ward nicht eher bewundert von den Wenigen, als bis, viele Generationen später, die fortdauernde Bewunderung der Masse ihn ihrer Kenntnißnahme aufdrang. Erst unter der Regierung Anna's fangen wir an zu bemerken, daß die fashionable und die populäre Literatur Eine und dieselbe zu werden beginnen, daß das Publikum nicht mehr aus widerstrebenden Theilen zusammengesetzt, sondern ein großes, verschmolzenes Ganze war. Niemand hat bisher gehörig gewürdigt die tiefgehenden und umfassenden Folgen, welche man mit Recht datiren kann von dem Lobe, das der Spectator erntete: er habe die Philosophie aus dem Studierzimmer an die gewöhnlichen Herde und in die Häuser der Menschen verpflanzt. Der von Addison und Andern gebildete Styl war ohne Zweifel Vielem nachtheilig, was im Bau unserer Sprache groß und wohllautend war, der Gelehrsamkeit und Poesie, der Majestät und Kühnheit der prosaischen Schriftsteller unter der Regierung der Stuarts. Aber er gab einen Ersatz für all dieß durch die Vereinbarung und Verständigung, die er zwischen den Kritikern und dem Volke herbeiführte. Die Wenigen minder scholastisch und überschwänglich — die Masse nachdenksamer und verständiger — jetzt war gewiß die Zeit gekommen, die Vereinigung beider Parteien zu bewirken — und jetzt erschienen auch, in Prosa und Versen, die Schriftsteller, denen dieß gelang. Swift, Addison, Pope, Steele erstanden; und ihre Schönheiten waren von der Art, daß eine ganze Nation sie verstehen konnte.

Dieß war das eigentliche Verdienst der Schriftsteller aus Anna's Zeit; ihre Korrektheit und Reinheit der Sprache ist gar sehr überschätzt worden. Es ist falsch, sie für bessere Muster als Shakspeare und Bacon, als Browne, Butler und Herrick anzusehen; aber sie waren glücklich in der Verbindung des Gewöhnlichen und Praktischen mit dem Eleganten und Kritischen. Diejenige Form der Literatur, woran die alte englische Eigenthümlichkeit am meisten klebte, war der ungereimte Vers. Hierin, erlöst von dem Gewicht von Miltons lateinischer Feierlichkeit, fanden sich noch die reichen Füllen der Diktion, das bis ins Kleinste gehende sich Anschmiegen an die belebte Natur, das wir nicht finden können in den französischen Zeiten der Prosaiker, noch in den künstlichen Schilderungen der reimenden Dichter; denn in diesem Dichtergebiet waren die großen und kühnen Muster der alten Dramatiker noch unangefochten und unentstellt geblieben durch die fashionableren Beispiele Frankreichs. Frankreich bot uns keine Poesie in reimlosen Versen zum Nachahmen dar. Die Wirkung der Verschmelzung aller Klassen, welche durch die bezeichneten Schriftsteller herbeigeführt wurde, war zum Glück die, daß, als das große, gewaltige Publikum zu den Coterien hinzukam, nunmehr ein Correktiv gegen die Stagnation der Coterien vorhanden war. So wurde zu einer Zeit, wo die verkünstelte Schule in höchster Glorie stand, durch die Berufung auf einen umfassenden Kreis, Leidenschaft und Poesie wieder ins Leben gerufen. Fielding und Richardson wurden Schöpfer eines Neubruchlandes, indem sie den alten langweiligen Roman — von der Clelia und Cassandra — zu gleicher Höhe mit dem Drama erhoben, und das Humoristische, die Leidenschaften und das Wesen der großen Masse der Menschheit in familiärer, schärferer und lebendigerer Weise veranschaulichten, als dieß selbst auf der Bühne möglich ist. Wären sie aber nicht im Stande gewesen, an eine große Masse sich zu wenden — was hätten Fielding und Richardson ausrichten können? die Zeit verstrich — unsere Poesie ermattete und erlahmte; die letzte Mode unserer Literatur war zu kindischer Schwäche herabgekommen, als sie von neuem wieder mit Gesundheit und Leben durchströmt wurde. Aber wie? etwa dadurch, daß sie Kritiker und Gelehrte zu Hülfe rief? Nein! dadurch daß sie die Forschungen des Alterthumsliebhabers dazu benützte, den alten poetischen Geist der Nation wieder zu beleben; Percy's Balladen thaten schon etwas, um das Publikum zum Bewußtseyn zu bringen, es sey in den Quellen der englischen Poesie etwas Frischeres, Wahreres und Gesunderes verborgen, als man in den erschöpften

Flußbetten entdecken konnte, die noch unter dem Schutze der Nymphen von Twickenham standen. Gray machte den rednerischen Bau und den falschen Schimmer seiner Diktion wieder einigermaßen gut durch die natürlichen und anmuthenden Gegenstände, die er wählte; und die Ode auf das Collegium zu Eton, die Elegie auf einen Dorfkirchhof waren glückliche und höchst einflußreiche Versuche, die Poesie von der Oberflächlichkeit gesellschaftlicher Satyre zu den tieferen Quellen allgemein ansprechender Ideen und Empfindungen zurückzuführen. Goldsmith war vielleicht der größte und vielseitigste Genius seiner Zeit. Er schuf die beste Komödie, die beste Novelle und das lieblichste, rührendste Gedicht in der Johnson'schen Aera. Auch in den Compilationen, die er für die Buchhändler fertigte, machte er den gewöhnlichen Leser vertraut mit den Schönheiten eines keuschen und lichtvollen Styls, und trug viel dazu bei, dem schädlichen Einfluß entgegen zu arbeiten, welchen Johnson auf guten Geschmack und natürliche Komposition ausübte. Aber was wäre Gray gewesen, hätte er nur für den scholastischen Mikrokosmus des Stuarts geschrieben? Das verödete Dorf Goldsmiths wäre nie gedichtet worden von einem Mann, der nur einen Hof oder eine Akademie im Auge gehabt hätte. Der wohlthätige Einfluß eines gemischten Publikums ist ebenso sichtbar bei der Prosa als bei der Poesie dieser Periode; und als die Beredsamkeit einem Volke frei gegeben wurde, als politische Interessen ein Anliegen für Jedermann wurden, als der politische Geist nicht mehr auf die Plane und Entwürfe von Staatsmännern im Kabinet beschränkt, sich mit allgemeinen Bedürfnissen und Problemen vermählte, da brach in unserm Senat die Beredsamkeit hervor. Da hörte man den Donner eines Chatham — ein Vorspiel zu dem folgenden Blitz und Schlag; die Phantasie und den Witz eines Sheridan — die einfache aber wohl vorbereitete Majestät eines Pitt — da erwachte wieder der leidenschaftliche gothische Geist in einem Burke und verschwendete an Alltagsangelegenheiten den Pomp und die Poesie des Elisabethischen Zeitalters; und da vereinigten sich die Gelehrsamkeit der Schule, die Schärfe des Logikers, die Männlichkeit und das Feuer des ächt englischen Genius in der tüchtigen und kernhaften Energie eines Fox! Die Berufung auf das Volk, nicht die kalte, einer Schule gebrachte Huldigung war es, was die Juniusbriefe erzeugte — die unvergänglichen Schriften Burke's; was menschliche Gestaltung und Kraft der knappen und strengen Sprache des Einen verlieh, und die eiserne Waffe unter den verschwenderischen Myrten des Anderen verbarg.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts blühten zu gleicher Zeit zwei Dichter von sehr verschiedenen Eigenschaften und Attributen, aber sich gleich in Einem — beide waren dazu bestimmt, zu zählen unter den Dichtern des Volks. Die Poesie Cowper's machte eine große Wirkung bei einem sehr großen Kreise von Lesern; aber wir zweifeln, ob sie auf den rein poetischen Theil des Publikums einen großen Eindruck machte. Andererseits ließe sich, glauben wir, nachweisen, daß die Poesie von Burns nicht nur auf den großen Kreis ihrer Leser wirkte, sondern auch von ganz besonderm Einfluß war bei dem kleinen Kreis der Autoren. Sie wirkte zweimal auf die Welt — einmal auf die Gesellschaft der Zeitgenossen und zweitens auf die Literatur der nächsten Generation. Wir leben in der That wirklich noch unter dem moralischen Einfluß von Burns; wir kennen noch nicht alle die Früchte, die davon reifen mögen. Wir haben uns in diesen Blättern nicht auf das fruchtbare Gebiet der schottischen Poesie eingelassen; aber wir können nicht ganz schweigen über Burns; denn wir erblicken seinen athmenden und belebenden Geist allerorten außer seinem Geburtsland. Nicht nur beurkundet er sich in der Philosophie Wordsworths, in der prachtvollen Lyrik Campbells, in den patriotischen Liedern Moore's, sondern auch wo nur in den großen und wimmelnden Sitzen des Handels und Gewerbsfleißes der niedrige Handwerker das Bewußtseyn seiner Würde im Busen hegt — von Sehnsucht nach dem Schönen brennt — vom Traum des Wissens verfolgt wird — die Maßliebe unter der Pflugschaar hervorzieht — auch da glüht, erhebt und begeistert der königliche und edle Geist mit seinem Löwenmuth und seiner Taubenzartheit — der Geist von Robert Burns! Und das ist der Mann, von dem Chateaubriand sich begnügt zu sagen: er dichtete einige Trinklieder voll lustiger Laune, jedoch ohne die Eleganz der Lieder eines Desangiers!

Das letzte Jahrhundert ging zu Ende unter der Asche erloschener Lichter. Unsere Literatur befand sich in der ganzen Schwäche erschöpften Alters, als sie, durch ein Zurückkommen auf ihre ersten Prinzipien, zur Kräftigkeit und zum Ungestüm einer zweiten Jugend sich ermannte. Aus den populärsten und nationalsten Quellen, lang wieder entdeckt, aber nur selten besucht, ward eine neue Begeisterung geschöpft. Scott wandte sich zur Literatur der Demokratie — zu Legenden und Balladen — und daraus entsprang eine Poesie, die allen Klassen lieb, und für jedes Ohr voll vertrauter Anklänge war. Wordsworth suchte eine feinsinnige Philosophie und eine erhabene Religiosität in den gewöhnlichsten Quellen der Rührung und des Gefühls; und Byron, sich selbst unbewußt, entlehnte allen Zauber seiner ausgezeichnet populären Poesie von seiner innigen Sympathie mit der Menschheit in den gewöhnlichsten und menschlichsten Quellen schwermüthiger Reflexion — Eitelkeit des Lebens und Uebersättigung von Genüssen. Während er den misanthropischen Feind der Gesellschaft spielte, besteht das Geheimniß seines ganzen Genius in dieser wunderbaren Sympathie mit Allem, was seine Zeit interessirt. Ob er nun um die Verdienste Pope's streitet, oder sich an die Spitze einer Expedition nach Griechenland stellt, oder die moderne Gesellschaft schildert im Don Juan, oder alte Idole anruft im Childe Harold — scherzend, deklamirend, moralisirend oder streitend — immer wirft Byron sich mitten in die menschlichen Interessen hinein, und ficht und kämpft mit dem Pöbel, unter dem Vorwand, daß man ihn nicht aus dem Gewühl hinaus lassen wolle.

Die Vereinbarung aller Klassen des Publikums, welche durch die Schriftsteller aus Anna's Zeiten herbeigeführt wurde, war mithin wie alle literarischen oder politischen Vereinbarungen und Vergleiche, gestiftet zwischen der Oligarchie und der Demokratie. Die Demokratie, einmal in den allgemeinen Verband aufgenommen, gewann immer mehr im Verlauf der Zeit; und in-

dem sie von der Intelligenz, dem Geschmack und der Energie der Wenigen Nutzen zog, wurde sie schon einfach dadurch, daß man sich an sie wandte und sie zu Rathe zog, im Urtheil tüchtig und weise im Reformiren.

Je mehr man die wichtigsten Perioden unserer Literatur prüft, desto mehr wird man finden, erstens, daß sie schon zu einer sehr frühen Zeit von der französischen sich unterschied durch eine sehr starke Sympathie mit dem Volk; und zweitens wird man bemerken, daß durch eine neue Eingießung dieses Elements eine neue Rückkehr zu ihren ersten Prinzipien, in Zeiten der Erschlaffung und anscheinenden Zerfalls ihre Kraft und Jugend ihr wieder kam. Wir gehören nicht zu den Verlästerern der Gegenwart oder zu den verzweifelnden Skeptikern an der Zukunft. Wir erblicken in unserem politischen Fortschreiten Vieles, was in Uebereinstimmung mit dem Geist und der Erfahrung der Vergangenheit der Literatur günstig seyn muß. So lange nicht die Harmonie zwischen der Intelligenz und dem Volk zerstört ist, so lange glauben wir, daß der Genius unserer Sprache das große Elixir der Erneuerung und Verjüngung des Lebens besitzt!

Knechtschaft und Größe im Militärleben.

(Fortsetzung.)

Wollen wir unsern Marsch fortsetzen, Kommandant? sagte ich zu ihm; die Nacht wird einbrechen, ehe wir Bethune erreichen. — Der Kommandant kratzte sorgfältig mit der Spitze seines Säbels den gelben Koth von seinen Stiefeln, stieg dann auf den Tritt des Karrens und zog Lauretten die tuchene Kapuze eines kleinen Mantels, den sie hatte, über den Kopf. Er nahm seine schwarzseidne Halsbinde ab und band sie seiner Pflegetochter um den Hals, trieb das Maulthier an und wir setzten unsern Marsch fort.

Der Regen strömte noch immer trübselig herunter; der graue Himmel und die graue Erde dehnten sich endlos aus; eine Art düsteres Licht, eine blasse, ganz feuchte Sonne, senkte sich hinter großen Mühlen, die nicht gingen. Wir versanken wieder in ein tiefes Schweigen.

Ich betrachtete meinen alten Kommandanten, er marschirte mit großen Schritten, mit einer immer gleichen Ausdauer, während sein Maulthier nicht mehr konnte und selbst mein Pferd anfing den Kopf hängen zu lassen. Der brave Mann nahm von Zeit zu Zeit seinen Tschako herunter, um seine kahle Stirne und einige graue Haare auf seinem Haupt zu trocknen, oder seine großen Augbraunen, oder seinen weißen Schnurrbart, aus dem der Regen tropfte. Er bekümmerte sich nicht darum, welchen Eindruck auf mich seine Erzählung mochte gemacht haben. Er hatte sich weder besser noch schlechter gemacht, als er war. Er hatte es verschmäht, sich selbst zu zeichnen. Er dachte nicht an sich und nach einer Viertelstunde fing er im nämlichen Ton eine noch viel längere Geschichte von einem Feldzug des General Massena an. Ich hörte ihm nicht zu, obgleich er sich ganz erhitzte, um mir die Ueberlegenheit des Infanteristen über den Kavalleristen zu beweisen.

Die Nacht kam, wir marschirten nicht schnell. Der Koth wurde immer tiefer. Wir hielten an einem abgestorbnen Baum, dem einzigen auf der Straße. Er widmete seine erste Sorge dem Maulthier und ich meinem Pferde. Dann sah er in den Karren hinein, wie eine Mutter in die Wiege ihres Kindes. Ich hörte ihn sagen: Komm, meine Tochter, lege dieß Kleid über deine Füße und versuche zu schlafen! Nun, das ist gut, kein Tropfen Regen hat sie benetzt. Ah, der Teufel, sie hat mir meine Uhr zerbrochen, die ich ihr am Hals ließ. Oh, meine arme silberne Uhr! Nun, es ist einerlei; komm, mein Kind, versuche zu schlafen. Es wird bald schön Wetter werden. — Das ist sonderbar, sie hat immer Fieber; so ist es bei den Narren. Komm, da ist Chokolade für dich, mein Kind!

Wir setzten uns, durch den Karren vor dem Regen geschützt, nieder und verzehrten ein wenig Brod. Er bedauerte, daß er mir nichts Besseres anzubieten habe, und sagte: die arme kleine Frau! ihr muß ich doch das Beste geben was ich habe. Ihr seht, daß ich sie immer abgesondert halte. Sie kann, seit der Geschichte mit dem Brief, keines Menschen Nähe leiden. Ich bin alt und sie scheint zu glauben, daß ich ihr Vater sey; trotz dem würde sie mich erwürgen, wenn ich sie nur auf die Stirne küssen wollte.

Wie er mir so sprach, hörten wir sie seufzen und sagen: Nehmt dieß Blei heraus! nehmt mir dieß Blei heraus! Ich stand auf; er hieß mich wieder sitzen.

Bleibt, bleibt! sagte er, es ist Nichts. Sie sagt das ihr ganzes Leben hindurch, weil sie immer eine Kugel im Kopf zu fühlen glaubt. Das hindert sie aber nicht, Alles zu thun, was man von ihr verlangt, und das mit vieler Sanftmuth.

Ich schwieg und hörte ihm traurig zu. Ich berechnete, daß vom Jahr 1797 bis 1815 achtzehn Jahre so für diesen Mann verflossen waren. — Lange blieb ich neben ihm im Schweigen versunken, und suchte mir Rechenschaft zu geben über diesen Charakter und dieß Schicksal. Dann, ohne äußere Veranlassung, gab ich ihm plötzlich einen sehr innigen Händedruck. Er war darüber ganz erstaunt.

Ihr seyd ein würdiger Mann! sagte ich zu ihm. Er antwortete: Ha! warum denn? Etwa wegen der armen Frau? Ihr seht wohl ein, mein Kind, daß dieß eine Pflicht war. Es ist lange her, daß ich Selbstverläugnung übe. — Und er fing wieder an mir von Massena zu erzählen.

Am folgenden Tag erreichten wir mit dem Morgen Bethune, wo ich durch das Gewühl der Soldaten von meinem Reisegenossen weggerissen und getrennt wurde. Zu meinem großen Bedauern verlor ich die beiden Unglücklichen für immer aus dem Auge.

Das war das erstemal in meinem Leben, daß ich im Grund eines wahren Soldatenherzens las. Diese Begegnung offenbarte mir eine Menschennatur, die mir zuvor unbekannt war und die das Land schlecht kennt und nicht gut behandelt; ich stellte sie von nun an sehr hoch in meiner Achtung. Ich habe seitdem oft in meiner Umgebung nach einem Mann gesucht, der Jenem ähnlich und einer solchen völligen, rücksichtslosen Selbstverläugnung fähig wäre. Und während der vierzehn Jahre, die ich in der

Armee zubrachte, habe ich nur bei ihr und vorzüglich in den armen und verachteten Reihen der Infanterie jene Menschen von antikem Charakter wieder gefunden, welche das Bewußtseyn der Pflicht bis aufs Aeußerste trieben, die weder Gewissensbisse empfanden wegen des Gehorsams, noch Scham über ihre Armuth, einfach in Sitten und Sprache, stolz auf den Ruhm des Landes und unbekümmert um ihren eigenen; die sich gern in ihre Dunkelheit einschloßen und mit den Unglücklichen das schwarze Brod theilten, das sie mit ihrem Blut bezahlten.

Lange Zeit erfuhr ich nicht, was aus dem alten Bataillonschef geworden, zumal da er mir seinen Namen nicht gesagt hatte. Eines Tags, im Jahr 1823 glaube ich, sagte mir im Kaffeehaus, vor der Parade, ein alter Kapitän von der Linie, dem ich ihn beschrieb: Ach, bei Gott, ich hab' ihn gekannt den armen Teufel! Es war ein tapfrer Mann; bei Waterloo hat ihn eine Kugel umgeworfen. Er ließ bei dem Gepäck eine Art von wahnsinniger Weibsperson, die wir ins Spital nach Amiens führten, und die dort nach drei Tagen in Raserei starb. — Ich glaube es gern, sagte ich, weil sie ihren Pflegvater nicht mehr hatte. — Ah, bah, Vater! was sagt Ihr da! entgegnete er mir in einem Ton, der schlau und zweideutig seyn sollte. Ich sage, man schlägt den Rappel, versetzte ich hinausgehend. — Und auch ich habe Selbstverläugnung geübt!

(Fortsetzung später.)

Der See im „schwarzen Sumpfe.“

Geschrieben zu Norfolk in Virginia.

Ballade von Thomas Moore.

„Sie machten ein Grab ihr, zu kalt und dumpf
Für ein Leben so warm und roth.
Da floh sie zum See im schwarzen Sumpf,
Und der Glühwurm fliegt aus dem Weidenstumpf,
Und sie rudert ihr weißes Kanot.

„Bald seh' ich den Glühwurm leuchten im Wind,
Bald hör' ich des Ruders Schlag!
Durchs Leben führ' ich sie liebend und lind,
In Cypressen verberg' ich das holde Kind,
Daß der Tod sie nicht finden mag!“

Zum schwarzen Sumpf! Und er rafft sich empor,
Und bricht sich Bahn mit Gewalt
Durch Wachholdergestrüpp, durch Dickicht und Rohr,
Wo die Schlange haust im schwellenden Moor,
Wo kein Menschenfuß noch gewallt.

Die Wildniß war seine Lagerstatt,
Wenn je sich sein Augenlied schloß,
Er lag, wo von giftiger Rebe Blatt
Auf Haupt und Glieder todesmatt
Ihm die ätzende Thräne floß;
Wo die Wölfin rauscht im Farrenkraut,
Wo die Schlange kupferroth
Ins Ohr ihm athmete, bis er die Haut
Sich schüttelnd rief: „Meine süße Braut,
Wann seh' ich dein weißes Kanot?“

Er sah den See und ein flackernder Strahl
Umspielte der Wellen Kleid.
„Willkommen, mein Lieb!“ Viel tausendmal
Widerhallte das wüste, nächtliche Thal
Den Namen der todten Maid.

Da hat er aus Birken gehöhlt ein Boot,
In den düsteren See zu gehn,
Der Nachtwind heult, die Wolke droht,
Und er folgte der Flamme, sie flackert so roth,
Und der Nachen ward nimmer gesehn.

Wenn der indische Jäger im Dickicht wacht,
Da schimmert's vom See her so roth,
Dort kreuzen zwei Liebende leis und sacht
Bei des Glühwurms Licht um Mitternacht
Und rudern ihr weißes Kanot!

L. G.

Das Wasserhuhn.

W. W. Wordsworth.

Schaut wie der Fluth gefiederte Bewohner
Mit reizender Beweglichkeit, die kaum
Kleiner als die der Engel, treiben fort
Ihre anmuth'ge Kurzweil: in dem Aether
(Manchmal mit kecken Schwingen sich so hoch
Erhebend, als des Berges höchste Gipfel,)
Kreise beschreiben, größer als der See,
Der unten liegt ihr heimathliches Reich;
Doch immer, während dieß gewalt'ge Rund
In steter Wiederkehr sie fröhlich ziehn,
Entwirft ihr rastlos jubelvoller Flug
Wohl hundert Kreise, Curven, hin und her,
Aufwärts und abwärts — ein verschlungener
Doch unverwirrter Faden, gleich als ob
Ein Geist führt' ihren nimmer müden Zug. —
Vorüber ist's! zehnmal schon, oder mehr
Wähnt' ich, es sey zu Ende; aber schau!
Wieder empor steigt die verschwundene
Genossenschaft; — sie nähern sich — ich höre
Leis' ihrer Flügel Schläge, leis von Anfang —
Ein scharfer Ton dann einen Augenblick —
Er ist verrauscht — und wieder wird er schwach!
Die Sonne fordern sie heraus, daß sie
Mit ihren Federn spiele, und das Wasser
Oder das Eis, das glitzernde, — daß ihnen
Ein schönes Bild es zeigen soll — dieß Bild —
Sie sind es selbst, die schönen Luftbewohner,
Auf dem beglänzten, Spiegel abgemalt
Sanfter und lieblicher, wie fast hinein
Sie tauchen — dann hoch wieder aufgeschnellt,
Mit einem Schwung, mit blitzesrascher Eile,
Als ob sie Ruheplatz und Rast verschmähten!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 308.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 November 1838.

Quiloa an der Ostküste von Afrika.

Das Bulletin der geographischen Gesellschaft hat einen Auszug aus einem Tagebuch des Hrn. Albrand über Zanzibar und Quiloa geliefert. Wir entlehnen hieraus die Hauptstellen in Beziehung auf dieses heutzutage noch wenig bekannte Land.

Das Königreich Quiloa erstreckt sich vom Cap Delgado bis zum Wendekreise. Dieser Raum wird von drei verschiedenen Nationen bewohnt: die Mahuda, welche die Küste vom Cap Delgado bis zur Bai von Lendi bewohnen; die Muquindo, die ihre Niederlassungen am Meeresufer von Lendi bis Mombasa haben, und die Mudschana, welche im Rücken der beiden erstern im Innern des Landes verbreitet sind. Alle diese Völkerschaften gelten für Moslems.

Dieser Theil des Continents von Afrika ist sehr wenig bekannt; die Araber nennen ihn Morima, und gehen nur bis an die Küste, indem sie sich nicht in das Innere des von wilden und ungastfreundlichen Stämmen bewohnten Landes hinein wagen. Man versichert sogar, einer jener Stämme, die sogenannten Mudari, seyen Menschenfresser; diese wohnen am Fuße eines Gebirges, das man vom Ankerplatz von Zanzibar aus sieht, und das drei Tagreisen vom Meeresufer entfernt liegen soll. Jedenfalls aber ist dieses Land fruchtbar, hat schöne Wälder und ist gut bewässert. Der Fluß Mongallu, der sich südlich von Quiloa in das Meer von Afrika ergießt, ist auf eine beträchtliche Strecke schiffbar, und trägt bei seinem Einflusse Schiffe jeder Größe. Im Innern der Bai von Quiloa ist ein anderer Fluß, dessen Mündung ich aufgesucht habe und auf welchem Hr. Sausse während einer Fluthzeit ziemlich weit hinauffuhr. Seiner Versicherung nach sind dessen Gestade mit prachtvollen Bäumen bedeckt, von denen einige vermöge ihres geraden Wuchses, ihrer Stärke und Leichtigkeit sich zu ausgezeichnetem Mastholze eignen würden. Ich bedaure, daß die äußerst kurze Dauer unsers Aufenthaltes zu Quiloa mir nicht gestattete, die Wahrheit dieser interessanten Thatsache herauszustellen. Die einzigen schönen Bäume, die ich gesehen, befinden sich auf der Insel Quiloa; es sind dieß die Tatamala, deren Stamm acht Mann nicht umfassen können.

Die Stadt Quiloa, die Residenz des Königs, war zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts die blühendste Niederlassung an dieser Küste; die portugiesischen Berichte geben eine glänzende Darstellung ihres Handels und Reichthums. Gegenwärtig ist sie nur noch ein erbärmlicher, kleiner Landflecken, der nur durch den Negerhandel noch einige Wichtigkeit gewinnt. Sie liegt unter 8° 4' und 37° 21' ö. L. von Paris. Von Zanzibar liegt sie 45 Meilen südlich.

Erbaut auf einer kleinen Insel, im Innern einer durch zwei erhabene Punkte an der Küste Afrika's gebildeten Bai, bildet sie einen großen und sichern, obwohl durch einige kleine Inseln gehinderten Hafen. Das Klima ist nicht so gesund, wie zu Zanzibar, denn man ist daselbst furchtbaren Fiebern unterworfen; diese ungesunde Luft scheint von der großen Masse Schlamm herzurühren, welche durch die an jener ganzen Küste 15 Fuß hoch gehende Fluth gebildet wird.

Die Insel Quiloa ist vom festen Lande bloß durch einen, eine Viertelmeile breiten Meeresarm getrennt; auf dem Continent findet man alle Thiere der heißen Zone, den Löwen, Tiger, Elephanten, das Rhinoceros, Krokodil, Zebra, Chamäleon, das Flußpferd, die Giraffe u. s. w.

Die Stadt besteht aus Hütten von Kokosbaumblättern, die Straßen sind Fußpfade mitten in den Maispflanzungen, nichtsdestoweniger hat der Anblick derselben etwas Ländliches, was das Auge des Europäers weniger abschreckt als das Schmutzige und Unregelmäßige der Straßen von Zanzibar. Das Haus des Königs ist das einzige aus Stein erbaute. Es ist ein einstöckiges, sehr geräumiges und etwa 35 Fuß hohes Gebäude; es besteht aus zwei durch einen Hof getrennten Corps de Logis. Die Gemächer sind ziemlich groß, allein schlecht möblirt und unreinlich. Quiloa wurde vor kurzer Zeit von den Saklaven angegriffen, einem räuberischen Volke an der Küste von Madagaskar, das alle Punkte an dieser Küste verheert und seine Räubereien bis in das Land der Makuas, wo die portugiesischen Besitzungen sind, ausdehnen. Diese Piraten wurden aber tüchtig empfangen und gezwungen, sich mit Verlust wieder einzuschiffen. Im vergangenen Jahre machten sie einen Zug nach Monfia, wo es ihnen gelang, die Einwohner als Sklaven wegzuführen: allein

ihre Pirogues wurden bei Quivindscha von einer arabischen Flottille angegriffen, welche sie zwang, ihre Gefangenen frei zu geben.

Das Königreich Quiloa ist zugleich erblich und wählbar. Die Krone kann nie aus dem Besitz der regierenden Familie kommen; allein Verwandte des Verstorbenen gleichen Grades haben gleiches Recht darauf, weßhalb unter ihnen durch die Deputirten der verschiedenen Stämme der Küste gewählt werden muß.

Bei unserer Ankunft zu Quiloa war der König gestorben, und sein Nachfolger noch nicht gewählt. Zwei Brüder des Verstorbenen bemühten sich an seine Stelle zu gelangen, jedoch schien diese Rivalität unter ihnen gar keine Feindschaft zu erregen. Soliman, der ältere dieser beiden Prinzen, ist von lebhaftem und unternehmendem Charakter; er ist von äußerster Erbitterung gegen die Araber erfüllt, was er jedoch zu verbergen weiß. In der That haben auch die aufeinander folgenden Usurpationen der Araber diesem Fürsten nur noch den Schatten seiner alten Macht gelassen. Diese Fremden, seit mehr als einem Jahrhundert Herren von Zanzibar, haben ihre Herrschaft nach und nach auf alle Punkte der Küste ausgedehnt, und sich endlich vor 15 oder 20 Jahren selbst in Quiloa festgesetzt. Hr. Sausse lag zu der Zeit, wo die Araber unter dem Commando Massudis einen Angriff auf diese Stadt machten, mit einem Schiff, das er befehligte, auf der dortigen Rhede vor Anker. Der Kampf war lebhaft und erbittert. Mansalme-Hasan, der Neffe des Königs, zeichnete sich durch seine Tapferkeit aus; ein alter Diener dieses Prinzen, Namens Moindani, zeigte mir die Wunden, die er bei dieser Gelegenheit erhalten hatte. Hr. Sausse nahm die besiegten Prinzen am Bord seines Schiffes auf und ward Vermittler des Friedens. Man ließ dem König den Titel Sultan und das Fünftheil der Zolleinnahmen. Seit der Zeit sind die Araber Herren der Insel geblieben, und haben auf derselben eine Citadelle erbaut, die, obgleich ohne alle Angriffsmittel, dennoch hinreicht, die Bewohner einzuschüchtern und in Ordnung zu halten. Vor einigen Jahren hat der Imam dieses Land seinem Oheim Sidi Ali als Apanage gegeben; dieser Fürst, der sich da selbst niederließ, starb fast zu gleicher Zeit mit dem Könige.

Gegenwärtig sind daher die Araber von Mackat eigentlich die wahren Souveräne dieses Landes. Dieses politische Volk, das seit einem Jahrhundert seine unbeachteten Usurpationen mit einer bemerkenswerthen Ausdauer fortsetzt, hat ihnen durch die Eroberung von Patte das Siegel darauf gedrückt. Der durch sein Volk entthronte König dieser Insel hatte sie um ihre Hülfe gebeten; sie haben ihn auch wirklich wieder auf den Thron gesetzt, aber ihn zugleich zinsbar gemacht; eine an der Gränze seiner Staaten erbaute Festung bürgt für seinen und seiner Unterthanen Gehorsam.

Da sie somit Herren von Mombasa, Patte, Formosa, Pemba, Zanzibar, Monfia, Quivindscha, Dschingara und Quiloa sind, so steht ihre durch Politik und Handel befestigte Macht zu sicher, als daß die Bemühungen des Königs von Quiloa sie wankend zu machen im Stande wären.

London.

(Fortsetzung.)

Vom Customhouse aus ist nun das eigentliche Bild der Ankunft geschlossen, denn der Blick wird durch die Londonbridge gehemmt, und ein Theil der aufwärts liegenden Ufer, die sich unter dem Bogen der Brücke dem Auge aufdrängen, nur wenig gesehen. Es ist nun Zeit, sich an das Land zu begeben. Sind die ankommenden Dampfboote sehr mit Reisenden gefüllt, was bei der heutzutage stattfindenden Frequenz, namentlich von Frankreich her, der Fall zu seyn pflegt, so ist das Gedränge bei der Ausladung von Menschen (oft auch Thieren, z. B. Pferden) und Sachen sehr groß; ja oft übersteigt der Tumult, der Lärm, das Gedränge alle Beschreibung, weil es leicht kommen kann, daß in einem kurzen Zeitraume mehrere Landungen, entweder direct hier, oder nicht weit davon stattfinden; ein heftiger, mit Sturm verbundener Regen vermehrt das Schauspiel, das ganz den Namen eines Spektakels verdient. Die Landung geht an den meisten Plätzen nicht an dem Quay unmittelbar vor sich, wenigstens nicht wohl beim Customhouse; Alles muß daher gelichtet, mit Booten an das Land gebracht werden. Der Aussteigende hat den Kopf fast verloren, er ist unsicher bei allen Tritten, er weiß nicht, wohin er sehen, wohin er hören, wohin er treten soll; Alles ist fremd, fremdartig (Unheil genug obendrein, wenn auch die Sprache fremd ist). Leicht geschieht Unglück, und es ist nicht selten, daß bei ähnlichen Auftritten, welche dann später vor dem Themsepolizeigericht verhandelt werden, die Rede geht: „Man glaubt, daß noch einer oder einige vermißt werden." Man glaubt es, man weiß es nicht — und später fragt Niemand mehr weiter nach den Verlornen. Ist der Tag der Ankunft gerade ein Sonntag, so werden die Effecten (das ist die Haupteffecten) nicht ausgeschifft; man erhält sie erst Montag, oder man müßte nur wenige Effecten bei sich haben, welche ein vor der Landung auf das Schiff beorderter Beamter untersucht, und im Fall nichts Mauthbares sich vorfindet, auf der Stelle ausliefert. Bei Nichtausschiffung der Sachen an einem solchen Tage ist dann das Gedränge nicht so außerordentlich. Sind Menschen und Effecten übrigens am Werktage beisammen, so beginnt nach dem Landen sogleich eine neue Unruhe, die der Mauthuntersuchung, wobei man, obgleich in großer Verwirrung Alles mit Präcision abgemacht wird, etwas Geduld haben muß. Paßwesen hat wenig Bedeutung für England, ist nur dann und wann eine Formalität. Wozu würde in London dergleichen auch frommen? Wollte man das Einschleichen von Gaunern verhindern? London hat der Letztern eine so große Ueberzahl, und solche Meister in ihrem Fache, daß alle Neuankommenden die Zahl nur wenig vermehrten und als Stümper kaum aufkommen würden.

Der Angekommene hat nun die Wasserstraße verlassen und begibt sich in das ungeheure Labyrinth der Landstraßen, resp. Stadtstraßen der Stadt, und kann auf den Eindruck gefaßt seyn, den sie auf ihn machen werden; wir sagen gefaßt, denn es ist leicht möglich, daß der Eindruck zu den unangenehmsten der Welt gehört, je nachdem das Gemüth gestimmt ist, die Ein-

drücke der Umgebung aufzunehmen. Wie leicht Einem Hören und Sehen vergeht, kann man aus dem Gesagten abnehmen: man spricht, und wird nicht verstanden, man hört sprechen und versteht nicht, oder nur halb, was fast gerade so schlecht ist, als gar nicht; man zahlt und überzahlt, und bekömmt nichts heraus; man hat Eile und kömmt nicht vom Fleck; man sieht die Effecten im Koffer durcheinander geworfen; man ruft einen Träger, er hört nicht, oder man wird halb taub vom zudringlichen Schreien vieler zugleich, die ihren Dienst anbieten, und kann keine Wahl treffen; man hält Alle für Betrüger, da man die Forderungen abscheulich findet; man fängt an, Geld auszugeben, ohne zu wissen, wofür, und man ist endlich gezwungen, sich hindringen zu lassen, wohin es dem Führer oder Kutscher beliebt. Schmutz ist allenthalben (gegen Pariser übrigens sehr gering), üble Gerüche (vom Fischmarkte), Rennen, Fahren, Schleifen, Anstoßen, Wegstoßen, Beschmutzen, Beispritzen allenthalben. Man muß mit jedem Tritt genau bekannt seyn, um in dieser Region nur einen Augenblick in beschauender Ruhe seyn zu können. Daher ist im Allgemeinen der erste Eindruck, den London hier auf uns macht, ein höchst unangenehmer, fast Haß erregender, der schwer zu verwischen ist. Wollen wir indessen einen günstigen Fall annehmen; der Angekommene, der wo nicht ganz gut, doch mehr als bloß erträglich englisch spricht, und besser noch versteht (was freilich selten der Fall zu seyn pflegt), sey mit Allem zurecht gekommen; er ist glücklich gelandet und zwar bei günstigem Wetter; er hat seine Effecten untergebracht, er hat eine gute Adresse; er sitzt mit seinen Effecten in der Miethkutsche (einem Cab ꝛc.), und kann versichert seyn, ungeprellt bis zu seiner Adresse zu gelangen; er fährt nun seiner Bestimmung zu, und diese liegt in Westminster. Er kann nun getrost sich weiter spediren lassen, und sich auf dem Wege links und rechts den Eindrücken hingeben; der Wechsel der Scenen ist bei der oft einförmigen Bauart außerordentlich verschieden. Uebrigens ist das Fahren zum Beobachten nicht geeignet, und wir stellen uns lieber den Reisenden bei heiterem Wetter zu Fuße vor, an der Seite irgend eines Führers, der vielleicht zugleich Träger der Effecten ist, wenn deren nicht zu viele sind. Man verbittet sich Nebenwege, gibt lieber ein wenig mehr (etwa einen Sixpence) als Belohnung, und läßt sich auf der breiten Straße führen. Wir nehmen an, der Fremde wünsche oder habe in the Strand oder in der Umgebung zu wohnen. Ohne Notiz wird der Führer, um ein Bedeutendes des Weges abzuschneiden, vom Customhouse weg durch den noch übrigen Theil der lower Thamesstreet unter dem letzten Bogen der Brücke (Londonbridge) weg, in die upper Thamesstreet eingehen, eine gar nicht angenehme Scenerie dem Neugierigen vorführen, nach langweiligem, ziemlich beschränktem Wege über Carlstreet hinaus auf die freie, breite, quergehende Blackfriarsbridgestreet gelangen, dieselbe aber überschreiten, sich dann in Winkelgäßchen verlieren, und endlich durch den Temple bei Templebar herauskommen und in the Strand einlenken, nachdem er dem zu Führenden einen flüchtigen Blick in die Fleetstreet erlaubt hat. So würde es in jeder andern Richtung mehr oder weniger gehen. Vom Customhouse rechts abwärts tiefer in die City hinab, ist ohnehin wenig zu erwarten; nicht viel in nördlicher Richtung gerade aus; Eleganz ist nur im Westende zu Hause; allein auch in die schönsten Theile führen kürzere Nebenwege durch unangenehme Partien, und man wird um so ärgerlicher, als man herrliche Straßen nicht zu verfolgen, sondern immer nur zu überschreiten hat. Auf der Surreyseite, Southwark, sind der unangenehmen Partien, namentlich der Weg abschneidenden, unendlich viele. Es ist also, um einen ersten guten Eindruck zu gewinnen, nöthig, so viel als möglich, den Hauptstraßen zu folgen, welche dann auch im ersten Moment das eigenthümliche Leben und Treiben in London im großartigsten Style zeigen. Wir nehmen wieder die erst bezeichnete Richtung zur Wohnung in the Strand an. Hat man den obern Theil der lower Thamesstreet passirt, und sich durch das außerordentliche Gedränge der Menschen und Thiere hindurchgearbeitet, so lenkt man in Fishstreethill ein, bis zum Monumente, wendet sich dann links, um sogleich einem der großartigsten Anblicke zu begegnen, nämlich der ganz neu geschaffenen Avenue zur Londonbridge, wo jener, welcher London seit mehreren Jahren nicht mehr gesehen hatte, sich kaum zurecht finden kann, und von Bewunderung über die demolirende und dann neu schaffende Thätigkeit der Engländer hingerissen wird. Wo sonst Winkelstraßen lagen, präsentirt sich jetzt einer der großartigsten Plätze zu einer der schönsten und belebtesten Brücken der Welt. Während man sonst, um zur Bank zu gelangen, die Gracechurchstreet und dann die Lombardestreet zu passiren hatte, wenn man sich nicht in Winkelgäßchen verlieren wollte, hat man jetzt eine herrliche, neue, breite, direct zum Ziele führende Straße, die City King Williamstreet, vor sich. Diese Neuerung bildet ein prächtiges Ensemble, welches wie auf einen Zauberschlag entstanden zu seyn scheint. Auf dieser Avenue zur neuen Brücke herrscht meist eine Lebhaftigkeit, welche allen Glauben und jede Beschreibung übersteigt, und vorzüglich dazu gemacht ist, in jenem, der Großartiges liebt, den vortheilhaftesten Eindruck hervorzubringen. Man kann mehrere Minuten auf der einen Seite der Straße stehen und den Augenblick ablauern, durch das Heer von Fuhrwerken aller Art, von denen manche im stärksten Wettlaufe begriffen sind (vorzüglich die Omnibusse) auf die andere Seite zu gelangen, und oft ist dieß Hinübereilen ein wahres Kunstwerk (hairbreadth escape, haarbreites Entweichen). Es ist nicht selten mit Lebensgefahr verbunden, welche leider nur zu häufig nicht bei bloßer Drohung bleibt, sondern mit einem Todesfall begleitet ist, wie es aus den Coroners inquests (gerichtlichen Todtenbeschauen) hervorgeht. In der Gegend der Bank öffnet sich nun ein neuer, großartiger Anblick. Diesen gewähren die Straßen selbst, aus denen, wie aus drei geöffneten Thoren, eine losgelassene Menschenwelt stürzt (King Williamstreet, Lombardstreet, Cornhill, letztere in der Verlängerung Leadenhallstreet), und das großartige, eigenthümlich düster majestätische Bankgebäude mit der gegenüber liegenden Börse. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Welche bekanntlich diesen Sommer abbrannte.

Chronik der Reisen.

Ausflug von Temeswar über die Karpathen nach Hermannstadt.

(Schluß.)

Deva soll ehedin eine berühmte dacische Stadt und stark befestigt gewesen seyn, wofür die den Ort noch umgebenden Schanzen zur Genüge sprechen. Vor 125 Jahren benuzte der General Steinville diese Schanzen zu einer neuen Befestigungsanlage, da auch von ihm Deva für einen strategisch wichtigen Ort gehalten wurde, um Siebenbürgen von dieser Seite gegen einen feindlichen Angriff zu decken. Deva ist auch der Ort, wo 1555 Johann Töröк den Türken eine fürchterliche Niederlage beibrachte, als diese es versuchten in das Land einzudringen. Hier soll auch der letzte König der Dacier, Decebalus, der vom Kaiser Trajan auf das Haupt geschlagen werden, begraben liegen. Die vielen Wechselfälle, denen Deva als Gränzort ehedin ausgesetzt war, sind denn auch Ursache, daß der Ort so tief gesunken ist, denn gegenwärtig ist er nicht mehr als ein Marktflecken mit 5800 meist walachischen Einwohnern, unter denen einige Magyaren und Bulgaren leben. Als Hauptort des Comitats, hat in demselben die Tabula Continua oder Comitatsbehörde ihren Siz, so wie auch ein Post- und Dreißigstamt vorhanden sind. Die Rebe gedeiht in hiesiger Gegend vortrefflich, und liefert einen kostbaren Trank, aus dem selbst Ausbrüche bereitet werden. Auch Obst wird in Menge und in vorzüglicher Qualität erzielt, wie denn auch Deva ob seiner schönen Pfirsiche im ganzen Lande berühmt ist. Sehenswerth ist das in hiesiger Nähe gelegene Kupferbergwerk bei Kis-Muntset, wo auch merkwürdige Petrefacten am Fuß eines Kalkhügels gefunden werden. Von Deva aus gelangt man über Szantosalva und Pisky in den an Feld- und Gartenfrüchten jedweder Art überaus fruchtbaren Brooser Stuhl, und zuerst nach Szászváros oder Broos (Villa St. Ambrosii), ein sogenannter freier Marktflecken, wo man beim Eintritt eine Steinschrift über dem Thorweg erblickt, der zufolge Kaiser Joseph II im Jahre 1773 diesen Ort passirt hat. In der Mitte des Ortes steht ein mit doppelten Mauern, Thürmen und Wassergraben umgebenes Kirchencastell, das aber raschen Schrittes seinem Verfall entgegeneilt. Die Einwohner, etwa 5500 an der Zahl, sind größtentheils Magyaren von der reformirten Glaubenslehre, unter welchen sich aber auch Sachsen und Walachen aufhalten. Außer seinen vier Kirchen und einem Gymnasium hat der Ort nichts Ausgezeichnetes. Doch dürfen die in seinen Umgebungen wachsenden Melonen und Nüsse nicht übergangen werden, welche ihrer besondern Größe und Güte wegen überall geschäzt sind. Das weiterhin an der Straße gelegene Mühlenbach überrascht durch seine altdeutsche Bauart, deutsche Sprache und deutsche Sitten, welche hier zumal wieder auftauchen. Seine Lage ist höchst freundlich in einem größtentheils von Weinreben umgürteten Thale, das der Mühlenbach und Stregarbach durchfließt. Der Ort behauptet die Rechte einer kaiserlichen Freistadt, und ist mit Mauern umschlossen, durch welche zwei Thore führen. Sein Umfang ist jedoch klein, denn nebst seinen zwei Vorstädten zählt er nur 700 Häuser mit 4250 Einwohnern, die zum Theil Sachsen oder Deutsche, zum Theil Walachen sind, welche sich hauptsächlich vom Weinbau und etwas Feldbau nähren, nebstbei auch Tuchweberei und andere Gewerbe betreiben. Die Walachen beschäftigen sich auch mit dem Goldwaschen am Stregarbache, welcher häufig Goldsand wie auch Titan-Erz führt. Die Siebenbürger Sachsen sind zwar schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert eingewandert, aber keineswegs alle aus Sachsen. Zur Zeit ihrer Niederlassung wurde jeder Deutsche Sachse genannt, wie gegenwärtig in Ungarn Schwabe, und so blieb ihnen diese Benennung. Schon von König Geisa II erhielten sie eine Constitution, wodurch sie sich inmitten fremder Nationen als ein unvermischtes und selbstständiges Volk zu erhalten im Stande waren. Sie sprechen unter sich eine Mundart, die von der heutigen deutschen Sprache sehr verschieden ist, und die sächsische genannt wird; indessen spricht jeder nur einigermaßen gebildete Sachse auch hochdeutsch, welches er von Kindheit auf zugleich mit seiner Muttersprache erlernt, und eben so gut auch walachisch. Nördlich von Mühlenbach eröffnet sich eine herrliche Aussicht in ein schönes und breites Thal, welches sich bis Carlsburg hinzieht. In dieser Thalebene (das Brodfeld genannt) war es, wo der berühmte siebenbürger Waiwode, Stephan Bathory, vereint mit dem Temeswarer Ban Paul Kinisi, das durch den eisernen Thorpaß vorgedrungene türkische Heer unter Ali Beys Anführung im Jahre 1479 auf das Haupt schlug und über 50,000 Türken tödtete. Ueber den rohen Zustand damaliger Sitten gibt uns das Fest, durch welches dieser glänzende Sieg auf der Wahlstatt gefeiert wurde, einen merkwürdigen Beleg. Die blutigen Leichname der Türken wurden nämlich als Tische aufgehäuft, und darauf geschmaust und gezecht; Kriegslieder und Tänze machten den Beschluß, bei welchen Paul Kinisi, Ban von Temeswar, ohne eine Hand zur Hülfe zu nehmen, den Leichnam eines sehr starken Türken mit den Zähnen von der Erde hob und damit im Kreise herumtanzte. Zu Mühlenbach starb im Jahre 1540 Johann Zapolya, König von Ungarn.

Der Weg von hier nach Hermannstadt zieht sich abwechselnd über Höhen und durch engbegränzte Thäler südwärts hin. Nachdem man endlich auf der neuen Straße den steilen Hamlascher Berg umgangen hat, erreicht man jenes schöne und fruchtbare Thal, in dessen Mitte sich das Ziel unserer Wanderung, das liebliche Hermannstadt, höchst anmuthig erhebt. Himmelanstrebend dehnt sich die Bergkette vor dem Angesicht hin, eine unbezwingliche Gränzmauer bildend, zwischen welcher das Schloß des rothen Thurmpasses, die einzig mögliche Verbindung mit der Walachei, sich erhebt. Der mächtige Szurul, einer der größten Riesen Siebenbürgens, streckt sein kahles Haupt aus dem Dunkel der Tannenwälder empor, oft noch mit Schnee bedeckt, während die Fluren der Ebene im saftigsten Grün und mit tausend Frühlingsblumen gleich einem buntfarbigen Teppich längs dieser Gebirgswand sich ausbreiten.

Vermischte Nachrichten.

Unter den Clanhäuptlingen Hochschottlands, und überhaupt unter allen, selbst im schottischen Niederlande gebornen vornehmen Herren, wenn sie überhaupt mit Clans verwandt sind, ist eine wahre Manie eingetreten, im Plaid ihres Clans oder irgend einem willkürlich gewählten Familienplaid bei öffentlichen Gesellschaften aufzutreten. (Literary Gazette vom 20 October)

In Oberägypten sollen gleichfalls Goldminen entdeckt worden seyn. (ibid.)

Man hat die Probe gemacht, bei der Dampfschifffahrt Pech (nämlich von dem bekannten Pechsee auf Trinidad) mit den Kohlen zu vermengen, und der Erfolg soll sehr günstig gewesen seyn. (ibid.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 309.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

5 November 1838.

Anblick von Cairo.

(Aus Lord Lindsay's Letters on Egypt, etc.)

So sind wir denn hier in Cairo, der Stadt des Siegs, der Tochter der Fatimiden und der Braut Saladins, in dem Tyrus des saracenischen Handels und der Tausend und Eine Nacht in jener spätern Zeit, wo die Flamme des arabischen Ritterthums ausgebrannt war. Von einer benachbarten Höhe herab betrachtet, ist es immer noch Groß-Cairo, aber bei der Enge der Straßen, die ein wahres Labyrinth von Gängen bilden, und bei dem allgemeinen Ansehen von Verfall kann man dem Innern der Stadt diesen Beinamen nicht geben. Saladin schläft zu Damaskus und seine Familie überlebte ihn nur wenige kurze Generationen lang, ein Geschlecht von Sklaven folgte ihm, cirkassische Sklaven, die nacheinander aus der Sklaverei auf den Thron dieses „niedrigsten der Königreiche" erhoben wurden, 230 Jahre vor 1517, wo Selim der Große es eroberte; ihre Todtenstätte ist einer der interessantesten Gegenstände zu Cairo. Wenn man eine halbe Stunde ungefähr in die Wüste hineinsieht, so erblickt man eine Stadt von Gräbern und Moscheen, die glänzendsten Dome, Pfeiler von der ausgesuchtesten saracenischen Bauart, und die schlanksten, luftigsten Minarets, die man sich denken kann, erheben sich aus der Wüste gleich einem orientalischen Venedig: nie sah ich einen entzückendern Anblick, als diese Stadt der Todten, während der Glanz der Abendsonne ihre stillen Gänge übergoß. Wenn man näher herankommt, findet man freilich mit Bedauern, daß alles dieses bereits zerfällt, schon lange ruft hier der Muezzin nicht mehr zum Gebet, und einige elende Araber sind die einzigen menschlichen Bewohner dieser hohen Höfe und Zimmer. Nachdem wir durch die weit ausgedehnten Gräber geritten, stiegen wir einen der Sandberge hinan, welche die einsame Gräberebene von der Stadt Cairo trennen. Welch ein Anblick! Cairo mit seinen tausend Minarets und dem geschäftigen Gesumme von Menschen, welches für die immer noch dichte Bevölkerung zeugt, und dann auf der andern Seite das öde, schweigsame Thal der todten Sultane, das kein Strahl der Sonne mehr erhellte; es war ein seltsamer Contrast!

Die Sonne sank tiefer, und während wir noch in den Anblick versunken waren, wurde von der Citadelle her die Kanone gelöst, welche das gänzliche Verschwinden der Sonne ankündigte. Der Mond erhob sich jetzt glänzend über uns, und in tiefem Sinnen über Vergangenheit und Gegenwart ritten wir langsam durch die bunte Menge, womit diese seltsame Stadt bevölkert ist, und die sämmtlich emsig darüber aus war, ihr Abendmahl zu bereiten. Wir sind jetzt an orientalische Gegenstände ziemlich gewöhnt, aber die ersten drei oder vier Gänge durch die Bazars kamen uns vor, wie ein Besuch in einer andern Welt, da die vorüberziehenden Gegenstände, wenn auch der Einbildungskraft vertraut, doch dem Auge nicht minder seltsam erscheinen: wohl genährte Damen, vom Kopf bis zum Fuße verschleiert und von ihren Sklaven gefolgt, watschelten daher, Harems, begleitet von schwarzen Eunuchen, genossen auf Eseln der frischen Luft, Araber auf ihren Dromedaren, reich gekleidete Beduinen-Scheikhs auf ihren muthigen Rossen, Türken mit ihren langen Pfeifen und Yatagans, Wasserträger, Büffel, halbnackte Santons, Ausrufer, die kleinen Läden auf beiden Seiten der Straßen, deren Eigenthümer mit gekreuzten Beinen und rauchend dasaßen, alles erinnerte uns an Tausend und Eine Nacht und Harun Erraschid. Nur in Einem Punkte ist eine große und glückliche Veränderung vorgegangen; die Beleidigungen, denen sonst Christen ausgesetzt waren, sind jetzt unbekannt. Welche Meinung man auch über des Pascha's innere Politik hegen mag, die Reisenden danken ihm viel, denn durch sein ganzes Gebiet, wenigstens in Aegypten und Syrien, kann man in fränkischer Kleidung mit vollkommener Sicherheit reisen.

Ich fürchte von den wenigen wahren Verbesserungen, die der Pascha einführte, wird kaum Eine ihn überleben, als etwa seine Bäume: er hat in der Nähe von Cairo zweimalhunderttausend Olivenbäume gepflanzt, und hofft, daß sie ihm in wenigen Jahren einen Thaler der Baum abwerfen sollen. Wir ritten mitten durch diese Pflanzung, und waren entzückt davon, doch mehr noch von den Gärten Ibrahim Pascha's, die auf der Insel Roda angelegt und allenthalben von kleinen Bewässerungskanälen durchschnitten werden, die theils aus gehauenen Steinen bestehen, theils bloß in die Erde gegraben sind, und durch die das Wasser von einem in den andern geleitet wird, indem man es

mit dem Fuße laufen läßt oder zudämmt, wie zu Moses Zeiten. Auf der Insel Roda steht auch der Nilmesser, ein in Grade abgetheilter achteckiger Pfeiler, auf welchem das Steigen des Flusses während der Ueberschwemmung bezeichnet wird. Wir besuchten denselben, doch ist er kaum des Sehens werth, und man darf sich wohl auf die Angaben der Regierung über das Steigen des Nils nicht verlassen; denn der Pascha macht die Höhe nach Gefallen bekannt, und wenn er Geld bedarf, so hat die Ueberschwemmung gewiß die rechte Höhe erreicht.

Wir setzten von der Insel hinüber nach Alt-Cairo, und zogen über Trümmerhaufen, den Ruinen des ägyptischen Babylons, nach dem koptischen Kloster, und von da zu den Gräbern der Mameluckenbey's, die zwar an Großartigkeit denen der Sultane weit nachstehen, doch aber immer einen höchst interessanten Anblick darbieten. Seltsamerweise hat Mehemed Ali hier ein großes Grab für sich und seine Familie errichtet: es ist von roher Arbeit, aber enthält mehrere Säle mit hohen Domen, der Grabmäler sind bereits viele und alle tragen Inschriften mit goldenen Buchstaben.

London.

(Fortsetzung.)

Ungeheuer ist das Gedränge und Treiben der ab- und zugehenden Menschenmasse, und der Eindruck ein fast betäubender. Jeder lichte und ruhige Blick läßt aber dem Beobachter eine auffallende Scene beschauen; große, graulich düstere, Ernst mittheilende Gebäude, die Bank, Börse, the Mansion House, die großen breiten Straßen, die so eben benannten Zugänge, die breiten Trottoirs, von deren außerordentlichen Bequemlichkeit man nun mit jedem Schritte mehr überzeugt wird, das Getös, Gerassel, Getose der unzähligen Fuhrwerke, von denen die meisten in Sturmes Eile in Mitte der Straßen hin- und herrennen, die sich drängende, schnell hin- und hereilende, alle Hemmung mit Hand und Fuß beseitigende Menschenmenge auf den Trottoirs; reichgefüllte Kaufmannsläden, einer am andern an der Häuserreihe, die schnurgerade Richtung der Scene mit der hervorragenden Kuppel von St. Paul am obern Ende, alles dieß ist fast überwältigend und einen gewissen Schauder der Ehrfurcht erregend.

Man ist in Cheapside. Am Ende angekommen, hat man, um der vorgeschriebenen Bestimmung zu folgen, sich links nach St. Paul zu wenden; der Eindruck, den dieser sich auf einmal in seiner Größe präsentirende Tempel auf den Wanderer macht, ist bleibend, neuer Natur, und bringt die schon beengte Seele zu außerordentlicher Spannung. Nach einem kurzen Gange auf einem Halbkreise um die Kirche in beengter Scene lenkt man in Ludgatestreet ein und am Ludgatehill präsentirt sich wieder ein ganz neues Bild, nämlich eine quer wogende Menschen- und Fuhrwerkmasse auf dem breiten, offenen Bereiche der Einmündung in die Fleetstreet gerade aus, der Blackfriarsbridgestreet links, und der Farringtonstreet rechts; wohl wird diese Avenue zur Brücke von der zur Londonbridge nicht übertroffen, ist aber nicht viel weniger frequent, eigenthümlicher Art, antiker (d. i. weniger modernisirt), indem hier der eigentliche Kern der alten Stadt liegt. Der Eindruck gewinnt die alte Richtung, nämlich der Betrachtung des merkantilischen Volksthümlichen. Hat man nun die Barriere des Antiken englischer Art, Templebar, eine Art Thor am Ende von Fleetstreet, passirt, so lenkt man über Pickitt Place endlich in the Strand ein. Hier öffnet sich nun wieder eine neuere, modernere Welt; die Straße, noch offener, freundlicher, über die großartige Düsterheit des Sommersethouse hinaus, die schöne Avenue zu einer der schönsten Brücken der Welt, Waterloobridge; das Ende der Straße, von ferne eine einzige Oeffnung, in der Nähe aber sich großartiger erweiternd, von architektonisch großartigern Gebäuden besetzt, führt endlich nach dem freien und offenen Platz Charingcroß (Trafalgar place), wo rechts das ungeachtet seiner Mängel in der Bauart für eine Nationalgalerie bestimmte imposante Gebäude endlich die Aussicht auf die ausgezeichneten Gebäude gegen Haymarket zu (italian Opera house rc.) und die vornehme Stadt den alten, schon empfangenen Eindruck nicht so sehr vermehren, als fast verwischen und mit einem eigenen ersetzen, dem Eindruck der vornehmen Großartigkeit im Gegensatz mit der bloß merkantilischen Großartigkeit; eine dritte möchten wir die vornehm-mercantilische nennen, z. B. in Bondstreet, Regentstreet u. s. w.

Aehnlich verhält es sich mit dem Eindruck bei jedem andern Vorwärtsschreiten von der City aus, nur in einem stärkern Grade, wenn man z. B. nach Oxfordstreet zu wandern hätte, oder überhaupt in ein mehr nordwestliches Quartier. In diesem Falle würde man sich am Ende von Cheapside bei St. Paul's, der eigentlichen Gränze der entschiedensten Mercantilität, statt links, nach rechts zu wenden, und vorerst einen Blick auf das imposante neue Postgebäude, rechts gegen Aldergatesstreet hin, zu wenden haben, der an den großen Verkehr erinnert. Man passirt hierauf Newgatestreet, und steht dann bald am Ende derselben an dem links liegenden, den Straßenwinkel bildenden Newgate, dem Repositorium der Verbrecher, entweder solcher, die erst abgeurtheilt werden müssen, oder schon verurtheilt sind, und nur erst das Losungswort zur Vollziehung des Urtheils erwarten.

Läßt man durch diesen trüben Anblick nicht zu sehr sich niederdrücken, so wandert man getrost voran, Holbornhill hinauf, links und rechts Kaufmannsladen an Kaufmannsladen, wie in Cheapside, betrachtend, und freut sich am Anblick der breiten Straße, die von voriger eine ganz verschiedene Physiognomie hat, weidet das Auge an der langen Aussicht, und mit dem Blick in viele schöne Seitengassen, aus welchen da und dort schon ein Square hervorschaut, und harrt, was da kommen wird. Dieß zeigt sich bald. Kaum hat der Wanderer die Broadstreet und die gleichsam zur Erhöhung des Contrastes absichtlich verengerte Highstreet durchgangen, so zeigt sich in ihrer ganzen unabsehbaren Länge, in ihrer majestätischen Breite, die Oxfordstreet, voll Leben, Handel und Thätigkeit, in diesem Punkte der Physiognomie der Straßen der City gleich; allein nach Ansehen, Heiterkeit, Lage, vor allem aber durch die Seiten-

aussichten, in die neuesten und schönsten Partien der Stadt specifisch verschieden. Gleich mit dem Eintritt in die Straße gewahrt das Auge links die schöne Tottenhamcourtroad; der ausgezeichnetste Anblick erwartet aber den so Vorbereiteten und Gespannten bei der Ansicht der die Oxfordstreet durchschneidenden Königin aller Straßen der Welt, der Regentstreet.

Doch bis hieher und nicht weiter, in Bezug auf den ersten, nach vorgeschriebener Weise vorbereiteten Eindruck, den London hier auf den angekommenen Neuling macht. Wir rathen nun dem, der seinen ersten Eindruck so weit hat gedeihen lassen, den ferneren Eindruck durch den Besuch eines Parks zu beginnen, nachdem auf diese Weise in kürzester Zeit das eigentliche Bild Londons sich der Seele eingeprägt hat, stufenweise, nach der Natur des Gegenstandes; die Stufen sind unverkennbar, und in keiner andern Stadt der Welt so außerordentlich gezeichnet, als in London. Es kömmt übrigens, theils des Interesses, theils des Contrastes wegen, sehr darauf an, von woher der Fremde gekommen, welche Städte er schon gesehen oder liebgewonnen hat. Mag er übrigens alle großen Städte des Continents gesehen, mag er sich lange in denselben aufgehalten, mag er viele derselben bis zur parteiischen Vorliebe lieb gewonnen haben, so wird dieß im Ganzen nicht schaden, weil London, so wie im Ganzen jede andere englische Stadt, gänzlich verschieden ist von allen andern Stadten der Welt. Er braucht sich auch nicht heimlich zu ärgern, frühere Begriffe von Größe aufgeben zu müssen, wenn er z. B. das immer und immer gepriesene, das oft mit dem Namen einer Weltstadt beehrte Paris, in Bezug auf Größe, Ausdehnung, Anlage, Majestät der Straßen und offenen Plätze, gegen London in dem Maaße zusammenschwinden sieht, daß es gegen die ungeheure Stadt wie ein ungeheures Dorf erscheint. Paris hat den größten Ruf, den größten Zeitungsnamen; es ist despotisch, gebietend, imponirend durch ein ewiges Gerede. Aber wie viele sind in Paris schon getäuscht worden; wie vielen haben die engen, abscheulich schmutzigen, winkligen, mit überhohen Häusern besetzten Straßen dieser Stadt nicht gefallen; wie viele sind in ihren Vorurtheilen über das Louvre (als Gebäude), die Tuilerien, deren Garten, über die Seine und deren Brücken auf die allerunangenehmste Weise getäuscht worden, und oft so sehr, daß die prächtige Chaussee d'Antin, Rue de Rivoli, die Boulevards sie kaum mehr versöhnen konnten? Noch auffallender aber ist dieß Zusammenschwinden der Größe von Paris für jene, welche direct von London kommen. Der Mangel der Trottoirs, die Kleinheit der öffentlichen Plätze, die außerordentliche Gedrängtheit im Centrum der Stadt, der unbeschreibliche Schmutz bei schlechtem Wetter, die geringe Reinlichkeit beim schönsten, die gegen die Themse bachartige Seine, die paar Kähne und das Duodezdampfboot auf derselben gegen die Schiffe aller Art im Londoner Hafen, die steifen französischen Gartenanlagen gegen die englischen Parke. Die Menschenmasse von Paris, wie sie sich auf den Straßen bewegt, und die ganze Thätigkeit und Lebhaftigkeit derselben ist gegen die Londons außerordentlich unbedeutend; Alles scheint in Paris todt oder nur zu kriechen, die Omnibusse und andere Fuhrwerke scheinen zu schleichen; — in London sind Menschen und Pferde in den belebten Straßen in beständigem Wettlaufe. Nachts ist Paris, so hell es jedem aus andern Städten des Continents Kommenden erscheinen mag, gegen das unendlich erleuchtete und beleuchtete London düster und todt; befindet man sich zu irgend einer Tageszeit in den Tuileriengärten in Paris, um das Carossengeräusch in der Rue de Rivoli und den angränzenden Straßen zu hören, so vernimmt man in der That ein immerwährend rasselndes Geräusch, allein dasselbe Geräusch in London, in Greenpark oder am Ende von St. James Park von Piccadilly her gehört, lautet wie ein immerwährender, ohrenbetäubender Donner. Die Situation hat viel Aehnliches, der Effect ist wesentlich verschieden, wie es Sitten, Gebräuche, Sprache, Physiognomie des Landes wie der Menschen und Bauart der Wohnungen beider Länder sind, und zwar so sehr, daß man glauben sollte, England und Frankreich lägen tausend Meilen von einander. In Bezug auf die mehrmal erwähnte Bauart ist die wesentliche Eigenheit des Englischen in diesem Punkte so groß, daß selbst das Holländische, welches von Vielen mit jenem gänzlich oder doch fast übereinstimmend gehalten wird, einen schneidenden Gegensatz macht, ungeachtet der vielerlei wirklich ähnlichen Verhältnisse.

(Fortsetzung folgt.)

Heiderabad.

(Aus dem Asiatic Journal. August 1833.)

Obgleich Randschit Sing der einzige wirklich unabhängige regierende Fürst Indiens genannt werden kann, so gibt es doch innerhalb der englischen Besitzungen noch andere Fürsten, mit denen in Folge des Systems der Nichtintervention das englische Gouvernement zu thun hat. Ungeachtet ihrer politischen Wichtigkeit sind doch die dem Nizam, einem mohammedanischen Fürsten, unterworfenen Distrikte Europa verhältnißmäßig wenig bekannt, da seit dem wiederhergestellten Frieden im ganzen brittischen Indien nichts die öffentliche Aufmerksamkeit darauf ziehen konnte, wie glänzend auch die Rolle war, die er früher spielte, und wie sehr auch seine Stellung die englischen Interessen in jenem Theile der Welt beschäftigte. Das Gebiet, welches der Fürst von Heiderabad inne hat, entstand aus den Trümmern eines Reichs, das einst durch die mohammedanischen Einfälle in Indien gegründet, aber durch häufige innere Veränderungen zerfallen und endlich in verschiedene kleine Staaten zertheilt worden war, und deßhalb den Waffen von Aurengsib leicht unterlag, bis es nach und nach fast ganz in die Gewalt der Mahratten fiel. Eine Verbindung mit der brittischen Regierung hat die Sache eines Landes gesichert, das vorher durch auswärtige Kriege und innere Revolutionen zerrissen war; doch da ihm die eigene Verwaltung gelassen ward, so ist der Fortschritt in der Cultur gerade nicht groß; man sieht, daß die Hindu ohne äußere Unterstützung nicht zu besserer Erkenntniß kommen können, da ihre Religion und ihre Politik sich gleich feindlich gegen erweiterte Kenntnisse oder allgemeinere Bildung zeigen. Der Reisende, der diese große und interessante Provinz durchwandert, sieht wenig mehr als Trümmer und Zerstörung, verlassene Städte, jetzt ein ungeheurer Steinhaufen, große Strecken fruchtbaren Landes, das unbebaut und wüste liegt. Obgleich ein Tafelland, geben Felsen und Berge ihm doch einen malerischen

Charakter, während die Trümmer von Gebäuden kaum an Schönheit von denen irgend eines andern Theils Indiens, wie prächtig sie auch seyn mögen, übertroffen werden. Die mohammedanischen Eroberer Hindustans, welche das Reich Bhamane errichteten, haben in dem Bezirke von Golconda, wo sie vorzüglich herrschten, Denkmale ihrer Pracht hinterlassen, welche die Bewunderung und das Staunen des Reisenden um so mehr erregen, wenn er den Reichthum und Glanz früherer Zeiten mit der jetzt herrschenden Armuth vergleicht.

Wenige Tagemärsche von der Stadt Heiderabad entfernt, auf der Seite nach Bombay zu, ist das Land mit Felsen bedeckt, die sich aus der Erde erheben und mit einer Erdschicht bedeckt sind, die, obgleich dürftig, doch fruchtbar zu seyn scheint. Geht man weiter, so kommt man nach Puttun Churru, wo jetzt nur noch die Reste von Tempeln aus schwarzem Granit und der Name Puttun die Lage einer ehemaligen Stadt anzeigen, die, da dieser Name nur Plätzen von bedeutender Ausdehnung gegeben wird, beträchtlich gewesen seyn muß. Als wir in den Ruinen herumgingen, bemerkte einer unserer Gesellschaft eine Figur von schwarzem Granit, die ein Bild des Buddha zu seyn schien. Hier fanden wir auch mehrere jener schönen, doch melancholischen Erinnerungen an frühere Größe, die einem Lande so eigenthümlich sind, welches häufig seine Herren gewechselt hat, mohammedanische Grabsteine von schwarzem Granit, die Trümmern von Hindutempeln einer noch frühern Zeit entnommen zu seyn schienen: ein seltsamer Wechsel, der noch greller an einem Platze desselben Namens, Puttun, der frühern Hindu-Hauptstadt von Guzerat, hervortrat, wo prächtige Marmortempel einst als Grundlage zu mohammedanischen Gebäuden gedient hatten, welche ihrerseits wieder niedergerissen wurden, und einen unerschöpflichen Steinbruch bildeten für die Hindugebäude des jetzigen Mahratten-Regiments. Wie wir weiter vordrangen, wurde die Gegend immer schöner; die Ebene wechselte ab mit felsigen Hügelketten, bestehend aus ungeheuren Massen schwarzen Granits, und so phantastisch aufeinandergehäuft, daß man glauben könnte, menschliche Kunst habe sie so geordnet, wenn die Aufgabe für menschliche Kraft nicht augenscheinlich zu groß wäre. Die Eingebornen schreiben diese außerordentlichen Felsenthürme nach ihrer gewöhnlichen Art, sobald irgend etwas durch Natur oder Kunst Hervorgebrachte ihre Fassungskraft übersteigt, den Göttern zu. „Als der große Baumeister des Weltalls, sagen sie, die Erde vollendet hatte, warf er die Abgänge und übriggebliebenen Steine auf den Fleck, wo wir jetzt stehen.“ Doch gibt diese naive Lösung des Geheimnisses keineswegs eine gehörige Idee von der Art, wie diese Riesenspitzen aufeinandergeworfen sind, ein ungeheurer Felsblock auf dem andern, jeder deutlich ein einzelnes Stück für sich, der oberste aber, gemeiniglich der größte von allen, so lose auf die andern gelegt, daß es nicht größerer Anstrengung als die Berührung eines Kindes zu bedürfen scheint, um das ganze Gebäude übereinander zu stoßen.

Die Gesellschaft, überrascht von einem so unerwarteten und sonderbaren Anblick, machte häufig Halt, um diese seltsamen und furchtbaren Naturspiele zu betrachten, und trat, langsam weiter gehend, in ein Thal, das von ähnlichen Bergen umschlossen war, die sich in düsterer, furchtbarer Majestät zu einer beträchtlichen Höhe erheben. Es ist der Phantasie eines Dichters kaum möglich, sich eine erhabenere Wildniß vorzustellen, als die düstere Großartigkeit dieses Amphitheaters mit seinen schwarzen, nackten, schrecklichen Spitzen, die in das dürre Thal herabdräuen. Eine kleine Abtheilung der Reiterei des Nizams gab der Gegend ein noch poetischeres Interesse. Diese wilden, kriegerischen, stets ausgezeichneten Gestalten in ihren glänzenden, polirten Waffen und prächtigen, bunten Gewändern bildeten Kriegergruppen, die den Augen der Europäer ein ganz neues Schauspiel entfalteten, denn die Wirkung solcher eben beschriebenen Scenen ist fast beunruhigend, er versetzt uns zurück in vergangene Zeiten oder zaubert uns Bilder einer phantastischen Welt ins wirkliche Leben. Und in der That trug Alles bei, solche Bilder zu unterhalten, denn unter dem Schutz eines großen Baumes, der in der Mitte des Thales wuchs, dem einzigen innerhalb vieler Meilen in der Runde, saß eine jener mysteriösen Gestalten, die in keinem Mährchen fehlen. Wenn Ritter auf Abenteuer ausziehen, treffen sie gewöhnlich ein altes, krankes Weib oder einen Greis, die auf den Gränzen der bewohnbaren Welt leben, Wesen „so zusammengeschrumpft und so wild in ihrem Aeußern,“ daß sie der Menschheit gar nicht anzugehören scheinen. Der einzige Bewohner dieser Wildniß war ein mohammedanischer Einsiedler, der sich unter dem genannten Baum eine Hütte gebaut hatte, und jedem vorübergehenden wahren Gläubigen seinen Segen und einen Trunk reinen Wassers spendete. Das Thal war an seinem Ausgang außer seiner natürlichen Abgeschlossenheit noch durch Kunst befestigt. Eine Mauer mit einer Brustwehr und Schießscharten für Vertheidigungswaffen versehen verschloß den Eingang, und konnte in unruhigen Zeiten von dieser Seite Heiderabad recht gut sichern. Hinter diesen Werken dauert der felsige Charakter der Gegend immer noch fort, und während die kleine europäische Kafila oder Karawane dieses Defilée von demselben schwarzen Granitfelsen durchzog, bildete sie anmuthige Gruppen, wie die Reiter voraus und die Diener mit ihren verschiedenen Lastthieren, Elephanten, Kamelen, Ochsen, den finstern, traurigen Weg lang hinzogen. Da wir dem Lande fremd und für die interessanten Gegenstände nicht vorbereitet waren, welche uns im Lauf unserer Reise begegnen mußten, so wurden wir so überrascht, als aus dem Felsenmeere die Gräber der Könige von Golconda auftauchten, daß wir sie fast mit offenem Munde anstaunten. Kein Grashalm, kein lebendes Geschöpf war ringsum zu sehen, nicht einmal der Flügelschlag eines Vogels störte die feierliche Stille der Gegend; die Luft war vollkommen still, der blaue Himmel wolkenlos, und die ganze Natur schien in tiefe Ruhe versunken. In der Ferne erheben sich in einsamer Herrlichkeit und majestätisch jene glänzenden Steinhaufen, dem Andenken mächtiger Könige geheiligt, in schöner Uebereinstimmung mit den furchtbaren Felsen, deren Trümmer nur hier zu liegen schienen, um mächtiger als Worte in schweigender Beredsamkeit zum Herzen zu sprechen. Lange und begierig in lautloser Bewunderung blickten die Reisenden auf das wundervolle Schauspiel, unbeschreibliche, schmerzliche und doch freudige Gefühle erfüllten den Geist, hoben das Herz, und ergriffen die ganze Seele mit einer Art von Begeisterung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Bury Herald enthält über das Sinken des Quäkerthums Folgendes: Von den sechzehn Quäkerhäusern in der Grafschaft Suffolk sind jetzt acht geschlossen wegen Mangels an Gemeinden, und in den übrigen nimmt die Zahl der „Freunde,“ welche sie besuchen, fortdauernd ab. Als man einigen Mitgliedern der Gesellschaft der Freunde dieß mittheilte, schienen sie keineswegs darüber bekümmert, und es hat allen Anschein, als ob diese religiöse Körperschaft, wenigstens in der Grafschaft Suffolk, allmählich verschwinden werde.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 310.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 November 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Die ausgewanderten Boers.

Es ist gewiß eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Colonialgeschichte, daß eine Anzahl von vielen Tausend Colonisten das von der Regierung beschützte Land verläßt, um sich unter die wilden Stämme zu wagen, mit diesen auf eigene Faust zu unterhandeln, und sich ein neues Vaterland zu gewinnen, ja nöthigenfalls zu erfechten. Die Gründe dieses Ereignisses sind für den, welcher die Geschichte der Capcolonie in den letzten zwanzig Jahren verfolgte, kein Geheimniß. Seit der ersten Gründung durch die Holländer sind die Colonisten, welche allmählich große Land- und Heerdenbesitzer wurden, immer an der Südostküste des Landes fortgerückt; das Gebirge, welches Südafrika bildet, fällt in dieser Richtung in kurzen, von zahlreichen Thälern durchschnittenen Terrassen ab, welche zur Viehweide vorzüglich tauglich sind; je weiter gegen Osten, desto mehr Rindvieh- und Schafzucht, und desto weniger Ackerbau. Uebersteigt man das Gebirge gegen Norden und Nordosten, so fällt hier das Land in sehr breiten, flachen, ausnehmend trockenen Terrassen ab, die nur unmittelbar nach der Regenzeit dem Vieh Nahrung darbieten, und wo nur einzelne Oasen Ackerbau gestatten; weiter gegen Norden und jenseits des Garieps oder Oranjeflusses schreitet, aus Ursachen, welche bis jetzt noch ein Räthsel sind, das Trocknerwerden des Landes fort. Nur das gegen Nordosten streichende Gebirg und dessen Abfall gegen Südosten bietet günstigere Verhältnisse dar. Darum sind die holländischen Colonisten auch fortwährend in dieser Richtung fortgeschritten, und bis in den Anfang dieses Jahrhunderts herein, ja bis noch vor 10 Jahren wurden die benachbarten Kaffernstämme ohne weiteres ihres Landes beraubt. Das Fortrücken der Colonisten führte zu Händeln mit den Wilden, welche sich beeinträchtigt fanden, die Regierung — die englische wie früher die holländische — schickte Truppen, welche durch die Colonisten, die Boers, verstärkt wurden, die Wilden unterlagen, und der Friedensschluß gab stets den weißen Ansiedlern neues Land, neue Weidestrecken und oft auch das Vieh der Wilden, welche wie die weißen Ansiedler großentheils von Viehzucht leben.

Im Laufe dieses Fortrückens sind die Hottentotten nach und nach unterdrückt worden: man entriß ihnen ihre Heerden, die Kühnsten zerstreuten sich in die Wälder, wo wir sie jetzt unter dem Namen Buschmänner kennen, ein großer Theil wurde aufgerieben, und der Rest blieb als Sklave den holländischen Boers. Obwohl in dieser Lage mancher Mißhandlung, mancher schreienden Willkür ausgesetzt, wurde doch ihr Loos nie so hart, als das der westindischen Neger: sie waren erbliche Knechte, mit welchen der Herr meist die Arbeit theilte, und zu schwer konnte im Allgemeinen der Druck nie werden, da die Flucht zu den noch frei umher wandernden Hottentottenstämmen oder zu den Buschmännern immer offen stand. Die Mehrzahl gehorchte dem eingedrungenen, physisch und moralisch stärkern Stamm, und dieser konnte auch der des Landes kundigen Knechte nicht wohl entbehren, weil der weitläufige Landbesitz, die Jagd der wilden Thiere und die Sorge für das Vieh mehr Menschen erforderte, als der weiße Stamm liefern konnte. Unter diesen Umständen wuchs ein kraftvoller, auf seine Unabhängigkeit und seine Herrschaft über den unterworfenen Stamm trotziger Bauernstand heran, und entwickelte sich ungehindert zwei Jahrhunderte lang.

Nun trat auf einmal die englische Regierung dazwischen, erließ Verordnungen zur Befreiung der in die Knechtschaft hinabgestoßenen Hottentotten, und ergriff Maßregeln, um der gewaltsam fortschreitenden Ausbreitung der Boers Einhalt zu thun. Diese Maßregeln sind allerdings löblich, doch waren sie, namentlich die erstere, gewiß auch von dem Wunsche eingegeben, das unbändige Geschlecht der Boers, über welche die Regierung nur eine geringe Gewalt ausübte, zu schwächen. In derselben Absicht suchte man auch die Ansiedlung von Leuten englischen Stamms zu bewirken, doch mit geringem Erfolg, da der gebildete Theil der Ansiedler bei dem ungewohnten Klima und den Beschwerden einer neuen Ansiedlung großentheils zu Grunde ging und die übrigen den Boers an Bildung und Sprache zu nahe standen, um nicht allmählich sich an sie anzuschließen.

Die Freilassung der Hottentotten und ihrer Abkömmlinge, namentlich auch der Bastard-Hottentotten, welche aus unehelichen Verbindungen von Boers mit Hottentottenfrauen hervorgegangen waren, mußte für die Boers ein Donnerschlag seyn, namentlich

da, wo die Viehzucht vorherrschte. Eine große Unzufriedenheit gab sich alsbald kund, es kam zu Widersetzlichkeiten gegen die Regierung, welche freilich bald beschwichtigt wurden, wobei aber einige Boers eine tollkühne Tapferkeit zu Tage legten. Zu allem dem kamen noch die Missionäre, welche mit ihren Bemühungen zur Ausbreitung des Christenthums auch zugleich die christliche Lehre von der allgemeinen Gleichheit aller Menschen unter den armen Hottentotten predigten und somit der englischen Regierung und ihren Verordnungen zu Hülfe kamen. Aber die Boers sind ein Geschlecht, mit welchem nicht zu scherzen ist: sie fühlten wohl, daß sie zur offenen Widersetzlichkeit gegen die Regierung zu schwach seyen; aber sie wollten sich deren Verordnungen nicht unterwerfen, und zu dem Ende entwarfen sie den Plan, sich derselben durch Auswanderung zu entziehen, und sich mit ihren Heerden und Sklaven auf ein Gebiet zu begeben, wohin die Herrschaft der englischen Regierung nicht reiche. Eine kleine Anzahl zog voran, um das Land auszukundschaften, und mit den eingebornen Häuptlingen Verträge zu schließen. Letzteres mißglückte: einer ihrer Anführer, welcher mit Dingaan, dem Nachfolger des berüchtigten Chaka, einen Vertrag unterhandeln wollte, wurde mit 60 seiner Leute verrätherisch ermordet; aber die Boers rächten seinen Tod in mehreren blutigen Gefechten, und jetzt schienen sie außer Gefahr für ihre Niederlassung, als deren Hauptort sie Port Natal, von ihnen Port Holland genannt, zu betrachten scheinen. Der eben erwähnte Chaka hatte auf seiner blutigen Laufbahn mehrere Stämme unterworfen, welche sich jetzt, als sein Nachfolger von den Boers angegriffen wurde, empörten, was den Letztern sehr zu statten kam.

Die Nachrichten, welche wir von diesem außerordentlichen Ereigniß erhalten, kommen uns nur von englischer Seite zu, und es ist ihnen nicht ganz zu trauen, da die Engländer geneigt sind, das den Boers zustoßende Unglück zu übertreiben; denn allen Nachrichten zufolge sind diese von Haß gegen die Engländer erfüllt, und werden in keinen Verkehr mehr mit ihnen treten wollen. Vielleicht bietet sich unter diesen Umständen Holland Gelegenheit dar, wieder an der Küste von Afrika festen Fuß zu fassen.

London.

(Fortsetzung.)

Wir haben den Neuangekommenen vom Customhouse, oder überhaupt von der natürlichsten Route (der Wasserroute), herbegleitet, haben ihn so geführt, daß er stufenweise das ganze Element Londons kennen lernte; eigenthümlich ist aber der Eindruck wieder, wenn dem Raum nach entgegengesetzte Localverhältnisse vorerst auftreten; dieß wird der Fall seyn, je nachdem der Fremde in die Stadt tritt. Sollte er in einer, unserm Ankommen ganz entgegengesetzten Richtung herkommen, so würde er auch ein umgekehrtes Verhältniß der Natur seines Eindruckes wahrnehmen: er käme zuerst in die vornehmste Region, welche von der von Poplar und Wapping wie Tag und Nacht verschieden ist, und zwar so, als lägen auch hier ganze Provinzen dazwischen. Wir lassen den Reisenden von Bath hereinreisen. Er passirt vorerst an der Seite dessen vorbei, was der Stadt einen vorzüglichen Reiz gewährt — eines Parkes; — er hat Hydepark zur Linken, bald Greenpark und den Kingsgarden zur Rechten, vor sich einen herrlichen Prospect der Stadt, über Gebäude, Gesträuch und Bäume hinweg, die majestätisch hervorragende Westminsterabtey, die Gebäudegruppe am St. Jamespark, den Park selbst mit den angenehmen Gewässern in demselben, und vor Allem dem unvergleichlichen Grün und der Menge Lustwandler auf demselben; die Gebäude zur Linken traten wegen der Erhebung des Hydepark nicht so sehr hervor; — man schenkt der nicht fernen ehernen Statue des Herzogs von Wellington einen Blick, und nähert sich dann dem Hyde-park Corner, welches einen unvergleichlich schönern Anblick gewährt. Auch hier sind in neuester Zeit solche verschönernde Neuerungen vorgenommen worden, daß sich jener, der London früher sah, hier, wie in der Gegend der Londonbridge, kaum mehr zu recht finden wird. Der links liegende, mit dem Gitterwerke des ersten Hauses in Verbindung stehende Eingang in den Park, the Screen genannt, stellt drei, mit prächtigen Säulen gezierte, unter sich verbundene, triumphbogenartige, mit trefflichen Bronzethoren geschmückte Einlässe vor; das erste Haus selbst ist das Apsleyhouse, die Wohnung des Herzogs von Wellington.

Alles ist großartig, prächtig, fashionable, reich, überreich, Luxus und Ueppigkeit verkündend, wo nur ein Fenster ein wenig aufsteht, sieht hochtrabend und stolz der Reichthum durch; unbeschränkt ist der Blick von hier aus, die eine, die rechte Seite dieser prächtigen Avenue hat keine Gebäude; die Aussicht ist in den Greenpark. Die Häuserreihe fängt erst mit dem St. James-Quartier an, Berklystreet und Berklysquare gegenüber, wo dem Blick nichts als Großartigkeit begegnet, wenn auch gleich nicht in untadelhafter Architektonik. Bald versenkt sich der Blick in die prächtige St. Jamesstreet, deren Ende leider der in seinem äußern Ansehen schlechteste königliche Palast der Welt verunstaltet. Doch im nächsten Augenblicke nimmt schon wieder die Pracht und Großartigkeit des Bildes den ganzen Geist in Anspruch; links oder rechts, dort der ausgezeichnete, die Regentstreet unterbrechende Quadrant, rechts entweder der letzte Theil der so eben genannten Straße oder am Ende von Piccadilly die Gesammte des eigentlich vornehm Großartigen dieses Quartieres; wir sind in Trafalgarplace (Charingcroß), wohin wir unsern Wanderer, welcher von entgegengesetzter Seite kam, begleiteten; in weiterer Fortsetzung würden die umgekehrten Verhältnisse des Eindrucks eintreten. Wir wollen nicht entscheiden, welcher Weg für den ersten Eindruck günstiger seyn möchte, von der City nach Westminster oder umgekehrt; so viel ist aber gewiß, daß bei allen Gegensätzen nichts zu verlieren ist, weil die mercantilische Großartigkeit des außerordentlichen Verkehres in der City, der Anblick des Hafens, durchaus sich messen kann mit der vornehmen Großartigkeit des Luxus, der Mode und Pracht; — eine Verhältnißausgleichung, welche sich wohl in keiner Stadt der Welt mehr findet.

Einen etwas verschiedenen Eindruck von dem durch Pic-

cadilly macht der Eintritt in die Stadt durch die Oxfordstreet. Die Avenue liegt höher und freier; zur Rechten hat man die ganze Aussicht über den Hydepark bis an den fernen, das großartige Bild umsäumenden Horizont; links eine häufig mit Häuser- und Straßengruppen unterbrochene Landschaft, in weiter Ferne Primrosehill, das ganze Bild überragend, mit dazwischen liegendem Regentspark; vor sich eine ungeheure Häusermasse, bunt durch einander, und im weiten Horizont mit dickem Nebel bedeckt (wenn nicht auf der ganzen Stadt Nebel liegt, so ist die so eben beschriebene Partie immer am freiesten, heitersten, ja die Vegetation derselben ist im Frühling jener der City wenigstens um vierzehn Tage voraus); die breite Oxfordstraße theilt diese ungeheure Häusermasse. Da in dieser Straße, wie schon erwähnt, in der Nachbarschaft der aristokratischen Vornehmheit, sich Handel und Gewerbe von beiden Seiten zeigen, so wird der Wanderer gleich anfangs an das eigentliche brittische Element, den Handel, gemahnt, nicht ohne einen Anstrich von Vornehmheit, welche Färbung in der Regentstreet den höchsten Grad erreicht.

Auch hier begegnen wir wieder dem Wanderer von der entgegengesetzten Seite, und wir verlassen daher die Scene und versetzen uns in einen andern Zugang zur Stadt, um dieselbe in einer andern Physiognomie zu sehen; wir denken, der Fremde komme nordwestlich her an, z. B. auf der Liverpoolroad. Die Annäherungsscene ist höchst eigenthümlich; man hat links und rechts die Stadt in unabsehbarer Länge vor sich; auch bei schönstem Wetter erreicht das Auge nirgends den gewöhnlichen Horizont. Immer wird ein mehr oder weniger dichter Nebel die Stadt decken; kaum wird die düstere Majestät der St. Pauls-kuppel hervorragen; im nächsten Bereiche der Perspective ist Alles neu, Alles modern; Schritt für Schritt sieht man es der Stadt an, daß sie sich Tag für Tag zu erweitern strebt; da und dort vollendete Straßen und Sträßchen, dazwischen wieder Brachfeld oder Wiese, anscheinende Dörfermassen, die erst zur Stadt gezogen wurden, oder in kurzem dazu gezogen werden sollen; eine unendliche Menge zerstreuter Gruppen, denen das Jahrhundert bald eine solche Verbindung geben wird, daß die Form früheren Daseyns vollkommen verwischt wird. Zwischen dem Dorfe Islington, welches sonst, wie wir früher erwähnten, eine ganze Stunde von der Stadt entfernt war, ist nun kein eigentlich unstädtischer Raum mehr, Alles hängt zusammen. Wir lassen den Ankommenden bis zum obern Ende der Cityroad gelangen, denn hier bildet die Scene eine sehr natürliche Abtheilung; links die Cityroad, den Gürtel um die Hälfte des Körpers (die Handelswelt), rechts Winchester-, Kings-, Pleasant Row und endlich New Road, den Gürtel der zweiten Hälfte (der vornehmen aristokratischen Welt), bildend. Wir finden den Fremden am Angel, einem der vielen Punkte, von wo aus die Communicationswagen (Stagecoaches u. s. w.) abgehen und wo sie ankommen; er hat die Wahl, sich rechts oder links zu wenden; den mittleren Theil rathen wir ab, da er keinen entscheidenden Eindruck zuläßt, und der abgerissenen Partien wegen nicht zu den angenehmsten Annäherungspunkten gerechnet werden kann, wenigstens müßten die ersten Momente des Eindrucks gleich durch ein Zuchthaus (Cold Bath Field Prison oder County jail, House of correction) gestört werden. Wir denken uns lieber, wenn dann wieder der durch London gemachte erste Eindruck ein gemischtes Gefühl werden soll, wie in den andern Avenuen, daß der Fremde gerade im Angel ankomme, wann der auf freier Straße gehende Dampfwagen oder Dampfomnibus in der Ferne daher kömmt und eine höchst interessante, aber durchaus nicht auffallende Erscheinung darbietet, namentlich, wenn man schon Locomotive mit angehängtem Wagenzug auf Eisenbahnen gehen sah; nur der Mangel der Pferde ist das Sonderbare der Erscheinung; außerdem unterscheidet sich das ganze Fuhrwerk wenig von andern Omnibus, indem die Maschine mit dem Dampfapparat sehr versteckt ist; auch präsentirt sich der mit dem Rade Lenkende, oder vielmehr Steuernde, nicht viel anders, als ein gewöhnlicher Kutscher; auch die Schnelligkeit ist nicht so auffallend, da der Wagen der Concurrenz willen mit den von Pferden gezogenen Omnibus nicht schneller gehen darf, als die andern, wobei freilich an freier Stelle, z. B. gerade, wenn es von der Cityroad auf den Angel zugeht, das Gesetz verletzt wird.

(Fortsetzung folgt.)

Die Correspondenz Washingtons.

Kürzlich erschien in Nordamerika dieses Werk in 12 Bänden; das Athenäum (20 October) macht darüber nachstehende empfehlende Bemerkungen: „Dieses wichtige Nationalwerk ist jetzt vollständig, und die Erwartungen, die man davon hegte, sind gerechtfertigt. Die Arbeit, welche diese Sammlung erforderte, muß unermeßlich gewesen seyn, wie man schon daraus abnehmen kann, daß die Privatcorrespondenz, seine eigenen Briefe und die empfangenen zusammengenommen, über 200 Foliobände betrugen. Dann kamen alle noch vorhandenen Berichte über die Sitzungen des alten Congresses im Manuscript, die Archive aller ursprünglichen dreizehn Staaten, die Privatsammlungen aller einflußreichen Männer u. s. w. Auch ließ sich das Werk ohne Nachforschungen in Europa nicht abfassen: über 600 officielle französische Depeschen wurden dem Verfasser in Paris zugestellt. Unter einer solchen Last von Vorbereitungsarbeiten wäre ein gewöhnlicher Fleiß erlegen, auch abgesehen von der Nothwendigkeit, eine Masse gedruckter Quellen durchzulesen." Der Bearbeiter dieser Correspondenz ist ein Hr. Sparks.

Heiderabad.

(Fortsetzung.)

Als wir näher kamen, legte sich dieser Sturm des Entzückens nicht, ein Gefühl der Ehrfurcht bemächtigte sich jedes Gemüths. Das Frühstück war unter dem Säulengang eines der untern Gebäude aufgetragen worden, und nachdem wir einige Zeit schweigend und bewundernd auf die herrlichen Gebäude geblickt hatten, die ihre Thürme und Kuppeln weit über die Ebene ausbreiteten und eine wahre Stadt der Todten bildeten, wanderten wir darinnen herum und traten in eines der prachtvollsten dieser Mausoleen. Anfangs, als wir auf die hohe Kuppel blickten, welche den weiten Raum unten wie eine Kathedrale

krönte, schienen unsere Fußtritte selbst uns der Verletzung der Heiligkeit dieser königlichen Ruheplätze anzuklagen, die seit lange schon einer ungestörten Einsamkeit geweiht waren. Jedes Wort ward flüsternd gesprochen; doch selbst die leisen Töne, die uns entschlüpften, ertönten, vergrößert durch das Echo dieses ungeheuren Gebäudes, fast wie ein Requiem, und als wir an die sonderbare Lage, in der wir uns befanden, genügend gewöhnt waren, um mit dem natürlichen Laut unserer Stimmen zu sprechen, erklangen sie in großartiger Haemonie, ganz für den Ort geeignet. Sogleich ließen zwei von uns ihre Flöten holen und begannen ein feierliches Lied, welches fast wie die Töne einer Orgel weit und herrlich die Räume des Domes erfüllten. Wenn man die große Ehrfurcht sieht, die von allen Classen und Meinungen in Indien den Todten gezollt wird, so ist es schwierig, selbst bei den Kriegen und Empörungen, welche diese Provinz verheerten, die Entweihung und Vernachläßigung dieser Grabmäler zu erklären, die man in geringer Entfernung von der Stadt und Festung Golconda antrifft.

Wie blendend sind die Phantasiegebilde, welche schon der Name dieses weit berühmten Ortes hervorruft! Von Golconda kamen größtentheils die Vorstellungen der Reichthümer und des Ruhmes des Osten. Aber wenn auch der Name Golconda durch den Ruf seiner unerschöpflichen Diamantengruben, die man in seiner Nähe vermuthete, bekannter in Europa ist, als jeder andere Ort Indiens, so kennt man doch seine Geschichte nur sehr wenig, da es eine lange Zeit gänzlich aufhörte, die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ohne Zweifel war Golconda ein Ort von großer Wichtigkeit seit der Zeit, wo durch die Nachfolger des Patan Firus Scheh die umliegenden Bezirke zu einzelnen Königreichen erhoben wueden — lange vor Errichtung des Mogul-Reichs — bis zu seiner unpolitischen Unterwerfung durch Aurengsib, welcher durch die Zerstörung seiner Unabhängigkeit die Macht der Mohammedaner schwächte. Die Geschichte dieser Theilung des Bhamanen-Reichs, von Ferishta geschrieben, ist mit Erzählungen von den Reichthümern und der Größe der langen Reihe von Königen, welche über dieses Land herrschten, angefüllt, die fast ans Mährchenhafte gränzen, und die prächtigen Gräber, welche den Königen und ihren Verwandten von der Dynastie Culub Schah gehören und die wir eben beschrieben, bezeugen hinlänglich ihre frühere Pracht. Zu fest gebaut, um an der Zerstörung, die sie umgibt, Theil zu nehmen, erheben die stolzen Mausoleen der Nachkommen des Gründers des Reichs Golconda immer noch majestätisch ihre königlichen Häupter, wenn auch ihres kostbaren Schmuckes, der Einkünfte zur Unterhaltung einer dienenden Priesterschaft und der Parks und Gärten beraubt, mit denen sie umgeben waren. Einsam und den Zerstörungen der Zeit überlassen, steigen ihre stattlichen Kuppeln und Zinnen aus der dürren Ebene auf, keine schützende Mauer umgibt sie mehr, sie vor den Angriffen zu sichern, die Unwissenheit oder Muthwille übt, um den Forschritt des Zerfalles zu beschleunigen. Das älteste dieser Geäber ist nicht mehr als 500 Jahre alt, aber sie sind so häufigen und so barbarischen Angriffen ausgesetzt worden, daß nur die ungeheure Festigkeit ihres Baues sie vor gänzlichem Untergange bewahrt hat. Jedes Mausoleum steht in der Mitte einer geräumigen viereckigen Terrasse, zu welcher auf allen Seiten breite Treppen hinaufführen, den Eingang bildet ein reicher Bogengang, der auf jeder Seite aus derselben Anzahl Spitzbogen besteht, und mit einer hohen Balustrade und einem Minaret an jedem Winkel endet. Das eigentliche Gebäude, ebenfalls viereckig, erhebt sich ungefähr 30 Fuß über der obern Terrasse dieser Arkade, und ist auch mit einer Balustrade umgeben, deren Seiten mit kleinern Minarets versehen sind als die untern. Aus der Mitte dieses Theils des Gebäudes steigt die Kuppel auf, und gibt durch ihre Größe dem Gebäude, das sich durch die Pracht und Symmetrie seiner Verhältnisse bemerklich macht, einen noch ausgezeichnetern Charakter. Das Hauptmaterial ist grauer Granit, in einigen Theilen mit Stukkatur, in andern mit Porzellanziegeln verziert, durch welche Indien einst so berühmt war. Die Farben haben ihren Glanz noch jetzt, und die Auszüge aus dem Koran, mit weißen Buchstaben auf blauen polirten Grund gemalt, sind glänzend wie Email. An jedem dieser Gräber ist eine Moschee angefügt, die früher die Privilegien einer Freistatt besaß, und diese religiösen Gebäude unterhielten nicht allein eine große Anzahl Priester, sondern spendeten auch den benachbarten Armen eine tägliche Mahlzeit. Die umliegenden Gärten waren schön eingerichtet, mit vielen Springbrunnen verziert, und bildeten zugleich für jede Jahreszeit einen angenehmen Aufenthalt, besonders anmuthig im heißen Wetter. Obgleich dieser Zierden beraubt, haben sie doch nichts von ihrer Großartigkeit verloren; vielleicht macht die Einsamkeit, von der sie umgeben sind, einen gewaltigern Eindruck auf das Gemüth, als wenn die Hand des Menschen immer noch sichtbar bei ihrer Erhaltung wäre. Sie sind zwar nicht so reich verziert, wie die Grabmäler bei Allahabad in Guzerat, doch fällt ihre Größe und Festigkeit zugleich ins Auge, und bringt einen größern Eindruck auf das Gemüth hervor, als die vollendetste Bildnerarbeit es thun könnte. Diese Gräber wurden mit großen Kosten errichtet, einige von ihnen sollen 150,000 Pfd. St. gekostet haben. Die Emailarbeit, mit der sie verziert sind, soll das Werk von Künstlern seyn, die eigens deßhalb aus China hieher gebracht wurden; doch hat man allen Grund zu glauben, daß diese Verzierungen das Werk von Eingebornen sind, da ähnliche Ornamente in Bidschapur, Agra, in Behar, Bengalen und andern Orten gefunden werden. Man sieht deutlich, daß Versuche gemacht worden sind, diese prächtigen Monumente zu zerstören, doch ist die größere Anzahl ungeachtet dieser Verheerungen, denen sie ausgesetzt gewesen, immer noch trefflich erhalten. Und so kann man wohl hoffen, daß diese köstlichen Denkmale der Baukunst einer frühern Zeit, die schwer wieder ersetzt werden könnten, bleiben werden, bis eine neue in Deccan entsteht. Von den Höhen dieser Gräber hat man eine ausgedehnte und interessante Ansicht auf das Land umher in all seiner düstern Herrlichkeit, und zum Theil auch auf Heiderabad.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Bis Ende September dieses Jahres waren trotz der späten Eröffnung der Schifffahrt bereits 11,066 Schiffe durch den Sund gegangen, so daß dieß Jahr die Zölle einträglicher als gewöhnlich seyn werden. Seit den letzten 20 Jahren ist das Jahr 1829 das einträglichste gewesen, indem damals nicht weniger als 13,488 Schiffe durch den Sund gingen. (Englische Blätter)

Einem Schreiben Capitän Napiers in der Naval and Military Gazette vom 20 October zufolge scheint man ernstlich darauf bedacht zu seyn, die englischen Seeofficiere in dem Gebrauch und der Leitung der Dampfmaschinen zu unterrichten, damit sie nöthigenfalls jeden Augenblick das Commando von Dampfbooten übernehmen können.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 311.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

7 November 1838.

Saragossa.

(Aus Didiers Schilderung in der Revue de Paris.)

Saragossa ist keine schöne, aber eine originelle und anheimelnde Stadt mit einem alterthümlichen, seltsamen Anstrich, der aber etwas Gefälliges hat. Obwohl in der Ebene erbaut, ist sie doch ohne allen Plan angelegt: die Straßen sind eng, krumm, mit rohen Kieselsteinen gepflastert, die wahre Fußangeln sind, und den Fuß bei jeden Schritt verwunden; sie sind ein Labyrinth, wo man sich unmöglich auskennen kann, und wo man, des leitenden Fadens beraubt, sich umwendet und wieder umwendet, um sich immer von neuem zu verirren. Ich kenne keine Stadt, die besser für den Bürgerkrieg gebaut wäre, und fand ein eigenes Vergnügen daran, mich in diesen Wirrwarr hineinzuwagen, und zwanzigmal des Tages darin zu verirren. Eine einzige Straße, die sogenannte heilige Straße (Calle santa), weil in ihr die ersten Christen Saragossa's den Märtyrertod erlitten haben sollen, gleicht unsern neuern Straßen, und die Einwohner sind ganz stolz darauf, weil sie breit, lang, ziemlich gerade und mit ganz ordentlich gebauten Häusern besetzt ist. Man nennt sie gewöhnlich Coso, wahrscheinlich eine Verketzerung von Corso, obwohl Manche glauben, es sey das verderbte Wort Fosso, weil hier der Graben der alten römischen Stadt war. Sie war früher zu den öffentlichen Festen bestimmt, und ist auch jetzt noch der allgemeine Versammlungsort der Einwohner, und die Equipagen ziehen Abends bei der Rückkehr von der Promenade in langer Reihe auf derselben hin.

Alle Häuser von Saragossa sind aus Backsteinen aufgeführt, und ihr Aeußeres hat nichts Imponirendes; die vorspringenden Dächer berühren sich beinahe, so daß an vielen Orten das Licht nur durch eine schmale Spalte in die Straße dringt, und von unten auf der Himmel nur wie ein blaues Band erscheint. Die meisten dieser scheinbar so einförmigen und so prosaischen Häuser sind im Innern äußerst freundlich eingerichtet; fast alle haben Höfe mit Säulengängen, im größten Styl, und breite majestätische Treppen. Das schönste Haus, welches ich sah, ist die Casa de la Infanta; der innere Porticus ist mit Säulen von weißem Marmor geschmückt, die mit der ausgesuchtesten Feinheit und bewundernswerther Vollendung ausgehauen sind: die Renaissance hat nichts Zierlicheres aufzuweisen, als diese Schnörkel und das Laubwerk, das die Capitäler verziert. Rund um diesen Porticus läuft eine Reihe von Medaillons aus Marmor, welche die Könige von Aragonien darstellen; die Portraits sind in ganz erhabener Arbeit ausgehauen. Dieser bewundernswerthe Hof ist dem Vieh überlassen, und wird mit jedem Tage mehr verwüstet; er dient, glaube ich, einem Wirth, und ich fand ihn voll Mist und Galeras (eine Art Karren), welche ungestraft die Säulen beschädigten. Viele Capitäler sind schon zerbrochen, mehrere Medaillons enthauptet, einige Arkaden vermauert, und die Lumpen der Wäscherinnen hingen von den Balconen herab.

Die Häuser, welche sich nicht, wie das der Infantin, durch ihre Architektur auszeichnen, wecken durch ihre Namen manche Erinnerungen: hier ist das Haus von Palafox, dort das halbzerstörte des freigeisterischen Grafen von Aranda, weiterhin, in der Nähe der Kirche del Pilar, der Palast des Marquis von Ayerbe mit seiner eisernen Gitterthüre, da diese Familie unter der österreichischen Dynastie das Recht verloren hatte, ein Wagenthor nach der Straße zu haben. In einiger Entfernung auf demselben Platz ist der Palast des Herzogs von Medina-Celi, der allenthalben Paläste hat, und mit dem Herzog von Infantado im ganzen Königreiche herumreisen und alle Abende in seiner eigenen Wohnung schlafen könnte. Mehrere dieser Häuser waren mit einer eisernen, über der Thüre aufgehängten Kette verziert, zum Zeichen, daß einst der König dieselben betreten.

Saragossa hat auf der andern Seite des Ebro eine Vorstadt, wo man keine solchen königlichen Ketten und keine aristokratischen Häuser suchen muß, wo man aber eine richtige Ansicht von dem Bodensatze der saragossanischen Bevölkerung gewinnen kann. Meine Entdeckungsreisen führten mich öfters in diesen Sammelort des Elends und der Unreinlichkeit, und stets fand ich hier dasselbe Schauspiel: Bettler in Lumpen schliefen in der Sonne oder hüllten sich in ihre Fetzen; Kinder, nackt wie Wilde, spielten im Koth, Weiber mit hohlen Augen und geschwärzter Haut, machten ihre Toilette und sangen Coplitas an der Schwelle ihrer Kämmerchen; weiterhin lausten sich zwei zärtliche Freunde,

was das größte Zeichen von Zuneigung ist, das sich zwei Spanier geben können; während dieser Zeit hörte man von allen Seiten Castagnetten schallen, Guitaren knarren und Glocken läuten. Man kann sich kaum eine ähnliche Entblößung, eine ähnliche Gleichgültigkeit denken; aber diese Gleichgültigkeit ist in den Sitten aller Classen, und diese Entblößung wird nicht gefühlt. Es herrscht in dem spanischen Volk eine Verachtung des Comfort, die man philosophisch nennen könnte, wenn sie vernünftig wäre, und die eine Tugend seyn würde, wenn sie nicht aus einem Fehler entspränge; denn es ist doch nur die Trägheit, welche ihm dieses Vergessen seiner Selbst einflößt: er will weit lieber sich eines Vergnügens berauben, als dasselbe mit einer Anstrengung erkaufen. Indeß ist der Spanier keineswegs immer träg, namentlich nicht, wenn ihn die Rachlust zum Morde treibt; die große Anzahl von Milagros, welche die Mauern von Saragossa bedeckt, beweist, daß diese Stadt hierin keiner andern Stadt der Halbinsel nachsteht, als etwa Valencia, wo, so zu sagen, der Mord in den Adern der Einwohner fließt. In der Physiognomie des aragonischen Volkes liegt etwas Herbes und Trotziges, das leicht in Wildheit ausartet, aber auch häufig sich als Energie und Ausdauer zeigt; der Muth, den es gegen die Franzosen zeigte, hat es unsterblich gemacht, und die Belagerung von Saragossa wird in der Geschichte als eine der schönsten Waffenthaten unseres kriegerischen Jahrhunderts leben.

Als ich diese brennenden Straßen, diese staubigen Vorstädte durchwanderte, fiel mir die Trockenheit und Dürre auf, und ich bemerkte endlich, daß Saragossa keine öffentlichen Brunnen habe, und doch fehlt es nicht an Wasser: die Stadt liegt am Ebro, und ist im Süden von der Huerva bespült; mehrere Bäche schlängeln sich durch seine Gärten, und der Fluß Gallego, das beste Wasser des Landes, fließt einen Büchsenschuß weit von der Mauer entfernt; endlich auf der entgegengesetzten Seite ist der berühmte, leider noch immer nicht vollendete Kaisercanal von Aragonien.

Jede Stadt Spaniens hat ihr Heiligthum, das von Saragossa ist Nuestra Señora del Pilar. Die Kirche ist neu, d. h. sie reicht nicht über das 17te Jahrhundert hinauf; der erste Stein wurde am Tage des h. Jacob im Jahre 1686 von Don Francisco Herrera gelegt, welcher Maler und kein Baumeister war, was man nur allzu sehr sieht. Die Ungeschicklichkeit des Baumeisters zeigt sich in allen Theilen seines Werks, und das Gebäude ist dieser Epoche des Verfalls und des schlechten Geschmacks vollkommen würdig. Es ist ein ungeheures Parallelogramm von 500 Fuß Länge und abgetheilt in drei plumpe, massiv mit noch plumpern und noch massivern Zierathen überladene Schiffe. Das Innere ist im Geschmack des 17ten Jahrhunderts, der Hochaltar ist gothisch, das Holzwerk und die Chorstühle sind im Style der Renaissance, und in der Mitte der Kirche ist eine Art von korinthischem Pavillon, wo das wunderthätige Bild besonders angebetet wird: dieser Pavillon, der erst im Jahre 1753 erbaut wurde, ist eine Kirche in der Kirche, wie die Santa Casa von Loretto, und stört alle Verhältnisse des Gebäudes. Er ist natürlicherweise der prachtvollste Theil des Heiligthums: was hier von Gold, Silber und kostbaren Steinen aufgehäuft worden, ist unermeßlich; *) ohne die Geschenke der Könige und Fürsten, so wie der Frommen jedes Standes zu rechnen, hat ein einziger Erzbischof über 100,000 Piaster zur Ausschmückung dieses Heiligthums verwendet. Unglücklicherweise wurden alle diese Reichthümer nicht nach den Regeln des Schönen angewendet: außer den Fresken von Goya, einem gebornen Saragossaner, und den Skulpturen von Manuel Alvarez, den beiden einzigen talentvollen Männern, welche Hand an dieses unglückliche Flickwerk legten, ist der Ueberrest unter aller Kritik. Die Kirche hat keine Façade, sondern nur Seitenthüren, so daß man beim Eintritt die Größe des Innern gar nicht bemerkt.

Die Kathedrale oder La Seu **) hat denselben Fehler, nämlich nur Seitenpforten und keine Façade, aber das Innere ist imposant, obgleich das Schiff etwas zu kurz ist für seine Breite, und allzu viele Capellen, Seitenaltäre u. s. w. die majestätische Einfachheit der ersten Schöpfung stören. Die Seu ist im schönsten gothischen Styl erbaut, und durch große aus Quadersteinen aufgeführte Pfeiler in fünf Schiffe abgetheilt. Aber hier, wie in allen Kathedralen der Halbinsel, ist der in den Bauten des Mittelalters stets so großartige Ueberblick gestört durch die unglückliche Gewohnheit der spanischen Geistlichen, den Chor in die Mitte der Kirche zu stellen, und zwar um 12 Fuß über den Boden erhaben. Dieses, so wie die entsetzliche Ueberladung mit neuerm Schmuckwerk, nimmt der Kirche viel von ihrer Großartigkeit; der ursprüngliche Charakter ist aber doch nicht ganz verloren, und das Ganze hat, namentlich bei der in der Kirche herrschenden Dunkelheit, einen Ausdruck strenger Majestät, dessen man sie nicht entkleiden konnte.

London.

(Fortsetzung.)

Wir begleiten nun den Fremden vom Angel auch rechts in die Stadt, indem wir gesonnen sind, ihn bis zum obern Theile des Strand zu bringen. Er wird uns erlauben, einen kleinen, aber angenehmen Umweg zu machen; wir führen ihn in das großartigste Stillleben der Welt ein; er wird lange Straßen durchgehen, wenig Menschen finden, vorzüglich Morgens, das ist, noch vor zwölf Uhr Mittags; herrliche Trottoirs, überall reinliche Straßen, nach geradester Linie laufende Häuserreihen; die Häuser nicht breit und hoch, aber reinlich allenthalben, bräunlicher Farbe, ernst, aber nicht melancholisch; prächtige Fenster, hinter denen kostbare Gardinen hervorsehen; fast überall vor den Gebäuden Gitterwerk, durch welches hinab man ein Stockwerk tiefer sieht, als die Straße liegt, und zwar in solcher Entfernung, um Stiegen abwärts Raum und den Räumen (Küchen und Gesindewohnungen u. s. w.) Licht zu geben; an den hellfarbigen Thüren (gelb, grün) Klopfer in Gesellschaft der

*) Doch scheint in neuern Zeiten Manches gefälscht worden zu seyn.

**) Seu ist ein altes limousinisches Wort, welches Sitz bedeutet, und das sich in Catalonien und Aragonien erhielt, um die Kirchen zu bezeichnen, wo Bischöfe oder Erzbischöfe ihren Sitz haben.

Hausnummer; da und dort zum Fenster heraus ein großes, mit schwarzem Rande versehenes, verschoben viereckiges Wappenschild, zum Zeichen eines Todesfalles im Hause: flache Dächer, überragt von unzähligen rothen Röhren, welche Rauchfangenden vorstellen; kein Geräusch, kein Lärm, nur da und dort eine geschäftige Milchmagd mit Eimern auf dem Rücken, an querliegendem, jochartigem Holze wie Wagschalen befestigt, jetzt da, jetzt dort an den Häusern klopfend, um den halbschläfrigen, dienenden Individuen des Hauses, welches zur Zeit des Landaufenthalts der Reichen vielleicht von Niemand anderem bewohnt ist, den Vorrath abzugeben; wahre Todtenstille ringsum, nur von fern her aus den belebten Straßen vernimmt man den dumpfen Donner des Wagengerassels; allenthalben Einförmigkeit, die aber nicht mißfällig wird, da wir bald Wechsel zu erwarten haben, und die außerordentliche Regelmäßigkeit, Helle, Freiheit, Reinlichkeit der labyrinthartigen Scene uns zum Staunen hinreißt. Den ersten, am meisten in die Augen fallenden Wechsel gewähren die bewunderenswürdig schön angelegten Squares. Dieß sind offene, meist viereckige Plätze, in der Mitte mit größeren oder kleineren parkartigen, mit Gitter umgebenen Gartenanlagen, zu welchen die Anwohner Schlüssel haben. Die vier Winkel des Square sind offen, bilden Straßen, gewähren eine weiter gehende, oft unabsehbare Aussicht, und führen meist wieder in andere Squares. Diese sind selbst so eigenthümlicher Art, daß keine offenen Plätze anderer Städte mit ihnen verglichen werden können; sie machen daher, namentlich in diesem Stillleben, einen eigenen Eindruck. Die Squaregärten sind oft mit Monumenten geziert, welche alle um ihrer Erinnerung, mehrere auch um der Kunst willen, interessant sind. Viele dieser Squares, deren es eine große Anzahl gibt, sind von außerordentlichem Umfange, so daß offene Plätze anderer Städte, z. B. Paris, in ein Nichts zusammenschwinden. Wir sehen auf unserer Wanderung von Weston und Chichester Place (New road) aus durch einige Straßen (Liverpool-, Cromer-, Hunter-, Great Coram Street, Woeburn Place) an einen der größten Squares, den Russelsquare, welcher als Muster für jeden andern angesehen werden kann, und in welchem ein langes Gebäude von Coramstreet aus auffällt; es ist das Local der 1807 gegründeten Russelinstitution für wissenschaftliche Zwecke und Lecture. Uebrigens lagen schon zwei andere, aber kleinere Squares am Wege, das Brunswick- und Mecklenburgsquare, mit dem Findelspitale dazwischen. In der nächsten Nachbarschaft (Great Russelstreet, Bloomsbury) liegt das brittische Museum, in dem so ausgezeichnete Schätze der Literatur, Antiquität und Naturgeschichte gefangen sind; in der That sieht der Bau von außen einem Gefängnisse so ähnlich, wie ein Ei dem andern; die Schildwache vor dem graulichen, düsteren Hause befördert diesen Gedanken, und läßt nicht den wahren Inhalt ahnen. Von hier aus lenken wir links in ein anderes Square, Bloomsburysquare ein, um der eigentlichen Richtung unserer Gedanken wieder eine andere Wendung zu geben; denn wir haben hier nun nicht so sehr das Square im Auge, als die beiden Statuen von Fox und Bedford (Meisterwerke Westmacotts), welche die entgegengesetzten Enden zieren. Jene in Bronce, in sitzender Stellung (17 Fuß hoch, 1816 errichtet) und das Bild dem Originale vollkommen ähnlich.

Das Leben ist nun wieder reger; wir nähern uns einer belebten Straße, einem der größern Canäle der zu- und abströmenden Population. Wir stehen am Ende von High Holborn, überschreiten die Straße und begeben uns durch Drurylanestreet in die Region dramatischer Kunst; bald stehen wir vor dem von außen düstern Drurylanetheater und uns dann rechts wendend über Bowstreet vor dem ebenfalls düstern, aber majestätischer aussehendem Coventgardentheater. Das Andenken an Shakespeare, Garrick u. s. w. dringt sich uns unwillkürlich auf, wir wenden uns aber in Gedanken und mit dem Auge sogleich an die große Bühne des Lebens allenthalben um uns; in Bowstreet ist der Herd der Londoner Polizeigerichte, in denen Tag für Tag die erbaulichsten und unerbaulichsten Komödien und Tragödien aufgeführt werden. Endlich erreichen wir nach kurzem Wege durch ein Gewühl des buntesten Volkslebens the Strand, den bestimmten Punkt.

Begleiten wir den Fremden vom Angel links ab in die City, so bringen wir ihn auf dem kürzesten Wege zu St. Pauls, durch St. Johnsroad und St. Johnsstreet nach Westsmithfield. Es ist wenig Fashionables auf diesem Wege zu treffen; Modernes und Altes durch einander; sonderbare Gruppen von Straßen links und rechts; links ein Square (Northamptonsquare) mit dem Character der Citysquares; sie sind immerhin gegen andere offene Plätze anderer Städte des Continents bedeutend, allein gegen die fashionablen Quartiere dieser Art in London sehr untergeordnet. Uebrigens ist die Partie auf dem ganzen, ziemlich langen Wege gerade gemacht, die Neugierde rege zu machen, und sie wird befriedigt mit dem Eintritt in Smithfield, wenn eben Markt und zwar Viehmarkt gehalten wird. Dieser Anblick gibt einen Begriff von der ungeheuren Großartigkeit der Consumtion Londons, und bei der Wohlbeleibtheit der Ochsen und Schafe kann man einen Schluß machen auf die Trefflichkeit der Viehzucht, denn jeder Ochse von Smithfield könnte auf einem landwirthschaftlichen Feste des Continentes den Preis gewinnen. Man muß Acht haben, nicht zu viel zu gaffen, denn Smithfield ist die practicabelste Bühne für Diebsstücke, obgleich das berüchtigte Newgate-Gefängniß sammt Galgen nur einige hundert Schritte entfernt ist. Wer übrigens von Smithfield nichts wissen will, dem rathen wir, den Weg durch die breite Goßwellstreet road, Goßwellstreet, dann Aldergatestreet zu nehmen, um den oben gezeichneten Eindruck durch den Anblick des oben schon erwähnten Postgebäudes zu vergrößern, und denselben in Bezug auf die mercantilische Scene, welche wir bereits geschildert haben, zu befestigen.

(Fortsetzung folgt.)

Bauten in Konstantinopel.

In Konstantinopel sieht man jetzt nichts als neue Bauten, die sich erheben: hier eine Moschee, dort ein Palast, jetzt ein Zollhaus

und dann eine Reihe von Manufacturgebäuden und Waarenhäusern. Es ist eine allgemein verbreitete Meinung, daß der Sultan diesem Geschmack zu großen Bauten sich hingebe in Folge einer Prophezeyung, daß er sein Leben verlieren werde, sobald er aufhöre, solche Bauten zu unternehmen. Gegenwärtig wird ein prächtiges Gebäude zu einer Seeschule bei Kassim Pascha errichtet, so wie ein zweites zum Bohren von Kanonen und Flintenläufen, wo die Maschinen durch Dampf in Bewegung gesetzt werden sollen. Der Palast zu Galata wird bald in ein schönes Collegium verwandelt seyn, und auf dem chalcedonischen Vorgebirge ist der Bau eines Lazareths begonnen. Der Hafen dieser alten Stadt ist gereinigt worden, und die verfallene Mauer soll wieder hergestellt werden. Wie man sagt, ist der Bau eines Theaters für Europäer von einer Compagnie beabsichtigt. (For. Quart. Review Octbr.)

Heiderabad.

(Fortsetzung.)

Die Gräber der Könige von Golconda sind ungefähr in einer Entfernung von 600 Schritten von dem Fort erbaut, das als Aufbewahrungsort der Juwelen und übrigen Schätze des gegenwärtigen Fürsten, des Nizam von Heiderabad, sehr streng bewacht wird; kein Fremder erlangt Zutritt dazu. Das Fort selbst ist auf einem der vorherbeschriebenen Felsenrücken erbaut, und nach indischer Befestigungsart jeder Vortheil aus den Granitmassen gezogen worden, die durch die Hand der Natur aufeinandergethürmt sind. Es scheint mit verschiedenen Mauern umgeben, und die Werke sind stark und gut im Stande. In den Augen eines Europäers jedoch hat es als Vertheidigungsplatz gar keinen Werth, denn die nahen Gräber u. s. w. sind stark und zahlreich, liegen in der Schußweite, um eine Bresche zu machen, und beherrschen die Werke. Die eingebornen Ingenieure nehmen selten auf solche Umstände Rücksicht, und die größere Anzahl von Festungen, welche im Land errichtet werden, sind auf gleiche Weise den Angriffen eines Feindes ausgesetzt. Die Gräber bei Golconda bezeugen diese gefährliche Nachbarschaft für das Fort durch die Spuren von Kugeln, welche zu der Zeit, als Aurengzib den Platz angriff, gegen sie geschleudert wurden. Die Diamantengruben, für welche Golconda so lange berühmt gewesen ist, liegen nicht in der die Festung umgebenden Gegend, die nie Edelsteine hervorgebracht hat, die Diamanten wurden vom Fuße der Nila Mulla-Gebirge in der Nähe der Flüsse Krishna und Pennar gebracht. Die Edelsteine wurden gewöhnlich roh nach Golconda geführt, und dort geschnitten und polirt, daher wurde dieser Ort der Hauptmarkt, und man glaubte gewöhnlich, die Juwelen würden in seiner unmittelbaren Nähe gefunden. Die Diamantengruben, welche früher diese kostbaren Steine lieferten, sind jetzt erschöpft und verlassen, und neuere Geologen sind der Meinung, daß die reichsten Adern in jungfräulichem Boden liegen, der von den Indiern noch nicht versucht worden ist, da sie keine wissenschaftlichen Kenntnisse haben, ihre Untersuchungen zu leiten. In der That glaubt man, daß viele Gegenden des Landes ganz auf Diamanten lagern, und daß die Erde unerschöpfliche Schätze dieser Edelsteine enthält.

Die Ansicht von Heiderabad, wenn man von Golconda kommt, ist sehr überraschend; der Palast und zahlreiche Moscheen erheben sich über die sie umgebenden Gebäude, und geben ihr das großartige Ansehen, welches noch sehr vermehrt wird durch die prächtigen Gebäude, die den brittischen Residenten gehören. Heiderabad ist jetzt einer der wichtigsten Staaten Indiens, welche unter der Controle der Compagnie stehen. Die Gebäude des Ministers, der beauftragt ist, ihre Interessen an diesem Hofe zu vertreten, sind in einem glänzenden Styl ausgeführt. In keinem Orte, vielleicht in ganz Indien, sind die orientalischen und europäischen Begriffe von Pracht inniger verschmolzen. Die Residenz ist in dem edelsten Styl englischer Baukunst erbaut und durchaus in englischem Geschmack meublirt, während die Dienerschaft und viele der Observanzen in Bezug auf die Zeichen des Ranges genau den asiatischen Gebräuchen angemessen sind. Wenigstens hielt man es für nothwendig, die Landesbegriffe in Bezug auf Würde in der Zeit des Besuchs beizubehalten. In jedem Winkel der geräumigen Hallen und Gallerien, die zu den innern Gemächern führen, waren Diener aufgestellt in reicher Kleidung und Silberstöcke von verschiedener Gestalt tragend, deren jeder ein besonderes Amt anzeigte. Diese Personen, jedem Rufe gewärtig, zeigten ein feierliches, ehrerbietiges, ceremoniöses Benehmen, der Würde des Hauses gemäß. Sobald der Resident aus seinem Gemache nach der Mitte oder dem öffentlichen Versammlungssaale des Palastes sich begab, gingen vor und hinter ihm eine höhere Classe Stabträger, welche, wenn er sich zur Tafel niederließ oder wieder aufstand, einige bedeutende Worte riefen, wahrscheinlich eine Art von Segen. Der Wagen, in dem der große Mann ausfährt, wird von einer Cavallerie-Escorte mit gezogenem Säbel begleitet, sein Einsteigen wird von den dienenden Stabträgern verkündet, welche sich zum Salam bis zur Erde herabbeugen, wenn er vorbeifährt; sobald der Wagen durch das Thor fährt, tritt die Wache unter das Gewehr, präsentirt, die Trommel wird gerührt, indeß eine Musikbande von Eingebornen, die über dem Thorweg in einer Loge aufgestellt ist, ihre ehernen Trompeten und Kesseltrommeln mit dem kriegerischen Instrumente vereinigen. Kurz, kein Monarch vielleicht beobachtet in einem höhern Grade seine Würde, als hier, wo man es für das Interesse der brittischen Regierung als wesentlich ansieht, sie in ihrem Minister an den Tag zu legen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Vom 16 October 1835 bis zum 9 März 1838 sind in Rußland drei und zwanzig Gesellschaften zu verschiedenen Unternehmungen zusammengetreten, und haben ein Capital von 32 Millionen Rubel in Umlauf gesetzt.

*

Man hat in Calcutta einen Prospectus zu einem Plane herausgegeben, um diese Stadt mit Gas zu beleuchten. (Engl. Blätter.)

*

Der bekannte Romandichter Marryatt soll gegenwärtig auf einer Reise nach den Felsengebirgen begriffen seyn. (ibid.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 100** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Panorama von Deutschland. Herausgegeben von Savoye. — Monsieur Jean, der Schulmeister. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich [illegible] Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich [illegible] fl., halbjährlich [illegible] fl. und vierteljährlich [illegible] fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich [illegible] fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 100.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

7 November. 1838.

Panorama von Deutschland.

Herausgegeben von Savoye. Paris 1838.

Es sey uns gestattet, die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dieß eigenthümliche, verdienstliche und hoffentlich wohlthätig wirkende Unternehmen hinzulenken und einige Betrachtungen, die sich uns dabei aufdrängen, mitzutheilen. Ein Deutscher, der jedoch durch seinen Namen Frankreich anzugehören scheint, vielleicht abstammend von Refugiés, setzt sich vor, die Franzosen, in deren Mitte, in deren Hauptstadt er lebt, durch ein in Form einer Zeitschrift erscheinendes Werk über Deutschland nach den verschiedensten Beziehungen aufzuklären. Lassen wir den Herausgeber selbst über den Zweck seines Werkes sprechen:

„Sind die Vorstellungen, welche Frankreich von Deutschland hat, umfassend, sind sie gründlich genug? Diese Frage wird ohne Zweifel das Publikum übereinstimmend beantworten mit einem geistvollen Mann, welchem der Plan dieses Werks mitgetheilt wurde: In Wahrheit, trotz den phantastischen Schilderungen der Frau von Staël, trotz den abenteuerlichen Erzählungen ihrer, übrigens nicht sehr zahlreichen Nachfolger, blieb Deutschland, das an unsern Thoren liegt, das mit uns nothwendigen und fortwährenden Verkehr unterhält, Deutschland, dessen innige Verbindung mit Frankreich sich jeden Tag enger schließt, uns doch in vielen Betrachten unbekannter, als manche Theile der Welt, welche die unermeßliche Mehrheit der Franzosen nie betreten wird. — Diese Unwissenheit ist es nun, die wir zu zerstreuen, diese Lücke, die wir auszufüllen hoffen."

Nachdem der Herausgeber bemerkt, daß der Nationalhaß erloschen sey, fährt er fort: Wenn Frankreich, Deutschland gegenüber, noch von Eroberungen träumt, so sind es gewiß nur solche, die man auf friedlichem Weg im Gebiet der Civilisation und Wissenschaft machen kann. Eine seiner ersten Tugenden war immer seine Bereitwilligkeit, das Verdienst zu ehren, wo es sich fand, seine Geneigtheit, von andern Nationen das Licht anzunehmen, das es zugleich gern mit großherziger Freisinnigkeit ringsum weiter ausbreitete. Diesen edeln Trieb zu fördern, durch eine mehr und mehr gerechtfertigte Achtung die glücklichen Bande der Sympathie zu befestigen zu streben zwischen Völkern, die bestimmt sind sich zu lieben — ist dieß nicht die ehrenvollste Aufgabe, die man sich stellen kann? dieß ist die unsrige.

Antwortend der Aufforderung, welche Frankreich in seinem neuen Forschungseifer an Deutschland ergehen läßt, beeifern auch wir uns, ihm — nicht mehr nur eine fragmentarische, augenblickliche, oberflächliche Ansicht des Gegenstands seiner Forschung, sondern eine gründliche Einsicht in dessen Ganzheit wie in die einzelnen Theile zu erleichtern.

Was ist auch das Panorama eines Landes Anderes, als sein Gesammtbild, das in Einem Rahmen sein Land und seine Bewohner, seine Gegenden und seine Sitten, seine natürliche Erscheinung und seinen geistigen Charakter, seine frühere Geschichte und seinen gegenwärtigen Zustand umfaßt, nach allen Richtungen, nach welchen sein Schicksal und sein Genius es treiben? Von diesem weiten Plan ist jedoch die Politik des Tages ausgeschlossen, eben weil sie ausschließender Natur ist, weil sie in ihrer aufreizenden Eigenthümlichkeit ein Hinderniß der Verschmelzung ist, die man auf einem gemeinschaftlichen und neutralen Boden bewirken möchte, von allen Kräften, allen Schätzen, über welche dermalen die entgegengesetzten Parteien gebieten. Wenn man ihren Eingebungen folgte, setzte man sich der Gefahr aus, das zu übergehen, was sie verkennt, die Züge oder die Farben zu verfälschen an dem, was sie mit den Augen des Vorurtheils ansieht — eine ungeheure Gefahr, wenn man vor Allem darnach strebt, vollständig und wahr zu seyn. Hierauf wird, glauben wir, in der That das ganz neue Verdienst unsres Werkes beruhen.

Denn trotz der Verwandtschaft des Strebens oder der Aehnlichkeit der Namen ist es doch von Wichtigkeit, daß man es nicht mit früheren oder gleichzeitigen Versuchen verwechsle, deren Umfang und Werth andre sind. Um die Neugier des Publikums zu nähren, finden sich wohl specielle Berichterstatter und Beurtheiler, die ihm vorläufig, statt des umfassenden, allge-

meinen Ueberblicks, nach dem es ohne Zweifel verlangte, diesen oder jenen Abschnitt der unermeßlichen Perspective darboten, die in ihrer ganzen Ausdehnung zu erfassen ihnen nicht möglich war. Aber diese Monographien, mit mehr oder weniger Genauigkeit und Talent entworfen, dienen nur dazu, den Schatten, in welchem alles daneben Liegende blieb, noch mehr hervorzuheben. So konnten Werke erscheinen, die, sich als pittoresk ankündigend, von Deutschland nur einige Landschaften oder Bauwerke darstellten. Nun! beim Anblick dieser so zu sagen todten Bilder, fühlte man den Wunsch, es möchte ein Zauberstab ihnen das Leben geben, sie bevölkern, zeigen, welche Volksstämme, welche Ideen sich bewegen und rühren in diesen frischen Thälern Thüringens, auf den beschneiten Bergen Tyrols, dem Rhein und der Donau entlang, sich umtreiben um die riesigen Dome oder drohenden Burgen des Mittelalters, dahinschweifen über das ganze Land, durchfurcht von fruchtbaren Feldern und schwarzen Wäldern, bedeckt mit gothischen Ruinen und gewerbfleißigen Städten. Diesen Zauberstab werden die Schriftsteller, welche die Redaktion des Panorama versammelt, einander von Hand zu Hand reichen; Jeder wird ihn der Reihe nach ergreifen, um nach Maßgabe seiner besondern Studien und Neigungen, die verschiedenen lebenden und handelnden Personen heraufzubeschwören, deren Abwesenheit so zu bedauern ist in den Produktionen der zeichnenden Kunst, welche immer unvollständig bleiben ohne die Beihülfe des Worts; denn man schätzt den Reiz einer Ansicht um so mehr, je mehr man Erinnerungen daran zu knüpfen weiß."

Ueber den Plan spricht sich der Herausgeber noch weiter so aus:

„Der eigenthümliche Charakter eines solchen Gemäldes besteht darin, den geistigen Sinn ebenso anzusprechen, wie ein gewöhnliches Panorama den natürlichen Sinn des Gesichts anspricht, das heißt, ihm in bunter Mischung, obwohl zu einer am Ende harmonischen Wirkung, tausend verschiedenartige Gegenstände, tausend wechselnde Perspektiven darzubieten, deren Einheit man beim ersten Blick nicht sogleich faßt. Daraus muß nun zwar offenbar ein Schein von Verworrenheit entspringen, wozu noch bei dem von uns unternommenen Werke beitragen wird sowohl die Verpflichtung, den solideren Elementen auch leichtere Würzen, der Verschiedenheit des Geschmacks bei den Lesern zu lieb, beizugesellen, als auch von Seiten der Mitarbeiter, welche ihre Beiträge dazu geben werden, eine bunte Mannichfaltigkeit der Manier und des Styls, welche schon durch die Verschiedenheit der Gegenstände ihrer Forschung bedingt ist. Dadurch aber lasse man sich nicht täuschen. Außerdem daß diese bunte Mischung an sich kein eigentlicher Fehler ist, da sie den Geist zu erfrischen dient, statt ihn zu ermüden durch Einförmigkeit, diese Klippe aller belehrenden Mittheilung, wird man auch bald den leitenden Faden auffinden, der unaufhörlich durch dieß Labyrinth sich hinziehen wird, den Hauptgedanken, der all die einzelnen Theile unter einander verknüpfend, ihnen unabänderlich die Richtung auf Ein Ziel geben wird. Um übrigens Jedem ihre methodische Klassificirung zu erleichtern, wird man Sorge tragen, die Register und Verweisungen zu vervielfältigen, so daß, indem man die verschiednen, dieser oder jener Hauptrubrik angehörigen Artikel zusammenstellt, es möglich wird, sie als ein Ganzes zu begreifen. Nur dann wird man die sich gesetzte Aufgabe als vollständig gelöst betrachten dürfen, wenn der Betrachter, nachdem er die Hauptrichtungen verfolgt, in welchen das Leben eines Volks oder eines Landes sich abzeichnet, zu sich selbst sagen kann: Ich habe jetzt über Deutschland klare und vollständige Vorstellungen; es ist ein Land, das ich jetzt kenne.

Die Rubriken, welche man festzusetzen nöthig fand, sind folgende: Bürgerliche, religiöse und Kriegsgeschichte; Geographie, Ethnographie, Naturgeschichte; Gesetzgebung, Sitten, populäre und mythologische Traditionen und Legenden, Literatur, Wissenschaften, Künste und Denkmäler; Biographie und Schilderungen berühmter Männer; Handel, Industrie, Entdeckungen, Erfindungen und Moden.

Jedem dieser wesentlichen Hauptfächer wird vor Allem ein grundlegender Artikel gewidmet seyn, der nach chronologischer Methode zu Werke geht und die Thatsachen in der Ordnung darstellt, wie die Geschichte sie liefert. Dann, zwischen diesen Säulen gleichsam, welche dem Bau als Stützen dienen werden, sollen sich der Reihe nach, als eben so viele ergänzende Zierrathen und Ornamente, die besondern Notizen, die Parallelen, die historischen Scenen, die Sitten= und Genre=Gemälde u. s. w. gruppiren." — —

— — Eine der wichtigsten Stellen gebührt der Sprache und der Literatur. Im Verlauf der letzten Jahre haben diese in Frankreich eine thätige Wißbegier geweckt, die von Tag zu Tag lebhafter und gespannter wird, eine ebenso gerechte als späte Erwiederung der sorgfältigen Bemühungen, mit welchen seit langer Zeit jenseits des Rheins die Sprache und Literatur Frankreichs gepflegt wurden. Uebrigens wird diese Gegenseitigkeit des Wohlwollens und des Studiums, wovon man sich die schönsten Früchte versprechen darf, für uns ein neuer Antrieb werden, unsern Eifer zu verdoppeln, um mit Treue das Bild der deutschen Sprache und Literatur zu entwerfen, um besonders die Punkte hervortreten zu lassen, in welchen sie am meisten mit denen der benachbarten Länder sich berühren, und zu bezeichnen, wie sie manchmal mit ihnen sich vermischend, oft auch sich von ihnen losmachen, aus treuer Anhänglichkeit an ihre eigenthümliche Richtung. Es wird, denken wir, Deutschlands und Frankreichs ganz würdig seyn, wenn wir in Bezug auf Beide uns von dem gewissenhaften und beharrlichen Wunsch und Streben nach Wahrheit leiten lassen, z. B. bei der Angabe der Gründe, welche die poetische Sprache Deutschlands auf die höchste Stufe erhoben haben, während die französische Prosa ohne Frage ihrer Nebenbuhlerin überlegen ist. Gehorchten wir mehr den Einflüsterungen einer kleinlichen Eitelkeit als der Logik der Thatsachen, so wären die gesammten Annalen der beiden Völker, ihr socialer und politischer Charakter gleich zur Stelle, um unsere Lüge durch eine entscheidende Zurechtweisung zu strafen." — —

Zum Schluß der Entwicklung des Plans wird gesagt:

„Es wird in diesem Unternehmen nichts übergangen werden, selbst das nicht, was auf den ersten Anblick allzu geringfügig erscheinen könnte. Es wird sich darin Raum finden für Alles, und der deutsche Geist wird sich, hoffen wir, in dieser unzusammenhängenden Komödie unter solchen Gesichtspunkten zeigen, wie die dermalige Kritik ihn noch nicht hat beobachten können; schwärmerisch bei dem Studenten der Universitäten, positiv bei dem Staatsmann der Kongresse, erhaben bei dem in seinem Arbeitsgemach begrabnen Denker, und anmuthig bei dem leichten Poeten der Boudoirs, naiv bei dem Bauer auf dem Lande, roh bei dem unter dem Harnisch gealterten Soldaten, streng bei dem Reformator des sechzehnten Jahrhunderts und lebenslustig bei dem Wiener Bürger des neunzehnten. Eine seiner Eigenthümlichkeiten vor allen werden wir uns bemühen in den anziehenden aber zarten Schattirungen zu erfassen, welche nur zu oft dem Auge des Fremden entgehen. Ein wunderbares gemischtes Produkt der Phantasie und des Gemüthes, hat diese Eigenschaft nicht einmal einen eigenen Namen bei den Deutschen, so glücklich sie sich auch mit ihrem ursprünglichen Charakter vermählt. Es ist, was die Engländer Humor nennen, eine phantastische, sprühende Geistesthätigkeit, deren Ausstrahlungen man bei Lichtenberg mit seinen beißenden und treffenden Gedankenblitzen, bei Jean Paul, der sie oft unter leerer Phraseologie erstickt, und bei Hoffman mit seiner grotesken oder nächtlichen Phantasie findet. Man kennt ein Volk nicht, so lange man nicht mit ihm zu lachen versteht, und das deutsche Volk hat, was man auch von ihm denke, seine Lustigkeit, seine offene, lebhafte, spaßhafte und geistreiche Lustigkeit."

Der Text, von welchem je ein Bogen eine Lieferung bildet, erhält zur Begleitung artistische Beilagen verschiedener Art. Die der ersten Lieferung beigegebenen Blätter sind: Germania, eine allegorische Figur, eingefaßt von symbolischen Arabesken, in Steindruck, und ein Stahlstich: Rheinstein darstellend. Das Blatt Germania ist erklärt von Savoye.

(Fortsetzung folgt.)

Monsieur Jean der Schulmeister.

(Fortsetzung.)

Es hatte das Jahrhundert überschritten
Sein Mittel um drei Jahr' — als eines Abends
Im Findelhause, nah bei Hotel-Dieu
Ein armes Kind gelegt ward. Eine Amme
Bekam es gleich am andern Tag; in Saint-Brice
Wohnte das Weib, der ihn das Loos zutheilte.
Dieß Weib ward zugethan dem Kind von Stund' an.
Sie reichte Milch ihm nicht als Miethlingin.
Sie gab es nicht mehr ab und ward ihm Mutter.
Wechselnd den Ort kam sie in jenes Dorf.
Die Präsidentin, die auf ihrem Schloß
Des Jahres Hälfte regelmäßig lebte,
Hatte Gelegenheit das Weib zu kennen.
Das sich durch tiefe Zärtlichkeit empfahl;
Das Kind wuchs auf, verschiednen Herzen theuer.
Von Zeit zu Zeit kam die Hebamme auch;
Statt es im Schlund des Elends zu verlieren,
Hatte sie es — die Eltern wußten's nicht —
Mit einem leichten Merkmal ausgezeichnet.
Erfuhr sodann, daß er in guten Händen,
Und kam getreulich, wieder ihn zu sehen;
Das letzte Mal, wo in das Dorf sie kam,
Legte sie Zeugniß ab der Präsidentin,
Vollständiges, wovon jedoch nichts kund ward,
Ueber des armen Ausgesetzten Herkunft.

Zur Schule ging das Kind mit andern Kindern.
Sein Eifer, der nie Raum dem Leichtsinn gab,
Sein sanftes Wesen bei der Arbeit, sein
Einsames Spielen, Thränen, welche oft
Den blauen Spiegel seines Auges netzten,
Die Inbrunst seiner Freundschaft, und die Wahrheit
Seiner Betrübniß, die oft plötzlich ihn
Schüchtern entlang den Hecken schleichen machte,
Sein himmlisch Beten voller Seelenfrieden —
Alles erwarb Theilnahm' und Mitleid ihm.
Gereifter, ward er unzertrennlich von
Der Präsidentin — wie ihr Sekretär;
Bei ihren vielen Büchern, rein und harmlos,
Ließ sie ihn, lenkend seine Wahl aufs beste.
Manchmal kam von Paris Besuch — ein würd'ger
Und heil'ger Greis, ein Abbild der Leviten,
Ein Herz voll Himmelsgütern, welcher lange,
Ein Zögling des gestürzten Port Royal,
Um Chalons und um Troyes, bei den Armen
Des Glaubens und der Liebe fruchtbar'n Samen
Hatte gestreut. In einem ganzen Dorf
Hatt' er bewirkt, daß jede Frau beim Stricken
Zugleich den Psalter las und jeder Bauer
An seinen Pflug das Evangelium
Anheftete — die neue Heilsbotschaft!
Doch selber durch des Bischofs schlaue Willkür
Von dort vertrieben, hatt' er in Paris
Für immer eine Zuflucht sich gewonnen,
Nur Wen'gen noch geheime Leitung widmend,
Ein wahrer Seelenarzt — ihm fehlte nichts
Von jener Macht, die ein Singlin, Duguet
Konnt' übertragen. Monsieur Anton nun
(Bescheiden klug hatt' er gewählt den Namen)
Sah in der Präsidentin Haus den Knaben,
Und lächelte ob dieser frommen Last.
So lang der Greis verweilte auf dem Schloß,
Begleitete das Kind ihn jeden Abend
Hinauf die Berge, und mit einer Seele,
Die damals schon aufs Innerste sich lenkte,
Hört' es ihn sprechen von dem bösen Keim

Unsrer verhärteten Natur, der Sünde,
Der stets fortwuchernden, die selbst das Herz
Des Kindes zeugt und nährt, wenn es nicht wacht,
Und von der Gnade (schaurigsüßes Wunder!)
Die man genug, genug nie kann anflehn,
Nie lieben gnug, nie gnug sich drauf bereiten,
Die ins Gefäß, das man ihr rüstet, nur
Durchs Uebermaß der sel'gen Güte strömt.
Manchmal, nach einem trüben Tag sich hellend,
Macht' ihm mit seinem Spiel der Abendhimmel
Den Sinn der Reden klar und malte ihm
Das Bild der schönen, fernen Hoffnung vor.
Und an dieß Menschenloos, das ernste, dunkle,
Gefahrumdrohte, ward das Kind gewöhnt,
Den Waldpfad in den Schluchten der Verbannung,
Den aber doch am End' erleuchtete
Des nahen Himmels ewiger Gedanke,
Dieß bess're Ziel und sein gedämpfter Tag.
Auch was dazwischen lag, der Waldbach und
Sein Tosen und das Echo Babylons
Im Thalgehölz, lockten die junge Seele,
Die gern sich fand in trüber Einsamkeit.
Oft im Gebet erhob sich seine Seele,
Den Sternen Abends, seinem Pfühl bei Nacht
Sagt' er das Uebel, weinend, und die Heilung;
Als seiner hülfsbedürft'gen Brüder Helfer
Sah er sich und erzählte Morgens seine
Entwürfe ihr, die Frau von Cicé seyn wird, —
Ein Kind damals, jünger als er fünf Jahre,
Doch die er mit vergoltner Freundschaft liebte.
Die Freunde, neun und dreizehn Jahr alt, gingen,
Vom Irrthum, welchen man bekämpfen muß,
Den Gütern, die verheißen sind, dem Menschen
Und seinem Fall, vom heil'gen Perlenthor
Sich unterhaltend, längs dem Hag lustwandeln,
Ausströmend aus der Seele, bei so ernster
Dinge Besprechung, mehr Gesänge als
Der Vogel, Gold — mehr als die Ginsterpflanze —
Was nur der Frühling hat von Himmelsdüften
Und von schneeweißem Glanz an blühnden Lauben;
Hätt' ihr Gespräch gehört der heil'ge Franz
Hinter dem Hag — er hätte mitgesprochen.

Von Tag zu Tag wuchs für den jungen Gast,
An welchem Alles Antheil nimmt, im Schloß
Die Zärtlichkeit. Indeß wuchs er heran;
Hell sproßte ihm der Flaum der Männlichkeit;
Und in der fruchtbarn Jahrszeit ohne tücht'ge
Beschäftigung und Leitung, ward zu viel
Seele vergeudet in dem üpp'gen Saftdrang.
Auch lag der Präsidentin e ne Sorge
Schwer auf dem Herzen. Oft wenn sie ihn ansah
Mit trübem Lächeln und in ernstem Schweigen,
Schien einer Aehnlichkeit sie nachzusinnen,
Und in dem tiefen Aug', den feinen Zügen
Antwort zu suchen auf geheime Angst.
Blau zwar, blitzt lebhaft doch dieß kleine Auge;
Der Mund, geschlossen, scheint versiegelt nur;
Die blonde Braue schwingt sich kühn; der Flaum
Mildert um wenig nur des Kinnes Schärfe.
Sein langes Flachshaar ist das eines Knaben,
Doch hoch sein Wuchs — dem Rennthier lief er gleich.
So ward er zwanzig Jahr; so seh' ich ihn
Aufrecht dastehen, als nach monatlanger
Berathung mit sich selbst die Präsidentin,
Heftig bewegt von diesem Gegenstand,
Allein in ihr Betzimmer eines Morgens
Ihn rief und zu ihm sprach:

„Gott hat, mein Kind,
Seinen besondern Plan mit dir; der Umweg,
Der längre, deutet auf bestimmte Zwecke;
Was er verbarg — du sollst es finden jetzt.
Doch hiezu muß ein herb Geständniß mir
Abnöthigen die volle Wahrheit, die
Von dir mir ist bewußt — weß Sohn du bist!
Gezögert hab' ich lang, doch ach! mich dünkt,
Daß, ohne Untreu', ohne Raub und Unrecht
An deiner schönen Seele länger nicht
Ich darf verhehlen das mir Anvertraute,
Ob Bitterkeit auch überschwemmt dein Herz!
Du trittst ins Mannesalter jetzt, du bist
Ein fester Christ, gewachsen schon den Stürmen.
Im ersten Aufruhr, drein dieß Wort dich wirft,
Bet' und harr' aus; der Geist wird zu dir sprechen.
Entscheide sich in seiner Gegenwart
Allein der Kampf in deiner Seele, zwischen
Deiner Verzagtheit, seiner Allmacht — zwischen
Der Gnade ganzer Kraft und deiner Schwachheit.
Er hat dich vorbereitet, sichtbarlich,
Bisher auf jede Art, hat dich erlesen
Auf ungewohntem Weg, mit sondrer Absicht,
Und daß dir diese Absicht werde klar,
Bedarf es ohne Zweifel nur des Strahles,
Des plötzlichen, der in dir aufblitzt aus
Dem Schrecken, drein ein Name dich versetzt.
Knie' hin, mein Kind! und gönne Gott dir einen
Zuwachs von Gnaden, arme tapfre Seele,
Der in der Wieg' er schon mehr aufgelegt —
O du, Jean Jacques Rousseau's fünftes Kind!"

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 312.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 November 1838.

Die Steinbrüche von Syracus.*)

Die Stadt Syracus, arm an Alterthümern, gibt durch die Gesammtheit ihrer Ruinen und die Umwälzungen ihrer weithin sich erstreckenden Oberfläche einen Begriff von dem, was sie einst war. Unter dem Platze, wo die alte Stadt lag, fanden eine Menge Aushöhlungen statt, um sich die zum Baue nöthigen Materialien zu verschaffen. Aber mehrere dieser Höhlen sind in so großen Verhältnissen, von so weiter Ausdehnung, daß sie unbezweifelt als das Werk der Natur erscheinen. So ward Syracus theilweise auf einem hohlen Boden erbaut. Die merkwürdigsten dieser Höhlen dienten als Gefängnisse. Eine davon, im Westen, ist heutzutage unter dem Namen „Ohr des Dionysius" bekannt. Man versteht schwer die Herleitung dieses Namens, es sey denn, daß irgend eine Wirkung der Akustik gestattete, auf eine große Entfernung zu hören, was darinnen gesprochen wurde; 80 bis 100 Fuß hoch, läuft sie am obern Theile sehr enge zusammen. Ein herrliches Echo läßt sich dort vernehmen, und ein mittelmäßiger Lärm macht die Wirkung einer großen Explosion. In geringer Entfernung vom Ohre des Dionysius auf dem Platze, wo das alte Neapolis lag, auf dem Abhange der Hochebene, liegt ein altes Theater offen, gegenüber vom Meere und zum Theile unbedeckt. Wie jenes von Taormina, ist es nebst den Stufen in Felsen gebauen, und es bedürfte, um gebraucht zu werden, nur untere Bauführungen von geringer Wichtigkeit. Sein auf 15,000 Zuschauer berechneter Raum entsprach nicht der angenommenen, ungeheuern Bevölkerung der Stadt. Jedes Quartier hatte ohne Zweifel sein Theater. In geringer Entfernung von diesem Orte, gegen Ortygia zu, und immer auf der Stelle des ehemaligen Neapolis, stand ein Amphitheater, von dem man noch einige Ueberreste erkennt. Wenn man gegen Osten und den Mittelpunkt der Stadt fortschreitet, so ist die Hochebene unter dem Platze von Tica und Acradina, von ehemaligen Steinbrüchen durchzogen, durch welche ungeheure Katakomben entstanden, die einst zum Begräbnißorte dienten. Man findet Gräber mit Bauzierrathen, aber leer und öde. Auf dieser Seite, am Anfange des Platzes von Tica, befindet sich angeblich jenes des Archimedes. Zwei einfache, in das Felsgestein gehauene Pilaster bezeichnen den Eingang. Es war lange unbekannt, obgleich Gegenstand häufiger Nachsuchungen. Cicero, sagt man, hatte den Ruhm, es zu entdecken, und der Ort, von dem man heutzutage annimmt, daß er die Gebeine dieses großen Mannes barg, wurde vom römischen Redner bezeichnet. Eine in einem Cylinder beschriebene Sphäre, an eine seiner Entdeckungen erinnernd, war in die Thüre dieses Grabes eingehauen, und diente dazu, es zu erkennen. In geringer Entfernung trifft man die Kirche des heil. Martial. Die Katakomben unter derselben enthalten eine unterirdische Kirche, die älteste christliche Kirche Siciliens. Aber ganz im Osten befinden sich die großen Gefängnisse des Dionysius, auch unter dem Namen Latomien bekannt. Sie sind so merkwürdig, daß sich eine Beschreibung derselben der Mühe verlohnt.

Ueber denselben und bei ihrem Eingange ist gegenwärtig das Capucinerkloster gelegen. Ein enger, gleichförmig abschüssiger Weg in den Felsen angebracht, führt zu einem großen Platze, umgeben von spitzigen Felsen, die mit dem Meißel so bearbeitet scheinen. Die mannichfaltige Gestaltung ihrer Umrisse theilt den umgebenden Raum in größere oder kleinere Theile, deren Gesammtzahl jedoch aus mehrern Jochen besteht. Die Höhe der Felsen beträgt wenigstens 100 Fuß. Vegetabilische Erde im Ueberfluß, zahlreiche Bäume und sorgfältige Pflege machen im Grunde daraus einen sehr schönen Garten. Die Sonne sieht man dort wenig, und doch reifen die Früchte. Mehrere Grotten stoßen daran und bildeten ohne Zweifel die Wohnungen der Gefangenen. Zugleich konnte der offen liegende Raum ihnen überlassen werden, ohne ihren sichern Gewahrsam zu gefährden. So ward den Gefangenen ihr trauriges Loos um Vieles erleichtert. Dorthin wird man vermuthlich die 7 oder 8000 Athenienser gefangen gesetzt haben, welche die Vernichtung der Armee des Nicias und Demosthenes überlebt hatten.

*) Aus der Reise des Herzogs von Ragusa. Wien, Heubner.

London.

(Fortsetzung.)

Einen eigenen Eindruck macht London auf den Neuankommenden bei der Annäherung auf irgend einer Straße der

Surreyseite (Southwark) oder des rechten Theiles der Stadt (dem Laufe des Flusses nach gerechnet), allein ebenfalls wieder in ganz specifisch verschiedener Art, ja in einem Punkte eigenthümlicher als jede andere Annäherung von irgend einer Seite her. Man muß den Fluß über die prächtigen Brücken passiren, wenn man sich in der linken Seite der Stadt festsetzen will. Die Avenuen zu den Brücken (London-, Southwark-, Blackfriars-, Waterloo-, Westminster- und Vauxhallbridge) sind im Durchschnitte sehr schön, zu der dritten und vierten genannten aber überaus prächtig und grandios. Auf der Höhe der Brücken nimmt sich die Scene nach links, rechts, auf und abwärts auf eine erhebende Weise aus: man kann sich keine bestimmte Rechenschaft über den empfangenen Eindruck geben: es ist ein gewaltiger, jedes Vorurtheil überwältigender. Von der Londonbridge präsentirt sich, wie weiter oben schon erwähnt, der Flußhafen in seiner ganzen commerciellen Majestät; wendet man sich, so zeigen sich die drei nächsten Brücken sammt dem von Thätigkeit wimmelnden Strande, der überdieß immer mehr an architektonischer Schönheit gewinnt, je höher man im Bereiche des unübertrefflichen Panorama's kömmt, so wie die erhabene Paulskirche, über die ganze Scene hervorragend und Ehrfurcht gebietend. Auf Blackfriarsbridge, deren Mitte sich bedeutend hebt, präsentirt sich der Tempel unvergleichlich, und das Auge ergötzt sich im hohen Grade an den Gebäuden des Strandes gegen die Waterloobrücke zu, deren Schlußstein der weißgrau herschimmernde Somersetpalast von der Wasserseite bildet. Auf der letztern Brücke selbst ist der Höhepunkt des Grandiosen der Scene, die man nie genug sehen, nie genug bewundern kann. Abwärts die untern Brücken halb im Nebel, die eine scheint die andere zu tragen; Schiffsmasten, Thürme, Häuser, hoch emporragende, rauchende Dampfkamine; der Strom, sich wie ein Streifen zusammendrängend, an vielen Stellen mit Kähnen besäet, da und dort ein auf- oder abwärts eilendes Dampfboot; aufwärts in der Ferne rechts die ehrwürdige Westminsterabtei, die prächtige Adelphi-Terrace (eine Reihe gegen den Fluß gekehrter Häuser), das Chaos von Giebeln, unter denen der des italienischen Opernhauses imponirend herausragt und endlich die Westminsterbrücke selbst. Da der Fluß an der Waterloobrücke eine bedeutende Krümmung macht, so ist gerade sie der Mittelpunkt des Flußpanorama's. Auf der Westminsterbrücke zeigt sich die Abtei in ihrer ganzen Hervorragung über die Scene; auch hier gebieten die zwei graulichen, vierspitzigen Thürme Ehrfurcht, und der auf linker Seite, zwischen dieser Brücke und der Vauxhallbrücke stehende alte Lambethpalast vermehrt den Eindruck und erinnert zugleich an die englische Kirchenmacht, die mehr als in irgend einem andern Staat Ansehen hat, und wenn sie nicht in der Majestät des Regenten concentrirt wäre, der römischen Hierarchie in nichts nachstünde. Weiter hinaus schweift das Auge über die Vauxhallbrücke in das Freie und gewahrt das Ende der zum Bereiche einer Stadt benützten Provinz.

Kömmt man von Greenwichroad her, so präsentirt sich rechts die in Form der alten Aquäducte auf hohen Bogen geführte Eisenbahn von Londonbridge nach Greenwich Park; dieses kühne und treffliche Werk macht einen sehr günstigen Eindruck, welcher außerdem ziemlich ungünstig ausfallen möchte beim Passiren eines sehr unvortheilhaft sich darstellenden Stadttheiles, rechts von der Londonbrücke abwärts bis Deptford. Allenthalben herrscht Manufacturthätigkeit — darum weniger Reinlichkeit, Einheit, fast keine Fashion, viel Armuth, da und dort großartiger Schein, oft lächerlicher Schein, der mit glänzenden Scherben und bunten Lumpen Staat macht. Auf langem, langem Wege gelangt man von Greenwichroad in die Kentroad, durch die Kentstreet oder great Doverstreet endlich in die Borough Highstreet und von da auf die Londonbridge, deren Zugang von dieser Seite (Southwark, Lambeth) heutzutage viel schöner als sonst aussieht, und durch die an der rechten Seite von Tooleystreet beginnende Eisenbahn bedeutend gewonnen hat. Wie auf der Brücke selbst, deren Frequenz ans Unglaubliche gränzt, der Blick für jedes vorausgegangene Unangenehme überreich belohnt wird, läßt sich aus dem oben Gesagten abnehmen.

Eine ganz andere Physiognomie hat aber diese Seite der Stadt, wenn die bezeichnete Gränze überschritten wird, und man die Absicht hat, über die Blackfriars-, Waterloo- oder Westminsterbridge zu gelangen. Allenthalben Modernes, Geordnetes, neben Ländlichem entschieden Städtisches, neben wirklichem Reichthum großartigerer Schein, nebenbei viel Armuth, Aermlichkeit, Erbärmlichkeit, überschwängliche Liederlichkeit, glänzende und nicht glänzende Tempel des Lasters, Gaunerei, Verbrechen — und Narrheit, deren Palast (das berühmte Narrenhaus Newbedlam oder Bethlehem) zu den schönsten und großartigsten Gebäuden Londons gehört, und herrliche Prospecte, vorzüglich, wo sich die zu den besagten Brücken führenden Hauptstraßen, die great Surreystreet, Waterlooroad, Westminsterroad, treffen, und die zwei ersten schnurgerade in ihrer außerordentlichen Breite zu den bezüglichen Brücken führen, und einen ungemein grandiosen Anblick gewähren. Die Hauptzugänge zu diesem Vereinigungspunkte sind Greenwichroad in der Verlängerung, Kentroad, New Kentroad und Londonroad, dann Walworth-, Newingtonroad, ferner Kenningtonroad ꝛc. Unweit der Vereinigung liegen die Blindenschule, das philanthropische Institut und das vorhin benannte Narrenhaus, welche Institute gewiß im Stande sind, wie überall, so auch hier, den durch die Stadtscene gemachten Eindruck zu modificiren. Sollte der Fremde die Vauxhallbrücke zu passiren haben, so würde er viele zerstreute Quartiergruppen finden und endlich zu den berühmten Vauxhallgärten gelangen, die mit einer ziemlich schlechten Bretterwand umgeben sind, und beim Tage nicht errathen lassen, welche Herrlichkeiten man hier Nachts findet, obgleich die in neuester Zeit hier während des Tages aufgeführten Scenen zu interessant sind, um nicht erwähnt zu werden, nämlich die der Luftschifffahrten.

Dieß sind die allgemeinen Umrisse des ersten Eindrucks, den London mit seinen auffallendsten Scenen auf den Ankommenden macht; tausend Dinge wären zu erwähnen, wollten wir Alles nennen, was auffallen kann. Der erste Eintritt in London ist

der Anfang der großartigsten Lection in der Kunst, den Geist in beständiger Spannkraft zu erhalten, wobei nicht zu verhehlen ist, daß bei zu vielmaliger und vielseitiger Uebung dieser Art leicht eine Ueberspannung und dann eine Abspannung eintreten kann, welche nicht selten traurige Folgen nach sich zieht. In der That ist ein längerer Aufenthalt in dieser Riesenstadt ohne bestimmte Beschäftigung oder Plan für ein neu- und wißbegieriges Individuum gegen das Ende eine wahre Plage; eine gewisse Schwermuth und Melancholie ist fast unausbleiblich, wozu die Nothwendigkeit, sich an specifisch verschiedene, fremde Sitten und Lebensart zu gewöhnen, nicht wenig beitragen mag; bei Sprachunkenntniß ist das Uebel um Vieles ärger, ja der Aufenthalt wird in kurzem zur entschiedensten Plage; Halbheit frommt hier so viel als nichts; Kenntniß der französischen Sprache hat beinahe gleich wenig Bedeutung. Man wird bei längerem Aufenthalt unter solchen Umständen die angenehme Empfindung des ersten Eindruckes verlieren; man wird zu tadeln anfangen, unendlich viel wirklich zu tadeln haben, ungeachtet dessen aber ungerecht werden, da und dort einmal Betrug, Prellerei, oder auch ohne dieß durch Kostspieligkeit, Abnahme der Börsegewichtigkeit und der guten Laune erfahren — kurz, es wird Zeit seyn, weiter zu gehen, entweder London um anderer Städte willen, oder ganz England zu verlassen. Allein dieser Zustand ist dennoch zu vermeiden, entweder, wie gesagt, durch ein regelmäßiges Geschäft, oder man muß sich, London kennen zu lernen, zum Geschäfte machen, einem bestimmten Plane folgen, und will man dieses mit Muße betreiben, so kann man eine sehr lange Zeit diesem Zwecke widmen.

(Schluß folgt.)

Die Goldminen in den Vereinigten Staaten.

Die Goldregion der Vereinigten Staaten ist ausgedehnter, als man in der Regel glaubt, denn sie fängt in Virginien an und erstreckt sich durch einen Theil von Nordcarolina, Südcarolina, Georgien und Alabama nach Tennessee. Das meiste Geld wurde aus den Minen von Nordcarolina gewonnen, welche am längsten bekannt und bearbeitet sind. Die Goldminen von Virginien haben in neuerer Zeit viele Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und der gesetzgebende Körper dieses Staates hat sehr freigebig Freibriefe an Compagnien ertheilt, welche Minen aufsuchen und bearbeiten lassen wollten. Der Betrag an Geld, den die Münze der Vereinigten Staaten von 1824 bis 1834 aus den südlichen Staaten erhielt, betrug 5,126,500 Dollars. Doch wird nur ein geringer Theil des gewonnenen Goldes in die Münze geschickt. Der größte Theil geht nach Europa und eine bedeutende Menge wird in den Vereinigten Staaten verarbeitet. Der Gesammtwerth der aus sämmtlichen Minen der Vereinigten Staaten in den letzten 10 Jahren gewonnenen Goldes soll 880 (?) Millionen betragen. (For. Quart. Review October.)

Heiderabad.

(Fortsetzung.)

Das Gebäude, das zum Aufenthalt des Residenten eingerichtet ist, war vom Nizam zu seinem eigenen Gebrauch erbaut worden; der Architekt, ein junger europäischer Ingenieur, ist Officier im Dienste der Compagnie. Obgleich nicht fehlerfrei, ist es doch bequem und imposant. Es besteht aus einem Erdgeschoß auf Bogen ruhend und zwei Stockwerken darüber, mit Seitengebäuden, die durch eine Fortsetzung des Erdgeschosses mit dem Hauptgebäude in Verbindung stehen und mit einer Balustrade endigen. Die Hauptfronte ist durch einen ungeheuren Porticus in korinthischer Ordnung geschmückt, der aber zum Gebäude viel zu groß ist. Auf drei Punkten des Giebels stehen Statuen und in der Mitte das Wappen der Compagnie in Hautrelief. Die korinthischen Säulen sind aus schön polirtem weißem Chunem, und reichen von dem Boden am obern Ende einer schönen, breiten Treppe von zwei und zwanzig Stufen bis zu dem obern Stockwerk hinauf. Auf jeder Seite dieser Treppe steht eine kolossale Sphinx. Das Innere des Porticus, die Karnieße u. s. w. sind im reichsten Styl griechischer Architektur verziert, ausgeführt in weißem Chunem und die passendsten und schönsten Decorationen bildend; der Boden besteht aus schwarzem und weißem Marmor. Vorn ist ein großer Hof mit einem runden Wasserbassin in der Mitte, mit Wasservögeln versehen, und eingeum mit Frucht- und andern Bäumen bepflanzt; das Ganze ist mit einer Mauer umgeben und durch zwei Thore verschlossen, von denen das eine sehr groß, in edlem dorischem Styl erbaut, und mit dem Nugaur Khana oder der Musikgalerie versehen ist. Drei hohe Flügelthüren führen in eine prächtige Halle, die, geräumig und in schönen Verhältnissen gebaut, von zwei und dreißig Säulen getragen wird und mit einem entsprechenden Architrav und Karnieß versehen ist. Von der Decke hängen drei prächtige Kronleuchter, und der Boden ist mit einem schönen englischen Teppich bedeckt; die Meubles aus Mahagony und in Calcutta gearbeitet, sind sehr solid, und paßten ganz zu den Verhältnissen des Gemachs. Aus ihr trat man an jeder Seite in einen kleinern Salon, der auf gleiche Weise verziert und meublirt war, und bei gewöhnlichen Gelegenheiten zum Speisesaal dient. Die Treppe ist eine der schönsten, die man in Indien von dieser Art sehen kann, denn jede Stufe ist aus einem einzigen Stück des feinsten Granits gearbeitet, die kreisrunden Wände sind reich mit Stuckarbeit verziert, und die Nischen enthalten Statuen von griechischen Gottheiten. Die Treppe führt zu einer langen Galerie, an deren einem Ende eine große Handorgel, an dem andern ein schönes aufrechtstehendes Pianoforte sich befindet; das Ganze wird durch sieben Armleuchter erleuchtet. Der obere Stock ist gleich dem untern eingetheilt und bildet die Staatsgemächer; die ganze Ausschmückung ist über alle Beschreibung prächtig, und zeigt, welche ungeheure Summen dafür mögen ausgegeben worden seyn. Es ist gewiß in der Anordnung mehr Pracht als Geschmack sichtbar, doch ist das Ganze wohl berechnet, ein asiatisches Auge zu ergötzen und zu blenden. Das Dach ist Bildhauerarbeit, und die Verzierungen der Decke und der Karnieß sind in einem Styl, der wohl nicht leicht vollendeter seyn kann; sie sind alle nach korinthischer Ordnung, wie die Pfeiler und Pilaster ringsum an den Wänden. Die Beleuchtung geschieht durch drei noch prächtigere Armleuchter, als die untern, und in jedem der sechs Seitenzimmer sind vergoldete Arme, welche zwischen den Säulen hervorgehen und kleinere Kronleuchter tragen, während andere Lichter auf Candelabern von Gold und Bronze brennen. Die Mauern sind mit schönem, breitem Scharlachtuch, mit Goldborden belegt, bedeckt, die Thüren und Fenster mit eben solchen Draperien behängt, die mit blauer Kante und goldenen Franzen und

Quasten verziert sind, die Zwischenräume zwischen den Fenstern füllen Pfeilerspiegel von der Decke bis auf den Boden herab. Bei einem Besuche des Ministers des Nizam trat die **Suwari** oder Cavalcade durch das südliche Thor ein, der Raum zwischen den Colonnaden war mit reich gezäumten Elephanten und verschiedenartig bewaffneten und bekleideten Reitern, die umher sprengten, mit Palankinen, Fußsoldaten, Bannerträgern, Tschobdars oder Stabträgern und all dem zahlreichen und gemischten Gefolg angefüllt, das einem indischen Aufzug anhängt. In einem weiten Umkreis um das Haus stellten sie sich vor dem Portikus auf und füllten den ganzen Vorraum. Nach ihrer Mode drängten sie sich so ungestüm die Stufen hinauf, um Eintritt zu erlangen, daß die aufgestellte Wache genöthigt war, sich ihnen gleich heftig entgegenzuwerfen, um die Personen zurückzuweisen, die kein Recht hatten, einzutreten. Schwerter wurden gezogen und Blut floß: keineswegs ungewöhnliche Vorfälle, die, wie das Zerbrechen von Thüren, Zerreißen von Frauenkleidern und verdorbene Federn und Pelzbesatz bei einer Hofcur für nothwendige Dinge gehalten werden, um dem Ganzen noch mehr Glanz zu geben. Es verging fast eine halbe Stunde, ehe der Staatselephant und Palankin die Vortreppe erreichen und der Minister mit seinem Gefolge absteigen konnte. Sie wurden vom Residenten empfangen, der an diesem Tag ein glänzendes Hofkleid trug, und nach den gewöhnlichen ceremoniösen Begrüßungen und Umarmungen seine Gäste durch die Zimmer führte, die zu ihrem Empfang eingerichtet waren. Ein zweites Handgemenge fand unten an der Treppe statt, wo die Diener der Besuchenden, welchen die Aufsicht über ihrer Herren Pantoffeln anvertraut war (die nach der Etiquette des Landes stets unten gelassen werden), mit den Uebrigen hinaufgehen wollten — eine Anmaßung, die an manchen Orten geduldet wird, die man aber hier nicht gestatten wollte. Der Besuch war noch bei Tage gekommen; doch einige Zeit vor ihrem Aufbruche war der Abend eingebrochen. Die ganze Residenz war deßhalb glänzend erleuchtet, und als die Gesellschaft mit ihren europäischen Wirthen sich auf der einen Seite des Staatszimmers auf Thronsesseln niedergelassen hatte, nahmen die gewöhnlichen Unterhaltungen ihren Anfang. Sie bestanden aus einer Reihe von Tänzen, von den berühmtesten Künstlern in Heiderabad aufgeführt, eine unerschöpfliche Quelle von Unterhaltung für Asiaten. Die Tänzerinnen (nautch girls) waren die einzigen gegenwärtigen Frauen, eine Dame von dem Hause des Residenten bewirthete die Frauen der Besuchenden in einem der Residenz anstoßenden Palast. Die Abwesenheit des weiblichen Geschlechts ist in einem indischen Cirkel weniger auffallend, als in irgend einem andern, da die Männer bunte und glänzende Gewänder tragen und mit kostbaren Juwelen bedeckt sind. Doch wurde bei dieser Gelegenheit, wenn auch die Gesellschaft glänzender und bedeutender war, als manche der Anwesenden sie früher jemals gesehen hatten, das Auge allein ergötzt; der Mangel an geistreicher Unterhaltung, der diesen Besuch charakterisirte, wurde sehr gefühlt, und man bedauerte nicht, als der Besuch sich entfernte.

Der Weggang der Gäste, der gegen 9 Uhr Abends geschah, war noch glänzender und malerischer, als ihre Ankunft, wegen der Menge von Fackeln, welche die Scene beleuchteten. Die Wirkung einer solchen Cavalcade bei Fackellicht ist nicht zu beschreiben. Der seltsame Anblick von Elephanten und Kameelen, glänzend aufgezäumt, die in der bunten Menge von Pferden und Menschen wie Thürme emporragen, gibt dem Ganzen das Ansehen eines Mährchens; während die Pracht der Gebäude — die Pfeiler, Thürme, Thore — das ruhige, spiegelglatte Wasser, die blühenden Gesträuche, die dunkeln Cedern und Cypressen, Alles dazu beiträgt, den Aufzügen in Heiderabad einen eben so interessanten als schwer zu schildernden Eindruck zu geben. Der Besuch wurde auf einem dem Minister des Nizam gehörenden Lieblingslandsitz erwiedert, da der Nizam selbst selten sichtbar ist. Ein sehr umfangreicher, geschlossener Bezirk innerhalb der Stadt, wo man den Fluß vor sich hat, enthält mehrere Gartenhäuser und andere Gebäude, meist offene Pavillons ganz im asiatischen Geschmack. Viele von ihnen sind prachtvoll verziert mit Gemälden und Vergoldungen, der Fußboden mit persischen Teppichen belegt, reiche Kissen luden zur Ruhe ein, und glänzende Armleuchter beleuchteten das Ganze. Zwei besonders waren mit Spiegeln ausgelegt und mit Springbrunnen und Blumen umgeben, kurz ganz derselbe Schauplatz, in welchem Nureddin Ali und die schöne Perserin sich erfreuten, als sie von Harun Alreschid überrascht wurden. Diese Gärten, welche hauptsächlich für die Frauen des Wessirs bestimmt sind, wurden durch eine Compagnie weiblicher Sipahis bewacht, von denen der Nizam ein Bataillon hat — eine ungewöhnliche Erscheinung in unsern Tagen, und vielleicht ist der Maharadscha Randschit Sing der einzige indische Fürst, der sich einer solchen Truppe rühmen kann. Die Frauen, die dieses Corps ausmachen, tragen Uniformen und Waffen, die denen der Sipahis ganz ähnlich sind, und schulterten ihre Musketen und machten das ganze Exercitium mit großer Fertigkeit durch, feuerten auch mehrere Male im Peloton mit großer Genauigkeit. Sie marschirten nach dem Klang einer Trommel und einer Pfeife; der Tambour war das hübscheste Mädchen im ganzen Bataillon. Auch schien ihre kriegerische Beschäftigung sie keineswegs unempfindlich gegen die Ansprüche zu machen, die ihrer Schönheit zukam, von der sie recht gut zu wissen schien, was sie durch ihre Coquetterie bemerklich machte. Diese Amazonen haben sich im Gefecht sehr glänzend ausgezeichnet. Ein alter Officier im Dienste des Nizam erzählte, er habe sie ins Feuer zurückgehen sehen, während die europäischen Truppen geschlagen worden seyen. Glücklicherweise waren es nicht Engländer, die so gebrandmarkt wurden, und die Nation, die dieses Unglück hatte, soll namenlos bleiben. Da sie jetzt nicht mehr im Felde gebraucht werden, besteht ihr Dienst in Bewachung der Zenanas der hohen Beamten der Regierung. Mit Ausnahme des Tambours oder der Trommelschlägerin besteht das Corps aus derben, abgehärteten Weibern, wohl geeignet zu ihrem Geschäft, und nur interessant durch die seltsame Beschäftigung. Der Zug des Residenten bei dieser Gelegenheit war nicht so groß, doch auch nicht so lärmend als die einheimische Suwaree, aber machte einen guten Eindruck durch die ernste, feste Haltung. Eine Schwadron Reiter bahnte den Weg, ihnen folgten die Leute der Residenz, Banner- und Stabträger, und der Resident selbst auf einem Staatselephanten, in carmoisinem Sammt mit Gold gestickt aufgezäumt, ein ausgezeichneter Gast in einem offenen Tragsessel, mit Silberstäben und Chowries umgeben, die an jeder Seite ihm Luft zuwehten. Der Generalstab und andere weniger ausgezeichnete Personen folgten theils zu Pferde, theils in Tragsesseln, und die Nachhut wurde durch ein Detaschement Infanterie und einer Schwadron Reiter gebildet nebst den bedeutendsten Dienern des Residenten zu Pferde.

(Schluß folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

№. 313.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

9 November 1838.

Skizzen aus den Pyrenäen.

2. Die Thäler von Azun und Argeles.

Die einzigen Spazierreisen auf gebahnten Wegen, welche die Gegend um den Ossauer Pic, dessen wir früher gedachten, darbietet, sind nördlich in dem Thale von Ossau und südlich bis an den Fuß des Pics, nämlich bis Gabas. Westlich ist das Thal von Azun durch rauhe, unbesuchte Berge und Wälder getrennt; endlich gegen Osten kann der Fußgänger, welcher sich kräftig genug fühlt, dem Schritte der Hirten zu folgen, durch das Thal von Azun bis Argeles und Pierrefitte in den hohen Pyrenäen vordringen. Das Thal von Azun gehört zum Theil diesem Departement und zum Theil den Niederpyrenäen an, da der Bach Louzon die Gränze macht; er fällt bei Coarraze in den Gave von Pau. Aber welcher Contrast mit dem Thale von Coarraze oder mit dem von Ossau! Der südliche Eingang des Thales von Spanien her liegt freilich auf der nämlichen Linie, auf welcher man die Schrecknisse des Pics von Ossau und seiner Defileen antrifft, und die Ausgänge sind auch fast dieselben, denn Panticosa, wohin man aus dem Thale Azun kommt, ist von Salient nur etwa eine Stunde südöstlich entfernt; man trifft in diesem Engpasse Banditen von beiden Nationen an, welche in diesen abgeschiedenen Gegenden der Strafe ihrer Missethaten entwischen; als Vergeltung können die zahlreichen Geistlichen dienen, welchen man im Thale Azun und auf dem Markte von Argeles begegnet; denn viele arme Familien von Azun und dem Thale Lertrame Salles suchen sich, indem sie ihre Kinder diesem Stande widmen, eine Stütze für die Zukunft zu verschaffen. Am Eingange des Defilé's passirt man über einen Baumstrunk, der den Hirten zur Brücke dient, und gelangt zu den Seen von Artouste und Arrens gegenüber von den Quellen des Gallego; man kann auch zu Pferde oder mit Maulthieren passiren, und mehrere Einfälle der Spanier und Araber sind auf diesem Wege versucht worden; auch drangen hier die Vandalen durch, nachdem sie von den Bigorrdinern zurückgetrieben worden. Wenn man sich vor dem Defilé gegen Nordwesten wendet, so durchzieht man einen Tag lang nichts als Wildnisse von verkümmertem Gestrüpp und voll drohender Nebel, welchen oft die fürchterlichsten Gewitter folgen. Aber wie leichter hebt sich das Herz, wenn man auf dem Rande des Gebirgskammes erwacht, von welchem man in der Ferne die reichen Ebenen von Béarn entdeckt; mildere Lüfte wehen dem Wanderer entgegen, der sie zugleich mit dem Morgenduft einathmet, und sein Blut freudiger strömen fühlt. Mehr in der Nähe zeichnen sich, wie lange, enge Streifen, die Thäler von Aspe und Ossau, von ihren Gaven durchronnen, aus; man ist von Caur bonnes nur wenig entfernt, aber das Hinabsteigen auf diesen steilen, kaum spurähnlichen Pfaden, die nach Ferrières de Louvie führen, ist mühsam. Von allem Menschenverkehr entfernt, allein in Gesellschaft mit den Wölfen, welche das Unwetter von den Höheregionen verjagt, haben diese armen Bauern, denen es weder an Anlagen, noch an Arbeitsamkeit fehlt, zur Perspective das Schloß eines Pairs von Frankreich, der die Eisenminen ausbeutet, und in dieser Gegend all das Ansehen eines Feudalherrn genießt. Nach einigen Stunden, immer auf- und absteigend — denn man kann nichts thun, als den Hirten folgen — oft an den Abhängen abgleitend, wie die Matrosen an dem Mastbaume, gelangt man endlich zu dem Dorfe Serest und von da nach Caur bonnes. Von hier aus, in nordöstlicher Richtung, ist die Rückkehr in das Thal Azun nicht so beschwerlich; wir wollen den Reisenden, der uns diese Nachrichten gibt, reden lassen.

„Ich wollte, ohne mich zu sehr von dem Wege nach dem Thal Azun zu entfernen, die reichen Weiden des Berges Estive besuchen, wo béarnesische und bigourdinische Heerden zusammenkommen, um eine saftige und gesunde Nahrung zu suchen. Ich stieg mit meinem Begleiter auf die Anhöhe hinter den Caur bonnes, und wir fanden da eine Hirtin, welche ganz allein mit ihrem Hunde am Fuße eines Baumes ausruhte, und ohne Befremden sich an uns anschloß. Ihr Mund, frisch wie der Morgen, ergoß sich in Gesängen eines frohen Herzens, eine von bescheidener Unschuld gemäßigte Freude belebte ihre schwarzen und sanften Augen, ihre Gelenkigkeit gab ihr Flügel, ihre reizende Physiognomie erinnerte an die schönen spanischen Köpfe. Sie war von Laruns herübergekommen, um ihrem Verlobten, der eine Heerde aus ihrem Dorfe auf die Weiden von Estive ge-

führt hatte, Vorräthe zu bringen. Bald spann sich ein vertrauliches Gespräch zwischen uns an; sie erzählte uns die Geschichte ihres Herzens, ihre Hoffnungen, die Treue ihres Geliebten, sie hielt nicht für nothwendig, uns etwas zu verhehlen. Ihre Tracht war die gewöhnliche der Ossaloserinnen, ihr einziger Schmuck war eine silberne Nadel, die ihre zurückgeworfenen Haare zusammenhielt, sie trug ihren Capulet in der Hand, Arme und Beine entblößt, ihr kleiner Fuß in Spartschuhe gesteckt, ein kurzer schwarzer Rock, das Corset von der nämlichen Farbe, ein Hemd von blendend weißer Leinwand. Drei Stunden verflossen, einige Momente des Ausruhens eingerechnet, weil wir viel auf- und absteigen mußten, ehe wir den Gipfel des Estive erreichten, eine weite Bergebene mit Gras und Blumen wie ein gewirkter Teppich geziert. Ein Freudenruf feiert die Ankunft der Schäferin, ihr Verlobter, wahrscheinlich auf ihre Ankunft vorbereitet, empfing sie am Eingang seiner Hütte. Der Anblick dieses glücklichen Paares machte mir diese Kinder der Pyrenäen desto werther. Sie sind nicht so ungeschlacht wie die Hirten von der Brie, von Auvergne, von den Alpen. Sie sind vielmehr geistreich und eindrucksfähig, dabei von leichtem, aufgewecktem Gemüthe; sie singen in der Einsamkeit und schlafen ruhig auf der Spitze eines Felsens. Das Mädchen, das 500 Fr. Ausstattung hat, wählt sich einen Gefährten, der ihr gefällt, und der ihr zugleich eine bequeme, man könnte öfter sagen, eine reiche Existenz verschafft."

(Schluß folgt.)

London.

(Schluß.)

Wir fügen dem Obigen noch die Besichtigung Londons zur Nachtzeit bei. Dieser Umstand ist wohl in Bezug auf keine andere Stadt der Welt so wichtig, als auf London. Dieß bietet Nachts ein eigenes Schauspiel dar; so wie man Beleuchtungen in Städten ihrer selbst willen ansieht, so muß London Nachts eben dieser Beleuchtung willen in Augenschein genommen werden: und in der That ist jede Nacht, Jahr ein, Jahr aus, in London Beleuchtung, und diese ist so großartig, daß jede andere, bei allem möglichen Glanze, fast nur eine Schattenseite gibt. Durch die erste Ansicht der Stadt am ersten Abend wird der erste Eindruck auf wunderbare Weise erhöht, und man mag an überschwänglichen Glanz von jeher gewöhnt seyn, man wird alles früher Gesehene, auch jede Beleuchtung ähnlicher Art anderer Städte, z. B. Brüssel, Paris u. s. w., für kleinlich, ja düster erklären: der für alles Frappante Abgestumpfteste muß bei Londons Gasbeleuchtung in Erstannen versetzt werden. Das Eintreten der Scene ist fast momentan: da zur bestimmten Zeit das Heer der Laternenanzünder in größter Eile beschäftigt ist, so entwickelt sich in außerordentlich kurzer Zeit ein Straßenfeuermeer; man glaubt, die Erhellung gehe durch Zauberei vor sich. Das Anzünden kostet wenig Arbeit; der Anzünder lehnt seine Leiter am Lampenpfeiler an, eilt im Nu hinauf, öffnet, hält sein Licht an das ausströmende Gas, die Entzündung ist augenblicklich; schnell eilt der Beleuchtende weiter, und rasch ist er mit seinem Rayon fertig. Unterdessen werden oder sind schon alle Boutiken — ihre Zahl ist eine Unendlichkeit — und andere Hausräume erleuchtet; an vielen Stellen dringt der Strahl durch gefärbtes Fensterglas oder durch ungeheuer große, mit gefärbten Wassern gefüllte Kugeln bei den Apothekers- und Droguistenläden. Die Strahlenmassen des in seiner Leuchtefähigkeit so vielfach erhöhten Lichtes werden unendlich verfielfältigt; an vielen Plätzen, in vielen Straßen ist die beleuchtete Nacht ein künstlicher Tag, und man denke nur an den Umstand, daß dieser Tag von der Volksmasse dem wahren Tag eigentlich vorgezogen wird, nun fängt erst der Menschenhaufen zu wimmeln und zu rennen an, gleichsam als hätte der Einfluß des blendenden Strahls einen matt lebenden Insectenhaufen noch lebendiger gemacht. Die Anlage der Stadt begünstigt den Effect der Gasbeleuchtung außerordentlich: die meisten Straßen sind breit und gerade, vor Allem aber durchaus mit regelmäßigen, verhältnißmäßig in der Regel ungemein breiten Trottoiren (breiter als die meisten Pariserstraßen) versehen; diese erheben sich über die eigentliche Straße (road oder street) und an den Endkanten erheben sich die verhältnißmäßig hohen Laternenstöcke. Die Flamme strömt zackig aus, und der Glanz wird oft durch Reflex erhöht. Solche Erleuchter stehen in gemessener Entfernung (etwa 20 oder 25 Schritte von einander), und meist so, daß die eine Laterne links oder rechts die Mitte der Entfernung der zwei gegenüberstehenden Laternen einnimmt. An sehr vielen Orten sind noch besondere Laternen angebracht, z. B. bei Durchfahrten, Avenueanfängen, großen Gebäudethoren, Statuen ꝛc.; allein, wie schon gesagt, der Effect wird durch die Beleuchtung der Läden so sehr erhöht, daß in manchen sehr belebten Straßen in der Ferne Alles zu brennen scheint. Eine starke Beleuchtung der Kaufmannsläden, Wirthshausräume ꝛc. ist Luxussache und wird, wie man sich leicht denken kann, bis zum Ueberschwänglichen getrieben, besonders in sehr tiefen, lazarethartigen Läden, in welchen dann das Licht an den glänzenden Krystallglas- und Metallwaaren und obendrein noch durch große Spiegel oder ganze Spiegelwände zurückgeworfen und tausendfach vermehrt wird. Diesen Luxus, wie so vielen andern, muß man fast massiv oder ungeheuer nennen, gegen den der elegante, niedliche, im Palais-royal zu Paris zu einer entschiedenen Kleinlichkeit herabsinkt; es ist keine Uebertreibung, daß sich ein einziger, ein paar Schritte tiefer zu Erhöhung des Effectes nur mit Spiegelwänden versehener Laden im Palais-royal zu einem Londoner Laden erster Größe und Tiefe, z. B. am Strand, in dem Quadrant, in der Regentstreet, Bondstreet, verhalte, wie ein auf dem Nürnberger Kinderspielwaarenmarkte den Kindern zum Weihnachtgeschenke gekauftes Waarenladen zu einem wirklichen Laden im besagten Palais-royal. Die regelmäßige Reihe der Gaslichter in manchen langen Straßen Londons ist außerordentlich frappant, großartig und in der oft so langen Perspective von unaussprechlichem Effecte, welcher um so einfach grandioser wird, je weniger die Straßenlichter durch andere von den Häusern her unterbrochen sind; man muß sich daher in die noblen (aristokratischen) Quartiere begeben, um diesen unvergleichlichen Anblick zu genießen.

Den Straßen entrinnend begebe man sich auf die Brücken; ein einziger Anblick! Eine merkwürdige Unterbrechung zwischen den beiderseitigen beleuchteten Zugängen zu den Brücken! Auf diesen selbst zeigt sich nun ein höchst interessantes Nachtstück. Der Wolkenhimmel ist allenthalben über der ganzen Stadt leicht geröthet, wie bei einer fernen Feuersbrunst; diese Röthe scheint weithin auf den Gebäuden aufzuliegen, aus denen man jeden Augenblick eine offene Flamme aufsteigen zu sehen fürchtet; man läßt den Blick auf das Mittel der Scene, den Fluß selbst fallen, und es kömmt nur darauf an, auf welcher Brücke man sich befindet, um eine eigene Modification des Bildes zu erblicken. Auf allen aber begegnet uns zuerst die Beleuchtung der nächsten Brücke, welche sich, je finsterer die Nacht, desto schöner ausnimmt.

Matt, oder gar nicht, erscheint die Brücke, und doch ist durch die Lampenreihen ihr Umriß gezeichnet wie ein Lichtbogen oder gerader Lichtweg über den Strom; so auf- und abwärts, je nachdem man sich auf einer der Mittelbrücken befindet. Auf der Londonbrücke hat man auf einer Seite aufwärts die beleuchtete Zeichnung der oben liegenden Brücken, so weit es die Krümmung des Stromes gestattet, abwärts den Hafen; das Auge unterscheidet nichts auch nur halbdeutlich, die da und dort von Schiffen herschwimmenden Lichter geben nur von Anwesenheit der Wassergebäude Zeugschaft, ohne ihren Umriß zu verrathen; geisterartige Stille, nur da und dort durch die Bewegung eines Ruders, das reibende Geräusch eines Taues, den unsichern und unbestimmten Laut einer näher oder weiter sprechenden Stimme unterbrochen; jetzt wieder vollkommene Todtenstille in tiefster Nacht (d. i. gegen Morgen, denn lange bis nach Mitternacht ist an tiefe Stille nicht zu denken). Leicht bricht endlich der Morgen aus Osten an, und zeigt in halblichtem Umrisse die Wälder der Masten auf dem schiffbedeckten Flusse, und mit diesem ersten Lebenszeichen des Tages erwacht die Rührigkeit und das Gewimmel der schweigenden Scene. Da und dort erhebt sich der Rauch, der Dampf beginnt erst leise, dann immer stärker und stärker zu zischen, und die frühe Abfahrt dieses oder jenes Dampfbootes zu verkünden; Kähne fangen an, sich hin und her zu bewegen, und in kurzem ist die ganze Lebendigkeit im Gange, auf und an, unter und ferne der Brücke; in kurzem vereint sich das Getöse des Handels und Gewerbes in der früh rührigen City; die Producenten stehen auf, und die Consumenten im fashionablen Theile der Stadt haben sich so eben niedergelegt: in der City ist es Tag mit dem Tage, in Westminster Nacht bei Tag, und Tag bei Nacht, — umgekehrte Ordnung.

So weit hätten wir nun fragmentarisch Alles vorgeführt, was auf den Fremden, welcher London zum erstenmal betritt, einen bleibenden Eindruck zu machen im Stande ist. Nach einem längeren Aufenthalte wird sich das einzelne Gesehene, Gehörte, Erfahrene zu einem Ganzen gestalten, und als Folie der Ueberzeugung gelten können, daß London etwas durchaus Außerordentliches biete. Es versteht sich aber wohl von selbst, daß dieß Bild eine eigene Ansichtsweise verlangt, daß, ohne kosmopolitischen Sinn, es rein unmöglich ist, sich in diese Sätze und Gegensätze, in diese Verschiedenheiten gegen eigene Gewohnheiten, eigenen Geschmack und gegen Vorurtheile zu finden.

Der Kaisercanal von Aragonien.

(Nach Didier in der Revue de Paris.)

Dieses ungeheure Werk wurde von Karl V im Jahre 1528 begonnen, zehn Jahre später eingestellt, im Jahre 1566 von Philipp II wieder aufgenommen, worauf Alles zwei Jahrhunderte lang liegen blieb, denn erst im Jahre 1770 begann man die Arbeiten wieder. Eine holländische Compagnie ließ bis zum Jahre 1775 unter dem Schutze des Grafen von Aranda daran arbeiten, und dann kam das Unternehmen in die Hand der Regierung, die es allmählich aufgegeben hätte ohne den unermüdlichen Eifer eines Kanonikus der Kathedrale von Saragossa, Don Ramon Pignatelli, der sein Vermögen und sein Leben an das Nationalwerk wandte. Der Kaisercanal nimmt seinen Anfang bei Tudela im Königreich Navarra, seine Länge bis zu seiner Einmündung in den Ebro beträgt etwa 27 spanische Leguas, aber einige Leguas sind noch zu beendigen, um ihn mit dem Fluß in Verbindung zu bringen, und dieß große Werk ist jetzt aus Mangel an Vertrauen und an Capitalien ganz verlassen. Man hatte den Plan, den Canal nordwärts durch Biscaya fortzusetzen, um auf diese Weise das Mittelmeer und den Ocean in Verbindung zu bringen: die Arbeiten waren sogar in dem Thale des Rio Jalon begonnen worden, aber sie wurden auf beiden Seiten, im Süden wie im Norden, wieder aufgegeben, nachdem sie drei oder vier Millionen verschlungen hatten. Obgleich man schon Einrichtungen zum Transport der Reisenden getroffen, so hat der Handel doch bis jetzt noch wenig Vortheile daraus gezogen, aber der Ackerbau ist glücklicher gewesen, und die Ländereien, die der Canal bespült, fühlen seinen wohlthätigen Einfluß: man hat den Uferanwohnern zahlreiche Wasserableitungen verkauft, welche weithin die Felder bewässern und befruchten.

Heiderabad.

(Schluß.)

Einige Tage später besuchte die Gesellschaft in gleicher Procession die Hauptmoschee, welche nach dem Modell der berühmten Moschee in Mecca gebaut ist. Es ist ein großes Steingebäude, ohne alle Verzierung, und durch nichts Außerordentliches ausgezeichnet; auch wurden die, welche Geschmack für Architekturschönheiten hatten, mehr von dem ehrwürdigen Tschar Minar oder vier Minarets ergriffen — ein merkwürdiges Stück des Alterthums, auf dem Ort errichtet, wo die vier Hauptstraßen der Stadt zusammentreffen. Es ist auf vier großen Bögen erbaut, durch welche die Wege gehen; oben sind mehrere Stockwerke und Gemächer, die früher zu einer Art hoher Schule dienten, wo für das Studium der verschiedenen Künste und Wissenschaften ein Seminar errichtet war. Jetzt ist es jedoch kein Sitz der Gelehrsamkeit mehr, da diese Zimmer in Waarenniederlagen verwandelt sind. Ueber ihnen erheben sich die vier hohen Minarets, von denen das Gebäude den Namen trägt: der Eindruck des Ganzen auf jeder der vier Straßen ist großartig und interessant.

Die Stadt Heiderabad ist ausgedehnt und soll außerordentlich volkreich seyn; doch sind die Straßen im Allgemeinen eng und schmutzig,

und obgleich viele den Mohammedanern von Rang und Vermögen zugehörige Häuser groß und gut gebaut sind, so bieten sie doch nach Außen nichts als hohe, todte Mauern. Die Zahl der Moscheen und öffentlichen Gebäude ist nicht sehr bedeutend, ja weit geringer, als in Orten von geringerer Größe. Dagegen sind die Gärten und Gartenhäuser in der Umgegend von Heiderabad sehr schön; der Rung Muht, der vorher erwähnte Palast, wo die Frauen des Ministers unterhalten wurden und der mit der Residenz verbunden ist, war durch Obrist Kirkpatrick für eine Prinzessin erbaut, die er heurathete, und bildet ein schönes Muster für Landsitze nach asiatischem Geschmack. Dieser entzückende Platz gibt eine vollkommene Idee der orientalischen Serais, und wenn er bei festlichen Gelegenheiten erleuchtet ist, das Bild eines Zauberpalastes der arabischen Mährchen, wie wir früher kein anderes gesehen hatten. Es ist nach asiatischer Sitte mit hohen Mauern eingeschlossen, der Mittelpunkt ist ein großes Marmorbassin mit Wasser gefüllt, das aus mehrern Springbrunnen Zulauf erhält, und deren silberne Säulen sich mit den hohen Cypressen vermischen. Die Pavillons, Galerien und Terrassen rundum sind im reichsten Styl orientalischer Architektur gebaut und verziert. Die Fußböden sind mit persischen Teppichen und mit reich in Gold gestickten Kissen bedeckt; englische Lustres und Spiegel vollendeten den Glanz des Ganzen beim Empfange der Gesellschaft. Die Menge von Lichtern und ihre geschmackvolle Anordnung machten einen schönen Eindruck, indem sie auf die sie umgebenden Blumen und dichtbelaubten Bäume einen sanften, reizenden Schimmer warfen. Da kein Fest in Indien ohne Tanz für vollkommen gilt, so wurde die Gesellschaft in Rung Muht eingeladen, die Anmuth von nicht weniger als fünfzig Tänzerinnen zu bewundern, die mit ihren musicirenden Dienern der Gesellschaft beiwohnten. Als die untergeordnetern Sterne erschienen und verschwunden waren, trat die größte Künstlerin von Heiderabad auf. Wenn ein Talent in Indien einmal anerkannt ist, kann es nicht so leicht durch jüngere Künstler verdunkelt werden; je länger eine Person aufgetreten ist, desto höher steigt sie in der öffentlichen Achtung. Die prima donna absoluta Heiderabads soll bald sechzig Jahre alt seyn, und ihre Schönheit bald ein halbes Jahrhundert geherrscht haben. Ihr Gesicht, nicht ohne Spuren des Alters, hat immer noch Spuren jener Liebenswürdigkeit, für die sie berühmt war, und die jugendliche Stimme und Miene, mit der sie tanzte und sang, waren in der That überraschend. Während ihrer öffentlichen Laufbahn hat dieser Günstling der Natur und des Glücks ein beträchtliches Vermögen aufgehäuft und sich einen großen Einfluß in ihrem Wohnorte zu erwerben gewußt. Ihr Anzug bei dieser Gelegenheit war einer der reichsten und kostbarsten; sie trug Juwelen, welche auf drei Lak Rupien oder 30,000 Pfd. St. geschätzt wurden. Eleganz und Geschmack werden bei den asiatischen Frauen häufig im Anzuge hintangesetzt, um viel Edelsteine zur Schau zu tragen, die auf alle Weise aufeinandergehäuft werden, ohne die geringste Rücksicht auf Schönheit. Als der europäische Theil der Gesellschaft die Dame und ihren Schmuck hinreichend bewundert hatten, gingen sie in den anstoßenden Theil des Gartens, um ein Feuerwerk anzusehen, das die Eingebornen besonders gut veranstalten, und das trefflich von Statten ging.

Manche Excursionen in die Umgebungen von Heiderabad boten Abwechslung und Interesse. Nordöstlich von der Stadt liegen die Ruinen einer Stadt und eines Palastes, die jetzt Antilopen zum Aufenthalte dienen, welche der Nizam hält und durch sehr strenge Jagdgesetze beschützt, denn das Tödten eines dieser Thiere ist bei Verlust des Augenlichts untersagt. Daher sind sie auch sehr zahlreich, und, weil ohne Furcht, außerordentlich zutraulich. Von Zeit zu Zeit werden sie durch die Tiger beunruhigt, die in den benachbarten Wildnissen wohnen. In Folge einer Herausforderung dieser gefleckten Wilddiebe machte sich eine Expedition auf den Weg, mit der sich unsere Gesellschaft aus der Residenz vereinigte. Die Gegend war wild und seltsam, und brachte trübe Gedanken, wenn man sah, daß die Gegenden, einst zu Wohnungen der Menschen bestimmt, jetzt den Thieren der Wildniß überlassen wurden. In derselben Richtung, doch näher bei der Stadt, sind Gärten, die unter der Aufsicht der französischen Officiere stehen, die früher im Dienste des Nizam waren. Hier ist auch das Grabmal, das dem Andenken eines dieser Männer, Hrn. Raymond, errichtet wurde, ein Gedächtniß, das stets von trüben Erinnerungen an die Verbannung begleitet wird. *) Die Umgebung von Heiderabad ist wegen der großen Teiche — Wasserbehälter — berühmt, die so nothwendig in den asiatischen Gegenden sind, um eine der größten Segnungen des Daseyns beim Mangel an Regen ersetzen zu können. Der Weg nach den Cantonirungen jenes Theils der Hülfstruppen, der in der Nähe der Hauptstadt steht, läuft über eine englische Meile weit auf einem der gigantischen Dämme, der, quer durch ein Thal gebaut, den Strom beschränken soll. Dieser Theil der Reise ist sehr angenehm. Auf der einen Seite ist das Land reich bebaut, während auf der andern ein breiter Wasserspiegel sich ausdehnt, der mehrere Meilen im Umfange hat. Einige Meilen südlich von der Stadt ist ein anderer Teich durch einen Damm von solidem Mauerwerk begränzt. Er wurde von demselben Officier errichtet, der die Residenz baute; daher wird es von den europäischen Bewohnern der Ingenieurs-Teich, von den Eingebornen Mir Allum genannt, nach dem Minister, der seinen Bau veranlaßte. Der Damm besteht aus einer Reihe sehr großer steinerner Bögen, die, auf die Seite gelegt mit ihrer halbkreisförmigen Projection, sich dem Wasser entgegenstellen. Doch liegen sie nicht in einer geraden Linie, sondern bilden in ihrer Vereinigung auch das Segment eines Kreises. Das Wasserbehälter mißt, wenn es ganz voll ist, einen Umkreis von fast 20 Meilen; ein englisches kleines Boot liegt daran mit Ruder und Segel versehen, das dem Minister gehört, der sich jedoch selten auf dieses Element wagt. Wir benutzten sehr gern die Gelegenheit, auf diesem künstlichen See zu fahren, frühstückten vergnügt in Zelten, die an den Ufern aufgeschlagen waren, und erfreuten uns an dem Anblick einer großen Wasserfläche, der uns selten auf den Reisen im Innern ward.

Der nordamerikanische unter dem Namen Maclura aurantiaca bekannte zweihäusige Baum wächst gegenwärtig in weiblicher und männlicher Form in Frankreich, und blüht in dem Garten des Luxemburg, in den Gärten von Neuilly und in Avignon; sein Holz soll elastisch, schön geädert, dunkelgelb, von schönem Korn seyn und eine schöne Politur annehmen. Zahlreiche Proben haben bewiesen, daß seine Blätter die des Maulbeerbaumes zur Nahrung der Seidenraupen vollständig ersetzen; die Anpflanzung dieses Baumes ist um so wünschenswerther, da er auch von der heftigsten Kälte nicht leidet, und auch in einem ärmlichen Boden fortkommt. Die Früchte sind nicht eßbar, aber die Wurzeln sollen eine schöne gelbe Farbe haben. (Athenäum vom 20 October.)

*) Ehe die Engländer den französischen Einfluß in Heiderabad vernichteten, hatte Le Raymond ein eigenes Corps Sipahis geworben und exercirt. Als die Engländer Herren am Hofe des Nizam wurden, ward natürlich das von Franzosen gebildete Corps aufgelöst; Raymond war kurz zuvor gestorben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 314.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 November 1838.

Erzeugnisse von Assam.

(Aus John M'Cosh's Topographie von Assam.)

Der Ackerbau ist in diesem Lande sehr zurück, und ungeheure Striche, die mit großem Nutzen angebaut werden könnten, liegen wüste. Reis von geringer Qualität, Zuckerrohr, dessen Ertrag in Muscovade (Goor) verwandelt wird, Senfsamen, woraus man Oel gewinnt, Baumwolle, die in großem Umfange von den Bergstämmen gebaut und in bedeutender Masse ausgeführt wird, Opium, welches man in Menge erzeugt, Lack, den man in großer Masse sammelt, und Seide, wovon es drei Arten gibt, sind die Hauptproducte. Die Seide wird von den Frauen gesponnen und verwebt. Ein bedeutender Artikel in Assam, welcher der Provinz eine große Wichtigkeit zu geben verspricht, ist der Thee, welcher wild wächst und bis vor kurzem ganz unbemerkt blieb. Es ist dieses völlig der Theebaum China's und gedeiht auf den Bergen der Kangtis, Singphos und anderer Bergstämme so gut wie in den benachbarten Provinzen China's, und verlangt nicht mehr Sorgfalt in Bau und Behandlung, um dem „wohlriechenden Kraut" des himmlischen Reichs gleichzukommen. Die Entfernung des Theedistricts von Calcutta ist von geringer Bedeutung, da der Brahmaputra zu allen Jahreszeiten selbst für große Boote bis an den Fuß der Berge, wo der Thee wächst, schiffbar ist.

Unter die Producte, welche für den Handel benützt werden könnten, gehört auch der Kaffee, welcher jetzt wild wächst; das spanische Rohr, welches undurchdringliche Dschungeln bildet, wo die Hauptstängel, obwohl wenig dicker als ein Finger, manchmal zweihundert Fuß lang werden; Gummi elasticum, welches als ein milchichter Saft durch Einschnitte in eine gewisse Feigenart gewonnen wird, und endlich viele werthvolle Gummiarten, auch Copal, welches namentlich auf den Nagabergen gefunden wird. Eines der merkwürdigsten vegetabilischen Erzeugnisse ist ein Gift, das die Abors an den Ufern des Sampu gewinnen; sein Anbau ist ein Geheimniß: es hat das Ansehen einer kleinen faserigen Wurzel, welche zu einem Teige gestoßen und mit dem Saft einer andern Pflanze vermischt wird. Ein Ritz von einem vergifteten Pfeil hat fast augenblicklichen Tod zur Folge. Assam ist überreich an Zimmerholz, und Dr. M'Cosh zählt 90 Baumarten auf, welche zum Häuser- oder Schiffebau taugen.

Die Zoologie von Assam gleicht der der meisten dschungelreichen Länder des Orients. Wilde Elephanten ziehen in großen Heerden umher, und sind Ernten und Menschen gefährlich; es werden jährlich 700 bis 1000 ausgeführt. Die Singphos tödten sie bloß um der Zähne willen mit vergifteten Pfeilen, die aus Musketen geschossen werden. Das Nashorn bewohnt die dichtesten Wälder und ist schwer aufzufinden; man setzt einen Werth auf die Haut, weil Schilde daraus gemacht werden, und das Horn, das keine Fortsetzung des Nasenbeins, sondern durch eine Höhlung damit verbunden ist, so daß es durch einen Streich abgeschlagen oder durch Erweichen losgemacht werden kann, gilt für besonders heilig. Bei der großen Scheue und Wildheit dieses Thiers ist es zum Erstaunen, wie leicht sich namentlich die Jungen zähmen lassen: wenige Monate, nachdem ein solches gefangen worden, kann man es loslassen, um zu grasen, und es läßt sich von Kindern besteigen. Sie gewinnen schnell eine große Anhänglichkeit an ihren Hüter, kommen auf seinen Ruf, und laufen ihm nach wie ein Hund. Tiger, Leoparden, Bären und Büffel sind zahlreich; Pferde bringt man aus Butan und Schafe aus demselben Lande und aus Bengalen. Schlangen gibt es in Menge, aber wenige sind giftig; die Boa oder Python gilt für unschädlich; sie kommt manchmal in den Hühnerhof und holt sich Geflügel. Die weißen Ameisen sind hier zerstörender als in irgend einem Theile Indiens; sie verzehren sogar die Häuser von den Hauptpfosten bis zum letzten Rohrbündel auf dem Dache; man schätzt die Dauerhaftigkeit eines Hauses und somit dessen Werth, nach der Menge von Lebensunterhalt, die es den weißen Ameisen gewährt. Diese Insecten machen sich auch an die Waldbäume, und Dr. M'Cosh behauptet, daß ungefähr der zehnte Baum ihrer Gefräßigkeit zum Opfer falle. Der Brahmaputra ist allenthalben angefüllt mit Alligators, aber auch mit sehr schönen Fischen.

Die Mineralproducte sind Gold, das sich fast in allen Bergwassern, die in den Brahmaputra fallen, auch in diesem großen Strome selbst findet; Silber, wovon eine Mine im Lande der Bor-Kangti, nahe an den wahrscheinlichen Quellen des Irawaddi

bearbeitet wird, und Eisen, das sich in den meisten Bergen in Menge findet. Kohlen hat man an mehrern Orten in Assam aufgefunden, und Kalkgestein bildet einen Theil des Gerölls in den Zweigen des Brahmaputra oberhalb Sodiya, wo es durch die Ueberschwemmungen von den Bergen heruntergewaschen wird. Munkung oder Mogaum, im Lande der birmanischen Singphos, ist berühmt durch seine kostbaren Steine. In der Provinz Hukung sind mehrere Bernsteinminen, und Steinöl wird in Oberassam gefunden.

Skizzen aus den Pyrenäen.

2. Die Thäler von Azun und Argeles.

(Schluß.)

„Ich verließ diese guten Leutchen, um wieder in das Thal Azun einzudringen, und da die Nacht schon ihren Schleier über die untern Thäler ausbreitete, so suchte ich eine Zuflucht in dem Wirthshause von Arrens; man ließ mir die Wahl zwischen gesalzenem Ziegenfleisch oder einem mit Oel zubereiteten Eichhörnchen, ein Gericht, das von den Gastronomen des Bezirkes sehr gesucht wird. Ich zog beiden ein Stück Maisbrod und den Wein von Madeira, so wie einen hölzernen Sessel beim Herde dem schmutzigen Bettschragen vor, und brach noch vor Tagesanbruch auf, um meine Schritte nach der in einem angenehmen von hohen Felsen umgebenen Thale befindlichen Capelle von Poey Laut zu richten. Das Gebäude ist schön, auf einem marmorähnlichen Felsen gebaut, welcher ihm einen Fußboden von einem einzigen Stücke gibt. Die Bildsäule Mariens ist eine schöne Nachahmung des antiken Styles, eine interessante Haltung, eine bewundernswürdige Einfachheit, die korinthische Venus in einem christlichen Tempel, wo sie keineswegs an der unrechten Stelle zu seyn scheint." Die drei Madonnen von Betharran, Poey-Laut und Heas zogen weit und breit fromme Wallfahrer an sich, aber der letztere Ort widersteht kaum mehr der Rauhheit des Klima's, und die Capelle von Poey-Laut ist geschlossen. Die religiöse Chronik von Azun erzählt auch den Aufenthalt von Saint Bertrand, Priester von Comminges, der hier um das Jahr 1070 predigte. Während der Predigt schnitt man seinem Maulthiere den Schwanz ab, aber der gutmüthige Priester begnügte sich, statt die Rache des Himmels herabzurufen, mit einem Tribute von Butter und Käse, welcher der Abtei von Saint Bertrand bis zur Revolution bezahlt wurde. Die Einwohner von Azun waren übrigens so freiheitliebend als religiös: als der Graf von Bigorre Agenten in das Land sendete, um dessen Unterdrückung vorzubreiten, wurden sie theils lebendig verbrannt, theils in einen Abgrund gestürzt, der davon den Namen des Procurator-Sprunges behalten hat.

Azun ist eines von den sieben Thälern des Lavedan und bildet den Kanton von Aucun: es ist eine einsame, hochgelegene, rauhe Gegend von zwei Nebenflüssen des Gave de Pau (nämlich von dem Gave d'Azun und Louzon *) verwüstet, welche über die seltenen Felder von saracenischem Getreide und Hanf und einige Wiesen Unordnung verbreiten. Die Bevölkerung ist gering, 1500 Seelen in 10 Dörfern, die von Granit und Marmor erbaut und mit Schiefer gedeckt sind; man schreibt diese geringe Zahl der Vereinzelung der Einwohner zu, welche sich gewöhnlich nur unter einander verheurathen. Das Klima wird stets rauher und ungesunder, seitdem die Wälder zum Betrieb der Eisenbergwerke ausgehauen worden sind; das Thal ist reich an Mineralien, es gibt über 50 Gold-, Silber-, Eisen-, Kupfer- und Bleibergwerke, aber das Holz mangelt schon, die Handarbeit ist theuer. Azun hat keine Verbindungswege, als eine lange enge Schlucht, die nach Argeles führt. Das einzige Vieh des Thales sind Ziegen, deren gesalzenes Fleisch die Hauptnahrung der Einwohner ist, und ihrem Athem einen starken Geruch mittheilt. Sie sind stark und verständig; die Weiber groß, stark, gute Hausfrauen, welche, wie es ihre braune, beinahe schwarze Farbe beweist, auch die härtern Arbeiten mit den Männern theilen. Sie lieben ihren alten, originellen Tanz, den Balés: er soll der nämliche seyn, wie der Corybantentanz an den Festen der Cybele; ihre Tracht, ihr Schrei oder vielmehr ihr Brüllen, ihre heftigen, kühnen Bewegungen geben den Balés das Ansehen eines Tanzes der Wilden. Die Erdbeben sind in dieser Gegend nicht selten, doch ohne große Wirkung. Wenn man aus dem Thale von Azun nördlich herauskommt, so hat man rechts Saint Savin, und kann dem Gave bis zu seinem Einflusse in den Gave de Pau bei Argeles folgen. Von hier aus führt die Heerstraße längs dem Gave bis Lourdes, und mit diesem letztern Orte schließt sich der Cirkel, denn den weitern Weg nach Pau wollen wir an einer andern Stelle beschreiben.

Argeles ist einer der merkwürdigsten Punkte dieser Gegend, auch nimmt sein Wohlstand alle Jahre zu. Es ist eine Gemeinde von etwa 2000 Seelen, die am Ausgange des Thales L'extreme Salles nach der Gave und an der Straße von Tarbes nach Saint Sauveur liegt; es hat auch eigene Bäder, die bereits von Vielen gebraucht werden. Heutzutage ist es der Hauptort eines Arrondissements, von welchem Azun, Luz, Lourdes und Saint Pé nebst dem eigenen Kanton von Argeles abhängen. In der Ebene von Argeles vereinigen sich mehrere Waldbäche, die hier ihre wilde Natur verlieren und die Erde befruchten; hier reiche Getreide- und Maisfelder, dort die schönsten Wiesen, bei den bewohnten Plätzen dichtbelaubte Fruchtgärten, zwischen welchen Canäle laufen. Das Thal ist von Bergen beherrscht, auf welchen sich Wälder, Weiden und eine Menge Wohnhäuser vermischen — ein Gemälde, das ohne einen großen Raum zu umfassen, die angenehmsten Abwechslungen enthält. Doch es verdient eine etwas genauere Darstellung. Im Süden ist es die Abtei Saint Savin, welche mit den Schlössern von Vidalos und Beaucens (am andern Ufer des Gave) den Horizont schließt. Saint Savin war ein Spanier, erbaute sein Kloster auf den Ruinen des Emilianischen Palastes, war ein starker Teufelaustreiber und Magnetist oder Zauberer, und scheint diese Kraft seinen Nachfolgern übertragen zu haben. Denn die Verhältnisse des Lavedan mit Bearn waren nicht immer so friedlich wie diejenigen, welche heute zwischen Pau und Argeles bestehen. Die

*) Der Gave und Azun hat selbst noch einen Nebenfluß, den Gave de Bun. Der Louzon bildet ein eigenes Thal westlich, welches man, ich weiß nicht warum, zu dem Thale Azun rechnet.

Bearneser hatten einen Einfall in Lavedan gemacht, ein Mönch von Saint Savin stieg auf einen Hollunderbaum und machte sie durch einige magische Worte unbeweglich, so daß sie sich ohne Widerstand umbringen ließen. Allein der Himmel strafte diese Grausamkeit durch eine sechsjährige Unfruchtbarkeit. Der Papst befahl eine Zusammenkunft von 20 Personen, die Hälfte aus dem Thal von Aspe, woher die Räuber gekommen waren, die andere Hälfte aus dem Thal von Lavedan; sie versöhnten sich in Gegenwart der Bischöfe von Tarbes und Lescar. Die Lavedaner verpflichteten sich 10 Pilgrime nach Santiago zu senden, 140 Messen, worunter 10 bischöfliche, singen zu lassen, und außerdem jährlich dem Procurator von Aspe 30 Sols Morlaas zu bezahlen, ein Tribut, welcher vom 12ten Jahrhundert bis zur Revolution dauerte, und keineswegs dazu diente, die gute Laune zwischen den Bearnesen und Bigorrediner zu unterhalten. Die südliche Spitze des Thales ist bei Pierrefitte, von wo zwei Schluchten oder Abats, wie man sie dort nennt, in die Thäler von Cauterets und Barèges führen. Im Norden erhebt sich die Straße bis Ayzac, von welchem Dorfe man eine herrliche Perspective hat und durch eine Allee von Nußbäumen bis auf den Platz von Argeles kommt. Endlich im Westen der Linie von Ayzac bis Pierrefitte, am rechten Ufer des Gave, hat man das herrliche Thal vom östlichen Lavedan oder von Avantaigues, so genannt von dem Berge dieses Namens, welcher es von dem weiter östlich gelegenen und weit rauhern Thale von Castel-lou-Bon trennt; doch gehört dieses letztere auch noch zu der unter dem Namen des Lavedan (Levitani pagus) bekannten Gegend. Von Boos bis Villelongue auf einer Strecke von drei Meilen, wandert man beständig durch Alleen von Nuß- und Kirschbäumen, mit Buchen, Eschen und Kastanienbäumen gemischt, frische Wiesen werden von vielfältigen Bächen durchschnitten, die Abhänge sind mit unzähligen, von freundlichem Grün umgebenen Schäferhütten geschmückt. Die Weiden sind im Ueberfluß, die Heerden zahlreich, das Land hat ein Ansehen von Wohlstand: im Hintergrunde östlich ist der Berg von Avant-aigues, und seine weite Bergebene mit Wohnungen bedeckt, welche besser gebaut sind, als die der kleineren Städte; inmitten dieser üppigen Natur verbreiten die Abtei von Saint Savin, die Ruinen des Schlosses von Beaucens und die Menge von der Zeit angefressener oder umgestürzter Thürme eine gewisse religiöse und ritterliche Schattirung; in einem engen Kreise um Argeles, zu beiden Seiten des Gave, liegen die Oerter Gez, Vidalos, Saint Pastous, Beaucens, Soulon, Saint Savin, Arcizan-avant und aerad, welche alle mit festen Schlössern oder Thürmen versehen waren, auf welchen man mit Feuern und Fackeln Signale machte, wenn die gefürchteten Miquelets von ihren Bergen, wie aus Raubhöhlen, auf die friedlichen Thäler herabstürzten; alsdann versammelten sich die Einwohner, welche, von der Recrutirung befreit, insbesondere mit der Vertheidigung der Gränze beauftragt waren. Die Aebte von Saint Savin und die Herren von Beaucens hatten das größte Ansehen im Lande; zwölf junge Mädchen aus Solon und Adat waren, einem alten Lehenstribute zufolge, verpflichtet, den Mönchen von Saint Savin an den großen Festtagen das Bett zu machen; ein Herr von Solon sprach dieses Recht für sich an, aber in dem gerichtlich vorgeschriebenen Zweikampfe, wodurch dieser Streit ausgemacht wurde, siegte der Kämpfer der geistlichen Herren.

Das eigentliche Thal Extreme Salles, zu welchem man Argeles rechnet, liegt nordwestlich von diesem Orte, zwischen dem Thale von Louzon und Val Sueguère, und hat seinen Namen von dem Dorfe Salles. Es ist ein enges abgeschiedenes Thal, in welchem die plötzlichen und starken Abwechselungen der Temperatur unter den sonst gesunden Einwohnern tödtliche Fieber, und der reißende Bergoms, welcher über Ayzac hinaus in die Gave fällt, Ueberschwemmungen und Felsenstürze hervorbringt, die jeden andern, als diese an ihre Heimath gewöhnten Leute, mit Schrecken erfüllen würden. Doch ist das Thal nicht unfruchtbar; das Frühjahr tritt frühzeitig ein, und der Herbst bietet den Heerden oft eine späte Zuflucht an, die sie anderswo nicht so leicht finden. Die Nußbäume werden wegen ihres Holzes und des aus ihren Früchten gepreßten Oeles eine Hülfsquelle, die den höhern Regionen mangelt. Die Sitten haben eine gewisse Einfalt beibehalten; wenn dort in Folge des Mißbrauches, welchen etwa ein Fremder von der Gastfreundschaft der Einwohner macht, eine schamhafte Krankheit zum Vorschein kommt, so sucht man Hülfe bei der heiligen Jungfrau, und bietet den Priestern Opfer an, wie bei einer Landesplage; leider werden sie in ihren Krankheiten nur zu oft das Opfer ihrer abergläubischen Einbildungen, welche durch die Dorforakel stets unterhalten werden, und der unbarmherzigen Lanzette ihrer Barbiere. In älteren Zeiten entschied ein Rath der Alten in den Familienstreitigkeiten, ohne Appellation. Sanct Romuald war sehr beliebt in dieser Gegend; als er sie verließ, berathschlagte man, ob man ihn nicht zurückhalten und ihm die Haut abstreifen sollte, um Reliquien von ihm zu haben — dieß ist wenigstens die Tradition.

Das Thal Val Sueguère, felsig, aber freundlich, besteht nur aus fünf Dörfern, die Einwohner sind frugal und betriebsam; sie pflanzen Flachs. Der Marmor von Aspe, schwarz mit Spatheisen, ist sehr gesucht. Wenn man von den Thälern Extrême Salles und Val Sueguère an die Heerstraße herausgeht, so trifft man in den sonst angenehm, in einer Reihe hinter einander gelegenen Oertern Ayzac, Vieuzac, Agos, Vidalos und Cot schon Albinos (Cretiner) und Kropfige an. Diese waren ehemals unter den Cagots begriffen, mit welchem Namen man eine unglückliche, von Gott verfluchte und von den Menschen verfolgte Race belegte. Woher dieser Name kommt, und worauf er sich gründet, weiß man nicht; politische und religiöse Vorurtheile haben nicht weniger als der Abscheu vor gewissen Krankheiten beigetragen, die Zahl dieser ehemaligen Paria's zu vermehren. Cagot will eigentlich sagen Ca Got, gothischer Hund, eine Benennung, die sich aus der Zeit herschreiben mag, zu welcher Chlodwig die Westgothen unter dem Vorwande des Arianismus bekämpfte und unterjochte; vielleicht sind es Abkömmlinge der Alanen, Scythen, Gothen, welche bei den Einbrüchen dieser Völker in den Schluchten der Pyrenäen zurückblieben, und nachher als Fremde ins tiefste Elend verfielen und sich Krankheiten zuzogen; daher hat man sie mit den Aus-

fähigen zusammengeworfen und sie Gégistains (von Giezi, dem aussätzigen Diener des Propheten Elisäus,) genannt; der leichtgläubige Geschichtschreiber Marca nimmt wirklich diese Abstammung an. Nicht bloß die Gothen, auch die Saracenen scheinen ihren Theil zu der Summe dieser Unglücklichen geliefert zu haben, denn unter den verschiedenen Namen, welche man ihnen gab, Cagots, Agots, Gahets, findet man auch die Namen Mannres und Chretiens, wahrscheinlich ironischerweise wegen des Arianismus der Gothen oder des heimlichen Islamismus der mit Gewalt christianisirten Saracenen. Gewiß ist, daß man diese Leute für Ladres, d. h. elend, excommunicirt hielt, sie auf irgend ein bestimmtes Gewerbe, meistens das von Zimmerleuten, beschränkte, sie zur Absonderung von den übrigen Einwohnern zwang, und ihnen besondere Merkzeichen und hundertlei schimpfliche Ausnahmsgesetze auflegte. Heutzutage bestehen diese Vorurtheile nicht mehr, aber ist das hinreichend? Sollte die Regierung nicht vielmehr dem Uebel auf die Spur zu kommen, und diese entstellenden und den Menschen moralisch vernichtenden Krankheiten auszurotten oder wenigstens zu vermindern suchen?

Nachricht von Bhutan.

Das eigentlich sogenannte Bhutan *) stößt im Westen an Sikkim, im Norden an Tübet, im Osten an den Akas und im Süden an Assam. Seine Länge von Westen gegen Osten ist etwa 22 Tagereisen, seine Breite 10 bis 15. Das Land ist kalt und uneben, aber gut angebaut, und die Seiten der Berge in Terrassen abgetheilt. Die Bhutias zahlen einen Tribut in Natura an die ostindische Compagnie für einige Ländereien in den Ebenen, auf denen sie Reis bauen, wozu ihre Berge nicht geeignet sind. Die Regierung von Bhutan liegt in den Händen des Dharm Radscha und des Dald Radscha, wovon der erstere das geistliche Haupt ist und nie stirbt, sondern in ein Kind übergeht; der leztere ist der weltliche Herrscher, aber dem Dharm untergeordnet, und eigentlich nur der erste Minister. Sein Amt ist weder erblich, noch geradezu lebenslänglich. Die Sommerhauptstadt ist Tassisudon, im Winter aber wird dieser Ort wegen der strengen Kälte mit Dosen oder Punaka vertauscht. Viele Einwohner bebauen im Sommer ein Landgut in den Bergen, und im Winter ein anderes in der Niederung. Die Einkünfte betragen etwa 5 Laks Rupien und sind verpachtet. Die Bhutias sind etwas unter Mittelgröße, und mehr durch ihre Musculatur als Größe und Dicke der Glieder ausgezeichnet. Ihr Aeußeres ist ausnehmend schmutzig, und selbst vornehme Beamten haben ein elendes, ärmliches Aussehen. Sie gelten jedoch für eine sehr ruhige, fleißige Race, und sogar für sehr civilisirt. Ihre Züge sind rein tatarisch. Viele ihrer Gesetze und Gewohnheiten sind von den Chinesen entlehnt, mit denen sie auch die eifersüchtige Ausschließung von Fremden theilen. Sie haben keinen Kriegsgeist, und obwohl sie sämmtlich, selbst die Weiber, stets bewaffnet gehen, so fürchten sie sich doch die Luntengewehre, die sie führen, abzufeuern. Ihre Religion ist Buddhismus, und ihre Priester sind die Gelums, welche in Ehelosigkeit leben. Prostitution und Vielmännerei gehören zu ihren Sitten.

*) Bhut oder Bhot ist ein allgemeiner Name für das Land zwischen der großen Himalayakette und den Ebenen.

Historische Entdeckungen in den Inschriften Indiens.

Jezt ist, wenn man den Nachrichten aus Indien Glauben beimessen darf, das langgesuchte Verbindungsglied zwischen dem griechischen und indischen Alterthum endlich aufgefunden worden. Mehrere englische Gelehrte in Indien, namentlich der bekannte Prinsep, der Secretär der asiatischen Gesellschaft von Bengalen, ferner ein Hr. Turnour in Ceylon und ein Dr. Mill haben unter Beihülfe mehrerer anderer Personen in verschiedenen Theilen Indiens endlich nach vielen Bemühungen die alten Hinduschriftarten entziffert, und seit dieser Zeit strömen die Erklärungen zu, so daß man bald wichtigen Entdeckungen entgegen sehen darf. Ohne uns hier auf die Einzelnheiten einzulassen, wollen wir als Resultat bemerken, daß aus den bisher bekannt gewordenen Inschriften eine enge Verbindung mehrerer indischer Fürsten nicht nur mit den griechischen Herrschern in Baktrien, sondern auch mit den macedonischen Dynastien überhaupt hervorgehen soll, namentlich auch mit Aegypten, welches den Namen Agupta oder Gupta führe. Ein noch interessanterer Umstand ist, daß die damals in Indien herrschenden Dynastien Buddhisten gewesen seyn sollen, woraus hervorgehen würde, daß die ausschweifenden Theogonien der Puranas und die fabelhaften Genealogien der Braminen von diesen erst nach Besiegung ihrer Rivalen und also erst im Anfange der christlichen Zeitrechnung erfunden wurden.

Vermischte Nachrichten.

Man bemerkt, namentlich auf der Ostküste Englands, seit geraumer Zeit eine Abnahme im Salmenfang, und begann zu glauben, es rühre dieselbe von allzu häufigem Fange, vorzüglich zur Laichzeit, her, oder auch von der Anlegung von allerlei Gewerken an den von ihnen besuchten Flüssen, der Anwendung von Kalk beim Ackerbau u. dgl. Ein Correspondent des Athenäum (vom 6 October) erkennt zwar an, daß alle diese Ursachen zur Verschlechterung und wohl auch zur Verminderung der Salmen beigetragen haben mögen, ist aber der Meinung, daß der eigentliche Grund der Abnahme in der Erscheinung des von den Engländern sogenannten weißen Haies (squalus carcharias) liege, der allmählich den Schiffen durch das atlantische Meer nachgezogen, und selbst bis in die Docken gelangt sey.

Die Münze der Vereinigten Staaten soll den Befehl erhalten haben, wieder „goldene Adler" (golden eagles) zu schlagen. Seit 34 Jahren ist diese schöne Münze nicht mehr geschlagen worden; man hörte im J. 1804 damit auf, weil die unrichtige Währung des Goldes schuld war, daß man die Münze fast so schnell ausführte, als sie geschlagen wurde. Nach den Papieren der Münze sind damals nicht weniger als 1,500,000 geschlagen worden.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 101** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Capefigue. — Panorama von Deutschland.** (Fortsetzung.) — **Monsieur Jean, der Schulmeister.** (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 101.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 November. 1838.

Capefigue.

Capefigue, den Frankreich unter seine guten lebenden Historiker zählt, hat es unternommen, in seinen geschichtlichen oder vielmehr historisirenden Werken alle Charaktere und Ereignisse wieder zu erheben und zu rechtfertigen, über welche die Geschichte bisher mehr oder weniger tadelnd abgesprochen hatte. Diese Aufgabe, die der offiziellen Defension eines Advokaten gleicht, ist eine schwierige Aufgabe, deren Zweck wir nicht recht einsehen. Denn auch in Frankreich ist die Zeit nicht mehr, wo die historischen Romane der Frau von Genlis im Schwang waren und den Lesern Rührungsthränen über die Maitressen des großen Königs entlockten.

Wozu also die Bemühung, die Geschichte zu einem Rückschritt zu bringen und ihr wieder alle Aufklärungen und Ergebnisse zu rauben, mit denen sie die Studien der letzten zwanzig Jahre gereinigt und gehoben haben?

Capefigue behauptet, nur hohe Unpartheilichkeit leite ihn bei diesem Streben, die Fehler aller seiner Vorgänger aufzudecken. Dieß finden wir aber nicht, im Gegentheil, wir sehen nur engen Koteriengeist in dem Bemühen, alten Vorurtheilen zu huldigen und mehr als Hofmann, denn als Historiker zu schreiben.

Sein neuestes Werk stellt Philipp von Orleans, Regenten von Frankreich, seine Umgebung und seine Zeit in ganz neuem Lichte dar, es ist eine Lobrede auf diesen Fürsten und ein Panegyrikus auf den Cardinal Dubois, denn, Capefigue zufolge, sind diese zwei Männer auf ganz unwahre und unwürdige Art verleumdet und von allen Historikern über die Regentschaft unrichtig beurtheilt und dargestellt worden. Zwar will er aus dem Regenten keinen Heiligen machen, aber doch einen trefflichen Menschen; und dieß macht er sich auf folgende Art bequem. Vorerst sagt er kein Wort über seine Sitten und sein Jugendleben, dann aber legt er großen Werth auf seine politischen Talente und seine heroische Tugend. Letztere sucht er besonders darin, daß er Ludwig XV die Krone bewahrte, daß er ihn erziehen ließ und ihm bei seiner Volljährigkeit eine Macht übergab, die er so leicht hätte für sich selbst behalten können, indem er das königliche Kind auf eine oder die andere Art auf die Seite schaffen ließ. Capefigue findet darin ein erhabenes Opfer, das seine kleinen Sünden weit aufwiege. Hiernach betrachtet er bei einem Prinzen als hohe Tugend, was bei jedem Privatmann ein Verbrechen gewesen wäre, das ihn an den Pranger und ins Zuchthaus gebracht haben würde. Dieß heißt doch die Servilität weit treiben, und so weit getriebene Schmeichelei könnte man für eine bittere Satyre halten.

In langen Abschnitten und in den pompösesten Ausdrücken wird die Krönung Ludwigs XV beschrieben und dann die drei oder vier letzten Maitressen dieses Königs mit den lebendigsten Farben und mit aller dem Verfasser möglichen Anmuth beschrieben, deßgleichen der Tod des Königs in diesen Maitressenarmen.

Aus dem Cardinal Dubois macht Capefigue einen tiefen Politiker, einen sehr geschickten Staatsmann, dem das Land großen Dank schuldig sey. Zwar hat man ihm eine Menge Unthaten und Schändlichkeiten zugeschrieben, die ihn als Geistlichen noch häeter treffen; dieß ist aber nach Capefigue alles Verleumdung; ebenso daß er sehr liederlich gelebt und an einer bösen Krankheit gestorben seyn soll. Alles schändliche Verleumdung! Sein Tod muß nach Capefigue lediglich in zu angestrengter Arbeit in Staatsgeschäften, zum Heil des Landes, gesucht werden.

Diese sonderbaren, fast lächerlichen Behauptungen belegt unser Historiker nach seiner Art mit zahlreichen Gassenhauern vom Pont-neuf oder mit andern gemeinen Liedern aus jener Zeit, denn mit dergleichen sucht er seine historischen Ausarbeitungen und Behauptungen darzuthun. Dießmal aber muß er die Lieder nicht recht angesehen haben, denn sie sprechen alle gegen seine Darstellung durch den größten Spott auf das Leben und die Laster des Cardinals.

So viel ist gewiß, die Capefigue'sche Art ist eine neue und ganz verkehrte Weise, Geschichte zu schreiben. Dessenungeachtet reißt man sich in Frankreich um seine Schriften. Ein neuer Beweis für den ganz verkehrten Sinn unserer Zeit.

Capefigue gilt freilich nur in einer gewissen Sphäre in der

Klasse, wo Vorurtheile und Schwächen besonders zu Hause sind. Von diesen Leuten und den Autoren, die für sie schreiben, sagt ein ausgezeichneter Schriftsteller Folgendes: „Es gibt wohl sonderbare excentrische Leute, die von der Gutmüthigkeit Ludwigs XI, von der Uneigennützigkeit Karls V oder von der Gerechtigkeit Philipps II sprechen oder schreiben. Dieß sind aber nur Witzspiele, über die sich das Publikum einen Augenblick freut, die aber der Geschichte selbst nicht schaden. Es ist mit dem Geist mancher Leute gerade wie mit den Augen gewisser Personen, die nicht alle Lichtstrahlen auffassen. Sie können die Gegenstände nicht in ihren wahren Farben sehen. Wenn sie sich auch noch so viel Mühe geben, immer fehlt ihnen etwas; Alles ist grün, oder Alles blau, und sie zweifeln gar nicht, daß ihre Augen recht sehen."

Mr.

Panorama von Deutschland.

(Fortsetzung.)

Ueber die Mittel zur Ausführung des Plans gibt der Herausgeber ebenfalls Rechenschaft. Er habe die Hülfsquellen beider Länder, Deutschlands und Frankreichs, so viel ihm möglich gewesen, vereinigt, um das Versprochene zu leisten; die deutschen Mitarbeiter, deren Anzahl weit überwiegt, sollen die Hauptmasse des Materials herbeischaffen und für die Treue und Wahrheit des Gegebenen bürgen, die französischen dem Gemälde so zu sagen den Firniß und geistreichen Anstrich leihen, „den anziehenden Reiz der Neuheit in der Art und Weise der Anschauung und Auffassung." Den deutsch eingesandten Beiträgen soll, bei gewissenhafter Beibehaltung ihres wesentlichen Inhalts, so viel als möglich das saubere und nette Gewand der Schöpfungen des französischen Geistes angezogen werden. Es werden mehr als hundert Namen von Schriftstellern als Mitarbeiter genannt und darunter solche, die gewiß geeignet sind, Erwartungen von etwas Tüchtigem zu erregen, so daß also auch von dieser Seite das Unternehmen gut vorbereitet erscheint.

Vor Allem müssen wir Deutsche es dankenswerth finden, daß ein Deutscher, der sich in der geeigneten Lage dazu befindet, es unternommen hat, durch ein in Form einer Zeitschrift erscheinendes Werk Deutschland der Kenntniß der Franzosen näher zu bringen. Es ist nicht die bloße Eitelkeit — eine Eigenschaft, die dem Deutschen vielleicht weniger fehlt als der Nationalstolz — die sich darüber, als über ein Zeichen der Anerkennung freut, sondern auch vom Standpunkt der Bildung und Humanität überhaupt ist es eine erquickliche Erscheinung, wenn der Sinn des einen Volkes für das andere sich aufschließt, wenn ein Verkehr und Umtausch der geistigen Schätze eröffnet wird und sich neue Bande der edelsten Art knüpfen, welche feindseligen Reibungen entgegenwirken und sie, wo nicht ganz verhindern, doch im Fall des Eintretens milder machen. Ueberflüssig wird eben so gewiß Niemand das Unternehmen finden, denn immer und immer wiederholen sich die Klagen und der Spott über die Unbekanntschaft, die Unwissenheit der Franzosen mit und in den geographischen, ethnographischen, socialen, wissenschaftlichen und literarischen Verhältnissen Deutschlands; ja, je mehr das Interesse der Franzosen für deutsches Leben, deutsche Wissenschaft und Kunst sich steigert, desto häufiger findet jene Unwissenheit Gelegenheit, hervorzutreten und sich Blößen zu geben. Diese, oft so liebenswürdige und belustigende französische Sorglosigkeit und Flatterhaftigkeit, deren Gegenpol die deutsche Schwerfälligkeit bildet, wird nun freilich auch nicht ganz weichen, wenn die versprochenen vier Bände des Panorama ihnen ein Licht über deutsche Art und Kunst werden aufgesteckt haben; aber es ist doch verdienstlich, auch nur Einiges zu größerer Richtigkeit und Gründlichkeit dieser Kenntnisse in Frankreich und zur Einsicht in deutsche Geisteseigenthümlichkeit beizutragen. Es drängen sich aber die ernsten Fragen auf: Wird das vorliegende Unternehmen seinen Zweck erreichen? wird es seine Aufgabe lösen? hat es die geeignetsten Mittel ergriffen, um zum Ziel zu gelangen? ist es zeitgemäß, oder ist es überhaupt dem Geist und Geschmack des französischen Publikums gemäß?

Um mit Beantwortung der letzten Frage anzufangen, so glauben wir diese mit ziemlicher Zuversicht bejahen zu können — unter der Voraussetzung, daß der mit dem Geist und Geschmack jener Nation vertraute Herausgeber, der in ihrer Hauptstadt lebt, immer genug Aufmerksamkeit und Takt zeigt, den wechselnden Launen und Neigungen des französischen Publikums bis auf einen gewissen Grad nachzugeben und zu schmeicheln, nie das Panorama zu sehr den Lehrton annehmen zu lassen und durch die artistischen Beigaben auch einen mehr exoterischen Kreis für sein Werk zu gewinnen. Vieles deutet darauf hin, daß eine große Anzahl von Franzosen begierig ist, sich mit dem deutschen Leben, Wesen, Wissen und Schaffen näher zu befreunden; daß diese ein in seiner Art ganz neues Mittel sich zu unterrichten, bereitwillig ergreifen werden, steht zu hoffen, und neben so vielen französischen Zeitschriften dürfte diese, welche doch ganz andere und neue Gegenstände zur Sprache bringt, wohl auch sich behaupten können; indeß sind uns doch auch Bedenklichkeiten aufgestiegen, die wir nicht verhehlen wollen.

In Deutschland wäre wohl an dem Erfolg eines Unternehmens, das in umgekehrter Art mit Frankreich sich beschäftigte und von gleich vielen tüchtigen Mitarbeitern unterstützt würde, kaum zu zweifeln; umgekehrt aber ist das Verhältniß doch etwas anders. Der Franzose kennt Deutschland und den deutschen Geist nicht nur weniger, als der Deutsche Frankreich, sondern wir wagen auch zu sagen: seine Kenntniß, seine Einsicht, kann nie eine gleich gründliche und tiefe seyn, es ist ihm nicht gegeben, den deutschen Genius so zu begreifen. Dieß rührt nicht bloß davon her, daß erst seit kurzem ein Interesse für Deutschland in Frankreich rege geworden ist, während umgekehrt der französische Geist nur zu lange schon eine für die Ehre und Selbstständigkeit der Nation zu bedeutende Rolle in Deutschland spielte und vielleicht die Entwicklung des deutschen Genius zurückhielt, bis dieser plötzlich, nach langer stiller Vorbereitung, aus seinem dunkeln Brüten zu einer Periode strahlenden Glanzes hervorbrach, — nicht bloß daher, daß die Franzosen sich zu gut und vornehm dünkten, die deutsche Sprache zu erlernen, sondern der Grund liegt tiefer — in der Individualität der

beiden Nationen. Dieser Unterschied läßt sich so bezeichnen: daß der Deutsche mehr Phantasie habe, als der Franzose, während der Franzose einen rascheren und beweglicherern Verstand besitzt. Wie der Verstand mit dem Praktischen sich beschäftigt, die Gegenwart sich zu unterwerfen sucht, die Materie sich dienstbar macht und das eigne Ich nie vergißt, so strebt dagegen die Phantasie nach dem Unsinnlichen und Ideellen, versenkt sich in der Vergangenheit und brütet über der Zukunft, befähigt den Menschen, sich aus sich selbst herauszuversetzen und Fremdes sich zu vergegenwärtigen und anzueignen. Der philosophische Trieb, die innigere Glaubenswärme, die tiefsinnigere Poesie — das Alles sind Früchte der im Deutschen vorwiegenden Phantasie, welche ebenso, unsers Erachtens, ihm das Sichhineindenken in die Art und den Geist einer fremden Volksthümlichkeit erleichtert; zwar einen Franzosen vorstellen, agiren wird ein Deutscher so wenig können, oder noch weniger, als Jener einen Deutschen; wohl aber ihn, in seiner ganzen Art zu seyn und zu denken, erkennen und anerkennen. Die Phantasie macht die Menschen innerlicher und tiefer; der Verstand äußerlich tüchtiger und gewandter; der Mensch von Phantasie kann den von Verstand viel eher verstehen und begreifen, als dieser Jenen, und darum auch der Deutsche den französischen Genius eher würdigen, als sich der Franzose in den deutschen Geist versenken. Herr Savoye behauptet, unserer Ansicht nach mit vollem Recht, die Franzosen seyen in der Prosa, die Deutschen in der Poesie vorangeschrittener, und wir finden hierin eine Bestätigung unserer Behauptung; die Prosa fällt mehr dem Verstand, die Poesie der Phantasie anheim; und daher ist es nicht bei den Deutschen nur Mangel an Uebung, so wie bei den Franzosen nicht das Hängen an unrichtigen Regeln und Theorien über Poesie und poetische Sprache, was die ungelenkere Prosa der Einen und die minder gemüthliche und tiefe Poesie der Andern bedingt, sondern die Individualität des beiderseitigen Nationalgenius. Dabei sind die Vorzüge der französischen Prosa dem gebildeten und einsichtsvollen Deutschen völlig einleuchtend, und er findet in seiner Sprache kein absolutes Hinderniß, dieselben sich ebenfalls annähernd anzueignen, während es dem Franzosen oft schwer fallen dürfte, sich von den Vorzügen der deutschen Poesie und poetischen Sprache zu überzeugen, als welche sich nicht dem Verstand demonstriren und auf klare Regeln zurückführen lassen, und indem seine Sprache es ihm unmöglich macht, hier mit der deutschen in ihren feinsten Eigenthümlichkeiten zu wetteifern.

Ferner mögen der Liebhaber deutscher Art und Kunst in Frankreich gegen früher allerdings viele seyn; aber bei dem durch Alles sich hindurchziehenden Centralisationssystem, welches in jeder Beziehung Paris zum gewaltig anziehenden und verschlingenden Mittelpunkt macht, sind wohl die meisten Freunde des Deutschen, wie überhaupt die Meisten, die sich mit den Wissenschaften und der Literatur beschäftigen, in der großen Hauptstadt versammelt und daher zu besorgen, daß das Panorama sich nicht in dem Maaß über ganz Frankreich hin ausbreiten werde, wie ein ähnliches Unternehmen in Deutschland nach allen Seiten hin ausgestrahlt würde, in Deutschland, wo mittelst der vielen größern und kleinern Residenzen und Universitäten, in welchen ein reges geistiges Leben genährt wird, die Bildung weit gleichmäßiger verbreitet wird. Der Erfolg des Unternehmens wird hauptsächlich von Paris abhängen, und da kommt nun viel darauf an, ob die Mode und Fashion sich seiner mit Gunst annimmt, ob keine Eifersüchteleien und kleinlichen Intriken sich einmischen. In dieser Beziehung hat der Herausgeber gewiß sehr gut daran gethan, französische Autoren von ausgezeichnetem Namen, wie Cousin, Ampère, Barbier, Quinet, Lerminier u. A. zu Mitarbeitern zu werben, wodurch der Schein vermieden wird, als sollten die Deutschen dem französischen Publikum Vorlesungen halten und Unterricht geben. Durch die Concurrenz der deutschen Mitarbeiter werden die französischen sich zu um so größerem Streben nach Treue und Genauigkeit in ihren Angaben und Urtheilen über ein fremdes Volk angespornt fühlen. Viel voraus aber haben sie vor den deutschen Mitarbeitern darin, daß ihre Aufsätze wirklich und ganz ihre eigne Arbeit sind, während die deutsch eingesandten Artikel erst die Metamorphose einer Uebersetzung ins Französische durchmachen müssen. Dieß ist ein bedenklicher Punkt. Kann dem deutschen Verfasser zugemuthet werden, einen ins Französische übertragenen Aufsatz, ohne daß er zuvor seiner Revision unterworfen wurde, als seine Arbeit zu vertreten? Und wenn er auch seine Ansichten, das Wesentliche seiner Gedanken darin getreu wiedergegeben findet, muß er nicht dennoch auf den Styl, auf so manche absichtlich und bedeutungsvoll gewählte Wendung, auf manche leichte aber darum doch gar nicht gleichgültige Schattirung, kurz auf die Form verzichten, in welcher ihm sein Aufsatz entstanden ist, und auf welche jeder Autor um so mehr Werth legt, je mehr sich seine Arbeiten dem künstlerischen Schaffen nähern? Jeder Autor ist in der Regel eifersüchtig auf seinen Styl, seine Manier, wenn er sie auch nicht für vortrefflich hält; sie gehören zu seiner Individualität, seiner Persönlichkeit; wird er, ohne sein Zuthun, in eine andere Sprache übersetzt, so wird ihm dieß als Zeichen der Anerkennung schmeicheln, und er ist für sein Werk in der neuen Gestalt nicht verantwortlich, oder er verweist, wenn man ihm in der Uebertragung nicht hat Gerechtigkeit widerfahren lassen, auf das Original; in diesem Fall aber soll er für die Uebersetzung, ohne daß eine Vergleichung mit dem Original möglich ist, einstehen. Die Uebersetzungen werden die von Deutschen verfaßten Artikel so ziemlich in Eine Uniform kleiden, während die französischen Originalartikel in lebendiger Individualität, auch was die Form betrifft, sich darstellen werden. Hier besonders hat der Herausgeber ein sehr weites und wichtiges Feld für umsichtige Thätigkeit.

Der innere Werth des Werkes muß und wird einen bedeutenden Einfluß auf seinen äußern Erfolg haben, der, zum Theil doch auch von äußern Umständen abhängig, hinwieder auf den innern Werth und die Tüchtigkeit des Werkes zurückwirken muß. Es ist daher sehr zu wünschen, daß gleich von Anfang an ihm entschiedene Gunst hauptsächlich in Frankreich, aber auch in Deutschland, dessen Interesse dabei nicht wenig betheiligt ist, gewonnen werde.

Der von dem Herausgeber vorgezeichnete Zweck und Plan verdient alle Anerkennung; er beabsichtigt Vielseitigkeit mit

Gründlichkeit, ansprechende Form mit reichem Gehalt zu vereinigen. Daß von dem Panorama des deutschen Lebens die Politik ausgeschlossen bleibt, ist aus den von dem Herausgeber selbst genannten Gründen sehr wohl gethan. Abgesehen von andern Gründen, wäre sonst nicht möglich, eine so große Anzahl verschieden denkender Männer zu Einem Zweck zu vereinigen. Wird aber nicht, muß man fragen, dennoch unter den vielen Mitarbeitern sich eine Differenz der Gesinnungen und Ansichten hervorthun, welche die Gemeinsamkeit ihres Mitarbeitens erschwert oder fast unmöglich macht? welche wenigstens den Leser stört und verwirrt, und ihn hindert, sich mit Zuverlässigkeit zu orientiren? Thäte es nicht Noth, für das französische Publikum eine Uebersicht der Richtungen und Schulen, welchen die verschiednen deutschen Contribuenten angehören, voranzuschicken, damit ihm nicht das Panorama von Deutschland wie ein Babel erscheine, wo zwar die Sprache (vielleicht nur zu sehr) Eine, aber die Tendenzen und Ansichten die allerbuntesten seyn dürften?

(Schluß folgt.)

Monsieur Jean der Schulmeister.

(Fortsetzung.)

Ihn weisend an die höchsten Rather und
Versöhner, ließ sie ihn allein.

Der Hergang
War dieser. Die Hebamme Gouin, die
Sonst jedes Kind, wimmernd in seinen Windeln,
Gehorsam abgeliefert, ward betrübt,
Als sie den schon berühmten Mann sah alle
Durch sie preisgeben dieser düstern Nacht.
Des Letzten Linnenzeug, am Saum gezeichnet,
Lenkte die Sorgsame auf sichre Spur.
In dem Gespräche mit der Präsidentin
Erkannte sie die nützliche Vertraute
Und sagt' ihr Alles. Diese nahm die Zusag'
Ihr ab, mit Niemand je davon zu sprechen,
Auch mit dem Vater nicht, dafür verheißend,
Mutter zu seyn dem Kind, bis es erwachsen.
Gestorben war die Hebamme seither.
Die Präsidentin trug allein die Last
Des quälenden Geheimnisses, nicht selten
Versucht, im Dunkel Alles ruhn zu lassen,
Wozu es war bestimmt. Wie aber! sie
Mitschuld'ge! sie, erstickend, eine Christin,
Den Keim der Prüfung für des Kindes Seele,
Die Pein, wodurch das Gute sich vollendet!
Der fromme Anton glaubte: Alles solle
Dem Jüngling man entdecken, daß sein Herz
Vollständig den Tribut darbringen könne,
Welchen der Herr in seiner Strenge heischt!
Rasch kam der Schlag und schmerzhaft war der Sturm;
Der Jüngling beugte sich darunter. Noch
Gelesen hatte nichts er von Jean Jacques,
Doch schon vom Namen war sein Ohr betäubt.
Der junge Ringer, lebend fern der Welt,
Kannte der Tempelstürmer Schlachttrompeten.
Auf einer kleinen Reise nach Paris
Mit Vater Anton, hatt' er wohl begriffen,
Wie furchtbar dieses Ruhmes Blitze zuckten
Im Sturm — dem nah er muß ins Auge fassen.
Ins Auge fassen... ja, das muß er.. muß
Sich überzeugen, welche schwere Last
Von jener Seite drückt auf seine Seele.
Man zweifelt... man erlaubt das Lesen ihm;
Er las Emil, er las auch Heloise!
Las all die Schriften, reich an Reiz und Kühnheit,
Quälend das Herz, harmonisch, Wahrheit, Lüge,
Immer beredt! Täuschende Natur!
Gepriesne Einfalt, die du darbst so bald!
Glauben des Herzens, das in Träumen schwelgt!
Zerbrechliches Gewissen! Wer begriff,
O wer ergründete dieß Alles besser,
Als dieser Sohn in jenem Buch des Zaubers;
Mit Wuth, mit Zärtlichkeit umfaßt', verwarf er,
Versenkt' sich weinend in die süßen Stellen,
Stieß blutig wund sich an versteckten Felsen;
Und nichts ging ihm verloren — Größe, Glanz
Und Koth und diese Mischung ahmte nach
Sein wild empörtes Herz. Um diese Zeit
Strich unter seiner Feuerwolk' zugleich
Und unter seinem Kreuz, er rastlos durch
Den Wald und Stunden lang auf einem Fels
Wie angenagelt, wiederholte er
Betend sein: Großes Wesen! oder Ave!
Und so wie vorher unzertrennlich er
Von seiner jungen Freundin war, so mied
Er ihre Nähe jetzt; und sie auch ward
Befangener; er schwieg und wurde roth
Vor Scheu bei ihr. Die Präsidentin auch
Blieb ohne Einfluß auf ihn; und fort währte
Der Kampf in ihm. Zuletzt wollt' er doch seh'n —
Seh'n jenen Mann, den der Bewundrung werthen
Und unglücksel'gen Vater, den er liebt
Und dem er absagt, den die Zeit verketzert;
Diesen aufrichtigen Stolzen, der so zärtlich
Und unnatürlich, der den Glauben mit
Dem Zweifel mischt, und in so heil'gem Ton;
Ihn den Versucher in Gebirg und Wüste,
Und der doch Einem laut entgegen ruft:
Ein Gott sey der Geborne von Maria!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 315.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

11 November 1838.

Marie.

Erzählung aus den Pyrenäen.

Es war ein Juliusmorgen des Jahres 1567, dunkle Wolken, von dem Winde aus Spanien hergetrieben, breiteten sich majestätisch längs den Abhängen der Hochgebirge aus, welche das Becken von Luz umgeben; ernst und traurig entfaltete sich die Nebelhülle über den Abgründen, in welchen die von geschmolzenem Schnee angewachsenen Waldbäche dumpf und unsichtbar brüllten. Gaston, ein junger Edelmann aus Bigorre und eifriger Jäger, befand sich eben auf einem hohen Bergrücken, als ihn die Dämpfe überraschten und bald mit eiskalter Feuchtigkeit durchdrangen. Noch hatte er kaum Zeit gehabt an seinen Rückzug zu denken, als schon jeder Ausweg vor seinen Blicken verschwunden war; selbst der Berg von Sardey und die Thürme von Sainte Marie waren nicht mehr zu sehen. Umsonst suchte er die Spur eines Pfades, um in das Thal hinabzusteigen, allenthalben traf er auf Abgründe, die er um so mehr scheuen mußte, da er ihre Tiefe nicht ergründen konnte. Dreimal legte er das Horn an den Mund, und dreimal verhallte sein Nothruf in einem schwachen, sterbenden Echo. Eine Stunde brachte er, auf den Wasen hingestreckt, zu, aber er konnte die Kälte, von der seine Glieder erstarrten, nicht länger ertragen, und entschloß sich endlich zu einem verzweifelten Versuche, dem Abhange eines Hohlweges folgend, dessen Richtung ihm vortheilhaft schien. Er bediente sich mit Geschicklichkeit seines Jagdspießes, um seine Schritte zu sichern, und der glückliche Beginn dieses gefährlichen Niedersteigens erfüllte ihn mit Hoffnung, als ein Felsenstück unter seinem Fuße losbrach und seinen Fall verursachte. Er rollte, mit Blut und Wunden bedeckt, in den Abgrund; zum Glück, als er schon von Sinnen war, hielten die dichten Verzweigungen eines Buxes die Gewalt des Sturzes auf, und verschafften dem zermalmten Körper ein sanftes Lager, nicht weit von den Ufern des Gave.

Als er wieder zu sich kam, fand er sich auf einer Bettstätte in einem Zimmerchen von ärmlichem Aussehen, wo aber Ordnung und Reinlichkeit herrschten. Ein junges Mädchen von blendender Schönheit und ein Mann, den die Leiden vorzeitig gealtert zu haben schienen, hielten ihren mitleidigen Blick auf ihn gerichtet. Er wollte reden, aber von grausamen Schmerzen gefoltert, konnte er kaum einige unzusammenhängende Worte hervorbringen. Das Mädchen empfahl ihm mit auf den Mund gelegtem Finger Schweigen und Ruhe. Wenige Tage reichten zu seiner Besserung hin, er konnte bald aufstehen, indessen erlaubten ihm seine Schwäche und die Schmerzen, die er noch litt, keineswegs, eine Zufluchtsstätte zu verlassen, die ihm bald lieb wurde. Er erfuhr, wie seine Beherberger ihn sinnlos nicht weit von ihrer Wohnung angetroffen, und einem unvermeidlichen Tode entrissen hatten. Erst von einem lebhaften Dankgefühle durchdrungen, blieb er nicht lange unempfindlich gegen die einfachen und bescheidenen Tugenden, welche unter diesem Dache hausten. Seine Bewunderung für Marien, durch den Anblick ihrer offenen Unschuld und stets neu sich entfaltender Vollkommenheiten gesteigert, nahm täglich zu, und verwandelte sich in eine leidenschaftliche Liebe. Marie war nur 18 Jahre alt, naiv und unschuldig schien sie wie ein Engel vom Himmel an die Seite eines unglücklichen Vaters gesendet, um ihn gegen die Anfälle einer düstern Verzweiflung, die sich seiner bemeistern wollte, zu verwahren. Sie war schön, schlank, wohlgewachsen, aber ernst und traurig, wie ihr Vater; sie hatte die Gabe, sich zu vervielfältigen, um seinen kleinsten Wünschen entgegenzukommen, und zugleich mit erfinderischer Thätigkeit vor dem Auge des Fremden die Entblößung eines armseligen Aufenthaltes zu entrücken, in welchem sie nur von Milch und groben Nahrungsmitteln lebten. Wohl war ihr Anzug sehr einfach, aber ihre Schönheit stach dagegen noch glänzender ab.

Gaston, nach einem kurzem Kampfe von seiner Leidenschaft überwunden, fragte sich selbst, warum er denn nicht das junge Mädchen, das ihm das Leben gerettet hatte, zum Range seiner Ehefrau erheben sollte. Das Adelsvorurtheil regte sich noch in seinem Innern, aber die Liebe vertheidigte die Sache der Schönheit und Unschuld mit solcher Beredsamkeit, daß er endlich, gezwungen seinen Aufenthalt zu verlassen, und unvermögend, sich von Marien zu trennen, ihr das Geständniß seiner Empfindungen und das Anerbieten eines Ranges machte, welcher weit von ihren Ansprüchen entfernt war. Die Jung-

frau, bewegt, verwirrt, abwechselnd roth und blaß, blickte ihn mit herzzerreißendem Ausdruck an, und schmolz in Thränen. Marie, rief der junge Mann, warum diese Thränen, diese Zeichen der Verzweiflung, während ich mir schmeichelte, daß das Geständniß meiner Liebe dein Glück begründen könnte? — Ach, edler Herr, verbannt eine trügerische Hoffnung, erwiederte mit Schluchzen das traurige Mädchen, es ist unmöglich, ich bin Eurer nicht würdig. — Ich fände dich einer Krone würdig, sagte Gaston mit Inbrunst, wenn ich dir eine anbieten könnte. Du sollst meine Gattin seyn; folge mir mit deinem redlichen Vater, sey die Zierde meines Schlosses, reiche Kleider werden deinen Reizen neuen Glanz verleihen, eine zahlreiche Dienerschaft deiner Winke harren, du wirst als Königin über deinen Gemahl und seine vielen Vasallen herrschen. — Ach, dieses glänzende Loos ist nicht für die arme Marie gemacht; durch ihre Geburt dem Unglück und dem Schimpf anheimgestellt, erwartet sie nur von dem Tode das Ende ihres Elendes und ihrer Leiden. Verlaßt mich, und schenkt mir ein bißchen Mitleiden, das ist Alles, was Ihr thun könnt — Eure Güte vermehrt nur meinen Schmerz, ach, ich bin sehr zu beklagen! — Gaston suchte sie zu beruhigen, aber sie wand ihre Arme. — Unmöglich! rief sie, ein unüberwindliches Hinderniß steht Eurem Verlangen im Wege; wenn Ihr das unselige Geheimniß kennt, so werdet Ihr mich mit Abscheu fliehen! — Welchen schwarzen Verdacht schüttest du in meine Seele, sprich, ich beschwöre dich, vertraue mir dieses schreckliche Geheimniß, was es auch sey, die Ungewißheit ist noch schlimmer, und tödtet mich mit tausendfachem Tode. — Wie unglücklich bin ich, rief Marie in Thränen gebadet, er zweifelt an mir! Ach nein, Ihr seyd mir sehr lieb und werth, aber meine Liebe ist eine neue Marter für mein Herz. Ihr werdet bald mein Geheimniß wissen, und dann wird meine letzte Täuschung, wenn ich sie haben könnte, verschwinden. — Ach, so jung, und zu beständigem Leiden verdammt! Mein Gott, was hab' ich dir gethan, daß du eine so grausame Todesstrafe über mich verhängst! — Gewährt mir einen Augenblick, um mich zu fassen; bald komme ich zurück, und mache Euch das Hinderniß bekannt, das mich auf ewig aus Eurer Nähe stoßt. — Kaum hatte e vollendet, als sie sich eilends entfernte.

Gaston blieb unbeweglich auf der Stelle, wo ihn Marie verlassen, und erwartete, in finstere Gedanken versenkt, mit schneidender Unruhe die Rückkehr derjenigen, welche seine liebsten Wünsche in Ungewißheit hielt, als er sie zurückkommen, und, mit ihrem Vater an der Hand, sich feierlich ihm nähern sah. Mein Vater, sagte sie zitternd, die gefürchtete Stunde ist gekommen, die Ehre befiehlt uns, uns diesem Fremd e zu erkennen zu geben. Ritter Gaston, seht unsere Kleider an, wißt, wer wir sind, und ob wir auf die Ehre eines Bündnisses mit Euch rechnen dürfen. — Gaston ließ seine verirrten Blicke auf der Tracht seiner Gastwirthe schweifen, und entdeckte den scheußlichen Gänsefuß von rothem Tuche, schändendes Zeichen, welches man einer dem Unglücke geweihten Race aufgelegt hatte. Der junge Mensch, verwirrt, bestürzt, außer sich, gibt einen Schrei des Entsetzens von sich, und entflieht.

Bis dahin hatte die Gemüthsspannung Marien bei Kräften erhalten, als aber der Geliebte verschwunden war, überfiel sie eine heftige Verzweiflung, welche bald in Wahnsinn ausartete. Sie wälzte sich auf dem Boden, beschmutzte ihre Kleider, und verfluchte in der Raserei ihren Vater, den sie anklagte, sie als ein Opfer des Unglücks erzeugt zu haben. So brachte sie zwei Tage und zwei Nächte zu, während welchen sie sich bloß von ihren Thränen nährte; endlich sprang sie plötzlich auf, blaß, mit zerstreuten Haaren, und entlief mit der Schnelligkeit einer von den Jägern verfolgten Gemse: kein Felsen war so steil, daß sie ihn nicht erkletterte, kein Abgrund so tief, daß sie ihn nicht erreichte, kein Waldbach so reißend, daß er sie aufzuhalten vermochte; so gelangte sie nach langem Umherirren auf eine Bergebene, wo die Hirten ihre Hütten gebaut hatten. Als sie die schweifende Gestalt erblickten, vermutheten sie wohl, daß es eine sinnesverwirrte Unglückliche sey, und gingen ihr entgegen; aber kaum hatten sie sich überzeugt, daß sie zu der verhaßten Race der Cagoten gehörte, als sie ihr nachliefen, sie mit Schimpfworten überhäuften, und ihre Hunde gegen sie anhetzten. Die unglückliche Marie, getrieben von Schrecken, angefallen von den bissigen Thieren, welche ihre Kleider und ihr Fleisch in Stücken zerrissen, floh immerfort mit verdoppelter Eile, und als sie bei einem Abgrund anlangte, dem sich selbst die Hirten nie anders als mit Schrecken näherten, stürzte sie sich kopfunter in denselben. Hier fand das unschuldige Opfer für seine Leiden ein Ziel. —

Unterdessen war der Vater Mariens, durch ihre Flucht beunruhigt, sie zu suchen ausgegangen. Lange irrte er umher, erspähte ihre Spur, verlor sie oft, und fand sie mit Mühe wieder; endlich von dem unbequemen Gewichte seiner Holzschuhe ermüdet, warf er sie weg, um desto leichter die Felsen zu erklimmen, in deren Schooße er seine Tochter hatte verschwinden sehen. Vom Schmerz überwältigt, von den Beschwerden seines langen Umherschweifens erschöpft, erkannte er weder den Weg, den er verfolgte, noch die Gegenstände, die ihn umgaben, und befand sich, ohne es zu wissen, bei der mit Schießscharten versehenen Mauer, welche den Eingang der Kirche von Luz vertheidigt. Bei dem Anblick einiger Bauern kam er zu sich, und wollte sie fragen, ob sie seine Tochter gesehen hatten, als diese Barbaren über ihn herfielen, und ihn viehisch schlugen, indem sie ihm zuriefen: wie, du ehrloser Cagot, wie wagst du es, unbeschuht hier zu erscheinen, wart nur, wir werden dich nach dem Gesetze bestrafen.

Gnade, rief der Unglückliche, unempfindlich gegen ihre Schläge, Gnade, meine Brüder; laßt mich mein armes Kind aufsuchen, habt Mitleid mit mir! Ungeachtet seiner Bitten und Wehklagen schleppte man ihn vor den Richter, welcher kalt die Vollstreckung des Gesetzes befahl. Der Cagot wurde entkleidet, mit Ruthen geschlagen, und ein spitziges Eisen durch seine Füße getrieben, weil er die Polizeiordnung verletzt hatte, welche den Leuten dieser Race verbot, unbeschuht oder ohne ihre Merkzeichen durch die Städte und Dörfer zu gehen. Endlich ließ man ihn bluttriefend und ohnmächtig auf dem Platze liegen.

Der Pfarrer, von der Geistlichkeit, wie bei einem Leichen-

begängnisse, begleitet, leitete die Procession dahin, wo der Verworfene lag, ließ ihn auf eine Tragbahre legen, und, mit einem schwarzen Schleier bedeckt, in die Kirche tragen, wo man ihn in einer eigens dazu vorbereiteten Todtencapelle niedersetzte. Nachdem die Todtenmesse gelesen worden, wurde ringsum ihn Weihrauch angezündet, und Besprengungen mit Weihwasser gemacht. Endlich führte ihn die Procession aus der Kirche; man trug ihn bis zu seiner Hütte, und machte vor dem Eingange Halt; der Priester trat hervor und sprach zu ihm:

Ich verbiete dir jemals in eine Kirche oder einen geweihten Ort, auf einen Markt oder Jahrmarkt, und überhaupt in die Gesellschaft ehrsamer Leute zu gehen.

Ich verbiete dir ohne deine Cagotentracht mit dem Gansfuße, der dich zu erkennen gibt, oder ohne Beschuhung aus deinem Hause zu gehen.

Ich verbiete dir jemals deine Hände oder was sonst dein ist, an Ufern und in Quellen zu waschen, noch an solchen Plätzen zu trinken, und wenn du Wasser willst, so schöpfe es aus deinem Napfe oder deinem Faß.

Ich verbiete dir, an was immer für eine Sache, die du kaufen willst, zu rühren, bis sie dir angehört.

Du sollst in keine Schenke gehen, und wenn du Wein kaufst oder wenn man dir ihn gibt, so laß ihn in dein Gefäß schütten.

Du sollst mit keinem andern Weibe als dem Deinigen umgehen.

Du sollst mit Niemand als mit deinen Verwandten und in keiner Schüssel oder Gefäße als dem deinigen essen und trinken.

Nachdem man ihm diese und noch andere Verbote gemacht, entfernte sich Jedermann ohne die geringste Bekümmerniß, was aus dem Unglücklichen werden würde. Die Chronik sagt nicht, ob er diese Scene überlebte.

Klima von Assam.

Assam fühlt nicht den Einfluß der Monsoonwechsel; der Wind bläst mehr als 9 Monate von Osten oder Nordosten und selten mehr als einige Tage aus einer andern Richtung. Die Temperatur ist gleichmäßiger als in Indien, die heiße Jahreszeit erträglicher und gemäßigter; die heißen verderblichen Winde sind unbekannt und die Nächte kühl und erfrischend. Sehr heftige Stürme, begleitet von furchtbarem Donner und Blitz sind vom April bis Junius häufig. Die Regen beginnen im April, wo der Brahmaputra anzuschwellen beginnt, und am ersten Julius ist das ganze Land ein Binnenmeer, da der Strom im Durchschnitt 30 Fuß hoch steigt. „Deucalions Fluth," sagt M'Cosh, „wird jedes Jahr in großem Umfang verwirklicht. Der furchtsame Hirsch, erschöpft durch langes Schwimmen, nimmt gern seine Zuflucht in einem Stall oder Hütte; der Tiger und Büffel schwimmen freundschaftlich neben einander und der Elephant mit seinen Jungen neben dem wilden Schwein mit ihren Ferkeln. Der Eingeborne befestigt sein Boot an seinem eigenen Dachbaum und fischt in seinem Tabakefelde; über das Feld, das kurz zuvor noch die Ochsen bepflügten, schwimmen sie jetzt nach einem höhern Weidegrund; die Stelle großer Dörfer erkennt man nur noch aus einigen über den Strom hervorragenden Dächern, und die Lage von andern wird bloß durch einige Palmbäume bezeichnet." Erdbeben sind häufig, thun aber selten großen Schaden. (Aus M'Cosh's Topography of Assam.)

Chronik der Reisen.

J. B. Marcucci's gefahrvolle Reise von Maracaybo nach dem Chimborazo zur Aufsuchung der Kuitschundschullji-Pflanze.

Die merkwürdige Jonidium-Art, welche im quitoanischen den Namen Kuitschundschullji führt, und wie wir später sehen werden, erst seit dem Jahre 1829 als ein angeblich specifisches Heilmittel gegen die im tropischen Amerika unter dem Namen Cocobay oder Mal de Lazaro bekannte fürchterliche Hautkrankheit bekannt geworden ist, soll vorzüglich am Fuße des Chimborazo zu Hause seyn, oder wenigstens die von dorther stammende sich am heilkräftigsten erweisen. Die Bekanntwerdung dieser noch keineswegs vollkommen bewährten Heilkraft geschah auf folgende seltsame Weise. Ein Jesuit zu Quito, Namens Velasco, der aus der (1797 durch ein Erdbeben zerstörten) Stadt Alt-Riobamba gebürtig war, hatte nach der löblichen Sitte seines Ordens, dem die außereuropäische Geschichte, Erd- und Sprachenkunde so unermeßliche Erweiterungen und Bereicherungen verdankte, eine Geschichte von Quito verfaßt, worin zuerst Erwähnung der Kuitschundschullji und ihrer specifischen Heilkraft geschehen war. Der Druck dieses Geschichtswerkes wurde durch die bald nach dessen Vollendung eingetretene Verfolgung und Vertreibung des Ordens verhindert. Der Verfasser, welcher sich nach Italien begab, nahm die Handschrift mit sich dahin, wo sie nach seinem Tod in die Hände eines Ordensbruders und aus dessen Nachlaß in den Besitz des Vicepräsidenten des jetzigen Freistaates Ecuador, Don Modesto Larea, gerieth, welcher eben damals in Italien verweilte. Die erwähnte auf die Kuitschundschullji bezügliche Stelle der Handschrift wurde bald nach der Rückkehr Larea's nach Bogota in einer dortigen Zeitung mitgetheilt. Es heißt darin: „Die Kuitschundschullji, welche ein alt-quitoanischer Pflanzenname sey, wäre den Ureingebornen des Hochlandes von Quito seit unvordenklichen Zeiten als ein ungemein wirksames Heilmittel gegen die, Cocobay genannte, Hautkrankheit bekannt gewesen, von denselben aber den Spaniern stets verheimlicht worden.*) Erst 1754 wurde ein Laienbruder des Ordens zu Cuenca, der an der Cocobay litt, von einem Indier, der ihm aus Dankbarkeit sehr zugethan war, mit der Heilkraft der Kuitschundschullji bekannt gemacht und durch den Gebrauch derselben hergestellt." Ein Arzt zu Maracaybo,

*) Die Verheimlichung der Heilkräfte ihrer einheimischen Gewächse, so wie anderer ersprießlichen Dinge, welche von Seite der Ureingebornen beider Amerika's gegen ihre spanischen und portugiesischen Eroberer wahrscheinlich zur theilweisen Vergeltung der unmenschlichen Bedrückungen systematisch geübt wurde, ist ein vollkommen beglaubigter Umstand. Die spanisch-amerikanischen Ureingebornen (heißt es in einer Abhandlung über die Kuitschundschullji von dem englisch-westindischen Arzt E. N. Bancroft im Jamaica Physical Journal, woraus obige Reiseschilderung geschöpft ist) haben es von jeher im Brauche gehabt, und üben es, wie uns aus glaubwürdiger Quelle versichert wird, noch heutiges Tages, jedes Gewächs, so wie jegliches sonstige Erzeugniß ihrer Heimath, welches irgend einen eigenthümlichen Nutzen gewährt oder irgend eine besondere Eigenschaft besitzt, so viel wie möglich geheim zu halten. F. M.

Namens M de Arocha, ließ sich nach Lesung dieser Stelle die Pflanze in getrocknetem Zustande kommen, und versuchte deren Anwendung mit Erfolg. Dieser Umstand und die ungemeine Seltenheit und Kostspieligkeit der Waare, wovon nur ein äußerst dürftiger Vorrath zu erlangen gewesen war, vermochten einen gewissen Marcucci, der in Maracaybo wohnt, das so heilsame und noch so räthselhafte Gewächs in seiner eigentlichen Heimath, d. h. dort aufzusuchen, wo es in vorzüglichster Güte vorkommen soll, nämlich er machte sich 1854 auf den Weg, reiste auf einem Küstenfahrer nach Sasarida in Coro, von dort nach Jamaica, von wo er nach Chagre und Panama ging. Da er dort keine größere Schiffsgelegenheit nach Guayaquil vorfand, also unbestimmte Zeit daselbst zu verweilen gezwungen gewesen wäre, so vertraute er sich kleinen Küstenfahrzeugen an, und war auf dieser höchst beschwerlichen und langwierigen Fahrt den größten Entbehrungen und Bedrängnissen ausgesetzt. Als er endlich an der ecuadorischen Küste landete, sah er sich in Folge des eben damals am stärksten wüthenden Bürgerkrieges und des dadurch herbeigeführten Mißtrauens gegen Fremde und der Unsicherheit der Wege außer Stand ins Innere vorzudringen und zur Umkehr genöthigt. Er beschloß nun einen weiten Umweg über Peru zu machen, und schiffte sich zu Tumbez auf einem nordamerikanischen Wallfisch- oder Kaschelotfänger nach Payta ein, von wo er nach Piura ging, auf welch letzterer Reise er mehrere Tage lang durch eine brennende Sandwüste ziehen mußte. Durch die Landschaft Loxa wandernd, gelangte er endlich auf unwegsamen Pfaden, die ihn über die höchsten Andenpässe führten, nach Cuenca im Ecuador, von wo er sich alsogleich nach der Kuitschundschulli, deren Aufsuchung ihn dahin geführt, angelegentlichst erkundigte. Mehrere Ureingeborne versicherten ihm, daß sie das Gewächs genau kennten, doch was sie ihm davon brachten, war nicht von der ächten, sondern von einer ihrer officinellen Wirksamkeit nach schwächern Art. Alle seine Nachforschungen, die er in den Steppen von Pasul und Tsincocha, so wie anderwärts nach dem wunderthätigen Gewächs anstellte, waren fruchtlos, und schon befürchtete der arme von Kummer und Ungemach niedergedrückte Wanderer, unverrichteter Sache die entsetzliche Heimreise antreten zu müssen; da erfuhr er, daß ein Señor Borrero, damals Generalzahlmeister im Bezirke von Cuenca, über die Pflanze Auskunft zu geben wisse. Wirklich vernahm er von demselben, daß die in der Nachbarschaft, so wie die im kältern Strich von Cañar vorkommende Kuitschundschulli wenig oder gar keine Heilkraft gegen die Cocobay besitze, sondern diese einzig und allein der am Fuße des Chimborazo wachsenden Art beiwohne, die zu Riobamba am ächtesten zu haben sey. Hocherfreut über diese ihn endlich dem ersehnten Reiseziel zuführende Kunde, eilte er nach Riobamba, wo er die Bestätigung der zu Cuenca erhaltenen Angaben über die so eng beschränkte Heimath und den Stapelort der eigentlichen Kuitschundschulli erhielt, sich jedoch (ob ihrer Seltenheit halber oder aus welchem andern Grunde wird nicht angegeben) während eines mehr als dreißigtägigen Aufenthaltes nur einen äußerst spärlichen Vorrath davon verschaffen konnte. — Auf der Rückreise, wo er Jamaica wieder berührte, theilte er dem zu Kingston ansässigen Arzt E. N. Bancroft einen Theil seiner mit so großen Mühseligkeiten erlangten Droguerie und sein Reisetagebuch mit, welches letztere vor einiger Zeit in dem dort erscheinenden äußerst schätzbaren Physical Journal abgedruckt worden ist.

Nachwort des Einsenders.

Der berühmte schottische Botaniker J. W. Hooker zu Glasgow hat im Februar 1836 von dem so eben genannten englisch-westindischen Arzt aus dem ihm von Marcucci mitgetheilten kleinen Vorrath die ersten Proben der Kuitschundschulli mit Blättern und Blüthen erhalten wonach er, wie er sagt, die Art genau zu bestimmen im Stande war. Nach einer sorgfältigen Vergleichung mit der von unserem Reisenden Humboldt nach columbischen Exemplaren entworfenen ausführlichen Beschreibung des kleinblättrigen Jonidium mit der von St. Hilaire gelieferten Beschreibung und Abbildung der brasilischen und mit der im Glasgower Herbarium befindlichen nordchilenischen Art, welche nach Feuillée's Angabe in Nordchili Maytensillo, vermuthlich aber Paytensillo (von der Stadt Payta) heißt, erkannte er ihre Identität mit diesen, und da sie Cavanilles auch in Montevideo gefunden hat, so sey ihre ausgedehnte Verbreitung über einen gewaltigen Strich des mittäglichen Amerika's eine Thatsache Dem von Bancrofft gemachten Vorschlag, der Pflanze den Namen des wackern Marcucci beizulegen und sie Jonidium Marcuccii zu nennen, tritt Hooker bei, weil derselbe diese Auszeichnung allerdings verdiene. Die Frage jedoch, ob die von diesem Reisenden berichtete Angabe in Betreff der vorzüglichen oder gar ausschließlichen Heilkraft der „am Fuße des Chimborazo" vorkommenden Pflanze, wogegen die von Feuillé mitgetheilte Bemerkung, daß die in Nordchili wachsende als das stärkste Purgirmittel im Lande gelte, zu streiten scheint, läßt er unberührt. Der an der Hochschule zu Quito angestellte eifrige Pflanzenforscher William Jameson, der Reisegefährte Boussingaults und Halls auf ihren Andenreisen, wäre wohl am geeignetsten, Aufklärung darüber zu ertheilen oder Nachforschungen anzustellen. F. M. M.

Vermischte Nachrichten.

Man hat mit nächstem interessante Nachrichten über Experimente zu erwarten, welche Dr. Faraday in Gegenwart mehrerer Physiker an dem kürzlich (s. Nr. 275) nach England gebrachten elektrischen Aal machte: es gelang ihm einen elektrischen Funken aus demselben hervorzulocken, und einer von der Gesellschaft, welcher die Unbesonnenheit hatte, mit beiden Händen nach dem Thiere zu greifen, erhielt einen solchen Schlag, daß ihm, wenn er vorher ungläubig war, alle Zweifel an den elektrischen Eigenschaften dieses Aals vergehen mußten. Die Elektricität scheint von der stärksten Art zu seyn, da sie sich bei dem bloßen Eintauchen der Hand in das Gefäß, worin sich der Aal befindet, mittheilt. (Athenäum vom 27 October.)

Nach der Sidney Gazette vom 7 April d. J. verläßt jährlich eine bedeutende Anzahl Verbrecher heimlich die Colonie und flüchtet sich nach den Südseeinseln, wo sie eine Laufbahn von Raub und Mord beginnen, für welche dann oft der unschuldige Seemann mit dem Leben bezahlen muß. — Auch aus andern Punkten jenes Landes vernimmt man schlimme Nachrichten, indem Schaaren von Eingebornen, angeführt von geflüchteten Verbrechern, an vielen Orten Gewaltthaten begingen, und selbst mit den ausgesendeten Constablern und Soldaten in Gefechte sich einließen.

In der Nachbarschaft von St. Quentin stand ein merkwürdiger Baum, aus dessen Wurzeln manchmal seltsame Töne hervorkamen; er hatte unter den Bewohnern der umliegenden Kirchspiele großes Erstaunen und Unruhe erregt, das Geheimniß ist aber jetzt enthüllt. Der verzauberte Baum ist eine sehr starke Buche, an deren Gipfel zwei Zweige einander auf solche Weise kreuzen, daß, wenn der Wind bläst, eine Vibration stattfand, die bis an die Wurzeln hinabtönte. Auf Befehl des Maires hat die Art den Zauber zerstört.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 316.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 November 1838.

Chalki.

(Aus dem Tagebuche eines Schweizers. 1837.)

1. Reise nach Chalki. — Die angetragene Lehrerstelle.

Der unfreundlichste, trübste Monat in Konstantinopel ist der Februar. In der Mitte dieses Monates, an einem der Tage, wo der russische Boreas heulend über das schwarze Meer herkommt, um das milde Land auch anzublasen und graue Wolken über seinen blauen Himmel zu ziehen, — da saß ich im „Albergo della Svizzera," einer schmutzigen Kneipe des kothigen Galata. Mechanisch streckte ich von Zeit zu Zeit die erstarrten Finger über den Mangal, umsonst, denn Frau Susanna, wenigstens eben so schmutzig als ihre Locanda, hatte ihn nur mit etwas Asche und ausgebrannten Kohlen aus der Küche angefüllt. Umsonst versprach das Fenster Tageslicht, denn dicht davor hatten die katholischen Armenier eine Mauer aufgeführt, himmelanstrebend, um ihren neuerbauten Tempel zu schützen. Düster war Alles um mich her, doch noch düsterer mein Inneres, und wenig hätte mir das Tageslicht gefruchtet, denn kein heller Sinn kam ihm entgegen. Ich hatte Alles verloren. Was ich gesucht, was ich gehofft, was ich geliebt hatte, war mir entschwunden, und, gleichsam um mir noch den Trost zu rauben, dem Entschwundenen nachzuspähen, hatte der Gram meine Augen geblendet.

Zum Glück blieb ich nicht lange allein in meiner traurigen Herberge. Die Stunde des Frühstückes führte mir den Mann zu, mit dem ich es gewöhnlich theilte. Es war der Dr. Beria, ein Piemonteser, der eben seinen sechzigsten Winter zählte, wovon er zwei Drittheile unstät und in eben so vielen Leiden zugebracht hatte, als seine Kunst bei andern lindern sollte. Er hatte viel ausgestanden, aber wie ein Mann. Noch waren die athletischen Formen kräftig erhalten, noch wölbte sich gebieterisch die Adlersnase über dem grauen Schnurrbart; aber er war arm, weil er nicht geschmeidig genug war, um den Charlatan zu machen: seine Praxis trug ihm gerade so viel ein, um sich jeden Abend gesättigt niederlegen zu können. Die Zeit hatte ihm nach und nach alle Zähne geraubt; aber seine Geduld hatte allmählich das Zahnfleisch so abgehärtet, daß er wie andere Menschen essen und ganz verständlich sprechen konnte.

Wir waren einander unentbehrlich geworden, ohne es uns je gesagt zu haben, und eben so hatte sich stillschweigend unter uns ein Gewohnheitsrecht gebildet, kraft dessen der, den Frau Susanna kärglicher bedacht hatte, sich, ohne zu fragen, auf dem Teller des Consorten erholen durfte; denn so sparsam Frau Susanna mit dem Kohlenbecken umging, so wenig war sie freigebig mit der Tafel, und der Reinlichkeit befliß sie sich so wenig, daß man gern Italien, wo sie erzogen worden, für ihr Geburtsland annahm; indessen behauptete sie steif und fest, ihr Aushängeschild rede wahr, sie sey eine Schweizerin, zwar jung von Hause weggekommen, aber doch in Glarus, im Kanton Zürich, geboren. So undeutlich mir die geographische Notiz meiner Landsmännin vorkam, so durfte ich doch meine Zweifel nicht gar zu laut werden lassen, da sie mir hie und da, wenn sie bei guter Laune war, für gute Worte ein vaterländisches Gericht aufstellte, das dann, in partibus infidelium, besonders heimlich mundete. Und gerade heute hatte sie mir, um mich aufzuheitern, einen Eierkuchen gebacken, der so lieblich duftete, daß mein Doctor ohne die angefangene Erzählung zu unterbrechen, nach oben erwähntem Rechte einen bedeutenden Theil davon seinem Territorium einverleibte. „Ihr wißt noch nicht, was ich heute erfahren mußte," sagte er ruhig, aber mit tief gefurchter Stirn, „aus meiner Anstellung bei der Expedition gegen Tunis ist nichts geworden; ein Neapolitaner hat mich darum geprellt, ist aber selbst wieder durch einen andern Schurken davon verdrängt worden. Hätte ich nur noch mein schönes eisernes Bettgestelle, das mich 300 Piaster gekostet, und das ich auf die Reise hin für 200 verkauft habe!"

„Hätte ich nur meine Augen wieder!" sagte ich dem Alten, um ihn zu trösten, „ich gäbe Euch gerne eine andere Cariole. Rathet mir da."

Lange schwieg der Doctor und sah mich scharf an. „Vielleicht kann ich Euch helfen," sprach er endlich, „aber Ihr müßt fort aus dieser Kloake, Ihr müßt reine Luft einathmen unter Gottes freiem Himmel, Ihr müßt vergessen, müßt fröhlich werden, und dann kann Euer Blick sich erheitern. Morgen fahre ich nach Prinkipo und bestelle Euch ein Quartier bei der Signora

Maria, der lustigen alten Genueserin, die Ihr von frühern Zeiten her kennt."

Bei diesen Worten öffnete sich die Flügelthüre, eine hohe Gestalt trat herein, auf mich zu, und ergriff mit den Worten: „Eh viva, vostra Signoria," schüchtern meine Rechte.*)

Wie durch eine Nebelwolke hindurch suchte mein matter Blick einige Umrisse der Erscheinung aufzufassen, während der innere Sinn den herzlichen Ton des Grußes festhielt. „Das muß Franceschino Zanelli von Zante seyn," rief ich unwillkürlich aus, und auf die bejahende Antwort hin hieß ich gern den Ankömmling willkommen. Ich hatte den jungen Mann bei meinem ersten Aufenthalt in Pera gekannt, während der Pestzeit dasselbe Haus mit ihm bewohnt, und da gemeinschaftliche Bedrängniß leicht die Menschen näher zusammenbringt, so hatte ich zuweilen, um die langen Winterabende zu verkürzen, dem lernbegierigen Jungen Anweisung in der französischen Sprache gegeben. — Nun mußte er mir erzählen, wie es ihm seither ergangen. „Gut und schlimm," erwiederte er, „aber jetzt bin ich zufrieden, denn seit zwei Jahren bin ich Lehrer der Kalligraphie im Kloster der Panagia auf der Insel Chalki."

Auf der Insel Chalki! dachte ich, und gab dem Doctor einen Wink, mit dem Quartier bei der Genueserin nicht so sehr zu eilen; denn in diesem Augenblicke stieg in mir der Gedanke auf, mich dem sanften Jünglinge wieder zu nähern, und nach der Insel Chalki zu ziehen, die mit dem nahen Prinkipo an Lieblichkeit wetteifert, und von Vielen sogar wegen der freundlichern Sitten der Einwohner vorgezogen wird. — Ich konnte mich nicht enthalten, Franceschino meine Absicht zu äußern; verlegen blickte er nach dem Doctor, den er nicht kannte, und bemerkte zuletzt, er müsse nothwendig mit mir allein sprechen.

„Eben deßwegen bin ich ja hiehergekommen," sagte der Kalligraph, als er allein mit mir auf meinem Zimmer war, „eben deßwegen, um Sie nach Chalki abzuholen. Der Director Abraham sendet mich, um Ihnen die Stelle eines Lehrers der französischen Sprache anzutragen, welche schon seit Wochen ledig ist und jetzt nothwendig wieder besetzt werden muß. Ich soll mein Möglichstes thun, um Sie zu bewegen, heute noch mit mir nach der Insel zu kommen, um das Kloster und die Schuleinrichtung in Augenschein zu nehmen. Ohne Sie darf ich beinahe nicht zurückkehren."

Mir kam die Sache etwas abenteuerlich vor: daß dieser Director Abraham, den ich nicht kannte, von dem ich in meinem Leben nie hatte reden hören, mir auf einmal, ohne mich zu kennen, einen Katheder aufdringen sollte, mit der Zumuthung, ihn auf der Stelle zu betreten, ein solches Betragen von Griechen, deren Zurückhaltung, zumal gegen Franken, mir so wohl bekannt war — das Alles mußte mich befremden, und gegen einen Andern als Franceschino mißtrauisch machen. Aber er lösete mir das Räthsel. Vergeblich hatte sich der Director schon seit geraumer Zeit nach einem Subjecte umgesehen, dem er die erledigte Lehrersstelle anvertrauen konnte; immer lauter wurde inzwischen das Murren unter der studirenden Jugend, die wenige Monate zuvor rebellirt und den Director vertrieben hatte; der Unwille verbreitete sich bis unter ihre Verwandten im Fanal über die Vernachlässigung dieses wichtigen Unterrichtszweiges; denn wenn schon das Italienische die allgemeine Verkehrssprache der Levante ist, so wird doch das Französische, als Sprache der Diplomaten, dieser höhern Wesen in den Augen des Levantiners, vor allen andern in Ehren gehalten, zumal vom eitlen Fanarioten, der sich schmeichelt, dadurch dereinst sich selbst in die höhern Sphären hinaufschwingen zu können. — In dieser Noth fiel es meinem Kalligraphen ein, daß er auf der russischen Kanzlei etwas von meiner Rückkunft nach Konstantinopel gehört; dabei erinnerte er sich dankbar der Sprachübungen in Pera, und froh, sich bei diesem Anlasse um die Schule und den Director verdient zu machen, sprach er mit Letzterem von mir ganz zuversichtlich als von einem Deus ex machina.

Man sollte glauben, in einer Hauptstadt wie Konstantinopel, auf einem von Fremden wimmelnden Stapelplatze, wäre nichts leichter als einen Menschen zu finden, der gegen gute Bezahlung die Papagaienarbeit des Sprachunterrichts übernehmen wollte. Und doch ist dort nichts schwerer als gerade dieß. Die Masse der hier eintreffenden Europäer besteht aus Kaufleuten, Seeleuten und Handwerkern, den Rest bilden Glücksritter und Abenteurer, die gewöhnlich zu nichts weniger Lust haben, als im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod zu verdienen, besonders hier, wo der Lehrstand, wie in jedem Handelsorte, gering geschätzt ist, und nicht nur gering bezahlt wird, sondern auch bei der fast jährlich wiederkehrenden Pest durch die daraus entstehenden Hemmungen und Afterquarantänen öfters in bittere Noth geräth; und finden sich auch zuweilen unter dieser Classe einzelne Individuen, die aus der Noth eine Tugend machen und ein bißchen arbeiten wollen, so sind es gewöhnlich unwissende Leute oder von solchen Sitten, daß man ihnen die Jugend nicht anvertrauen darf; meistens treffen sogar beide Umstände zusammen.

Es war also weder so auffallend, daß Hr. Abraham mir so unerwartete Anträge machte, noch eine so große Auszeichnung für mich, daß seine Wahl gerade auf meine Person fiel, und dieß um so weniger, da hinter der eilfertigen Einladung eine wohl überdachte griechische List lag, die ich bald entdecken mußte.

Natürlich machte ich den Botschafter auf den mißlichen Zustand meines Gesichtes und die daraus entspringenden Schwierigkeiten aufmerksam; denn wenn ich auch nicht mit völliger Blindheit geschlagen war, so sah ich nicht genug, um zu lesen, und zur Mittagszeit, wo ich am meisten litt, konnte ich oft kaum den Weg unterscheiden. Ich erklärte ihm also aufrichtig, daß ich seinem Ansinnen nicht entsprechen könne; doch als er darauf bestand, er dürfe nicht ohne mich zurück, es werde sich Alles geben, ergab ich mich, um diese Digression zur Aufsuchung eines Quartiers und einer wohlthätigen Aufheiterung zu benutzen, verlegte indeß die Partie auf den folgenden Tag, und behielt den Gesandten zurück, um ihn noch etwas auszuforschen.

Nachdem wir das Teskereh genommen, d. h., uns auf der am Landungsplatze gelegenen türkischen Kanzlei gemeldet hatten, um unsere Namen anzugeben, und dafür gratis einen Schein zu erhalten, schifften wir uns um 3 Uhr Abends ein,

*) Wegen der Gefahr der Ansteckung.

und ein günstiger Wind, der gewöhnlich um diese Stunde sich erhebt, brachte uns an unsern Bestimmungsort, bevor noch die Nacht völlig eingebrochen war. Unterwegs äußerten sich einige Insulaner, die neben uns auf dem Boden des leichten Kaiks niedergekauert waren, gegen meine Begleiter, ich werde wohl der neue „Didaskalos Francesikos“ seyn, — als hätten sie mir das Prognostikon stellen wollen.

Ohne in dem Kaveneh (griechischem Kaffeehause), wo wir landeten, zu verweilen, machten wir uns stracks auf den Weg, denn wir hatten bis zum Kloster noch eine Viertelstunde zu marschiren, und die Dämmerung ist hier schon merklich kürzer, als im Norden. In der Richtung gegen Süden verfolgten wir einen holperichten Pfad längs dem Abhang eines Hügels, dessen Fuß zu unserer Rechten die Wellen des Marmorameeres bespülten.

Wäre es auch heller gewesen, so hätte ich doch die frischen Lorbeerhecken nicht unterschieden, die sich neben uns hinzogen, noch die immergrünen Myrtengebüsche, die um uns her dufteten, noch die jetzt schon blühenden Mandelbäume, noch die kleinen öden Eilande Pitta und Plety in unserer Nähe, noch die Dhamiden*) Stambuls in grauer Ferne. Versagt war mir der Anschauung Genuß, und den müden Wanderer lächelt nichts mehr an, als etwas Ruhe auf dem Grabstein vergangener Freuden.

Noch eine Krümmung des schlängelnden Weges, und wir durchschnitten einen terrassenförmigen, sparsam mit Pinienbäumen bewachsenen Platz. Dumpf tönten unsere Schritte, denn unter uns war eine gewölbte Cisterne, zum Kloster gehörig, das jetzt auf einmal in stiller Nacht vor uns stand.

„Anire!“ (mach' auf!) rief mein Begleiter, und bald öffnete sich der bekannten Stimme ein enges Pförtchen; bedächtlich zog sich Kyr Jenko, der Pförtner, mit einem „Kaloß oriſte“ (Willkommen) auf die Seite zurück, uns auf die Räucherkammer gegenüber deutend — denn immer noch verbreitete die Pest ihre Schrecken in der Hauptstadt und der Umgegend; willig unterzogen wir uns der kurzen Plage, die kaum vorüber war, als ich mich in der Zelle meines Führers befand. Ein Lämpchen beleuchtete sie dürftig, ein Bett, nicht viel breiter als eine Bank, ein Tischchen und einen Stuhl, dessen Dienste eine alte Kiste theilen mußte, wenn Franceschino Besuch bekam; und ich war heute nicht der Einzige, denn bald trat ein junger Mann herein mit freundlichem Gruße. Sein Anzug war ärmlich, der Anstand edel, und bei dem Schimmer, der meinem Auge noch übrig geblieben, und dem die Abendzeit die günstigste war, glaubte ich an dem blassen Antlitz etwas zu entdecken, das auf eine europäische Abkunft schließen ließ. Es war Prassas, der Lehrer der englischen Sprache in diesem Institute. Er kam, um den Mussafir**) (so nennt man hier die Gäste) zu sehen, und das Nachtmahl mit uns zu theilen, das Katharina, die Klostermagd, hinter ihm hertrug. Das Tischchen wurde von den Briefen und Schriften entledigt, und fand sich gerade groß genug, um die aufgetragenen Gerichte — Linsen, Oliven und Datteln — zu fassen. Es würzte sie der Appetit, geschärft von Chalkis reiner Luft.

(Schluß folgt.)

*) Wohl so viel als Dschamien, große Moscheen. A. d. R.
**) Arabisches Wort „der Reisende.“ A. d. R.

Chronik der Reisen.

Lord Edward Russels,*) Commodore des k. großbrit. Kriegsschiffs Actäon, Besuch der Marquesas- und Sandwichs-Archipele und der Inseln Otaheiti und Pitcairn.

Im Spätsommer 1837 unternahm das zur südamerikanischen Stationsflotte gehörige englische Kriegsschiff Actäon eine Kreuzfahrt von Valparaiso nach den Marquesas- und Sandwichsgruppen, und von dort nach den Inseln Otaheiti und Pitcairn, auf welch letzterm, vornehmlich durch die reizende Schilderung Beechey's, der europäischen Lesewelt als eine Art von polynesischem Arkadien bekannt gewordenem Eiland der Lord einen Act summarischer Marinejustiz ausübte. Zu Santa Christina, einer von den Marquesas, verweilte das Schiff in der sogenannten Resolution-Bai einen großen Theil des Octobers. Man wird sich erinnern, welche lachende Beschreibungen mehrere Seefahrer, besonders Forster, von den Bewohnern dieser Zwillingsgruppe des Mendano-Archipels entworfen haben; der neueste Bericht über dieselben von Lord Russel lautet wie folgt: Die Eingebornen von Santa Christina (Ohiwaoa), welche sicherlich der stattlichste Menschenschlag des ganzen Australoceans, übten noch vor nicht langer Zeit alle Gräuel des Kannibalenthums, welches durch die unaufhörlichen Fehden untereinander und mit den benachbarten Inseln reichliche Nahrung erhielt. Jetzt ist aber eine heilsame Veränderung mit ihnen vorgegangen. Zwei dahin gekommene englische Missionäre haben einen solchen Einfluß auf den Beherrscher des Eilandes erlangt, daß er den Genuß des Menschenfleisches und die Menschenopfer verboten und die Götzenbilder zerstört hat. Dieser Häuptling, welcher eine große Vorliebe für England an den Tag legt, ist auch seinem Wuchse nach der größte Mann auf dem Eiland, und die ihm untergeordneten Häuptlinge, ebenfalls von ausgezeichneterem Wuchs als die übrige männliche Bevölkerung, deren Körperhöhe aber auch im Durchschnitt nicht unter 5 Fuß 10 Zoll, ja häufig über 6 Fuß beträgt. Die Körpergröße scheint hier ausschließlich als Maaßstab des Ranges zu gelten. Die Tättowirung herrscht noch durchgehends bei beiden Geschlechtern, doch minder beim weiblichen, dessen von allen Reisenden seit Cook berichtete ungemeine Lebhaftigkeit und Ausgelassenheit, ja mehr als Ausgelassenheit, auch von dem Lord bestätigt wird. Doch sind die Frauen vollkommener bekleidet als die Männer. Die Hauptnahrung der Bevölkerung besteht aus Kokosnüssen, Brodfrucht und Fischen, die sie roh genießen, und wobei Salzwasser die Stelle der Sauce vertritt. Bei einem mit diesen Insulanern eingeleiteten Tauschhandel, wobei alte Uniformen und Monturen, abgetragene Federhüte, Pulver und Tabak für die einheimischen Zierrathen und andere Sachen gegeben wurden, ließ in den ersten Tagen Alles in bester Ordnung ab, da aber die Engländer sich zu erpicht auf den Eintausch zeigten, so schraubten die Eingebornen allmählich ihre Forderungen immer höher hinauf, und stellten zuletzt ganz unerschwingliche Preise.

*) Lord E. Russel ist ein Bruder des Staatssecretärs Lord J. Russel und Sohn des Herzogs von Bedford.

Die Bevölkerung der sehr hohen gegen 2000 Fuß über den Seespiegel erhabenen Insel schätzt der Lord auf ungefähr 500. Auf dem nur drei Meilen entfernten Eiland Dominica (Taowate) herrscht der Kannibalism noch in voller Kraft, doch nicht gegen die Weißen, deren Fleisch sie nicht mögen, weil es, wie sie sagen, „zu salzig ist." — Das Urtheil über die Santa Christina-Insulaner schließt mit der Bemerkung, daß der Typus ihrer Gesichtszüge und ihres Haarputzes, ihrer Götzenbilder und Schnitzwerke ganz chinesisch ist. — Von Santa Christina steuerte der Actäon, ohne bei Huapoa, der Hauptinsel der nördlichen oder Washingtonsgruppe dieses Archipels, und eben so wenig bei Nukahiwa oder Nuahiwa anzulegen, nach der Sandwichsinsel Oahu, wo bei der Ankunft in der Honolulu-Bai das Castell mit 21 Kanonenschüssen begrüßt und dieser Gruß von demselben sogleich erwiedert wurde. — Unsere Ankunft kam dem europäisch-amerikanischen Theile der Bevölkerung sehr gelegen, weil der König Tameamea III alsbald auf andere Gedanken in Betreff des Verhältnisses der Fremden und ihres Eigenthums gebracht wurde. Letzteres war seit einiger Zeit seiner Willkür anheimgegeben, und fiel nach dem Tode des Eigenthümers ganz der Regierung zu. Diese Unbill nebst noch andern Mißbräuchen mußten auf das Andringen Lord Russels abgeschafft werden. — Unsere Leser dürften sich erinnern, daß bald darauf ein französisches Kriegsschiff die unverzügliche Abstellung anderer Mißbräuche religiöser Natur dort durchsetzte. Der immer sichtlicher werdende physische Verfall der Sandwichinsulaner, welcher in neuerer Zeit unter Anderem auch von dem englischen Reisenden D. Douglas *) wahrgenommen worden ist, wird in diesem neuesten Bericht bestätigt. Der König, welcher häufig an Bord des Actäon kam, erschien einst in einer Generalsuniform und ließ die Mannschaft in seiner Gegenwart exerciren. Die jetzige Zahl der Bevölkerung von Otaheiti, wo der Actäon um die Mitte Decembers anlangte, wird auf 8000 angegeben. Den dortigen Missionären, besonders einem Hrn. Wilson, dessen Schule fast von allen Kindern der Insel besucht wird, zollt der Lord Russel Lobsprüche. Auf der Fahrt von dort nach der Pitcairninsel wurde eine Inselgruppe entdeckt und Actäonsgruppe genannt; die drei Inseln derselben erhielten die Namen Melbourne, Minto und Bedford. Bei der Ankunft an der Pitcairninsel erhielt der Lord die Bestätigung einer schon zu Valparaiso vernommenen Kunde, daß ein gewisser Hill, welcher vor einiger Zeit dahin gekommen war, der bekanntlich von den Meuterern des Schiffes Bounty abstammenden englischen Bevölkerung weis gemacht hatte, er sey von der englischen Regierung beauftragt, sie unter seine Aufsicht zu nehmen. Er führte förmlich das Ruder und hatte eine Art von Schreckensregierung eingerichtet. Lord Russel versammelte bei seiner Landung sogleich die gesammte Bevölkerung, die aus 92 Köpfen, meist zur Sippschaft der Quintals gehörig, bestand, hörte die gegen den Duodez-Usurpator vorgebrachten Beschwerden an, erklärte der Versammlung, daß derselbe nichts als ein Abenteurer sey, der hinfüro nichts mehr zu befehlen habe, und bedeutete ihm, die Insel mit der nächsten Gelegenheit zu verlassen. Zum Beschluß wurde unter seinem Vorsitze noch eine neue Schulmeisterwahl vorgenommen. Die erste Generation dieser merkwürdigen Bevölkerung eines früher unbewohnten oder eigentlich von seiner frühern Bevölkerung aus uns unbekannten Gründen verlassenen kleinen Eilands des unermeßlichen Australoceans, welche aus der meuterischen Mannschaft der Bounty bestand, ist nun todt, und der letzte davon, der bekannte Adams, vor ungefähr fünf Jahren gestorben. Lord Russel und seine Leute waren über die verhältnißmäßige Bildung der zweiten Generation, mit welcher sie nun verkehrten, ganz erstaunt: die meisten darunter wußten die ganze Reihe der englischen Monarchen ohne Anstoß herzuzählen, kannten die Namen sämmtlicher regierenden Potentaten von Europa und der Machthaber in Großbritannien u. dgl. Es sind lauter schlanke und doch stämmige, wohlgebaute Leute, die Weiber über Mittelgröße, sehr stark, gewandt und hübsch. „Auf einem Eilande des Australoceans (schließt der Bericht) eine unsere Sprache redende, überhaupt durchgehends brittische Bevölkerung zu finden, welche dasselbe ausschließlich bewohnt, mußte, so bekannt uns der Umstand auch schon früher gewesen war, nichtsdestoweniger eben so überraschend als anziehend seyn, und die Wahrnehmung, daß ihr Lebenswandel ganz untadelhaft, ja noch ganz patriarchalische Sitteneinfalt unter derselben waltet, jede Erinnerung an ihre Herkunft von Meuterern verbannen."

*) Ausland 1833 vom 26 Junius, wo auch die in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgetragenen Bemerkungen des nun verewigten Chamisso angeführt werden. F. M.

Nachrichten über den Guacharo.

Man hat abermals Wohnsitze dieses merkwürdigen Vogels entdeckt, der den wissenschaftlichen Namen Steatornis Caribensis führt. Hr. Hautessier traf ihn im spanischen Trinidad, wo er unter dem Namen Diablotin verkauft und häufig an Fasttagen gegessen wird. Die Gebirge, welche den Norden dieser Insel begränzen, sind eine Fortsetzung der Kette von Cumana und nur durch die sogenannten Drachenmäuler unterbrochen; dieses sind kleine Inseln, welche durch die Gewalt der Strömungen auseinandergerissen und sämmtlich tief ausgehöhlt sind. Die Nordseite der Kette dagegen ist senkrecht abgeschnitten, gleich einer Mauer, und stets von einer bewegten See gepeitscht. An den Seitenwänden sind Höhlen, die von dem Guacharo bewohnt, und alle gerade an der Stelle, bis wohin die Wellen steigen, offen sind; an den vorspringendsten, für den Jäger gefährlichsten Stellen finden sich diese Thiere am häufigsten. Sie fressen die Samen von Palmen und andern Bäumen, fliegen bei Nacht aus und kehren mit Tagesanbruch in ihre Höhlen zurück. Sie legen ihre Eier im März und April, und zwar jedesmal zwei oder drei von der Größe der Taubeneier, weiß und gelb gefleckt. Das Nest gleicht in der Ferne dem großen Boletus, woraus Zunder gemacht wird, und ist so wenig hohl in der Mitte, daß man annehmen muß, es habe einen Wulst von Flaumfedern rings am Rand umher, wenn es die Eier oder die jungen Vögel beherbergen soll. Das Nest hängt an dem Felsen und dauert mehrere Jahre; es besteht aus gekauten und verdauten Stoffen, die mit dem Schnabel an Ort und Stelle gebracht und mit den Füßen festgetreten sind; wenn man es zerbricht, sieht es aus wie ein Sägestaub oder Lohkuchen, und brennt wie Torf, ohne besondern thierischen Geruch. (Athenäum v. 27 Octbr.)

Auf dem Marché des Innocens in Paris werden gegenwärtig mehrere Gastwirthe stark besucht, bei welchen man um 5 Sous ein anständiges Mittagsessen haben kann. Die gewöhnliche Kost ist so eingetheilt: ein Teller Suppe 5 Cent., eingemachtes Fleisch 10 C., Brod 5 C., eine halbe Tasse Kaffee 5 C.; zusammen 25 C. Der Brunnen des Marktplatzes liefert gratis das nöthige Getränke dazu. (Voleur 31 October.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 317.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

13 November 1838.

Skizzen aus den Pyrenäen.*)

Eines der Zeichen fortschreitender Civilisation ist das häufigere Reisen. Was auch die Veranlassung dazu seyn mag, immer beweist es, daß der Mensch an dem Menschen und an der Erde größern Antheil nimmt; jeder Pfahl, den der Wanderer absteckt, ist ein Theil der großen Maschine, auf welcher das Band gewoben wird, das uns Alle umschlingen und dessen Enden tief in den Boden, der uns trägt, einhaften sollen. Schon ist es dahin gekommen, daß wir uns schämen, wenn irgend ein Winkel der Erde unsrer Neugierde verborgen bleibt, und dieser Drang nach Wissen ist nichts Anderes, als das vorläufige Gefühl des Wirkens, zu welchem die Zeit uns schon anruft, und wozu wir schnell die nothwendigen Materialien sammeln müssen. Alles ist uns dazu gut: Vergangenes und Gegenwärtiges, Tiefes und Oberflächliches, denn wir wollen Zeiten und Ansichten vergleichen, und ein hingeworfenes Wort trägt vielleicht Früchte wie das Samenkorn, das der Wind auf eine klebrige Erdscholle verweht.

Eben jetzt ist eine Epoche, wo es wieder lebendig wird in Gegenden, die acht Monate des Jahres zur Verlassenheit und zum Tode verdammt sind. Vielleicht gibt es strenge Geister, welche diese jährliche Wallfahrt der Badegäste (um es nur ganz gemein heraus zu sagen) nicht für würdig halten, unter die eigentlichen Reisen gerechnet zu werden. Und warum nicht? Ist es nichts, daß Tausende und Tausende der stinkenden Luft, dem entnervenden Leben, dem beschränkten Gesichtskreis, dem Einerlei der Städte und Flächen entfliehen und in einer kräftigen Abwechslung neuen Athem und neue Ideen schöpfen können? Prächtige Gebäude, wo sonst kaum eine vermorschte Hütte stand, herrliche Anlagen an der Stelle eines verwilderten Dickichts, bewundernswürdige Straßen durch Felsen gesprengt, hinter welchen kleine Stämme sich in einiger Absonderung von der großen Familie erhielten — verschönert das nicht unsern Erdball? Ich weiß wohl, daß manche die Freiheit, die Unabhängigkeit, und wenn man will, die halbwilde Tugend, in welcher diese Stämme lebten, bedauern; ich für meinen Theil, ich bin überzeugt, daß dieser patriarchalische ursprüngliche Zustand nicht ewig dauern kann, daß die Verschmelzung, abgesehen von ihren unmittelbaren guten oder schlimmen Folgen, ein Gesetz der Menschheit ist, und daß die Tugend, welche man auf immer verloren glaubt, von Zeit zu Zeit, nur unter veränderter Gestalt wieder zum Vorschein kommt.

Philosophische Betrachtungen bei Seite gesetzt, so glaube ich, daß die Pyrenäen, wie so manche andere europäische Gebirge bei weitem noch nicht so bekannt sind, als sie es verdienen. Man hat sich zu ausschließlich mit den Schweizeralpen beschäftigt, welchen außer ihrer überwiegenden Merkwürdigkeit auch ihre centrale Lage zu Statten kam. Die österreichischen Alpen sind eigentlich nur eine Fortsetzung derselben, welche freilich bisher zu wenig besucht worden ist. Aber die Karpathen und die Pyrenäen haben eine eigenthümliche Natur und eigene merkwürdige Verhältnisse zu dem sie umgebenden Erdstrich. Mir ist unter Anderm aufgefallen, und es wundert mich, diese Bemerkung nirgends gefunden zu haben, daß man in einer Tagreise von dem Fuße der hohen Pyrenäen über die niedrigen fruchtbaren Hügel bis zum Steppenlande und der wilden Küste des Oceans gelangen kann.

Wir werfen aus der Casa de Broussette einen Abschiedsblick auf den schwarzen, nackten, vor Alter zerfallenden Ossauerpic, der aus den grauen Morgennebeln wie eine längst vergangene dunkle Weltepoche hervorragt; an sie lehnt sich das erste Menschenalter, die vom aufgehenden Strahle kaum erhellte Schäferalpe an. Uns empfängt der einst so dichte, finstere Wald von Gabas, dem es gewiß an einem Nimrod nicht fehlte, wir winden uns endlich aus der wilden Schlucht des Hourat durch die von der Kunst gesprengten Felsen in das Land des schon gebildetern, ruhigen, arbeitsamen Lebens hinaus. Wir fühlen die Wärme der höher steigenden Sonne; aber die Schatten des lieblichen Thales der Nes, welches mit seinen Feldern und Hügeln, mit seinen Weinreben und Baumpflanzungen, mit seinen Flecken und Landhäusern unser Auge erfreut, begleiten uns fast bis an die Thore der Stadt, des Regierungssitzes, des Fürstenschlosses, dem der hohe Pic zum ewigen Meridianzeiger dient, als ob er

*) Dieser einleitende Artikel kam durch Zufall später an, als die früher mitgetheilten über den Pic von Ossau und die Thäler von Azun und Argeles.

dem Mächtigen den Ursprung der Gesellschaft und die lange Laufbahn von der Schäferhütte bis zum Königsthron ins Gedächtniß rufen wollte. Nicht weit von dort, in Lescar, ist eine der ältesten Kirchen, ehemals verehrter Bischofssitz, und das jetzt in Ruinen fallende prächtige Seminarium. Kaum ist man über diesen Ort hinaus, so fängt man an, eine Veränderung in der Natur der Gegend zu bemerken, die Nuancen werden strichweise dunkler, einförmiger, trauriger, und dieß ist nicht bloß Wirkung des Lichtes, denn die Sonne hat erst vor kurzem den Zenith überschritten. Man entdeckt schon hie und da Heiden, Sümpfe, unfruchtbare Hügel; dieß lehrt uns, daß die Bildung, die Arbeit des Menschengeschlechts sich an vielfachen, abwechselnden Gegenständen üben muß. Bei Peyrehorade trägt der Waldbach, der Gave de Pau, bereits Schiffe auf seinem bezähmten Rücken, kurz ehe er dem Flusse, dem Adour, seine Wasser zum Tribut bringt. Endlich mit der untergehenden Sonne mischen wir uns in das Gewimmel der Industrie und des Handels, von modernen Schutzwällen bedeckt; wir sehen noch nicht das Meer, aber wir athmen schon seine Emanationen, und vielleicht haben wir noch Zeit die Düne zu erreichen, von welcher wir in der Ferne jenseits der Fichtenwälder den Wellenschlag der unabsehbaren Masse bemerken, die sich an der traurigen, aus Sand und Felsenklippen zusammengesetzten Küste zerbricht. Wir kehren nachdenkend zurück, vielleicht stört der wüthende Sturm und das Brüllen dieses stets erbosten Meeres unsere Ruhe, vielleicht auch nicht, in dem Dunkel der Nacht, — in dem Abgrund des Oceans verliert sich das Geheimniß der Zukunft.

Man kann diese Studien auf längere Linien, welche noch stärker bezeichnete Abwechslungen und in größern Maaßstäben darbieten, wiederholen, denn die Gewässer, welche von den hohen Pyrenäen ausgehend in den Ocean fallen, bilden von Westen nach Osten immer größer werdende concentrische Kreise. In der vorstehenden Skizze dient, vom Pic du Midi bis Pau, die Nes, dann der Gave von Pau, endlich der Adour zum Leitfaden; aber man kann den Gave de Pau von einem seiner Ursprünge an der Maladetta, oder den Adour von seinem Ursprunge am Arboisson und während des bogenförmigen Umwegs über Aire und Mondeoersan, oder endlich die Garonne, von ihrem Ursprunge an der Maladetta, *) oder von dem Ursprunge der Arriege am Canigou bis zu ihrem Ausflusse bei Bordeaux verfolgen; man kann von einem dieser Wassergebiete in das andere übergehen, und zwischen den Ausflüssen des Adour und der Garonne gerade an die Küste vordringen; im Ganzen genommen wird man die nämlichen Hauptabstufungen antreffen, weil man immer von einer gemeinschaftlichen Grundlage, den hohen Pyrenäen vom Pic du Midi de Pau bis zum Canigou ausgeht, und an demselben Ziele, der sogenannten Côte de Fer zwischen Bayonne und Bordeaux, anlangt. Westlich von dieser Grundlage werden die Linien von den Hochgebirgen bis zum Meere immer kleiner, der Gave de Aspe und der Soison, welche sich beide mit einander und zuletzt mit dem Gave de Pau vereinigen; die Nive, welche bei Bayonne in den Adour fällt, die Nivelle, welche bei St. Jean de Luz gerade dem gasconischen Meerbusen zuläuft, entspringen auf Terrassen, welche zackenförmig aneinander gestellt immer weiter gegen das Meer hinabrücken, und von der letzten, etwas beträchtlichen Terrasse, der Rune, wo ein westlicher Nebenarm der Nivelle entspringt, bis an das Meer sind keine drei Meilen bis nach St. Jean de Luz; aber obgleich der Berg von Aspe (der noch etwas südlicher als der Pic von Ossau steht) vielleicht nie völlig des Schnees ledig wird, obgleich die Defileen von Urso, von Uedair, von Larrau, der Wald von Irati, die Gebirge von Baigorri (Roncesvalles) und Etschalar erhabene Wildnisse enthielten, die man sonst selten so nahe am Meere findet, so erregen sie doch nicht mehr das Interesse, wie jene Uralpen, welche so zu sagen die Kerne unsers Erdtheils bilden, und der Zwischenraum bis zum Meer, fast ganz mit Gebirgen ausgefüllt, bietet nicht mehr die nämlichen Uebergänge dar. Oestlich vom Canigou fallen die Gebirge ebenfalls ab, auch nehmen die Gewässer eine andere Richtung, nämlich nach dem mittelländischen Meere; die westlichen und östlichen Pyrenäen verdienen allerdings bekannter zu werden, aber man begreift, daß die Aufmerksamkeit sich bisher vorzüglich auf die mittlere und höchste Region, an deren Fuße auch alle die berühmten Bäder liegen, gewendet hat.

Die brauchbaren Werke beschäftigen sich nur mit dieser Gegend, und auch nur mit Ausschluß des Pics von Ossau, über welchen man außer den Beschreibungen des gelehrten Palassou fast nichts wüßte. Nur das Itinéraire descriptif et pittoresque von La Boulinière ist mit einiger Methode abgefaßt, in den übrigen, selbst in den modernsten Reisebeschreibungen, herrscht eine geographische und historische Verwirrung, welche man vergeblich durch die Zurathziehung der gewöhnlichen Karten und Bücher zu verbessern suchen würde; aber man findet darin einzelne Bruchstücke, welche das Gepräge einer richtigen Anschauung an sich tragen, und auch außer Frankreich nicht ohne Interesse gelesen würden. Aber wehe dem, der sich auf die Guides des Voyageurs, sey es von Frankreich überhaupt, oder von den Pyrenäen insbesondere, verlassen wollte; nur in den ganz gewöhnlichen Dingen kann man sie mit einigem Nutzen gebrauchen. Viele dieser Bücher wiederholen einander, und meistens sind sie nichts als neue Abdrücke alter Ausgaben. Zum Glück fängt das südliche Frankreich an, einige Selbstständigkeit im literarischen Fache zu gewinnen. Es werden jetzt vier oder fünf Revuen — von Toulouse, Nimes, Montpellier, von der Gironde — unter einer gemeinschaftlichen Leitung herausgegeben; ich habe indessen, wenn meine Meinung etwas gelten kann, sehr Weniges darin gefunden, was an Neuheit, an Wichtigkeit, oder an literarischer Vollkommenheit mit den guten Pariser Revuen in Vergleich gestellt werden könnte. Dagegen verdienen einige pittoreske Bekanntmachungen das größte Lob. Das Musée du Midi, die Mosaique du Midi, beide in Toulouse, der Pelerin, welcher in Aire herauskommt, und sich durch besseres Papier und Druck und die Schönheit der gestochenen Blätter auszeichnet, endlich der Artiste, welcher Zeichnungen und Musik enthält. Außerdem fangen auch die politischen

*) Die Garonne entspringt gegenüber vom Gave, der Adour weiter nördlich in den Gebirgen die den Winkel zwischen den Ursprüngen beider vorigen ausfüllen.

Journale an, größere Sorgfalt auf ihre Localnachrichten und Feuilletons zu verwenden; aus diesen Quellen kann man neuere oder bisher mangelnde Nachrichten schöpfen, die man jedoch wegen der Localinteressen mit einer gewissen Vorsicht lesen muß, und welche selten den Cirkel einer Provinz überschreiten, wenn nicht etwa die Pariserblätter zuweilen davon Beute machen. Seltener sind specielle Werke, wie z. B. die im J. 1836 erschienene Beschreibung von Bayonne, und es ist Manches darin zu berichtigen und zu ergänzen, was freilich oft von den verschiedenen Gesichtspunkten der Beobachter abhängt.

(Fortsetzung folgt.)

Chalki.

1. Reise nach Chalki. — Die angetragene Lehrerstelle.

(Schluß.)

Der enge Raum, der uns einschloß, ließ es nicht zu, daß wir einander lange fremd blieben. Bei dem Becher voll feurigen Klosterweins, der unser Mahl beschloß, fing Prassas an, mir die Begebenheiten seines Lebens mitzutheilen.

„In Ampelaki," hub er an, „einem Dorfe in Rumelien, erblickte ich das Licht der Welt. Mein Vater, von brittischer Abstammung, aber in der Levante geboren und erzogen, hatte sich hier niedergelassen, und mit meiner Mutter, einer Griechin, vermählt. Nur dunkel erinnere ich mich seiner, denn ich war noch sehr jung, als ich den väterlichen Herd verließ, und nebst einem andern Griechen meines Alters von den amerikanischen Missionärs nach den Vereinigten Freistaaten geschickt wurde, um in einem Lyceum, unweit von Boston, erzogen zu werden. — In sechs Jahren, die ich hier zubrachte, erwarb ich mir die Kenntniß der englischen Sprache und das nordamerikanische Bürgerrecht, das mich nicht abhielt, freudig wieder mit meinem Gefährten den Ocean zu durchschiffen, um das warme Mutterland zu begrüßen, das wir, bei unserm täglichen Umgange, so wenig als die Muttersprache vergessen hatten. Ich landete in Smyrna, wohin die Meinigen schon vor meiner Auswanderung gezogen waren, und fand hier meine Mutter wieder als Wittwe mit vier Kindern und ohne Brod. Die neue, hier seltene Sprache, die ich im fernen Westen erlernt hatte, verschaffte mir bald eine Commisstelle in einem englischen Handlungshause und Schüler, die ich in meinen Mußestunden unterrichtete. — Von gemischter Race, in zwei Welttheilen naturalisirt, unter zwei heterogenen Nationen, und in zwei eben so verschiedenen Confessionen erzogen, wußte ich nie, welchem Volke, noch welcher Religion ich angehörte; aber die Pflichten, welche die Natur mir auferlegte, verkannte ich nicht: meine Arbeit nährte meine Mutter und die hülflosen Geschwister. — Nach einigen Jahren geriethen die Geschäfte meines wackern Principals in Verwirrung, Mr. Perty mußte seine Handlung aufgeben und mich entlassen. Er selbst ging, wie die Meisten, denen das Glück in Smyrna den Rücken gekehrt, nach Konstantinopel, um es dort wieder aufzusuchen. — Indessen blieb ich nicht lange auf dem Pflaster: eine russische Brigg, die im Archipel herumkreuzte, nahm mich an Bord als englischen Sprachlehrer für die Officiere. Doch diese Herren, denen die Wodka *) besser behagte als die Grammatica, machten weniger Fortschritte in meiner Sprache, als ich in der ihrigen, und nicht ungern vertauschte ich nach einem halben Jahre ihre lärmende Gesellschaft gegen diese stille Mauern, wohin mich Abraham berief, den ich schon in Smyrna gekannt hatte. Auch kann ich von hier aus meine Familie regelmäßiger unterstützen: Kost, Wohnung, Alles habe ich frei, folglich wenig nothwendige Ausgaben, so daß ich von den 500 Piastern, die ich jeden Monat bekomme, 300 abziehen kann, ohne selbst zu darben."

Mir gefiel der naive Ton der Erzählung, mitten unter einer Nation, der, neben Keimen hoher Tugenden, die Falschheit angeboren ist; auch fand ich Anklang an dem Umstande, daß der Erzähler, gleich mir, den weiten Weg zur Rückkehr in das Morgenland nicht gescheut hatte. Ich sprach davon, als mit leisem Tritte und, wie überall im Orient, unangemeldet, ein neuer Gast erschien, — derselbe Abraham, von dem so eben die Rede war, der Meghalos Didaskalos, der oberste Lehrer und Leiter der Schule — eine lange Figur, in einem bis auf die Füße reichenden Pelzkaftan, das Haupt bedeckt mit dem „Feßi," der rothen Mütze mit der blauen, seidenen Quaste.

Um dem Oberhaupte den Ehrenplatz, die Kiste, zu überlassen, retirirten sich meine Tischgenossen auf das Bett, das nicht viel weicher war, und nun fing die neue Bekanntschaft mit der höflichen Zurückhaltung an, die unter Personen, die sich noch nicht trauen, beobachtet zu werden pflegt. Die Unterhaltung war ziemlich gleichgültig, und endigte damit, daß mein Wirth sich anbot, mich nach meinem Nachtlager, der Ephoreia, zu begleiten. Statt der engen Zelle war dieß ein geräumiger Saal, nach türkischem Geschmacke reichlich mit Fenstern und längs den Wänden mit einer Erhöhung versehen, bestimmt, die weichen Polster und Teppiche aufzunehmen. „Dieß war früher des Fürsten Ypsilanti Gemach, der dem von Johann Paläolog erbauten Kloster ein Schulgebäude anbaute, und der Stifter unserer Lehranstalt war." Mit diesen Worten beurlaubte sich mein Begleiter.

*) Wörtlich: „Wässerchen." la goutte, das Schnäpschen.

Chronik der Reisen.

Reise der Astrolabe und Zelée.

(Schreiben eines Officiers der Expedition.)

Ehe es sich darum handelte, eine französische Expedition gegen den Südpol hin abgehen zu lassen, hatten mehrere Seefahrer den Versuch, an diese Stelle zu gelangen, gemacht. Im Jahre 1774 war der berühmte Cook bis zum 71° vorgerückt, der Russe Bellinghausen erreichte im Jahre 1820 den 70°, der Engländer Biscoe gelangte im Jahre 1831 nur bis 69°; seit dem Jahre 1823 aber drang der Capitän Weddel mit einer schwach gebauten zum Robbenfang ausgerüsteten Goelette von 150 Tonnen bis über den 74° der Breite vor. Da das Meer vom Eise frei und die Temperatur sehr mild war, so wäre es ihm möglich gewesen, den Pol zu erreichen, allein der Mangel an

Lebensmitteln und die schon ziemlich vorgerückte Jahreszeit zwangen ihn zur Rückkehr. Bemerkenswerth ist, daß eben dieser Seefahrer gerade da einen Durchgang fand, wo alle seine Vorgänger auf Eis gestoßen waren. Bekanntlich finden alle großen Eisflächen irgendwo am Land einen Stützpunkt. Da die von Weddel befahrne Meeresstrecke von den Archipelen der Sandwichs-, Orkney- und Shetlands-Inseln und den Palmers-Ländern umgeben waren, so hätte man vor der glücklichen Excursion des englischen Seemannes niemals daran gedacht, um an diesen Pol zu gelangen, den Weg mitten durch jene Länder einzuschlagen.

Der Zweck der Sendung der Astrolabe und Zelée war, die Wahrheit der Angaben Weddels zu untersuchen und in den Fußstapfen dieses Seefahrers so weit als möglich gegen Süden vorzudringen. Bei Erfüllung dieses Geschäftes schien aber die Expedition auf die Untersuchung der Meerenge von Magellan, welche einen Theil des ursprünglichen Planes bildete, verzichten zu müssen.

Nach ihrer Abfahrt von Toulon am 7 September 1837 landete die Expedition in der Nacht vom 20 in der Meerenge von Gibraltar bei dichtem Nebel. Am 30 wurde bei St. Croix von Teneriffa Anker geworfen. Man brachte acht Tage mit Beobachtungen jeder Art, mit Besteigung des Pic und mit Ausforschung des Landes zu. Nachdem man Wein und einige Erfrischungen zu Schiffe gebracht hatte, ging man wieder unter Segel. Am 12 November ankerte man in der äußern Bai von Rio-Janeiro, wo man sich nur so lange aufhielt, als nöthig war, um Depeschen abzugeben und frische Lebensmittel einzunehmen. In Abwesenheit des Befehlshabers der französischen Station trug der englische Admiral Hommond aufs verbindlichste seine Dienste an. Er schien zu bedauern, daß seine Regierung nicht zuerst an eine Unternehmung geschritten sey, welche sowohl für die Schiffahrt als für die Wissenschaft so nützliche Resultate verspreche. Eine zur Untersuchung des Südpols bestimmte amerikanische Expedition wurde zu Rio unverzüglich erwartet. Diese Flottenabtheilung, unter dem Befehle des Commodore Johns, bestand der Angabe nach aus der Fregatte Macedonian, einer Brigg, einem Schooner und zwei Transportschiffen. Das wissenschaftliche Personal sollte überdieß eine reiche Ernte von Beobachtungen für die Theoretiker der beiden Welten sammeln.

Am 14 November segelte man südlich, um Staateneiland zu erreichen, allein entgegengesetzte Winde und die noch wenig vorgerückte Jahreszeit veranlaßten uns, statt nach diesem Ankerplatz eine Fahrt in die magellanische Meerenge zu machen, deren Häfen uns alle wünschenswerthen Hülfsmittel darboten.

Am 12 December fuhr man bei Tagesanbruch in die Meerenge von Magellan ein, wo seit Bougainville keine französische Expedition mehr gesehen worden war. Eine heftige Strömung führte die beiden Corvetten mit reißender Schnelle in diesen mit grauen, kahlen Felsen besetzten Canal. An den öden Gestaden gewahrte man keine andern Einwohner, als eine Heerde von Seelöwen auf der Landspitze Dungeness, und einige Guanacos, welche die dürren Kräuter auf den Felsenspitzen abfraßen. Nachdem man zuerst eine sehr enge Einfahrt passirt hatte, befand man sich um 10 Uhr des Abends in einem großen von ebenem Land umgebenen Bassin, das hier eine zweite Einfahrt bildete. Die Nacht war finster und stürmisch; der in heftigen Stößen gehende Südostwind und die ungünstige Ebbe und Fluth zwangen uns Anker zu werfen. Allein zwei Anker blieben an den Klüften hängen, ohne den Grund zu erreichen. Die beiden Ketten konnten wegen der beschädigten Rollen nicht mehr weiter schlüpfen. Die Astrolabe war beinahe eine halbe Stunde dem Wind und einer Strömung von sechs bis sieben Knoten preisgegeben, welche das Meer bis über die Schanzverkleidung schäumend hinaustrieb. Endlich gelang es einen Anker zu werfen, welcher gegen Wind und Fluth aushielt.

Am 13 durchfuhr man die zweite Einfahrt. Auf Feuerland gewahrte man einen Haufen Eingeborner, auf deren freundschaftliche Zeichen man nicht antworten konnte. Im Verlaufe der Nacht passirte man die sehr schmale Meerenge von Narborough, zwischen dem Continent von Amerika und der kleinen Insel Elisabeth. Von Seite der Wilden waren an beiden Ufern mehrere Feuer angezündet. Am 14 steuerten wir in einem ziemlich breiten Canal, dessen Gestade sich allmählich bis zu einer Gebirgskette erheben, deren mit Schnee bedeckte Gipfel unsere Aussicht auf der südwestlichen Seite begränzten. Am 15 ankerte man in Port Famine, wo sich die beiden Corvetten zu der rauhen Fahrt in den Polarmeeren einrichten mußten. Man nahm einen bedeutenden Vorrath von Brennholz an Bord, um alle Herde des Schiffes damit versehen zu können. Die hydrographischen Arbeiten und die Beobachtungen aller Art wurden zugleich mit der Untersuchung des Landes begonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Nach einem englischen Blatte hat man kürzlich in Manchester die Probe mit einem neu erfundenen Cement gemacht, welches sich gegen die Gewalt des Feuers bewährte — man hätte also bei Anwendung desselben von Feuersbrünsten wenig mehr zu befürchten, und alle Feuerversicherungs-Gesellschaften würden unnöthig. Ein kleines Haus, welches man mit diesem Cement überzogen, wurde mit Hobelspänen und andern brennbaren Stoffen gefüllt, und diese in Gegenwart vieler Personen, welche man zu diesem Versuch eingeladen hatte, angezündet. Die Späne brannten, die Flamme schlug mit großer Heftigkeit heraus, aber das Haus blieb unversehrt, nur zwei oder drei Stellen, wo sich der Kitt losgelöst hatte, waren etwas beschädigt, im Ganzen jedoch kann man den Versuch vollkommen gelungen nennen.

In dem Departement der Drome hat man eine wichtige Entdeckung gemacht: man fand ein bedeutendes Lager von sogenannter cornish-clay, eine Art von chinesischer Porcellanerde, welcher man sich zu dem englischen Porcellan bedient, und die bis jetzt nur in der Grafschaft Cornwallis gefunden wurde. Dieses Porcellan, dessen Fabrication so einfach und wohlfeil ist, wie die der Pfeifenerde, gibt, wie bekannt, ein Porcellan vollkommen wie das japanische. Die Engländer senden jährlich für mehrere Millionen Franken nach Frankreich, obgleich die Einfuhr dort mit einer so hohen Abgabe belegt ist, daß man sie fast als verboten betrachten kann. Eine Gesellschaft hat sich gebildet, um dieses reiche Lager auszubeuten. (Voleur 31 October.)

Die Italiener lieben bekanntlich die Hazardspiele im Allgemeinen, vorzüglich aber die Lotterie. Der Herzog Bonnelli in Rom wurde vor kurzem von seinem Bedienten bestohlen. „Warum jagen Sie ihn nicht fort?“ fragte Jemand den Herzog. — „Weil er Nummern träumt,“ antwortete er, und wirklich träumte der Spitzbube vier Nummern, durch welche der Herzog zweimalhunderttausend Franken gewann. (ibid.)

Man scheint von Seite der Regierung der Vereinigten Staaten doch endlich dem habsüchtigen Andringen der Staaten Georgia und Nordcarolina nachgegeben zu haben, denn die dort ansässigen Tscherokesen sollen von ihren reichen Ländereien entfernt und gleichfalls über den Mississippi gebracht werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 318.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 November 1838.

Die Frauen der Eingebornen in Algier.

Die hiesigen Damen sind Brünetten und verbinden mit einem schönen Wuchse eine vortheilhafte Taille und angenehme Gesichtszüge. Sie lieben leidenschaftlich Bäder und Wohlgerüche. Um ihre Schönheit zu erhöhen, schwärzen sie sich die Augenbraunen und färben die Nägel an Händen und Füßen mit einer rothen Tinctur. Die Ohren belasten sie mit großen, goldenen oder silbernen Ringen; den Kopf schmücken sie mit einem aus denselben Metallen durchsichtig gearbeiteten Diademe, welches mit einem breiten Bande von Gaze bedeckt ist, dessen goldgestickte Enden bis auf die Füße herabfallen. Diese Kopfbedeckung, genannt „Sarme," verhüllt den Kopf durch künstlich gelegte Falten und läßt nur zwei Haarlocken sichtbar. Bänder, seidene Schnüre und goldene Ketten vollenden ihre Kopfputz, welcher bei reichen Damen noch durch Perlen und Diamanten erhöht wird. Um die Arme tragen sie mehrere breite goldene Ringe, welche bei den Reichsten mit einigen Reihen Perlen abwechseln. Ihre Finger sind beladen mit Ringen, und den Hals umwinden sie mit Perlenschnüren und einer goldenen Kette, deren Ringe von zwei Zoll Breite sich in einander fügen. Ein reiches Hemd mit weiten Aermeln, in Gold gestickt, dessen Preis zuweilen 600 Fr. beträgt, ist das erste Stück ihres Anzuges; ein Corsett von Tuch, eng, ohne Aermel und vorn mit kleinen Knöpfen oder Häfteln geschlossen, eine Art offener Unterrock von Seide oder Baumwolle, befestigt durch ein vorn geknüpftes Tuch, gestickte Pantoffeln ohne Absätze — das ist die Kleidung, welche die vornehmen Algiererinnen im Innern ihres Hauses tragen. Wenn sie ausgehen, so fügen sie noch reiche kurze Mäntel hinzu, und ein Beinkleid, welches bis an die Ringe geht, deren sie oft mehrere an den Füßen tragen. Ein großes Stück Gaze, welches sie gänzlich verhüllt, und nur die Augen sichtbar läßt, vollendet ihren Anzug.

Sie sind feurig und lieben leidenschaftlich das Vergnügen. Die Mädchen werden von ihren Eltern oft in einem Alter von 12 Jahren verheurathet, ohne ihre Neigung zu berücksichtigen. Vor der Hochzeit führt man die Braut ins Bad, nach ihrer Zurückkunft wird sie prächtig geschmückt und auf ein hohes Sopha gesetzt. Die Musikanten werden gerufen, die Thüren öffnen sich allen Frauen, welche ihren Besuch abzustatten kommen, und es beginnt eine Art Ball. Sie wird überhäuft mit den schmeichelhaftesten Complimenten und Glückwünschen, unter denen eine reiche Nachkommenschaft der gewöhnlichste Wunsch ist. Ihre Verwandten befestigen in ihre Kleider einen Talisman, um sie vor Zauberei zu schützen, welche die Vollendung der Heurath hindern könnte. Dieser Talisman besteht gewöhnlich aus einem kleinen Paket Zwiebeln, Knoblauch, Salz ꝛc. Der Bräutigam, welcher sich in einem andern Zimmer befindet, wo er mit seinen Gästen Kaffee trinkt und in behaglicher Ruhe seine Pfeife raucht, ist mit einem ähnlichen Präservativ versehen. Sobald diese Festlichkeiten, die oft mehrere Tage dauern, beendigt sind, so wird die Braut zu ihrem Gemahl geführt, begleitet von einem zahlreichen Gefolge und unter dem Getöse einer geräuschvollen Musik. Die begleitenden Frauen legen unter fröhlichen Gesängen die Braut in die Arme des Gatten.

Die Frauen in Algier genießen wenig oder gar keine Freiheit; sie können nie ohne Begleitung ausgehen, und von ihrer Kindheit an theilen die jungen Mädchen die Knechtschaft der Mütter. Sie sind in den Augen der Männer nur materielle Wesen, zum Vergnügen und zur Fortpflanzung des Stammes geschaffen. Sie besitzen nie das Vertrauen des Mannes, denn die Religion verbietet diesem, die Frau in seinen Geschäften zu Rathe zu ziehen. Freitags besuchen die Frauen die Gräber ihrer Verwandten oder Männer, und feiern den Besuch an der heiligen Stätte ihrer Lieben durch Anzündung von Lampen, räuchern mit Weihrauch und bepflanzen das Grab mit seltenen Blumen. Wenn ein Mann stirbt, versammeln seine Frauen und Töchter alle Verwandten und Freunde; auf dem Grabe wird ein Zelt aufgeschlagen, unter welchem sie sich regelmäßig alle Tage zu gewissen Stunden eine ganze Woche hindurch versammeln. Im Kreise sitzend, unterhalten sie sich von dem Verstorbenen, erzählen die Thaten seines Lebens und halten ihm eine Leichenrede, in welcher sie keine seiner Eigenschaften, gut oder böse, vergessen. Wenn sie dem Gegenstande ihrer Betrübniß Thränen genug geopfert haben, beendigen sie ihre Sitzungen mit einem Diner, welches eine der Klagefrauen bereitet.

In solchen Augenblicken des Schmerzes fühlt man sich versucht, diese Weiber für untröstlich zu halten. Sie zerkratzen sich auf eine schauderhafte Weise das Gesicht, zerraufen die Haare und stoßen ein heulendes Klaggeschrei aus; aber dieser heftige Schmerz dauert nicht länger, als es der Gebrauch vorschreibt. Trotz ihrer Eingeschränktheit und der wüthenden Eifersucht der Männer, würzen sie dennoch das Einfache ihres Lebens nicht selten durch Liebesintriguen. Die Terrassen der Häuser bieten eine große Leichtigkeit dar, ihre Liebhaber einzuschmuggeln und die Juden, welche mit Allem Handel treiben, leihen gern ihre Häuser zu einem heimlichen Rendez-vous.

Skizzen aus den Pyrenäen.

(Fortsetzung.)

P a u.

Der eigentliche Mittelpunkt zwischen den Gebirgen und der Fläche — der Knoten, in welchem sich alle aus den berühmten Badeplätzen herausgehenden Linien verschlingen — ist Tarbes, und dieser, ich möchte sagen industrielle Einfluß hat vielleicht in Tarbes großartigere Spuren, als die vormalige Residenz eines Hofes in Pau zurückgelassen; ich will zum Beweis davon nur die langen, lustigen Straßen, in welchen die Canäle des Abour eine ungemeine Reinlichkeit und Frische unterhalten, anführen. Der alte Vorwurf der Grobheit, mit welchem die Béarnesen ihre Localeifersucht gegen die Bigourdiner ausdrückten, und welchen diese mit dem Vorwurfe, daß die Béarneser faux et courtois (falsch und höfisch) seyen, erwiederten, kann heute die gute Gesellschaft von Tarbes, wenn man auch die von Pau zum Vergleichungspunkte nehmen wollte, nicht mehr treffen. Das Leben ist wohlfeiler als in Pau; ich werde noch später Gelegenheit haben, auf die Vortheile, deren Tarbes genießt, zurückzukommen. Die Fremden bewundern alles dieß und — gehen fort, während viele derselben in Pau ihre Winterquartiere nehmen und dort eine ordentliche Colonie gestiftet haben. Ich schreibe dieß vorzüglich zwei Umständen zu. Im Winter, während dessen die Pyrenäen in einen Todtenschlaf verfallen, sucht man sich vorzüglich wieder den großen Communicationen zu nähern, und in dieser Hinsicht hat Pau, wo die Straßen von Bayonne und von Saragossa zusammenlaufen, einen unbestreitbaren Vorzug. Der andere Umstand liegt in der vorausgesetzten mildern Temperatur von Pau, weßwegen man diese Stadt zu jenen hygienischen Aufenthaltsörtern rechnet, die man, wie Montpellier, Hyères u. s. w., besonders den Brustkranken empfiehlt, während man die strengere Kälte, welche man in Tarbes während der rauhen Jahreszeit empfindet, wahrscheinlich für schädlich hält. Wenn die Kranken meinen Beobachtungen glauben wollen, so werden sie das sogenannte südliche Klima nirgends suchen, wo man den Schnee kennt, und wo die Orange und die Olive nicht unter freiem Himmel wachsen. Das Klima im südlichen Frankreich unterscheidet sich wenig von dem Klima von Paris; wer schwächlich ist, der wird am besten thun, nur bei schönem Wetter auszugehen, und ein paar Grade mehr unter Zero machen dabei keinen Unterschied. Dieser letzte Winter war in Pau sehr gemäßigt; wir hatten nur wenige Tage, wo der Thermometer 6 oder 7 Grade unter Null anzeigte, während in Tarbes die Kälte längere Zeit auf — 10 blieb. Aber der vorige Winter war lang und streng gewesen, und hatte gewiß keinen Brustkranken curirt. Ich habe einen Arzt sagen hören, daß in Pau vielmehr eine Ursache existirt, warum der dortige Aufenthalt vielen schwachen Constitutionen schädlich wird, nämlich die überthätige Vegetation, selbst eine Folge der großen Feuchtigkeit. Das schlechte Wetter kommt in Pau immer vom Ocean her; die Dünste, welche die Stürme herübertragen, verdichten sich an den Pyrenäen, und durchdringen Alles. Die Uhren oxydiren sich und bleiben stehen. Die Gewächse — Gemüse, Früchte u. s. w. — haben einen faden Geschmack, wie ich ihn auch in Valencia in Spanien beobachtet habe, nur daß in Valencia Alles weich ist, und in Pau die Gewächse jene Rauhheit, jene dichte Umhüllung annehmen, mit der sie sich überall in den kalten Himmelsstrichen gegen die Angriffe des Unwetters vertheidigen. Der Einfluß der Vegetation ist natürlich nicht im Winter, sondern bei dem Eintritte des Frühjahres und bei dem Ausgange des Herbstes gefährlich. Die große Anzahl der Fremden ist übrigens nicht durch hygienische, sondern durch andere ökonomische oder politische Umstände herangezogen worden. Die spanische Einwanderung ist die zahlreichste; da man dem thätigen Theile der Carlisten, demjenigen, der sich als solchen zu erkennen gibt, den Aufenthalt an der Gränze nicht gestattet, so sind in Pau vorzüglich die aristokratischen Quietisten geblieben, welche, wie die Engländer, eine besondere Nuance in der Gesellschaft der Salons, der Landpartien und der Faschingsbälle bilden. Die große Zahl der eingewanderten Spanier gehört freilich nicht zu diesen Glücklichen; es sind meistens arragonesische Taglöhner, welche den Franzosen ihre Häuser bauen und ihre Felder bearbeiten, um zwei Drittheile oder um die Hälfte der sonst gewöhnlichen Bezahlung. Auch einige Splitter der polnischen Revolution sind hier, wie in andern Plätzen des südlichen Frankreichs, vertheilt. Aller Correspondenz mit ihrem Vaterlande beraubt, ist es, als ob sie nie Eltern, Brüder, Weib und Kind gehabt hätten; unter dem eisernen Joche der politischen Polizei leben sie stets wie Sträflinge, es fehlt ihnen nichts als die halb weißen, halb schwarzen Kleidungsstücke der Festungsgefangenen; der Zugang der großen Städte ist ihnen untersagt, eine bloße Ortsveränderung kostet ihnen unendliche Mühe, ihr Hungerbrod ist genau in zehn Spalten abgetheilt, von denen man ihnen jährlich eine entzieht, bis endlich auch die letzte verschwinden wird! Ist es ein Wunder, wenn sie oft in einem freiwilligen Tode das Ende ihrer Leiden suchen? Manchem Spanier geht es auch nicht besser, aber der Selbstmord liegt nicht in ihrer Vorstellungsart, wie dieses Bonstetten überhaupt von den südlichen Völkern bemerkt hat. Ich habe in Sevilla einen Pfarrer gekannt, der wegen seines gewiß nicht aufs Höchste getriebenen Liberalismus heftig verfolgt und in eine elende Lage versetzt worden war. Er erzählte mir, daß er eines Tages eine einsame Stelle am Ufer des Guadalquivir gesucht habe, mit dem festen Entschlusse, seine

Schmerzen auf immer in den Wellen des Flusses zu begraben. Es hatte keine Eile, und er setzte sich im Mondlicht auf einen Stein — da fiel ihm plötzlich ein, daß die Ausführung seines Vorhabens die größte Freude wäre, die er seinen Feinden machen könne: dieß war hinlänglich, ihn davon abzubringen — er hat bessere Zeiten erlebt, wie sie die Polen schwerlich erwarten dürfen. Die Spanier haben sich selbst zu lieb; ich bin versucht, zu glauben, daß im Grunde ihres Charakters eine tiefe verborgene Wurzel des Egoismus liegt; sie bringen lieber ihre Kinder, als sich selbst um, eine Bemerkung, die ich übrigens keineswegs für eine Apologie des Selbstmordes zu nehmen bitte. — Die Engländer, welche in Pau fast ohne Luxus leben, und dabei sehr viel ersparen müssen, sind in dieser Stadt wie zu Hause; sie haben ihre Aerzte und ihren protestantischen Gottesdienst; man muß auch gestehen, daß sie durch ihre wohlthätigen Spendungen, welche allen Nationen und allen Religionen zu Statten kommen, das Bürgerrecht erworben haben. Unter diesen Umständen wird man es nicht einem blinden Propagandismus zuschreiben, wenn sie große Summen zur Erbauung eines Bet- und Schulhauses bestimmt haben; der bisherige Tempel ist nur ein gemiethleter Privatsaal. Wahr ist es, daß die leider in Frankreich wie in ganz Europa wieder auflebende Eifersucht beider Glaubensbekenntnisse, welche vielleicht nichts als ein Zeichen ihrer Agonie ist, auch in Pau ihren Einfluß ausübt; in Pau, wo sie entzündbarere Materialien finden konnte, die unter dem Schutte der Zeit begraben liegen. In dem diesseitigen Navarra, in Pau, fand Calvin den ersten Anhaltspunkt seiner Secte, während um eben diese Zeit in dem jenseitigen Navarra, bei Pamplona, Loyola sich zur Stiftung eines Ordens inspirirt fühlte, welcher diesen Neuerungen die festeste Schutzwehr entgegenstellen sollte. Calvin mit seinem Prophetenantlitz machte auf die romantische Marguerite von Navarra einen großen Eindruck, und obgleich diese Prinzessin, welche die Schriftsteller schön, klug, zart, fröhlich, Verfasserin von Predigten und von Erzählungen nennen, am Ende seinen strengen Ernst langweilig finden mochte, was vielleicht Ursache war, daß er das Land verließ, so hatte sie doch den Ruf einer guten Hugenottin, und die Religion schlug in Béarn tiefe Wurzeln. Ein Sohn von Pau, ein protestantischer Fürst, wurde König von Frankreich; aber er hatte versprochen, Messe zu hören. Dieß üble Wahrzeichen erfüllte sich bald. Ludwig XIII unternahm in Person einen Zug gegen Béarn; aber dieses Land war damals eine fast unbekannte Wildniß, und die Einwohner hatten den Ruf eines unabhängigen Charakters. Man fing an, in der Ferne zu unterhandeln; in den Court mayou, oder dem großen Rathe von Pau, herrschte nicht die größte Einmüthigkeit; der König erhielt endlich die Einladung, nach Pau zu kommen. Die Chronik erzählt den processionellen Einzug des Königs, des Bischofs, der Geistlichkeit, und wie die Kirche von Sanct Martin von der Entweihung, die ein Jahrhundert gedauert hatte, gereinigt, und wieder den Katholiken eingeräumt, die Protestanten aber seitdem unterdrückt wurden. Denn obgleich die Stände ihre Opposition gegen das Einverleibungsdecret von 1620 dadurch ausdrückten, daß sie keine Abgeordnete zu den Generalständen ernannten, weil sie sich, wie sie sagten, nicht als dazu gehörig betrachteten, so war doch seit jener Peripatie das allgemeine System der Monarchie auch in Béarn vorherrschend.

(Fortsetzung folgt.)

Seidenwürmer in Assam.

Die Seidenwürmer, welche in dieser Provinz gezogen werden, sind von verschiedener Art. Die gewöhnliche ist die, welche die sogenannte Muga-Seide liefert. Die Würmer nähren sich von den Blättern des Lorbeerbaumes, der Michelia (Schampakbaum) und mehrerer andern einheimischen Gesträuche; man zieht sie in freier Luft, aber es bedarf großer Sorgfalt und einer fortdauernden Aufmerksamkeit, um sie vor Insecten und Vögeln, welche sehr lüstern danach sind, zu bewahren; die Pflanzungen sind deßhalb auch ganz nahe bei den Wohnungen. Ein Acre mit diesen Gebüschen bepflanzt gibt in guten Ernten 50,000 Cocons, welche 24 Pfund Seide geben. Diese Seide ist stärker als die gewöhnliche, und wird an Ort und Stelle zu 120 Rupien der Centner verkauft. In den tiefgelegenen Districten ist ein Viertheil der Ländereien für den Seidenbau bestimmt, wonach die Gesammtproduction dieser Art Seide in Niederassam gegen 2000 Centner beträgt. Die zweite Art Seide, die man in der Provinz Assam erzeugt, kommt von einer Seidenraupe Eria genannt. Dieser Wurm nährt sich von verschiedenen Arten Blätter, namentlich von denen der Palma Christi. Die Seide ist sehr stark, man spinnt sie wie Baumwolle, was den Geweben ein rohes, grobes Ansehen gibt, welches sich erst nach mehrfachem Waschen verliert. Diese Zeuge dienen den Einwohnern aller Classen zur gewöhnlichen Kleidung, wie Baumwollzeuge in Hindustan. Man verkauft wenig, denn jede Haushaltung erzeugt so viel, als sie zu ihrem Verbrauche nöthig hat; ehemals wurde diese Seide in großer Menge nach Tibet ausgeführt, aber die schlechte Verwaltung der letztern Radschas hat diesen Handel unterbrochen, den man leicht wieder herstellen könnte. Die englische Regierung hat auf mehrfache Weise Vorsorge getroffen, die Seidenzucht in diesem Lande zu heben. (Revue britannique. September)

Chronik der Reisen.

Reise der Astrolabe und Zelée.

(Fortsetzung.)

Der an der äußersten Spitze des Continents von Amerika gelegene Hafen Famine bietet den Seefahrern eine sichere Zufluchtsstätte gegen die in der Meerenge von Magellan so oft eintretenden plötzlichen Windstöße; er ist von Bergen mittlerer Höhe, die mit dem schönsten Grün bekleidet sind, umgeben. Die Esche, die Birke, eine Art Ulme und der Winterbaum oder Lorbeer mit aromatischer Rinde wachsen sowohl am Ufer, wie auf den schroffen Gipfeln der Berge. Wenn diese Bäume den höchsten Umfang erreicht haben, fallen sie vom Grund aus oder werden vom Wind entwurzelt. Ihre vom Wasser fortgeschwemmten riesenhaften Stämme versperren das Bett der Flüsse, und häufen sich an den flachen Ufern, so daß diese von fern wie große Holzhöfe aussehen. Die wenigen nicht mit Wald bedeckten Lichtungen sind mit

dichtem Gras oder mit Schlingpflanzen bewachsen, die um die Wälder eine verwirrte Mauer bilden. In den Wäldern gibt es Wild in Menge, und die Felsen am Ufer sind bedeckt mit Muscheln, die gut zu essen sind; das Meer wimmelt von Fischen.

Dieses noch ganz wilde Land schien uns des Anbaues nicht unfähig; vielleicht könnte man einige der Vegetabilien, welche im Norden von Europa wachsen, daselbst fortbringen. Dieses schöne Land mit seinen großen Bäumen, mit seiner kräftigen Vegetation, seinen schönen Gewässern verdient eigentlich den Namen „Port Famine" nicht. Der Verfall der einst von den Spaniern gegründeten Colonie beweist nichts, denn dieser hatte seinen Grund in der Sorglosigkeit der Oberhäupter und dem Mangel an Betriebsamkeit von Seite der 400 Colonisten, die lieber vor Hunger und Elend zu Grunde gingen, als daß sie die Wälder und das Meer als die unerschöpfliche Quelle ihrer Nahrung benutzt hätten. Unserer Meinung nach wäre es für Frankreich ein Gewinn, diesen von der übrigen Welt abgeschiedenen Punkt zur Errichtung einer Straf- oder Deportationscolonie zu wählen.

Am 25 December verließ man Port Famine, um die Untersuchung der Meerenge von Magellan fortzusetzen. Nachdem man an dem Hafen Bougainville und der französischen Bai vorbeigesegelt war, umschifften wir das Cap Froward und liefen in dem östlichen Arme des Canals ein. Dieser ganze Theil der Küste von Amerika ist mit Grün bewachsen und malerisch. Alle Ufer sind mit großen Bäumen besetzt, die selbst die Gipfel der Berge, welche sie dem Schnee und den Felsen streitig machen, einnehmen. Das Feuerland, das sich hier einwärts biegt und gegen Norden erhebt, besteht aus einer Reihe schroffer mit Schnee bedeckter Riffe; man möchte sagen, diese äußerste Spitze der neuen Welt hätte, umgestürzt durch tiefe Erschütterungen und durch vulcanische Feuer in Brand gesteckt, ein wahrhaftes Aufkochen erfahren.

Am 29 December warf man im Hafen Gallant Anker; dieser bildet ein schönes durch eine hohe Gebirgskette und die Halbinsel Wigwam gegen alle Winde geschütztes Bassin. Das Land ist ziemlich reich an Holz, obgleich die Gipfel der Berge völlig nackt sind. Die Außenseite ist wegen der tiefen mit Schnee angefüllten oder von Sturzbächen durchfurchten Abhänge schwer zugänglich. Unsere Jäger haben aber in dem Waldgürtel, von dem der Hafen umgeben ist, zahlreiche Heerden von Gänsen, Enten, Drosseln und Schnepfen aufgefunden. Mit jedem Schritt auf dem flachen Ufer zertritt man eine Lage von Muscheln. Das Wasser ist daselbst sehr reich an Fischen. Von Eingebornen fand man keine Spur, als eine, ohne Zweifel von Pescheräs, die von der Feuerlandküste zum Fischfange hieher gekommen waren, erbaute Hütte. Vor der Hütte waren die Ueberreste eines Feuers, und ein Haufen Muscheln, die alleinigen Reste eines Mahles. Widrige Winde hinderten uns, durch die westliche Mündung aus der Meerenge zu fahren. Wir schlugen daher unsern frühern Weg ein, und segelten nach einem kurzen Aufenthalt in der französischen Bai nach dem Hafen Elisabeth, wo wir bereits die Feuer der Wilden bemerkt hatten.

Am 5 Januar fuhren wir in geringer Entfernung an der Küste von Amerika hin, um einen Ankerplatz zu finden, bei welcher Gelegenheit die Astrolabe auf eine Sandbank fuhr; sie kam jedoch glücklich hinüber, und warf hierauf eine Meile vom Ufer entfernt Anker. Ein Stamm von Patagoniern, die an den steilen Abhängen gelagert waren, empfing die beiden Corvetten mit Zeichen ihrer freundschaftlichen Gesinnungen. Zwei von der Astrolabe und der Zelée abgeschickte Kähne brachten uns bald in Verkehr mit diesen Wilden. In einem Augenblicke saßen wir bei ihnen an ihren Herden oder lagen unter ihren Zelten. Der erste Anblick dieser Patagonier reichte hin, um uns völlig zu enttäuschen. Anstatt jener prächtigen Riesen, welche die alten Seefahrer in Furcht setzten, fanden wir weiter nichts, als Leute von schöner Gestalt, an denen aber außerdem nichts Außerordentliches zu sehen war. Ihre Größe betrug nicht über 6 Fuß 4 Zoll, der größte von ihnen hatte höchstens 5 Fuß 8 bis 9 Zoll. Uebrigens schienen diese Leute sanfte und gastfreundschaftliche Sitten zu haben. Ihre einzige Beschäftigung ist die Jagd auf Guanacos, deren Fleisch sie beinahe roh essen, mit deren Haut sie die Baracken bedecken, und woraus sie ihre Kleider verfertigen. Diese bestehen aus einem zum Gürtel zusammengerollten Stück und einer Decke von mehreren zusammengenähten Fellen. In dieser einfachen Kleidung trotzen die Patagonier dem Wechsel dieses strengen Klima's; ihre schwarzen und glatten Haare wallen über ihre Schultern und sind über der Stirne mit einem Bande zusammengebunden. Ihr breites Gesicht ist oft schwarz oder ziegelroth angestrichen.

Die Patagonier sind zu sehr zerstreut von einander, als daß sie eine Nation bilden könnten. Als Nomadenstämme, deren Verkehr wegen der sie scheidenden Wüsten sehr gering seyn muß, folgen sie bloß den Gesetzen, welche die Kindheit aller menschlichen Gesellschaften beschützt haben, ohne deren Entwicklung zu begünstigen. Wenn man diese armseligen Stämme sieht, wie sie am Meeresufer gelagert zum Schutze gegen den eisigen Südostwind nichts als schlechte Hütten haben, worin Menschen und Hunde dicht aufeinander gedrängt sind, Muscheln und Wurzeln verzehrend, in Erwartung der Beute einer oft vergeblichen Jagd, wie sie, um ein kleines Feuer anzumachen, bloß einige dürre Zweige von Gesträuchen, als Getränk nichts als salziges oder übelschmeckendes Wasser haben, wenn man dieß sieht, so kommt man in Versuchung, das Schicksal anzuklagen, welches dieses arme Volk so grausam auf diese undankbaren Steppen warf. Bedenkt man aber, daß einige Meilen davon, südöstlich, ein blühendes Land liegt, durch welches Flüsse mit hellem Wasser strömen, das belebt ist mit eßbaren Vögeln, bespült von einem fischreichen Meere, dann ist man gezwungen, die Patagonier auf die unterste Stufe der menschlichen Gesellschaft zu stellen. Sie sind weder Fischer, noch Hirten, noch Feldbauer; um sich zu kleiden und zu nähren, ist ihre einzige Quelle die Jagd. In Ermangelung von Feuergewehren haben sie nichts als schlechte Pfeile mit einem schneidenden Kieselstein, um ihre unermeßlichen Steppen zu überschreiten haben sie nichts als die Schnelligkeit ihrer Pferde, so wie ihre Schlingen mit Kugeln, um den Strauß oder das Guanaco damit zu treffen oder im Lauf aufzuhalten.

Die Frauen sind für die Seeleute, welche es nach langen Fahrten nicht so genau nehmen, nicht ohne Reize; jedoch sind sie eben so wie unsere Frauen mit dem Fehler der Coquetterie behaftet. Sie bestreichen ihre Haare sorgfältig mit dem Fette des Guanacos, das auch mit einer Art von Schminke und Schönheitsmitteln zur Färbung des Gesichts und zur Auffrischung der Haut vermischt wird. Ein Halsband von Glasperlen, einige kupferne Ringe bilden den Schmuck der patagonischen Frauen. Ich weiß nicht, ob das Princip der Gemeinschaft der Frauen bei diesen Völkerschaften gilt, allein ich bemerkte in dieser Hinsicht bei dem Stamm eine saintsimonistische Toleranz.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch: Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 319.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

15 November 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Bemerkungen über Assam.

Assam, das Thal des Brahmaputra, hat in einiger Beziehung eine große Aehnlichkeit mit Aegypten: der Strom, welcher den Hauptzug des ganzen Landes bildet, überschwemmt dasselbe jährlich, mit Ausnahme weniger höher gelegenen Stellen, und man kann von einem großen Theile des Landes sagen, wie vom ägyptischen Delta, es sey ein Geschenk des Stromes. Aber ein einziger Umstand, nämlich die Nähe der Gebirge, welche die Anschwellung desselben durch den Zusammenfluß der Gewässer erzeugen, macht die Verhältnisse des Landes völlig von denen Aegyptens verschieden. Die Ueberschwemmung des Nils hat ihren Ursprung mehr als 10—15° südwärts von dem gesegneten Lande, dem sie Fruchtbarkeit verleiht; der Strom hat gleichsam sein Land immer weiter nordwärts vorgeschoben, und würde dieses noch weit schneller thun, wenn man ihm nicht in Aegypten Gelegenheit gäbe, sich auszubreiten. Aegypten blühte, so lange eine starke und wohlwollende Regierung mit weiser Fürsorge das Geschäft leitete, die Wasserfülle auf einen möglichst weiten Raum auszubreiten, und so den bösen Feind, die Sandwüste, abzuwehren. Assam dagegen ist auf drei Seiten von hohen, großentheils mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgen umgeben, die Gewässer stürzen vom April an von den Bergen herab, füllen das Thal und verwandeln das Land in ein Binnenmeer. Wie nun in Aegypten die Vorsorge der Regierung darauf gerichtet seyn muß, den Sand und die Dürre abzuwehren, so muß in Assam eine vorsorgliche Regierung dahin arbeiten, alle zu große Feuchtigkeit abzuhalten, damit das Land nicht in einen Sumpf verwandelt werde. Aegypten soll in den blühendsten Zeiten der Pharaonen 15 Millionen Menschen gehabt haben, was freilich auch bestritten wird; aber jedenfalls hat die Bevölkerung unendlich abgenommen, da sie etwa nur noch 2 Millionen beträgt. Aehnlich, vielleicht noch schlimmer, ist das Schicksal von Assam; denn es ist kein Zweifel, daß hier einst ein blühendes Reich und blühende Städte bestanden, nur hat, wie in Aegypten die Trockenheit der Luft zur Erhaltung der Denkmale des Alterthums wesentlich beitrug, in Assam die große Feuchtigkeit das Ihrige zur Zerstörung beigetragen.

Die älteste Hauptstadt des Landes war Ghirgong, „eine Stadt — wie M'Cosh in der Topographie von Assam sagt — von ungeheuerem Umfang, ganz aus Quadern und Backsteinen gebaut, an den Ufern des kleinen Flusses Dikho. Einige Stunden davon liegt Assu (Azoo), die Todtenstadt der Könige von Assam, wo sie in dem Gewölbe eines prachtvollen Tempels begraben liegen." In der Nähe von Gohatti sind die Tempel von Kamakya auf einem Berg, ein berühmter Wallfahrtsort für die Hindus, doch schon aus einer spätern Zeit, da die Bekehrung der Könige von Assam zum Hinduismus erst ins 17te Jahrhundert fallen soll. Aber diese Tempel ruhen auf den Ruinen noch älterer Gebäude, welche aus behauenem und mit Skulpturen verziertem Granit bestanden — einzelne Bruchstücke zeugen noch von der Größe der ehemaligen Gebäude; von ihrer ungeheuren Ausdehnung aber kann man sich einen Begriff machen, wenn man erwägt, daß der ganze Weg den Berg hinauf, eine Strecke von einer halben Stunde, mit Granittrümmern gepflastert ist. Aehnliche Ruinen hat man bis unterhalb Goalpara, der jetzigen Westgränze des Landes, entdeckt, und mehrere sind außerdem im Lande zerstreut. So führt unter Anderm eine prachtvolle Straße, 15 Fuß breit und so hoch gebaut, daß sie acht Fuß hoch über die Ueberschwemmung hinausragt, durch die ganze Länge des Landes über fünf Grade, also mit den Krümmungen wohl gegen 100 geogr. M. lang. Jetzt freilich läuft sie großentheils durch dichte Wälder, und der Regen hat Breschen hineingerissen. Je näher man das Land kennen lernt, desto mehr findet man Ruinen, zum Theil von staunenswerther Größe. Kurz Alles deutet darauf hin, daß hier früher ein höchst blühendes Reich bestand, welches mehrere Millionen Unterthanen zählte, die der reiche Boden leicht ernähren konnte. Die Zeit, in welcher dieß Reich bestand, liegt über alle unsere jetzige Geschichte des Landes hinaus, doch lassen sich einige Vermuthungen hegen.

Ein Assamese, Namens Hulteam Daikhial Fukkun, hat eine fabelhafte, auf Hindusagen und Hinduansichten gepfropfte Geschichte des Landes geschrieben, die, wenn sie auch nur einen Schimmer von Wahrheit hat, auf ein sehr hohes Alterthum hin-

weist. Nach M'Cosh, der seine Quelle nicht angibt, soll ein Stamm, die Aloms, von den Gränzen China's im 13ten Jahrhundert eingewandert seyn und das Land erobert haben; erst im Jahre 1665 habe der regierende Fürst dieses Stammes den Hinduglauben angenommen und das Volk bald darauf die bengalische Sprache erlernt und die alte Ahomsprache vergessen. Dieser letztere Umstand macht diese Sache höchst verdächtig: denn ein Volk legt nicht im Laufe von anderthalb Jahrhunderten seine Sprache ab, am wenigsten ein Volk, das, wie seine Bauten zeigen, einen nicht unbedeutenden Culturgrad erlangt hatte. Der oben erwähnte Assamese spricht von einer uralten Brahmadynastie, auf welche eine Kschatriyadynastie folgte, deren Nachfolgerin erst im J. 1478 n. Chr. ausstarb. Auf diese Hindumährchen ist bekanntlich nicht viel zu geben, indeß scheint sich doch so viel daraus sich entnehmen zu lassen, daß der Bramanismus im Lande viel älter ist, als aus der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts, worauf auch schon die alten indischen Heiligthümer im Lande hindeuten, und man möchte wohl nicht sehr falsch urtheilen, wenn man annimmt, daß die Braminenlehre nach Assam noch etwas früher eindrang, als nach Nepal, nämlich bald nach den ersten weiter greifenden Eroberungen der Muhammedaner in Indien, also im eilften und zwölften Jahrhundert. Mit dem Eindringen des Bramanismus und des Kastenunterschiedes sank die alte Herrlichkeit des Landes, und in jener Zeit mögen dann die Einbrüche und Niederlassungen fremder Völker, wie der Ahoms u. s. w. stattgefunden haben. Den Hindus folgten auf dem Fuße die fast immer sehr unglücklichen Eroberungspläne der Mohammedaner, die nie in diesem Lande recht festen Fuß fassen konnten, und es für verzaubert ausgeben. Während aber die Mohammedaner das Land von Westen her angriffen, thaten die Bergstämme das Ihrige von Osten, Süden und Norden her. Auf diese Ansicht weist die Bevölkerung des Landes hin, über welche M'Cosh sagt: „Die Assamesen sind meist Hindus, doch gibt es auch viele Moslems unter ihnen, die aber sehr verachtet sind. Ein großer Theil der Bevölkerung besteht aus Leuten von den Bergstämmen, welche sich mit den Assamesen verheurathen. Die letztern sind schwach und entartet, faul, furchtsam und unmäßig, lieben den Arrak und kauen Opium." Vielleicht sind diese letztern Laster eine Folge der überhand nehmenden Feuchtigkeit des Landes, gegen deren abspannenden Einfluß sie sich durch solche Genüsse zu schützen suchen. Das Land verspricht noch eine reiche Erndte für gelehrte Forschungen über seine Geschichte, die vermuthlich mehr und mehr einen Fingerzeig auf die weiter gegen Nordost zu gelegenen Völker wirft.

Skizzen aus den Pyrenäen.

Pau.

(Fortsetzung.)

Die Mittel, deren sich der calvinistische Minister in Pau heutzutage bedient, sind die Vertheilung von Bibeln in französischer und spanischer Sprache, andern nützlichen Broschüren, mitunter auch von Widerlegungen der gegen die protestantische Religion umlaufenden Pastoralen — die Unterstützung von Kranken und Dürftigen, und neuerlich auch eine Art von Privatsermon, welchen der jetzige Minister in seinem Hause hält, und wobei Jedermann, der Stillschweigen und Ordnung beobachten will, zugelassen wird. Die armen Leute wohnten diesem religiösen Act in der nicht ungegründeten Hoffnung einer Almosenvertheilung bei; ich sprach mit spanischen Weibern hierüber, welchen die Sansfaçon des Predigers, der weder Kanzelstuhl, noch Chorrock, noch lateinische Floskeln brauchte, auf eine sonderbare, aber nicht unangenehme Art aufgefallen war. Sie hatten indessen keine Neigung, ihre Religion zu verändern, denn man hatte ihnen in den Kopf gesetzt, man würde sie schwören lassen, daß Maria eine . . . Sünderin*) sey, — lo será, sagte eine von ihnen, pero no quiero jurarlo! (sie kann's auch seyn, nur will ich nicht darauf schwören). Das Beispiel der Protestanten hat einen Wetteifer unter den katholischen Pfarrern hervorgebracht; einige haben angefangen, wie die ersteren, öffentlich Rechnung von der Verwendung der gesammelten Almosen abzulegen, und dieß ist gewiß nicht unnütz. Es wäre zu wünschen, daß sie auch in andern Dingen sich die Rationalität der Protestanten zum Muster nähmen, und das Volk aus jenem Koth abergläubischer Vorurtheile herausrissen, der im halben Frankreich tiefer und größer ist, als in dem so verschrienen Spanien — dieß ist aber nicht zu erwarten, so lange es noch Geistliche gibt, die durch Weissagungen, Wundercuren, Finden verlorener Sachen und dergleichen die Leichtgläubigkeit des Volkes brandschatzen. Ich habe mich in Pau wie bei andern Gelegenheiten überzeugt, daß alle Religionen durch eine gesetzliche Gleichheit zur Bescheidenheit gezwungen werden, und daß sie auch zur Vernunftmäßigkeit gezwungen werden würden, wenn nicht die sogenannte religiöse Reaction unsrer Zeit den Fanatismus von neuem angefacht und gewissen Dingen einen Werth gegeben hätte, der die gesunde Vernunft empört. Wer ohne andere Vorbegriffe das moderne Gelärm über die gemischten Heurathen und ihre Folgen und Bedingungen vernähme, müßte der nicht glauben, daß es sich darum handle, eine Vermischung von Tigern und Lämmern zu erschweren und die Auferziehung der Jugend in satanischen Sitten zu verhindern? Und dieß geht zwischen zwei Secten vor, die Schwestern sind, und deren Unterschiede, wenn man sie untersuchen wollte, zu nichts dienen würden, als die, wenn sie nicht schädlich wären, lächerliche Unvernünftigkeit dieser Streitigkeiten zu beweisen. Wenn darin die Religion liegt, ohne welche, wie man sagt, die Staaten nicht bestehen können, so gestehe ich meinen politischen Atheismus. Der Einfluß dieses Fanatismus läßt sich nur zu oft, selbst in den öffentlichen Anstalten fühlen, von welchen die Bildung der künftigen Generation abhängt; in dem königlichen Collegium von Pau ist man mehr darauf bedacht, die Zöglinge mehrere Tage hinter einander eine sogenannte Retraite machen, d. h. sich den größten Theil des Tages klostermäßig einschließen und mit Andachtsübungen beschäftigen zu lassen, als ihnen nützliche Kenntnisse und gesunde Ideen beizu-

---

*) Ich bediene mich hier eines glimpflichen Ausdrucks.

bringen; es kann seyn, daß man auf diesem Wege gerade das Gegentheil von dem, was man sich vornimmt, erreicht.

Um wieder auf angenehmere Gegenstände zurückzukommen, so hat diese Mischung dreier Nationen, deren jede doch eine eigene Gruppe bildet, den Bällen der Präfectur, des Hauses Beaumont, und eines oder des andern englischen Hauses ein originelles Ansehen gegeben, welches der Fröhlichkeit keineswegs schadete, man suchte diese Vereinigungen auch im Aeußern so angenehm als möglich zu machen; freilich ist der Winter auch in Pau immer ein nordischer Winter, und obgleich die Stiegen eine Orangenallee bildeten, so muß es den Andalusiern oder Valenzianern komisch vorkommen, wenn sie diese Decoration am andern Tage im Vorbeigehen wieder in dem Magazin sahen, wo man sie sorgfältig unter Dach bringt; ich glaube, es gibt sogar einen Ort, wo man sie vermiethet. Für die Fremden, welche nicht an dieser aristokratischen Gesellschaft Theil nehmen, bietet Pau wenig Ressourcen dar, denn es gibt mehrere Umstände, welche die Einführung in Privathäusern erschweren; indessen muß man nicht vergessen, daß die Fremden unentgeldlich und bloß auf die Vorstellung eines Mitgliedes in dem cercle béarnais zugelassen werden, wo man Journale und Spieltische findet, und welcher sich vor kurzem in ein neues, prächtiges, aus vier Sälen bestehendes Local in der noch unausgebauten neuen Halle übertragen hat. Ganz Pau kam, den neuen Cercle zu sehen, als ob es ahnete, daß diese Neuerung etwas bedeute. In der That, das alte, etwas zu kleinstädtische, knickerische, altmodische, in sich gekehrte Pau streift seine Haut ab, es baut neue Häuser und übertüncht seine Alterthümer, es glättet sein spitziges Pflaster und erhellt seine Beleuchtung, es sammelt seine Archive und publicirt Journale; es hat einen Maler, der seine Gemälde zur Schau ausstellt, eine philharmonische Gesellschaft, welche in dem Chor der Singschule eine Hülfstruppe zu finden glaubte, und sich über diese Katzenharmonie empört hat, einen Arzt, der eine Elektrisirmaschine von 30,000 Franken, und einen Postmeister, der eine reiche Bibliothek besitzt und selbst ein Paldoiog ist; es fordert ein Museum, einen botanischen Garten und bessere Schauspieler für sein kleines Theater, es verschreibt sich Moden und lernt französisch; das Erstere verhindert jedoch nicht, daß es sich vor einem unbequemen Luxus und vor unbekannten Meubles (z. B. vor einem Sopha) scheut, so wie das Zweite nicht verhindert, daß es zu dem Denkmal des bearnesischen Dichters Despourvins unterschreibt, und Heinrich IV für den einzigen guten König in der Weltgeschichte hält. Mit Einem Wort, Pau modernisirt sich, man wird vielleicht bald weniger grobe Späße und Klatschereien, weniger Hang zum Vorwitz und zur Nascherei, mehr Eleganz und Reinlichkeit finden: ich wünsche, daß es künftighin so wenig als bis jetzt durch Diebstähle und blutige Katastrophen in seiner Friedlichkeit gestört werde. Bald wird man auch in die neue Halle gehen müssen, um den Zusammenfluß der Landleute zu beobachten, welche jetzt noch an den Markttagen, d. h. jeden Montag mit ihren vierfüßigen Thieren vermischt, deren Gelehrigkeit und Sanftmuth nicht das geringere Lob verdient, die Hauptstraße ungangbar machen. Aber auch unter ihnen bemerkt man schon den Einfluß der Stadt; das Landmädchen mit dem schweren Korbe auf dem Kopf setzt sich am Eingange in der Basseplante auf eine Bank und zieht ihre Strümpfe und Schuhe an, die sie des Abends bei der Rückkehr sorgfältig wieder verwahrt. Bei den Patronalfesten von Pau, Bizanos, Puranҫon, Lescar sieht man keine Nationaltänze mehr, denkt igodon mit dem gesenkten Auge, dem gespitzten Mund, dem ernsthaften Gesicht, mit den fallenden Armen, die an das Fußtuch wie der Arm des Soldaten an das Gewehr geklebt sind, aber auf dem kothigen Boden, unter dem Gekratze einer alten Violine, ohne die feine Beschuhung, den geschmackvollen Putz, die edle Haltung, die geistreiche Grazie, den aus goldenem Füllhorn duftenden Blumenstrauß, die magische Umgebung — das ist doch gar zu unpoetisch, selbst für diejenigen, welchen, wie mir, die Poesie schon lange entflohen ist. Lieber sah ich noch zuweilen eine Hochzeit durch die Straße schreiten, eine Violine und eine Flöte oder eine Pfeife voraus, das Brautpaar an der Spitze, die Freunde und Verwandten, oft in langer Zeile, paarweis Mann und Weib; so ziehen sie zum Mahl, wo jedes Paar des Zuges den Brautleuten ein Gericht oder einen Speisevorrath, manchmal auch andere Geschenke darbringt; auch besucht man die Schenkhäuser, wo gesungen und getanzt wird, bis man endlich die Neuvermählten in ihrem Hause läßt. Ein andermal ist es ein Leichenzug, deren Pracht vorzüglich in der Zahl und der Verzierung der einfachen, oder mit silbernen Thränen gestickten schwarzen Leichentücher, die jedes von vier Personen getragen werden, besteht; die Leidtragenden *) sind in große Trauermäntel und runde Hüte mit herabgeschlagener breiter Stülpe gehüllt; ein Klageweib trägt ein schwarzes Brod hinter dem Leichnam, oft auch mehrere, welche in der Kirche während der Todtenfeier dem Pfarrer übergeben werden; zuweilen gehen mehrere Klageweiber mit, aber sie brauchen nicht mehr ex officio zu schreien und zu weinen. Auch bei den Taufen trägt man ein Brod in die Kirche, und läßt es dem ersten Vorübergehenden austheilen. Dieß ist ungefähr Alles, was man noch von dem alten Volksgepräge sieht, wenn man nicht etwa die unzähligen Abergläubereien dazu rechnen will, unter welchen das Vertrauen auf die Kartenprophetinnen eine bedeutende Stelle einnimmt.

(Schluß folgt.)

*) Ich muß hier bemerken, daß die auf ein gewisses delicates Gefühl gegründete Etikette in Spanien den Eltern, Söhnen, Brüdern, Eheleuten nicht erlaubt, dem Trauerzuge beizuwohnen, sie empfangen das Beileid in ihrem Hause.

Die chinesische Mauer.

Der verstorbene Bischof von Capsa Bruguière, welcher zum apostolischen Vicar und Haupt der katholischen Mission in Corea ernannt wurde, reiste in chinesischer Kleidung und unterstützt von chinesischen Christen nach der Tatarei, ehe er den Ort seiner Bestimmung erreichen konnte. Das Tagebuch seiner Reise wurde in den Annales de la Propagation de la Foi Nr. 50 mitgetheilt. Im Laufe seiner Reise kam er über die große Mauer, deren Beschreibung etwas von derjenigen früherer Reisenden abweicht. „Am 7 October 1834 kamen wir an die

große Mauer, die so sehr gepriesen wird von denen, die nichts davon wissen, und so emphatisch beschrieben von Leuten, die sie nie gesehen haben. Dieses und andere Wunder China's darf man bloß gemalt sehen, wenn sie ihren Ruhm behaupten sollen. Die große Mauer hat nichts Bemerkenswerthes als ihre große Länge, welche etwa 1500 Lieues beträgt; ihre Hauptrichtung geht von Osten nach Westen, aber ein wenig nördlich von Schan-si wendet sie sich westsüdwestlich. Diese Schutzmauer, welche früher mit Backsteinen bedeckt war, die hinabgestürzt sind, bildet die Gränze von drei oder vier Provinzen, von denen jede in Europa ein bedeutendes Königreich seyn würde. In den Ebenen und Schluchten ist es eine regelmäßige Mauer mit Zinnen, zwischen 50 und 40 Fuß hoch; auf den Bergen aber, glaube ich, beträgt ihre Höhe nicht über 10 Fuß; auf den Höhen ist sie in der That wenig mehr als ein Erdaufwurf, der durch zahlreiche Vorsprünge gleich Redouten flankirt, aber von Niemand bewacht wird. In regelmäßigen Zwischenräumen finden sich zur Bequemlichkeit der Reisenden Thore, und es werden hier Transitzölle erhoben. Ich kam durch das Thor Namens Tschan-Tschaku, dasselbe, durch welches die Russen auf ihrem Wege nach Peking ziehen. Niemand achtete im geringsten auf mich: die Wachen wandten den Rücken, als wollten sie mich und meine Begleiter aufmuntern; würde strengere Wache gehalten, so wäre es leicht in den Gebirgen die Mauer zu übersteigen, oder durch die Breschen zu gehen, welche die Zeit darein gemacht hat."

Chronik der Reisen.

Reise der Astrolabe und Zelée.

(Fortsetzung.)

Am 8 Januar 1838 kehrten wir nach Beendigung der hydrographischen Untersuchung der östlichen Verzweigung der Meerenge von Magellan in den atlantischen Ocean zurück. Wir fuhren an der Küste des Feuerlandes hin bis zur Meerenge von Lemaire, durch welche man wegen Mangel an Wind und wegen entgegengesetzter Strömungen nicht fahren konnte. Man fuhr an dem nördlichen Ufer von Staateneiland hin, von wo man dann gegen die östliche Spitze des Archipels der Shitlands-Inseln segelte. Am 15 Januar stieß man unter dem 59° der Breite und dem 58° der westlichen Länge von Paris auf das erste Eis. Es waren bloß zwei einzelne Eisblöcke, von denen der größere nicht über 200 Fuß Länge hatte, und gegen 50 Fuß über das Wasser hervorragte. Am 21 hatte man den 65° der Breite und den 48° der westlichen Länge erreicht.

Die Zone, durch welche wir gekommen, war voll von schwimmenden Inseln oder Eisbergen von bedeutender Ausdehnung. Die trigonometrischen Messungen stellten bei einigen eine Länge von 1000 Fuß heraus, wobei sie 180 bis 200 Fuß über das Meer emporragten. Alle diese Eismassen kamen ohne Zweifel aus dem Archipel der Shetlands-, Powels-, Sandwich- oder Palmer-Inseln. Die Witterung war fortwährend düster und kalt; das durch die fortwährenden heftigen Winde von Südwest und Nordost gepeitschte Meer war sehr unruhig. Die dichten Nebel machten die Schifffahrt mitten in den uns umgebenden schwimmenden Inseln sehr schwierig. Da man die Zelée aus Furcht vor einer Trennung höchstens auf eine Kabellänge entfernt lassen durfte, so bedurfte es am Bord der beiden Corvetten der äußersten Wachsamkeit und viel Glück, um bei den mannichfachen Bewegungen, welche das Umsetzen des Windes oder das plötzliche Eintreten einer Gefahr erforderte, irgend ein Anstoßen zu vermeiden. Vor der Nähe der Eismassen wurde man oft bloß durch das Getöse der sich daran brechenden Wellen gewarnt. Der Nebel wurde manchmal so stark und so dicht, daß unsere zwanzig Stunden währenden Tage sich in eine wirkliche Nacht verwandelten, die uns von unserem Schiff aus kaum einen Horizont von 25 Toisen gestattete. Man kam sehr nahe bei den Shetlands-Inseln vorüber, ohne die hohen Gebirge derselben unterscheiden zu können.

Am 22 wurde das Wetter sehr schön und ziemlich mild, obgleich der Thermometer in der Luft und im Wasser gerade auf Null stand. Die Kette von Eisinseln, die uns umgab, hatte sich dichter geschlossen. Das Meer war ungewöhnlich ruhig. Ein leichter Wind aus Westen trieb uns in südöstlicher Richtung auf die Fahrstraße des Capitän Weddel. Wir glaubten schon jenen geheimnißvollen Pol zu berühren. Inzwischen wurde das Eis immer dichter, und bildete vor uns eine lange Kette, welche man durchdringen mußte. Morgens um 2 Uhr zeigte sich am südöstlichen Horizont eine lebhafte Helle; wir waren nur noch eine Meile von der festen Ebene unter dem 65° 50' N. B. und 47° der Länge entfernt. In der Ferne war das Meer mit einer Eisrinde bedeckt, die etwa 4 bis 5 Fuß über das Meer erhoben war. Auf dieser blendenden Ebene lagen hie und dort unermeßliche Eisblöcke von verschiedenen Formen, deren Farben in Grün, Azur und Violet wechselten. Ein Meer mit unzähligen schwimmenden Inseln umgab uns auf der nördlichen und östlichen Seite. Alle diese Krystallmassen erschienen unsern bezauberten Blicken gleich Palästen mit glänzenden Säulenhallen, gleich Citadellen, Domen oder Obelisken mit ihren gen Himmel emporragenden Spitzen. Als eine leichte Nebelwand die auf der Fläche glänzenden Strahlen unterdrückte, so glaubten wir in der dunstigen Ferne eine Stadt mit ihren Thürmen und Denkmälern, eine freundliche Landschaft mit ihren Abhängen, ihren Landhäusern und Bächen zu erblicken. Das Spielen der Lichtstrahlen brachte in die Illusionen dieses Panoramas einen beständigen Wechsel.

Wenn man, ermüdet von der Anschauung so vielen Glanzes, seinem mehr oder weniger poetischen Enthusiasmus freien Lauf ließ, so mußte man wohl an den Pol denken, wo uns noch viel seltenere Wunder erwarteten. Vergebens suchte man auf der Ebene einen schiffbaren Canal, um nach Süden zu steuern. Man unterschied höchstens einige Wasserstreifen, in denen kaum ein Boot hätte weiter kommen können. Vor uns dehnte sich eine Eisküste aus, an welcher wir nun wie an einem neuen Continent hinfuhren. Man hoffte, diese Bank würde sich gegen Süden krümmend uns einen Weg zum Pol hin eröffnen, allein dem war nicht so; vergebens untersuchten wir alle Meerbusen, in denen man etwa einen Durchgang vermuthen konnte; überall das gleiche Ufer, dasselbe Labyrinth von Inseln, die manchmal ganz dicht vor uns lagen. Die Bank zog sich immer mehr gegen Norden hin.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 102 u. 103** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Ebenezer Elliott, der Korngesetzdichter. — Panorama von Deutschland. (Schluß.) — Der Familienwunsch oder Gegenromane in Frankreich. — Monsieur Jean, der Schulmeister. (Fortsetzung.)**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 102 u. 103.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

15 November 1838.

Ebenezer Elliott, der Korngesetzdichter.

Ebenezer Elliott ward im Jahr 1781 in Masbro, einem Dorf in der Nähe von Sheffield geboren, in welcher Stadt er seitdem seinen Sitz aufgeschlagen hat und das Gewerbe eines Eisenhändlers treibt. Seine Geburt ward nur in der Familienbibel eingetragen, weil sein Vater ein Dissenter und ein erbitterter Feind der Staatskirche war. Der Dichter ward als Knabe ziemlich vernachlässigt und zwar darum, weil man ihn für unfähig hielt, etwas Nützliches und Tüchtiges zu lernen; größtentheils blieb er ganz sich selbst überlassen in den Jahren, welche in der Regel den Charakter des künftigen Mannes bilden. Er war in seinem Wesen träg und blöde, aber nachdenklich und zärtlich. Zum Glück verbrachte er seine müßige Zeit nicht ganz müßig und fruchtlos; seine Wanderungen durch Wälder und Felder legten den Grund zu seinem spätern Ruhme; und die Jahreszeiten Thomsons machten ihn zu einem Dichter:

> Seine Bücher — Bäche, Himmel, Wald,
> Der Moorgrund und die Trift.

Als er zu dem Alter gelangt war, welches über das Lebensgeschick entscheidet, oder wie er sich ausdrückt, als es noch zweifelhaft war, ob er ein Mann oder ein Zechbruder werden würde — vermachte ein Landgeistlicher seinem elterlichen Hause eine Bibliothek von werthvollen theologischen Werken. Von dieser neuen Quelle des Genusses und der Belehrung, die jedoch nicht ohne eine düstre Färbung war, so wie von den Gesprächen und den dilettantischen Predigten seines Vaters, „eines alten Cameroniers und gebornen Rebellen,“ dessen Religion von der herbsten Art war, und dessen „schauerliche Deklamationen anzuhören ihn sein Unstern verdammte,“ kann man den literarischen und politischen Charakter des nachmaligen Korngesetzdichters ableiten. Ein Feind von Verschwendung vergeblicher Mühe, hat er nie, so viel man weiß, ein schlechtes Buch durchgelesen, aber zu wiederholten Malen und unermüdlich hat er gelesen und studiet alle Meisterwerke des Genius, in seiner eigenen Sprache oder in Uebersetzungen, und nur die Meisterwerke — ein Umstand, welchem er den Erfolg zuschreibt, den er gehabt. „Es sey,“ sagt er, „kein guter Gedanke in seinen Werken, der nicht veranlaßt und geweckt worden wäre durch irgend einen Gegenstand, den er vor Augen hatte, oder durch ein wirkliches Ereigniß, oder durch die Ideen Anderer;“ aber, setzt er hinzu: „er verstehe es, die Gedanken Andrer fruchtbar zu machen.“ Sein Geist besteht, nach seiner eignen Ansicht, in einer Mischung von ernster Beharrlichkeit, rastloser Beobachtung und instinctartigem oder zur andern Natur gewordenem Haß gegen Unterdrückung. Er verwahrt sich dagegen, daß man ihn als einen plumpen und nachlässigen Dichter ansehe, und versichert, daß er nie eine nachlässig hingeworfene Zeile habe drucken lassen.

Er ist unermüdlich in seinem Eifer und Fleiß bei seinem unpoetischen Gewerbe, ein höchst zärtlicher Gatte und Vater, ein angenehmer, munterer Gesellschafter und ein treuer Freund; er ist energisch bis zum Uebermaß im Gespräch; seine Beredsamkeit ist derb, aber gewaltig, und sein Antlitz hat den Ausdruck tiefen Nachdenkens und einer enthusiastischen Gemüthsart; seine hervorragende Stirne hat einen etwas finstern Ausdruck, während der untere Theil des Gesichts Milde und Wohlwollen verkündigt.

Die Aufmerksamkeit des Publikums wurde auf diesen außerordentlichen und hochbegabten Mann erst im Jahr 1831 mit größerem Erfolg hingelenkt. Ein seine Poesien beurtheilender Brief eines der ausgezeichnetsten Schriftsteller an Dr. Southey ward in einer Zeitschrift abgedruckt, und von diesem Tag an verwunderte sich die Welt, welches sonderbare Geschick doch bisher seinen Genius so in Dunkel habe hüllen können; er ward sofort völlig anerkannt und seine ernste Beharrlichkeit belohnt. Seine Gedichte sind neuerdings in drei Bänden gesammelt erschienen.

Ein englischer Kritiker, S. C. Hall, fällt über seine Poesien das Urtheil:

„Es ist unmöglich, sich einer Hinweisung zu enthalten auf die herben, ungroßmüthigen, und wir müssen hinzusetzen unenglischen politischen Grundsätze, welche die Poesie des Korngesetzdichters so unausgesetzt influenziren, so durch und durch sättigen

und ihrem Werth so wesentlich Eintrag thun. In seinen Korngesetzgedichten, so wie in den ausdrücklich poetischen Gedichten ist man auf seine herben und schroffen politischen Ansichten gefaßt und verzeiht sie ihm; aber er kann auch kaum durch einen grünen Waldpfad streifen, den Gipfel eines Bergs erklimmen, oder in der üppigen Pracht und Fülle der Natur schwelgen, ohne sie in irgend einer Weise kund zu geben. Seine Phantasie wimmelt von den Bildern tyrannischer Könige, von Steuern gemästeter Aristokraten und frömmelnder Unterdrücker. Dennoch müssen wir Ebenezer Elliott zu den höchststehenden und dauerndsten englischen Dichtern zählen. Unter seinen Gedichten sind viele prächtige und wahre Schilderungen der Natur, voll Gefühl und Schönheit, voll von kräftigen und originellen Gedanken, klar, beredt und leidenschaftlich in der Sprache. Seine Gefühle, obwohl zu Zeiten mild und zart, sind doch öfter finster, drohend und trüb; nie aber sind sie kriechend und gemein. Er hat heftige und feurige Sympathien; leider aber vergißt er, daß die Reichen und Hochgebornen dieselben gleicherweise für sich in Anspruch zu nehmen verdienen, wie diejenigen, deren Brod unmittelbarer besteuert ist — er vergißt, daß Leiden das gemeinsame Loos der Menschheit ist."

Hier ein paar Proben seiner Gedichte:

Die Wunder der Schlucht.

Rüst'ger Bergsteiger, welcher nie
Das Thal, das flache, sucht,
Komm mit mir, wo der Weißdorn birgt
Die Wunder einer Schlucht.
Hoch über binsigem Gebüsch
Der Sturm, der dräu'nde, rollt;
Das Moorland trägt noch nicht sein Kleid
Von Purpur, Grün und Gold.
Die Bachstelz' aber dehnt die Schwing'
Hier, wo Maßlieben blühn.
Des Frühlings Sonnenblumen hell
Im Morgenstrahle glühn.
Zu Berg schleicht hungernd sich der Fuchs,
Zürnt, daß der Tagsgott säumt,
Und nicht mit seinem Königskleid
Die Felsenspitzen säumt.
Doch die Eidechse sucht die Sonn',
Ihr Loch die Schlang' verläßt,
Das Feuerbüschlein fing schon an
Zu bau'n sein schönes Nest.
Oh! wenn die frühste Biene summt
Durchs Feld in froher Flucht,
Geh' mit mir, bücke dich, zu schaun
Die Herrlichkeit der Schlucht.
Wie lieb' ich, o! die Felsenwand,
Dieß Baum- und Himmelsdach,
Den Busch, wo still der Käfer schläft,
Und früh die Bien' ist wach.
Wie Geister auf die Erde schaun
Vom ew'gen Lichteszelt,
So schau' mit Staunen du herab
Auf diese kleine Welt;
Die Welt, von Ihm verachtet nicht,
Der Schwaches auch gemacht;
Die glänzend strahlt in seinem Licht,
Ernst ruht in seiner Nacht.
Licht! nicht auf fernen Wolken nur,
Auf jenen Bergen dort,
Nicht nur im Sonn' und Sternenglanz
Liest man dein glorreich Wort;
O nein! ein Wunderbuch bist du
Für Himmel, Meer und Land,
Ein Blatt, das für den Engel taugt,
Und für des Wurms Verstand!
Und hier, o Licht! so zierlich schön
So göttlich einfach klar,
Wird deine Hand, wie Splitter von
Kristallen, offenbar.
Der Huron, eingefaßt von Wald,
Ist der zollgroße See,
Hier den Missouri brausen ich
Dort Niagara seh'.
Welche Botschaft von den Andern bringt
Das Band von flüss'gem Licht,
Das nieder von des Himmels Näh'
In hast'gem Tosen bricht?
Hör' ich den Donner rollen nicht,
Das Brausen, das stets dröhnt?
'S ist todesstill! — Doch fort und fort
In meiner Seel' es tönt.
Von Moosen welch ein Riesenwald
Umkleidet jeden Stein!
Wie starren die Zwergeichen auf
In Thälern, winzig klein!
Mit Schatten auf Schatten streben sie
In himmelsücht'gem Lauf
Ueber die steilsten Kanten von
Pilzhohen Bergen hinauf.
O Gott der Wunder! wer erzählt,
Was unter dem grau'n Gestein
Von Myriaden Wesen mag
Eine Welt verborgen seyn.
Ich spüre nichts, ich höre nichts,
Indeß des Schicksals Schritt
Hier unter dieses Steines Wucht
Wohl hundert Reiche zertritt.
Sieh, eine Milb' auf diesem Punkt
Kriecht wohl herum, gleich mir,
Und die Atome liegen da
Als eine Welt vor ihr.
Sieh, stillesteh'nd bewundert sie
Des Weltgeists Schöpfermacht!
Sie trifft mein Fuß — und ihre Welt
Ist hin — und Alles Nacht!

O Gott! was sind wir? Würmer nur
Mit einem Fünkchen Lichts;
Dein Flüstern Herr, ein Wort von dir
Kann schleudern uns ins Nichts!
Doch wenn du auch zerschmettertest
Dieß unser Heimathland:
Es schliefen deine Kleinen ruhig
In deiner hohlen Hand.

Der sterbende Knabe an die Schlehblüthe.

Vor eiltest deinen Blättern du
O weiße Blüthe der Schleh'!
Sie kommen bald wie sonst heraus,
Doch ruht dieß arme Herz dann aus
Von seinem Weh.

Wohl einen Mond vor deiner Zeit
Kommst, bleiche Blüthe, zu mir!
Wohl weißt du, daß der frost'ge Reif,
Bis meines Lenzes Knospen reif,
Mich nicht läßt hier!

Warum in Winter hier? Kein Sturm
Verdüstert die Natur!
Im Sonnenregen die Lerche fliegt,
Und hoch sich ob den Blumen wiegt
Der armen Flur.

Das Veilchen lauscht im knospenden Hain,
Wo das Bächlein rauscht, hervor;
Zaunkönig, Drossel aus froher Brust
Singen von morgender Lieb' und Lust
Zur Sonn' empor.

Und wo die immer kühne Ros'
Hört frommer Bienen Lied,
Lächelt die Palme, bemoost mit Gold
Ueber dem Quell, der kühlend rollt,
Wenn Sommer glüht.

Du aber, bleiche Blüthe, kamst,
Ob kalt der Winter starrt;
Und sagst mir, daß mir Raum macht schon
Der Wurm und auf des Staubes Sohn
Seit lange harrt.

Denn wie das Morgenroth verheißt
Einen Abendthränenguß:
So lächle ich, ein Sonnenstrahl
Und weine, daß so früh vom Thal
Ich scheiden muß.

Dein Laub kommt, doch von mir kein Laub
Lenz, der gesangreiche, fleht;
Seine Brautjungfern singen, seine Glocke hallt, —
Mein junges Laub liegt welk und kalt,
Wo kein Glanz glüht.

Oh! dürft' ich athmen die Morgenluft
Des Junius, beim Sabbathläuten!
Du aber hast die Vorhand, Tod!
Zum Land, wo blühn keine Blumen roth,
Willst du mich leiten.

So wie des Morgens Farben verglühn,
Wie der Thautropf' im Wald
Vor Mittag stirbt vor des Gluthwinds Hauch —
So schön blüht' ich; und muß ich auch
Sterben so bald?

Meine Mutter lieben und sterben dann —
In meiner Blüthe geknickt!
Ist das mein traur'ger Lebenslauf:
Eine Thrän' im Aug der Mutter, die auf
Mein Grab sich bückt?

Er lebte und liebte — klagt der Schmerz —
Frühe Weisheit er erwarb;
Er lächelte, seufzte — dann hin er fuhr —
Sein Leben ein Apriltag nur —
Er liebte und er starb!

Meine Mutter lächelt und kehrt sich ab,
Weil's Aug' ihr von Thränen voll;
Sie flüstern rings — mir wird nicht kund,
Von was sie sprechen, weil ich im Grund
Bald schlafen soll.

Oh! Lieb' ist Kummer! schmerzlich ist's
Geprüft zu seyn und wahr;
In meinem Glück blieb stets ich scheu —
Und daß der Kuß ein Abschied sey,
Wird jetzt mir klar.

Doch die Biene schwärmt, wenn auch gewelkt
Die Glocke, azurfarb;
Und mancher Knabe noch tummelt sich
Wo ich als Knabe freute mich,
Wenn Alfred starb.

Des Lüftchens freu'n die Wälder sich,
Die Laube, wie bisher
Schwankt unter ihrer Rosenlast,
Wenn auch zur Flur ich schleich' als Gast
Nicht mehr, nicht mehr.

Wo neulich wir geweint, da legt
Mich zu meinem Bruder tief!
Denn als er starb, da traf auch mich
Der Pfeil — wohl fühlt' ich's, als er sich
Entfärbt' — entschlief.

Eines Dichters Grabschrift.

Halt, Wandrer! Hier dein Bruder, hier
Der Armen Dichter ruht!
Sein Buch war Himmel, Wald und Trift,
Moorgrund und Bachesfluth;

Den Unterricht des Herzens Weh,
Tyrann und Sklav' ihm gab,
Die Straße, die Fabrik, das Schloß,
Der Kerker und — das Grab!
Sände dein Bruder allwärts fand;
Und ist er tadelnswerth?
Er hat von Leiden, Zweifel, Noth
Ausnahme nicht begehrt.
Den schwächsten Wurm hat er mit Haß,
Mit Hochmuth nie verletzt,
Doch den geringsten Bauersmann
Den Großen gleich geschätzt;
Pries den Haushalter, der das Gut
Des armen Mannes mehrt,
Und schalt den Räuber, welcher stolz
Vom Schweiß des Fleißes zehrt.
Rüstig von Hand und Kopf und Herz —
Den Feinden, arggesinnt,
Der Menschheit sagt: hier liegt, der sie
Gezeichnet wie sie sind!

Als populärer Aesthetiker und Kritiker zeigt sich Elliott in einer Vorlesung über das wahre Prinzip der Poesie und über den Werth mehrerer englischen Dichter, welche wir unsern Lesern in kurzem mittheilen werden, worin man den höchst wohlwollenden und warmfühlenden, so wie auch den besonnenen Mann erkennt, welche letztere Eigenschaft man in seinen politischen Reden, welche neuestens von den öffentlichen Blättern mitgetheilt wurden, nicht überall wieder findet.

Panorama von Deutschland.

(Schluß.)

Der Entwurf, der Riß für den aufzuführenden Bau ist vortrefflich, und man dürfte sich nach ihm ebenso viel gründliche Belehrung als geistreiche Unterhaltung versprechen — wenn es dem Herausgeber möglich wird, ihn auszuführen. Als möglich erscheint es nun allerdings, wenn man die Namen sämmtlicher Mitarbeiter ansieht, wenn man annimmt, daß Jeder aus der Sphäre, worin er am tüchtigsten ist, Etwas beitragen, der Eine, der Gelehrtere, die historischen Fundamentalartikel, die ganz unparteiischen Uebersichten liefern, der Andre, minder gelehrt, aber vielleicht geistreicher und mit lebendigerer Phantasie begabt, einzelne Schilderungen, Charakteristiken, Räsonnements beisteuern werde; daß Jeder der etwa hundert „Zauberer" den Zauberstab gerade da, wo es am wünschenswerthesten ist, zur Hand nehmen und das Todte beleben, das Leere erfüllen, die Finsterniß lichten werde; wenn der Herausgeber der große Zauberer ist, welcher sämmtlichen Mitarbeitern einen begeisterten Eifer für die Sache einzuflößen und die plangemäßesten Beiträge abzugewinnen versteht. Der Feldzugsplan ist vortrefflich ausgedacht und der Succeß müßte erobert werden, wenn man der Kontingente ganz versichert seyn dürfte; aber mit diesen möchte es bedenklicher stehen, als weiland mit den Kontingenten der deutschen Reichsarmee; Viele werden ausbleiben, Viele zu spät, Viele nicht gehörig equipirt ankommen; oft wird Ein Thema von Mehreren ergriffen, ein andres dagegen gar nicht behandelt werden. Um den Plan auszuführen, müßte der Herausgeber freie Hand haben, Jedem seine Aufgabe zuzuweisen und zur bestimmten Zeit des Beitrags sich zu gewärtigen; aber statt in solcher Art Herr seines Operationsplanes zu seyn, wird er gar häufig diesen nach den Umständen, nach dem vorhandenen Material einrichten und abändern müssen. Die zuerst das Wort Ergreifenden können gar leicht Andre scheu machen, oder in den Lesern ein Vorurtheil gegen die nach ihnen Auftretenden, in andrer Weise sich Aussprechenden erwecken; dem französischen Publikum könnte Deutschland in diesem Panorama leicht als geistig und literarisch ganz zerrissen erscheinen und es einen Krieg Aller wider Alle erblicken, weil es die verschiednen Parteien nicht zu sondern weiß. Allerdings kann die Umsicht des Herausgebers hier Manches verhüten, aber die Aufgabe ist sehr schwierig und delikat, weil die Polemik oft aufs innigste mit dem ganzen Wesen eines an sich gehaltvollen und geistreichen Artikels verwachsen seyn kann. Den deutschen Schriftstellern wäre in dieser Hinsicht sehr zu empfehlen, daß sie in ihren für das Panorama, für ein französisches Publikum bestimmten Arbeiten sich der Polemik gegen Landsleute (und ohnehin des Skandals und der Klatscherei!) so viel als möglich enthielten, daß sie, ohne unwahr zu seyn, ohne Mängel und Gebrechen zu läugnen und zu verstecken, doch vorzugsweise auf das Edle und Rühmenswerthe, was Deutschland besitzt und darbietet, die Aufmerksamkeit der Fremden hinlenkten und deren Interesse dafür weckten; daß sie sich den Beifall derselben nicht dadurch zu erkaufen suchten, daß sie sich als erhaben über ihre Heimath und ihr Volk aufstellen und darüber spotten, sondern sie zur Achtung zwingen, indem sie die würdigen Seiten ihrer Nation mit Wärme, doch ohne Lobhudelei, hervorheben und sich selbst mit ihr in gleiche Linie stellen und identificiren. Nicht nur wenn es gilt, einem äußern Feind die Spitze zu bieten, soll der innere Hader verstummen, sondern auch wenn es sich davon handelt, dem Ausländer einen Begriff zu geben von deutschem Leben, Geist und Sitte, muß die Ehrliebe Jeden abhalten, zum Verräther an den Blößen und Schwächen des Vaterlandes zu werden — oder gar als Verleumder ihm Fehler aufzubürden, die es nicht hat. Unter diesem Gesichtspunkt kann das Unternehmen eine heilsame Schule für die deutschen Schriftsteller werden, einerseits in wahrhaft nationalem Geist zu schreiben, im Bewußtseyn, daß sie die Sache Deutschlands vor dem Ausland führen und ihr nichts vergeben dürfen, andrerseits sich so auszudrücken, daß sie sich den Fremden völlig klar und verständlich machen, und eine Uebersetzung weder allzusehr umschreiben, noch zu viel Putz und Schnörkelwerk abschneiden muß. Natürlich kommt es uns nicht in den Sinn zu verlangen, die deutschen Autoren sollen dem französischen Publikum Phantasmagorien vorspiegeln und es täuschen; nein! aber sie sollen auf die Ehre des Vaterlands halten und darin ihre eigne suchen.

Eine Frage müssen wir noch aufwerfen, welche jedoch mehr das Formelle betrifft: es wird in der Ankündigung gesagt, daß

Werk solle aus vier Bänden bestehen; warum diese Beschränkung, falls das Unternehmen Fortgang und Erfolg hat? Der Gegenstand, in solchem umfassendem Sinn aufgefaßt und behandelt, ist doch wohl mit vier Bänden nicht erschöpft, oder wenigstens ist es von vornherein nicht möglich zu berechnen, ob die innerhalb vier oder auch mehr Jahren einlaufenden Artikel den vorgezeichneten Rahmen ausfüllen werden? Der Stoff scheint uns ein unendlicher zu seyn, zumal da der Plan sich nicht auf die Schilderung der Gegenwart beschränkt, sondern auch die historische Grundlegung, die Rückblicke auf die Vergangenheit mit aufnimmt, und, wenn einmal das Gegenwärtige erschöpft seyn sollte, wenn das französische Publikum mit dem dermaligen deutschen Leben, Wissenschaft und Kunst vertraut wäre, dann die Aufforderung nahe läge, frühere Zeiten vor das Auge desselben emporzuheben und ihm anschaulich zu machen, aus welchen vorbereitenden Keimen die jetzige Bildung Deutschlands hervorging.

Die Reihe der Aufsätze eröffnet Edgar Quinet mit einem kurzen Artikel: Deutschland betitelt, worin er seine Landsleute zurückzurufen sucht von den bisher im Schwang gewesenen Wahnvorstellungen von Deutschland, das man „nur in seinen Ideen und Chimären ernsthaft beobachtet habe, dessen Volk von den Schriftstellern gewissermaßen wie ein Volk ohne Körper behandelt worden sey." Man habe nur etwa die deutsche Philosophie und Poesie, die deutschen Legenden studirt, aber seine Geographie, Geschichte, Sprache, Sitten, Klima, seine Baudenkmale und den ganzen Zusammenfluß von Thatsachen außer Acht gelassen, welche die äußere Organisation eines Volkes bilden. „Deutschland ist nicht nur eine unstet irrende Seele, um welche in der Wüste die Geister des Zweifels und der Wissenschaft sich streiten, und auch nicht nur eine Aeolsharfe, welche im Schooße des Jupiter Pluvius die Akkorde der Donau und des Rheins wiederholt. Es ist vor Allem eine große Nation, oder vielmehr ein Verein von Nationen, die im jetzigen Augenblick mit ausnehmendem Eifer der realen und praktischen Welt sich zuwendet, als hätte sie auf dieser Seite eine unermeßliche Kluft auszufüllen." Er erwähnt der großen Gegensätze, welche in Deutschland neben einander bestehen und welche in einem tiefgehenden Kampfe sich auszugleichen suchen; er deutet hin auf das Interesse, das die beiden Völker, Deutsche und Franzosen, haben, sich friedlich zu vertragen und ihre Vorzüge und Gewinne gegen einander auszutauschen, und spricht zuletzt den Wunsch aus, daß man auch in Deutschland das falsche Bild, das man sich von Frankreich mache, fahren lassen möge. — Im folgenden Artikel deutet Savoye das allegorische Titelkupfer, wobei die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des deutschen Geistes berührt werden.

Joseph Mainzer, der sich um die musikalische Bildung der Franzosen so große Verdienste erwirbt, spricht ganz kurz über die Bedeutung der Musik in und für Deutschland. „Die Musik umfaßt für den Deutschen alles Schöne, Große, Erhabene; in ihrem Gebiet ist Alles Genuß, reiner, unschuldiger, harmloser Genuß. Sie bringt die Freude zu den Festen, Glück in die Familien, Trost den Leidenden; sie ist die poetische Seite des Lebens." Ihr Werth werde erst dem von der Heimath Entfernten recht fühlbar. Dann wird auf die Mannichfaltigkeit der deutschen Musik aufmerksam gemacht und interessante Mittheilungen von kompetenten Kennern und Beurtheilern über die größten Meister versprochen. Ein Brief Meyerbeers an den Herausgeber rühmt die Idee des Unternehmens und sagt den thätigen Beistand des berühmten Komponisten zu. — Der folgende Artikel, vom Herausgeber, handelt vom Rhein, von der Burg Rheinstein und den daran sich knüpfenden romantischen und geschichtlichen Traditionen. Die Lieferung beschließen: Erinnerungen an Weimar, welche von Goethe's Jugend, Lerse, Merk; von Goethe's Ankunft in Weimar, Lenz u. s. w. handeln, und Urtheile über Goethe, Schiller und Wieland geben, — Alles ganz rhapsodisch und meist entlehnt den: Literarischen Zuständen und Zeitgenossen von C. A. Böttiger.

Indem wir dem Unternehmen ein recht fröhliches Gedeihen wünschen, erwähnen wir hier auch eines andern, einigermaßen verwandten Unternehmens: der in Straßburg von den Brüdern Adolf und August Stöber herausgegebenen „Erwinia, eines Blattes zur Unterhaltung und Belehrung," welche den Zweck hat, deutsche Sprache, deutsche Poesie und Literatur — (überhaupt deutschen Sinn —) im Elsaß zu erhalten und fortzupflanzen. Es ist ehrend für die Deutschen, daß die Bewohner einer schon lange vom politischen Deutschland abgerissenen Provinz, die auch, wie man anzunehmen berechtigt ist, in ihrem jetzigen Zustand sich ganz befriedigt finden, doch das Erbtheil der deutschen Sprache und Bildung nicht aufgeben wollen und ihre Anhänglichkeit durch solche literarische Anstrengungen bethätigen, statt nur etwa mehr passiv zu genießen, was ihnen Deutschland an geistigen Schätzen beut. Wenn aber die Erwinia das Elsäßische zu ihrem Hauptaugenmerk macht, wird sie in Deutschland nicht viel Anklang finden, und wenn sie davon abstrahirt, sich eben andern Unterhaltungsblättern gleich stellen und keinen besondern Unterscheidungscharakter behaupten. Indeß wünschen wir den wackern Herausgebern den besten Fortgang ihrer Zeitschrift und machen unsere Leser auf dieselbe aufmerksam.

Der Familienwunsch oder Gegenromane in Frankreich.

Die Ausartung des Romans in Frankreich, durch die Balzac, E. Sue, J. Soulié, P. de Kock und Consorten, dieß Herumwälzen in Unnatur, Ausartung, Schmutz und Blut hat doch endlich dort den Besserdenkenden die Augen geöffnet, und es ist die Ankündigung eines „Dammes gegen die schlechten Romane" von Loyeau d'Amboise in Paris erschienen. Der Verfasser sagt darin unter Anderm sehr wahr: „Das Lesen, das Romanlesen zumal, ist jetzt ein Bedürfniß aller Alter und Klassen geworden; die Federfertigkeit unserer Schriftsteller sorgt auch dafür, daß es diesem Bedürfniß nie an Nahrung fehlt. Aber welche Nahrung! Man möchte darauf schwören, daß sich die meisten Autoren vorgenommen und darauf das Wort gegeben haben, es solle künftig keine rechtlichen Mädchen, keine treuen Frauen, keine würdigen Mütter, keine tüchtigen gegen ihre Leidenschaften kämpfenden jungen Leute, keine achtungswerthen Familienväter mehr geben, die ihrem

Kindern mit gutem Beispiele vorangehen. Jene Schriftsteller vergessen ganz, daß sie vor Allem redliche Leute seyn sollten. Statt dessen setzen sie sich zum Zweck, durch ihre Dramen und Romane alle edlen und würdigen Gefühle im menschlichen Herzen zu ersticken, indem sie sie lächerlich machen, was bekanntlich in Frankreich das mächtigste Mittel ist, seinen Zweck zu erreichen. Zwar sind sie nicht so ungeschickt, gerade heraus zu sagen: Liebt das Laster und hasset die Tugend; sie fangen es schlauer an, sie zeigen das Laster schön, glücklich und unbestraft, die Tugend aber lächerlich und immer in Situationen, die der Masse der Franzosen alle Lust benehmen müssen, sich ihr zu ergeben, denn sie macht nie Effekt, kommt nie zum Brilliren, bringt kein Geld und keine Stellen ein, und was das Schlimmste ist, man mokirt sich über sie. Jene Schriftsteller sind bei ihren Landsleuten gewiß, ihr bischen Gemüth zu führen wohin sie wollen, wenn sie nur erst ihren kalkulirenden und spekulirenden Verstand gewonnen haben. Dieß ist bei ihnen mit blendenden Scheingründen und Sophismen nicht schwer. Sie fangen wohl damit an, ihre Ansichten als Paradoxen aufzustellen, an denen man den Esprit üben könne, dann lassen sie Sophismen auf Sophismen folgen, durch die jene Ansichten zur Wahrheit zu werden scheinen. Traurige Beispiele beweisen täglich, daß Schmerz, Zerstörung und Verzweiflung im Gefolge dieser Romane in die Familien einziehen, die an ihnen Gefallen finden. Die Familien aber, denen es bisher gelungen ist, sich rein davon zu halten und in denen noch gute Sitten heimisch sind, wünschen die Erscheinung von Büchern, die Schriften ersetzen können, die mit dem bestehenden Reiz des Styls zum Laster verführen, wo über Einfalt, wahres Gefühl, Würde und Tugend gespöttelt wird und deren Helden und Heldinnen in Paris nur zu häufig herumgehen und von ihren Anhängern bewundert werden... Ueber schlechte und gefährliche Bücher schreien, ist aber noch kein sicheres Mittel, ihr Lesen zu verhindern, und Romane schreiben, worin die Tugend langweilig und traurig, maussade erscheint, streng in ascetischem, frömmelndem Style, wäre ganz unzweckmäßig und nähme den gefährlichen ihren Reiz nicht, da sie durch reizenden, glühenden, farbenreichen Styl anziehen. Es handelt sich also darum, auch Romane zu schreiben, die steigernd fesseln und interessiren und das Herz gewinnen. Dieß ist freilich nicht leicht, zumal für den Schriftsteller, der eine Menge verführende Mittel verschmäht, der sich fern hält von allem Ausmalen der Wollust, des Lasters und Verbrechens, den die Gemeinheiten und Erbärmlichkeiten der großen Welt nicht zu gefälliger Darstellung festhalten. Darum brauchen aber seine Personen keine Tugendhelden zu seyn. Im Gegentheil, er muß Leidenschaften darstellen, aber wahr, nicht gemacht, verrenkt und verfälscht wie unsere Moderomane, die sich nur in eingebildeten Kämpfen gefallen; er muß Poesie geben, wahre Kunst." Dazu macht sich nun der Verfasser anheischig und verspricht eine Folge von zwanzig Bänden Romane in dieser Art, beginnend mit der Nouvelle Antigone.

So wahr und rühmenswerth wir die Haupt- und Grundidee des Verfassers finden, so wenig glauben wir, daß ihm deren Ausführung in der neuen Antigone gelungen ist. Der Roman spielt zu Neapel im vierzehnten Jahrhundert, kurze Zeit nachdem Karl von Anjou den edlen Hohenstaufen Conradin auf dem Blutgerüste hatte sterben lassen. Die Hauptperson ist ein unnatürlich bösartiger Sohn, der gegen einen edlen Vater wüthet und ihn zum Tode bringen will, um Herr seiner Reichthümer zu werden. Seine Schwester Virginie hingegen, die neue Antigone, ist ein Tugendmuster, die, um ihren Vater zu retten, mit Karl von Anjou über alle Gegenstände seiner Politik streitet und ihm ihre manière de voir ausspricht; in ihren vielen Schmerz- und Schreckenssituationen fällt sie fünfmal in Ohnmacht und hält überall lange methodistisch-fromme Reden. So sagt sie einmal zu Gonsalvo, dem Befreier ihres Vaters, als er ihren Bruder ein Ungeheuer nennt: „Vergeßt nicht, daß seine Sünde, wie groß sie auch sey, in den Augen des Herrn getilgt und weggewaschen werden kann durch meine Thränen. Seit Jesus Christus uns sein Blut vermacht hat, eine unversiegliche Quelle der Barmherzigkeit, ist es keinem Menschen mehr erlaubt, einen Andern ein Ungeheuer zu nennen." Wir zweifeln, ob dergleichen Schriften die Gluthworte, Farben und Scenen der jetzigen Romane verdrängen können. Ja wir gehen noch weiter, zu behaupten, selbst kein viel natürlicher und anziehender geschriebener Roman wird dieß können, denn diese Romane sind nicht etwa eine getrennte, zufällige Erscheinung, sondern eines der Zeichen von der Ausartung der Franzosen in ihrem sämmtlichen Familien-, Sitten- und Bürgerzustand, dem nicht stückweise abgeholfen werden kann, sondern der die jetzige Uebergangs-Phase oder Krisis seines Krankheitszustandes durchmachen muß, sie führe nun zum Tode — wie im Spät-Rom und Byzanz — oder zur Genesung, von der die Völkergeschichte freilich kein Beispiel aufzuweisen hat, denn wo hätte sich je ein sittlich gesunkenes und immer mehr sinkendes Volk wieder erhoben?

Dieß ist die große Weltfrage unserer Zeit.

Mr.

Monsieur Jean der Schulmeister.

(Fortsetzung.)

Ab reist er in das neblige Paris.
Er sucht in dem Gewühl der Straßen ihn,
Den er will freudig überraschen; jetzt
Fand er die Gasse... steigt ins Haus hinauf.
Mit jedem Schritte sinkt, verwirrt, sein Muth.
Soll wieder er hinab?.. Er hört bei einer
Offenen Thür' eine mißmuth'ge Stimme,
Die schrill und deren Ton das Ohr verletzt:
Das war's! der Plan, den er sich ausgesonnen,
Verwirrt sich; er tritt ein.. versucht ein Wort.
Der Greis hört zu, ohne sich umzukehren,
An seinem Tisch ganz mit Musik beschäftigt.
Der Sohn beginnt zu stammeln; aber eh'
Er sich erklärt hat, unterbricht der Alte

Mit einem argwohnvollen Blick und ohne
Ihn erst zu fragen, als ob den Spion
Er auf der That ergriffen hätte, so:
„Jüngling, nicht ziemt der Jugend solch Gewerbe!
Eines Einsiedlers Armuth laß in Ruh!
Geh, wo du herkommst; dein Erdbeben straft dich!“
Der Jüngling, stumm, in der Verwirrung flieht,
Wie unter den geheimnißvollen Worten
Zermalmt, und sich zum zweitenmal verschmäht
Von einem Vater fühlend. — Und das war
Er, den er auf den Knie'n erkaufen möchte
Vor Gott — vor allen Menschen ihn bekennen!
War sie — o Schmerz! Unmöglichkeit der Hoffnung!
Die Härte dieses Blicks! der Unterschied
Von Vater Anton, der ja auch verfolgt,
Doch mild und freundlich war in seiner Strenge,
Sein wahrer Seelenvater!.. und doch des Andern
Sohn und Apostel brannte er zu seyn!

Kindliche Zärtlichkeit und Frömmigkeit
Bemeisterten sein Grauen, den Versuch
Einer Begegnung wagt' er noch einmal.
Anreden wollt' er auf der Straße ihn,
Wenn nur Ein Lächeln heiterte sein Antlitz.
Doch weit entfernt, daß sich ein Lächeln zeigte
Auf dieser Stirn, der immer fremd das Glück,
Hielt die mißtrauisch aufgezogne Braue
Des armen Wandrers ihn in scheuer Ferne
Und ließ auf seinem Mund das Wort ersterben,
Deß Glück des Himmels Rath ihm nicht beschied.

So kürzte sich ihm der Entscheidung Stunde.
Schon fester kehrt' er in das Schloß zurück.

Der Aussatz der Geburt und die Verbannung
Auf Erden, diese langsame Versöhnung,
Und ihr graunvoll Geheimniß; die Vergütung,
Die unsichtbare, von der Eltern Schuld;
Neben der Strenge die nicht minder großen
Geheimnisse der Gnade — und in diesem
Abgrund der Heiligkeit als Opfer er
Vielleicht von Ewigkeiten her erwartet;
Die ihm hienieden auferlegte Pflicht,
In etwas gut zu machen, was der Stolz,
Der gränzenlose, eines mächtigen
Talentes sich im Uebermuth vermessen,
Und sein Beruf, den Samen rein zu schwingen;
Die saure Menschenbahn, dunkler als je,
Und mehr als je nach fernen Gipfeln zielend:
Das Alles fügte sich in ihm zur Einheit —
Durch innres Zittern kündigte sich ihm
Die Gnade an und sprach: die Stund' ist da!
Zwiesprache pflog er mit der Präsidentin;

Sie währte lang; man wurde eins, daß er,
Um seinen ersten Gang als Christ zu thun,
Um reif zu werden; um zu weilen nicht
In dem Bereich des Mann's von großem Namen,
In dessen Nähe jeden Tag die Hoffnung,
Die eitle, der Erkennung konnte locken,
Aus andern Gründen, die zur Reise riethen,
Zu Fuße sollte fortziehn wie ein Pilger.
Auf seiner vorgeschriebnen Bahn sollt' er
Brüder besuchen, die im Jammer seufzten
Und heil'ge Schwestern, die in Trauer lebten.

Woher wohl wußte Frau von Eicé selbst
Dieß Alles so genau? Wenn ich darf wagen,
Mit Zittern, mit so reinen Menschen, deren
Alter den Glanz des Morgens spiegelte,
Einen Gedanken zu verknüpfen, der
Nicht kränkend ist für sie, nur rührend, harmlos,
So sagt' ich, daß vielleicht der junge Christ
Bei seinen Reisen in die weite Welt
Vielleicht auch neben andern klugen Gründen
Den hatte: einen Schatz, der ihm zu nahe,
Zu fliehn, und daß, eh' er antrat die Reise,
In zwei, drei Abschiedsscenen an dem Hag,
Wo das Vertraun, das alte, wieder herrschte,
Er ihr bekennen konnte die Entscheidung,
Und sie, fern jener Zeit und nah dem Ziel,
Ließ gern jetzt der Erinnerung den Lauf
Der ersten, mehr als brüderlichen Freundschaft,
Die ihrem Herzen tief sich eingegraben.

Viel Zeit verfloß von seiner Abreis' an;
Anton starb und die Präsidentin folgt' ihm;
Gattin ward Frau von Eicé und dann Wittwe;
Er reiste fort und fort, besteh'nd die Prüfung,
In Frankreich bald besuchend jene Freunde,
Und bald — bestärkt von heil'gem Eifer ward
Sein Sehnen — in der Schweiz, um dort zu schaun
Den ew'gen Schauplatz, die erhabnen Felsen,
Wohin ihn seine Kette zog. Es scheint
Bei sich hab' er in jener Zeit gelobt,
In Demuth überall die Feuerspuren
Zurückzumessen, wo der Genius
In seiner Kühnheit kecker Kraft gewandelt,
Und auszusäen dort den Wohlgeruch
Der Frömmigkeit, Barmherzigkeit und Treue.
Mehr als ein Jahr blieb er an Einem Ort oft,
Von Arbeit lebend, seinen Plan zu krönen,
Und trat zu Fuß dann wieder an die Wallfahrt.
Kaum war der Krieg aus in Amerika,
So eilte dorthin er, begierig nach
Den Tugenden der Völker ohne König!
Beglückt, wenn dort er fand ein fruchtbar Beispiel

Vom weltberühmten Staatsvertrag! — Man denke
Sich Emil, kommend zu den Söhnen Penns,
Franklins Verwandten: Lieb gewann er sie,
Weil einfach sie in ihrer Kraft und offen;
Doch als er sah der Selbstsucht Fasern unter
Der Rinde, da blüht' ihm kein Eden mehr
Jenseits des Paradieses. Damals nahm er
Den Namen Monsieur Jean an — einen Namen,
Der es so wenig ist als möglich, und
Doch leise mahnte noch an den, deß Ruf
Von tausendstimm'gem Echo ward gepriesen.
Die Revolution, fortschreitend hier,
Warf ihm hinüber ihn, ins kahle Land,
Geschwellt von jedem Wind und Lärm der Meere.
Am Abend, in der Herberg oft, beim Mahl,
Packt dieser Name, wie ein Sturm, ihn an.
Sein Abgrund ward er und sein wirrer Traum!
Denn was man von ihm Liebes, Heil'ges sagt,
Unbill'ges und Blutdürstiges, in Zorn
Und Huldigung, — wenn man Brandfackel ihn
Oder Schutzgottheit nennt — in ihm drängt Alles
Zusammen sich, zerreißt ihn, schreit laut auf
In seiner Seele banger Todespein.
Hierher neigt sich des Fleisches Zärtlichkeit, —
Dort tritt der Geist gegen den Vater auf;
Den Gipfel hat das Martyrthum erreicht;
Und so, beschleunigend die Streiche, faßte
Ein Herz in sich den großen Kampf von Allen;
Geheim war er der Sühnaltar des kühnen
Genie's, er war das Kreuz von diesem Ruhm!

Gefaßt kam Monsieur Jean zurück nach Frankreich.
Nach ließ allmählich des Erwürgens Gräuel.
Er sagte sich in diesem Strudel von
Zwieträchtigen Gefühlen sey's das Beste,
Sich seiner Brüder Dienst zu weihn, den Kleinen,
Die jedes christlichen Beistands beraubt.
Was ihn dazu bewog verschleiernd, mäß'gend
Seine Mittel, kehrt' er in das Dorf zurück
Zu seiner alten Amme; bald vereint' er
Unter dem Schutz seines wohlthät'gen Blicks
Das kleine Kindervolk, das im Begriff
Sich zu verirren war — die einzige
Familie, auf die er hoffen durfte.
Die Mädchen kamen erst; von diesen Eine
Wies er zu diesem neuen Amte an.
In seiner herben Arbeit trübsten Stunden,
Wo er versucht sich fühlte zu dem Glauben:
Es trügen alle Keime, jede Mühe
Sey eitel — wenn er da, erschöpft, nach eine
Gebet entschlief: zeigte ein mildes Licht
Bisweilen seinem Aug', leibhaftig, den,
Der ihn nie anerkannt, deß Fleisch er ist.
Der aber, also dünkt's ihn, endlich ihm
Mit schwachem Lächeln zuwinkt und ihm sa ,
Wenn wer verdienstlich lebe, so sey er's,
Und für sich selber wünsch' er sich nichts Bess'res.
Der Sohn, der vor ihm schon aufs Knie will sinken,
Erwacht — umarmt den Schatten — dessen Spur
Umsonst er sucht; in sein geschmeichelt Herz
Ruft er zurück die Trauer, sich anklagend
Ob jenem Lob und dem vermess'nen Traum.

So fand, später zurückgekehrt nach Frankreich
Die Frau von Eicé diesen Mann mit Strenge
Sein Ziel verfolgend, in sein Leiden mit
Geduld ergeben, ganz in ihrer Nähe.
Und dreißig Jahre war sie Zeugin seines
Langsamen und standhaften Martyrthums.
Schon nach den ersten Monden setzten sie
Fest eine Regel für ihr ganzes Leben,
So wollt' er's. Einmal jedes Jahr speist' er
Mit ihr, am heiligen Johannistag,
Dem schönen Sommerfest, werth auf dem Lande,
Dem er mit wahrer Freud' entgegen sah.
Nur dieses Eine Mal besucht' er sie,
Und sprach auch sonst nur selten wo mit ihr
Am Schluß der Kirche, oder wenn der Pfad
Zufällig plötzlich sie zusammen führte.

In seiner Sorge für die Kinder sucht' er
Mit dem, was von der Sünd' er weiß, die man
Demüth'gen muß, doch ohne zu verfälschen
Die reine Lehre, zu verbinden Ein'ges
Aus Emil und aus seiner Kinderzucht;
Beglückt, wenn den geimpften wilden Zweig
Er neu belebt sah auf dem Oelbaum, den
Sterbend ein Gott mit seinem Blut genetzt.
Seine lebend'gen Bilder wählt' er gern
Von Feld und Ernte, von der Pflanzen Wachsthum.
Wecken will er den Sinn für die Natur,
Doch nie vergißt den Ernst er und den Schweiß.
Emil verdankt er's, daß er niemals schlägt,
Um ein unartig Kind zurecht zu bringen.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 320.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 November 1838.

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

(Nach russischen und andern Schriftstellern mitgetheilt von Tietz.)

Lange Zeit nur auf enge Gränzen beschränkt, hauptsächlich aber den Dniepr entlang, dessen beide Ufer bis auf eine gewisse Entfernung einnehmend, rissen von dort die Russen allmählich immer mehr von den benachbarten Ländern an sich und dehnten ihre Eroberungen nach allen Richtungen, besonders aber nach Osten und nach Norden aus. So drängten sie sich unter den umliegenden Völkerschaften ein und vermischten sich mit ihnen, doch aber nicht so vollständig, als daß man in ihrem weiten Reiche nicht ihr Blut hätte herauskennen, ihre Sprache hören, ihren Sitten begegnen können. Der Ursprung dieser Mischung steigt bis zur Gründung der Städte Susdal, Wladimir und Moskau, mitten unter fremden Racen, hinauf, immer mehr greift sie um sich, besonders seit dem Verfall der mongolischen Herrschaft, noch macht sie reißende Fortschritte, und wenige Jahrhunderte werden hinreichen, sie ganz zu vollenden. Der Historiker hat keine Zeit zu verlieren, wenn er die frühere Lage der Sachen noch constatiren, die Erinnerungen, welche sich daran knüpfen, noch festhaftend machen, und die Elemente, welche in diese Vermischung gezogen, noch wieder erkennen will.

Keine Race hat sich so geneigt zu einer Verschmelzung mit andern benachbarten gezeigt, und sich auch wirklich so leicht mit der slavischen vermischt wie die uralische Race, welche in Europa mehr noch unter dem Namen der finnischen bekannt ist. Sie, die in alter Zeit ihre Herrschaft über den ganzen Strich zwischen dem Ural und dem baltischen Meere ausdehnte, hätte nach dem natürlichen Lauf der Dinge die östlichen Slaven, welche sie wie mit einem Netze umgab, unterwerfen und in sich verschmelzen, oder den schwachen Feind nach den südlichern Gegenden drängen sollen, nach welchen sie selbst kein Verlangen trug. Hier geschah das Gegentheil. Das finnische Element wurde von der russischen Macht verschlungen, bis auf eine seiner Abzweigungen, von welcher einige ärmliche, auf einer großen Ausdehnung zerstreute Stämme Kunde geben von vergangener Existenz und dem tiefen Verfall, den eine nahe Zukunft vollenden dürfte.

Die uralische Race, so von der Bergkette genannt, deren beide Abdachungen sie inne halte, ist eine von den bemerkenswerthesten in der Geschichte und nimmt eine bedeutende Stelle in der europäischen Ethnographie ein. Wo sie sich nicht wirklich und dauernd rein erhalten hat, wie in Ungarn, ist sie mit verschiedenen erobernden und eingedrungenen Völkern vermischt, wie mit den Hunnen, den Khasaren, den Avaren, Bulgaren, Mongolen und selbst mit den Türken, die seit undenklichen Zeiten ihre südlichen Nachbarn waren. Vom Ural dehnte sich diese Race nach Ost und West aus, und bald verbreiteten sich ihre Stämme über den ganzen ungeheuren Raum zwischen dem baltischen Meere und den Quellen des Narym, eines Nebenflusses des Ob. Noch heute begegnet man auf dieser ganzen Ausdehnung ihren Trümmern, hier seltener und mehr verschmolzen mit den Russen, dort wieder dichter, treuer ihrer Nationalität, ihrer Sprache, ihren Sitten und Gebräuchen, am deutlichsten aber kennbar an demselben Typus ihrer Physiognomien und an dem gemeinschaftlichen Grundstamme aller dieser Sprachen, welche offenbar einer und derselben Familie angehören.

Man kann diese Race in drei Hauptzweige theilen: 1) in den ugrischen, welcher fast die ganze asiatische Seite des Ural bewohnt; 2) die Finnen an der Wolga und die uralischen Finnen an dem obern Theil dieses Stroms, gegen seinen Zusammenfluß mit der Kama, die sich von dort in nördlicher Richtung ausbreiten; 3) die abendländischen oder baltischen Finnen in Lappland, im Großfürstenthum Finnland und an dem Meere entlang, dem sie ihren Namen gaben, bis nach Livland, in welche Provinz sie sich mit den Letten getheilt haben. Bevor diese letztern in der Geschichte erschienen, besaß die uralische Race selbst ihr gegenwärtiges Territorium, und breitete sich längs dem baltischen Meere bis nach Preußen aus, wie dieß schon aus dem Tacitus und Ptolemäus sich ergibt. Den hauptsächlichsten Beweis dafür liefert ihre Gegenwart inmitten einer lettischen Bevölkerung von Liven und Krevingern, in welchen der Ethnographe ohne Mühe die schwachen, dunkeln, vergessenen Ueberreste des Volkes wieder erkennt, welches sonst über diese Küste herrschte. Wie heutzutage, theilte sich dieß Volk damals auch in eine Menge Stämme ein, die einen von reiner Race, die andern schon vermischt, hier durch die Berührung mit den Germanen, dort durch die Nachbarschaft mit den Türken und Tataren. Alle diese

Nebenlinien einer und derselben Familie hatten ihren besondern Namen und waren nicht unter einer einzigen Benennung vereinigt; die der uralischen Völker wurde erst in neuerer Zeit gebraucht, und die der Finnen, vielleicht von dem scandinavischen Worte „Finn," Sumpf, Morast, abgeleitet, war bei ihnen niemals bekannt, und findet sich darüber auch nichts in den russischen Annalen. Tacitus hat sich dieser letztern Benennung zuerst bedient und bezeichnete damit ein Nachbarvolk der Germanen und Veneter, das mit diesen den Besitz des nordischen Landes theilte. Er spricht davon nur nach Hörensagen und ohne genauere Kenntniß; allein es ist nicht schwer zu begreifen, daß dieses Volk nicht das heutige finnische ist, sondern eine durch dieses Volk besiegte und nach den Eisfeldern des Nordens zurückgedrängte Race, wo sie noch unter dem Namen der Samojeden und Lappen existirt.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus den Pyrenäen.

Pau.

(Schluß.)

Die Lage von Pau ist vorzüglich darum merkwürdig, weil es wie auf einem Erker steht, dem man vorsätzlich die Kette der hohen und niedern Pyrenäen zum Gesichtskreis, und den Pic von Ossau, der zwischen beiden, da, wo sie eine Art von Oeffnung lassen, wie ein dreispitziger Thurm hervorragt, zum Meridian gegeben hätte. Am Fuße der Terrasse liegen rechts Jurançon, das unmittelbar an die Hügel stößt, links Bizanos an der Ousse, die sich mit dem Gave vereinigt, der Gave mit seiner Brücke, und jenseits die Landschaft mit ihren immer höher werdenden Abstufungen und ihrer Vegetation, an welchen man die dürren, grauen Aeste, die sich auf dem noch graueren Nebeltuch und dem bleichen Eise abzeichnen, dann die immer dichter und brauner werdenden Schatten der neuen Keime, endlich das undurchdringliche Gewebe aller Arten von Grün, auf Bäumen und Gräsern unterscheiden, und die anfangs langsamen, dann immer schnelleren Verwandlungen der Jahreszeit wie an den Fingern abzählen kann. Der Spaziergang Place Royale, das Plätzchen vor der Kirche San Martin, sind selbst wie vorgeworfene Balcone, von welchen man diese Aussicht am besten genießen kann, so wie auch von dem Schlosse, welches auf einer Abstufung zwischen dem Platze der Kirche Saint Martin und dem Platze Grammont liegt, und mit beiden durch eine Brücke zusammenhängt. Alle diese Punkte führen zu angenehmen Spaziergängen. Von der Place royale steigt man an den Canal der Ousse hinab, und verfolgt ihn bis zur Brücke von Bizanos, wo man über eine andere, ziemlich steile Anhöhe in die Stadt zurückkehrt. Vom Platze Saint Martin steigt man, wenn man nicht über die Brücke und durch das Schloß durchgehen will, über eine Stiege in die Alleen hinab, welche die künstliche Plateforme, auf welcher das Schloß gebaut ist, umgeben, und sucht den Ausgang nach dem Basse-plante, einem Spaziergange, welcher dem Parke wie zum Vorsaale dient. Der Park ist auf einem Hügel längs dem Gave gepflanzt, und mit mehreren Pfaden durchschnitten; ich überlasse dem Leser zu bedenken, was man hier im steten Angesichte der Pyrenäen für Aussichten haben muß, aber dazu denke man sich die überschwellende Natur und den Gesang unzähliger Vögel, welche hier eine trauliche Ruhestätte finden würden, wenn nicht zuweilen ein hungriger Raubvogel von den Pyrenäen bis über den Gave herüberschwebte. Von der Basse plante steigt man wieder aufwärts zur Haute Plante, wo eine neue prächtige Caserne für Infanterie ist; von hier dringt man in ein schönes Wäldchen mit einer frischen Quelle, und am Fuße desselben, am Ufer des Baches von Bilhère, in einen Pfad, der den Sonnenstrahlen unzugänglich ist. Endlich auf der Nordseite, am Ende der Rue grande, auf der Straße von Tarbes, trifft man eine offene, freundliche Landschaft an, welche, wie überall, mit Häusern gemischt ist. Bizanos und Jurançon gehören auch noch zu den Spaziergängen von Pau, jenes hat im Winter, dieses im Sommer ein Patronatfest; das erstere hat aber nur seine Straße und ein paar elende Schennen zum Gebrauche des Publicums, seitdem der Eigenthümer eines Hauses und Gartens auf einem nahen Hügel die alte Gewohnheit abgeschafft, seinen Garten verschlossen, und sogar Gewalt mit Gewalt zurückgetrieben hat. Jurançon hat seinen großen, mit Bäumen besetzten Platz, seinen lieblichen Bach, seine hohen, aber schönen Hügel und seinen Wein, dessen besserer Theil freilich vielmehr von den Hügeln von Gar herkommt. Der Gave von Pau geht zwischen Bizanos und Jurançon durch; zwischen beiden Oertern auf demselben Ufer mit dem letztern sieht man das Schloß Gelos, dessen Stuterei mehr wegen ihrer Lage als wegen ihrer Producte die Aufmerksamkeit erregt. Für das etwas müßige Spaziergängerpublicum von Pau haben die in dem Schlosse begonnenen Arbeiten einen unerwarteten Vereinigungspunkt verschafft.

Das Schloß hat, der Tradition zufolge, der Stadt den Namen gegeben. Einer der ersten Grafen von Béarn erhielt gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts von den Bewohnern des Ossauer Thales die Bewilligung, ein Schloß zu erbauen, um den Einfällen der Feinde, besonders der Saracenen, Widerstand zu leisten. Man steckte die Gränzen des bewilligten Terrains mit drei Pflöcken ab; man baute ein Schloß, welches daher den Namen Chateau du pal erhielt, und einige Häuser, welche zweihundert Jahre später eine der ansehnlichsten Städte von Navarra bildeten; Franz Phöbus bewilligte 1423 den Geschwornen der Gemeinde Pau das Wappen: drei Pflöcke, auf deren mittlerem ein Pfau mit seinem Schweife das Rad schlägt, um die Stelle des Schlosses zu bezeichnen. Andere meinen, diese Stadt so wie mehrere andere in Catalonien u. s. w. habe diesen Namen von palus, Sumpf, erhalten; in der That gab es ehemals um Pau herum mehrere ausgetrocknete Lachen, der Boden ist noch immer etwas sumpfig. Das Schloß war in neueren Zeiten wegen der Archive und vorzüglich wegen der vielgenannten Wiege Heinrichs IV von Wichtigkeit.*) Die Archive sind jetzt

*) Während der Revolution hat es zur Caserne und nachher einige Zeit zur Schule gedient. Unter Napoleon kam es wieder zu den Domänen, und die Stadt hat die dazu gehörigen Gründe, den Park u. s. w. wieder gekauft, und Ludwig dem XVIII geschenkt.

auf der Präfectur, wo man bereits 12,000 Stücke numerotirt und classificirt hat, Dank sey es einem gelehrten und fleißigen Einwohner von Pau. Die Wiege Heinrichs IV, welche nebst der Wiege der beiden Monkade's, der eine mit offener, der andere mit geschlossener Faust schlafend, ungefähr die historische Erudition der meisten Béarnesen ausmacht, ist eine Art marmorner Badwanne, die man zuletzt auf dem Plafond des Saales aufgehängt hatte. Von dem alten Schlosse waren eine schöne Stiege, mehrere Säle, zierliche Arabesken, vergoldete Chiffern Heinrichs und Gabrielens, einige alte schmutzige, mit Schießscharten versehene Galerien, und vier unregelmäßig vertheilte Thürme und Thürmchen geblieben, welche es schwer hält, in der neuen Architektur unterzubringen; auch soll der massive Thurm Gaston Phöbus', gegenüber von San Martin, abgeschlagen werden, und der alte, enge, niedrige, steile, sumpfige Haupteingang neben diesem Thurme ist bereits abgeworfen, welches freilich mit dem Programme nicht zusammenstimmt, in welchem angekündigt worden, daß es sich bloß darum handle, das alte Schloß in seiner Reinheit herzustellen, und von den modernen Anhängseln zu befreien. Allein der Plan selbst zeigt, daß man das Schloß, mit Beibehaltung einiger alten Stücke vielmehr, modernisiren will, und dabei wird man ein paar Millionen Franken umsonst ausgeben, denn meines Erachtens kann nie was Schönes daraus werden. Da es ihm an einem Garten und an Terrain dazu fehlt, denn es hat rundum seine klösterliche ungraciöse Plateform bloß einen mit Bäumen besetzten Wallgang, so will man wenigstens die Communication mit dem Parke mittelst einer über die Straße von Oleron in die Basse plante geworfenen Brücke von drei Bogen herstellen, und schon sind die Grundmauern dazu aufgeführt. Dort soll auch der Haupteingang gemacht und eine andere Façade gegen Mittag gerichtet werden, um nicht den beliebten Meridian des Ossauer Pics zu verlieren. Was den Eingang betrifft, so müßte man in der Plateforme eine Bresche machen, und es ist ein Zweifel, ob sie das aushält. Ich weiß nicht, was man mit einem alten, verwitterten, sieben oder acht Stockwerke hohen Thurm machen wird, der von einer Straße bis über den Wallgang, mit dem er zusammenhängt, heraufsteigt; er ist das alte Münzhaus, und enthält in seinem niedrigeren Theile noch einige Privatwohnungen. Von dem Schlosse soll ein unterirdischer Weg in den Park,*) oder gar bis Lescar geführt haben; man fand wirklich jetzt Bruchstücke davon, und in denselben Gebeine, die noch in verrosteten Handfesseln stacken; aber die Fesseln sind als altes Eisen von den Arbeitern verkauft, und die entdeckte Höhlung mit der Grundmauer eines Brückenbogens verdeckt worden.

*) Am Ende des Parks, am Fuße des Abhanges war eine Grotte und ein Schloß, Castel Beñat genannt, welches die Königin Johanna für ihre Tochter Katharine bauen ließ, wovon aber keine Spur mehr existirt; dort ist jetzt ein Bauernhaus schon außer dem Parke. Das Schloß von Pau selbst soll zur Zeit Heinrichs IV Gärten gehabt haben, welche mehrere Figuren der Castrametation darstellten — wenigstens muß dieß sehr im Kleinen gewesen seyn.

Plan zu einer Untersuchung des indischen Archipels.

Es ist ein bemerkenswerther Umstand, daß die Engländer den indischen Archipel noch nicht genauer untersucht haben, da doch seit so vielen Jahren die Chinaflotten ihren Weg durch denselben nehmen, und die seit fünfzehn Jahren so rasch aufblühende Niederlassung von Singapur ihnen dazu Veranlassung in Menge gab. Nach dem Vorgange des Hrn. Earl, aus dessen Werke wir im vorigen Jahre viele Auszüge mitgetheilt haben, ist jetzt ein Hr. Brooke, Mitglied des englischen Yachtclubs, entschlossen, eine Untersuchungsreise in diesem Archipel anzustellen. Das Athenäum vom 15 October theilt einiges Nähere über seinen Plan mit, worauf wir mit Nächstem zurückkommen werden.

Chronik der Reisen.

Reise der Astrolabe und Zelée.

(Fortsetzung.)

Am 26 wurde das Wetter trübe; ein heftiger Windstoß aus Osten durchbrach einen Punkt der Bank, die wir zu umfahren suchten. In wenigen Augenblicken waren die beiden Corvetten von mehrern abgelösten Eisbruchstücken umgeben, gegen die wir uns mit Mühe sicherten. Es gelang uns nur dadurch die offene See zu gewinnen, daß wir durch einen engen Paß entkamen, wo wir den ganzen Morgen laviren mußten. Am Abend erkannte man die Orkney- oder Powell-Inseln. Die Eisfläche endigt hier in ungeheuren Blöcken, die gerade von dem Lande losgerissen schienen. Der eine derselben, der in drei mit Gewinden und durchsichtigen Cannelirungen besetzten Bogen durchbohrt war, ruhte gleich einem Triumphbogen auf dem Wasser. Er trotzte dem Meere, das seinen Grund untergrub, ohne eine bemerkbare Oscillation hervorzubringen, bald aber wird die Welle die Trümmer dieses zerbrechlichen Denkmales fortspülen. Der Anblick der Orkney-Inseln ist sehr traurig: eine weithin reichende Masse von Eis und Schnee, aus welcher hie und da einige schwarze und nackte Felsen hervorsehen.

Nachdem wir an der festen Schranke, welche die Orkney-Inseln mit den südlichen Palmerländern verbindet, hingefahren waren, suchten wir weiter östlich zwischen den Orkney- und den Sandwich-Inseln eine Durchfahrt. Am 4 Februar hatten wir bereits aufs neue die 62ste Parallele durchschnitten; die schwimmenden Inseln lagen weiter zerstreut und waren nicht mehr von so bedeutendem Umfange; die größten derselben waren kaum 50 Fuß hoch. Wir fuhren mit vollen Segeln unter dem 39sten Meridian, was eben der von Weddel im Februar 1823 eingeschlagene Weg war. Wir hofften das Beste. Allein Morgens 10 Uhr signalisirte die Wache in südlicher Richtung einen langen Streifen zerstreuter Eismassen. Man durchdrang diese schwache Abtrift ohne Schwierigkeit, obwohl mehrere Striche schwammigen und nicht festen Eises nachfolgten. Wir glaubten bloß mit dem Eisgange der alten Bank zu thun zu haben, der im Winter alle diese Archipele umgeben muß, allein auf diese Vorläufer der Polarregionen folgte bald eine dichter geschlossene Masse. Eine funkelnde und ununterbrochene Linie nahm den Horizont von Süden nach Osten ein und verlor sich weiterhin im Nebel; jedoch schien diese neue Schranke nicht sehr tief zu seyn. Man glaubte sogar hinter derselben die offene See zu erblicken. Mittags segelte die Astrolabe, dicht gefolgt von ihrer treuen Gefährtin, der Zelée, kühn in diesen Eisdamm, indem sie sich die freiesten Canäle

wählte, und, um den großen Eisblöcken auszuweichen, fort und fort manövrirte. Allein der Nordwind wurde kühler und trieb ganze Schneewolken her, die uns blendeten. Die Masse der angehäuften Eisschollen wurde immer dichter. Schon konnten die Corvetten in diesen engen und gekrümmten Canälen keine Evolutionen mehr machen. Sie stießen oft an starke Eisstücke, so daß das Mastwerk erbebte und der Schiffsrumpf furchtbare Erschütterungen erlitt. In wenigen Augenblicken waren wir mitten in die Eisfelder hineingeworfen, wo wir den Sporn von Bronze verloren, womit das Brustholz versehen war. Die Zelée erlitt denselben Verlust. Unsere Gefährtin bemühte sich vergebens in die Furche zu fahren, in welche wir auf so mühselige Weise eingedrungen waren; die sich hinter uns schließenden Eismassen boten ihr oft eine neue Schranke, und manchmal verloren wir sie bei den von Schnee begleiteten Stoßwinden ganz aus dem Gesicht.

Um 5 Uhr Abends gelangten wir dahin, wo wir die offene See vermuthet hatten; es war dieß aber eigentlich nur ein von allen Seiten eingeschlossenes Bassin, wo wir wieder mit der Zelée zusammentrafen. Der Nordwestwind stürmte heftig; wir waren eingehüllt in Nebel und Schnee; nothwendigerweise mußte man der Schiffsmannschaft einige Ruhe gönnen. Man legte die beiden Corvetten im Norden des Bassins an großen Eisblöcken, die ihnen als schwimmende Anker dienten, vor Anker. Die Nacht über war das Wetter schlecht. Wir entfernten uns mit unsern Eisblöcken, die kaum 50 Fuß breit und 18 bis 20 Fuß dick waren, und wurden gegen den festen Haufen angeschwemmter Eisschollen, welche den südlichen Theil des Bassins bildeten, getrieben. Alle die Eisketten, durch welche wir den Tag zuvor gefahren waren, zogen sich nach und nach gegen Süden, und hielten die beiden Corvetten dicht umlagert. Starke eichene Dielen und Bausche von Tauwerk schützten das Steuerruder und die Bekleidung vor äußern Verletzungen, allein trotz dieser Vorsichtsmaaßregeln wurde die kupferne Doppelung sehr beschädigt.

Um 4 Uhr Morgens vertheilte sich der Nebel nach und nach, allein diese hellen Momente von kurzer Dauer ließen uns weiter nichts als die großen, festen Felder sehen, welche den ganzen Horizont einschlossen. Nur einige vom Eise freie kleine Plätze und einige enge Canäle konnte man auf diesem verdickten Meere erblicken. Inzwischen benutzte man einen schwachen Wind aus Westsüdwest, um unter Segel zu gehen, und zu versuchen gegen Norden durch die Seiteschaffung des Eises Bahn zu machen. Ausgeworfene Anker dienten dazu, die Corvetten zu verholen. Die Eisschollen, die uns am Weiterfahren hinderten, schaffte man mit Stangen auf die Seite. Einige wurden mit Haken und Hebeisen gefaßt und stückweise zertrümmert. Einige wurden mit Gewalt unter den Vordersteven des Schiffes geschwemmt, andere, von größerem Umfang als die Corvette, wurden umfahren und durch lange Umwege vermieden. Nach einer sechsstündigen hartnäckigen Arbeit hatten die Astrolabe und die Zelée in dieser festen Ebene eine Strecke von einer Meile Länge durchfahren. Bereits bemerkte man die offene See; wir standen beinahe am Ziel unserer Anstrengungen; gegen Mittag jedoch bekam der Himmel ein drohendes Aussehen, der Wind tobte von Norden her mit stets wachsender Gewalt, so daß die See sehr hohl ging, wodurch sich die ganze Ebene wellenförmig bewegte, und die um die beiden Corvetten angehäuften Eismassen fingen an gegen deren Kiele zu stoßen. Lange Zeit konnten unsere Schiffe trotz ihrer soliden Construction solchen Stößen, die das ganze Gebälke erschütterten, nicht widerstehen. Besonders war zu fürchten, die Zelée, deren Fugenwerk nur leicht ausgebessert worden war, könnte zertrümmert werden. Es war besser, sich dem Wechsel einer langen Belagerung und vielleicht gar einer erzwungenen Ueberwinterung auszusetzen, indem man sich in der Masse des angehäuften Eises festsetzte, als noch länger einer sehr wahrscheinlichen Zerstörung ausgesetzt zu bleiben.

Man arbeitete daher ohne Unterlaß daran, südwärts zu fahren, was mitten in dem Eise, das uns drängte, nicht sehr leicht war. Da Segel und Steuerruder zu Ausführung dieser Bewegung ohne Wirkung waren, so wandte man außer ihnen noch die Schiffswinde, Stangen und Hebeisen an. Man brauchte über eine Stunde, um die Astrolabe in eine rückgängige Bewegung zu versetzen. Abends hatten wir zwischen dem Meer und uns schon einen Damm, der dicht genug war, uns gegen die Wirkungen der hohlen See zu sichern. Trotz der Ungewißheit einer solchen Lage und der Strenge der Jahreszeit, hielt die Schiffsmannschaft fortwährend in ihrer Energie und ihrem steten Vertrauen auf die Zukunft aus. Die seltenen Augenblicke, die man von den Arbeiten des Schiffziehens und von der Bemühung, den Kiel und das Steuerruder gegen die Stöße zu sichern, erübrigen konnte, benutzte man, um die auf dem Schnee sich wälzenden Seekühe todtzuschlagen. Das Fett und Fleisch dieser Amphibien gewährte uns für den Fall der Ueberwinterung einige Hülfsmittel; wir hatten noch für neun Monate Brod und für dreizehn Monate eingesalzenes Fleisch am Bord.

Am 6 Februar war das Wetter ziemlich schön. Hie und da drang die Sonne ganz goldgelb oder rostfarben durch den dichten Nebel, und schien unsere Atmosphäre etwas erwärmen zu wollen. Die Eismasse fing an sich stark zu bewegen, auch hörte man das Krachen des Aufthauens. Gegen Abend aber wurde der Himmel wieder düster; Alles um uns her gefror wieder, so daß man trocknen Fußes auf dem Meer umhergehen konnte. Zwei in nördlicher Richtung auf Kundschaft ausgeschickte Steuermänner legten zwei Meilen zurück, ohne etwas von der offenen See zu gewahren; sie fanden die Ebene sehr fest gefroren, und mit großen Eisschollen von 15 bis 20 Fuß Höhe bedeckt.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

In Parbury's Oriental Herald vom November dieses Jahres stehen genaue Angaben über den Gang der Dampfschifffahrtsverbindung zwischen Bombay und London; sie umfassen neun Dampfboote, wovon das erste am 27 September 1837, das letzte am 21 Mai 1838 abging; zweimal wurde der Weg nach Suez in 18, viermal in 19, einmal in 20 und zweimal in 22 Tagen zurückgelegt. Die Versendung von Alexandrien aus war doppelt, theils durch Hrn. Waghorn, dessen Couriere den Weg über Frankreich einschlugen, theils durch die Regierungsdampfboote, welche durch die Meerenge von Gibraltar nach Falmouth gingen. Nur einmal im März dieses Jahres kam Hrn. Waghorns Courier später an, sonst kam er immer früher an, und in den neun Sendungen zusammengenommen um 64 Tage, also im Durchschnitt jedesmal um 7 Tage früher als das Dampfboot der Regierung.

•

Man hat in einem Haus in Rouen den Stein entdeckt, welcher einst die Grabstätte der Agnes Sorel in der Abtei von Jumiège zierte. Die Inschrift desselben gibt als ihren Todestag den 9 Februar 1449 an.

•

Zu Avesnes fand am 26 October um $4\frac{3}{4}$ Uhr Abends ein Erdstoß statt, jedoch ohne Schaden zu thun. (Observateur d'Avesnes.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 321.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

17 November 1838.

Ausflüge aus Pau.

1. Morlaas.

Alle Ausgänge von Pau, außer dem, von welchem hier die Rede ist, führen in die schönsten Gegenden; Leute, die seit Jahren im Departement der Niederpyrenäen ansässig sind, haben das Vergnügen, welches die Bereisung desselben in allen Richtungen verschafft, noch nicht erschöpft. Wenn eine Strecke von wenigen Meilen, westlich und nördlich von Pau, hievon eine Ausnahme macht, so ist dieß nicht bloß die Folge der physischen Beschaffenheit des Landes, das hier eine von vielen Bächen und zuweilen von Morästen durchstrichene Heidenfläche bildet, als noch weit mehr der Vernachlässigung des Bodens, der noch die Spuren des uralten Ausbruchs der Gewässer aus den Pyrenäen und der Jahrhunderte hindurch fortgesetzten Verwüstungen des Mittelalters an sich trägt; doch fängt man schon an hier, wie überall, auf Verbesserung zu denken. Vandalen, Westgothen, Franken, Gasconier aus Obernavarra, Saracenen, Normänner, hatten hier Krieg und Verheerung verbreitet; die Gasconier hatten sich zwar festgesetzt, aber Loup Centulle lehnte sich gegen Ludwig den Schwachen auf, und wurde verbannt; Ludwig wollte jedoch seine unschuldigen Söhne nicht bestrafen und fand das inmitten unserer heutigen Legitimitätsstreitigkeiten merkwürdige Auskunftsmittel, die Söhne des aufgelehnten Eroberers für Abstämmlinge der königlichen Familie von Frankreich zu erklären; auf diese Art wurde Donat Loup Graf von Bigorre, und Centulle Vicomte von Béarn und Stifter der Centullen, welche in der Geschichte von Béarn eine so glänzende Epoche bezeichnen.*) Der vierte Vicegraf, Centring oder Centulf I, der tapfere Kriegsgefährte des Navarresen Sancho Abarm, von welchem er das Thal von Tena in Spanien erhielt, wohnte in dem Schlosse Montanne, 3 Meilen östlich von Morlaas, von welchem noch ein Thurm steht. Es gefiel ihm in dieser Wildniß ganz allein auf die Jagd auszugehen, und seine Leute suchten ihn oft mit Fackeln in dem finstern Dickicht. Einst verirrte er sich, und ließ sich von einem Bauern den Weg weisen. Auf die Fragen des unbekannten Ritters antwortete der Landmann, daß die Vicegrafen von Béarn ärger seyen, als der verbannte Loup von Gascogne; auch der Centulf, der in Montanne hause, sey wild und leidenschaftlich, doch habe er wenigstens ein bißchen Ordnung im Lande hergestellt; durch die erlittenen Plackereien mißtrauisch gemacht, verlangte der Bauer ein Pfand für die Bezahlung eines Denier, den ihm der Ritter für seine Mühe versprochen, und dieser konnte ihm nichts anderes als seine silberne Gurtschnalle geben. Als sie aber im Schlosse anlangten, da überfiel den Bauern die Furcht; vergebens lud ihn der Vicegraf zum Essen ein, er bat statt aller Gnade und Bezahlung bloß, daß man ihn frei entlassen möge; aber Centulf bezahlte ihn, und gab ihm das Weiderecht (pacage) für zehn Schweine. Sein Nachfolger, Gaston I (940), nahm seinen Sitz in Morlaas, ein Name, den man von mort là ableitet, weil dort ein Alliirter Centulfs umgekommen war; in diese Zeit verlegt man auch die erste Gründung des Castel bel pal, von welchem Pau seinen Ursprung nahm. Morlaas wurde ein blühender Ort, durch starke Mauern und eine Besatzung von 200 Lanzen gesichert; es erhielt eine Charte (gegen 1100 zugleich mit Orthez und dem Thale von Soule) und ein Münzhaus, dessen Stelle nun das Gebäude la Hourquie einnimmt. Allein seit dem fünfzehnten Jahrhundert gewann Pau (2 Meilen westlich von Morlaas) das Uebergewicht. — Heutzutage ist Morlaas bloß ein großes Dorf, welches für Pau Schweine erzieht und Flachs spinnt; es verdient jedoch wegen seiner historischen Andenken besucht zu werden, und dieß ist nicht schwer, da eine Art von Diligence, in welcher man einen Franken bezahlt, eine regelmäßige Communication zwischen beiden Plätzen unterhält.

*) Die männliche Linie erlosch 1134 mit Centull V, welcher bei Fraga umkam.

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

(Fortsetzung.)

Die Finnen haben nichts, weder mit den Slaven noch mit den Letten gemein; sie sprechen eine eigene Sprache, die sich mehr der türkischen als einer andern nähert, und Alles ist in ihrem Charakter eigenthümlich. Seit den frühesten Zeiten widmen

sie sich dem Ackerkau, dennoch sind einige ihrer Stämme noch Nomaden oder ziehen den Fischfang und die Jagd jeder andern Beschäftigung vor. Im Allgemeinen sind sie stark, kräftig und muthig; sie besitzen übertriebenen Eigensinn und man wirft ihnen einen starren und unverträglichen Charakter vor. Dessen ungeachtet sind sie ehrlich und gastfrei. Ihre Faulheit ist fast zum Sprüchwort geworden; ihre geistigen Kräfte leiden durch ihre physische Indolenz, ihre Unsauberkeit ist groß. Sie haben gewöhnlich platte Gesichter, stark hervorspringende Backenknochen, blonde Haare, die ins Gelbbraune oder Rothe spielen, dünnen Bart, schmutzig braunen Teint und graue Augen. Ihr Wuchs ist mittelgroß, doch sind sie gut gebaut und ertragen leicht Beschwerden und Entbehrungen. Sie besitzen nicht die Fröhlichkeit ihrer Nachbarn, der Russen, sondern lieben im Gegentheil, ernster und ungeselliger, mehr die Zurückgezogenheit, das Abgeschlossene und Geheimnißvolle, weßhalb unter ihnen sogenannte Herenmeister und Zauberer in großem Ansehen stehen.

Heutzutage sind die Finnen fast alle Christen. Die, welche durch die Russen bekehrt wurden, nahmen den griechischen Glauben an; die andern, denen die Schweden das Christenthum brachten, bekannten sich zur katholischen Kirche, bis auch bei ihnen, nach dem Beispiele Schwedens, die Reformation Platz griff. Im 12ten Jahrhundert waren sie noch insgesammt Heiden, beteten zahlreiche Fetische an, glaubten aber dabei an einen Gott des Himmels und der Erde, den sie Jumala nannten. Gleichwohl kann man diese Bemerkungen nicht aufs Ganze übertragen, da jeder Stamm der Finnen seinen eigenen Weg verfolgt und sich unabhängig von den andern gehalten hat. Man kennt auch sehr wenig von ihren Antiquitäten, und wenn die baltischen Finnen schon sehr früh in der schwedischen Geschichte vorkommen, so werden die von der Wolga und dem Ural, die noch fast gänzlich unbekannt sind, in der russischen erst seit einem halben Jahrhundert erwähnt. Man muß es erst von den neuern Forschungen und den localen und gründlicheen Studien erwarten, dieses Volk in ein eigenes Tableau gebracht zu sehen, um über ihre Traditionen und seine Geistescultur sprechen zu können.

Ihre Geschichte ist fast ein Nichts, mit Ausnahme der in Ungarn eingedrungenen Magvaeen. Niemals waeen sie unter einem Scepter vereinigt, wie sie es jetzt unter dem der russischen Kaiser sind. Nie haben sie eine wirkliche Macht gebildet. Drei finnische Staaten scheinen allein in dem gegenwäetigen russischen Gebiet in verschiedenen Zeiträumen existirt zu haben, und nur ein einziger derselben besitzt eine, wenn auch wenig authentische Geschichte. Die kleinern Fürstenthümer, die außerdem durch dieses Volk theils in Asien, theils in Europa gebildet wurden, können hier nicht in Betracht kommen. Wir weeden hier einige Worte jedem der drei Staaten widmen, nach Maaßgabe wie wir die finnischen Beanchen erwähnen, zu welchen sie gehören.

1) Die westlichen oder baltischen Finnen. Es ist dieß der Zweig, den Tacitus schon unter dem Namen Fenni kennt, welcher eben so wenig die Branche insbesondere bezeichnet, als nie ein gegründetes Motiv vorhanden ist, denselben auf die ganze Race auszudehnen. Diese Finnen bilden eine große Anzahl von isolierten Stämmen, die durch kein Band unter einander vereinigt sind. Ihre Schicksale sind nicht immer dieselben gewesen, aber ihre Sprache, welche sich unter ähnlichen Einwirkungen entwickelt und modificirt hat; ungeachtet ihrer verschiedenen Dialekte, ist eine Art von Band, welches sie unter einander mehr vereinigt. Indem wir von Südwest anfangen, sind diese Stämme folgende: die Kuren und die Liven, ehemals die Herren von Kur- und Livland, die jetzt fast gänzlich untergegangen sind, so daß von ihnen nur noch wenige Familien übrig, welche einige Dörfer auf beiden Seiten des Golfs von Riga bewohnen. — Die Esthen, mehr nördlich, nach und nach Unterthanen der Russen, der Dänen, der Litthauer, die, nachdem sie gezwungen waren, die Herrschaft des deutschen Ordens anzuerkennen, darauf unter dänischen Scepter und endlich unter russischen gelangten. — Die Ingrikot (Ingrier) und die Watialaiseth (Woter), welche, nachdem die Savakots und die Auramoiseths oder Aegrämoiseths, Ingrien und Vodskaja Pattina, einen der von der Republik Nowogrod abhängigen Districte erobert hatten, sich schon zeitig der Herrschaft der Russen (im 11ten Jahrhundert) unterwarfen und von dieser nur momentan durch die Schweden befreit wurden. Mehr nördlich und jenseits der Newa die Karelier oder Porialer, die sich von dem See Päjäna und dem Flusse Kymen bis zum Ladogasee ausbreiten, dessen nördliche Seite sie besetzt halten und von dort auch noch weiter östlich sich hinziehen. In dem eigentlich sogenannten Finnland die Savolaiseth (von Savolar), die Jemen oder Jamen (Hämelaiseth), welche Lehrberg gegen den bothnischen Meerbusen und Sjögren in das Gouvernement Olonetz veesetzt; die Tavasten und die Kaianen, deren Gebiete sich ausdehnen bis zu den Gränzen des schwedischen Districts von Helsing, von wo so viele Colonisten in Finnland ankamen, und von welchen so viele finnländische Orte ihren Namen erhalten. — Endlich ganz gegen Norden zwischen Norwegen und dem weißen Meer die Lappländer, die diesen Namen von den Schweden erhalten haben, von den Russen aber auch Lopari genannt werden; sie selbst nennen sich Same oder Sameladz. — Alle diese Finnen haben in ihre Sprache, die in den veeschiedenen Stammen in verschiedenen Dialekten vorkommt, eine große Menge von scandinavischen oder germanischen Worten aufgenommen, und dieß ist auch der Grund, warum sie der gelehrte Klaproth die „germanisirten Finnen" nennt. Die Russen, welche anfangs speciell den Woten oder Wattialaiseths den Beinamen der Tschuden gaben, dehnten ihn in der Folge auch auf die andern Stämme aus, und nannten den ganzen Volkszweig „Tschukontzi;" unglücklicherweise verbinden sie damit aber zugleich die Bedeutung eines Spottnamens, wie bei „Niemtzi," Deutsche. Man will in dem Worte Tschuden das Wort Scythen wieder erkennen, obgleich es im Gegentheil von einem russischen abzustammen scheint, welches „Wunder" bezeichnet, da die nordischen Finnen wie die Lappländer im Rufe stehen, Zauberer zu seyn.

Zu dieser Branche gehört das Großfürstenthum Finnland, welches seit dem 13ten Jahrhundert den Staat bildete, von dem wir schon erwähnt, daß in seiner Geschichte einige Klarheit herrscht. Die Einwohner machten sich dem schwedischen Reiche durch ihre kühnen Seeräubereien fuechtbar. Erich IX, oder der

Heilige, dachte daran, sie zu bezwingen und zugleich von ihrem Götzendienste weg und unter das Panier des Kreuzes zu führen. Doch führte seine Landung, die er hier 1156 oder 1157 unternahm, nur schwache Resultate herbei. Einige Zeit nachher gründete Birger Magnusson die Stadt Wyborg; die Schweden colonisirten das Land und sicherten ihren Besitz durch eine weise Regierung.

2) Die Finnen von der Wolga und die uralischen Finnen. Diese Branche zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen, nämlich die Finnen von der Wolga in den Gouvernements Simbirsk, Pensa, Kasan, Nischegorod u. s. w., die sich hinsichtlich ihrer Sprache noch mehr der türkischen Race nähern, mit welcher sie sich theils vermischt, theils sie weiter nach Süden gedrängt haben. Die uralischen Finnen, mehr im Norden, haben als Nachbarn gegen Norden die Samojeden und wohnen westlich vom Ural, an dem Flusse Kama und in dem ganzen Theile Rußlands, der sich zwischen dem 55° und 70° nördlicher Breite ausdehnt, also in den gegenwärtigen Gouvernements Perm, Wiatka, Wologda und selbst in dem von Archangelsk. Die nördlichsten Stämme dieser Branche sind die der Zirianer und der Permier, welche ohne Zweifel früher die zahlreichsten waren und damals die Stammbevölkerung des ganzen Nordens des alten Rußlands bildeten. Die beiden Stämme nennen sich gleichmäßig Komi, wozu der eine noch Murte, der andere Outir fügt; im Grunde ist es ein und dasselbe Volk. — Die Zirianen an der Wuitschegda, am Wonim, Mezen und der untern Sukonia reichen den baltischen Finnen im Gouvernement Olonetz die Hand und berühren im Norden die Samojeden. — Die Permier, die sich auch Sudas nennen, sind die östlichsten und breiten sich weit in den Süden hinaus; sie haben einige Aehnlichkeit mit den Wotjaken, unterscheiden sich aber nur von den Russen durch ihre Sprache, in welche aber auch schon viele russische Wörter sich eingeschlichen haben. Man weiß nicht, woher die Benennung Permier (Permeki) rührt, die ihre Nachbarn ihnen beigelegt; doch ist sie alt und findet sich noch in einigen Ortsnamen ihres Gebiets. — Die Woten oder Wotjaken, in ihrer Sprache Udmurde genannt, befinden sich südlich und westlich von den Permiern, vorzüglich an dem Ufer der Wiatka, welcher Fluß ihren Namen zu tragen scheint. Dick, fett, von breiten und starken Schultern, ähnen sie mehr den Russen als den andern Finnen und sind auch weniger schüchtern; heutzutage sind sie fast alle getauft. An einigen Orten haben sie sich mit den in den Gouvernements Wiatka, Kasan, Simbirsk und Pensa zerstreuten Tscheremissen oder Mari vermischt. — Es folgen nun die Mordwinen oder Molschanen (Mokscha), kräftige Menschen, mit einer schönern Gesichtsfarbe als ihre Brüder aus den andern Stämmen, die auch überhaupt im Ganzen ein bisseres äußeres Aussehen haben. — Die Tschuwaschen, welche man auch oft zu den Finnen zählt, scheinen eher zu den Türken zu gehören, obgleich ihre Sprache eine bedeutende Beimischung von finnischen Wörtern hat. — Die Teptiärer und die Bobulen erscheinen als eine Mischung beider Racen; nur die Bejaemer allein können noch wirklich zu den Finnen gezählt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Nachrichten über die Cordilleren in Peru.

Der bekannte Pentland hat die Lage des alten Sonnentempels in Cuzco bestimmt, und zwar seine Breite zu 13° 30′ 55″ S., seine Länge zu 74° 24′ 50″ W. v. Paris. Unter 14° 35′ S. B. fand Pentland ewigen Schnee auf den Bergen von Vilcanota, welche die östlichen und westlichen Ketten der großen Cordilleras verbinden und 15,800 englische Fuß hoch sind. Die östliche Kette der Cordilleras von Oberperu von der Parallele von Sorata (15° 5′ S. B.) bis zu der von Salcantal (15° 10′ S. B.) besteht aus einer fast ununterbrochenen Reihe von Schneegipfeln, und diese ganze Centralkette besteht aus einem quarzhaltigen Porphyr, der aus einer spätern Zeit ist, als die Formation des Uebergangsschiefers und des mauerrothen Sandsteins. Am Nevado de Guaracotta, unter 14° 30′ S. B., entspringt eine reichliche Quelle 80 Yards unter der Gränze des ewigen Schnees, welche nur 5,6 des hunderttheiligen Thermometers zeigt. Hr. Pentland ist überzeugt, daß man in der Mitte der Anden einen Meridianbogen messen kann, welcher sich von 20° bis 13° 20′ S. B. erstreckt. Der Boden ist gegen beide Enden des Bogens zur Messung der Grundlinien sehr angemessen. Diese Mittheilungen Hrn. Pentlands sind aus La Paz in Bolivia datirt. (Athenäum vom 27 October.)

Chronik der Reisen.

Reise der Astrolabe und Zelée.

(Schluß.)

Den 7 und 8 Februar war schlechtes Wetter, heftiger Nordwind, fortwährender Schnee, der sich von Zeit zu Zeit in Regen verwandelte. Der Wellenschlag der hohlen See ließ sich bis zu uns fühlen, und machte unsere Lage mit jedem Augenblicke kritischer. Die Eisflöße drohten uns stückweise zu zerstören, und der Druck des Eises uns zu zermalmen. Am 8 Morgens verstopfte der Zimmermann ein Loch von 6 Zoll im Vordersteven, 3 oder 4 Fuß unter der gewöhnlichen Wasserhöhe. Die Corvette war in diesem Augenblicke durch den Druck um 5 Fuß aus dem Wasser gehoben. Die Strenge des Klima's und die äußerste Ermüdung fing an auf unsere Mannschaft schlecht zu wirken. Die Anzahl der Kranken nahm zu.

Am 9 Februar springt der Wind auf heftigen Südsüdost über, allein die Eismasse scheint nicht geschwächt. Die Temperatur sinkt schnell auf 5 Grad unter Null; auf den kleinen sichtbaren Wasserstreifen bildet sich ein dünnes Häutchen von Eis. Am Ende wird der in Massen fallende Schnee alle diese Fahrwasser ausfüllen und die ganze Fläche gleich eben machen. Man muß einen letzten Versuch machen, dieselbe zu durchdringen, so lange es noch Zeit ist. Die Zelée beginnt um 7 Uhr ihre Bewegung gegen Norden. Gleich darauf macht die Astrolabe sich segelfertig, um sich mit aller Gewalt einen Ausweg zu schaffen. Vergebens gibt man die Mars- und die Focksegel dem Winde preis, das Mastwerk biegt sich, aber die Corvette rückt nicht um einen Zoll breit vor. Es werden nun lange Seile auf der Ebene ausgeworfen, an große Eisblöcke festgebunden und an der Schiffswinde gewunden. Unsere mit Haken und Hebeisen versehenen Sapeurs gehen nun an die vor uns bis zur Höhe der Klüsen angehäuften Eisblöcke. Man durchbricht um das Schiff her die Eisrinde, welche die einzelnen Eisblöcke verbindet. Nach langen Bemühungen setzt sich

endlich die Corvette in Bewegung, einen Haufen von Eisbrocken vor sich hertreibend. Nachdem sie aber einige Klafter weit gefahren war, stießen alle diese losgebrochenen Stücke an einem neuen Widerstand leistenden Eisblocke. Man muß nun wiederum die Sapeurs arbeiten lassen, oder diesen Krystallfelsen umfahren. Der bereits sehr starke Wind unterstützt uns, indem er die Corvette, welche die Eismasse bis weithin zum Krachen bringt, vorwärts treibt. Die offene See ist nur noch zwei Meilen von uns entfernt; man unterscheidet bereits einige Canäle von 6 bis 8 Fuß, in welche die Astrolabe einfährt, und durch die unwiderstehliche Gewalt des Windes mit stets wachsender Schnelligkeit vorwärts kommt; sie wird oft gegen die größten Eisblöcke geschleudert, wodurch sie im Kreise gedreht wird, so daß es ein Glück ist, wenn sie durch das Zusammenstoßen mit einem andern Block wieder auf den rechten Weg zurückgebracht wird. Meistens aber wird ihre Schnelligkeit an diesen Massen, die von größerem Umfange sind als sie selbst, gebrochen. Erst nach langem Arbeiten gelangt man dahin diese Eismassen zu umsegeln, deren Gipfel bis an die Krahnbalken und die Rusten des Schiffes reicht. Einige Arbeiter, die bei Gelegenheit des Auffahrens auf Eisblöcken stehen geblieben, standen große Gefahren aus.

Nach neunstündiger Arbeit und Strapazen hatten wir Abends 5 Uhr die Eisebene im Rücken. Die beiden Corvetten schwammen endlich auf einem flüssigen Meere. Man legte bei. Es wäre uns unmöglich gewesen, noch länger mit gefrornen Segeln und Tauwerk zu manövriren. Die Kälte war äußerst heftig. Das Wasser, das an die Seiten des Schiffes schlug, gefror sogleich daran; somit trugen die Astrolabe und Zelée bis zum 15 Februar ein beständiges Gewand von Schnee und Krystall. Sobald es die Witterung gestattete, ging man aufs neue auf die Eisküste los, deren Umrisse man in geringer Entfernung in der Nähe des Sandwichlandes aufgefunden hatte, allein so viele Energie, so viele Ausdauer des Befehlshabers mußte alle, die Theil an der Expedition nahmen, überzeugen, daß die berühmten Wege Weddels, mögen sie wahr seyn oder eingebildet, durch eine fortwährende Eisküste, die wir auf eine Strecke von 200 Lieues durchlaufen haben, versperrt waren. Ein Damm von solcher Länge muß, um den Fluthen des Oceans Widerstand leisten zu können, eine bedeutende Dicke haben. Es könnte daher ein Schiff niemals es wagen, ihn zu durchdringen, weil wir mit vollem Wind und mit Hülfe der Arme unserer unerschrockenen Mannschaft neun Stunden bedurften, um eine Strecke von einer Lieue zurückzulegen. *)

Am 16 segelte man gegen die Orkney-Inseln, deren Untersuchung auf der Nordseite beendigt wurde.

Am 25 fuhr man an der südlichen Küste der Shetlands-Inseln hinab, deren Hydrographie berichtigt wurde, und segelte von da gegen Süden, um die von den Wallfischfängern unbestimmt angegebenen Länder aufzusuchen.

Am 27 bemerkte man unter dem 63° der Breite und dem 60° der westlichen Länge sehr erhabene Gebirge, die einem von Eis eingeschlossenen Land angehören. Die schroffsten Gipfel ragten allein über den Schnee hervor, von welchem die Thäler angefüllt waren, und wobei es kaum möglich war, die Erhabenheiten des Bodens zu unterscheiden. Eine doppelte Kette von kleinen Inseln und Felsen umgibt dieses Land und vertheidigt die Annäherung. Der größte Landestheil, von welchem der Engländer Trandsfield bloß eine einzige Spitze bemerkt hatte, erhielt den Namen Louis Philippe. Ein anderes mehr östlich gelegenes, von der Expedition entdecktes Land erhielt den Namen Terre Joinville. Es ist möglich, daß alle diese Länder mit denen von Trinidad und Graham einen kleinen südlichen Continent bilden, von welchem man erst den nördlichen Theil kennen gelernt hat.

Zwischen diesen südlichen Ländern und dem Shetlands-Archipel befindet sich ein breiter von den Wallfischen bevölkerter Canal. Obgleich diese Cetaceen nicht zu der ergiebigen Gattung gehören, so würden die Fischer dennoch wegen der großen Anzahl derselben daselbst ihre Rechnung finden. Ueberdieß wird der Wallfisch, durch mehrere hundert Schiffe von den Küsten von Chili und Neuseeland vertrieben, bald die hohen Breiten erreichen; unsere Fischer dürfen sich deßhalb wohl vorbereiten, im Shetlandscanal Jagd auf denselben zu machen. Die der unüberlegten Niedermetzlung durch die Amerikaner und Engländer entkommenen Robben haben sich vielleicht gegen Louis Philippes Land hin geflüchtet; unsere Rheder könnten deßhalb wohl eine Expedition gegen den südlichen Continent zur Aufsuchung des Wallfisches und der Robben unternehmen. Es ist dieß der einzige Nutzen, den der Handel aus diesen Entdeckungen ziehen könnte. Die Fettgänse sind die einzigen Bewohner dieser öden Länder, auf denen ihr friedlicher Freistaat durch keine Schiffer beunruhigt wird. Diese Vögel nähren sich von Meerkrebsen, färben den Schnee mit ihren Excrementen, und erzeugen so den rothen Schnee, worüber die Physiker schon so manche gelehrte Abhandlung geschrieben haben.

Am 7 März umschifften wir auf der Fahrt nach Chili die westliche Spitze der Shetlands-Inseln. Die Hälfte unserer Mannschaft litt am Scorbut, und wir kamen in einem traurigen Zustand an der Küste von Amerika an.

Am 7 April ankerten wir im Hafen von Concepcion, wo ein längerer Aufenthalt uns gestatten wird, unsere beschädigten Schiffe auszubessern und unsere Kranken zu pflegen. Die englische Fregatte, der Präsident, hat uns das zur Beschlagung nöthige Kupfer geliefert. Der Admiral Roß und seine Officiere empfingen uns auf die freundschaftlichste Weise. Als sie den übeln Zustand unserer Corvetten, unsere mit Kranken angefüllten Verdecke sahen, überzeugten sie sich von den Strapazen, die wir erlitten hatten. Als diese auf der Karte die Strecke von 200 Meilen, die wir unter den 61° und 62° Parallelen durchschifft hatten, verfolgten, und sahen, daß wir die Länder Louis Philippe und Joinville neu aufgenommen und beschrieben hatten, erhielten sie eine richtige Idee von den Arbeiten der Australexpedition.

Am 15 Mai waren unsere Schiffe wieder segelfertig, unsere Kranken beinahe wieder hergestellt, und nur zwei haben wir verloren. In einigen Tagen werden wir zu Valparaiso seyn, von wo wir gegen Oceanien steuern werden.

*) Dieß beweist freilich gegen die Fahrt Weddels nichts, denn in andern Jahren kann die ganze Eisbank zerrissen und die Fahrt frei seyn.
A. d. R.

Die Times vom 1 November enthalten eine merkwürdige Angabe über die Stellung der farbigen Bevölkerung auf Jamaica, eine Angabe, die sich im Kleinen wohl noch auf mehrere andere westindische Inseln erstrecken möchte. In Kingston zeigte sich einige Unruhe über die wachsende Bedeutung der farbigen Bevölkerung in politischer Hinsicht, die farbigen Wähler überwiegen so sehr, daß die Mehrzahl des gesetzgebenden Körpers von ihnen gewählt wird, und die Mehrzahl der kleinen Juries aus dieser Classe besteht. Der Einfluß der Weißen, wird ferner behauptet, nimmt täglich ab, und es scheint eine Art Apathie und Hoffnungslosigkeit unter ihnen zu herrschen, welche sich auch durch Arbeitsscheue kund gibt.

Nr. 322.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 November 1838.

Die Juden in Marokko.

Wenn das Loos der Juden in der Berberei im Allgemeinen schon ein beklagenswerthes ist, so leben nach Brooke's *) Mittheilung insbesondere die in den marokkanischen Städten Mogador und Tetuan wohnenden, welche Abkömmlinge der unter Ferdinand dem Katholischen aus Spanien vertriebenen Juden sind, auf der tiefsten Stufe menschlicher Entwürdigung. Verachtet, verhöhnt von jedem Andersgläubigen, ist ihnen selbst das Zusammenwohnen mit diesen aufs strengste verboten; sie bewohnen daher in diesen Städten eigene, förmlich abgesonderte Quartiere, die meist sehr entlegen sind, und deren Thore schon mit Einbruch der Nacht geschlossen werden. Das Lesen und Schreiben des Arabischen ist ihnen, wie der Zutritt in den Moscheen, streng untersagt; ebenso sind sie in Hinsicht auf Farbe und Schnitt ihrer Kleidung an eine bestimmte Vorschrift gebunden, und beim Eintritt in das Innere der Stadt, oder beim Vorübergehen an Heiligthümern, muß jeder Jude, ohne Ausnahme, die Pantoffel ausziehen und in bloßen Füßen gehen. Pferde zu halten ist den Juden zwar nicht verboten, wohl aber das Reiten auf denselben, möge er auch in der Stadt oder auf dem Lande sich befinden. Wenn ein Jude auf der Straße einem Mauren begegnet, so hat er ihm den Weg zu räumen und auf die Seite zu treten; für eine ihm widerfahrne Unbilde findet der Jude bei keinem Richter Gehör, noch Genugthuung. Die einzige Obliegenheit, die zu verrichten ihnen das Gesetz gebietet, besteht darin, daß sie die verurtheilten Verbrecher und Mörder hinzurichten und die Verstorbenen zu beerdigen haben. Nach diesem Allen möchte man glauben, wären die Juden verwahrloste, durch Kummer tief gebeugte Menschen, die unter solchen Umständen kaum sich zu erhalten im Stande sind; allein dem ist keineswegs so, vielmehr haben Zeit und Gewohnheit das Joch ihrer tyrannischen Herrscher so erträglich gemacht, daß sie im Allgemeinen ziemlich wohlgemuth aussehen, und nur selten ein Dürftiger unter ihnen gefunden wird. Troz aller Mißhandlungen haben sie doch durch ihre angeborene Betriebsamkeit, Geschmeidigkeit und Verschmiztheit ein großes Uebergewicht erlangt. Der ganze Handel ist fast in ihren Händen, und sie sind in Beziehung auf die meisten Lebensbedürfnisse dem trägen und unbehülflichen Mauren fast unentbehrlich. Für die europäischen Consuln in Mekka ist der Jude für jedwede Art von Geschäften wirklich unentbehrlich, wie denn auch ihre Dienste nicht selten von den höchsten Staatsbeamten, ja selbst vom Sultan, der nichts ohne ihre Mithülfe vollführen zu können glaubt, in Anspruch genommen werden, so daß die Juden eigentlich, troz der Niedrigkeit, in welcher sie leben, die Mauren beherrschen. Bei Besetzung eines öffentlichen Amtes haben die Juden nicht selten entscheidenden Einfluß, und Europäer, welche Handelsgeschäfte in Marokko machen wollen, können nur dann eines glänzenden Erfolgs derselben versichert seyn, wenn sie einen maurischen Juden für sich gewonnen haben, was nicht eben schwer fällt. Geschenke, welche die Europäer dem Sultan, um ihm vorgestellt zu werden, machen müssen, wandern mit Ausnahme dessen, was dieser für sich und seinen Harem behält, in der Regel gleich in die Hände der Juden, die solche ebenfalls so bald als möglich wieder an den Mann zu bringen suchen. Es sind daher schon Fälle vorgekommen, daß Geschenke, die ein europäischer Consul dem Sultan gemacht hat, bald darauf von den Juden um den zehnten Theil des Werthes zurückgekauft wurden.

Uebereinstimmend mit den Angaben früherer Reisenden in diesen Ländern (wie namentlich Ducondeay und Beauclerk) berichtet auch Brooke, daß fast sämmtliche Juden in der Berberei an chronischen Augengeschwüren leiden, was bei den auf gleichem Boden und unter demselben Himmelsstriche mit ihnen lebenden Mauren ungleich seltener vorkommt, obschon auch unter diesen viele Blinde gefunden werden. Die Ursache hiervon dürfte höchst wahrscheinlich in dem gedrängten Beisammenwohnen der Juden und der beispiellosen Unreinlichkeit ihrer Wohnungen liegen. Auch sind die Straßen in ihrem Viertel, obschon regelmäßig, doch sehr enge, und der hohen, größtentheils in mehreren Stockwerken bestehenden Gebäude wegen, nicht nur finster und schmuzig, sondern auch für den Luftzug beinahe un-

*) Sketches in Spain and Morocco. By Sir Arthur de Capell Brooke, Bart. etc. 2 Volumes. London.

zugänglich, zumal auch hohe Mauern den von ihnen bewohnten Stadttheil umschließen.

Außer den Juden, welche die Städte bewohnen, gibt es noch andere in der Berberei, deren Loos minder drückend und unglücklich ist. Es sind dieß die über das Atlasgebirge zerstreuten Juden, welche mit den wilden Stämmen dieser Gegenden in freundschaftlichem Vernehmen stehen, und von diesen für so manche Dienste, die sie ihnen vermöge ihrer angebornen Geschicklichkeit und Verschlagenheit leisten, in Schutz genommen werden. Dieses Verhältniß besteht schon seit undenklichen Zeiten und man weiß nur sehr wenig von ihrem Ursprung und wann sie sich hier niedergelassen haben, was indessen nicht zu verwundern ist, da kein anderer Maure des Tieflandes, viel weniger ein Europäer, sich je in diese wilden Gebirgsregionen hinein gewagt hat und auch in der Folge nicht so bald wagen wird. Das Wenige, was wir schon über diesen jüdischen Volksstamm erfahren konnten, haben wir Brooke's Bemühungen zu verdanken, der sich viel Mühe gab, Nachrichten über denselben einzuziehen. Nach demselben leben diese Gebirgsjuden zerstreut in den verschiedenen Gegenden des Atlas, aber nirgends für sich allein, sondern stets mit den Männern der Schilluhs oder Berber vermischt. Jeder Jude wählt sich einen Schilluh als Beschützer für sich und seine Familie. Wird er daher auf irgend eine Art beleidigt, was jedoch nur selten geschieht, so rächt dieß sein Beschützer auf die strengste Weise, und es sind Fälle vorgekommen, wo mehrere Menschen zur Sühne des Schützlings das Leben verloren haben. In solchen Fällen darf aber der Jude keine Notiz von der ihm angethanenen Unbilde nehmen, sondern muß sich ganz passiv verhalten und Alles seinem Schilluh überlassen. Sie werden im Ganzen gut behandelt und sind in diesen unzugänglichen Gebirgen verhältnißmäßig eben so unabhängig von den Mauren als die Schilluhs. Die Vortheile, welche die Letztern ihrerseits von den Juden genießen, sind sehr mannichfaltig. Der Jude ist dort Schuhmacher, Schneider, Hufschmied, Sattler, Riemer und Verfertiger von unzähligen andern gewerblichen Dingen, die dem rohen Berber außerdem ganz unbekannt bleiben würden. Viele Juden werden durch Ausübung dieser Gewerbe sogar reich, und genießen, was sie durch Fleiß und Geschicklichkeit erworben haben, hier weit sicherer und ruhiger, als ihre Brüder unter der Herrschaft des Sultans. Auch ist ihnen das Reiten nicht verboten, wie jenen; sie haben vielmehr eine große Fertigkeit darin erlangt, und feuern im vollen Galopp ihr Gewehr mit eben so viel Sicherheit ab, wie die Schilluhs. Wenn ein Stamm angegriffen wird, oder in den Krieg zieht, so begleitet jeder Jude seinen Schirmherrn, und leistet ihm Knappendienste. Auch bei andern wichtigen Angelegenheiten nimmt der Schilluh gewöhnlich seinen Juden mit, oder schickt ihn auch als seinen Stellvertreter.

In der Kleidung ist kein Unterschied zwischen den Schilluhs und den Juden, nur daß die letztern das schwarze Käppchen tragen; auch hüllen sich ihre Frauen in den Haik gleich den städtischen Maurinnen. — Nach den neuern statistischen Angaben beträgt die jüdische Bevölkerung in der Berberei nahe zu eine Million Seelen, wovon die Mehrzahl in den Städten vom Handel sich nährt. Gleichwohl treiben auch viele unter ihnen Handwerke, und in mehrern Gegenden bereiten sie auch Wein, rothen und weißen, der nicht schlecht und wovon der rothe fast wie Malaga aussieht, obschon er diesem an Güte weit nachsteht. Unter den Handwerken sind hauptsächlich ihre Gold- und Silberstickereien bekannt und berühmt, auch die Schuhmacher und Schneider zeichnen sich durch ihre Arbeiten aus. In Marokko sollen die Juden beinahe die Hälfte der Bevölkerung ausmachen. In Tetuan, der Hauptstadt des marokkanischen Reichs ist die jüdische Bevölkerung sogar weit stärker als die maurische (nach Beauclerk überhaupt 40 bis 50,000 Einwohner), während sie in Tanger, Rabatt, Tafilelt u. s. w. ein Drittel der Volksmenge ausmachen. In diesen Städten stehen die Juden zwar unter einem maurischen Kaid oder Unterbefehlshaber der Stadt, verwalten aber ihre Gemeindeangelegenheiten je durch sechs Aelteste, wie sie denn auch in jeder dieser Städte zahlreiche Synagogen haben.

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

(Fortsetzung.)

Zu dieser Branche gehörte ohne Zweifel Biarmia, jene aus den isländischen Sagas berühmte hyperboreische Gegend, die verschiedene Schriftsteller als gleich bedeutend mit Perm annehmen, welche Klaproth aber ausdrücklich davon unterscheidet. Wir glauben aber wohl, daß die Russen das Biarmaland der Scandinavier und der Sagas Perm nannten, aber daß dieß Perm nicht mit der Stadt zu verwechseln ist, die jetzt diesen Namen trägt und damals noch nicht existirte; die Hauptstadt des alten Großpermien war Tscherdyne. — Perm, Petschora und Jugra bildeten, nach Sjögrens Angabe, den Norden Rußlands, und die erstere Benennung war identisch mit der von Sawolotschie, welches lange Zeit einen „Wolost" (Bezirk) von Nowgorod bezeichnete. Biarmia oder Perm lag also an der untern Dwina, südlich und östlich vom weißen Meer, das in denselben Traditionen Gandvik genannt wird. Von allen Europäern unternahm Other von Norwegen aus dorthin den ersten abenteuerlichen Zug im neunten Jahrhundert, durch den er sich eine große Berühmtheit erwarb. Er fand, daß die Biarmier (Beormas) dieselbe Sprache wie die Finnen redeten. Torfäus vermag nicht die Ausdehnung ihres Landes anzugeben, beweist aber durch viele Zeugnisse, daß die Dwina es durchschneidet. Das Reich wurde durch Könige regiert, von welchen Saxo Grammaticus und die Sagas einige nennen. Wenn man diesen Traditionen glauben kann, so waren die Biarmier die einzigen Finnen, die nicht in Barbarei versanken, sondern sie besaßen Kenntnisse, hatten ausgedehnte Handelsverbindungen und häuften große Reichthümer zusammen. Die Pracht des Jumalatempels war ohne Gleichen, das Götterbild selbst bedeckt mit Gold, reichen Stoffen und kostbaren Steinen. Alle alten Schriftsteller sprechen von dem Reichthum und dem ausgebreiteten Handel Großpermiens, und diese Traditionen finden in einer großen Menge von Befestigungswerken, die im Lande auf Anhöhen zerstreut sind und tschudische Städte genannt werden, vollkommene Be-

stätigung, eben so durch Gold- und Kupfermünzen und silberne und kupferne Geräthe, die man dort noch häufig findet. Bulgaren, Perser, Bucharen, Indier kamen von Süden in das Land, um Handel zu treiben; von Westen die Slaven und Finnen; vom Norden die Normannen. Sibirien schickte seine kostbaren Pelzwerke nach Tscherdyne, der blühenden Hauptstadt Permiens. Man weiß nicht, wie lange dieser Handel so fortdauerte, allein er verfiel, als Batu-Chan Bulgarien unterwarf und in Rußland einfiel.

Permien verschwand aus der Geschichte des Nordens, als es anfing, eine Stelle in den russischen Annalen zu behaupten. Seit dem 12ten Jahrhundert war es Nowogorod unterworfen; von dieser Republik wurde aber nichts dafür gethan, ihre Unterthanen, die die Götzen Voipel und Zalotaia-Baba oder das goldene Weib anbeteten, zum Christenthum zu bekehren. Moskwa sendete um 1375 dorthin einen jungen Missionär, Stephan Karp, der den Syriänen an der Wuitschegda und am Wuim das Evangelium predigte. So ward er Apostel und der erste Bischof der Permier (1383), bemühte sich 21 Jahre lang, sie zu bekehren, übersetzte das neue Testament in ihre Sprache, und erfand, um es niederzuschreiben, ein eigenes Alphabet, welches in der Folge wieder in Vergessenheit gekommen ist. Bemerkenswerth erscheint es, daß Tscherdyne und Groß-Permien dem Götzendienst erst 1462 entsagten. Zehn Jahre später, 1472, wurden diese dem Scepter Iwans III Wassiliewitsch unterworfen, und unter den Städten, die in die Gewalt dieses Fürsten kamen, nennt man in Ober-Permien Iskor an der Kolva, und in Nieder-Permien Uros, Tscherdyne und andere, in welchen sich noch Spuren des alten berühmten Handels der Biarmier erhielten.

Zu derselben finnischen Branche, wie diese letztere, scheinen auch die Bulgar angehört zu haben, die lange Zeit in drei verschiedene Zweige sich theilten, nämlich in die von der Wolga, von der Kama und die kwalissischen Bulgaren oder Bulgaren vom caspischen Meere (russisch: khvalinskoie more). Ihr Königreich, welches sich von diesem Meere bis zu der Kama, dem Nebenflusse der Wolga, hinzog, umfaßte eine ungeheure Ausdehnung. Wenn wir sie zur finnischen Race zählen, so wird man uns einwenden, daß die Bulgaren gewöhnlich von den Schriftstellern des Orients Slaven genannt werden. Wir bemerken aber dagegen, daß die Orientalen alle Völker Slaven nannten, welche im Norden von dem oströmischen Kaiserreich und längs den riphäischen Gebirgen wohnten, und daß die südlichen Bulgaren, ursprünglich Finnen, zu einem Volke mit den Slaven verschmolzen, die man in Moesien fand, und die ihre Sprache annahmen. In den russischen Annalen macht man einen bestimmten Unterschied zwischen den Slaven und Bulgaren, welche von andern finnischen Völkern überdieß auch unter sich geschieden werden; die beiden Nationen unterscheiden sich durch den Charakter, durch ihre Sitten, ihre Sprache und ihre Religion.

Die Bulgaren lebten in gutem Verhältnisse mit den Ugren und den Wessen, finnischen Stämmen, und mit den Khasaren, die man für eine Mischung von Finnen und Türken hält. Die Hunnen, ein uralisches Volk, behandelten die Bulgaren mit Schonung, vermuthlich weil sie, der Nachbarschaft wegen, sie geeignet fanden, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen; in den Worten ihrer Sprache, die als authentisch anerkannt sind, findet man unzweifelhafte finnische Elemente; die Mordwinen und Tscheremissen, Stämme derselben Race, waren beständig ihre Verbündeten oder Untergebenen. Wir bemerken noch, daß die ersten historischen Nachrichten über die Bulgaren vom Einfall der Hunnen beginnen, daß die byzantinischen Schriftsteller damals oft von Unter-Bulgarien oder Groß-Bulgarien sprechen, daß Nestor sich viel mit ihnen beschäftigt, und daß sie fast zu derselben Zeit in den Berichten der Historiker des Orients erscheinen. Ihre Stadt, welche Bräkimof die „große Stadt" nennt, und die an der Kama lag, ward von den Russen im Jahre 1164 erobert. Bulgar, wovon man noch Ruinen sieht, wird in den russischen Annalen nicht vor 1361 erwähnt, doch deuten die Medaillen, die man dort geschlagen, und die Inschriften, die man dort entdeckt hat, auf ein viel früheres Daseyn, so daß man beinahe glauben kann, Bulgar wäre die von Bräkimof genannte „große Stadt." Die Ruinen Bulgars liegen im kasanschen Gouvernement, im Districte von Spask, östlich von der Wolga unfern der Kama. Zweifelsohne war sie an der Wolga erbaut, die aber in der Folge einen andern Lauf annahm, so daß sie jetzt 9 Werste (1⅓ Meile) von den Ruinen hinströmt. Der Zusammenfluß zweier großer Ströme, bis zu welchen dieses friedliebende Volk von den Avaren und Khasaren hingedrängt war, begünstigte seinen Handel, da es der Vermittler zwischen Europa und Asien war. Vom 11ten Jahrhundert bis zur Invasion der Mongolen, hielten es die Bulgaren immerwährend im Kriege mit den Russen; doch verweigerten diese letztern ihnen Unterstützung gegen die asiatischen Horden zu leihen, welche gegen die Wolga andrangen. Ilham, Fürst der Bulgaren, unterwarf sich dann dem Dschingis-Chan, und die Stadt Bulgar scheint darauf eine der Residenzen der tartarischen Chane geworden zu seyn. Tamerlan bemächtigte sich ihrer nach einem Siege über die bulgarischen Fürsten, und richtete dort ein schreckliches Blutbad an. Doch wurde die Stadt in dieser Epoche noch nicht zerstört, da man eine Münze hat, die 1414 in Bulgar geprägt worden ist, sondern einige Zeit später. An ihrer Stelle erhob sich die Stadt Kasan.

3) Die ugrischen Finnen. Diese Branche, von der die Ungarn stammen sollen, und die man auch wohl mit dem Namen Uguren bezeichnet, war jenseits des Ural in Asien ansässig, an beiden Seiten des Flusses Ob bis zu seiner Mündung ins Eismeer. Sie war aus den Wogulen und Ostiaken zusammengesetzt. Die erstern, mit braunen, auch selbst schwarzen Haaren und eingebogener Nase, nannten sich in ihrer Sprache Mansi oder auch Mansch-Kum, die andern As-jakh. Ihre Mundart hat viel Aehnlichkeit mit der der Ungarn. Nestor erwähnt schon der „Ugri," und es erhält sich dieser Name noch bis auf den heutigen Tag in dem Titel der russischen Herrscher. Gegen das Ende des 12ten Jahrhunderts wurden die Ugrier tributpflichtig an Novogorod; im Jahre 1193 vertilgten sie ein Heer, das diese Republik gegen sie abschickte, allein einige Zeit

darauf wurden sie von neuem unterworfen. Für die Gränze ihres Landes, das von fast unabhängigen Fürsten regiert wurde, hält man in Norden Obdorien, welches, so wie andere, von ihnen abhing, und gegen Süden Sibirien, wo tartarische Khans herrschten. Iwan III Wassiliewitsch vollendete im Jahre 1483 die Eroberung Ugriens, das seit dieser Zeit an Rußland Tribut zahlte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Methodisten in den Vereinigten Staaten.

(Ein Camp-Meeting. Aus dem Tagebuch eines Reisenden.)

In seinen Göttern mahlet sich der Mensch!
Schiller.

Der Weg nach dem Meeting. Das Gespräch mit dem Prediger.

„No man deserves to enter the kingdom of heaven, who is not perfectly willing to be damned for the eternal glory of God;“ zu deutsch: „Kein Mensch verdient ins Himmelreich einzugehen, der nicht vollkommen bereit ist, zur Ehre Gottes sich verdammen zu lassen,“ rief ein methodistischer Prediger aus, der mit einer Schaar Gläubigen an Bord eines Dampfbootes von Philadelphia nach Camden fuhr, um einem Camp-Meeting, d. h. einer Versammlung von Christen unter freiem Himmel, beizuwohnen, und seine frommen Zuhörer riefen einstimmig: „Blessed be Jesus!“ (Gelobt sey Jesus Christus!) Amen. Es war dieß ein Seelsorger, wie es in den Vereinigten Staaten dreißig tausend gibt, die ihre Heerde weniger mit der Aussicht auf den Himmel, als mit malerischen Beschreibungen der Hölle unterhalten, weil nach ihrer Meinung die Furcht vor den ewigen Strafen kräftiger wirkt, als die Hoffnung auf unendliche Seligkeit, und vielleicht auch, weil ihre schwülstige Phantasie leichter in den Höllenpfuhl hinabsteigt, als zu Gott und seinen Engeln sich erhebt.

„Ja, meine Brüder und Schwestern,“ fuhr der Prediger fort, „wenn auch jetzt Weltmenschen unter uns sind, die das Wort Gottes von sich weisen und unserer Frömmigkeit spotten, so wird doch gewiß die Zeit kommen, wo sich Gott an ihnen rächen wird. Dort seh' ich einen See voll brennenden Schwefels, in dem ihre Seelen gepeinigt werden; ich sehe eine um die andere auftauchen, aber Christus schreitet über den See und stößt sie zurück unter den Feuerspiegel. „Blessed be Jesus!“ schrien seine Zuhörer. „Amen!“ Der Tag der Auferstehung kommt und mit ihm das Heulen und Zähnklappern! „Blessed be Jesus!“ wiederholte die gläubige Menge. Die Spötter würden sich dann gern an uns anklammern, aber wir werden sie von uns stoßen.“ „Blessed be Jesus!“ jauchzte die Christenschaar.

Nachdem er diese Höllenlitanei einige Zeit lang fortgebetet hatte, zog er seine Taschenuhr hervor und seufzte.

„Theurer Bruder!“ rief ein alter Graukopf, „was fehlt dir.“ *) „Christus wartet auf uns,“ rief der ungeduldige Prediger, „und das Boot will nicht geschwinder gehen.“ Dann, als bemerkte er uns erst jetzt, ging er auf mich und meine Freunde zu und frug, ob wir wohl auch auf dem Wege Gottes nach dem Camp-Meeting begriffen seyen, oder was wir sonst dort zu thun gedächten?

*) Die Methodisten in den Vereinigten Staaten heißen sich alle untereinander Brüder und Schwestern.

Ich gestand ihm offenherzig, daß ich viel von diesen Versammlungen unter Gottes freiem Himmel hätte reden hören, so wie von der sonderbaren Art von Gottesverehrung, die dabei stattfände, und daß wir, weil Vieles davon uns unglaublich schien, gekommen seyen, uns selbst von der Wahrheit zu überzeugen.

„Das ist schön von Ihnen,“ bemerkte der Prediger, „vielleicht werden Sie sich an unserer Andacht erbauen; aber was erzählt man sich denn von uns, das Ihnen unglaublich vorkommt?“

„Verzeihen Sie, dieß ist nicht der Ort“ — — — —

„O doch, versetzte der bescheidene Mann; ich kann Alles hören, mich schmerzt kein Spott: ich stehe zu nahe an Christus.“

„Nun, wenn Sie darauf bestehen; man sagte mir, Sie beteten dort acht bis zehn Tage lang ohne Unterlaß; wütheten und tobten durcheinander, bis einige von Ihnen halb wahnsinnig in einen Stall geschleppt würden. Dieser Stall — entschuldigen Sie den Namen, aber man versicherte mich, Sie selbst hießen den Ort „the Pen“ *) — sey der Aufenthalt der Verzückten, in die der Geist gefahren, und deren Seligkeit man nun nach dem Grade der Raserei schätzt, die sich durch Springen, Tanzen, Schreien und Lärmen kund thut. — Auf Weiber und Mädchen wirke diese Verzückung äußerst nachtheilig für die Gesundheit, obgleich der Enthusiasmus sie gar liebenswürdig kleidet.“

„Dachte mir's doch!“ rief der Prediger mit Verachtung. „Das haben Ihnen Weltmenschen von uns erzählt, die noch mit den natürlichen Augen sehen; in der Nähe Gottes sieht das ganz anders aus. Indessen „Viele sind berufen, Wenige sind auserwählt.“

„Also ist es wahr, daß man die Wüthenden in einen Stall führt?“ frug einer meiner Begleiter.

„Der Stall ist das Sinnbild der Demuth,“ bemerkte der fromme Mann, „die Wüthenden aber sind diejenigen, die der Geist Gottes bewegt.“

„Und Männer und Weiber werden da in denselben Stall gesperrt?“

„Warum nicht? Wer dem Herrn ergeben ist, braucht den Teufel nicht zu fürchten.“ Diese Worte sprach er absichtlich laut und mit Nachdruck, so daß man sie auch auf der andern Seite des Schiffes hören konnte, und wir sahen uns in kurzer Zeit von einem Haufen handfester, obgleich bleicher und langgesichtiger Menschen umringt.

(Schluß folgt.)

Der Capitän Marryatt, welcher sich auf seiner Reise nach den Felsengebirgen einige Zeit aufhielt, hat dort einen öffentlichen Brief in die Zeitungen einrücken lassen, worin er unter Anderem bemerkt, daß er seit seinem kurzen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 500 Briefe erhalten habe, und bittet, man möchte ihm solche doch wenigstens frankiren.

*) Die Schafhürde.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 104** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die nachgelassenen Papiere des Pickwick-Club.** (Von Charles Dickens.) — **Monsieur Jean, der Schulmeister.** (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1–2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 104.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 November. 1838.

Die nachgelassenen Papiere des Pickwick-Club,

enthaltend einen getreuen Bericht von den Kreuz- und Querzügen, Gefahren, Reisen, Abenteuern und Liebhabereien der korrespondirenden Mitglieder.

Von Charles Dickens.

Nicht leicht hat in neuern Zeiten in England ein Buch sogleich bei seinem ersten Erscheinen solches Aufsehen und Glück gemacht, wie das obengenannte Werk, dessen Verfasser zuerst unter dem Namen Boz auftrat. Der komische oder humoristische Roman, in dessen Fach die Engländer so anerkannte und berühmte Leistungen aufzuweisen haben, schien in diesem Autor wieder eine Verjüngung erleben zu sollen, der an Talent fürs ächt Komische und Humoristische den berühmten Verfasser der See-Romane, den Kapitän Marryat, bei weitem übertreffen dürfte. Marryat behandelt das Komische doch eigentlich mehr nur als eine Zugabe, ein Ingrediens seiner Erzählungen, welche durch das Interesse des Stoffs der Fabel selbst spannen sollen, und nebenbei hat er, wie berichtet wird, den ganz praktischen, allerdings sehr löblichen Zweck auf Abstellung und Verbesserung mancher Mißbräuche und Einrichtungen im englischen Seewesen hinzuwirken, und wirklich soll der Romanschreiber, der als Autor einen so ausgezeichneten Succeß gehabt, sich eine so große Popularität erworben hat, auch als Reformator schon in manchen Punkten seine Absicht erreicht haben. Eine schöne Genugthuung für einen Schriftsteller, neben der Unterhaltung eines zahlreichen und dankbaren Publikums auch den Zweck erreicht zu haben, seinem Volke praktisch nützlich zu seyn, und ein Beweis, welchen Einfluß in einem Lande mit Institutionen, wie die englischen, die Literatur auf die öffentliche Meinung und mittelst dieser auf praktische Fragen von bedeutendem Interesse ausüben kann! Unter diesen Umständen begreift sich aber leicht, daß Marryat weniger dem eigentlich Künstlerischen und Dichterischen sich zuwendete, was die vollkommenste Freiheit und wir möchten sagen Interesselosigkeit des Geistes erheischt. Marryats Komik ist von der Art, daß man von ihr verlangt, sie solle nicht über die Wahrscheinlichkeit hinausgehen und man immer die Charaktere und Ereignisse mit der Wirklichkeit vergleicht und sie daran abmißt; die Komik höherer Art, die mehr mit dem Geiste ächter Poesie geschwängert ist, scheut den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit nicht, ja sie weiß selbst das dem überlegenden und kritischen Verstand als unwahrscheinlich und wohl gar unmöglich sich Darstellende, dem von ihrem Geist ergriffenen, komisch-phantastisch gestimmten Leser wahrscheinlich und zweifellos zu machen; sie erschafft eine eigne komische Welt, deren Grundlagen sie allerdings aus der Welt der Wirklichkeit entlehnt, in der auch Gesetzmäßigkeit, Consequenz und scharfe Charakterzeichnung gilt und gefordert wird, aber wo es doch für dieß Alles einen andern Maßstab gibt. Man nehme nur den Don Quixote des Cervantes; hier vergißt man ganz, den Helden der Geschichte mit der Wirklichkeit zu vergleichen, und zu fragen, ob ein solcher Charakter möglich sey; man begnügt sich damit, anzuerkennen, daß, wenn dieß sey, dann der Dichter ihn ganz konsequent und lebenswahr geschildert habe, und diese Lebendigkeit der Schilderung bewirkt auch, daß man das hypothetische Urtheil in ein bejahendes verwandelt und an die Existenz des Ritters glaubt. Dieser höhern Art der Komik scheint sich Dickens anzunähern, obgleich wir ihm den romantischen und poetischen Genius eines Cervantes nicht eben zuschreiben möchten; aber es verräth sich bei ihm die reine Lust am Komischen, welche über das reale Leben, auch wenn es die Basis und das Thema des Komischen bildet, erhebt und den Genuß der Befriedigung gewährt. Die Uebertreibung, die Karrikatur bildet gleichsam ein Gegengewicht gegen das Ironische und Satyrische und benimmt diesem den Stachel; und die im Original dem Text beigegebenen ergötzlichen Holzschnitte zeigen, wenn sie einerseits der Einbildungskraft des Lesers allerdings noch nachhelfen, um sich die Personen und Situationen gehörig lächerlich vorzustellen, andrerseits auch an, daß der Verfasser in seinem Buche mehr komisch-phantastischer Poet, als treuer Portraitmaler zu seyn Anspruch macht.

Der Verfasser erklärt sich im Vorwort über sein Werk folgendermaßen:

„Des Verfassers Absicht bei diesem Buch ging dahin, dem Leser eine zusammenhängende Reihenfolge von Charakteren und Ereignissen vorzuführen, sie mit so lebhaften Farben zu malen, als ihm zu Gebot standen, und sie zugleich lebensähnlich und ergötzlich zu machen. Dem Urtheil Anderer beim Beginn seines Unternehmens sich fügend, wählte er die Maschinerie eines Clubs, die man ihm als die seinem Vorhaben gemäßeste anrieth; da er aber fand, daß sie eigentlich mehr nur diente, ihn zu beengen und zu belästigen, gab er sie allmählich auf, indem er es als etwas ziemlich Gleichgültiges ansah, ob dem Club eine streng epische Gerechtigkeit zu Theil wurde oder nicht. Die Art der Veröffentlichung des Buchs in Monatsnummern, machte es zu einem Punkt von überwiegender Wichtigkeit, daß, während die verschiednen Ereignisse unter sich verbunden wurden durch einen Faden des Interesse's, stark genug um zu verhindern, daß sie nicht zusammenhanglos oder unmöglich erschienen, doch der Plan des Ganzen so einfach war, daß kein Nachtheil für ihn erwuchs aus der abgerissenen und sprungweisen Art der Veröffentlichung, welche nicht weniger als zwanzig Monate erforderte. Kurz es war nothwendig, daß bis auf einen gewissen Grad jede Nummer für sich verständlich blieb, und daß doch alle zwanzig Nummern zusammen ein leidlich harmonisches Ganze bildeten, indem jede zur andern durch einen leichten und nicht unnatürlichen Fortschritt von Abenteuern hinüber führte. Wenn man den Pickwick-Papieren zum Vorwurf macht, daß sie eine bloße Reihenfolge von Abenteuern sind, wo die Scenen immer wechseln, und die Charaktere kommen und verschwinden, wie die Männer und Frauen, welchen man in der wirklichen Welt begegnet, so kann sich der Verfasser bei dem Gedanken beruhigen, daß sie sonst keinen Anspruch machen, und daß man denselben Vorwurf auch schon den Werken einiger der größten Novellisten der englischen Sprache gemacht hat ... Der Verfasser hofft, daß in seinem ganzen Buch kein Vorfall oder Ausdruck vorkommt, der eine Röthe auf die zarteste Wange jagen, oder das Gemüth der verletzbarsten Person verwunden könnte. Wenn eine seiner mangelhaften Darstellungen, neben dem, daß ihre Lektüre eine Unterhaltung gewährt, auch nur Einen Leser veranlaßte, eine bessere Meinung von seinen Mitmenschen zu fassen und auf die lichtere und freundlichere Seite der menschlichen Natur sein Augenmerk zu richten, so würde er sich wahrlich stolz und glücklich fühlen, ein solches Ergebniß herbeigeführt zu haben."

Im Anfang werden Nachrichten mitgetheilt über den von Herrn Pickwick gestifteten Pickwick-Club, von dem er mit einigen andern Mitgliedern einen Absenker gründete, unter dem Titel: Korrespondirende Gesellschaft des Pickwick-Club; diese Gesellschaft soll Reisen machen zum Behuf der Beförderung der Wissenschaft und der Verbreitung nützlicher Kenntnisse. Der Sekretär hatte den Beschluß des Clubs, wodurch die Gesellschaft genehmigt ward, vorgelesen und Pickwick bestieg den Rednerstuhl:

„Welch ein Studium für einen Künstler bot diese ergreifende Scene dar! Der beredte Pickwick, die eine Hand anmuthig versteckt hinter seinen Rockschößen und die andere in der Luft schwingend, um seiner glühenden Deklamation zu Hülfe zu kommen — sein höherer Standpunkt, sichtbar machend die Beine und Hosen, die an einem gewöhnlichen Mann ganz unbeachtet geblieben wären, aber die bei Pickwick unwillkürliche Ehrfurcht und Achtung einflößten; umringt von den Männern, die sich freiwillig entschlossen, die Gefahren seiner Reisen zu theilen, und bestimmt waren, des Ruhms seiner Entdeckungen mit theilhaft zu werden. Zu seiner Rechten saß Mr. Tracy Tupman — der allzuweichherzige Tupman, der mit der Weisheit und Erfahrung reiferer Jahre noch den Enthusiasmus und die Gluth eines Jünglings verband in jener interessantesten und verzeihlichsten menschlichen Schwäche — in der Liebe. Zeit und Nahrung hatten diese einst romantische Gestalt ausgedehnt, die schwarze seidne Weste hatte sich mehr und mehr hervorgehoben; Zoll um Zoll war die goldne Uhrkette darunter aus dem Bereich von Tupmans Augen verschwunden, und allgemach hatte das umfangreiche Kinn die Gränzen der weißen Kravatte überschwemmt, aber die Seele Tupmans hatte keine Umwandlung erlitten — Bewunderung für das schöne Geschlecht war noch immer seine herrschende Leidenschaft. Links von dem großen Haupt saß der poetische Snodgras und neben ihm der jagdlustige Winkle, jener poetisch eingehüllt in einen geheimnißvollen blauen Mantel, und der letztere, noch mehr Glanz verleihend einem neuen grünen Jagdkleid, gestreiftem Halskragen, und enganliegender Fußbekleidung.

Mr. Pickwicks Rede bei dieser Gelegenheit nebst der darauf folgenden Debatte zeigt eine auffallende Verwandtschaft mit den Discussionen andrer berühmter Korperschaften; und da es immer interessant ist, eine Aehnlichkeit in dem Benehmen großer Männer zu entdecken und zu verfolgen, theilen wir den Eingang mit:

Mr. Pickwick bemerkte, daß der Ruhm dem Herzen jedes Menschen theuer sey. Der Dichterruhm sey theuer dem Herzen seines Freundes Snodgras; der Ruhm des Eroberers eben so theuer seinem Freund Tupman, und das Verlangen, Ruhm zu ernten in den Uebungen und Jagden des Feldes, der Luft und des Wassers sey herrschend in der Brust seines Freundes Winkle. Er (Mr. Pickwick) wolle nicht läugnen, daß auch er unter dem Einfluß stehe von menschlichen Leidenschaften, menschlichen Gefühlen (Beifall —), vielleicht auch menschlichen Schwachheiten (lautes Geschrei: „Nein, nein!") Aber das müsse er sagen, daß wenn je das Feuer der Selbstüberschätzung oder Selbstgeltendmachung in seinem Busen ausgebrochen, doch jederzeit der Wunsch, vor Allem das Beste der Menschheit zu fördern, dasselbe gelöscht habe. Das Lob der Menschen sey sein Sporn; Philanthropie sey sein Beruf. (Heftiger Beifall.) Er habe einigen Stolz empfunden — er gestehe es offen, und mögen seine Feinde daraus machen was sie wollten — er habe einigen Stolz empfunden, als er seine neue Theorie der Welt vorgelegt habe, sie möge nun anerkannt seyn oder nicht. (Ein Ruf: „sie ist es!" und großer Beifall.) Er wolle die Behauptung des ehrenwerthen Pickwickiers, dessen Stimme er so eben gehört, für richtig annehmen — sie sey anerkannt; aber wenn der Ruhm seiner Abhandlung sich auch über die entferntesten Gränzen der bekannten Welt ausbreiten sollte, würde doch der Stolz, mit dem er an die Autorschaft dieses

Products denken würde, nichts seyn, verglichen mit dem Stolz, womit er sich umschaue in diesem, dem stolzesten Augenblick seines Lebens. (Beifall.) Er sey ein geringer Mann. (Nein! Nein!) Dennoch müsse er lebhaft empfinden, daß sie ihn zu einem Dienste von großer Ehre und einiger Gefahr erkoren. Das Reisen sey in einem bedenklichen Zustand der Störung, und die Gemüther der Kutscher seyen in Aufregung. Sie möchten sich nur umsehen und ihre Blicke auf die allenthalben sich darbietenden Scenen richten. Postkutschen würfen um in allen Richtungen, Pferde gingen durch, Boote würden umgestürzt und Dampfkessel zersprängen. (Beifall — eine Stimme: „Nein!") Nicht! (Beifall.) Möge der ehrenwerthe Pickwickier, der so laut „Nein!" geschrien, vortreten und es läugnen, wenn er könne! (Beifall.) Wer es gewesen, der „Nein!" gerufen? (Enthusiastischer Beifall.) Etwa ein eitler und in seinen Aussichten getäuschter Mann — er wolle nicht sagen, ein Schwätzer (lauter Beifall) der, eifersüchtig auf das Lob, das, vielleicht unverdient, seinen Forschungen zu Theil geworden, und knirschend unter dem Tadel, der auf seine schwachen Versuche, es ihm (Mr. Pickwick) gleich zu thun, gehäuft worden sey, jetzt seine Zuflucht nehme zu dieser niederträchtigen und verleumderischen Weise. — —

(Fortsetzung folgt.)

Monsieur Jean der Schulmeister.

(Schluß.)

Dieß schlichte Dorf, wo der geringste Mann,
So ohne Noth wie ohne Ueberfluß,
Sein Fleckchen Land hat, schien ganz wie gemacht
Für die vollständige Glückseligkeit,
Die, dem berühmten Traum nach, winkt dem Landmann,
Dem fleiß'gen, den unschuld'gen Sterblichen;
„Und doch," sprach Monsieur Jean bei sich, „wie falsch
Ist dieser Glaube: fehlt die Härtigkeit
Des Herzens, wie es beim Landleben wird,
Wenn Gott nicht thut das Uebrige, wenn nicht
Der heil'ge Geber, der den Halm vergoldet,
Auch reifen macht im Feld des Landmanns Seele!"
Oh! wenn Jean Jacques mit tiefem Grimm erkannte
Die Pest der Stadt, den Gräu'l der großen Welt,
Fand Monsieur Jean, im Gegentheil, den Stein
Der Scholle unter seines Pfluges Eisen.
Oft rief er aus: O Geist! o Geist! Geheimniß!
„Was ist es denn," sprach er, „wenn dieß das Beste
Auf Erden ist, wenn wen'ger Böse uns
Auf einmal zu so braven Leuten machen?"
Und dann, die Welt nach diesem Maßstab messend:
„Dieß also ist der Glaubenslosen Zukunft!
Versteckte Selbstsucht statt glänzender Laster!
Diesseits des Meers und jenseits wenig Seelen!
Diese trübsel'gen Worte waren wohl
Ein Theil von seinem Martyrthum; wo unter
Beschränktem Horizont büßte der Sohn
Für Blitze, die der Vater keck geschleudert.

Doch, Gott der Lieb' und Gnad'! er hatt' auch Stunden,
Wo weiter über ihm dein Himmel ward;
Wo, während fest sein Christenglaube blieb,
Sein Herz, in Zuversicht, der Hoffnung wieder
Raum gönnte für die Zukunft, für die Menschheit,
Für jenen großen, theuern Todten auch!
Ab von der Schöpfung wälzte sich der Fluch.
Ein Monat war's vor seinem Tod im Sommer,
Am Tag des milden, heiligen Johannes,
Den er mit seiner Schule stets gefeiert,
Da wollt' er ihr die Freude machen — wohl
Die letzte war's! — sie fuhren insgesammt
Zum schönen, nahen Park Ermenonville. *)
Nicht ohne Zweck war dieses frohe Fest.
Schwach fahrend kam man in zwei Stunden hin,
Man reiste aus früh mit dem Morgenroth;
In engen Reihen saßen da die Kinder,
Erzählend, Plane machend, lustig summend,
Schüttelnd an jedem Zweige, der herabhing,
So daß der vierundachtzigjähr'ge Greis
Mit Thau ward jeden Augenblick begossen.
Sobald die Schaar vom Wagen war gestiegen,
Weiht' eine Messe, (leicht erräth man, was
Ihr Gegenstand, und wessen Seel' sie galt!)
Und heiligte den himmelblauen Tag.
Und Monsieur Jean in Thränen zitterte
Vor Hoffnung, denkend, für wen diese Herzen
Um Gnade flehten — eine Schaar, noch gläubig,
Die, betend wie es sich gebührt, unwissend
Bekräftigte, was wohl bewußt dem Himmel.
Dann nach der Meß' allein, tiefsinn'ger noch,
Ging er zu sehn das leere Mausoleum
Zur Insel, vor dem See die Kinder warnend,
Doch dann zurückgekehrt, verließ er sie
Den ganzen Tag nicht mehr, sich ganz vertiefend
In ihres Glückes Mitgenuß. — Das Spiel
Verlassend, hörten ein Halbdutzend etwa,
Welche die Achtung vor dem Greis, vielleicht
Die Mädigkeit um ihn versammelt hielt,
Achtsamern Geistes, nicht so kindisch mehr,
Dem Lehrer zu, der so zu ihnen sprach:
„Kinder, ein schöner Ort ist dieß — heut' Morgen
Habt Ihr als etwas Unbekanntes noch
Ihn Euch gedacht. Viel andre Orte gibt's,
Und einen schönern weit, den einzig schönen,
Vor welchem dieser hier ein Grab nur ist,
Will man sich denken ihn, so muß man dichten;
Gelegen ist er ferner als die Sonne.

---

*) Der bekannte Lieblingsaufenthalt von Rousseau.

Und jeder Stern, zu dem Eu'r Auge schweift.
Groß ist die Reise, aber schnell gemacht;
Man macht im Tod sie, auf der Seele Flügeln.
Bereitet Euch, daß später ohne Vorwurf
Der Herr Euch aufnimmt; hier schon kennt er Euch!"
Als nun Eins fragte: „Wer ist denn der Herr,
Dem jener Ort gehört?" sprach er: „Ihr Kinder,
Ein jeder schöner Ort hat seinen Herrn;
Nur läßt er, ohne sich zu zeigen, Euch
Drin fröhlich seyn und laufen. So hat Gott
Das Weltall für den Menschen zugerichtet;
Aber der Mensch, ein böses Kind, verdarb
Das Wunder; Christus stellt' es wieder her;
Jetzt thut es Noth, daß über sich man wacht."
Dann fuhr er fort: „der Herr ist fern, doch bald
Geh' ich, der ich noch hier bin, meine Kinder,
Zu ihm hinauf; abwesend werd' ich seyn,
Für Euch bei Eurem Treiben; doch mein Auge
Wird Euch begleiten! denkt daran und sagt:
Der alte Lehrer ist nicht bei uns mehr,
Doch sieht er immer uns, und sind wir gut,
So liebt ihn Gott und nimmt ihn gnädig auf.
So jung wie Ihr hatt' ich auch meinen alten
Schulmeister; der begleitet mich, und ihm
Ist es ein Festtag wenn er hier uns sieht."
Sitzend in der Einöde, wo sie aßen
Ihr ländlich Mahl, mischt' er darein das Brod,
Das köstliche, unsterbliche, das Plato
Kindern zu geben kaum für möglich hielt;
Er mehrte es; wenn unter seinem Auge
Zwei stritten um ein bess'res Stück, entwaffnet
Des Stärkern Herz ein einfach Wort; es gibt
Dem Schwächern nach, entfernt sich ohne Thräne,
Und bald, wie er sie sieht des Streits vergessend,
Einträchtig, sagt er: „Liebe Kinder, so
Wenn später Euch im Leben trennt der Vortheil,
Ist es am besten, wenn der Stärkre nachgibt,
Wenn der geschonte Schwache Reue fühlt,
Gedenkend, daß Ihr Alle hier einst waret,
Gedenkend, daß eine geheime Freude
Der Seele wohler thut als ein zwiefacher
Antheil, woran die Sünde mit sich nährt.
Liebt Euch einander all', zu lieb dem alten
Schulmeister, der Euch glücklich haben will!"
— Zu Ende ging der Tag, ein Stern erglänzte.
Von einem Hügel aus zeigt' er den Kindern
Das Land umher; über floß ihm das Herz,
Dessen sich die Vergangenheit bemeistert.
Ein Echo des Vikars klang in ihm an,
Rasch aber ging deise Erinnrung unter
In Jesu Predigt, die er hielt vom Berg.

Jean Jacques, wenn dem Menschen, dem Verbannten,
Deiner Religion unsichre Stützen
Genügten, dein einfach Elysium
Nicht falscher Glanz unächter Steine war:
Was wollt'st du sagen? Würdig war er deiner,
Erkannt hast du als Sohn ihn an den Strahlen
Des Glaubens, und indem, ein Geist, du ihn
Emporziehst zu den Sphären wo du weilst,
Zeigst du ihn stolz des Himmels weisen Mächten.
Doch wenn du dich getäuscht, wenn dieser Stolz,
Der anklebt unserm ird'schen Wesen, ward
Für dich zur Klippe wie für alle Menschen,
Wenn, liebevoller aber strenger auch,
Der Herr von Anfang an uns hält umfaßt,
Und an sich drückt, von Ewigkeit bemessend
Den Abgrund und die Hülfe und zur Rückkehr
Bereit die unsichtbare Führung haltend;
Wenn, der gereinten Erde gnädiger
Vielleicht, er immerhin doch bleibt der Gott
Der Kreuzestrübsal: hat dann dieser Sohn,
Besser als du, der sich den Besten nannte,
Der Sohn, des langes Leben nichts als Thränen,
Dich nicht durch des lebend'gen Opfers Kraft
Aus deiner Buße Ort erlösen können?
Und darf man Euch befreiten Beiden nicht
Nachrufen! sel'ger Vater! sel'ger Sohn?

Wenn man auch die sittliche und religiöse Tendenz dieser Dichtung gerne rühmend anerkennt, und die darin durchgeführte Idee: daß der Name und das Schicksal des Vaters, des berühmten Rousseau, für den, mit Verläugnung des natürlichen Gefühls ausgesetzten, in den Lehren des Christenthums aufgezogenen Sohn ein Antrieb wird, durch Ergebenheit und Demuth dasjenige gewissermaßen zu vergüten, was der Vater in stolzem Mißmuth gesündigt hat; wenn man auch manche schöne psychologische und idyllische Züge in diesem Gemälde findet: so ist doch der Ton und die Färbung des Ganzen allzu trocken und nüchtern; nicht nur fehlt fast durchaus der Schwung der Gedanken und Bilder, was man gerade bei dieser Gattung wohl entschuldigen kann, sondern es herrscht auch fast durchgängig eine ganz abstrakte Sprache, statt der konkreten Anschaulichkeit der Diktion, welche dem Alltäglichsten und Prosaischsten doch noch einen großen poetischen Reiz verleihen kann. Nicht nur die Idee, sondern auch die Ausführung dieses Gedichts gehört völlig der Reflexion an.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

№ 16.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

ren der helvetischen Revolution bis zur Aufhebung des Stiftes. Mit Original-Actenstücken, Correspondenzauszügen und andern Beilagen. gr. 8. St. Gallen, 1834. 1 fl. 20 kr. — 21 gGr.

Dieses als Anfang und Schluß zu von Arx Geschichte von St. Gallen zu betrachtende wichtige Werk, ehemals unser Commissionsartikel, ist nunmehr in unser Verlagseigenthum übergegangen.

St. Gallen, den 31 Julius 1838.

Huber & Comp.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Pölitz, Geh. Rath, Prof. K. H. L., die Weltgeschichte für gebildete Leser und Studirende dargestellt. Neue Ausg. der sechsten verbesserten und vermehrten Aufl., fortgeführt bis zum Jahre 1838, in 15 Lieferungen. gr. 8. 8te — 14te Lieferung geh. à 1/3 Rthlr.

☞ 1ste—7te Lieferung wurde im vorigen Jahre ausgegeben; 14te und 15te Lieferung, die neueste Geschichte, einschließlich der Julius-Revolution, bearbeitet vom Prof. Fr. Bülau, ist auch als selbstständiges Werk zu betrachten.

Zeittafeln zur Geschichte von Spanien und Portugal, Frankreich, England, Deutschland, Italien; nebst statistisch-politischen Tabellen der genannten Reiche, nach den neuesten Angaben von 1837. gr. Fol. à 4 gr. — 20 gr.

Langenn, Geh. Rath, Dr. F. A. v., Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des königl. Hauses Sachsen. Eine Darstellung aus der sächs. Regenten-, Staats- und Cultur-Geschichte des XV. Jahrhunderts, größtentheils aus authentischen Quellen. (Nebst Urkunden.) gr. 8 (40 Bogen.) Auf schönes Velinp. 3 1/3 Rthlr.

Neue Jahrbücher der Geschichte und Staatswissenschaft, begründet von Pölitz 1828, werden auch 1839 fortgesetzt unter Mitarbeitung von 60 gelehrten Männern, vom Prof. Fr. Bülau.

Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig.

So eben erschien und ist zu haben in allen Buchhandlungen:

Das Leben und Wirken des schottischen Baronett Sir John Sinclair, dargestellt von seinem Sohne. Deutsch von Dr. Boumann. 2 Theile. 8. Velinp. geheftet 3 Rthlr. 12 gr.

Wichtig für Professoren der Staatsökonomie und des Staatsrechts, für Statistiker, Landeigenthümer, größere Gutsbesitzer und Landwirthe, so wie von vielfältigem Interesse für jeden Gebildeten.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Litterarische Zustände und Zeitgenossen. In Schilderungen aus Karl August Böttigers handschriftlichem Nachlasse. Zweites Bändchen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 16 Gr.

Das erste Bändchen dieser interessanten Beiträge zur Geschichte der deutschen Litteratur erschien zu Anfang d. J. und kostet 1 Thlr. 12 Gr.; eine „Biographische Skizze Böttigers," von demselben Verfasser, 16 Gr.

Leipzig, im Julius 1838.

F. A. Brockhaus.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

URANIA.

Taschenbuch auf das Jahr 1839.

Neue Folge. Erster Jahrgang.

Mit dem Bildnisse Lamartine's.

8. Auf feinem Velinp. elegant cartonnirt. 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: I. **Des Lebens Ueberfluß.** Novelle von **Ludwig Tieck.** — II. **Goethe's Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg.** — III. **Die Entführung.** Novelle von **Joseph Freiherrn von Eichendorff.** — IV. **Der Gekreuzigte.** Novelle von **Leopold Schefer.** — V. **Irrwisch-Fritze.** Idyll-Novelle von **Franz Berthold.**

Mit dem Jahrgang 1839 der Urania beginnt eine neue Folge, und ich erfülle daher gewiß den Wunsch vieler Freunde dieses Taschenbuchs, wenn ich die noch vorräthigen neun Jahrgänge 1830 — 1838, die im Ladenpreise 18 Rthlr. 6 gr. kosten,

zusammengenommen für 4 Rthlr. 12 gr., einzelne Jahrgänge aber für 16 gr. ablasse.

Diese Jahrgänge enthalten Beiträge von W. Alexis, G. Döring, J. von Eichendorff, F. von Heyden, W. Hugo, W. Martell, E. Mörike, A. Oehlenschläger, Posgaru, P. J. von Rehfues, L. Rellstab, C. F. von Rumohr, A. von Sartorius, L. Schefer, Johanna Schopenhauer, G. Schwab, C. Scävola, A. von Sternberg, F. Voigts, besonders aber acht Jahrgänge Novellen von **Ludwig Tieck**, die zu den ausgezeichnetsten Leistungen dieses Dichters gehören dürften.

An Kupfern enthalten diese Jahrgänge außer schönen Bildnissen von Uhland, Cornelius, Oehlenschläger, Dannecker, Zelter, Tegner, Auber, A. von Humboldt, Zedlitz und sechs Darstellungen zu Bürgers Gedichten, 45 Stahlstiche nach ausgezeichneten Gemälden deutscher, französischer und englischer Künstler.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

---

24 Holzschnitte zu Schillers Werken.

Preis 1 fl., in 4 Lieferungen je zu 15 kr.

Der Beifall, dessen sich unsere neueste Ausgabe von

Schillers sämmtlichen Werken in 12 Bänden kl. 8.

zu erfreuen hat, veranlaßt uns, dem seit mehreren Jahren vorbereiteten und demnächst zur Publication reifen Unternehmen

einer Ausgabe

sämmtlicher Werke Schillers,

illustrirt mit Holzschnitten

nach Zeichnungen der ersten Künstler Deutschlands

eine kleinere Reihenfolge von 24 Holzschnitten im Format der neuesten Ausgabe, und besonders für diese gefertigt, vorausgehen zu lassen.

Sämmtliche Zeichnungen und ein Theil der Stöcke liegen bereits fertig vor; die Ausgabe wird in vier Lieferungen vor Schluß dieses Jahres noch vollständig erfolgen.

In Wohlfeilheit des Preises schließe sich die Illustration der Ausgabe selbst vollkommen an.

Die Lieferung von sechs Holzschnitten kostet nur 15 kr. oder 4 gr., die 4 Hefte zusammen also nur 1 fl. oder 16 gr.

Stuttgart und Tübingen im October 1838. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Historisch-kritische

Darstellung des Streites

über

die Einheit oder Mehrheit der venerischen Contagien,

von **Dr. Friedrich Oesterlen.**

Preis 3 fl. 24 kr. oder 2 Rthlr.

Die medicinische Facultät zu Tübingen wurde durch die noch herrschende Dunkelheit dieser Sache veranlaßt, im Jahre 1835 eine Preisaufgabe zu stellen, worin sie eine Erörterung des Streits über die Einheit oder Verschiedenheit des Tripper- und Chanker-Contagiums und des Verhältnisses der Pseudosyphilis zu diesen Contagien verlangt. Die Beantwortung des Verfassers erhielt den Preis; nachdem sie weiter ausgeführt und verbessert worden, legt er sie nun der Beurtheilung des ärztlichen Publicums vor.

Wenn die Geschichte irgend einer Krankheit und der verschiedenen Lehren darüber geeignet ist, zu zeigen, wie wenig die meisten Aerzte im Stande sind, aus ihren sogenannten Erfahrungen gesunde Vernunftschlüsse folgerichtig abzuleiten, so ist es der Streit, dessen Darstellung wir uns zur Aufgabe gemacht haben.

Stuttgart und *Tübingen.* **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Der

ausübende Landwirth

oder

die praktische Landwirthschaft auf ihrem jetzigen Standpunkte

von

Low und Jacobi.

5 Lieferungen. 1 Rthlr.

ist so eben an alle Buchhandlungen versandt:

Die 5te und letzte Lieferung mit Haupttitel, Vorrede, Inhaltsverzeichniß und dem Rest der Abbildungen erscheint in einigen Wochen.

Leipzig, im October 1838.

A. Wienbrack.

In der Unterzeichneten ist erschienen, durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Die

Eisenbahnen

im Vergleiche mit

den Wasserstraßen

von **Michael Chevalier.**

Auf Befehl Sr. Majestät des Königs von Würtemberg

aus dem Französischen übersetzt von

Friedr. Ludw. Lindner.

8. in Umschlag geheftet. Preis 24 kr.

Zu einer Zeit, wo der Wunsch, überall Eisenbahnen anzulegen, fast zur Leidenschaft geworden, verdient eine Schrift, in welcher diese Angelegenheit unparteiisch, mit ruhiger Berechnung, untersucht wird, die Aufmerksamkeit des Publicums. In der Abhandlung des Hrn. M. Chevalier, die hier in deutscher Uebersetzung erscheint, werden die verschiedenen Interessen erwogen, deren Förderung die neue Erfindung beabsichtet, in Bezug auf andere Transportmittel werden die Resultate einander gegenübergestellt, wodurch die Beurtheilung eine sichere Basis erhält. — Daß diese lehrreiche Schrift auf Befehl Sr. Majestät des Königs übersetzt und gedruckt wurde, ist ein abermaliger, in unsern Tagen zweifach erfreulicher Beweis von der Aufmerksamkeit des erhabenen Beschützers der Industrie auf Alles, was die Zeitbedürfnisse zu regeln und so mit Sicherheit zu befriedigen geeignet ist. Die Rücksicht auf diesen Umstand wird die öffentliche Theilnahme an der Schrift unstreitig erhöhen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Betrachtungen

über das

Gebet des Herrn.

8. broch. Preis 45 kr. oder 12 gr.

Die Absicht des Verfassers war, die Einwirkung der Glaubensformen auf das äußere Leben, die Verhältnisse der Regierungsformen zur Menschheit, und die Stellung der verschiedenen Stände der bürgerlichen Gesellschaft zu einander in versöhnendem Sinne zu besprechen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Weihnachtsbücher.

In der Litterar. artist. Anstalt in München ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schön - Röslein.

Ein Mährchen,

erzählt von

Guido Görres,

gezeichnet von

Franz Graf v. Pocci.

In Holz geschnitten von H. Neuer.

Als Anhang einer Nummer der Allgem. königl. Hof-Rosenzeitung,

mit Vignetten.

Ausgabe Nr. 1 einfach cartonnirt 1 fl. oder 16 gr.
" " 2 in buntem Umschlag carton. 1 fl. 24 kr. oder 22 gr.
" " 3 in buntem Umschlag mit Gold carton. 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

Das Mährlein von Sneewittchen,

mit Bildern

den

Kindern gewidmet,

von

Franz Grafen v. Pocci.

Geheftet. Preis 36 kr. rhein. oder 8 gr.

Hänsel und Grethel,

ein Mährlein mit Bildern

von

Franz Grafen v. Pocci.

Geheftet. Preis 27 kr. oder 6 gr.

Das lustige Mährlein vom kleinen Frieder mit seinem Vogelrohr und seiner Geige.

mit Bildern

von

Franz Grafen v. Pocci.

Geheftet. Preis 24 kr. oder 6 gr.

Ein Büchlein für die Jugend.

Enthaltend: Die Legende von Placidus und seiner Familie, das Mährchen vom Marienkind, die Volkssagen vom Untersberg, nebst vielen andern erbaulichen und ergötzlichen Historien.

Vom Verfasser des Volksbüchleins.

Preis geheftet 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr.

In der Unterzeichneten sind erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Blüthen aus Jakob Böhme's Mystik.

Von

Dr. Wilh. Ludw. Wullen.

Velinpapier in Umschlag brosch. Preis 1 fl. oder 16 gr.

Der Herausgeber, bekannt durch seine frühere Schrift über Böhme, welche, wie Gustav Schwab in den Heidelberger Jahrbüchern urtheilt, die strengwissenschaftliche Seite dieses tiefen, gewaltigen Geistes meisterhaft darstellt, gibt in dieser Sammlung Bilder aus der religiösen und dichterischen Weltanschauung des Weisen von Görlitz. Sie hat den Vorzug, daß sie ihren Inhalt nicht zufällig aneinanderreiht, sondern ihn kunstreich gliedert, und zu einem schönen Ganzen abrundet, das von den tiefsten Blicken in die Geheimnisse des Gemüthes durchleuchtet wird. Man darf deßhalb wohl sagen, daß mit ihr der Herausgeber seinen Zweck, dem lange verkannten, weil nicht genug erkannten, großen Genius ein Denkmal zu setzen, gründlicher erreichen wird, als der Britte, welcher ihm gegenwärtig auf seinem Grabe in Görlitz einen Marmorstein errichten läßt.

Stuttgart und Tübingen, Junius 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Knapp's evangelischer Liederschatz.

In der unterzeichneten Verlagshandlung ist erschienen und durch alle guten deutschen und schweizerischen Buchhandlungen zu haben:

Evangelischer Liederschatz
für Kirche und Haus.

Eine Sammlung geistlicher Lieder aus allen christlichen Jahrhunderten, gesammelt, systematisch geordnet und nach den Bedürfnissen unserer Zeit bearbeitet von

M. Albert Knapp,

Zwei Bände in großem Median-Octav, zusammen 1650 Seiten mit 3590 Liedern, einer Abhandlung über das Kirchenlied und 4 Registern, nämlich einem biographischen, alphabetischen, Melodien- und Spruchregister.

Preis: für 1 Exemplar auf weißem Druckpapier 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.
für 1 Exemplar auf weißem Velinpapier 4 fl. oder 2 Rthlr. 12 gr.
Freiexemplare bei 50 zwei und bei 100 fünf.

Der Verfasser suchte in dieser umfassenden Sammlung es der evangelischen Kirche Deutschlands thatsächlich vor Augen zu legen, was sie an guten geistlichen Liedern besitzt, und dadurch einen Beitrag zu der so wünschenswerthen Gestaltung eines deutschen evangelischen Nationalgesangbuchs zu geben. Zu dieser Arbeit bewog ihn vorzüglich die große Dürftigkeit der meisten Kirchengesangbücher, und der Blick auf die verkehrten Grundsätze, wornach viele derselben gefertigt sind, — sodann aber auch der innige Wunsch, in jeder deutschen evangelischen Familie ein recht vollständiges, gediegenes und allen Bedürfnissen genügendes geistliches Liederbuch zu sehen, das in Freude und Leid ein ächter Hausschatz wäre. Daher wurden nicht allein die sämmtlichen evangelischen Kernlieder, sondern auch viele hundert andere, meist verschollene oder ganz unbekannte Gesänge in zarter, den billigen Forderungen des Christengeschmacks entsprechender Bearbeitung aufgenommen, also, daß bloß die Sprachfehler, Sprachhärten und alte unpassende Bilder entfernt, das Gepräge der Lieder selbst jedoch und der einfache evangelische Geist unverkürzt gelassen wurden. Das Ergebniß hiervon dürfte dieses seyn, daß eine bedeutende Zahl bisher wenig beachteter Lieder den bekannteren Kernliedern nun würdig zur Seite steht, und der brauchbare Liedervorrath der deutschen Kirche einen ansehnlichen Zuwachs gewonnen hat.

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat nicht nur für schönen, auch älteren Augen leserlichen Druck, und gutes, dauerhaftes Papier gesorgt, sondern auch den Preis auf's niedrigste gestellt, damit diese umfassende Liederschatz ein wahres Volksbuch werden und auch in die Häuser der Unbemittelten den Weg finden könne. Möge diese redliche Absicht durch Mitwirkung vieler Freunde des evangelischen Christenthums wohlwollend und kräftig befördert werden. —

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Allen Freunden und Verehrern des um die Pferdezucht und Thierarzkunde hochverdienten Hrn. Majors v. Tennecker wird es eine angenehme Nachricht seyn, wenn sie erfahren, daß dieser würdige Veteran sich entschlossen hat, unter dem Titel:

Erinnerungen aus meinem Leben.

Zum Theil Studienbilder
für
Cavallerieofficiere, Stallmeister, Bereiter, Pferdeärzte, Pferdezüchter, Pferdehändler und jeden Kenner und Freund der Pferde

von F. v. Tennecker.

8. Altona, Hammerich. 1e Band geh. 1 Rthlr.

ein Werk herauszugeben, welches die Erfahrungen seines vielbewegten Lebens enthalten soll. **Der erste Band ist bereits erschienen,** und in sämmtlichen Buchhandlungen Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz und Dänemarks zu haben.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichte der Amazonen

von **Dr. Friedrich Nagel.**

Mit einer Abbildung und einer Karte des Amazonen-Landes.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Dieses Werkchen umfaßt auf wenigen Bogen Alles, was uns die classischen Schriftsteller des Alterthums über diese höchst interessanten Frauen aufbewahrt haben. Unsere reiche archäologische und historische Litteratur besitzt kein Werk, das die Geschichte der Amazonen vollständig behandelt; hier wird der Gelehrte wie der Ungelehrte, der Künstler wie der Kunstfreund gleiche Befriedigung finden. Was wir bisher mit Mühe aus den umfassenden archäologischen, mythologischen und artistischen Werken von Böttiger, Kreuzer, Tischbein, Winckelmann u. A. zusammenlesen mußten, ist hier, in freundliches Gewand gekleidet, zu einem Ganzen vereint, das gewiß der Wißbegierde des gelehrten Forschers und des neugierigen Lesers nur willkommen seyn wird.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist erschienen:

Reden und Vorträge
über
Gegenstände aus dem Gebiete
der
Naturforschung
von
Karl Fr. Ph. v. Martius.

8. Preis 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: Reden zu Linné's Gedächtniß. — Ueber den philosophischen Gedanken in Linné's Werken. — Aus Linné's Rede vor dem Könige von Schweden. — Die Stufenalter des Menschenlebens. — Vom magischen Einflusse der Natur auf den Menschen. — Die Leiden und Freuden des Naturforschers. — Linné'sche Lieder und Litanei. — Vier Vorträge über die Metamorphose der Pflanzen. — Die Seele der Pflanzen. — Die Unsterblichkeit der Pflanze. — Die Anforderung der Zeit an den Naturforscher.

Der Hr. Verfasser behandelt hier mehrere Gegenstände von hohem allgemeinem Interesse. Seiner Darstellung liegt überall eine begeisternde Ansicht von der Natur zum Grunde, und er sucht die Beziehungen zwischen der physischen und moralischen Welt hervorzuheben.

Der Erlös des Werkchens ist für die Unterstützung von Waisen an der Cholera Verstorbener bestimmt.

Stuttgart u. Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nr. 323.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

19 November 1838.

Ausflüge aus Pau.

2. Lescar.

Auch dieses ist, wenn man der Tradition trauen darf, eine alte Hauptstadt von Béarn, welchem es sogar den Namen gab, denn man behauptet, hier sey das alte Benearnum gestanden. Dem alten Brevier von Lescar zufolge wählte Leontius, Bischof von Trier, Primat von Gallien, den Diaconus Julian zum Bischof von Lescar, das damals Novella hieß, und dieser verbreitete zuerst das Christenthum in Aquitanien mit besserem Erfolge. Man weiß, daß die Westgothen dem Arianismus zugethan waren; Chlodwig nahm dieß zum Vorwand, den König Alarich zu bekriegen und ihm seine Vasallen untreu zu machen; auch der Bischof von Lescar, Galaktorius, nahm Partei für Chlodwig, erlebte aber dessen Sieg nicht, denn er wurde noch vorher bei Mimizan, nicht weit vom Ocean, getödtet; dieß ist der erste Märtyrer von Béarn, und nach ihm wurde eine Capelle in der Kirche von Lescar benannt.

Die Normänner zerstörten im Jahre 845 unter vielen andern Ortschaften auch Beneaenum oder Novella, oder wie es heißen mochte; die Herzoge von Gasconien, selbst aus ihrer Hauptstadt Bordeaux vertrieben, konnten den Religionsdienst nicht beschützen; die Tempel stürzten ein, die Getreuen blieben ohne Hirten, die weltlichen Edelleute bemächtigten sich der Kirchengüter. Ein einziger wandernder Bischof verbreitete Trost in mehreren Diöcesen, man nannte ihn den gasconischen Bischof, weil er in dem kleinen Orte Gascons oder Vascons in der Vicegrafschaft von Marsan eine Freistätte gesucht hatte. Aire, der vorzüglichste Bischofsitz der Novempopulania, war von Grund aus ruinirt worden. Dieser Zustand dauerte noch immer unter Wilhelm Sanzius, dem ersten, welcher gegen das Ende des 10ten Jahrhunderts den Normännern Gränzen zu setzen begann. Arsias Raca war damals gasconischer Bischof; an dem Rande eines Waldes, nahe beim Adour, hatte er den Rest seiner Heerde vereinigt; dort, unter einigen schlecht gebauten Hütten, in einer bescheidenen Capelle, — der einzigen vielleicht — welche der gottlosen Wuth der Normänner entgangen war, feierte er das Meßopfer auf einem, alles Schmuckes beraubten Altar. Aber der schwache Ton der kleinen Glocke erweckte mehr als einmal die Hoffnung in dem Herzen, das Unglück oder Verbrechen mit Verzweiflung erfüllt hatten.

Auf dem Pfade, welcher von dem Schlosse Palestrion in die Wälder am Adour führte, stiegen zwei Krieger herab, und als sie an einen Umbug gekommen waren, den ein Felsen mit einem darauf gepflanzten Kreuze bezeichnete, da setzte sich einer der beiden auf einen Baumstrunk, und schlug die Capuze des weiten braunen Mantels zurück; die ernsten, männlichen Züge des Herzogs Sanzius verriethen eine Befangenheit, deren Erklärung sein treuester und tapferster Waffengefährte, Lopoforti, der Sohn des Fortaner von Serres, mit untergeschlagenen Armen vor ihm stehend, mit ehrerbietigem Stillschweigen erwartete. Wie konnte er dem Verlangen seines Freundes und Gebieters widerstehen? er schwor ihm jeden Dienst zu leisten, den er von ihm verlangen würde. Als aber Sanzius anfing, sich über die Umtriebe des Grafen Raymond, Bruder des Vicegrafen Gaston von Béarn, zu beklagen, welche allein ihn verhinderten, den Krieg gegen die gottlosen Normänner zu beendigen, und das Gelübde einer Wallfahrt nach Santiago zu erfüllen; als er fortfuhr, zu erklären, daß der Tod Raymonds allein diesem Unwesen abhelfen könne, und daß er diesen Dienst von Lopoforti erwartete, zu welchem Ende er dem Grafen eine Bestellung an diesem Orte habe zukommen lassen, — da fuhr eine schwarze Angst in die Seele des einfachen Kriegers, der sich zwischen seiner Vasallenpflicht gegen Raymond und dem Schwure, welchen er dem Herzoge geleistet, in der Enge befand. Vergeblich waren seine Vorstellungen; der Herzog verließ ihn, mit seinem Zorne drohend, und noch stand er fast sinnlos und wie in den Boden gewurzelt, als Raymond in einiger Entfernung erschien, und, den Kopf in die Hände stützend, tiefsinnig auf einem Felsenstücke sitzen blieb. Lopoforti nähert sich ihm in einem Anfalle von Geistesverwirrung, und versetzt ihm von rückwärts einen Schwertstreich, der das Haupt vom Körper trennte. Er dachte keinen Augenblick daran, zu dem Herzoge zurückzukehren, der sich gewiß nicht als Mitschuldiger erklärt und ihn gegen die Rache der Familie Raymonds in Schutz genommen hätte. Er rannte in den Wald, von den Schrecken der began-

genen Lasterthat verfolgt, und nachdem er zwei Tage lang in der Wildniß herumgeirrt, fiel er an dem Fuße eines Baumes erschöpft und verzweifelnd zu Boden. Da hörte er den Schall des Glöckleins, welches die Christen an ihren Gott erinnert.

(Schluß folgt.)

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

(Fortsetzung.)

Es mögen nun hier einige Nachrichten über diejenigen russischen Gouvernements folgen, in welchen sich noch heutigen Tages hauptsächlich finnische Volksstämme in größerer Anzahl vorfinden, nämlich: Esthland, das Großfürstenthum Finnland und die Gouvernements Olonetz, Archangelsk, Wologda, Perm und Wiatka. — Bei den einzelnen Localitäten wird sich Gelegenheit darbieten, auf das, was wir oben generell gaben, speciell zurückzukommen.

Gouvernement Esthland.

Die Esthländer, oder um besser die eingeborne Race zu bezeichnen, die Esthen, sind Finnen, die in ihrer Sprache keinen eigenthümlichen Namen haben. Ihr Land nennen sie selbst: „Meie maa," d. h. unser Land. Von den Russen werden sie seit undenklichen Zeiten mit dem Namen „Tschuden" bezeichnet, und die Finnen kennen ebenfalls nicht den der „Esthen," welchen Europa ihnen beigelegt hat. Sie haben also diese Namen von auswärts her erhalten; Tacitus, welcher der Finnen erwähnt, hat auch zuerst die Benennung „Aestii" gebraucht. Er scheint sie für ein deutsches Volk zu halten, sie waren aber wohl, wie auch jetzt noch, Finnen.

Im Jahre 510 unserer Zeitrechnung bewohnten die Aestier noch das Bernsteinland, wie man aus Cassiodor sieht, allein wenige Jahre darauf wurden sie von den Preußen gegen Norden gedrängt, so wie es auch wirklich das östliche Ufer des baltischen Meeres in der Nähe der Slaven ist (Slavi et Aisti), wohin Eginhard in seiner Lebensbeschreibung Karls des Großen sie versetzt. — Gleichwohl breitete sich, wenn wir dem Anglo-Saxonen Wulfstan und dem Normannen Other im 9ten Jahrhundert folgen, „Eastland oder Estum" bis zur Weichsel aus. Der Name Esthland ist schon bei Adam von Bremen sehr bekannt, der ihn der ganzen Ausdehnung des Landes zwischen der Düna und der Newa beilegt. — Snorro Sturleson nennt diese Gegend beständig „Eystland" und die Bewohner „Eystur," und so ist also der wahre Ursprung des Namens, deutsch Esthland (lateinisch Estonia), oder, wie man vielleicht richtiger schreiben dürfte: Oestland, nämlich das Land in Osten, obwohl man gegen diese Etymologie Zweifel erhoben hat.

Die Finnen dieser Gegend waren Heiden bis zum 11ten Jahrhundert; erst im Jahre 1080 bekehrte sie ihr Besieger, Knut oder Canut IV, König von Dänemark, zum Christenthum, und obgleich in der Folge der deutsche Kaiser in diesem Lande, das ihm nicht gehörte, und welches sich von Zeit zu Zeit dann auch wieder unabhängig benahm, schaltete und waltete, so hörte es in der Wirklichkeit erst im Jahre 1347 auf, Eigenthum der dänischen Monarchie zu seyn, wo der König Waldemar III es an den Großmeister des deutschen Ordens in Preußen verkaufte. Dieser Orden besaß Esthland ungefähr 200 Jahre; als er aber kraftlos wurde und sank, unterwarfen sich die Städte und der Adel, welche von den Rittern schlecht gegen die immer mehr und mehr drohenden Russen vertheidigt wurden, im Jahre 1561 der Krone Schweden, welche sich dann auch Livlands bemächtigte. In seinem großen Kampfe mit Karl XII eroberte Peter der Große Esthland, und vollendete diese Eroberung durch die Einnahme der Stadt Reval im Jahre 1710. Seit jener Zeit blieb die Provinz dem russischen Scepter unterworfen und hat seinen Namen und einen Theil seiner alten Privilegien erhalten. Durch eine Ukase vom 3 Julius 1783 wurde sie zu einer Statthalterschaft eingerichtet mit fünf Districten, welche Namen trugen, die an die alte Eintheilung erinnern, nämlich: Harrien, Westharrien, Wierland, Jerven, Wiek; durch eine Ukase vom 3 December 1784 erhielten sie die gegenwärtigen Benennungen. Der District von Balta oder Baltischport wurde damals mit dem von Reval vereinigt.

Diese Provinz, begränzt im Westen vom baltischen Meer, im Norden durch den finnischen Meerbusen, im Osten vom Gouvernement St. Petersburg, im Süden durch den Peipussee und Livland, begreift, nach den Angaben von Hupel und Friebe einen Flächenraum von 324 deutschen Quadratmeilen oder 15,837 russischen Wersten in sich, wovon 11,966 Quadratwerste auf das feste Land, und 907 auf die 70 kleinen Inseln kommen, die dazu gehören. Die Ausdehnung der Küste beträgt 260 Werste.

Esthland ist eine Fläche, die nur durch einige unbedeutende Höhen unterbrochen wird, welche nicht den Namen von Bergen verdienen; die ganze nördliche Küste aber ist hoch über dem Meer erhaben, und bildet, von Baltischport bis Narwa, eine Felsenmauer, an der die Wellen oft fürchterlich branden. Im Ganzen ist diese Küste sandig; andere Gegenden sind mit großen und kleinen Steinblöcken besäet, doch findet man auch gute Ländereien, mit Thon und Lettenerde bedeckt. Bienenstamm (in seinem: Geographischen Abriß der drei deutschen Ostseegränzen Rußlands) schätzt das urbare Land zu den unbebauten und mit Wald bedeckten Gegenden, wie 1 zu 3. — Außerdem, daß sich Esthland zwischen dem Meer und dem Peipussee ausbreitet, ist das Gouvernement noch von 228 kleinen Seen bewässert, die keine Erwähnung verdienen, und von zahlreichen kleinen Flüssen, unter welchen die Narowa, der Ausfluß des Peipussee, zu nennen ist, obgleich er eigentlich nur die Gränze berührt. — Man findet auch einige schwefelhaltige Salz- und Mineralquellen. Von 46 Quadratwersten ist eine immer mit Wasser bedeckt. — Die Luft ist rein und gesund; das Klima jedoch streng, der Winter lang, und die Winde, die fast das ganze Jahr wehen, arten oft in starke Stürme aus. — Im Ganzen ist der Boden wenig fruchtbar; doch reichen seine Erzeugnisse für die innere Consumtion aus. Der Ackerbau ist die Hauptindustrie der Einwohner; die Hauptproducte sind der Roggen und die Gerste, dann der Hafer, weniger Weizen, Buchweizen, Hanf und Flachs, Hopfen und Tabak. Das Getreide, was man zu den nothwendigsten Bedürfnissen nicht gebraucht, wird zur Branntweinfabrication benutzt. Man pflanzt viel Ge-

müse, die gewöhnliche Nahrung auf dem Lande; doch vernachlässigt der Bauer die Obstbaumzucht, und begnügt sich mit wilden Beeren, die er überall in großem Ueberfluß findet. Die Wälder, größtentheils Nadelhölzer, doch auch viel Eelen und Birken, bedecken fast 5000 Quadratwerste.

Die Bevölkerung des Gouvernements besteht hauptsächlich aus Esthen, ein finnisches Volk, das bis zu den neuesten Zeiten in der Sklaverei lebte, und alle Fehler derselben sich aneignete; man beschreibt sie als sehr sorglos und unbekümmert um die Zukunft, wenig ihren Herren ergeben, halsstarrig, unreinlich, und ohne alle Cultur. Die finnische Mundart, die sie sprechen, ist die niedrigste der Finnen; man kennt von ihr zwei Hauptdialekte, nämlich den von Reval, den man in ganz Esthland spricht, und den von Dorpat, der in Livland in Gebrauch ist, und von welchen der von Pernau nur eine Schattirung darbietet. Alle beide haben wenigstens den Vortheil, daß sie leicht auszusprechen sind, und nicht anders geschrieben werden, als man sie spricht. Die Landgüter sind Eigenthum der Deutschen, ein Name, unter welchem man auch eine große Anzahl von Dänen mitbegreift; sie bilden den Adel auf dem Lande und den Bürgerstand in den Städten. Ferner gibt es hier eine kleine Anzahl Russen, und hier und dort einige Schweden und Finnländer. — Die Bevölkerung dürfte sich etwa auf 230,000 Individuen belaufen, so daß 700 Seelen auf die Quadratmeile kommen, und ist auf 47 Kirchspiele vertheilt, in welchen man 5 Städte, 1 Marktflecken und 563 Landgüter zählt, von welchen letztern 8 der Krone, 45 den Pfarrern, und die übrigen den Edelleuten gehören. Man rechnet gegen 30,000 Bauerfamilien. Im Jahre 1819 befanden sich dort noch 200,944 Leibeigene, die gegenwärtig alle frei sind.

Die herrschende Religion ist die lutherische, zu der sich fast die ganze Population bekennt. Die Direction des in 79 Kirchen geübten Cultus ist einem Provincialconsistorium und einem besondern Consistorium in Reval anvertraut. In den Städten findet man auch orthodoxe Griechen, Raskolniks und Katholiken.

Obgleich Esthland wie die übrigen russischen Gouvernements organisirt ist, hat es doch einen Theil seiner alten Constitution und verschiedene Privilegien gerettet, unter andern das der freien Branntweinfabrication. Die Provinz steht unter dem Generalgouverneur von Riga. Sie besteht nach der neuesten Eintheilung aus 6 Districten, nämlich Reval, Hapsal, Weißenstein, Wesenberg, Laal und Kunda. In der Provinz selbst bedient man sich noch der alten Benennungen der Districte und theilt sie in 11 ein.

Die Hauptstadt Reval oder Revel, esthnisch Talline, russisch Kolivan, Seehafen und Festung vom zweiten Rang, liegt an einer Bai des finnischen Meerbusens, die eine treffliche Rhede hat, unter 59° 26′ 31″ Breite und 42° 25′ 19″ Länge. Der esthnische Name Talline (von Tani Line) und der lettische Dahni Pillis dieser Stadt heißt so viel wie „dänische Stadt.“ Auch der deutsche Namen, den man undeutlich Rewal oder Rewel schreibt, ist dänischen Ursprungs und kommt von „Refveln,“ Klippe (im Deutschen Riff) her. Die Felsen, mit denen die Küste besäumt ist, gaben der ganzen Provinz diesen Namen, der sich bis jetzt noch in ihrer Hauptstadt erhalten hat. Darum ist auch die richtigste Schreibart Revel. Die Stadt wurde im Jahre 1220 von dem dänischen Könige Waldemar II auf dem Platze gegründet, wo sich vorher das Schloß Lyndanisse erhob dieser Platz soll, wie man sagt, der Dom gewesen seyn, eine beträchtliche Anhöhe und der höchste Punkt der Stadt, auf dem man etwas später ein neues Schloß baute. Ueberdieß hatte Erich II schon 1093 das Kloster zum h. Michael gegründet, und als 1310 der dänische Baumeister Johann Kanna hieher geschickt wurde, um die Stadt mit Wällen zu umgeben, die noch größtentheils heutzutage vorhanden sind, wurde dieses Kloster so wie auch der Dom in ihren Umfang gezogen. Revel wurde von den Dänen sammt der ganzen Provinz an den Großmeister des deutschen Ordens verkauft, der es seinerseits wieder gegen eine große Summe an den Meister von Livland abtrat. Die Reformation fand auch hier wie in Livland trotz der Opposition des Bischofs Eingang. Die Stadt kam noch einmal unter dänische Herrschaft und unterwarf sich in der Folge den Schweden. Zu dieser Zeit war ihr Handel höchst beachtenswerth. Am 29 Sept. 1710 gelangte Reval durch Capitulation unter den Scepter Peter des Großen. Die Gründung von Petersburg, die Nachbarschaft dieses und des Hafens von Riga versetzte seinem Handel einen harten Schlag.

Die andern Städte Esthlands, Baltischport, Wesenberg und Weißenstein, beide mit merkwürdigen Ruinen bedeutender fester Schlösser des deutschen Ordens, und Hapsal sind unbedeutend. Die größten der zahlreich an der Küste zerstreuten Inseln sind Worms und Dagden.

(Fortsetzung folgt.)

Literarischer Fund über die gnostische Philosophie.

Das Echo du Monde Savant Nr. 44 bringt einen Auszug aus einem Berichte des Hrn. Dulaurier, der von dem französischen Minister des öffentlichen Unterrichts zur Untersuchung koptischer Manuscripte nach England geschickt worden war. Er fand im brittischen Museum ein wohlbekanntes, nach dem Namen des Dr. Askow benanntes, koptisches Manuscript von 548 Seiten, und entdeckte, daß es eine koptische Uebersetzung der „treuen Weisheit“ von Valentin, dem Haupt einer der berühmtesten gnostischen Secten, war. Das Werk ist in dramatischer Form abgefaßt, indem, einer Fiction zufolge, Christus nach seiner Auferstehung zwölf Jahre mit seinen Jüngern zubrachte, und ihnen in einer Reihenfolge von Unterhaltungen die höhere Offenbarung mittheilte. Das Werk soll die ganze Kosmogonie der Gnostiker, die Theorie der Emanationen u. s. w. enthalten. Hr. Dulaurier hat deßhalb das ganze Werk copirt, und gedenkt es nach seiner Rückkehr herauszugeben.

Die Methodisten in den Vereinigten Staaten.

Der Weg nach dem Meeting. Das Gespräch mit dem Prediger.

(Schluß.)

Nachdem der Mann auf diese Weise seine Verstärkung an sich gezogen hatte, nahm er einen gebieterischen, rauhen Ton an, und begann, wahrhaft unverschämt, uns wie Schulkinder auszufragen.

„Sie lesen wohl fleißig die Bibel," hub er an, mich vom Kopf bis zum Fuß mit den Augen messend.

„Ich glaube, hierüber bin ich Niemand Rechenschaft schuldig."

Prediger (zu den Zuhörern). Seht, er ist Niemand Rechenschaft schuldig! (Zu mir.) Und Sie gehen wohl Sonntags fleißig in die Kirche?

Ich. Das hab' ich mit meinem Gewissen zu verantworten.

Prediger. Seht doch, die Herren schieben Alles in ihr Gewissen; von Gott hört man sie nie sprechen. (Zu den Zuhörern.) Ich sehe, er ist ein ganzer Weltmann. (Zu mir.) Glauben Sie an Gott?

Ich. Wo ist der Mensch, der sagen kann, er glaubt nicht an ihn?

Prediger (zu den Zuhörern). Seht, er gibt mir eine ausweichende Antwort. (Zu mir.) Zu welcher Confession bekennen Sie sich?

Ich. Nicht zu der ihrigen. Ich glaubte, in diesem Lande Religionsfreiheit zu finden. Wenigstens steht sie in der Verfassung. Ich sehe mich aber einem Inquisitor gegenüber, der auf die Menge seiner Glaubensgenossen pocht.

Prediger (mit Herablassung und Sanftmuth). Fern sey es von mir, Jemand mit Gewalt aus den Krallen des Satans zu retten. Fahren Sie fort, Weltmann zu seyn, aber spotten Sie nicht unseres Glaubens. Es gibt noch ganz andere Gesetze als die, welche in den gesetzgebenden Versammlungen zu Stande kommen. (Wahrscheinlich meinte er hier die Lynchgesetze.)

Ich. Das ist wahr, aber wir sind hier an Bord eines Dampfschiffes, und da gelten nur die bürgerlichen.

Prediger (zu den Zuhörern). Das kann unmöglich ein Amerikaner seyn, oder er würde mehr an die göttlichen Gesetze sich halten. *)

Ich. Ich gestehe Ihnen gern, daß ich ein Deutscher bin.

Prediger. Da wundert mich freilich Ihre Freigeisterei nicht!

Ich. Ich glaube, es herrscht in Deutschland eben so viel Religion als hier.

Prediger (zu den Zuhörern). Jetzt merkt auf, wie er sich selber fängt. (Zu mir.) Nicht wahr, Sie gehen an Sonntagen spazieren?

Ich. Allerdings.

Prediger. Die Deutschen gehen Sonntags spazieren, hört Ihr?

Mehrere Stimmen. For shame! (Welche Schande!)

Prediger. Spielen Sie nicht zuweilen mit Karten?

Ich. Und warum nicht?

Prediger. Seht, er spielt Karten!

Stimmen. Dreadful! (Fürchterlich!)

Prediger. Ein Mann wie Sie besucht wohl auch von Zeit zu Zeit das Theater?

Ich. Was haben Sie dagegen einzuwenden?

Prediger. Daß das Theater eine Sündenanstalt ist, wo lauter Lügen aufs Tapet kommen; wo sich die Schauspieler und die Zuhörer an die Verstellung gewöhnen. Ich hoffe es zu erleben, daß alle Theater in Amerika abgeschafft werden.

Die Gläubigen. Blessed be Jesus! Amen.

Prediger (zu den Zuhörern). Hört nur weiter, das ist noch nicht Alles. (Zu mir.) Nicht wahr, Sie lieben den Tanz?

Ich. Ich bin wohl noch in den Jahren, wo dieser Geschmack entschuldigt wird.

Prediger. Pfui, schämen Sie sich, dergleichen vor christlichen Frauen auszusprechen.

Ich. Ich verstehe Sie nicht —

Prediger. Sie wollen mich nicht verstehen. Der Tanz erhitzt das Blut, steigert die Einbildungskraft und reizt zur Sünde, und nun vollends Ihr unzüchtiges Deutschtanzen!

Ich. Wir Deutsche tanzen, um lustig zu seyn, und denken an nichts als an die Musik und den Tact. Man muß eine sehr ungeregelte Phantasie besitzen, um wie Sie — — —

Prediger. Ich habe keine ungeregelte Phantasie, und weiß auch nicht, was Sie damit sagen wollen, aber ich habe hier einen kleinen Taschen-Salomon, der mich über dergleichen Dinge belehrt.

Ich. Ich besitze keine ähnliche Ausgabe.

Prediger. Da steht es schlimm um Sie. Salomon hat Alles durchgemacht, um uns die traurigen Erfahrungen zu ersparen. Ohne ihn könnt' ich gar nicht predigen.

Ich. Sie sind sehr unschuldig.

Prediger. Spotten Sie nicht, und geben Sie diesen Leuten hier kein Aergerniß. Nicht jedem hat Gott dieselbe Langmuth verliehen. (Zu den Zuhörern.) Ihr braucht ihn nicht zu strafen, dem bleibt sein Lohn nicht aus; er gehört schon jetzt der Hölle an. —

Zum Glück landete gerade jetzt unser Boot; das Läuten der Schiffsglocke überstimmte den Prediger, und so wie das Seil ausgeworfen war, schlichen ich und meine Begleiter davon. Frühere Erfahrungen hatten mich belehrt, dergleichen Schwärmern, die man in Amerika beinahe überall antrifft, aus dem Wege zu gehen.

*) Ich erinnere mich hier an ein im Staate Connecticut stattgehabtes Zeugenverhör.

Richter. Kennt Ihr diesen Mann?

Zeuge. Ja, Eure Herrlichkeit.

Richter. Was wißt Ihr von seinem Charakter?

Zeuge. Er ist gut und schlimm, wie man es haben will.

Richter. Was meint Ihr damit?

Zeuge. Ich will damit sagen: gegen Gott ist er gerade, gegen die Menschen aber gedreht. (Im amerikanischen Dialekt: god ward straight but manward twistical.)

Vermischte Nachrichten.

Um den Chor von Notre Dame läuft eine Reihenfolge von Basreliefs, welche Scenen aus dem Evangelium darstellen. Man wußte, daß diese Skulpturen, welche gegen die Mitte des 14ten Jahrhunderts beendigt wurden, von Jean Leroux und Jean Bouteiller, dem Neffen eines Baumeisters der Kirche, herrührten. Aber der Charakter der Figuren war ganz verschwunden unter mehrfachem Ueberfahren mit Gyps. Man hat die dicken Lagen sorgsam abgenommen, und unter dem groben Ueberzuge kleine gemalte oder vielmehr colorirte Figuren so frisch wie am ersten Tage der Malerei wieder gefunden: Gesichter, Kleidung, königliche Verzierungen u. s. w. haben noch eine ganz unbegreifliche Farbenfrische. (Pariser Blätter.)

•

Kürzlich sprang bei Boussu in Belgien eine Pulverfabrik in die Luft, wo sich gerade sehr viel Pulver befand. Der Schlag war fürchterlich. Nach dem Voleur (5 November), der es vermuthlich aus einem hennegauischen Blatt entlehnte, war die Erschütterung in der Erde so groß, daß die Arbeiter eines Kohlenbergwerkes bei Mont-sur-Marchienne, das 9 Lieues von dem Orte der Explosion liegt, ganz erschreckt die Arbeit verließen und aufstiegen. Mehrere Kohlenbergwerke der Umgegend müssen feiern, weil alle Pumpmaschinen gelitten haben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.)

Nr. 324.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 November 1838.

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

(Fortsetzung.)

Das Großfürstenthum Finnland.

In der schwedischen, also der officiellen Sprache dieser Gegend, heißt die Provinz Finnland. In finnischer Sprache heißt das Land „Sonomen-maa,“ d. h. Land der Seen oder Sümpfe, von Sono, See oder Sumpf, und maa, Land; — der Eingeborne nennt sich Sonomalainen, in der Mehrzahl Sonomalaiseth. — Wie es mit dieser Ableitung auch sich verhalten möge, werden wir doch in Zukunft: Sonomen, die besonders so genannten Finnen Finnlands nennen, um sie einestheils von den Finnländern im Allgemeinen, von den Schweden, Russen und Andern zu unterscheiden; andererseits aber von den Esthen, Ingriern oder Ischoren, die auch Finnen sind.

Die Sonomen, Anhänger der Vielgötterei bis zum 12ten Jahrhundert und noch später, scheinen während der ersten zehn Jahrhunderte unserer Zeitrechnung in Unabhängigkeit gelebt zu haben. Saxo Grammaticus zählt eine Reihe ihrer Könige im Kriege mit Schweden her; doch sind diese Namen unglaubwürdig, da sie für die finnische Sprache ganz fremd klingen. Die Sonomen machten sich ihren Nachbarn durch Seeräubereien und durch kühne Einfälle furchtbar. Schweden hatte viel von ihnen zu leiden, und es scheint, daß es viele Mühe gekostet hat, sie zu unterwerfen; doch war Schwedens Herrschaft nicht von Dauer, da es ihr schwer fiel, sich auf vielen Punkten zugleich zu befestigen, und sie ein Gegengewicht in der Macht der Republik Nowgorod fand, welche sich, nach Unterwerfung der Tschuden und Ischoren, bis zu den Kareliern und theilweise zu den Jemen ausbreitete, und selbst die Kaianen in den nördlichsten Gegenden berührte. — Das Rauben und Plündern dauerte immer fort, und die wilden Sonomen verharrten in ihrem heidnischen Götterglauben; der heilige Erich entschloß sich, sie zu bekehren, und der Bischof von Upsala folgte ihm auf seinem Kreuzzuge. Die Schweden landeten 1157 an der Südwestküste Finnlands, und es scheint, daß die Bekehrung anfangs nicht mit ernsten Hindernissen zu kämpfen hatte. Die erste Kirche erhob sich in Rädämäki, unfern von Abo. Da mußte Erich 1160 in sein Königreich zurückkehren; der Bischof von Upsala fiel als Märtyrer seines brennenden Bekehrungseifers, und ein Angriff der Schweden auf den Ladogasee bewog Nowogorod, die finnländischen Völker gegen sie zu unterstützen. Dessen ungeachtet widerstand der religiöse Eifer der Colonisten und der durch päpstliche Bullen angefachte Muth der Bischöfe allen Gefahren, und als zu Ende des 12ten Jahrhunderts Abo (lies Obo), ihre erste Stadt, geplündert wurde, erwarteten sie nur den Rückzug des Feindes, um sie wieder zu erbauen. Der heilige Vater regte zu ihren Gunsten den Eifer der Christenheit auf, und bewog den Orden in Livland, sich gegen die schismatischen Russen (infideles Ruthenos) zu rüsten; ein wirksamerer Erfolg gegen diese war der Einbruch der Mongolen, welche die Aufmerksamkeit Nowogorods, das für seinen Handel zu befürchten anfing, vom Norden ablenkten. Gleichwohl vernachlässigte diese Republik die Vertheidigung ihres Gebietes nicht, als ein christlicher Kreuzzug an der Newa anlangte, um sich von da nach Finnland zu begeben; der Sieger bei diesem Angriffe, Alexander Newski (1240), machte dadurch seinen Namen in den russischen Annalen unsterblich. Dessen ungeachtet aber verloren die Schweden nicht den Muth; die Eroberung Finnlands war bei ihnen ein Nationalwunsch geworden, und keine andere Unternehmung bot den Ehrgeizigen eine solche Aussicht auf Ruhm und Volksgunst dar. Der Schwager des Königs und erster Jarl des Reichs, Birger Magnusson, aus der Familie der Folkunger, wollte sich dadurch eine Stufe bauen, über welche er zum Throne gelangen könnte, und es gelang ihm. Im Jahre 1249 machte er eine Landung in Finnland, Angesichts der Insel Aland (Oland) und gründete unter den Tavasten, die auch noch Heiden waren, das Schloß Tawastborg, das in der Folge Tawastehuus genannt wurde. — Um die Bekehrung der Besiegten zu beschleunigen, gebrauchte er das Schwert und andere Grausamkeiten. Ein Jahr genügte, um das Christenthum hier festwurzeln zu lassen, und diese Eroberung Schweden zu sichern. Torkel Knutson, Vormund Birgers II, setzte das Werk des Großvaters seines Königs fort, zog 1293 in Karelien, wohin noch niemals die Schweden gelangt waren, ein, und gründete Wiborg. Kexholm scheint die dritte in Finnland erbaute Stadt gewesen zu seyn.

Aufgeschreckt durch die Fortschritte der Schweden, gereizt durch ihre vielfältigen Angriffe gegen den Ladogasee und durch ihre Absicht, sich an der Newa festzusetzen, bemühte sich die Republik Nowogorod, sich von einer so lästigen Nachbarschaft zu befreien, und schickte mehrere Abtheilungen von Schiffen nach dem südlichen Ufer von Finnland an die Mündung des Kumo und der Polnaia (Auea); im Jahre 1318 zerstörten sie Abo und Kusto, das Schloß, wo der Bischof residirte; auch Wiborg fiel in die Hände der Russen. Doch diese, umgeben von Feinden im Süden und Westen, beeilten sich ihre Gränzen in Nordwest zu sichern, und glaubten diesen Vortheil nicht zu theuer zu erkaufen, wenn sie förmlich durch einen zu Orockowetz 1323 geschlossenen Vertrag den Schweden das Land, um das man stritt, abtraten. Man kam überein, daß die Gränze zwischen den contrahirenden Staaten von der Mündung der Sestra in den finnischen Meerbusen beginnen, an diesem Ufer emporsteigen, die Wuora überspringen, den District von Kerholm durchschneiden und von da sich nach Nordwest gegen Kaiana wenden sollte, bis zum norwegischen Lappland. Den Statthalterschaften Abo, Tavastehuus und Wiborg fügten die Schweden auch noch die Districte von Savolar, Jäskis und Euripää hinzu. Das Christenthum verbreitete sich allmählich über das ganze Land, und der Bischof von Abo, dessen Sitz eine prächtige Kathedrale schmückte, erkannte nur noch dem Namen nach die Oberhoheit des Erzbischofs von Upsala an.

Es würde zu weit führen, die folgenden Schicksale Finnlands weiter zu detailliren, seine neuen Feindseligkeiten mit den Russen, sein Loos zur Zeit der Kalmar'schen Union, den Antheil, welchen es an den innern Streitigkeiten zwischen den beiden Branchen des Hauses Wasa nahm und seine folgende Zunahme bis zur Zeit Peters des Großen. Man gab ihm anfangs den Titel eines Herzogthums und in der Folge den eines Großfürstenthums, ließ einigemal eine Ständeversammlung zusammentreten, wenn der König neue Auflagen für gut fand, und seit 1363 nahm Finnland durch seine Deputirten auch Theil an der Wahl der Könige von Schweden. Nie genoß es aber eine Unabhängigkeit; Schweden bürdete ihm seine Gesetze und richterliche Organisation auf, und in allen Verhältnissen wurde die Colonie wie die Metropole behandelt. Dessen ungeachtet riß es sich zweimal auf kurze Zeit los; das erstemal im Jahre 1557, als Erich, der von seinem Vater Magnus Finnland zum Lehn erhalten hatte, durch die Schweden vom Thron gestoßen wurde, und alsdann 1561 unter Johann, dem zweiten Sohne des großen Gustav Wasa, der bei der Theilung das Herzogthum erhalten hatte, und, obgleich vergebens, versuchte sich von dem Scepter seines Bruders unabhängig zu machen. Die schwedische Herrschaft behielt die Oberhand, und sah darauf, daß Finnland in allen, nicht nur in weltlichen, sondern auch in geistlichen Angelegenheiten dem Beispiele Schwedens folgte. Kaum hatte Schweden die Lehre Luthers angenommen, als auch die Finnländer sich schon zu ihr bekannten und Martin Skytte, Haupt der protestantischen Kirche, sich im J. 1528 sich zu Abo niederließ.

Die Schweden, Herren von Finnland und Esthland, benützten die Unruhen, welche nach Erlöschung des Stammes Rurik's Rußland zerrissen, um sich noch des zwischenliegenden Landes zu bemächtigen, welches die Provinzen trennte, nämlich Karelien und Ingrien; nach dem Frieden von Stolbowa, den 27 Febr. 1617, war dieses Ziel erreicht, und Rußland lange Zeit in Verbindung mit Nowogorod Herr des Handels des ganzen nördlichen Europa's, sah sich jetzt vom Meere abgeschnitten. Diese unterbrochene Verbindung wieder herzustellen, war die große Aufgabe für Peter den Großen, und es ist bekannt, mit welchem Muthe und welcher Aufopferung er dieß ins Werk setzte. Nach der Gründung von St. Petersburg schien es ihm unumgänglich nothwendig, so weit wie möglich von seiner theuern Stadt die Gränzen dieser furchtbaren Schweden, die für den Zaar die Meister in der Kriegskunst waren, zurückzuschieben. Er that es im Süden und Norden, überfiel Karelien, nahm Wiborg und Kerholm und setzte diesen Krieg mit Lebhaftigkeit fort, als sein großer Sieg bei Pultawa ihm einige Freiheit zu handeln verlieh. Der Friede von Nystadt (30 August 1721) sicherte ihm seine Eroberung, und um die beiden genannten Städte und ihre Districte für sich zu erhalten, gab er den Schweden das übrige Finnland zurück. Damals gehörte ganz Karelien zu Rußland; es bestand aus dem südlichen Theile von Ingrien und dem nördlichen, der von da an das russische Finnland oder das seitdem sogenannte Alt-Finnland bildete, zu welchem durch den Frieden von Abo (7 August 1743) noch Savolar mit den Festungen Nyslott, Frederikshamm und Willmanstrand hinzukam, so daß der Fluß Kymene die Gränze bildete. Nach einem glücklichen Feldzug und dem Frieden von Frederikshamm (5/17 Sept. 1809) fiel auch noch der Rest Finnlands an Rußland; die zu Borgo versammelten Stände huldigten dem Kaiser Alexander I als Großfürsten. So waren nun alle Finnen, mit Ausnahme der Magyaren unter russischem Scepter vereinigt. Um die Treue seiner neuen Unterthanen zu belohnen, trennte der Kaiser das wiborgsche Gouvernement vom Kaiserreiche und bestätigte es als Großfürstenthum innerhalb der alten Gränzen, die es vor dem Frieden zu Nystadt besessen hatte. Das russische Gouvernement, welches man sowohl für Finnland wie auch für Wiborg eingesetzt hatte, hörte auf, und die schwedische Eintheilung in Statthalterschaften oder Laens trat wieder in Kraft, mit Vorbehalt einiger leichten Modificationen, welche durch die kaiserliche Ukase vom 21 März (5 April) 1831 hinzugefügt wurden, und die Grundlage der jetzigen Eintheilung bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge aus Pau.

2. Lescar.

(Schluß.)

Loposorti vertraute sich dem Bischof Raca und erhielt von ihm ein Recommandationsschreiben nach Rom. Der Papst legte ihm auf, sich für den Rest seines Lebens in eine Einöde zurückzuziehen und Buße zu thun. Einige Monate später sah man ihn, wie er in seinem Büßerkleide, von Sanzius und dessen Frau Urraca begleitet, in das Innere eines dichten Waldes zu einer kleinen, Johann dem Täufer geweihten Kirche wanderte, die sich an einer

wegen der vielen Wasser „las Courrés" genannten Stelle befand. Der Herzog und seine Gemahlin, um das in den Capitularien als Strafe des Mordes vorgeschriebene Wehrgeld gewissermaßen abzuthun, stifteten hier ein reichlich begabtes Kloster, dessen erster Abt Loposorti wurde. Dieß fiel um das Jahr 980 vor; die neue Kirche nahm den Titel von Notre Dame de Lescar (Lascourrés) an, und dieser Name blieb auf dem Bisthum und der Stadt, welche Sanzius oder nach andern Centull IV (seit 1058) an dieser Stelle, die man für die des römischen Benearnum hält, erbaute. Die Bischöfe von Lescar und Oloron haben in der Geschichte von Bearn eine bedeutende Rolle gespielt; einer der berühmtesten ist Guy von Lescar, welcher auch wie andere geistliche Vasallen zu Felde zog und sich unter Gaston III (1141) bei der Belagerung von Saragossa gegen die Mohren auszeichnete. Von ihm rührt der Boden von eingelegter Marmorarbeit her, der den Chor ziert und wovon im April 1808 einige wohlerhaltene Stücke, ein Jäger, der einen Bären mit einer Lanze tödtet, und andere Bilder von Kriegern, Thieren, Pflanzen, zum Theil in Naturgröße, entdeckt worden sind. Die Asche Guy's wurde 1570 von den Soldaten Montgommery's in den Wind gestreut. Die Statue des Herzogs Sanzius zu Pferd und en Relief, in einer Mauer der Kirche Saint Julien in der untern Stadt, welche diese Horden bei der Zerstörung der Kirche verschont hatten, wurde im J. 1822 weggeschafft.

Die Kathedralkirche von Lescar ist es vorzüglich, was die Neugierigen hieher zieht, sie ist eines der schönsten Denkmäler der romanischen Bauart, welche freilich etwas plump, breit und niedrig ist, und in welcher der Halbzirkel die Ogive ersetzt. Die Regierung, welche seit dem Ministerium Guizot einige Aufmerksamkeit auf die Alterthümer Frankreichs verwendet, sollte eine Summe zur Herstellung oder vielmehr Reinigung dieses Denkmales unter einer verständigen Leitung bestimmen. Nicht als ob diese Kirche vernachlässigt wäre, denn obgleich ihre Einkünfte nur 400 Franken betragen, so hat man Mittel gefunden, die Pfeiler weiß und gelb anzustreichen, eine Capelle ganz zu vergolden und einen vergoldeten Hängleuchter mit Trauben, Aehren und Birnen als Symbole des Zehents machen zu lassen; die Bearneser thun sich auf diese zwei Arbeiten ihres Benvenuto Cellini, in französischer Sprache Mr. Giraudet genannt, nicht wenig zu Gute. Auch arbeiten die Zimmerer recht fleißig, um den erwähnten Mosaikboden, der noch größtentheils mit Erde verklebt ist, völlig mit einem hölzernen Gerüste zu überdecken, auf welchem die Chorstühle ihren Platz finden werden; diese letztern, eine schöne antike Arbeit, können zum Glück auch zu modernem Schmucke dienen. Die Leichencapelle, wo mehrere béarnesische Fürsten begraben sind, und überhaupt die unterirdischen Gänge, von deren Existenz man sich durch den hohlen Schall des Bodens überzeugen kann, sind ganz vernachlässigt. Das Portal, aus concentrischen, immer tiefer einwärts gehenden Halbbögen zusammengesetzt, sieht einer großen Nische ähnlich; man steigt über einige Stufen auf einen kleinen, abhängigen, schlecht gepflasterten, und zu beiden Seiten mit ein paar finstern Vorgängen, auf welchen eben so altväterische Häuser ruhen, umgebenen Platz herab, welcher so wie ein kleiner seitwärts an der Kirche angelegter Spaziergang zur populären Feier des Patronalsfestes dient. In der untern Stadt liegt das Seminarium, ein prächtiges Gebäude, das vor einiger Zeit eine Kattunfabrik beherbergte und nun ganz verlassen in Ruinen fällt. Zwei oder drei moderne Häuser auf Punkten, welche eine schöne Aussicht gewähren, und eben so viele ältere Gebäude, die wahrscheinlich der Sitz adeliger Familien gewesen, dann die Reste alter starker Thürme, wo man vielleicht mit Erfolg nach Alterthümern graben könnte, das ist alles Merkwürdige, was man außer der Kirche sehen kann; man muß dabei nicht vergessen, daß die Lage des Städtchens auf einem Hügel mit der Kirche auf der Höhe und dem Seminarium am Fuße desselben, in einer Ausdehnung, welcher freilich die heutige Bevölkerung (etwa 2500 Seelen) nicht mehr entspricht, einen amphitheatralischen und feierlichen Anblick gibt, und Lescar unter andern herabgekommenen Hauptstädten noch immer einen interessanten Platz anweist. Die Gegend von Lescar, mit Hügeln und Bächen abwechselnd, ist freundlich; der Weg von Pau hieher beträgt ungefähr 5 Viertelstunden zu Fuß, und ist, fast ununterbrochen von Häusern begleitet, angenehm; man kommt zuerst durch den Ort Bilhare, wo Heinrich IV gesäugt wurde, und wo er der Hochzeit seines Milchbruders beiwohnte, dann durch den Flecken Lons mit artigen Häusern und ehemals auch mit einem schönen Schlosse, das während der Revolution zerstört wurde; endlich noch eine starke Viertelstunde weiter leitet ein breiter Weg rechts von der Straße ab und stellt den Wanderer mit dem Angesicht gegen die Stadt, welche er besuchen will.

Chronik der Reisen.

Schreiben Hrn. Roberts, Mitglied der wissenschaftlichen Expedition nach Spitzbergen.

Kaafiord, den 29 August 1838.

Wir gingen am 15 Julius von Hammerfest nach Spitzbergen ab. Unsere Ueberfahrt, anfangs unter schlimmen Aussichten, gehörte unter eine der glücklichsten. Die großen Eisbänke sahen wir nur von fern, und erst in der Nähe der Küste von Spitzbergen stießen wir auf einige kleinere. Acht Tage später bot sich ein ganz neues Schauspiel unsern Augen dar: es waren dieß Gebirge, die gleich den Spitzen der Thürme Hamburgs emporstarrten, bedeckt mit Schnee und von allen Seiten mit unermeßlichen Eismassen umgeben, gebirgsähnliche Gruppen von Eisschollen, die sich mit jedem Augenblick ablösen und mit furchtbarem Getöse in das Meer stürzen, das von Seekäldern, Seekühen, von Massen von Seevögeln und ungeheuren Wallfischen bewohnt ist, die ganze Wassersäulen mit dem Toben eines Dampfkessels in die Lüfte senden — alles dieß erfüllte uns bei unserer Einfahrt in den tiefen Golf von Spitzbergen mit Staunen.

Im ersten Augenblick erschien uns Spitzbergen prachtvoll und von den riesenhaftesten Schöpfungen der Natur belebt, allein die Stille des Todes herrschte auf der Rhede von Bell Sound, wo wir auf der russischen Niederlassung einige Fischer zu finden hofften. Nahe am Ufer befand sich ein fast ganz abgetakeltes Schiff, dessen innere Räume voll Eis waren, und zu welchem man nur auf einer gefrornen Eisbank,

die vom Ufer hinführte, gelangen konnte; etwas weiter davon lagen die Trümmer einer großen Schaluppe, rechts und links mehrere Reihen großer Fässer voll Eis; endlich fanden wir die russische Wohnung, die einem schlechten norwegischen Blockhause gleicht. Was ist aus den Russen geworden, die sie inne hatten, fragten wir uns? Sie sind offenbar während des Winters vor Hunger und Kälte umgekommen: denn auf einem ganz in der Nähe gelegenen Kirchhofe fanden wir einige frische, aber mit Eis bedeckte Gräber, und im Hause selbst entdeckten wir unter dem bis ans Dach reichenden Eis einen Leichnam, vielleicht den letzten dieser Unglücklichen.

Während unseres Aufenthalts zu Bell Sound erfuhren wir in der That, daß sechs bis acht und zwanzig russische Matrosen an der südlichen Küste umgekommen seyen, bevor sie Zeit gehabt hatten, sich Wohnungen für den Winter zu bauen. Ihre Leichname müssen sich sämmtlich unter dem Eise befinden, allein wir hatten den Muth nicht, das Haus, von dem ich sprach, gänzlich von dem Eise zu räumen; wir begnügten uns damit, einen Theil desselben wieder in seinen ursprünglichen Zustand zu versetzen. Ein pestartiger Geruch, der wahrscheinlich von dem Aufenthalte der Füchse und weißen Bären daselbst herkam, erfüllte diese traurige Oede. Wir schlugen unsere Zelte in einiger Entfernung von da unter großen Kreuzen auf, welche die Russen in dieser unwirthbaren Gegend errichtet hatten. Ich legte mich zuerst in einem dieser Zelte nieder, allein nur von Zeit zu Zeit verfiel ich in einen leichten Schlaf, aus welchem ich stets durch das dumpfe Geräusch erweckt wurde, welches das Losbrechen der Eiskegel von dem prächtigen Glätscher, an dessen Fuß die Corvette Recherche vor Anker lag, verursachte. Diese großen Eismassen müssen meiner Ansicht nach viel zur Bildung der unermeßlichen Eisfelder in den nördlichen Seestrichen beitragen.

Die Untersuchung dieses merkwürdigen Landes dauerte zwölf bis fünfzehn Tage, während denen das schönste Wetter von der Welt war, und wobei die Sonne mit einer außerordentlichen Klarheit und einer solchen Kraft schien, daß wir um Mitternacht mit einem Brennglase Zunder anzünden konnten. Erst am Tage unserer Abreise fing es an zu schneien. Ich brachte die Nacht zuvor auf einem Berggipfel zu, wo ein kleines Zelt errichtet war, und der uns als der erhabenste Punkt bei magnetischen Beobachtungen dienen mußte. Als wir von da weggingen, hatten wir zwei Fuß tiefen Schnee. Nie war mir Spitzbergen schöner erschienen; wir glaubten uns in den Wolken zu befinden, und die Sonne schien durch einen eigenen Reflex ihrer Strahlen aus den unter uns liegenden Glätschern aufzugehen. Aus Furcht, durch die unermeßlich hohen Eismassen, die sich bereits am Eingange der Rhede zeigten, abgeschnitten zu werden, beschlossen wir die Anker zu lichten, was jedoch zu unserem großen Bedauern geschah, indem wir jeden Tag neue Seethiere und neue Pflanzen sahen, die in Fülle auf dem Meeresgrunde vorhanden sind, abgesehen davon, daß die geologischen Betrachtungen vom größten Interesse waren. Ich habe an unsere Akademie der Wissenschaften einen langen Bericht hierüber eingesandt.

Bei unserer Rückfahrt blieben wir in den Eisbänken hängen; da aber zum Glück der Wind nicht heftig war, so gelang es uns, die größern zu vermeiden, die kleinern zu zertrümmern, so daß wir auf diese Weise mit heiler Haut davon kamen.

Auf unsern Plan, die Insel Cherry zu besuchen, mußten wir verzichten, weil dieselbe so sehr von Eisfeldern umgeben war, daß man nicht hätte landen können. Am 12 August Abends waren wir wieder in Hammerfest, wo sich die meisten meiner Reisegefährten auf einem Ball von ihren Anstrengungen erholten. Ich selbst hatte keine Zeit, das Schiff zu verlassen, und am nächsten Morgen fuhren wir fast alle nach dem Nordcap ab. Diese Reise, die drei Tage dauerte, war sehr anstrengend. Die Matrosen mußten beinahe fortwährend rudern, so daß wir, um ihnen die nothwendige Ruhe zu gestatten, an verschiedenen Inseln Halt machten, was uns die Bekanntschaft der Lappländer verschaffte. Bei dieser Menschengattung fanden wir allerdings großes Elend, allein keineswegs jene physische und moralische Verfallenheit, die man ihnen fälschlicherweise zuschreibt. Einige der Nomaden in der Gegend von Tornea zeigen sogar eine gewisse Würde, auch mangelt es den Frauen, von denen ich einige ziemlich hübsch fand, nicht an Gewandtheit. Sehr bemerkenswerth ist die Sorgfalt der Mütter für ihre Kinder, die sie ganz nackt in Kästen legen, die innen mit Rennthierhaut und Flaum gefüttert sind. Wenn sie dieselben säugen wollen, so nehmen sie diese Wiege auf ihren Arm; manchmal hängen sie dieselben bei schönem Wetter in den Baumästen auf. Die alten Frauen lieben den Branntwein und den Tabak sehr. Die Kinder, die gern Zucker essen, liefen hinter uns her wie kleine Hunde.

Morgen werden wir Lappland bis nach Tornea durchziehen, und ich behalte mir vor, Ihnen eine genauere Beschreibung des Volkes zu liefern, das diese Gegend bewohnt. Unsern Instruktionen zufolge mußten wir auch das Nordcap besuchen, wo sich der jetzige König von Frankreich aufgehalten hat. Als ein Andenken an unsern Besuch auf diesem Cap bringe ich Ihnen den erhabensten Gipfel desselben: es ist dieß ein Stück von sechs Zoll Länge, das ich mit einem Hammer weggehouen habe. Dieser Punkt bildet gewissermaßen die Gränze für die Geologie des Nordens.

Wir sind um Mageröe, wo das Nordcap liegt, herumgefahren und acht Tage darauf nach Hammerfest zurückgekommen. Zwei Tage später gaben wir den Einwohnern dieser Stadt und denen der Umgegend einen großen Ball, den wir durch die an unserem Bord befindlichen Mittel nach Kräften auszustatten suchten. Der Saal war mit Zelten, Waffenbündeln, Bajonnetten u. s. w. verziert. Die Damen erschienen in ihrem höchsten Staat; einige von ihnen waren sogar nach französischer Mode gekleidet. Das Souper war glänzend; unter den Gästen befand sich der Bischof von Tranöe mit seiner Gemahlin, mit welcher wir tanzten. Es wurde von 8 Uhr Abends bis Morgens 5 Uhr gewalzt. Am folgenden Morgen um 10 Uhr verließ ich mit einem gewissen schmerzlichen Gefühle die Corvette Recherche, an deren Bord ich schon vier Reisen gemacht habe, und fuhr auf einem Dampfschiffe nach Kaafiord, wo ich mich gegenwärtig befinde, und wo ich seit fünf oder sechs Tagen mit Untersuchung der Mineraliensammlung, die sich in den von Hrn. Grove ausgebeuteten Kupferminen befinden, beschäftigt bin.

Der Kirchenstaat ist reich an Schwefelminen. Während der Continentalsperre waren in der Romagna über fünfzig in Thätigkeit, jetzt nur noch fünf. Zwei Minen in der Delegation Pesaro geben noch jetzt jährlich über drei Millionen Pfund rohen Schwefel, und bei Rimini ist eine große Raffinerie. Bei der Monopolisirung des Schwefels in Sicilien könnten sie wieder wichtig werden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 325.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

21 November 1838.

Verbrechen in Neusüdwales.

(Aus Taits Magazine. Octoberheft.)

Aus einer neuerlichen Parlamentsuntersuchung über Deportation geht hervor, daß Verbrechen und Immoralität in Neusüdwales und Vandiemensland in einem unglaublichen Grade herrschen. In einem Monate des Jahres 1835 wurden 247 Verbrecher in Neusüdwales gepeitscht, und erhielten 9784 Hiebe; demnach kämen auf ein Jahr 2964 Bestrafungen mit der Peitsche bei einer Gesammtbevölkerung von 80,000 Menschen. Da Frauen, so viel wir wissen, nicht gepeitscht werden, so muß also von allen jungen Burschen und Männern in der Colonie zum mindesten der Zehnte diese Strafe erleiden. Es ist dieß jedoch nur eine von den zahlreichen Strafarten. Im Jahre 1834 mußten in Neusüdwales 1000, in Vandiemensland 700 als Kettensträflinge arbeiten. Von der Strenge dieser Strafe kann man sich aus nachfolgender Schilderung einen Begriff machen: die Verbrecher werden von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang in Behälter eingesperrt, die 20 bis 28 Mann fassen, wo aber die ganze Zahl weder zu gleicher Zeit aufrecht stehen, noch bequem niedersitzen kann; manchmal beträgt der Raum, den jeder einzelne hat, um sich auf dem bloßen Boden niederzulegen, nur 18 Zoll. Sie müssen den Tag über in Ketten arbeiten, unterliegen einer strengen militärischen Wache, und werden wegen geringer Vergehen, als Widerspenstigkeit u. dgl., sogleich gepeitscht. Verbrecher, die nach der Deportation abermals Verbrechen begehen, werden auf eine höchst summarische Weise behandelt; wenn man sie nicht augenblicklich hängt, werden sie aufs neue deportirt nach Norfolk-Island, Moreton Bay oder Port Arthur, und die Strenge der Strafe ist so groß, daß zahlreiche Beispiele vorkommen, wo Leute Mordthaten begingen, mit der entschiedenen Gewißheit und in der Absicht, alsbald nach Sydney oder Hobart-Town geschickt und dort hingerichtet zu werden. Macquarrie Harbour, welches jetzt aufgegeben ist, war eine Strafniederlassung von Vandiemensland, und von 132 Verbrechern, welche in den Jahren 1822 bis 1827 von dort entflohen, kamen 75 in den Wäldern um; einer wurde gehängt, weil er seinen Gefährten ermordet und aufgezehrt hatte; zwei wurden erschossen, acht ermordet, und sechs von ihren Cameraden aufgefressen; 24 entkamen nach angebauten District 15 wurden gehängt wegen Buschklepperei*) und zwei wegen Mord; im Ganzen fanden also von 132 nicht weniger als 108 ein gewaltsames Ende.

In Vandiemensland waren im J. 1837 18,000 Verbrecher und eine freie Bevölkerung von 28,000 Seelen; die Zahl der Personen, die vor die Polizei gebracht wurden, belief sich auf 17,000, und ein Siebentheil der freien Bevölkerung wurde wegen Betrunkenheit bestraft. In Neusüdwales übersteigt die Zahl der Straßenräubereien verhältnißmäßig die Zahl aller Verbrechen, die in England begangen werden. Entführung, Mordthaten, Mordversuche und andere Gräuel fallen fast täglich vor. In Sydney gab es im Jahre 1836 bei einer freien Bevölkerung von 16,000 Menschen 219 patentirte Wirthshäuser, außer zahlreichen unpatentirten Branntweinbuden. Die herrschende Trunksucht zeigt sich auch in der ungeheuren Menge von verbrauchten geistigen Getränken: im J. 1835 wurden 291,138 Gallons eingeführt, was beinahe 4 Gallonen auf den Kopf macht, während die ganze Masse von geistigen Getränken aller Art, fremde und einheimische, welche im J. 1832 in Großbritannien und Irland verzollt wurden, 26½ Million Gallonen, also wenig mehr als ein Gallon auf den Kopf betrug. Die weiblichen Verbrecher sind, wie sich denken läßt, fast ohne Ausnahme durch Trunk und Ausschweifungen ruinirte Geschöpfe, und die Furcht, sie möchten mit Kindern in zu nahe Berührung kommen, ist so groß, daß man gewöhnlich Männer zu Diensten verwendet, die anderswo nur von Weibern geleistet werden, und daß man überhaupt so wenig wie immer möglich Domestiken hält.

Im J. 1832 betrug die gesammte Bevölkerung von Neusüdwales 60,795, worunter 36,250 Freie, der Rest Verbrecher. Von den Freien waren 22,798 männlichen und 13,451 weiblichen Geschlechts; unter den Verbrechern waren 21,846 Männer und 2698 Weiber. Im J. 1836 betrug die Bevölkerung von Van-

*) Bushranging; der gewöhnliche Ausdruck für Verbrecher, die in die Wälder entlaufen, und sich meist an die Wilden anschließen, ist Bushrangers.

diemensland 40,171 Menschen, worunter 16,968 Verbrecher, und die gesammte männliche Bevölkerung verhielt sich zur weiblichen wie 22 zu 12½. Dieses Mißverhältniß der Geschlechter führte zu den größten Ausschweifungen, und der Versuch der Regierung, diesem Uebelstand durch Absendung freier weiblicher Ansiedler abzuhelfen, setzte nur eine Art von Ausschweifung an die Stelle der andern.

Bei vollständiger Erwägung aller Uebel, welche aus dem gegenwärtigen System von Deportation hervorgehen, kam die Untersuchungscommittee zu dem Schluß, daß die Deportation nach Neusüdwales und Vandiemensland sobald als möglich aufhören sollte, und daß Verbrechen, welche jetzt mit Deportation bestraft werden, künftig mit Einsperrung oder harter Arbeit von 2 bis 15 Jahren bestraft werden sollen. Wahrscheinlich wird das Aufhören der Deportation dem moralischen Zustand der Colonie vortheilhaft, dem ökonomischen aber nachtheilig seyn; denn in den letzten Jahren wurden jährlich über 3000 Männer und 400 Weiber nach Neusüdwales deportirt und den Colonisten zugewiesen, die ihnen keinen Lohn, sondern nur Kleidung und Nahrung gaben. Diesem Umstand ist größtentheils der gegenwärtige Wohlstand der Colonisten zuzuschreiben, und sie werden darum wahrscheinlich der vorgeschlagenen Aenderung entgegen seyn.

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

Das Großfürstenthum Finnland.

(Fortsetzung.)

Die Gränzen des Großfürstenthums, die von Seite Schwedens durch die Convention zu Tornea 1821, und von Seite Norwegens zu St. Petersburg 1826 bestimmt wurden, sind östlich der Ladogasee und die russischen Gouvernements Archangelsk und Olonetz, nördlich Norwegen, westlich Schweden und der bothnische Meerbusen; südlich der finnische Meerbusen, das Gouvernement St. Petersburg und ein Theil des Ladogasees. Eine fingirte Linie, welche das Alandshaff durchschneidet, theilt den bothnischen Meerbusen unter beide Reiche, geht dann in den Flüssen Torneo und Muonio fort und erstreckt sich bis zum norwegischen Lappland. Eine im Torneoflusse liegende Insel gleichen Namens gehört zu Rußland. Das Land erstreckt sich zwischen 59° 50′ und 68° 25′ der Breite und zwischen 36° 56′ und 49° 3′ östlicher Länge, hat einen Flächenraum von 4568 deutschen Quadratmeilen, und 5431, wenn man die lappländischen Marken dazu rechnet. Unter schwedischer Regierung und vor der Einverleibung Alt-Finnlands betrug die Ausdehnung nur 780 deutsche Quadratmeilen. Die neuesten Angaben wollen den Flächenraum genau auf 5300 deutsche Quadratmeilen bestimmen, an welche Angabe man sich am besten zu halten hat.

„Die ganze Mitte Finnlands," sagt Malte Brun, „ist ein 4 bis 600 Fuß über dem Meeresspiegel erhabenes Plateau, voller Seen, bedeckt mit Felsen, die aber keine hohe Kette bilden, und größtentheils aus röthlichem Granit bestehen, der in finnischer Sprache: „Rapakivi" genannt wird." — Die erhöhte Kette von Maanselkä, im südlichen Theile, die sich bei Biörneborg im bothnischen Meerbusen verliert, ist davon nur eine steile Böschung. Dort liegen noch die Urgesteine, und die ungeheuren Granitblöcke, die an einigen Orten den Boden bedecken, sind Zeugen jener furchtbaren Revolutionen, in denen der Kampf der Elemente sie aus ihrer alten Lage rückte. Beinahe dürfte man diese Anhöhen Berge nennen; doch die letzten Zweige des scandinavischen Gebirgssystems gelangen nur zu den lappischen Marken Finnlands. Der Boden, größtentheils steinicht (hauptsächlich harter Sandstein und Schiefer), ist dennoch mit einer sehr fruchtbaren Erde bedeckt; nur an einigen Orten ist er sehr sandig. Ein Gürtel von felsigen Inseln (Skärgard) umgibt das feste Land, besonders in Südwesten, von denen einige nur Klippen ohne alle Vegetation sind. Andere, größere, sind theilweise mit Wäldern bedeckt, während ihre eingeschnittenen Küsten, ihre nackten und in steilen Vorgebirgen hervorspringenden Klippen, einen höchst pittoresken Anblick, wie die Ufer Schwedens, gewähren. Das Innere des Landes, hauptsächlich zwischen Kuopio und Wilmanstrand, ist durchbrochen von Seen, von denen mehrere eine Vereinigung unter sich oder einen Ausfluß in den bothnischen Meerbusen oder in den Ladogasee haben; es ist ein Wassernetz, das Alles bedeckt, und zwischen welchem und rundherum sich diese Fragmente der Urgebirge erheben, die wie von der Hand eines Riesen gesäet erscheinen. — Unter diesen Tausenden von Seen führen wir als die bedeutendsten nur an: den Ladoga, der wie ein Golf den südöstlichen Theil des Landes einschließt; die größten sind noch: der See Saima oder Saima-Veſi, ein wenig nördlich von Wiborg, 30 Meilen lang und ungefähr 4 Meilen breit; der Palvanesee, nordwestlich von Heinola; der Pourouveſi, der Nyslott einschließt, und der bewundernswerthen Durchsichtigkeit seines Wassers wegen berühmt ist; der Oroveſi und der Pielesarvi im Osten; der Enared, ganz im Norden; der Ouleotresk, bei Kaiana u. s. w. — Einen bedeutenden Fluß besitzt Finnland nicht. Einer der Hauptflüsse ist die den Ausfluß des Sees Saima bildende Wouora (Vora), die einen unregelmäßigen Lauf hat und wenig zur Schifffahrt taugt, weil ihr Bett voll Steinblöcke und Granitfelsen ist, und dadurch schöne Wasserfälle, worunter der von Imatra, nicht weit vom Saimasee, der berühmteste, bildet. Der Fall ist freilich nur 6 Klafter hoch, allein er verlängert sich auf die Ausdehnung von einer Drittelwerst. Der Stoß der Wogen gegen die Felsen ist so stark, daß das Wasser bis zu einer bedeutenden Höhe in die Luft getrieben und dann, in Schaum und Staubregen zersetzt, wieder herabkommt; das Geräusch des Wasserfalls hört man mehrere Werste weit. Dieser Fluß, bald durch Felsen eingeengt, bald sich bis zu einer Breite von 100 Klaftern ausdehnend, mündet in den Ladogasee bei Kerholm. — Der Fluß Kymene nimmt seinen Ursprung in einem andern, mehr westlich gelegenen See. Sein Bett ist oft sehr tief, doch ist er wegen der vielen Wasserfälle nicht schiffbar; er fällt in den finnischen Meerbusen bei Kymenegard. — Der Kumo, aus einem noch westlichern See entspringend, mündet in den bothnischen Meerbusen, eben so der Torneo, an der äußersten Gränze Finnlands. Das Klima ist in einem Lande, das sich bis zum nördlichen

Polarkreise ausdehnt, und mit Seen und Sümpfen in Unzahl bedeckt ist, natürlich sehr strenge; wenn der Winter sieben Monate dauert, so bringt der Sommer, in dessen Nächten die Sonne kaum vom Horizont verschwindet, dagegen große Hitze. Um eine Idee von der hier herrschenden Kälte zu geben, führen wir nur an, daß sich die Meerenge von Aland, zwischen dieser Insel und Schweden, oft so stark mit Eis bedeckt, daß Armeen über sie hinwegmarschiren können; dasselbe ist auch häufig in den sogenannten „Quarken" zwischen Wasa und Umea der Fall, wo man auf Schlitten direct von Finnland nach Schweden fährt. Das Klima der inneren Hochebene würde leidlich seyn, wenn aus den Seen und Sümpfen sich nicht die kalten und oft ungesunden Nebel entwickelten. Die Momente sind selten, aber wunderschön, wo ein reiner Himmel auf das wunderbare Gemisch von röthlichen Felsen, moosbedecktem Gestein, blauen Gewässern, blinkenden Cascaden und dem smaragdgrünen Schmelz der Wiesen herniederblickt. Dann verhüllt ein düsterer Tag wieder die ganze pittoreske Ansicht; die Lebhaftigkeit der Farben erlischt, die Seen verdunkeln sich, das Grün der Wiesen verbleicht, und von allen den Herrlichkeiten bleibt nichts, nur das Geheul des Sturmes oder das Schweigen einer Wüste. — Doch scheint trotz dem die Luft gesund zu seyn, da das Land Beispiele von langer Dauer des Menschenlebens aufweist.

Das Terrain ist im Ganzen mehr dürr als fett, mehr sandig als fruchtbar, und es würde eine starke Düngung erfordern, um es empfänglich für das Wachsthum zu machen. Der Landmann, dem es hier an Dünger mangelt, verbrennt dafür einen Theil der Wälder und Gebüsche und bestreut mit der Asche das Feld, um es zu befruchten. Durch dieses im Norden gebräuchliche Mittel, welches da wo eine dichtere Bevölkerung vorhanden, nicht anzuwenden wäre, wird eine genügende Ernte hervorgebracht, die nicht allein für Finnland hinreicht, sondern in guten Jahren auch noch die Ausfuhr des Getreides verstattet. Früher war dieß Land die Kornkammer für Schweden, so z. B. exportirte im J. 1795 das schwedische Finnland 100,000 Tonnen Getreide. Tavastien gilt für die fruchtbarste Landschaft. Der Anbau der Kartoffeln, der in Finnland im J. 1762 eingeführt wurde, hat keine bedeutenden Resultate hervorgebracht. Baumfrüchte gibt es wenig, statt deren wilde Beeren, „Rübüs" genannt, in großer Menge consumirt werden. Die Wälder, die, obgleich sie ungeheuer benutzt werden, doch noch immer sehr bedeutend sind, liefern zur Ausfuhr Brennholz, Balken, Bretter, Masten, Pottasche und Theer. Die Weideplätze sind in schlechtem Zustande und das Futter nicht hinreichend; dessen ungeachtet beschäftigt man sich mit der Zucht des Hornviehs, der Ziegen und der Schweine, so wie in den lappländischen Marken das Rennthier als das nützlichste Hausthier in großer Menge vorkommt. Die Race der Pferde ist klein aber stark. Wildpret ist nicht selten, und besonders Vogelwild in großer Quantität vorhanden. Die Wälder verbergen wilde Thiere, wie Elende, Bären, Wölfe, Füchse u. s. w. An der Küste des Meeres und auch in den Landseen findet man Seehunde; man fängt viel Lachse und Strömlinge und erbeutet aus einigen Seen auch Perlenmuscheln. Die Producte des Mineralreichs sind unbedeutend. Vielfältige Untersuchungen haben bewiesen, daß Finnland eben so entblößt von Metallen ist, wie Schweden deren im Ueberfluß hervorbringt. Salz mangelt, doch findet man dagegen etwas Kupfer und Eisen, wovon man jährlich eine Ausbeute von ungefähr 12,000 Pud erhält. Granit, Kalk und Schiefer ist im Ueberfluß vorhanden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Methodisten in den Vereinigten Staaten.

Das Camp-Meeting. 2. Der Morgen.

Ich und meine Freunde mochten wohl eine Stunde gegangen seyn und immer dichter wurde die herbeiströmende Menge. — Tausende von jungen Menschen hatten sich aus Philadelphia und New-York herbeigemacht, um das religiöse Fest, wie etwa unsere deutschen Bauern eine Kirchweihe, zu genießen. Nur durften sie nicht lachen und fröhlich seyn, wenn sie von den religiösen Schwärmern nicht mißhandelt werden wollten. Dessen ungeachtet konnte man die Schaar der Neugierigen oder Spötter recht gut von den Methodisten unterscheiden, die gemeinschaftlich mit den sie begleitenden frommen Schwestern schon im voraus der Entzückung theilhaftig zu werden schienen, welche ihrer im großen „Gotteslager" harrte. Die Mädchen und Frauen schlugen bescheiden die Augen nieder; die Männer hoben sie andächtig zum Himmel, und dabei hielten sich beide Geschlechter einander die Hände, wie man einen Kreis schließt zum Behuf eines elektrischen Versuchs.

Endlich geriethen wir in einen Wald, aus welchem ein dumpfes Getöse und das wilde Geschrei einzelner Menschen uns entgegen schallte. Wir gingen auf den Ort zu, von welchem der Schall herzukommen schien, und befanden uns in kurzer Zeit auf einem freien inmitten des Waldes ausgehauenen Platze, welcher mit endlosen Hütten und Zelten bedeckt war, neben welchen Tische und Bänke in der buntesten Unordnung zerstreut herumstanden. Auf den Tischen dampften Thee und Kaffee. Auf den Bänken saßen Männer, Weiber und Kinder meist mit bleichen, langen, hagern Gesichtern; in einiger Entfernung waren ungeheure Feuer angezündet, über welchen große eiserne Feldkessel hingen, und um welche eine eigene Art andächtiger Marketenderinnen ganz im Putz, in Hut und seidenen Kleidern sich geschäftig machte. Auch der Rasen war mit frommen Christen bedeckt, welche auf ausgebreiteten Sacktüchern Brod und kaltes Fleisch aßen, aber dazu nur Wasser tranken, denn jedes geistige Getränk ist bei solchen feierlichen Zusammenkünften aufs strengste verpönt. „In einiger Entfernung vom Lager," wisperte ein Philadelphia Stutzer, der die Verwunderung einiger meiner Begleiter über diese Art zu frühstücken bemerkt hatte, „finden Sie Alles, was diesem Mahl abgeht, es kommt nur darauf an, daß man den Weg dahin zu finden weiß. Dieß gilt natürlich nur von den Zuschauern; die Methodisten verlassen das Lager nur bei sehr wichtigen Veranlassungen."

Nachdem wir uns einige Zeit im Freien umgesehen hatten, traten wir in eine der vielen hölzernen Hütten, aus welcher eine rauhe, krächzende Weiberstimme zu uns herüberhallte, die beständig Glory! Glory! Glory! (Glorie! Glorie! Glorie!) rief, und wozu ein ganzer Chor den Tact mit Händen und Füßen zu schlagen schien.

Der Anblick, der uns hier zu Theil wurde, war wirklich fürchterlich. Ein dürrer, schwarzgekleideter Mann, der das Ansehen eines Geistlichen hatte, stand auf einem Schämel und hielt eine Predigt; Männer und Weiber waren um ihn herum auf Stroh gelagert und

schrien, stampften mit den Füßen und zerrangen sich die Hände. Es war ein Bild des tiefsten menschlichen Elends. „Christ died for us all" (Christus starb für uns Alle), rief der Prediger mit hohler, näselnder, gedehnter Stimme. „Christ died for us all," riefen die Gläubigen.

„Christ died for us all," rief der Prediger zum zweitenmal. Und die Gemeinde wiederholte nochmals seine Worte.

Glorie! Glorie! Glorie! schrie jetzt ein Weib, dieselbe krächzende Stimme, die wir früher gehört hatten, und fing wie eine Besessene zu wüthen und zu rasen an. Sie mochte diese Worte wohl hundertmal wiederholt haben, und stets vermehrte sich ihr Geschrei und ihr Stampfen mit den Füßen. Endlich rief der Prediger: „Now is Christ coming! O Lord, send down power!" (Jetzo kommt Christus, o Herr, sende deine Macht zu uns herab.)

Da verfiel das Weib in Zuckungen, zerkratzte sich das Gesicht, sprang wie eine Besessene auf und nieder, und schrie wie rasend: „Komm, komm, Christus komm! ich harre auf Christus; umarme deine Braut, o Christus!"

„Glorie! Glorie! Glorie!" schrien die Uebrigen.

„O Herr! sende ihr deine Kraft!" rief der Prediger in demselben näselnden Ton, ohne den Mund zu verziehen.

Jetzt wurde das Weib noch wüthender. Sie warf ihren Hut und ihr Tuch ab, schlug mit den Händen um sich herum und schrie.

„Wer stellt sich noch zwischen mich und Christus. Hinweg ihr Geister der Hölle! Hinweg Satan! O Christus! Christus hole deine Braut." Zwei junge, rüstige Männer nahmen jetzt das Weib in die Mitte, und unterstützten sie so, daß sie nicht im Wüthen und Toben das Gleichgewicht verlieren konnte, allein ihr Wahnsinn erreichte bald einen Grad, der ihr durchaus keine Herrschaft über ihren Körper übrig ließ, und sie sank erschöpft und mit schäumendem Mund auf ihr Strohlager.

„Glorie! Glorie! Glorie!" schrien die Andern.

„Der Herr ist in ihr — der Geist ist in sie gefahren — Gelobt sey Christus!" näselte der Prediger.

Das Weib zuckte noch krampfhaft mit Füßen und Händen, konnte aber keine articulirten Worte mehr hervorbringen.

Da stieg endlich der Prediger von seinem Schämel und rief mit lauter Stimme: „Alleluja! Alleluja!"

Die Gemeinde faßte sich bei den Händen und sprang auf und nieder in wilder Freude über ihr Opfer.

„Sie verdient in den Schafstall getragen zu werden," ließ sich jetzt der Prediger vernehmen, und sofort wurde die Unglückliche besinnungslos aus der Hütte getragen und an einen Ort gebracht, wo, wie man mich versicherte, die Verzückten zusammengeschleppt werden, die schon hier auf Erden die Freuden der Seligen schmecken.

Nun stieg der Prediger noch einmal auf den Schämel, dankte Gott in einem langen Gebet für seinen Beistand, beschrieb die Rasende als eine Heilige, als die Braut Christi, und forderte die Gemeinde zur Nachahmung ihrer Tugenden, zum brünstigen Gebet, zur Anschauung Gottes und zur Verachtung der Welt auf. Sodann stieg er herab, und versicherte die Gemeinde, in fünf Minuten würde Christus wieder unter ihnen seyn.

Gleich nach ihm bestieg ein Anderer den Schämel, und es wiederholte sich in Zeit von einer Stunde das nämliche Schauspiel mit einem jungen Mädchen, welches ebenfalls wahnsinnig und betäubt in den Schafstall geschleppt wurde. —

„Wie lange dauern denn diese Predigten und diese Verzuckungen?" frug ich einen bleichen, wohlgekleideten jungen Mann, der neben mir stand, und den die Scene sichtbar erschüttert hatte.

„Diese Gräuelscenen," versicherte der junge Mann, „dauern acht bis zehn Tage lang. Wenn Einer zu predigen aufhört, fängt der Andere an; Tag und Nacht, ohne Unterlaß; es ist zum Verzweifeln."

„Aber wie können dieß die Prediger aushalten?"

„O sehr leicht; sie wechseln ab; auch haben die Methodisten keine gelehrten Pastors wie andere Christen; im Gegentheil legen sie Werth darauf von den Wissenschaften nicht angesteckt zu seyn, und geben die Erlaubniß zu predigen jedem, der darum anhält."

„Das ist sehr sonderbar, und bringt mich fast auf die Idee, daß es einen Grad von Toleranz geben kann, gegen die der Staat Vorkehrungen zu treffen verpflichtet ist."

„Das ist schon lange meine Meinung," seufzte der junge Mann. „Sie scheinen hier fremd zu seyn, und haben gewiß keinen Begriff von den Leuten, die Sie hier predigen hörten."

„Erklären Sie sich deutlicher."

„Nun denn, der erste Prediger mit der gedehnten, näselnden Stimme ist ein Schneider, der noch dazu schon zweimal bankerott gemacht hat, und der zweite ist ein Barbier."

„Unmöglich!"

„Und doch ist es so — Sie sehen hier nur wenige Prediger von Profession; die meisten sind — Gott verzeihe mir den Ausdruck — Dilettanten."

„Und wie groß ist wohl gewöhnlich die Zahl der Verzückten bei einem solchen Camp-Meeting?"

„Das ist verschieden, zwischen dreißig und fünfzig."

„Arme Unglückliche!"

„Die fühlen ihr Unglück weniger, als ihre nüchternen Verwandten. Wenn Sie wüßten, welches Unheil diese Prediger in den geachtetsten Familien anrichten, wie sie Mann gegen Weib, Bruder gegen Schwester, Eltern gegen ihre Kinder und die letztern gegen ihre Eltern aufzuhetzen wissen, wie sie den häuslichen Frieden untergraben, das Verhältniß zwischen Herrn und Diener auflösen, und sogar den bürgerlichen Gesetzen bei allen Gelegenheiten Hohn sprechen, und dieß Alles, um ein paar elende Proselyten zu machen, oder um sich rühmen zu können, daß ihre Kirche zahlreicher ist als eine andere, so würden Sie erst die Erbärmlichkeit oder die Verblendung dieser Menschen recht begreifen lernen. Gewöhnlich wissen sie sich bei Weibern und Mädchen Eingang zu verschaffen — ich will nicht sagen, daß sie sich hiezu unerlaubter Mittel bedienen — aber wenigstens lassen sie nichts unversucht, was die Einbildungskraft reizen und auf die Sinnlichkeit wirken kann."

„Ich gestehe, daß diese Art von Gottesverehrung sehr geeignet ist durch den Körper auf den Geist, statt durch den Geist auf den Körper zu wirken."

„Und wer diesem widerspricht, den heißen sie einen Weltmenschen. Es gibt kein Mittel sich des Einflusses dieser Menschen zu erwehren. Sie beherrschen die Presse, und in den westlichen Staaten sogar die Wahlen. Armes Land, das auf diese Weise in Knechtschaft verfällt! Doch ich wollte ihnen Alles gönnen, wenn sie sich nur nicht in Familien einzuschleichen wüßten, um das häusliche Glück zu untergraben."

„Sie scheinen hievon mit Leidenschaft zu sprechen — — —"

„Wie könnt' ich anders: das Mädchen, das man zuletzt hinausschleppte — ist meine Schwester!"

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 105.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 November. 1838.

Die Jungfrau von Orleans.

Von Chapelain.

Durch Schillers dramatische Bearbeitung hat diese moderne, gottbegeisterte Heldin in Deutschland eine Popularität erlangt, in Folge deren es unsern Lesern nicht unerwünscht seyn wird, etwas zu vernehmen von einem ältern französischen Epos, dessen Heldin sie ist, das aber in Frankreich selbst ziemlich in Vergessenheit versunken ist, und auf welches St. Marc Girardin neuestens wieder aufmerksam macht, es mit dem berüchtigten Epos Voltaire's über denselben Gegenstand zusammenstellt und dessen Hauptideen er angibt.

Es gibt, sagt er, überraschender Weise in unserer Geschichte, in der Geschichte des skeptischsten und spöttischsten Volks in Europa, ein Sujet, welches sich außerordentlich zum Wunderbaren hinneigt und als solches behandelt werden kann. Im Jahr 1429 wird ein Mädchen aus Lothringen, eine einfache Magd in einer Herberge, von dem Unglück des Vaterlandes tief ergriffen; sie empfindet in ihrer Niedrigkeit schmerzlich die Leiden und den Schimpf, welche die Herrschaft Englands über Frankreich bringt; sie durchwandert das Königreich, sie sucht König Karl VII in Chinon auf und verkündigt ihm, daß sie von Gott den Auftrag hat, die Stadt Orleans zu entsetzen und den König durch die englischen Heere nach Rheims zu führen, wo er gesalbt werden soll. Das Wunderbare dieses Sujets hat nichts, was dem gewöhnlichen Wunder gliche. Es ist anmuthig und rührend, denn die Heldin ist vor ihrer Begeisterung ein sanftes und schüchternes Mädchen, sie ist kühn und stolz während ihrer Sendung, edel und ergebungsvoll in ihrer Gefangenschaft und ihrem Märtyrthum. Nicht nur wunderbar ist der Vorwurf, er ist auch national, denn es handelt sich um die Befreiung des Landes; und nicht nur national, sondern auch populär, denn es ist ein einfaches Mädchen aus dem Volke, und keine vornehme Burgfrau, die die Sache Frankreichs in ihre Hände nimmt. Was soll ich noch mehr sagen? Dieß Ereigniß knüpft sich an die denkwürdigste Epoche unserer Geschichte an. Denn vom fünfzehnten Jahrhundert, von der Befreiung Frankreichs datirt sich die Gründung unserer großen nationalen Einheit; in jenem Zeitpunkt wird Frankreich eine Nation und ein Staat. In diesem Sujet liegt mithin alles Mögliche, was rühren und entzücken kann, und doch ist, durch einen eigenthümlichen, beklagenswerthen Zufall, dieser schöne und wunderbare Vorwurf in den Händen zweier Dichter mißlungen, die ihn, in verschiedenem Geiste, verdorben haben; der Eine durch das Lächerliche, der Andre durch Spötterei und Hohn; ich meine Chapelain und Voltaire.

Wenn die Pucelle Voltaire's noch in ihren ersten Zeiten der Gunst und Berühmtheit stände, wenn wir noch in den Tagen lebten, wo man, um in der Welt auftreten und sich ein Ansehen geben zu können, ganze Gesänge von der Pucelle auswendig wissen mußte, würde ich vielleicht Bedenken tragen dieß Gedicht zu besprechen. Aber heutzutage liest man es, die Einen aus Neugier, die Andern um zu sehen, in wie weit Voltaire auch diesem schmachvollen Werke Funken des Genie's einstreute. Die Pucelle ist nicht mehr eines jener Bücher, die, als verboten, nur um so reizender sind; sie hat nicht mehr die Anziehungskraft der verwehrten Frucht, sie ist in den Kreis der Literatur, in das Gebiet der Kritik getreten. — —

Chapelain war 1595 geboren und wie sein Vater Notar. Dreißig Jahre arbeitete er an seinem Gedicht la Pucelle. Nach dreißig Jahren erschien endlich das so heiß ersehnte und begierig erwartete Gedicht. Man glaube nicht, daß sofort ein solches unauslöschliches Gelächter sich erhoben, wie es lächerliche Werke zu empfangen pflegt; nein, das Gedicht erlebte, ich sage es unsern Zeiten zur beachtenswerthen Kunde, in weniger als achtzehn Monaten sechs Ausgaben. Eine Zeitlang legte die Bewunderung, die es bei den Privatvorlesungen Chapelains gefunden, der Kritik Schweigen auf. Allmählich jedoch wurden die Leute von Geschmack und die Spötter kühner. Zuerst kamen einige schüchterne Epigramme, dann die Prüfung, dann die Satyre und endlich unterlag das arme Gedicht. Es ist gewiß besser als sein jetziger Ruf.

In der Vorrede rechtfertigt Chapelain mit vieler Lebhaftig-

keit das Sujet, das er gewählt. Einige hatten ihn getadelt, daß er ein Weib zur Heldin eines Epos gemacht. Aus diesem Grund verhandelt Chapelain die Frage vom Vorzug der Geschlechter. Früher, als so manche der modernen Lehrer und Apostel, hat Chapelain die Rechte der Frauen verfochten.

Das kriegerische Weib finden wir von den ältesten germanischen Traditionen bis in die Zeit der Ritterromane herunter. Jeanne d'Arc ist die letzte Heldin der modernen Zeit, die letzte Erbin der Amazonen, wie Clorinda, Brunehild, Alvida; sie schließt die Reihe der in den Ritterromanen glänzenden Kriegerinnen. So ist von allen Seiten betrachtet, der Gegenstand groß und merkwürdig; er ist wahrhaft episch.

Es ließen sich manche treffliche Verse aus dem Gedicht anführen, welche den Verfasser einigermaßen rechtfertigen können gegen Boileau's Verspottung; so einige Verse über Gott, welche Voltaire nachgeahmt, aber nicht erreicht hat:

Fern von den feur'gen Mauern, die die Welt
Einschließen, im verborgnen Mittelpunkt
Der tiefsten Klarheit, ruht Gott in sich selbst;

oder auch die Verse des ersten Gesangs, wo die Jungfrau Karl VII von ihrer göttlichen Sendung überzeugt hat und die Franzosen wieder Hoffnung fassen. So, sagt Chapelain:

So richten Wandrer, die die düstre Nacht
Hat überrascht in african'scher Wüste,
Unter beweglen Bergen feur'gen Sandes,
Gethürmt, zerrissen von der Winde Launen,
Nach tausend Schrecknissen, wenn sie die Gluth
Anbrechen sehn des neuen Morgenroths,
Darauf den Blick, und glauben, Jubels voll,
In seinem Glanz zu lesen ihre Rettung.

Aber ich lasse die Verse bei Seite, um das Gedicht selbst zu prüfen. Sehen wir zu, ob die Erfindung der Ereignisse und der Empfindungen einige Größe, einiges Interesse hat und besonders ob der Hauptcharakter der Würde der Geschichte gemäß ist; dieß ist der wichtige Punkt.

Man nehme einmal folgende Scene aus der Belagerung von Orleans. Renaud, ein junger Krieger, greift Suffolk an. Dieser, verwundet und unfähig sich noch länger zu vertheidigen, steht im Begriff sich an Renaud zu ergeben:

Jedoch, sprach er, wenn du nicht Ritter bist,
Kann ich mein Haupt nicht beugen in dein Joch. —
Nein, sprach drauf Renaud, noch war ich zu jung,
Doch rang ich drum auf Kosten deines Lebens. —
So werd' es jetzt, spricht Suffolk.

Und mit zitternder Hand schlägt er seinen Sieger zum Ritter:

Jetzt, fuhr er fort, kann ich mich dir ergeben,
Mich dir, als dein Gefangner, unterwerfen.

Diese Scene, dieser Dialog wären Corneille's nicht unwürdig.

Besonderes Lob aber verdient bei Chapelain der Charakter der Jeanne d'Arc. Sie ist in Wahrheit die Heldin des Gedichts. So oft sie auftritt, interessirt und rührt die Erzählung, und das, ohne daß zu menschlichen Leidenschaften Zuflucht genommen würde. Jeanne d'Arc behält von Anfang bis zu Ende des Gedichts jenen religiösen Enthusiasmus, der ihren Charakter ausmacht, der sie jetzt zum Kampf, jetzt zum Märtyrthum treibt, immer groß, sey es durch ihren Muth, sey es durch ihre Ergebung, ohne doch monoton zu werden, was in der Literatur der Fehler der tugendhaften Charaktere ist. Obgleich Chapelain der Schule derjenigen Dichter und Romanschreiber angehört, welche den Cato galant und Brutus als einen Frauendiener schildern, hat er sich doch hier frei erhalten von der Abgeschmacktheit seiner Schule, Dank der heiligen Ehrfurcht, die er vor seiner Heldin hat. Es wäre ihm nicht nur als eine Geschmackssünde, sondern als eine wirkliche Sünde erschienen, die Persönlichkeit der Jeanne d'Arc durch eine Leidenschaft zu beleben. Ich hebe gern dieß Verdienst, beinahe möchte ich sagen diese Tugend Chapelain's heraus, im Kontrast mit den Schändlichkeiten Voltaire's.

Zur Begründung des Gesagten ein paar Stellen: Die Jungfrau führt ihre Heerden auf eine Trift an der Maas. Ein Engel kommt zu ihr und verkündet ihr ihre Sendung. Hirtin, sagt die Stimme:

Hemme dein Zittern, schütt'l' ab deine Furcht;
Des ew'gen Königes Bothschafter bin ich.
Und dir verkünd' ich deine künft'ge Größe...
Der Schlachten Gott heißt dich durch meine Stimme
Hingehn und Englands Heere treffen, schlagen!..
Dann, sie einhüllend ganz in himmlisch Feuer,
Haucht er ihr ein die Heldenkraft des Herrn,
Aus ihrem Aug' läßt seinen Zorn er blitzen,
Gibt in die Hand ihr seines Grimmes Pfeile.

Begabt mit der Kraft, welche die Engländer überwinden soll, bedenkt sie sich nicht mehr. Nicht ihr Arm schlägt den Feind; der Arm Gottes ist es, und Gott weist sie auch allen Ruhm zu. Orleans wird befreit; die Bürger drängen sich um sie wie eine Heilige und wollen sie anbeten. Die Jungfrau thut ihnen Einhalt:

Erhöht nicht so die schlichte Schäferin!
Ich handle nicht aus mir, ich bin nur Schwäche,
Ich wirke durch den Ewigen; Er bringt
Durch meinen Arm Dem Tod und Jenem Leben!

Immer behält sie diese Demuth voll Inbrunst und Zuversicht. Nach der Einnahme von Orleans verlangt Karl der VII, daß sie einen Augenblick ruhe:

Nein, tapfrer Fürst, versetzt das Kriegermädchen,
Ruhn darf ich nur am Ende meiner Bahn;
Ich darf in meinem Lauf nicht inne halten;
Das ist der himmlischen Gewalten Wille.

So ist die Jungfrau in ihren Siegen, an welchen sie sich erfreut, weil sie ihr von Gott kommen; sehen wir sie jetzt in ihren Leiden, die sie auch gern hinnimmt, weil sie ihr von Gott kommen. Nach ihrer Sendung als Kriegerin hat sie noch die der Märtyrerin zu erfüllen; sie begreift sie und nimmt sie auf sich. Nachdem sie Frankreich als Heldin gedient, will sie ihm

auch als Sühnopfer dienen, da vielleicht Gott nur dieß letzte Opfer erwartet, um das Vaterland ganz zu retten.

(Schluß folgt.)

Die nachgelassenen Papiere des Pickwick-Club.

(Fortsetzung)

Mr. Blotton (von Aldgate) erhob sich zur Ordnung zu rufen. Ob der ehrenwerthe Pickwickier auf ihn anspiele? (Geschrei: zur Ordnung! der Präsident! Ja! Nein! Weiter! Hinweg damit! u. s. w.) Mr. Pickwick wollte sich nicht durch Geschrei überwältigen lassen. Er habe auf den ehrenwerthen Gentleman angespielt. (Große Aufregung.) Mr. Blotton habe nur sagen wollen, daß er des ehrenwerthen Gentleman falsche und lächerliche Anschuldigung mit tiefer Verachtung zurückweise. (Großer Beifall.) Der ehrenwerthe Gentleman sey ein Windmacher. (Unermeßliche Verwirrung und lautes Geschrei zur Ordnung!) Mr. A. Snodgras erhob sich. Er nehme selbst den Präsidentenstuhl ein. (Hört!) Er wünsche zu erfahren, ob dieser unanständige Hader zwischen zwei Mitgliedern dieses Clubs noch länger solle fortdauern dürfen? (Hört, hört!) Der Präsident sprach seine zuversichtliche Erwartung aus, daß der ehrenwerthe Pickwickier den Ausdruck zurücknehmen würde, dessen er sich so eben bedient. Mr. Blotton versicherte, mit aller möglichen Achtung für das Präsidium, er könne und werde das nicht. Der Präsident fühlte sich in die gebieterische Nothwendigkeit versetzt, den ehrenwerthen Gentleman zu fragen, ob er den ihm vorhin entschlüpften Ausdruck in dem gemeingültigen Sinn gebraucht habe. Mr. Blotton trug kein Bedenken zu erklären, daß er dieß nicht gethan; er habe das Wort im pickwickischen Sinn gebraucht. (Hört! Hört!) Er fühle sich verbunden anzuerkennen, daß er, persönlich, die höchste Achtung und Werthschätzung für den ehrenwerthen Gentleman hege; er habe ihn als Windmacher nur vom pickwickischen Gesichtspunkte aus betrachtet. (Hört, hört.) Mr. Pickwick fühlte sich sehr zufriedengestellt durch die offene, redliche und genügende Erklärung seines ehrenwerthen Freundes. Er bat, daß man zugleich auch überzeugt seyn möge, daß auch seine Bemerkungen nur im pickwickischen Sinn gemeint gewesen. (Beifall.) — Hiemit endigte der Vorfall, und wie wir nicht zweifeln, auch die Debatte, nachdem sie bei einem so befriedigenden und verständlichen Punkt angekommen war. —

Hr. Pickwick macht sich mit seinen drei Getreuen, deren geistige und äußere Merkmale oben angegeben wurden, auf die Reise; aber durch seine Fragen an den Londoner Cabrioletmann, von dem er sich an den Sammelort führen läßt, und dadurch, daß er alle Antworten desselben sorgfältig in sein Notizenbuch einträgt, erregt er in diesem den Verdacht, daß Pickwick ein Spion sey, und sämmtliche Pickwickier werden von ihm ernstlich mißhandelt; der Pöbel rottet sich zusammen, aber ein junger, lebhafter Mann erscheint als ihr Schutzengel und befreit sie von der Rotte, wofür sie dem etwas abenteuerlich aufgeputzten Gesindel höchst dankbar sind und mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, sich ihm, der nach Rochester reisen will, anzuschließen. Unterwegs erzählt er ihnen romantische und unerhörte Geschichten, denen sie mit staunender Ehrfurcht lauschen. Auf der ersten Station angekommen, laden sie den Fremden zum Essen ein, der es sich tüchtig belieben läßt. In der Stadt ist Ball und der Fremde beredet den Mr. Tupman, mit ihm auf den Ball zu gehen, indeß die übrigen Pickwickier von der Macht des Weins ziemlich überwältigt sind. Der Fremde hat nur den Anstand, daß er keine für den Ball passende Kleider bei sich hat, und Mr. Tupman ist viel zu korpulent, als daß seine Kleider dem Fremden paßten. Der gutmüthige Mann verfällt jetzt auf die Auskunft, dem Fremden einen Anzug des in Schlaf gesunkenen Mr. Winkle anzubieten, was Jener bereitwillig annahm. Der Anzug, ein für den Pickwickier eigens gefertigter, mit vergoldeten Knöpfen besetzt, worauf der Kopf des Mr. Pickwick, zierte bald den Fremden, und sie begaben sich miteinander auf den Ball. Hier machte der Fremde seinen Freund mit vielen Notabilitäten bekannt und er selbst bemühte sich sehr um eine Wittwe, Mrs. Budger, zum großen Verdruß des Dr. Slammer vom siebenundneunzigsten Regiment. Nachdem der Fremde die Dame an ihren Wagen geführt, trat der Doktor wüthend den Fremden an, drang ihm seine Karte auf, verlangte dagegen die seinige, und als der Fremde das Alles nicht verstehen wollte, und kalt und scherzhaft antwortete, überhäufte er ihn mit einer Fluth von Ehrennamen, wie Lügner — feige Memme u. s. w., um was sich aber der Injuriirte nicht kümmerte. Die beiden neuen Freunde zogen sich zurück zur Ruhe, nachdem die geborgten Federn dem fest schlafenden Winkle wieder in seinen Koffer gelegt worden waren. Mr. Tupman legte sich in ziemlicher Verwirrung seiner Sinne zu Bette.

Kaum hatte am folgenden Morgen — so entwickelt sich die Geschichte weiter — die Uhr sieben ausgeschlagen, als Mr. Pickwicks achtsame Seele aus dem Zustand der Bewußtlosigkeit, worein der Schlaf sie versenkt hatte, durch ein lautes Pochen an seiner Kammerthüre aufgerüttelt wurde. Wer ist da? sagte Mr. Pickwick, im Bett auffahrend. — Der Hausknecht, Sir. — Was begehrt Ihr? — O seyd so gut, Sie, und sagt mir, welcher Gentleman von Eurer Gesellschaft trägt einen hellblauen Staatsrock, mit vergoldeten Knöpfen mit P. C. darauf? — Man hat ihn zum Ausbürsten gegeben, dachte Mr. Pickwick, und der Mensch hat vergessen, wem er gehört. — Mr. Winkle, rief er hinaus, im zweitnächsten Zimmer, rechter Hand. — Dank Euch, Sir, sagte der Hausknecht, und zog ab. — Was gibt's? rief Mr. Tupman, als ein lautes Pochen an seiner Thüre ihn aus seinem tiefen Schlaf erweckte. — Kann ich mit Mr. Winkle sprechen? fragte der Hausknecht von außen. — Winkle! Winkle! schrie Mr. Tupman in das innere Zimmer hinein. — Halloh! antwortete eine schwache Stimme hinter den Bettvorhängen. — Man fragt nach Euch — Jemand vor der Thüre! — und nachdem er mit Mühe und Anstrengung so viel herausgebracht, kehrte sich Mr. Tracy Tupman um und versank wieder in tiefen Schlaf.

Na mir gefragt? sagte Mr. Winkle, hastig aus dem Bett

springend und einige Kleidungsstücke um sich werfend — nach mir gefragt! in solcher Entfernung von der Stadt — Wer auf der Welt kann etwas von mir wollen? — Ein Gentleman im Kaffeezimmer, Sir, antwortete der Hausknecht, als Mr. Winkle die Thüre öffnete und ihm gegenüber stand; der Gentleman sagt: er wolle Euch keinen Augenblick aufhalten, aber er könne sich nicht abweisen lassen. — Sehr sonderbar! sagte Mr. Winkle, ich werde sogleich unten seyn. — Er hüllte sich eilends in einen Reiseshawl und in den Schlafrock und eilte die Treppen hinab. Eine alte Frau und ein paar Aufwärter reinigten das Kaffeezimmer und ein Offizier in halber Uniform sah zum Fenster hinaus. Er kehrte sich um, als Mr. Winkle eintrat und machte eine steife Verneigung des Kopfes. Nachdem er den Dienern befohlen, sich zu entfernen und sehr sorgfältig die Thüre verschlossen, sagte er: Mr. Winkle, denke ich? — Mein Name ist Winkle, Sir. — Ihr werdet nicht überrascht seyn, Sir, wenn ich Euch benachrichtige, daß ich diesen Morgenbesuch mache in der Angelegenheit meines Freundes, Dr. Slammer, vom 97sten. — Dr. Slammer! sagte Mr. Winkle. — Ja, Dr. Slammer. Er trug mir auf, Euch seine Ansicht auszudrücken, daß Euer Benehmen gestern Abend von der Art gewesen, wie kein Gentleman sich es kann gefallen lassen, und (setzte er hinzu) wie es kein Gentleman gegen einen andern sich erlauben sollte. — Mr. Winkle's Erstaunen war zu wahrhaft und zu offenbar, als daß es hätte der Beobachtung von Dr. Slammers Freund entgehen können; er fuhr daher fort: Mein Freund, Dr. Slammer, trug mir auf beizufügen, daß er fest überzeugt sey, Ihr seyd einen Theil des Abends betrunken gewesen und Euch deßhalb der Größe der ihm zugefügten Beleidigung nicht bewußt. Er ermächtigte mich, Euch zu sagen, daß, wofern Ihr diese Entschuldigung Eures Benehmens vorbrächtet, er sich dazu verstehen wolle, eine schriftliche Entschuldigung von Eurer Hand! und von mir diktirt, anzunehmen. — Eine schriftliche Entschuldigung! wiederholte Mr. Winkle, im nachdrücklichen Tone der höchsten Verblüffung. — Die Alternative ist Euch natürlich einleuchtend, antwortete der Offizier kalt. — Solltet Ihr wirklich mit dieser Botschaft an mich, namentlich, beauftragt seyn? fragte Mr. Winkle, dessen Geisteskräfte durch diese außerordentliche Unterredung hoffnungslos verwirrt waren. — Ich war nicht selbst anwesend, versetzte der Offizier, und in Folge Eurer hartnäckigen Weigerung, dem Dr. Slammer Eure Karte zu geben, ward ich von diesem Herrn beauftragt, mich nach dem Inhaber eines sehr auffallenden Rocks — eines hellblauen Staatsrocks mit goldenen Knöpfen und den Buchstaben P. C. zu erkundigen. — Mr. Winkle taumelte im buchstäblichen Sinne vor Erstaunen, als er seine Kleidung so genau beschreiben hörte. Dr. Slammers Freund fuhr fort: Aus den Erkundigungen, die ich so eben im Schenkzimmer anstellte, überzeugte ich mich, daß der Besitzer des Rocks gestern Nachmittag mit drei andern Gentlemen hier angekommen. Ich schickte sogleich zu dem Gentleman, welcher mir als das vermuthliche Haupt der Gesellschaft bezeichnet wurde, und er wies mich sogleich an Euch. —

Hätte der Hauptthurm von Rochester-Castle plötzlich sich von seinem Fundament losgerissen und sich dem Fenster des Kaffeezimmers gegenüber hingepflanzt, Mr. Winkle's Erstaunen wäre wie nichts gewesen, verglichen mit der Betäubung, womit er diesen Bericht anhörte. Sein erster Gedanke war, sein Rock müsse ihm gestohlen worden seyn. Wollt Ihr mir gestatten, Euch einen Augenblick aufzuhalten? sagte er. — Ja wohl, versetzte der unwillkommene Besuch. — Mr. Winkle rannte hastig die Treppen hinauf, und mit zitternder Hand öffnete er den Koffer. Da lag der Rock an seinem gewohnten Platz, jedoch waren, bei genauer Besichtigung, sichtbare Spuren an ihm zu entdecken, daß er in der vorigen Nacht war getragen worden. — Es muß so seyn, sagte Mr. Winkle, indem er den Rock aus den Händen fallen ließ. Ich trank zu viel Wein nach Tisch und habe eine ganz schwache und unbestimmte Erinnerung davon, daß ich nachher in den Straßen herumschlenderte und eine Cigarre rauchte. Die Wahrheit ist, daß ich sehr betrunken war; — ich muß den Rock gewechselt haben — wohin gegangen seyn — und Jemand beleidigt haben — ich zweifle gar nicht daran; und diese Botschaft ist jetzt die fürchterliche Folge davon. — Unter diesen Worten schlug Mr. Winkle wieder die Richtung nach dem Kaffeezimmer ein, mit dem ernsten und schauerlichen Entschluß, die Ausforderung des kriegerischen Doktor Slammer anzunehmen, und den möglichen schlimmsten Folgen Trotz zu bieten.

Zu diesem Entschluß ward Mr. Winkle vermocht durch unterschiedliche Rücksichten; darunter war die erste seine Reputation bei dem Club. Man hatte ihn immer als eine hohe Autorität betrachtet in aller Angelegenheit der Ergötzlichkeit und Gewandtheit, mochten sie nun offensiver, defensiver oder ganz neutraler Art seyn; und wenn er bei dieser ersten Gelegenheit, wo er eine Probe ablegen konnte, davor zurückwich, unter dem Auge seines Führers, so war sein Name und seine Geltung für immer verloren. Zudem erinnerte er sich, häufig von den in solchen Sachen nicht Eingeweihten die Vermuthung haben aussprechen hören, daß vermöge einer Verabredung zwischen den Sekundanten die Pistolen selten mit Kugeln geladen würden; und endlich bedachte er auch, wenn er sich an Mr. Snodgras wende, um ihn sich zum Sekundanten zu erbitten, und ihm die Gefahr mit lebhaften Farben schildere, so würde dieser Gentleman vermuthlich die Sache dem Mr. Pickwick mittheilen, der gewiß ohne Zeitverlust die Lokalbehörden davon in Kenntniß setzen und so die Gefahr zu tödten oder getödtet zu werden, von seinem Begleiter abwenden würde.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 326.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 November 1838.

Doctor Bulard und die Pest.

Es ist schon viel von diesem Doctor Bulard die Rede gewesen, aber immer ist er nach einiger Zeit wieder wie halb verschollen. In neuerer Zeit ist er jedoch in Berlin aufgetreten, und hat zu einem medicinisch-administrativen Congreß aller europäischen Seestaaten eingeladen, dem er die Ergebnisse seiner Forschungen vorlegen wollte. Dieser Congreß soll sich, wie sich nun ergibt, in Malta versammeln, allerlei Experimente vornehmen, und endlich, gestützt auf seine (Dr. Bulards) Papiere, einen Ausspruch thun, der alle bisherigen Lazarethanstalten von Grund aus umformen soll. Er nennt diese Anstalten monströs und unsinnig, verwirft jede Quarantaine, die für Waaren länger als 24 Stunden, für Menschen über 8 Tage dauerte, nennt alle Räucherungen lächerlich u. s. w. Die jetzigen Lazarethanstalten mögen allerdings Fehler und Mängel in Menge haben, aber man muß ihnen doch zugestehen, daß sie bei allen diesen Mängeln, bei alle Beschränkungen, die sie dem Verkehr auferlegen, doch im Ganzen genommen Europa vor den Einbrüchen der Pest geschützt haben.

Dr. Bulard hat allerdings sehr viel gethan, und man kann seinen Eifer nicht genug loben. Er hat nun eine Uebersicht seines Planes in das Journal des Débats eingesandt (s. Nummer v. 10 Nov.), und sagt darin unter Anderem: „Seit sechs Jahren hatte ich das Glück, in den mörderischsten Pestepochen des Orients anwesend zu seyn, 25 bis 30,000 Pestkranke zu behandeln und 400 Leichen zu seciren, ohne je von der Krankheit betroffen worden zu seyn; ich bin Monate lang in den Pestspitälern geblieben zu Cairo, Konstantinopel und zu Smyrna, wo das Spital und der Begräbnißplatz von einer Ringmauer umschlossen sind; ich habe zwei Tage lang das mit Eiter und Blut beschmutzte Hemd eines Pestkranken angezogen, und in der langen Zeit dieser verschiedenartigen Proben, wobei ich nie eine Vorsichtsmaaßregel anwandte, habe ich kaum je die Wirkungen eines pestilentialischen Einflusses gefühlt." Wahrhaftig, nicht Jedermann gehört so zu den Pachydermen, zu deutsch: Dickhäuten, um das aushalten zu können; denn wie der letzte Einbruch der Krankheit in eine europäische Stadt, Odessa (s. die Pest in Odessa Nr. 211 ff.), gezeigt hat, ist der hundertste Theil von allem diesem hinreichend gewesen, um Leute genug ins Spital und auf den Kirchhof zu liefern. Merkwürdig genug, daß Dr. Bulard dabei den Glauben an die Contagiosität nicht nur bewahrt, sondern sogar erst erlangt hat; das Seltsamste aber ist, daß er nach diesem auffallenden Beweise von der verschiedenen Wirkung der Contagion auf verschiedene Personen noch eine genaue Untersuchung erlangt, in wiefern sich die Pest 1) durch unmittelbare Berührung, 2) durch mittelbare Berührung, 3) in der Entfernung, d. h. durch die Activitätssphäre des Kranken, und 4) durch Inoculation fortpflanze. Der einzige Umstand, daß er selbst unter Umständen, wo Tausende und aber Tausende angesteckt wurden, unangesteckt blieb, hätte ihn belehren können, daß hier keine einzelnen angestellten Proben — an zum Tode verurtheilten Verbrechern oder hartnäckigen Anticontagionisten, wie er vorschlägt — zu einem Ziele führen können.

Nachdem das Princip der Ansteckung festgestellt ist, soll der nach Malta berufene medicinisch-administrative Congreß untersuchen: 1) in welcher Zeit das Pestübel in einem Menschen sich so entwickelt, daß sich die eigenthümlichen Erscheinungen der Pest auf dem Körper zeigen; 2) in wiefern durch gewisse Waaren und Substanzen das Pestgift in entfernte Gegenden gebracht werden könne; 3) welchen Einfluß Jahreszeit, Atmosphäre und Localität ausüben. Es hätte wahrhaftig keines sechsjährigen Aufenthalts in Pestländern bedurft, um herauszubringen, daß dieß die Hauptpunkte sind, um welche es sich bei jedem Lazareth handelt, und diese Zeit und die in derselben gesammelten Erfahrungen sind nur dann gut angewandt worden, wenn es wahr ist, was Dr. Bulard behauptet, daß er alle wissenschaftlichen und administrativen Materialien besitze, um diese Fragen genügend zu lösen.

Wenn dem so ist, wenn es ferner sich bewährt, daß er im Besitz eines von ihm erfundenen Heilmittels gegen die Pest sich befindet, und daß die Pest im ersten Stadium immer heilbar ist, so hat er sich allerdings um Europa höchst verdient gemacht, und man ist dann nur geneigt ihn zu fragen, warum er einen höchst wahrscheinlich nie zusammentretenden Congreß abwarten will, um seine große Entdeckung bekannt zu machen.

Weit besser, er legt sie in einem Buche nieder, das der Oeffentlichkeit anheim gegeben, der Prüfung tüchtiger Aerzte und so mancher Männer unterliegen kann, die in neuerer Zeit praktisch-medicinische Erfahrungen über die Pest gesammelt haben.

Das Unbegreiflichste an diesem Exposé, oder um die Sache bei ihrem wahren Namen zu nennen, das Abgeschmackteste, ist der Vorschlag, Malta zum allgemeinen europäischen Pestlazareth und zum gemeinsamen Entrepot aller aus Ländern, die der Pest unterworfen sind, kommenden Waaren zu machen. Für den östlichern Theil des Mittelmeers ist es nun ein baarer Unsinn, was auch der Verfasser fühlt, indem er für den Handel des adriatischen Meeres eine Nebenquarantaine auf einer der Inseln (vielleicht einer der jonischen?) vorschlägt. Was wird dann aber aus Griechenland? was aus der österreichischen, der walachischen, der russischen Quarantaine? diese müßten doch wohl bleiben, und Malta könnte nur für Italien, Frankreich, Spanien und die atlantischen Häfen bestimmt seyn. Wer wird denn aber alle Völker Europa's dazu bewegen, England zum Controleur ihres Handels zu machen?

Dr. Bulard mag allerdings viele Beobachtungen und zahlreiche Erfahrungen gesammelt haben, aber in seinem Exposé steht streng genommen nicht ein Wort, das nicht auch ein Nichtarzt hätte sagen können: warum hält er mit seinen Beobachtungen so hinter dem Berge? Er würde besser thun, sie, wie Pariset und Andere, mit Irrthum und Wahrheit der öffentlichen Prüfung zu übermachen. Die Geheimnißkrämerei taugt nicht in unsrer Zeit, am wenigsten in Dingen, deren öffentliche Besprechung keinem Menschen Schaden, vielmehr nur Nutzen stiften kann. Hr. Bulard ist schwerlich berufen, das Räthsel zu lösen, und wird eben so wenig die Regierungen zur Aufhebung der bisherigen Quarantainemaaßregeln bewegen, für deren Makellosigkeit diese selbst keine Lanze werden brechen wollen.

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

Das Großfürstenthum Finnland.

(Schluß.)

Die Finnen oder Souomen, ein langsames, ernstes, eigensinniges, jedoch auch friedfertiges, muthiges und gastfreies Volk, bilden den größten Theil der Bevölkerung. Sie sprechen eine noch wenig ausgebildete, doch durch die Menge der Vocale wohlklingende Sprache, die weiter keine Literatur als die der Volkslieder aufzuweisen hat. Alle Bewohner des Landes sind persönlich frei, selbst die aus dem alten Gouvernement Wiborg, und eine große Anzahl von ihnen hat auch Besitzthümer. Die andern sind gewöhnliche Pächter, doch die der Krone haben ihre Pachtungen auf Lebenszeit und vererben sie auch manchmal auf ihre Kinder. Sie wohnen in dunkeln und unreinlichen, hölzernen Häusern. Die Lappen, ihre Nachbarn im Norden, sind von derselben Race, und nennen sich auch fast wie jene, nämlich Samelads oder Same; die Benennung „Lappe" (russisch Lopar), die sie von den Schweden erhalten haben, weisen sie als eine Beleidigung zurück, weil das Wort so viel als Zauberer, Wahrsager, Giftmischer oder Flüchtling bedeutet. Saxo Grammaticus im 12ten Jahrhundert ist der erste Schriftsteller, der ihrer erwähnt. Buffon behauptet, und zwar mit Unrecht, daß die Lappen von derselben Race mit den Samojeden, die Tartaren des Nordens wären. Die Lappen haben mit den Samojeden nur die Art der Kleidung, nichts aber mit den Tartaren gemein. Sie sind klein und gleichen den Finnen, nur daß die Backenknochen mehr hervorspringend und die Haare dunkler sind. Ihre Zahl beschränkt sich auf einige Tausend, wovon die einen Rennthier-Lappen, die andern Fischer-Lappen sind. Die schwedischen Bewohner Finnlands sind viel zahlreicher, und zu ihnen gehört der größere Theil des Adels, der Geistlichkeit, der Beamten und der Bürger in den Städten. Die Schweden bilden die ganze Bevölkerung der Aland'schen Inseln, dann auf einigen Punkten der Küste um Abo herum und in Ostrobothnien, so wie in Nyland, und belaufen sich auf 100,000 Seelen, ohne die Bewohner der Städte dazu zu zählen. Ihre Sprache, die man in Finnland mit einigen Abweichungen spricht, ist die der Geschäfte, der Wissenschaften und der Gesellschaft; eben so erscheinen alle officiellen Verhandlungen in schwedischer Sprache. In den Districten von Wiborg und Kexholm, aber auch in andern Städten, findet man viele Russen. Die Bevölkerung Finnlands hat sich in 35 Jahren verdoppelt und beträgt jetzt nach ziemlich sichern Angaben 1,200,000 Individuen, so daß, getheilt durch 5300, auf die Quadratmeile 226 Seelen kommen, die in 26 Städten, 1891 Dörfern und 28,735 Hemmaans (Weilern, Gehöften) wohnen, eine Benennung, die von dem deutschen Worte „Heimath" abzuleiten wäre. Ein Theil dieser Hemmaans gehört dem Adel, ein anderer der Regierung oder den Bauern.

Der Ackerbau, die Viehzucht, und an einigen Orten die Fischerei, bilden die Hauptbeschäftigung der Finnländer; die Industrie der Manufacturen ist höchst unbedeutend, doch bereitet man kleine Glaswaaren, Segelleinwand und Strümpfe. Früher zählte man 14 Eisenhämmer, zu welchen man das Material aus Schweden bezog, kraft einer Berechtigung, die im J. 1831 aufgehoben wurde. Die wirthschaftliche Industrie ist noch immer bemerkenswerth: der finnländische Bauer bereitet Theer, Pottasche und Kohlen, macht hölzerne Werkzeuge und Hausgeräthe, baut Boote und Schiffe, und webt in seiner Hütte Leinwand und grobes Tuch. Ungeachtet der zahlreichen Häfen ist der Handel in keinem blühenden Zustande. Durch den Ladogasee und den finnischen Meerbusen versehen die Finnländer St. Petersburg mit Holz, Fleisch, Butter, Fellen, Theer, Fischen u. s. w.; dieselben Artikel führen sie auch nach Schweden aus, von wo sie Eisen- und Colonialwaaren zurückbringen. Sie haben sich das Vorrecht bewahrt, ohne weitere Handelseinmischung ihre Producte selbst nach Stockholm zu bringen, ein Vortheil, der ihnen jetzt wieder aufs neue bewilligt ist. Sie kaufen auswärts Salz, das ihnen mangelt, und bezahlen es mit den Erzeugnissen ihrer Wälder und Aecker. Finnland hat an seinen Gränzen eigene Douanen gegen Rußland, wie Ungarn gegen Oesterreich.

Die Landstraßen im Innern sind gut, der Dienst der Posten ist Privaten anvertraut, aber regelmäßige Diligencen sind noch nicht vorhanden. Man macht im Lande wenig Gebrauch von

den russischen Münzen, sondern rechnet überall nach dem schwedischen Münzfuße; vom Papiergelde circuliren drei Sorten.

Der öffentliche Unterricht scheint im Ganzen noch wenig vorgeschritten zu seyn, man hat zwar Schulen in allen Städten, doch fehlen sie noch häufig auf dem Lande. Die am meisten unterrichteten Bauern können lesen, doch Schreiben und Rechnen gehört bei ihnen schon zum Luxus, dagegen wird der Religionsunterricht fleißig betrieben. Seit 1640 hat Finnland seine eigene Universität, die es der Sorge und Einsicht des Grafen Peter von Brahe verdankt; sie wurde zu Abo eröffnet und eingeweiht am 15 Julius jenes Jahres. Die Feuersbrunst, welche am 24 August 1827 das Local der Universität, die Kathedrale und eine Bibliothek von 30,000 Bänden, die noch durch die des Zweisten Handold vermehrt worden war, verzehrete, bewog die Regierung, diese hohe Schule nach der Hauptstadt zu verlegen, so daß sie unter dem Namen „Alexander-Universität“ bald darauf in Helsingfors eröffnet wurde. Sie zählt 25 ordentliche Professoren, 16 außerordentliche und 4 Privatdocenten. Die Zahl der Studenten beläuft sich zwischen 4 bis 500. Außerdem findet man in Finnland noch 201 Unterrichtsanstalten mit 11,000 Schülern, so daß einer auf 109 Einwohner kommt. Gymnasien besitzen Wiborg, Abo und Borgo, Frederikshamm ein Cadettencorps und mehrere Orte Volksschulen. Es sind 9 Buchdruckereien vorhanden; zu Abo, Helsingfors u. s. w. erscheinen 10 Journale, wovon 6 in schwedischer Sprache, 4 dagegen in finnischer Sprache redigirt werden. Es ist noch der ökonomischen Gesellschaft und der Bibelgesellschaft in Finnland zu erwähnen, wovon die letztere mehrere Zweige hat.

Fast alle Einwohner sind Lutheraner, die in zwei Stifte (Diöcesen), nämlich in das von Abo und das von Borgo getheilt sind. Das erstere, ein Erzbisthum, zerfällt in 21 Prosteri (Propsteien) mit 124 Pfarreien. Das Bisthum von Borgo hat 16 Prosteri und 79 Pfarreien. In den meisten Kirchen predigt man finnisch, in andern abwechselnd finnisch und schwedisch. Die 15 russischen Kirchen mit 2 Klöstern ressortiren von der geistlichen Behörde in St. Petersburg.

Das Großfürstenthum Finnland hat eine besondere Verwaltung, deren Mittelpunkt sich in der Hauptstadt des Kaiserreichs befindet; ein Generalgouverneur, der in Helsingfors residirt, und dessen Würde rein militärisch ist, repräsentirt im Lande den Kaiser. Wie Schweden, so hat auch Finnland eine Constitution. — Das ganze Großfürstenthum ist in 8 Gouvernements eingetheilt, die man im Lande „Laen“ nennt, und welche durch einen „Landshöfding“ verwaltet werden. Jedes dieser Laene zerfällt wieder in „Fogderier,“ von welchen jedes wieder mehrere „Härad,“ oder Jurisdictionen, in sich schließt. — Der „Lagman,“ Oberrichter, gehört nicht zu den Administrativbeamten. In Finnland ist die schwedische Gesetzgebung noch die Norm, und alle Tribunale sind wie die in Schweden organisirt. — Die Einkünfte, welche die Krone von dort bezieht, belaufen sich ungefähr auf 1,300,000 Rubel Silber. — Das Wappen des Großfürstenthums besteht aus einem von 7 Rosen umgebenen Löwen, der in der einen seiner Klauen ein bloßes Schwert, in der andern einen Schild hält.

Wir erwähnen noch der Alandsinseln, die einen eigenen Härad bilden. Die Gruppe besteht aus 200 wüsten und 50 bewohnten kleinen Inseln, welche größtentheils felsig sind, fast alle sehr hoch aus dem Meere emporsteigen, und einige von ihnen förmliche kolossale Granitnadeln bilden. Das Alandshaff trennt sie von der Küste von Schweden (Upland), und von Finnland der „Skiftet,“ eine Art Meerenge, die eine Durchfahrt mitten durch das Gewirr von Klippen bildet. Die Gesammtoberfläche der Inseln beträgt 22 Quadratmeilen, ihre Bevölkerung etwas über 13,000 Seelen, die vom Fischfang, von der Schifffahrt, dem Ackerbau und der Viehzucht leben. Der hiesige Käse ist berühmt. Der Boden dieser Inseln ist so steinig, und die Erdschicht, die sie bedeckt, so leicht, daß im Sommer oft die Ernte vertrocknet, ehe sie reif wird. Die Tanne, Fichte, Erle und die Haselstaude sind die einzigen Bäume, welche dort wachsen; doch reichen sie nicht zum Bedürfniß der Inseln aus. Auf derjenigen Insel, von der aus man Schweden erblickt, hat man einen Telegraphen errichtet. Sie verleihen in ihren befestigten Häfen der russischen Küstenflottille (Skärenflotte) um so vortheilhafteren Schutz, weil die hier stattfindende Gegenströmung aus dem bothnischen und finnischen Meerbusen in den Häfen und auf den Rheden die Wirkung und die Härte des Winters schwächt, und weil von hier aus auf Schußweite die Flottille alle in den Mälarsee einlaufenden Schiffe, so wie die Küstenschifffahrt längs den westlichen Gestaden des bothnischen Meerbusens, im Auge behalten kann.

(Fortsetzung folgt.)

Hindernisse im Anbau von Neusüdwales.

(Aus Taits Magazine. October.)

Es ist ein eigenthümlicher Umstand, daß in diesem Lande große Dürren periodisch zu seyn scheinen, und vielleicht ist diesem Umstande die geringe Zahl der eingebornen Bevölkerung und der dort befindlichen vierfüßigen Thiere zuzuschreiben. Diese Dürren dauern oft einige Jahre nacheinander. Die letzte große Dürre begann im Jahre 1826 und endete erst im Jahre 1829. Während dieser ganzen Zeit fiel sehr wenig Regen, und über sechs Monate lang nicht ein einziger Regenguß. Auch im Jahre 1835 war eine große Dürre. Auf der andern Seite sind die Flüsse Ueberschwemmungen unterworfen in Zwischenräumen von mehrern Jahren, ein Umstand, der den Anbau des Alluvialbodens längs ihrer Ufer zu einer sehr prekären Sache macht. Die Feindseligkeit der Eingebornen macht gleichfalls die Ansiedlung in den unbewohntern Theilen der Colonie zu einer weit schwierigern Sache, als man gewöhnlich glaubt. Die letzten drei Expeditionen, welche Major Mitchell ins Innere unternahm, wurden alle durch die Eingebornen zurückgejagt, und es scheint große Umsicht und Gewandtheit erfordert zu haben, daß nicht die ganze Expeditionspartie niedergehauen wurde. In mehrern Scharmützeln, welche stattfanden, kamen Leute auf beiden Seiten um.

---

ie Methodisten in den Vereinigten Staaten.

Das Camp-Meeting. 3. Der Abend.

Wir hatten uns den Tag über in einem Wirthshause gelagert, welches ungefähr eine Viertelstunde Wegs von dem Camp-Meeting entfernt lag und den Neugierigen — Einige wollten auch wissen, den Methodisten selbst — zum Absteigequartier diente. Hier hörten wir, daß die eigentliche Andacht erst des Nachts ihren Anfang nehme. Wir entschlossen uns daher gegen Abend noch einmal dahin zurückzukehren.

Die Scene war genau so wie am Morgen, nur goß die Nacht ihren Schleier über die Andächtigen. Wir begegneten hie und da Nacht' wandlern, die von einer Hütte zur andern zogen, um, wie sie vorgaben, zu sehen, wie das Volk sich erbaue und „ob der Geist sie bewege." Thee und Kaffee waren nur auf wenigen Tischen servirt, und im Ganzen sah es weniger gesellig aus als Morgens. Wir traten in die erste Hütte, und fanden Männer und Weiber einander bei den Händen haltend im Stroh liegen. Das Wüthen und Toben den Tag über hatte sie so erschöpft, daß Einige nur noch stöhnten oder winselten, und selbst der Predigerstuhl stand verlassen da.

Mein Blick war auf ein junges Mädchen gerichtet, die mit einem jungen Mann auf den Knieen liegend inbrünstig betete. Er hatte sie bei der Hand gefaßt, die er krampfhaft von Zeit zu Zeit in die Höhe hob, um sie später an seiner Seite wieder hinabgleiten zu lassen. Es war ein wahrer magnetischer Proceß, der auch das Mädchen in eine Art somnambulen Zustand versetzte, denn sie schien wirklich knieend mit zum Himmel gehobenen Augen zu schlafen und im Traum ihr Gebet herzusagen.

In einiger Entfernung lag ein Greis auf dem Boden, ungeduldig mit den Händen um sich schlagend (seine Füße mochten ihm schon längst den Dienst versagt haben), und dabei immer die Worte stammelnd: „Er starb für mich; er starb für uns Alle." Ein altes Weib saß neben ihn zusammengekauert und rief beständig: „Fühlst du ihn — Fühlst du den Herrn!" Die übrigen Personen bildeten keine Gruppe. Die ganze Hütte war nur durch den Schein einer kleinen Lampe erleuchtet.

Die zweite Hütte, in die wir traten, gab schon ein lebhafteres Bild. Dort ward noch gepredigt, und es schrien mehrere Personen noch immer: „Glorie! Glorie!" obwohl mit Stimmen, die nur noch mit dem Gekrächze von Raben zu vergleichen waren. Die Prediger hatten sich ebenfalls heiser gesprochen oder genäselt, und die bleichen, todtenähnlichen Gesichter, auf welchen physische Erschöpfung, Frömmigkeit, Enthusiasmus, Wahnsinn und leider auch Heuchelei in leserlichen Zügen abgebildet waren, hatten etwas Grausenhaftes, dessen Anblick ich nicht ertragen konnte — Ich kenne nur zwei von berühmten Künstlerhänden verfertigte Skizzen, welche davon eine deutliche Idee geben: Hogarts und Kaulbachs Irrenhäuser. —

Ehe wir den Ort verließen, besuchten wir noch den Stall (the pen), den Aufenthalt der Verzückten. Es waren lauter Ohnmächtige oder Rasende. Einige davon mußten wirklich genau beobachtet werden, damit sie sich nicht aufopferten, das heißt dem Herrn zu lieb sich ums Leben brachten. Ist doch schon in Amerika mehrmals der Fall eingetreten, daß im religiösen Wahnsinn Väter und Mütter ihre Kinder umbrachten, damit der Teufel keine Macht über sie erlange; und erst vor zwei Jahren wurde ein religiöser Schwärmer des Todtschlages angeklagt, weil er eine kranke Frau durch das Eingießen von Strömen kalten Wassers, woran sie erstickte, und durch Hülfe allerlei Beschwörungsformeln vom Satan, der die Ursache jeder Krankheit sey, befreien wollte. Freilich waren dabei erschwerende Nebenumstände eingetreten, wie z. B. der, daß die Frau reich war und ihr Haus dem frommen Mann als Gotteshaus hinterließ, dessen ungeachtet aber wußte er den Geschwornen so zu imponiren, daß er freigesprochen wurde.

„Wie wohl diese Art öffentlicher Gottesdienst auf die Sitten wirken mag?" bemerkte ich zu einem meiner Begleiter.

„Das können Sie aus den Gesichtern der Fremden ersehen," erwiederte dieser. Ein acht- bis zehntägiger Gottesdienst im Walde, mit allem liederlichen Gesindel aus den Städten, das sich als Zuseher einfindet; sodann die vielen jungen Leute aus den angesehensten Familien, die hieher kommen und auf Abenteuer ausgehen; endlich die religiösen Speculanten, die bei der Andacht und dem Wahnsinn dieser Menschen ihre Rechnung finden; alles dieß beweist, daß diesen Versammlungen nichts fehlt, als der Wein oder der Branntwein, um für die ausgelassensten Bachanalien zu gelten. Dafür aber trinkt dieses Volk Thee und Kaffee, welche Getränke in den übermäßigen Quantitäten, wie sie hier genossen werden, wenn auch nicht aufs Gehirn — denn auf dieses wirkt schon ihr Fanatismus — wenigstens doch eben so sehr auf die Nerven wirken. Wie viele Krankheiten — namentlich Nervenfieber, Verrücktheit und Auszehrung — mögen hier ihren Ursprung nehmen? Wie mancher Mann, welcher hier wüthet und tobt und den Lohn einer Woche in Thee und Kaffee vertrinkt, hat zu Hause eine darbende Familie, und endlich wie manche Mutter vernachlässigt dabei ihre Kinder! — Und doch nimmt diese Secte immer mehr zu. Die Methodisten in den Vereinigten Staaten sind allein zahlreicher als Baptisten, Episkopalen, Lutheraner und Herrenhuter zusammengenommen.

Vermischte Nachrichten.

Jetzt hat sich in England eine Compagnie gebildet, um einen Dampfbootdienst zwischen Valparaiso und Panama herzustellen, der alle Häfen der Küste umfassen und mit den englischen Paketbooten des atlantischen Meeres in Unterhandlung treten soll. Man behauptet, daß auf diese Weise die Reise von England über den Isthmus von Panama nach Lima in 30 und nach Neusüdwales in 70 Tagen, statt wie sonst in 4 bis 5 Monaten vorgenommen werden könnte. (Engl. Bl.)

Ein Mann, der kürzlich die Metitscha durchwanderte, macht eine klägliche Schilderung von dem physischen Zustande der unglücklichen Europäer, die dort wohnen: alle sind krank oder waren es in Folge der letzten Regen; viele sind recidiv und mehrere ganz unterlegen. (Volour vom 10 November.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 105** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Die Jungfrau von Orleans. (Von Chapelain.) — Die nachgelassenen Papiere des wick-Club. (Fortsetzung.)**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Ausland: jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 327.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 November 1838.

Dampfbootunfälle.

Taits Magazine vom October d. J. bemerkt, daß Unfälle mit Dampfbooten jetzt beinahe täglich vorkommen, da außer denen, wovon die Journale berichten, viele sich ereignen, wovon das Publicum nie etwas hört, da man sehr bemüht ist, sie zu verbergen. In der letztern Zeit findet man nachstehende Unfälle berichtet. Während der Fahrt des Dampfboots Antilope von Hull nach Glasgow gab eine der untern Platten des Kessels plötzlich nach, das Wasser stürzte in den Schiffsraum, tödtete 18 Stück Vieh und verbrühte 4 oder 5 andere. Wäre das Wetter ungestümm gewesen, so wäre wahrscheinlich das Schiff mit Mann und Maus untergegangen. Die Fahrt zwischen Newcastle und Leith wird auf Dampfbooten gewöhnlich in 10 oder 11 Stunden zurückgelegt; aber das Dampfboot Northern Yacht war so leck, daß, als es 17 Stunden von Newcastle unterwegs gewesen war, das Wasser so rasch im Schiffe stieg, daß die Maschine nicht mehr arbeiten konnte. Nur Eine Pompe war in Ordnung, und diese nicht vollständig; kein Schießpulver war zu finden, um damit ein Signal zu geben, eben so wenig eine Glocke oder ein sonstiges Mittheilungszeichen. In diesem Zustande blieb das Dampfboot noch 6 Stunden länger in See, wurde endlich von einem Lootsenboot erblickt und hierauf durch ein anderes Dampfboot an dem Schlepptau in einen nahen Hafen geführt. Auf dem Dampfboot Vivid zu Shields sprang der Kessel, wobei 2 Männer so verbrüht wurden, daß sie starben. Bei dem Schiffbruch des Dampfboots Forfarshire am 6 Sept., welches von Hull nach Dundee fuhr, ertranken nicht weniger als 40 Personen. In diesem Falle wurde die gröbste Nachlässigkeit von Seite der Eigenthümer erwiesen. Ehe das Dampfschiff Hull verließ, entdeckte man einen Leck im Kessel, der sodann auf eine sehr oberflächliche Weise zugemacht wurde. Während der Fahrt zeigte sich ein kleiner Leck, den der Ingenieur, seiner Angabe nach, für unbedeutend hielt, indem er schon weit schlimmere gesehen habe; aber der Leck vergrößerte sich während der Nacht so sehr, daß die Maschine nicht mehr arbeiten konnte, und als man vermittelst der Segel nach Hull zurückzufahren versuchte, scheiterte das Schiff und 40 Personen ertranken. Wir haben, fährt Taits Magazine nach Anführung dieser Beispiele fort, von verschiedenen Seiten her erfahren, daß es gar nichts Ungewöhnliches ist, daß Dampfboote mit bedeutenden Rissen in ihren Kesseln, oder mit einem andern Theil ihrer Maschinerie in schlechtem Zustande, sich auf die Reise machen, und es ist daher dringend nothwendig geworden, daß Inspectoren zur Untersuchung der Dampfschiffe und ihrer Maschinerie ernannt werden.

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

(Fortsetzung.)

Das Gouvernement Archangelsk.

Seit dem Jahre 1708 existirte ein Gouvernement dieses Namens, das aber außer dem gegenwärtigen Archangelsk noch die Gouvernements Wologda und Kostroma mitbegriff. Von 1780 bis 1784 wurde es schon bedeutend verkleinert, und erhielt den Namen Wologda. Mit seinen jetzigen Gränzen wurde es durch eine Ukase vom 13 März 1784 zu einer Statthalterschaft erhoben. — Dieses Gouvernement bildet die äußerste nördlichste Gegend des europäischen Rußlands von Finnland bis zu der Gränze Asiens. Es überschreitet den nördlichen Polarkreis, indem die Inseln Waigatsch, Kalgujef und Nowaja-Semla, die dazu gehören, schon im Eismeere liegen. Die letztere reicht bis zum 78° der Breite, während das feste Land des Gouvernements vom 62° und 70° eingeschlossen wird. Seine Gränzen sind in Nordwest das schwedische Lappland, im Norden das arktische Eismeer und das weiße Meer, im Osten das Gouvernement Tobolsk, im Süden die Gouvernements Wologda und Olonetz, im Westen Finnland. Nach Schuberts Berechnung enthält dasselbe mit den Inseln 16,225, nach Arsenieff 15,215 Quadratmeilen, ist also größer wie Frankreich und die österreichische Monarchie. Nach der Angabe des Erstern kommen auf Nowaja-Semla 4255 Quadratmeilen; der Rest von 11,970 Quadratm. (oder nach russischem Flächenmaaß 61,102 191 Dessätinen) enthält 170,277 Dessätinen geackertes oder ackerbares Land, 3632 Dessätinen Gärten, 31,369,369 Dessätinen Wälder, wovon 18,717,773 der Krone gehören; 53,658 Dessätinen Wei-

den und Triften u. s. w. — Nachrichten über dieses Land hat die Reise des Capitäns Lütke und des Lieutenant Pachtussof im Jahre 1833 geliefert.

Das weiße Meer theilt das Gouvernement in zwei Hauptmassen, die im Süden nur durch einen kleinen Streifen zusammenhängen; die östliche, tiefer liegende Hälfte, welche sich bis zum Ural ausdehnt, ist beträchtlicher als die westliche, die sich an Finnland und das norwegische Lappland lehnt, und die letzten Zweige der scandinavischen Gebirge in sich aufnimmt.

Beide Landmassen bieten denselben Anblick dar: zwischen dem Ural, dessen Aeste sich bei dem kleinen Flusse Kara, der in den Golf desselben Namens (Karskoi Saliw) mündet, finden, und von da in südwestlicher Richtung fortlaufen, und andererseits zwischen den scandinavischen Gebirgen, deren Zweige die Fläche des russischen Lapplands coupiren, dehnt sich eine ungeheure Ebene aus, die nur durch die erhöhten Ufer der Flüsse und durch die Hügelkette, welche an den beiden Gestaden der Mündung des weißen Meeres bis zu den beiden Caps desselben sich hinzieht, unterbrochen wird. Alles übrige ist flaches Land, das jenseits des arktischen Polarkreises nichts darbietet, als Sand und morastige Wüsten, mit einer immerwährenden Eisdecke auf dem Rasen, oder vielmehr Moose; diesseits des Polarkreises aber ungeheure Wälder und wüste Triften auf einem feuchten Erdboden. In diesem Theile findet man auch eine Menge Seen, die sich bis auf 1113 belaufen, und von welchen die hauptsächlichsten der Imandra, Piavosero, Topposero und Kunto sind.

Die ursprünglich finnische Bevölkerung ist jetzt größtentheils russisch, mit Ausnahme der Lappen, Samojeden und einiger Ueberreste der Zyriänen und alten Permier. Sjögren hat in dem Gouvernement zahlreiche Spuren, nämlich Eigennamen, Traditionen u. s. w. der jetzt verschwundenen alten Bevölkerung gefunden, von der eine locale Tradition sagt, daß sie nach Westen sich zurückgezogen habe. Die Lappländer, die zu derselben Race gehören, bewohnen 1783 Individuen stark den District von Kola. Im Sommer treiben sie Fischfang am weißen Meer, gegen den Winter wandern sie zu ihren Landseen, die sie den Rest des Jahres nähren; sie haben eigene Sommer- und Winterhütten. Ihr Reichthum besteht aus Rennthieren und einigen Schafen. Die Samojeden, ein Nomadenvolk im District Mesen, bilden ungefähr 1000 Familien, die größtentheils isolirt von einander leben. Von der Recrutirung und dem gewöhnlichen Obrok (Abgabe) befreit, bezahlen sie nur den Jassak, d. h. den Tribut der asiatischen Völker und stehen auf einer noch niedrigern Stufe der Cultur als die Lappländer. Nach den neuesten Angaben beträgt die Einwohnerzahl des Gouvernements 200,000 Seelen, was durch 11,970 getheilt, 16 Individuen auf die Quadratmeile gibt. Man findet hier 8 Städte und 3627 Dörfer. Die Einwohner beschäftigen sich mit dem Handel, mit der Fischerei, mit dem Schiffbau, der Schifffahrt und der Theerbereitung. In den mittlern Districten befassen sie sich noch mit Seilerarbeiten, Lohgärberei, Färberei, Bereitung von Talg und Terpenthin, schwarzer Farbe und des Pechs. Die Leinwandsfabrication ist in Archangelsk bedeutend; die Bauern aus diesem und dem District von Cholmogory versenden davon jährlich nach der Hauptstadt, nach Petersburg und Moskau 100,000 Ellen. Fabriken für andere Producte zählt man 29 mit 310 Arbeitern. Der Handel ist bedeutend; der Landhandel wird besonders mit Vieh getrieben. Die Producte des Nordostens gehen hauptsächlich durch den Hafen von Archangelsk ins Ausland; 208 Kaufleute haben ein Capital von 1,764,000 Rubel angegeben.

Der öffentliche Unterricht ressortirt von der St. Petersburger Universität, doch zählt man nur 678 Schüler, also auf 294 Bewohner Einen. Das Gouvernement besitzt eine Regierungsdruckerei. Das Bisthum Archangelsk und Cholmogori, gegründet 1680, hat 10 Klöster, worunter 1 Frauenkloster, dann 222 Kirchen, unter welchen sich 8 Kathedralen befinden. Die Protestanten besitzen in der Hauptstadt Archangelsk 2 Kirchen. In der Hauptstadt residirt ein Militärgouverneur, dessen Macht sich auch auf Olonetz ausdehnt. Die Krone bezieht aus diesem Gouvernement eine Revenue von 1,136,000 Rubel.

Die Hauptstadt Archangelsk, die ihren Namen von dem bei ihr gelegenen Kloster des Erzengels Michael hat, liegt an der Dwina, unfern ihrer Mündung ins weiße Meer unter 64° 32′ 8″ Br. und 58° 13′ 32″ Länge. Sie ist gut gebaut und besitzt regelmäßige Straßen, die man schön nennen kann, hat 10 griechische, 1 lutherische, 1 reformirte Kirche, 1 Kloster, 1 Seminarium, 1 Gymnasium und 1933 Häuser mit 21,339 Einwohnern. Auf einem schönen Platze erhebt sich ein Denkmal für den Schriftsteller Lomonossof.

Das Gouvernement Olonetz.

Die Gränzen dieses Gouvernements sind: im Westen der Ladogasee und Finnland, im Norden und Nordost das Gouvernement Archangelsk, in Südost Wologda, im Süden die Gouvernements Nowogorod und St. Petersburg. Seine Größe beträgt 2915 Quadratmeilen. Der östliche, sehr steinige Theil, ähnelt in vielen Stücken Finnland; wie dort, wechseln auch hier Sümpfe, Seen und Berge mit einander ab. Diese letztern dehnen sich von Finnland bis zum Onegasee und Ladogasee aus; ihre Basis besteht aus Granit, doch macht überall Schiefer die Hauptmasse aus. Einzelne ungeheure Steinblöcke sind überall zerstreut und nicht selten 60 Ellen hoch. Ein Gemisch von Schiefer, Quarz und Kalk bildet das Gestein, welches man das von Salome oder Solomensk nennt, und welches vom Onegasee, gegenüber von Petrosawodsk in nordwestlicher Richtung, 15 Meilen lang sich ausdehnt. Rund um die Felsen ist die Gegend feucht und sumpfig. Im Süden ist der Boden eben, mager und sandig, und in der ganzen Provinz zählt man 1500 Seen und 800 Flüsse und Bäche. Nach dem Ladoga, der zugleich zu Finnland und dem St. Petersburger Gouvernement gehört, ist der Onegasee, mehr im Norden gelegen, der größte; er nimmt mehrere Flüsse auf und fließt durch den Swir dann selbst in den Ladogasee. Inselchen und Sandbänke gibt es in ihm in Menge. Seine Länge beträgt 30, seine Breite 9 — 12 Meilen. — Der Hauptfluß ist der Onega, der aus dem See Latcha kommt, gegen Norden fließt, das Gouvernement Archangelsk durchschneidet und sich ins weiße Meer ergießt. Häufige

Wasserfälle hindern auf ihm die Schifffahrt. — Die Suna bildet bei dem Dorfe Sapoka eine schöne Cascade, Kivatsch genannt, die in 5 Absätzen stürzt, und sich durch die Gewalt des Falles in Schaum auflöst. Zu bemerken sind noch in diesem Gouvernement der Marien- und der Onegacanal. — Das Klima ist feucht und kalt; der Winter sehr empfindlich, dagegen die Hitze im Sommer sehr groß. Die Luft ist nicht ungesund; keine endemische Krankheit herrscht in diesen Gegenden.

Der Ackerbau trägt nicht viel ein; das Winterkorn gibt in der Ernte das dreifache, das Sommerkorn nur das zweifache. Man muß daher Getreide einführen; größtentheils nährt sich aber der Bauer von Gemüsen und Rüben. Hanf und Flachs kommen gut fort, hauptsächlich zwischen den beiden großen Seen, und genügen auch für die Exportation. An der Stelle der mangelnden Baumfrüchte begnügt man sich mit Beeren. Die unermeßlichen Wälder bringen den Einwohnern den Hauptnutzen. Die Weiden sind ungenügend; das Vieh nährt sich den größten Theil des Jahres in den Wäldern. Wilde Thiere gibt es in Menge, so z. B. Bären, Füchse, Wölfe, Elends, und auch die sogenannten Vielfraße (ursus gulo). Jagd und Fischerei werden stark betrieben. Die Berge enthalten mineralische Reichthümer, und man findet in ihnen karelischen Marmor, Granit, Porphyr, Serpentin, Alabaster, Gyps u. s. w. Außer den Steinbrüchen bearbeitet man auch 27 bedeutende Minen, worunter 2 Gold und Silber, 5 Kupfer, 10 Eisen enthalten. Man findet auch Farbenerden, Thon von trefflicher Qualität, Salzquellen und Spuren von Mineralwässer.

Die alte, früher Nowogorod unterworfene Bevölkerung dieses Gouvernements, besteht gänzlich aus Finnen, Wessen, Jemen und Andern. Die Jemen waren, nach Sjögren, die südlichsten Finnen von Zavolotschie und wohnten östlich vom Onega. Heutzutage findet man diese Finnen nur noch im südlichen Theil des Districts von Wuitegra. Ueberall, selbst in den nördlichen Theilen, tragen die Flüsse, Dörfer und andere Localitäten noch finnische Namen. In dem Namen des Flusses Jemtza will z. B. Sjögren den der Jemen wiedergefunden haben. — Die Einwohnerzahl rechnet man auf 355,000 Individuen. Arsenief reducirt diese bis auf 212,600. Der Adel ist in diesem Gouvernement nicht zahlreich, desto mehr aber die Geistlichkeit. Man findet viel wohlhabende Kaufleute und viel arme Bauern. — Die Jagd und Fischerei bilden die Hauptindustrie der Bewohner, doch wandert jährlich eine große Anzahl von ihnen — man sagt, fast die Hälfte — in andere Gouvernements, um dort Verdienst zu suchen. Viele beschäftigen sich auch in den Wäldern, oder mit dem Flößen des Holzes nach der Hauptstadt. Die Fabriken sind unbedeutend; es gibt deren 29 sehr kleine mit 126 Arbeitern. Der Handel ist lebhaft, und man verführt nach St. Petersburg und Archangelsk die Producte des Gouvernements, und importirt dafür Getreide, Salz, Branntwein, Manufactur- und Colonialwaaren.

Der öffentliche Unterricht wird von 31 Lehrern in 11 Schulen 402 Schülern ertheilt. Eine öffentliche Bibliothek ist nicht vorhanden, und nur eine der Krone gehörende Druckerei. Der größte Theil der Bewohner bekennt sich zur griechisch-russischen Religion und besitzt 336 Kirchen und 9 Klöster. Die Raskolniks die hier sehr zahlreich sind, haben im District Powenetz ein als Wallfahrtsort sehr berühmtes Kloster. Die Karelier, welche ein Gemisch von finnisch und russisch sprechen, gehören theils zu dieser Secte, theils zur lutherischen Kirche, und diese beiden stehen sich sehr schroff einander gegenüber.

(Fortsetzung folgt.)

Munipur.

(Aus M'Cosh's Topography of Assam.)

Dieser Landstrich zwischen Assam im Norden und Birma im Süden und Osten ist ein Thal, das 12 (engl.) Meilen im Durchmesser hat, bildet ein völliges Amphitheater und obwohl 2 bis 3000 Fuß über dem Meere gelegen, ist es doch von einer Kette von Bergen umgränzt, von denen einige 10,000 Fuß hoch sind. Dieses schöne Thal war früher sehr volkreich und gut angebaut, ist aber jetzt mit Dschungeln und Sümpfen bedeckt. Die gegenwärtige Hauptstadt ist Tschandrapur, die alte Hauptstadt erkennt man nur noch an ihren zerstörten Pagoden, Erdaufwürfen und Gräbern. Munipur wurde im Jahre 1775 von den Birmanen erobert und diese im Jahre 1825 von den Engländern daraus vertrieben, wo dann der rechtmäßige Radscha Gambir Sing auf den Thron seiner Väter gesetzt wurde. Die Munipuri's sind tüchtige Soldaten, gewandte Reiter, und zeigen viel militärischen Muth. Obgleich sie sich für Radschputen (also indischen Stammes aus der Kschatriakaste) ausgeben, so haben sie doch breite Tartarengesichter; ihre Frauen haben etwas Rohes und Männliches.

Die Methodisten in den Vereinigten Staaten.

Das Camp-Meeting. 4. Die Heimkehr.

Gegen 10 Uhr Abends verließen wir die Betenden und gingen in Gesellschaft von mehr als hundert Personen zurück nach Philadelphia. Unterwegs wurde in einer Schenke Halt gemacht, aus welcher uns lauter Lärm und wilder, rauher amerikanischer Gesang entgegenschallte. Es waren dieß Leute, welche sich an dem Meeting satt gesehen hatten, und ihrer erhitzten Phantasie nun in Liedern unlautern Gehalts Luft zu machen suchten. Dabei wurde tüchtig gezecht, und man sah den Wirth, ohne ein Wort zu sprechen, den Gästen ein Glas um das andere reichen, das sich dann die Letztern selbst mit Branntwein und Wasser füllten, in das sie gestoßenen Zucker und ein Stückchen Citrone thaten, um, wie sie meinten, sich mit Punsch zu regaliren. Es ist ein eigener Anblick so eine vollgestopfte amerikanische Schenke ohne Tisch und Stühle, die Gäste um ein Gitter herumstehend, hinter welchem sich der Wirth oder Aufwärter — daher der Name Barkeeper — zurückzieht, um sich gegen die Belagerer zu schützen! — In andern Ländern gibt es eine gewisse Art von Gastfreundschaft, die, wenn gleich bezahlt, dem Fremden doch sehr willkommen ist. Ein heiterer, gesprächiger Wirth mit einem freundlichen Gesicht würzt die Speisen und Getränke. Von allem dem sieht man hier zu Lande nichts. Vom Wirth bekommt man nur das Automatengesicht und die geschäftigen

Hände zu sehen. Sein Hauptaugenmerk ist darauf gerichtet, nicht bestohlen zu werden, und daß jeder Gast sogleich bezahlt, was er begehrt. Das Sitzen auf den wenigen Bänken — in manchen Wirthsstuben fehlen auch diese — ist gänzlich verpönt, und zwar: erstens weil der Wirth nicht den Anschein haben mag, habitués im Trinken und Lärmen zu beherbergen, und zweitens, weil die Gäste selbst nicht für Leute gelten wollen, welche ihre Zeit in der Schenke zubringen.

Es währte wohl zehn Minuten, ehe ich und meine Begleiter vor die Schranken gelassen wurden. Wir begehrten eine Flasche Wein und einige Gläser. Man gab uns die Wahl zwischen Bordeaux und Neckarwein; auch Markgräfler und Rheinweine waren da. Wir hielten uns an das Vaterländische und begehrten Neckarwein. Einer von uns hielt die Flasche, die Uebrigen hielten ihre Gläser in der Hand. Zum Sitzen war schon längst keine Gelegenheit mehr da.

„Hast du das rasende Mädchen gesehen," schrie ein halbbetrunkener Philadelphier, „ich schwöre dir, sie war hübsch; sie ist eine Acquisition für so ein Meeting — Man sagt, der Prediger in der * ten Straße*) ist verliebt in sie — So ein Prediger hat Euch die Wahl —

„Da wird nichts daraus," versetzte ein Anderer, „hast du nicht ihren Bruder gesehen? Das ist dir ein Südländer, führt seinen Dolch und geladene Pistolen."

„Das wußt' ich wohl, sonst hätt' ich selbst ein langes Gesicht geschnitten und mich unter die Betenden gemacht."

„Mein Vetter ** hat dieß wirklich gethan; es ist dieß aber ein gefährlicher Spaß; wird er entdeckt, so kann er darauf rechnen, halb todt geschlagen zu werden."

„Nicht doch, wenn er es recht anzufangen weiß. Ich kenne einen jungen Mann, der hat sich schon sechsmal zum methodistischen Glauben bekehrt, und dieß immer bei einem solchen Camp-Meeting; wenn aber der Geist verraucht ist, so fährt der alte Teufel in ihn, und dann treibt er's wieder so bunt als zuvor."

„Ja, ja, es gehen Euch da Sachen vor, an die Niemand denkt! Sind lauter Kaltwassertrinker diese Methodisten und Teatotalers;**) halten sehr auf reine Sitten, aber in der Nachbarschaft dieser Leute geht es toll genug zu. He? Es leben die Mäßigkeitsvereine und die Methodisten!"

„Und die Camp-Meetings!" fielen die Uebrigen ein.

Wir mochten diesem Gespräche nicht länger zuhören, reichten dem Wirth unsere Gläser und gingen nach Camden zurück, um von dort aus ein Boot zu miethen, das uns nach Philadelphia übersetzen sollte. Auf dem Wege dahin hatte ich Zeit über das Gesehene und Gehörte nachzudenken, und es fiel mir dabei ein Ereigniß ein, welches auf die amerikanischen Sitten gerade nicht das beste Licht wirft.

Im Staate Connecticut lebt in Fall River ein methodistischer Prediger, Namens Avery, welcher sehr im Rufe der Frömmigkeit steht, verheurathet ist und mehrere Kinder hat. Seine Beredsamkeit ist groß, noch größer aber sein Eifer, reuige Sünder zu seinem Glauben zu bekehren. Ein Mädchen aus der Fabrikstadt Lowell, die sich schon lange von Gewissensbissen gepeinigt fühlte, hörte von diesem außerordentlichen Mann, und entschließt sich, ihm sich anzuvertrauen. Sie reist zu Fuß nach Fall River, trifft den gottesfürchtigen Mann und entdeckt ihm ihre Schwachheit. Er hält ihr eine Predigt, ermahnt sie zur Besserung, und verspricht ihr, nach überstandener Probezeit sie in seine Kirche aufzunehmen. Mittlerweile besucht sie fleißig seine Predigten, und gibt ihm von dem Zustand ihres Gemüths von Zeit zu Zeit Nachricht. Endlich bei einem Camp-Meeting geräth sie vollends in Eifer, bekennt öffentlich ihre Fehler und bittet den frommen Mann um Vergebung. Dieser hält ihre Probezeit für überstanden, und verspricht ihr, bei erster Gelegenheit sie als ein wirkliches Glied in seine Kirche einzuführen. Das Mädchen bleibt acht Tage hintereinander auf den Knieen, und der Prediger spricht ihr während dieser Zeit beständig Trost zu. Endlich verschwindet das Mädchen, und es verbreitet sich das Gerücht, daß sie sich ihrem alten lasterhaften Leben ergeben. Nach drei Monaten aber findet man sie, die schwanger war, in einer Scheune aufgehenkt. — Der Vorfall erregt Aufsehen, man schwätzt viel von dem Camp-Meeting und der Bekehrung der frommen Sünderin, und es finden sich zuletzt unter ihren Effecten Briefe des Predigers und ein von ihr geschriebener Zettel dieses Inhalts: „Wenn ich sterbe, so fragt nur den ehrwürdigen Hrn. Avery, der wird wissen, was aus mir geworden." — Bei dem Coroner's inquest ergab es sich, daß die That erst nach verunglücktem Abortus-Versuch vollzogen wurde. Jetzt klagt die öffentliche Meinung den Prediger des Mordes an. Er wird vor die Schranken gefordert, und man braucht drei Monate Zeit, um zwölf Menschen zu finden, die, nicht zum voraus von seiner Schuld überzeugt, als Geschworne dienen konnten. Der berühmteste Advocat von Neu-England, Hr. Mason aus Boston, übernimmt seine Vertheidigung, ohne jedoch ein Wort mit seinem Clienten zu sprechen — sechs Wochen dauert das Zeugenverhör — sein Vertheidiger begnügt sich die Unzulänglichkeit desselben darzuthun — und der Mann wird frei gesprochen. — Sein Advocat wünscht ihm einen lakonischen „guten Morgen" und kehrt nach Boston zurück; was aber thut der Angeklagte? er steigt auf die Kanzel und predigt, „wie Gott seine Kinder heimsucht und sie vom Kampfe zum Siege führt." Seine Gemeinde hört ihn mit Entzücken; aber hiemit noch nicht zufrieden, geht er nach Boston und hält dort dieselbe Predigt. Kein Mensch getraut sich ihm ein Hinderniß in den Weg zu legen, nur die Jungen ziehen ihm auf der Straße nach und rufen: „Wo warst du denn an dem Tage, wo der Mord begangen ward?" — Es war nämlich bewiesen, daß er an demselben Tage von seinem Hause abwesend war, und er konnte nicht angeben, wo er gewesen. Jetzt predigt er wie früher, und steht bei seiner Gemeinde, die in seiner Verfolgung einen Angriff ihres Glaubens zu sehen meinte, im Rufe eines Märtyrers der gerechten Sache. —

So groß ist die Macht der geistlichen und religiösen Schwärmer in den Vereinigten Staaten! — Dieß ist der Erfolg gänzlicher Trennung des Staates von der Religion. Es geht dann an eine leidige, alles häusliche Glück, allen Frieden untergrabende Proselytenmacherei, und zuletzt kommt die Reihe an Ausschweifungen aller Art, denn der religiöse Eifer, oder das, was dafür gilt, beherrscht die öffentliche Meinung. Merkwürdig sind noch die zwei Richtungen, welche das Christenthum in den Vereinigten Staaten zu nehmen scheint; das mystische und rationelle Princip sind völlig ausgeschieden; ersteres lebt unter den Baptisten und hauptsächlich unter den Methodisten fort, letzteres wirkt als kaustischer Unitarismus verzehrend auf die Frömmigkeit; das Präcipitat, was zurückbleibt, ist die Seifenlase menschlicher Klugheit. —

*) Die Straßen in Philadelphia sind bekanntlich numerirt: 1ste, 2te, 3te Straße.

**) Nichts als Theetrinker.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 328.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 November 1838.

Einige Bemerkungen über die von den Franzosen neubesetzten Punkte in der Provinz Constantine.

1. Stora.

Bevor die französische Armee ihren zweiten Zug nach Constantine begann, war in Algier sowohl als im Hotel des Kriegsministers zu Paris von einer Occupation Stora's viel die Rede. Man wußte, daß dieser Ort, den man damals noch für eine bewohnte Stadt gehalten, im Hintergrunde einer ziemlich tief in das Land einschneidenden Meeresbucht und Constantine um 20 Lieues näher als die Stadt Bona lag. Man erkannte den Vortheil eines um die Hälfte verkürzten Marsches an, ein Vortheil, der in einem aller Hülfsquellen entblößten Lande, wo man Alles, selbst das Futter für die Zugthiere, mit sich schleppen muß, unermeßlich ist. Aber jene willenlose Unentschlossenheit, welche alle Schritte der französischen Regierung in Afrika charakterisirt, und die Furcht wahrscheinlich, die Occupation wieder mehr auszudehnen, nachdem man kurz zuvor Tlemsen geräumt hatte, hielt die Franzosen noch damals von einer Landung im Golf von Stora ab. Wenn man auch bei dem glücklichen Ausgang der Expedition die fehlerhaften Operationen Damremonts vergaß, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Armee durch einen Marsch von Stora nach Constantine viele Tage früher, also bei dem besten Wetter angekommen, viele Verlegenheiten des übergroßen Transports und viele Leiden sich erspart hätte, endlich gewiß auch einige hundert Mann weniger durch Krankheiten umgekommen wären. Stora ist das Rusicada der Römer. Von den alten Geographen machen nur Pomponius Mela, Plinius und Antonius, nach ihrer Gewohnheit bloß eine ganz magere Erwähnung dieser Stadt, ohne ein Wort über deren Bedeutung, Bewohner, Handel ꝛc. beizufügen. Shaw besuchte Stora vor etwa 110 Jahren und erwähnte unter den Ruinen einiger besonders schön erhaltenen Cisternen, aus denen die Einwohner Kornmagazine gemacht hatten. Der Naturforscher Poiret, welcher einen Theil der Provinz Constantine gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts bereiste, spricht ganz irrig von dem vortrefflichen Ankerplatze Stora's, während neuere Untersuchungen gezeigt haben, daß die Schiffe zur stürmischen Jahreszeit dort keinen Tag ohne Gefahr verweilen können, und sich lieber noch nach der sehr mittelmäßigen Rhede von Bona flüchten. Poiret sagt auch, daß es zu seiner Zeit sehr gefährlich gewesen sey, in jener Stadt zu landen, wegen des wilden und grausamen Charakters der Einwohner. Es scheint also, daß vor 40 Jahren Stora wirklich noch eine Stadt war und eine Bevölkerung hatte, welche unbekannte Ursachen später zur Auswanderung getrieben haben. Der Capitän Berard, welcher 1834 eine Karte der Algierer Küste aufnahm, und im Golf von Stora so nahe als möglich am Ufer hinsegelte, sah alle Hügel mit Ruinen bedeckt, welche bis zum Cap Stilida sich hinzogen; dagegen bemerkte er nur einige wenige Schäfer dort, welche unter Strohhütten wohnten. Von Rusicada führte eine römische Straße nach Constantine. Sie ist ziemlich gut erhalten, endigt aber schon zwei Stunden vor Constantine, und bedarf vieler Arbeit an beschädigten Punkten, um sie für Fuhrwerke zugänglich zu machen. Die Entfernung zwischen Rusicada und Cirta berechnet Plinius auf 48 römische Meilen. Bei der Recognoscirung des Generals Negrier ergaben sich 22 Lieues. Als die mobile Colonne dieses tapfern Officiers Constantine im Februar dieses Jahres verließ, durchzog sie bis acht Stunden nördlich von dieser Stadt ein Terrain, ohne Baum und Busch, aber mit ziemlich schönem Gras und zuweilen auch mit Waizenhalmen bewachsen. Bei ihrem zweiten Tagmarsche fand sie fast alle Bergabhänge mit dichtem Gestrüppe von Pistacia, Brustbeersträuchen und Zwergpalmen, dem gewöhnlichen Waldwuchse der Berberei, bedeckt. Weiter gegen Stora zu wurde das Land immer schöner. Zahlreiche Gärten mit Fruchtbäumen bepflanzt, Waizenfelder, bewässerte Wiesen, Alles in einem ungewöhnlich blühenden Zustande, zeigten sich den erstaunten Augen der französischen Krieger. Die verschiedenen Grundstücke waren sogar durch Hecken und Zäune von einander getrennt. Es war das Land der Kabylen! Alles, was diese Gebirgsbewohner, von denen viele in Algier und andern Städten sich ein Paar Jahre als Taglöhner verdingen, von der Schönheit der Wohnplätze ihres Volkes mit aller Begeisterung des Heimwehs gesprochen, fand sich plötzlich wundersam bestätigt, zugleich aber auch der streitbare und freiheitsliebende Sinn dieses Volkes. Die Co-

lonne des Generals Negrier, die bei den Arabern nie Widerstand gefunden hatte, wurde hier auf das wüthendste angegriffen. Aber die Colonne setzte kämpfend ihren Marsch fort und lagerte sich auf den Ruinen von Rusicada, nicht wenig verwundert, statt der erwarteten Stadt nur einen Trümmerhaufen zu finden. Der Marschall Valée hat nun ganz neuerdings Stora definitiv besetzt, und Ben-Aissa dort zum Kaid der Kabylenstämme ernannt, ohne letztere zu fragen, ob sie diesen auch zu ihrem Oberhaupt anerkennen wollen. Der Besitz Stora's ist in militärischer Beziehung wichtig durch die dadurch bezweckte nähere Verbindung Constantine's mit dem Meere und als Operationspunkt gegen die Kabylen von Budschia, die, wenn sie fortwährend ihre feindselige Haltung behaupten, im Rücken bedroht werden können. Es garantirt auch die Ruhe des ziemlich ausgedehnten Länderstrichs, den die Positionen von Bona, Ghelma, Constantine und die neuen Lager bis Stora einschließen. Außerdem haben die Franzosen an Stora einen Küstenpunkt, und die Engländer eine Schwierigkeit der Blokade mehr, im Falle es je wieder zu einem Seekriege zwischen den einst so erbitterten Rivalen kommen sollte. Einen industriellen Nutzen gewährt Stora durch die Korallenbänke der Küste, die jetzt gewiß, wie der Küstenstrich bei La Calle, von zahlreichen Fischern besucht werden wird. Letztere hielten sich bis jetzt nur ferne, weil im Falle eines Scheiterns sie nur ein grausamer Tod durch die Kabylen erwartete. Die Gelehrten der wissenschaftlichen Commission finden endlich dort eine ersehnte Gelegenheit mehr, sich mit der Entzifferung alter, verwitterter Inschriften zu plagen.

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

(Fortsetzung.)

Das Gouvernement Wologda.

Im J. 1780 wurde ein Gouvernement dieses Namens errichtet, das damals auch das von Archangelsk umfaßte; die gegenwärtige Eintheilung besteht seit 1797. In alten Zeiten hing es von der Republik Nowogorod ab, und machte vorher ohne Zweifel einen Theil Groß-Permiens, nicht aber Ugriens aus, wie Hassel angibt. Seine jetzigen Gränzen sind im Nordwest das Gouvernement Olonetz, im Norden das von Archangelsk, im Osten trennt es der Ural von dem Gouvernement Tobolsk, im Süden gränzt es an Perm, Wiatka, Kostroma und und Jaroslav, im Westen an Nowogorod. Unter mehrern Angaben seiner Größe dürfte die von Schubert die richtigste seyn, nämlich 8406 Quadratmeilen.

Diese große, mit Wäldern und theilweise mit kleinen Seen und Sümpfen bedeckte Fläche ist nur wellenförmig unterbrochen längs den Flüssen, an der Seite nach dem Ural zu und im Nordost, wo der Pojas Kamennoi (Steingürtel) das Bassin der Dwina von dem der Petschora trennt. Im Südwesten hat das Land gutes Erdreich, weiterhin findet sich Thon, Mergel, Lettenerde, Sumpf und endlich eine ausgedehnte Sandwüste. Unter den vielen Seen sind die bedeutendsten der Kudinskische im Westen, der Sindor im Nordost, und der Kadom im Osten. Von Flüssen bildet sich in der Mitte dieses Gouvernements die Dwina aus dem Zusammenfluß des Jug und der Sukonia. Der Jug entspringt im District von Nikolsk in einem Sumpfe südlich, fließt nach Nordost, dann nach Nordwest und nimmt bei Ustiug-Weliki die Sukonia auf, die an der Gränze des Gouvernements Nowogorod entspringt. Nach der Vereinigung mit diesen Flüssen ist die Dwina noch nicht sehr bedeutend, sondern wird es erst nach dem Zusammenflusse mit der Wuitschegda bei Solwuitschegodsk, einem selbst schon bedeutenden Flusse, der am Fuß eines Uralzweiges entspringt und auf seinem Laufe mehrere Nebenflüsse aufnimmt. Die Waga entspringt nördlich im District von Totma und vereinigt sich im Gouvernement Archangelsk mit der Dwina. Die Petschora, mehr östlich, entspringt im Ural, da wo die Gränzen des Gouvernements Wologda, Perm und Tobolsk zusammenstoßen. Der nördliche Katharinencanal (Canal sewerskoi Jekaterinskoi), der im J. 1786 begonnen und 1817 beendigt wurde, vereinigt indirect die Dwina mit der Wolga. Das Klima ist sehr kalt, doch nach der Lage verschieden, in Wologda ziemlich erträglich, ist es zu Usting und Jarensk sehr streng. Die Luft ist so gesund, daß man hier häufige Beispiele von sehr langer Lebensdauer antrifft.

Der Ackerbau ist in ziemlich gutem Zustande in dem südlichen District von Wologda, wo der Boden fruchtbar ist, vermindert sich jedoch, je weiter man nach Ost und Nord kommt. Die Production jenes Districts reicht für seine Consumtion hin, in den andern Theilen der Provinz jedoch muß man Getreide kaufen. Auch in diesem Gouvernement bilden die Wälder den Hauptreichthum.

Die ursprünglich finnische Population besteht jetzt größtentheils aus Russen, doch findet man noch in den häufigen Syriänen die Ueberreste jener Urbevölkerung. Diese Syriänen sprechen noch immer ihre finnische Mundart, aber durch die Religion mit den Russen vereinigt, unterscheiden sie sich von diesen nur noch durch ihre Trägheit und Unreinlichkeit. Im Nordosten wandern einige Samojeden aus dem Gouvernement Archangelsk. Die Volkszahl beläuft sich nach den neuesten Angaben auf 750,000 Seelen, so daß 89 Menschen auf die Quadratmeile kommen. Der Adel ist hier nicht zahlreich, so daß zwei Drittel der Bauern der Krone gehören. Die Geistlichkeit dagegen ist in großer Anzahl vorhanden.

Das Gouvernement Wiatka.

Dieß Gouvernement ist ein finnisches, von den Wotjäken bewohntes Land. Die von der Wiatka bewässerte Gegend nahm im Jahre 1174 Colonisten von Nowogorod auf, welche dort die slavonische Republik Klinnof oder „Wiatchane" gründeten, die, zuerst dem Mutterstaate unterworfen, dann unabhängig war, und endlich 1489 dem Großfürstenthume Moskwa einverleibt wurde, nachdem sie einige Zeit unter der tartarischen Herrschaft gestanden hatte. Vor 1719 gehörte dieses Land zum Gouvernement Sibirien, dann wurde es mit Kasan vereinigt, welches damals eine ungeheure Ausdehnung hatte, und wovon man nach und nach mehrere Stücke abnahm, um verschiedene eigene Gouvernements zu bilden. Wiatka wurde 1780 in eine Statthalterschaft umgewandelt, und damals in 13 Districte getheilt, die seitdem verändert worden sind.

Die Gränzen des Gouvernements sind in Nordwesten und im Norden das Gouvernement Wologda, im Osten Perm, in Südosten Orenburg, im Süden Kasan, in Südwest Nischegorod und in Westen Kostroma. — Nach der ziemlich genauen Angabe Arsenieffs beträgt der Flächeninhalt 2500 Quadratmeilen. — Der Boden ist wellenförmig, nach Osten zu selbst bergig, da sich von dort der Ural zu erheben beginnt. Das Erdreich ist fast überall fett und thonig, an einigen Orten vermischt mit Sand, an andern mit guter schwarzer Erde. Zwischen den Wäldern breiten sich Weiden und Triften, von denen einige fast unübersehbar sind, aus; die Sümpfe sind zahlreich, doch trifft man nicht einen einzigen bedeutenden See. Der Hauptfluß, die Wiatka, schlängelt sich durch das ganze Gouvernement; sie entspringt in dem östlichen Districte Glasof, fließt von da gegen Norden, dann gegen Südwest, und nimmt endlich die Richtung nach Südost, um sich an der äußersten südlichen Gränze des Gouvernements mit der Kama zu vereinigen, nachdem sie auf ihrem Laufe 10 nicht unbedeutende Flüsse aufgenommen hat. Ihr rechtes Ufer erhebt sich 80 bis 100 Fuß, ihre Breite ist in der Gegend von Malmüsch gegen 600 Schritte. — Die Kama, die außerdem auch noch zu den Gouvernements Perm und Kasan gehört, entspringt in Nordosten von der Quelle der Wiatka; indem sie auch gegen Norden strömt, verläßt sie bald ihre Richtung, um sich gegen Südost zu wenden, nimmt dann mehrere kleine Flüsse auf und vereinigt sich mit der Wiatka.

Das Klima ist sehr streng, besonders in dem nördlichen Theile des Gouvernements; nach Kasan zu ist es, obgleich noch kalt, doch bei weitem milder. Die größte Kälte steigt bis auf — 34°, die größte Hitze bis auf + 33° Reaumur. — Trotz der Feuchtigkeit, die sich aus den Sümpfen entwickelt, ist die Luft doch nicht ungesund. — Der Ackerbau, begünstigt durch einen fruchtbaren Boden, obgleich auch oft wieder durch die Strenge des Klima's gehindert, ist die Hauptindustrie der Bewohner, hauptsächlich in den Districten längs der Wiatka und Kama. Die Wotjäken betreiben sie mit gutem Fortgang. Im ganzen Süden geben die Ernten einen bedeutenden Ueberschuß; doch ist dieser nöthig, um den Mangel im nördlichen Theile zu decken. Früchte sind selten, doch sieht man in den Gärten viel Gemüse und selbst Gurken, Kürbisse und auch wohl Melonen. Das ganze Land ist mit Wäldern bedeckt, die für die Bewohner einen unermeßlichen Vortheil darbieten. Die darin befindlichen wilden Thiere geben ein herrliches Pelzwerk. Die Viehzucht ist bedeutend; die Pferde sind klein, aber stark und ausdauernd. Das Mineralreich liefert Eisen und Kupfer.

Die Bevölkerung besteht aus Russen, Wotjäken, Syriänen, Tscheremissen, Baschkiren, Teptiären und Tartaren. Die finnischen Stämme haben sich allmählich mit den Russen verschmolzen und ihre Religion angenommen. Götzendiener sind noch 3360 Wotjäken und Tscheremissen. Mahammedanische Tartaren zählt man 46,760 und 2433 Baschkiren und Teptiären desselben Glaubens. — Die getauften Wotjäken unterscheiden sich trotz dem wenig von denen, welche dem Schamanismus treu geblieben sind. Diese Stämme, von den Tartaren „Ari" genannt, die sich selbst aber „Udi-Murtes" nennen, hatten, wie man erzählt, vormals Fürsten, die in Arsk, einer kleinen Stadt an der Kasanka, 8 Meilen von Kasan, residirten. Man erkennt diese Finnen leicht an ihrer Häßlichkeit, an ihren rothen Haaren und Bärten; ihre Kleider sind aus ungefärbtem Tuch und sie tragen im Gürtel gewöhnlich ein breites Messer. Die Christen, so wie die Schamanen, sind sehr dem Aberglauben ergeben, besitzen aber nicht die Furchtsamkeit ihrer Stammrace, sondern gerathen leicht in Zorn, und zeigen dann viel Rohheit. Dessen ungeachtet aber sind sie arbeitsam und einsichtsvoll. Erdmann führt an, daß sich von ihnen 25,000 in dem Districte Glasof, wo sie am zahlreichsten sind, befinden; auch gibt es deren in den Districten Sarapul, Slobodskoi und Jeladuga. — Die Totalbevölkerung des Gouvernements beläuft sich auf 1,300,000 Individuen, so daß also 520 auf die Quadratmeile kommen. Adelige gibt es wenige; die Mehrzahl der Bewohner besteht aus Bauern, von denen die meisten der Krone zinsbar sind. — Die Bevölkerung lebt in 13 Städten, 1 Slobode und 15,637 Dörfern und Höfen, die in 11 Districte vertheilt sind.

Das Gouvernement ist wie die übrigen 29 Groß-Rußlands organisirt, nur die Tartaren haben ihre Localchefs — Bajas — und die Finnen Aelteste von ihrer Nation. — Der hiesige Generalgouverneur verwaltet auch zugleich Kasan.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Ausflug nach St. Helena im Mai 1838.

(Von Dr. E. Selberg.)

Wir kamen aus dem ostindischen Archipel zurück. Den 16 März passirten wir die Straße von Bali, östlich von uns lag die Insel gleichen Namens, westlich das wunderreiche Java, welches an seiner äußersten Südwestspitze mit mehreren scharfen Zacken wie eine ungeheure Adlerkralle in den indischen Ocean faßt, welchen wir nun verließen. Das Wetter war uns nicht günstig. Westliche Winde trieben uns bis an die Küste von Neuholland, später machte anhaltendes Sturmwetter die Entbehrungen aller Art noch drückender. Am 27 April endlich bekamen wir auf 31° südlicher Breite die Ostküste von Afrika in das Gesicht, und flogen mit günstigem Wind an den grauweißen Klippen hinunter. Aber nicht lange dauerte unsere Freude. Mit Sturmwetter liefen wir auf die Bank von Aguillas, und hatten die ersten Tage im Mai entsetzlichen Sturm, worin wir bedeutend litten. Endlich klärte sich das Wetter wieder auf, und mit ihm der Blick der Seeleute. Den 5 Mai waren wir an der Südspitze von Afrika. Die Sebastians-Bai, die Fals-Bai, das Cap, der Tafelberg, die Tafel-Bai lagen nach und nach im hellen Sonnenglanze vor unsern Blicken, und wir steuerten nach Nordwest, um nun endlich, endlich das ersehnte St. Helena zu erreichen.

Den 17 Mai lag Morgens früh eine dunkle Wolkenbank mit zerrissenen Spitzen am äußersten Horizonte vor uns. Nach und nach traten die wilden Umrisse deutlicher aus dem Vordergrund, und gegen Mittag fuhren wir dicht um St. Helena herum. Kein Baum, kein Busch, kein lebendes Wesen zeigt sich an den grauschwarzen, scharfgezackten Felsenmassen, welche vor dem erstaunten Blicke daliegen wie die chaotischen Riesentrümmer einer untergegangenen Welt. So kamen wir bis an die Nordwestseite. Erst hatten wir die Signalhäuser, die

Redouten, die Batterien im Gesicht, und dann in einer schmalen Schlucht, welche sich nach dem Lande hin erhebt, nach dem Meere hin sanft abdacht, das Städtchen Jamestown mit hellen, massiven Häuschen und grünen Bäumen zwischen sich, welches einen um so lieblichern Eindruck macht, da sein freundliches Leben einen grellen Contrast mit den einsamen, todten Felsen bildet, welche bis dahin nur das Auge erblickt. Prasselnd fielen die Marssegel zusammen, donnernd rollte der Anker an seiner Kette in den Grund, die Fregatte beugte tief ihr Haupt, erhob sich wieder und ruhig lagen wir auf der Rhede von St. Helena.

Einige Minuten später debarkirten wir uns (der Seecapitän Reinhold, der Infanteriecapitän de Brouwe und ich), um diese interessante Insel näher kennen zu lernen.

Auch nur von dieser Seite bildet die Insel eine freie Rhede; von jedem andern Punkt aus ist sie unnahbar, theils durch die steilen Felsen, theils durch die heftige Brandung. Selbst bei dem Landungsplatze muß man mit einem Sprunge die Insel betreten, indem das von den Wellen eben angedrängte Boot augenblicklich wieder zurückgeschleudert wird. Die Insel erhebt sich unter dem 15° 55' südlicher Breite und 5° 45' westlicher Länge von Greenwich isolirt aus dem südatlantischen Ocean bis zu einer Höhe von 2700 Fuß. Die Natur selbst scheint dieß Riesendenkmal dem großen Todten, der hier ruht, gesetzt zu haben, welches bis auf die späte Nachwelt mit dem Namen Napoleons auch den Namen des Gebrandmarkten tragen wird, der bei dem gefesselten Prometheus die Rolle des Geyers übernahm.

Bei dem amerikanischen Consul Sir Carrot, an welchen wir adressirt waren, kehrten wir ein, und nicht genug kann ich dessen Gefälligkeit und Artigkeit rühmen. Diesen ersten Tag weihten wir dem Städtchen Jamestown selbst. Die niedlichen, kleinen Häuser sind alle massiv, denn Bauholz wächst auf der Insel nicht. Die hellen, freundlichen Farben und selbst die Kleinheit der Gebäude trägt mit dazu bei, den angenehmen Eindruck des Städtchens zu vergrößern und den pittoresken Gegensatz zu den zu beiden Seiten steil aufsteigenden Felsen zu heben. Die Stadt bildet nur drei Straßen, welche freie Plätze zwischen sich lassen, die mit Kokosnußpalmen oder einem Pisangbaume verziert sind. Mehrere prächtige Läden sieht man hier mit den kostbarsten Manufacturen und Stoffen Japans, China's, Bengalens und der ostindischen Inseln angefüllt; doch sind die Preise der Waaren sowohl als anderer Gegenstände sehr hoch, und der relative Werth des Geldes ist gering,*) wie überhaupt in den Colonien.

Die ganze Insel hatte nach einer genauen Zählung im Jahre 1837 4977 Einwohner, darunter 2113 Weiße und 2864 Farbige; die letztern sind größtentheils Bewohner Bengalens mit ihren hier gebornen Abkömmlingen und Mischlingen. Früher standen diese Sipahis als Sklaven bei der ostindischen Compagnie im Dienste, wurden aber im Jahre 1832 frei gegeben. Sie sind gut gebaut, haben kühn geschnittene Gesichter, und man sieht ihnen wohl an, daß sie die besten Soldaten Ostindiens sind. Mir schien in ihrer ganzen Gesichtsbildung eine außerordentliche Aehnlichkeit mit den Bewohnern von Aschantee zu liegen. Sehr widerwärtig sieht der weibliche Theil der Sipahis in der europäischen Kleidung aus. Auch mehrere Chinesen mit den eigenthümlich geschlitzten, pfiffigen Augen begegneten mir. Ich wunderte mich um so mehr diese hier zu erblicken, da sie gewöhnlich doch nur nach Orten hin auswandern, welche ihnen eine leichte Rückkehr nach ihrem Vaterlande gestatten; von St. Helena aus ist jedoch diese um so schwieriger, da gewöhnlich nur die von Ostindien zurückkehrenden Schiffe hier anlegen, um frisches Wasser und andere Bedürfnisse einzunehmen.

Ueber neun Zehntel der angegebenen Totalbevölkerung wohnt in Jamestown selbst, der Rest auf der Insel zerstreut, welche einen Flächeninhalt von 30,000 englischen Ackers hat. Die Bewohner nähren sich, so viel der Boden zuläßt, vom Ackerbau und vom Handel mit den ankommenden Schiffen.

Im Jahre 1836 kamen 656 Schiffe an, hierunter 360 englische, 127 amerikanische, 69 holländische, 71 französische, 2 spanische, 1 Hamburger, 1 portugiesisches, 1 schwedisches. Die Namen der Schiffe sind alle im Hafenbuche zu St. Helena bemerkt; in demselben Jahre passirten außerdem noch 212 Schiffe im Gesichte der Insel.

Bewunderungswürdig sind die Festungswerke der Engländer, die zum Theil in den Felsen eingehauen, zum Theil auf den höchsten Gipfeln angebracht sind; Alarm House liegt 1960 Fuß über der Meeresfläche, und eine eingehauene Treppe führt den steilen Weg hinauf. Bei mehrern dieser Werke werden Lebensmittel und Menschen mit Winden hinaufgezogen.

Die Fruchtbarkeit der Insel ist im Ganzen sehr gering, doch ist an mehrern Stellen der Felsen mit etwa zwei Fuß hoher Dammerde bedeckt, worin europäische und tropische Gewächse gezogen werden. Das Mehl wird von England, Wein, Branntwein u. s. w. vom Cap hergebracht. Die Reise vom Cap nach St. Helena dauert gewöhnlich neun bis zwölf Tage.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein Huhn kostet 5 Flor., 1 Sack Kartoffeln 12 Flor., ein Wagen für fünf Stunden an Miethgeld 36 Flor. u. s. w.

Vermischte Nachrichten.

Der Prinz von Savoie Carignan soll eine Reise um die Welt machen, und mehrere Gelehrte seine Begleitung ausmachen. Das Schiff, welches zu der Fahrt bestimmt wurde, ist ganz neu, und soll die Elite der sardinischen Matrosen zur Besatzung erhalten.

Der junge Naturforscher, Hr. v. Castelnau, der die entlegensten Theile Amerika's besucht und kürzlich Florida trotz des dort seit fünf Jahren wüthenden Kriegs zwischen den Seminolen und Amerikanern bereiste, hat jetzt eine Expedition nach dem obern See unternommen. (Franz. Bl.)

Nach einem Londoner Blatte wurden aus der Stadtcasse über 120 Pfd. St. bezahlt, um die Herren Aldermänner und Gemeinderäthe, welche den Krönungszug zu Pferde begleiten mußten, reiten zu lehren.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 106 u. 107** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Aus Wordsworth Sonneten auf die Freiheit. — Die Jungfrau von Orleans. (Schluß.) — Die nachgelassenen Papiere des Pickwick-Club. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 106 u. 107.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 November 1838.

Aus Wordsworths Sonetten auf die Freiheit.

(Gedichtet am Meer, bei Calais, im August 1802.)

O holder Abendstern! des Westens Licht!
Stern meines Lands! an Horizontes Rand
Hängst du, als wollt'st du sinken Engelland
Ans Herz; doch nieder lässest du dich nicht.

Du schwebst darob wie ein Helmeszier,
Sichtbar den Völkern. Du sollt'st, will mich dünken,
Symbol seyn meiner Heimath, solltest winken,
Lächelnd, du goldner Stern, ihrem Panier,

Gehüllt in deine frische Schöne. — Dort
Der graue Fleck ist England, tief im Meere!
Nehmt hin Ihr beiden meines Segens Wort!
Ein Loos, Ein Leben Euch und Eine Ehre!
Ich — ich, bang um mein Vaterland, muß hüben,
Seufzend, bei Menschen weilen, die's nicht lieben!

(Gedichtet in London im September 1802.)

O Freund, nicht weiß ich, wohin schauen noch
Nach Trost, da nieder mich das Leid drückt ganz,
Weil unser Leben nur noch fröhnt dem Glanz,
Der Handwerksmann, der Reitknecht gilt, der Koch!

Wir müssen schimmern, wie im Sonnenlicht
Der Bach, sonst kommen wir uns elend vor;
Der Reichthum nur hebt seinen Mann empor;
Nicht Größe der Natur noch im Gedicht

Entzückt uns. Geiz und Habgier und Verschwendung. —
Das sind die Götzen jezt, davor wir knie'n.
Einfalt und hoher Sinn, die sind dahin,
Die alten Sitten stürzte die Verblendung.
Ach, unsre schöne Unschuld, unser Frieden —
Die reinen Haushaltgötter sind geschieden.

(London, 1802.)

Milton! o trät'st du jezt in unsre Mitte!
England bedarf dein, denn es ward zum Pfuhle,
Zum faulen; Altar, Schwert und Federspule,
Der Herd, des Schlosses Reichthum und der Hütte,

Sind um des innern Glückes Schaz gebracht,
Alt-Englands Stolz! — Nur Selbstsucht nimmt stets zu;
O du erheb' uns! zu uns kehre du,
Und bring' uns Sitte, Tugend, Freiheit, Macht.

Dein Geist war wie ein Stern und wohnte einsam!
Und deiner Stimme Ton war wie das Meer,
Rein wie der blaue Himmel, frei und hehr;
So durch des Lebens Bahn, Allen gemeinsam,
Zogst du in milder Trefflichkeit; und nicht
Entzog dein Herz sich noch so niedrer Pflicht!

Man mochte wähnen, Ungunst der Natur
Traf Frankreich, machte es zum wüsten Lande,
Wo man nicht wohnen kann; — in Einer Bande
Hab' dann sein Volk gesucht sich mildre Flur.

Doch ist's ein Land, wo Aether, Sonnenschein
Ausgießen Huld, des Landmanns Fleiß sich lohnet,
Wo sorglos lebt, wer nicht die Mühe schonet,
An Allem reich, was mag ein Herz erfreun.

Wie kläglich, daß so großer Mangel dort
An Einsicht, daß Myriaden sich das Wort
Gaben zum Thun, das ihre Ehre fällt!
Daß sie anstürmen Wahnsinn im Gesicht,
Voll Ungeduld, zu löschen aus das Licht,
Das einz'ge noch, der Freiheit in der Welt!

Rückkehr nach England, am Tage der Landung.

So athmen wieder wir auf heim'schem Grund!
Der kräh'nde Hahn, der Rauch, das Glockenläuten,

Die Knaben, die im Spiel durchs Feld zerstreuten —
— Weiß schimmern die Hemdärmel — Alles, und

Am Kreidefels die Brandung selbst der Wellen,
Ist englisch: — Oft schon sah ich innig froh
Mich in Kents grünen Thälern um, doch so
Fühlt' ich noch nie das Herz in Lust mir schwellen.

In Fesseln ist Europa noch; doch das
Will jetzt ich nicht bedenken. Du bist frei,
Mein Vaterland! und unvergällt jetzt sey
Die Wonnestunde mir, wo ich das Gras
Englands betrete wieder, mir zur Seite
Der altvertrauten Freundschaft süß Geleite!

Das Nußbrechen.

Es scheint ein Tag (von einem sprech' ich, der
Vor vielen einzig dasteht!), einer jener
Himmlischen Tage, die nicht sterben können,
Als in der Knabenhoffnung Ungestüm
Von unsrer Hütte Schwelle fort ich sprang,
Ueber der Schulter einen mächt'gen Quersack,
Die Nußstang' in der Hand, und meine Schritte
Wandte den fernen Wäldern zu; es war
Ein seltsam Bild — herausgeputzt in stolzer
Vermummung abgelegter Kleider, die
Zu dem Behuf waren gespart, auf meiner
Haushälterischen Mutter Anordnung.
Ein bunter Staat war's, der wohl lachen durfte
Zu Dornen, Hecken, Sträuchern — und in Wahrheit
Zerlumpter als vonnöthen. Durch den Wald,
Ueber pfadlose Felsen bahnt' ich mir
Den Weg, bis ich zuletzt ankam bei einem
Köstlichen Nußbaum, der noch heimgesucht
Von Niemand war, wo kein gebrochner Zweig
Herunterhing mit den gewelkten Blättern,
Ein unwillkommnes Zeichen schlimmer Plündrung.
Nein, schlank und aufrecht starrten seine Zweige,
Daran milchweiß die Klumpen Nüsse hingen.
Ein jungfräulicher Anblick! — Eine Weile
Stand ich, athmend mit so gepreßtem Herzen,
Wie's Einem ist im Uebermaaß der Freude;
Voll Wollust dann in kluger Mäßigung,
Und ohne Furcht vor einem Nebenbuhler
Ließ ich das Aug' sich weiden an dem Mahl,
Oder ich setzt' unter die Bäume mich
Hin in die Blumen, mit den Blumen spielend;
Ein solch Behagen kennen Jene wohl,
Die nach ermüdend bänglicher Erwartung,
Plötzlich mit einem Glück sich sehn gesegnet,
Das alle ihre Hoffnung übersteigt.
Vielleicht ein Busch war's, unter dessen Laub
Die Veilchen von fünf Lenzen keimen auf
Und welken ungesehn von Menschenaugen;
Wo immerfort anmuth'ge Murmelbäche
Hinrieseln, und ich sah den bunten Schaum,
Die Wang' auf einem jener grünen Steine,
Die, moosumwachsen, unter schatt'gen Bäumen,
Rings lagen, wie zerstreuter Schafe Heerde,
Hört' ich das Murmeln und den Murmelton
In jener süßen Stimmung, wo die Lust
Gern der Behaglichkeit zahlt den Tribut,
Und, sicher seiner Freude, gern das Herz
Gleichgült'gen Dingen sich gibt hin, verschwendend
An Holz und Steine seine Zärtlichkeit
Und an die leere Luft. Dann stand ich auf,
Und zog zur Erde Busch und Zweig mit Krachen
Und schonungsloser Plünderung; es gaben
Der schatt'ge Haselnußbaum und der grüne
Und moos'ge Busch geduldig drein ihr Wesen
Ihr stilles; und wenn ich nicht meine jetz'gen
Gefühle mit vergangenen vermische;
So fühlt' ich damals selbst, als ich vom Hain
Mich, überfroh und reicher als ein König,
Entfernte, eine schmerzliche Empfindung,
Wenn einen Blick ich auf die stillen Bäume
Und den hindurch sich drängenden Himmel warf.
Drum, liebstes Mädchen wandl' in jenen Schatten
Mit mildem Herzen — deiner Hand Berührung
Sey mild — denn in dem Walde lebt ein Geist!

W. Wordsworth.

Die Jungfrau von Orleans.

(Schluß.)

Von seinen Günstlingen getäuscht behandelt Karl VII Jeanne d'Arc als Zauberin und verjagt sie aus seinem Lager. Sie begibt sich nach St. Denis. Hier legt sie an einem Kreuz, das vor einer Kirche aufgepflanzt ist, ihre Waffen ab:

Mit diesen Waffen weicht auch meine Kraft;
Mein Arm ist nicht dein (Gottes) Arm mehr, nicht mehr schreck' ich
Englands Rebell'n mit meiner Stimme Donner.
Wenn ich noch mehr muß thun, dir zu genügen,
Mit meinem Blut vergüten deine Schmähung,
Wenn sie allein durch meinen Tod sich sühnt:
So komm' auch er! nicht werd' ich fliehn vor ihm.

Von da geht sie nach Compiegne. Bald belagern die Feinde die Stadt. Man drängt sich um die Jungfrau; man verlangt, sie solle sich auf den Mauern zeigen, noch einmal kämpfen und siegen:

Ein Wahn ist's, wenn ihr glaubt, ich könn' Euch helfen;
Ich bin nur eine Magd noch, kann nur sterben.
Des Himmelreichs unüberwindlich Heer,
Das sonst ich meinem Flehen günstig fand,
Hat auf Befehl des Herren, der zürnt dem König,
Von mir sich abgewandt unwiderruflich.
Der göttlichen Beschlüsse klare Zeugen
Sind, meine heil'gen Stimmen sind verstummt.

So weigert sich die Kriegerin zu kämpfen. Sie fühlt, daß sie jezt nur noch im Stande ist, ein der Gerechtigkeit Gottes dargebrachtes Opfer zu seyn; man dringt in sie, man kränkt sie beinahe mit Vorwürfen; da, sich vergessend, oder vielmehr sich opfernd, ruft sie aus:

Sey's denn! ein Pferd! den Harnisch und das Schwert:
Sey von Burgunderblut das Feld genetzt
Und von dem meinigen! Dorthin, dorthin,
Wo unentfliehbar uns das Schicksal führt,
Wo unentfliehbar unser harrt der Tod!

Um sich zur Höhe dieser Lehre vom Unglück und von der Versöhnung zu erheben, bedurfte Chapelain keiner andern Inspiration, als derer, welche die Religion gewährt. Das Christenthum begreift trefflich, das Unglück; es versteht dessen Sinn und es weiß auch die Worte, die darin Trost und Frieden geben. Selig sind die Trauernden! Das Leiden, weit entfernt die Wirkung des Zorns Gottes zu seyn, ist eine Wirkung seiner Güte. Gott segnet die, die er betrübt, er läutert sie durch Leiden und bereitet sie in diesem Leben vor auf das Glück des künftigen. Das sind christliche Ideen; daher die wunderbaren Aufopferungen, daher die Beispiele von heroischem Dulden und von Ergebung, die ans wirkliche Wunder gränzen; daher auch die Empfindungen von Jeanne d'Arc in ihrem Kerker:

Die Ketten segnend schmiegt sie sich ins Leiden
Und nimmt selbst ihre Qualen an mit Freuden.

Und warum ist nun das Gedicht Chapelains, wo der Charakter der Heldin so edel und groß, wo die Gefühle so erhaben sind, wo selbst öfters schöne Verse vorkommen, in so völligen Mißkredit gefallen? Weil leider Chapelain in eine Zeit fiel, wo in der Sprache eine Revolution vorging. Er kam in einem Zeitpunkt, wo die Sprache sich noch nicht fixiert hatte, vor Boileau und Racine. Diese Gründer unserer Sprache haben durch den Styl, den sie schufen, den Styl Chapelain's zerstört, und da in den Werken der schönen Literatur die Form Alles, oder beinahe Alles ist, hat die bei Chapelain schlechte Form den Inhalt, so gut er seyn mochte, mit fortgenommen. Um mit dem Styl der frühern Zeit fortzuleben, bedurfte es des Genie's eines Corneille; Chapelain aber, der nur Talent und kein Genie hat, ist vom Styl seiner Zeit verrathen und gestürzt worden. Umsonst daß er einen trefflichen Vorwurf aufgefunden, wo die Anmuth mit dem Heroismus sich paart, wo das Wunderbare national und populär ist — den einzigen wahrhaft epischen Vorwurf in der modernen Geschichte; umsonst daß er seine Heldin respektirt und sie von allen menschlichen Leidenschaften rein erhalten hat — die Sprache seiner Zeit hat sein Gedicht der Vergessenheit überliefert!

Die nachgelassenen Papiere des Pickwick-Club.

(Fortsetzung.)

Das waren seine Gedanken, als er in das Kaffeezimmer zurückkehrte und seine Absicht, des Doktors Ausforderung anzunehmen, aussprach.

Wollt Ihr mich an einen Freund verweisen, um Zeit und Ort, wo man sich trifft, zu verabreden? sagte der Offizier. — Ganz unnöthig, antwortete Mr. Winkle; nennt beides nur mir und ich kann dann selbst nachher mir den Beistand eines Freundes verschaffen. — Wollen wir sagen: heute Abend um Sonnenuntergang? fragte der Offizier in gleichgültigem Ton. — Sehr gut! antwortete Mr. Winkle, der in seinem Herzen dachte, es sey sehr schlimm. — Ihr kennt Fort Pitt? — Ja, ich sah es gestern. — Wenn Ihr Euch die Mühe geben wollt, in das Feld Euch zu wenden, das an den Graben angränzt, schlagt den Fußweg links ein, wenn Ihr bei einem Winkel der Befestigung ankommt, und geht geradeaus, bis Ihr mich seht; ich will Euch zu einem abgelegenen Platz führen, wo die Sache ohne Furcht vor Unterbrechung kann abgemacht werden. — Furcht vor Unterbrechung, dachte Mr. Winkle. — Weiter ist nichts zu verabreden, denke ich, sagte der Offizier. — Ich wüßte auch nichts mehr, antwortete Mr. Winkle. — Guten Morgen denn! — Guten Morgen! — und der Offizier pfiff weggehend eine lustige Melodie.

Das Frühstück ging diesen Morgen schwerfällig von Statten. Mr. Tupman war nicht im Stande aufzustehen, nach der ungewohnten Zerstreuung der vorigen Nacht; Mr. Snodgras schien unter einer poetischen Verstimmung des Geistes zu leiden; und selbst Mr. Pickwick legte eine ungewöhnliche Neigung zum Schweigen und zum Sodawasser an den Tag. Mr. Winkle wartete begierig seine Gelegenheit ab. Er brauchte nicht lang zu warten. Mr. Snodgras schlug eine Besichtigung des Castells vor und Mr. Winkle war das einzige Mitglied der Gesellschaft, das ihn zu begleiten Lust hatte. So gingen sie denn miteinander fort.

Snodgras! sagte Mr. Winkle, als sie die öffentliche Landstraße verließen, Snodgras, mein guter Freund, kann ich mich auf Eure Verschwiegenheit verlassen? — Als er dieß sagte, hoffte er im heiligsten Ernste, er könne es nicht. — Ihr könnt es! antwortete Mr. Snodgras, ich schwöre Euch. — — Nein, nein! unterbrach ihn Winkle, erschrocken bei dem Gedanken, daß sein Begleiter so ohne es selbst zu wissen sich verbindlich machen und betheuern wollte, nichts weiter zu sagen — Schwört nicht, schwört nicht! es ist ganz unnöthig! — Mr. Snodgras ließ die Hand sinken, die er schon, im Geist der Poesie gegen die Wolken erhoben hatte, als er jene obigen Worte aussprach, und zeigte die gespannteste Aufmerksamkeit. — Ich bedarf Eures freundschaftlichen Beistands, mein guter Freund, in einer Ehrensache, sagte Mr. Winkle. — Den sollt Ihr haben, versetzte Mr. Snodgras, seines Freundes Hand fassend und drückend. — Mit einem Doktor — Doktor Slammer, vom 97sten! sagte Mr. Winkle und bemühte sich, die Sache so feierlich und ernst als möglich darzustellen; eine Affaire mit einem Offizier, der auch einen Offizier zum Sekundanten hat, heute Abend um Sonnenuntergang, auf einem einsamen Feld bei Fort Pitt. — Ich will Euch begleiten, sagte Mr. Snodgras. Er war erstaunt, aber durchaus nicht betäubt und erschrocken. Es ist außerordentlich, wie kalt Jedermann, die Hauptperson ausgenommen, in solchen Fällen zu seyn vermag. Das hatte Mr. Winkle vergessen. Er hatte seines Freundes Empfindungen nach den seinigen be-

messen. — Die Folgen können furchtbar seyn! sagte Mr. Winkle. — Ich hoffe nicht, sagte Mr. Snodgras. — Der Doktor ist, glaube ich, ein sehr guter Schütze, sagte Mr. Winkle. — Das sind die meisten Militärpersonen, bemerkte Mr. Snodgras ruhig; aber Ihr seyd das auch, oder nicht? — Mr. Winkle antwortete bejahend, und da er sah, daß er seinen Begleiter noch nicht gehörig in Unruhe versetzt hatte, änderte er sein Terrain.

Snodgras, sagte er mit einer vor Rührung zitternden Stimme, wenn ich falle, werdet Ihr in einem Packet, das ich Euch einhändigen werde, ein Billet finden an meinen — an meinen Vater. — Auch dieser Versuch schlug fehl. Mr. Snodgras ward gerührt, aber er übernahm die Bestellung des Billets so bereitwillig als wäre er ein Zweipennypostmann gewesen. — Wenn ich falle, sagte Mr. Winkle, oder wenn der Doktor fällt, werdet Ihr, mein theurer Freund, vor Gericht gestellt werden als Theilhaber an der Schuld. Soll ich meinen Freund der Gefahr der Deportation aussetzen — vielleicht auf Lebenszeit? — Mr. kratzte sich etwas Weniges bei diesen Worten hinter dem Ohr, aber sein Heroismus war unüberwindlich; wo es die Freundschaft gilt, rief er mit Feuer aus, will ich jeder Gefahr trotzen! — Wie verwünschte Mr. Winkle innerlich seines Begleiters aufopfernde Freundschaft, als sie einige Minuten lang neben einander schweigend dahinschritten, Jeder in seine Betrachtungen vertieft! Der Morgen verfloß; Verzweiflung bemächtigte sich seiner.

Snodgras, sagte er plötzlich stillstehend, laßt mich ja nicht in dieser Sache meines Vorhabens verlustig gehen! — gebt den Lokalbehörden keinen Wink! — ruft nicht den Beistand von Friedensbeamten, um mich oder den Doktor Slammer, vom 97sten, derzeit im Quartier in Chatham Barraks in Gewahrsam zu bringen, und so diesen Zweikampf zu verhindern — ich sage, thut das nicht! — Mr. Snodgras faßte mit Wärme seines Freundes Hand und antwortete mit Enthusiasmus: Nicht um eine Welt! — Ein Schauer durchzitterte Mr. Winkle's Körper, als sich ihm die unabweisliche Ueberzeugung aufdrängte, daß er von seines Freundes Furcht nichts zu hoffen habe und daß er bestimmt sey, eine lebendige Zielscheibe zu werden.

Nachdem der Stand der Sache dem Mr. Snodgras förmlich erklärt worden, und ein Kästchen Duell-Pistolen nebst dem Zugehör von Pulver, Kugeln u. s. w. bei einem Kaufmann in Rochester entlehnt worden war, kehrten die beiden Freunde in ihre Herberge zurück; Mr. Winkle um sich in brütendes Sinnen über den bevorstehenden Kampf zu vertiefen, und Mr. Snodgras um die Kriegswaffen für den Gebrauch in Stand zu setzen.

Es war ein trüber und schwermüthiger Abend, als sie wieder sich auf den Weg machten zu dem unwillkommnen Vorhaben. Mr. Winkle war in einen ungeheuern Mantel gewickelt, um der Beobachtung zu entgehen, und Mr. Snodgras trug unter dem seinigen die Werkzeuge des Mords.

Habt Ihr Alles beisammen? sagte Mr. Winkle in aufgeregtem Ton. — Alles, versetzte Mr. Snodgras; Schießbedarf genug, im Fall die Schüsse fehl gehen sollten. Hier habe ich ein Viertelpfund Pulver und in der Tasche habe ich zwei Zeitungen zu Pfröpfen. —

Dieß waren Beweise von Freundschaft, für welche jeder Mann mit Recht die höchste Dankbarkeit empfinden müßte. Man muß annehmen, daß die Dankbarkeit des Mr. Winkle zu gewaltig war, um sich in Worten aussprechen zu lassen; — denn er sagte nichts und schritt nur, ziemlich langsam, vorwärts.

Wir haben die Zeit trefflich getroffen, sagte Mr. Snodgras, als sie über den Zaun des ersten Feldes stiegen; die Sonne geht eben unter. — Mr. Winkle schaute nach der sinkenden Scheibe und dachte mit Angst an die Möglichkeit, daß er selbst binnen kurzem untergehen dürfte!

Da ist der Offizier! rief Mr. Winkle, nachdem sie einige Minuten gegangen. — Wo? sagte Mr. Snodgras. — Hier! Der Gentleman in dem blauen Mantel. — Mr. Snodgras schaute hinaus in der von dem Zeigefinger seines Freundes bezeichneten Richtung und entdeckte eine vermummte Gestalt. Der Offizier gab seine Kenntnißnahme von ihrem Daseyn zu erkennen durch ein leichtes Winken mit der Hand; und die beiden Freunde folgten ihm in einiger Entfernung, als er weiter schritt.

Der Abend wurde mit jedem Augenblick trüber und ein schwermüthiger Wind ließ sich auf den öden Feldern vernehmen, wie ein ferner Riese, der nach seinem Haushund pfiff. Das Melancholische dieser Umgebung theilte dem Gemüth des Mr. Winkle einen düstern Anstrich mit. Er fuhr zurück, als sie den Winkel des Grabens erreichten — er kam ihm vor wie ein ungeheueres Grab.

Der Offizier verließ plötzlich den Pfad, und über eine Hecke steigend, betrat er ein abgelegenes Feld. Dort warteten zwei Gentlemen; der Eine war ein kleiner, fetter Mann mit schwarzem Haar; und der Andere — eine stattliche Person in einem großen Ueberrock — saß mit völligem Gleichmuth auf einem Feldstuhl.

Die andere Partei und ein Wundarzt, vermuthlich, sagte Mr. Snodgras: nehmt einen Tropfen Branntwein. — Mr. Winkle nahm die dargebotene Flasche und that einen langen Schluck von dem herzstärkenden Naß.

Mein Freund, Sir, Mr. Snodgras, sagte Mr. Winkle, als der Offizier sich näherte. Doktor Slammers Freund verbeugte sich und zog ein ähnliches Kästchen heraus, wie das von Mr. Snodgras mitgebrachte.

Wir haben nichts weiter zu sagen, Sir, denke ich, bemerkte er kalt, indem er das Kästchen öffnete; eine Entschuldigung ist entschieden abgelehnt worden. — Nichts, Sir, sagte Mr. Snodgras, dem es jetzt selbst sehr unbehaglich zu Muth zu werden anfing. — Wollt Ihr vortreten? sagte der Offizier. — Gewiß, antwortete Mr. Snodgras. Der Boden ward abgemessen und die nöthigen Vorkehrungen getroffen. — Ihr werdet diese besser finden, als die Eurigen, sagte der Sekundant des Gegentheils, indem er seine Pistolen herauszog. Ihr saht mich sie laden. Habt Ihr etwas dagegen einzuwenden, Euch dieser zu bedienen? Durchaus nichts! versetzte Mr. Snodgras. Das Anerbieten zog ihn aus einer beträchtlichen Verlegenheit! denn seine Vorstellungen von der Art und Weise, wie man eine Pistole lade, waren sehr unbestimmt und dunkel gewesen.

Wir können, glaub' ich, unsere Leute ihre Stellungen einnehmen lassen, bemerkte der Offizier mit solcher Gleichgültigkeit, als ob die Hauptpersonen Schachfiguren wären, und die Sekundanten die Spieler. — Ich glaube, wir können es, versetzte Mr. Snodgras, der jedem Vorschlag seine Zustimmung würde gegeben haben, weil er von der ganzen Geschichte nichts verstand. Der Offizier schritt zu Doktor Slammer und Mr. Snodgras näherte sich dem Mr. Winkle. — Es ist Alles in Ordnung, sagte er, indem er ihm die Pistole einhändigte. Gebt mir Euren Mantel. — Ihr habt das Packet zu Euch genommen, mein theurer Freund, sagte der arme Winkle. — Alles richtig, sagte Mr. Snodgras. Seyd standhaft und trefft ihn!

Es wollte den Mr. Winkle bedunken, daß dieser Rath gar viele Aehnlichkeit habe mit demjenigen, welchen die Umstehenden unabänderlich dem kleinsten Buben bei einem Straßengefecht zu geben pflegen: Geh hin und gewinn' es! — ein prächtiger Rath, wenn man nur wüßte, wie es angreifen. Er nahm indessen seinen Mantel ab in tiefem Schweigen — es brauchte immer lange Zeit, bis er sich dieses Mantels entledigte — und ergriff die Pistole. Die Sekundanten zogen sich zurück, der Gentleman auf dem Feldstuhl that dasselbe und die Kämpfer näherten sich einander.

Mr. Winkle zeichnete sich immer aus durch seine große Menschenliebe. Es steht zu vermuthen, daß seine Abgeneigtheit, einem Mitgeschöpf absichtlich und wissentlich ein Leid zuzufügen, der Grund war, daß er die Augen zumachte, als er sich der verhängnißvollen Stelle näherte, und daß der Umstand, daß er die Augen geschlossen hielt, ihn hinderte, das sehr außerordentliche und unerklärliche Benehmen des Doktor Slammer zu beobachten. Dieser Gentleman fuhr zurück, starrte vor sich hin, wich zurück, rieb sich die Augen — starrte wieder hin, und schrie zuletzt laut: Halt! Halt!

Was ist denn dieß Alles? sagte Doktor Slammer, als sein Freund und Mr. Snodgras herbei rannten; das ist nicht der rechte Mann! — Nicht der rechte Mann! sagte Doktor Slammers Sekundant. — Nicht der rechte Mann! sagte Mr. Snodgras. — Nicht der rechte Mann! sagte der Gentleman mit dem Feldstuhl in der Hand. — Nein, wahrhaftig nicht! sagte der kleine Doktor; das ist nicht die Person, die mich in der vorigen Nacht beleidigte. — Sehr außerordentlich! rief der Offizier. — Sehr! sagte der Gentleman mit dem Feldstuhl; die einzige Frage ist nur, ob der Gentleman, da er einmal auf dem Platz ist, schon der Form wegen als das Individuum zu betrachten ist, das unsern Freund, Doktor Slammer, gestern Abend beleidigte, mag er es nun in Wahrheit seyn oder nicht; und nachdem er diese Ansicht mit sehr kluger und geheimnißvoller Miene vorgetragen, nahm der Mann mit dem Feldstuhl eine große Prise Tabak und sah sich mit vieler Gründlichkeit im Kreise um, mit dem Wesen eines Mannes, der in solchen Sachen eine Autorität ist.

Nun hatte Mr. Winkle seine Augen geöffnet und seine Ohren auch, als er seinen Gegner eine Einstellung der Feindseligkeiten verlangen hörte; und als er aus dessen spätern Worten abnahm, daß hier ohne allen Zweifel ein Mißverständniß in der Sache obgewaltet, merkte er sogleich, welchen Zuwachs an Reputation er nothwendig gewinnen müsse, wenn er das wahre Motiv seiner Annahme der Ausforderung verhehlte; daher trat er keck vor und sagte: Ich bin nicht die Person, ich weiß es. — Dann, sagte der Mann mit dem Feldstuhl, ist dieß eine Beleidigung gegen Doktor Slammer, und ein genügender Grund, unverzüglich den Kampf fortzusetzen. — Bitte, beruhigt Euch, Payne, sagte des Doktors Sekundant. Warum theiltet Ihr mir diesen Umstand nicht heute Morgen mit, Sir? — Ja wohl, ja wohl! sagte der Mann mit dem Feldstuhl unwillig. — Ich bitte Euch, verhaltet Euch ruhig, Payne, sagte der Andere, darf ich meine Frage wiederholen, Sie? — Weil, Sie — versetzte Mr. Winkle, der Zeit gehabt, sich auf eine Antwort zu besinnen — weil, Sie, Ihr eine betrunkene und ungentlemanhafte Person mir beschrieben als Träger des Rocks, den ich die Ehre habe nicht nur zu tragen, sondern erfunden zu haben — die beantragte Uniform des Pickwick-Clubs in London. Die Ehre dieser Uniform fühle ich mich verpflichtet aufrecht zu erhalten, und deßhalb nahm ich, ohne weitere Nachforschung, die mir von Euch überbrachte Ausforderung an. — Mein lieber Sir, sagte der gutmüthige kleine Doktor, mit ausgestreckter Hand sich ihm nähernd, ich ehre Eure Tapferkeit. Erlaubt mir zu sagen, Sir, daß ich Euer Benehmen höchlich bewundere und ausnehmend bedaure, Euch die Unbequemlichkeit dieses Zusammentreffens, ohne Zweck, verursacht zu haben. — Ich bitte Euch, erwähnt dessen doch gar nicht, sagte Mr. Winkle. — Ich werde stolz auf Eure Bekanntschaft seyn, Sie, sagte der kleine Dokt r. — Es wird mir zum größten Vergnügen gereichen, Sie kennen gelernt zu haben, Sie, versetzte Mr. Winkle. Hierauf schüttelten der Doktor und Mr. Winkle sich die Hände, und dann Mr. Winkle und Lieutenant Tappleton (des Doktors Sekundant) und dann Mr. Winkle und der Mann mit dem Feldstuhl, und endlich Mr. Winkle und Mr. Snodgras, der letztgenannte Gentleman in einem Uebermaß von Bewunderung des heldenmüthigen Benehmens seines tapfern Freundes.

Ich denke, wir können die Sache als abgethan betrachten, sagte Lieutenant Tappleton. — Ja wohl, sagte der Doktor. — Wenn nicht, bemerkte der Mann mit dem Feldstuhl, wenn nicht Mr. Winkle sich durch die Ausforderung beeinträchtigt glaubt; in welchem Fall er, meines Erachtens, das Recht hat Genugthuung zu verlangen. — Mit großer Selbstverläugnung erklärte sich Mr. Winkle bereits völlig zufrieden gestellt. — Oder vielleicht, fuhr der Mann mit dem Feldstuhl fort, fühlt sich des Gentleman's Sekundant verletzt durch einige Bemerkungen, welche mir zu Anfang dieser Begegnung entfielen; wenn dieß, so werde ich mich glücklich schätzen, ihm auf der Stelle Genugthuung zu geben. — Mr. Snodgras beeilte sich zu erklären, daß er sich sehr geschmeichelt fühle durch das großmüthige Anerbieten des Gentleman, der zuletzt gesprochen, welches abzulehnen er sich nur bewogen finde durch seine völlige Zufriedenheit mit dem ganzen Hergang der Sache. Die beiden Sekundanten brachten die Pistolenkästchen in Ordnung, und die ganze Gesellschaft verließ den Platz in weit muntrerer Laune, als man hergekommen war. — Bleibt Ihr lange hier? fragte Dr. Slammer den Mr.

Winkle, als sie höchst freundschaftlich miteinander gingen. — Ich glaube, wir verlassen den Ort übermorgen, war die Antwort. — Ich hoffe das Vergnügen zu haben, Euch und Euern Freund in meinen Zimmern zu sehen und nach diesem verdrießlichen Mißgriff einen vergnügten Abend mit Euch zuzubringen, sagte der kleine Doktor; seyd Ihr diesen Abend frei? — Wir haben einige Freunde hier, antwortete Mr. Winkle, und ich würde sie heute Nacht nicht gern verlassen. Vielleicht besucht Ihr und Eure Freunde uns im Ochsen. — Mit großem Vergnügen, sagte der kleine Doktor; wird zehn Uhr zu spät seyn, um noch eine halbe Stunde nach Euch zu sehen? — Oh, nein! sagte Mr. Winkle. Ich werde mich sehr glücklich schätzen, Euch meinen Freunden, Mr. Pickwick und Mr. Tupman vorzustellen. — Es wird mir ein großes Vergnügen seyn, gewiß, versetzte Dr. Slammer, nicht ahnend, wer Mr. Tupman war. — Ihr kommt doch gewiß, sagte Mr. Snodgras. — Oh gewiß! Mittlerweile hatten sie die Straße erreicht. Man nahm herzlichen Abschied und trennte sich. — Der verabredete Besuch aber führte zu neuen seltsamen und ärgerlichen Scenen, welche beinahe den heißblütigen Mr. Pickwick selbst veranlaßt hätten, sein kostbares Leben bei einem Duell preiszugeben, hätten ihn nicht seine Genossen mit Gewalt, an den Rockschößen, von einem übereilten Schritt zurückgehalten. — — —

Verschiedene Abenteuer, größere und kleinere, spaßhafterer und ernsterer Natur stoßen den vier reisenden Pickwickiern zu, welche insgesammt recht gute, wohlwollende Leute sind, aber wenig Welterfahrung und savoir faire besitzen — ihren Führer, Herrn Pickwick, mit dem stattlichen Bauche, dem gewaltigen kahlen Kopfe, der großen Brille und der allzeitfertigen Beredsamkeit und Geistesgegenwart, nicht ausgenommen. Das Komische wird sehr erhöht durch die Solidarität dieser vier Personen, die, einzeln schon nicht überflüssig verständig, in corpore noch lächerlichere Streiche machen und den Satz bestätigen: Concordia res parvæ crescunt! Beim Reiten und Kutschiren legen sie unglückliche Proben ihrer Kunstfertigkeiten ab; der Duellant, Mr. Winkle, schießt, statt Vögel zu treffen, einen Theil der Ladung seinem Freund Mr. Tupman in den Arm; der Patient wird auf dem Landsitz, wo sie zu Gast sind, von der Schwester des Wirths, einer alten Jungfer Tante gepflegt und verliebt sich in sie, wird aber von dem oben schon erwähnten Grünrock, der ein vagabundirender Schauspieler ist, ausgestochen, die Dame von diesem entführt und gegen eine Geldsumme ihrem Bruder wieder abgetreten u. s. w.

Als einen sehr ergötzlichen Abschnitt theilen wir Einiges aus dem vierzehnten Kapitel mit, wo eine Parlamentswahl in dem fingirten Ort: Eatanswill, geschildert wird. Aus den politischen Zeitungen weiß Jeder, daß es bei den englischen Wahlen sehr tumultuarisch und unordentlich hergeht; daß sich dabei eine Menge Mißbräuche eingeschlichen haben, welche auch die Parlamentsreform nicht mit der Wurzel auszurotten vermochte; daß die leidenschaftlichste, manchmal bis zu Thätlichkeiten steigende Aufregung dabei herrscht; manche englische belletristische Schriftsteller haben das Thema schon behandelt; Bulwer in seinem Pelham gibt eine ergötzliche Schilderung des Stimmenwerbens und aus den Memoiren einer Peeress haben wir früher die Beschreibung der Wahl Fox's in diesen Blättern mitgetheilt. Der Verfasser der Pickwickier läßt ebenfalls die Gelegenheit nicht hinaus, dieß an komischen Zügen so ergiebige Feld zu kultiviren, und nach seiner Darstellung könnte man in Versuchung kommen zu glauben, er halte nichts auf die Institutionen seines Vaterlandes, da er sich über eines der wichtigsten Elemente derselben, über die Wahlumtriebe, den Einfluß der Presse dabei, so lustig macht; aber ohne Zweifel würde man hiemit einen sehr voreiligen Schluß machen, und in England selbst wird Niemand gegen den Verfasser den Verdacht erheben, als wolle er den Engländern ihre Konstitution verleiden. Gerade das behagliche Gefühl eines gesicherten Besitzes von Rechten und Einrichtungen, welche allmählich sich erzeugt und tiefe Wurzeln geschlagen haben, macht diesen Humor möglich, der, ohne Furcht mißdeutet zu werden, mit den Mißbräuchen, Thorheiten und selbst strafbaren Gewaltthätigkeiten, welche sich an diese wie an alle menschlichen Einrichtungen angesetzt haben, seinen Scherz treibt und sogar, mit der ihm eigenen Neigung und dem Privilegium: zu übertreiben und zu karikiren, das Mißbräuchliche und Unreine als das eigentliche Wesen der Sache selbst darstellt.

„Es scheint, daß die Leute in Eatanswill, wie die Leute in vielen andern kleinen Städten, sich die größte Bedeutung und Wichtigkeit beimaßen, und daß Jederman in Eatanswill, bewußt des Gewichts, das von seinem Beispiel abhing, sich verpflichtet glaubte, sich mit Herz und Seele zu einer der beiden großen Parteien zu schlagen, welche die Stadt theilten — die Blauen und die Hellgelben. Nun ließen die Blauen keine Gelegenheit hinaus, den Hellgelben zu opponiren und umgekehrt; und die Folge war, daß, so oft die Hellgelben und die Blauen bei öffentlichen Gelegenheiten zusammentrafen, im Stadthaus, auf der Messe oder auf dem Markt, Streit und hitzige Worte zwischen ihnen vorkamen. Bei dieser Spaltung ist es beinahe überflüssig zu sagen, daß Alles in Eatanswill zur Parteifrage gemacht wurde. Wenn die Hellgelben eine neue Beleuchtung des Marktplatzes vorschlugen, so hielten die Blauen öffentliche Zusammenkünfte und schimpften auf dieß Beginnen; wenn die Blauen die Errichtung eines weiteren Brunnens in der Hauptstraße in Anregung brachten, so standen die Hellgelben auf wie Ein Mann und entsetzten sich über diese Abscheulichkeit. Es gab blaue Läden und hellgelbe Läden, blaue Wirthshäuser und hellgelbe Wirthshäuser; sogar in der Kirche war eine blaue Ständereihe und eine hellgelbe Ständereihe.

Natürlich war es unerläßliche Nothwendigkeit, daß jede dieser beiden mächtigen Parteien ihr auserkorenes Organ und ihren Vertreter hatte; und demgemäß waren zwei Zeitungen in der Stadt; die Eatanswiller Gazette und der Eatanswiller Independant; jene verfocht die Prinzipien der Blauen, der letztere stellte sich an die Spitze der Hellgelben. Es waren gar schöne Zeitungen! Prächtige leitende Artikel und so geistreiche Angriffe! „Unsere nichtswürdige Collegin die Gazette" — „das schmachvolle und verächtliche Journal, der Independent," — „der falsche und lächerliche Wisch, der Independent," — „die elende, niederträchtige Verleumderin, die Gazette," — solche und ähn-

liche aufregende Schimpfreden waren reichlich über die Spalten beider ausgestreut in jeder Nummer, und erweckten in der Brust der Stadtbewohner Empfindungen der lebhaftesten Freude und Entrüstung.

Mr. Pickwick hatte mit seiner gewohnten Umsicht und Scharfblick einen ganz besonders günstigen Augenblick für seinen Besuch in dem Städtchen gewählt. Nie hatte man einen solchen Kampf erlebt. Der ehrenwerthe Samuel Slumkey, von Slumkey Hall, war der blaue Candidat, Horazio Fizkin-Esq. von Fizkin Lodge, in der Nähe von Eatanswill, war von seinen Freunden vermocht worden, von der Partei der Hellgelben aufzutreten. Die Gazette erinnerte die Wähler von Eatanswill, daß die Augen nicht nur Englands, sondern der ganzen civilisirten Welt auf sie gerichtet seyen; und der Independent verlangte in gebieterischem Ton zu wissen, ob die Wählerschaft von Eatanswill wirklich die stattlichen Leute seyen, wofür sie sich immer berühmt, oder niederträchtige, servile Werkzeuge, unwürdig des englischen Namens und der Segnungen der Freiheit. Nie zuvor hatte eine solche Aufregung sich der Stadt bemächtigt.

Es war spät Abends, als Mr. Pickwick und seine Begleiter, nebst Sam (Pickwicks Diener) aus der Eatanswiller Kutsche stiegen. Große, blauseidene Fahnen wehten aus den Fenstern der Stadtwappenherberge, und an jedem Fenster waren Zettel angeklebt, mit der Nachricht, in gigantischen Buchstaben, daß die Committee von dem ehrenwerthen Samuel Slumkey hier täglich Sitzungen halte. Eine Masse müßiger Leute waren in der Straße versammelt, hinaufschauend zu einem heisern Mann auf dem Balkon, der sich offenbar zu Gunsten Mr. Slumkey's ganz roth im Gesicht schwatzte, aber die Kraft und Schärfe seiner Argumente ward einigermaßen geschwächt durch das beständige Schlagen von vier großen Trommeln, welche die Committee von Mr. Fizkin an der Ecke der Straße aufgepflanzt hatte. Jedoch war neben ihm ein kleiner geschäftiger Mann, der von Zeit zu Zeit seinen Hut abnahm und dem Volk Winke gab, Beifall zu rufen, was es auch regelmäßig mit größtem Enthusiasmus that; und da der Mann mit dem rothen Gesicht fortredete, bis er röther im Gesicht war als je, schien er mit seinem Erfolg ganz so zufrieden, als ob ihn Jedermann gehört hätte.

Sobald die Pickwickier ausgestiegen, wurden sie umgeben von einem Theil des ehrbaren und unabhängigen Pöbels, welcher drei betäubende Beifallsrufe erhob, die, da die Hauptmasse miteinstimmte (denn es ist bei einem Volksgewühl nicht eben nöthig, daß man wisse, warum man Beifall schreit), zu einem fürchterlichen Triumphgebrüll anschwoll, das selbst den Mann mit dem rothen Gesicht auf dem Balkon inne zu halten veranlaßte. — Hurrah! schrie der Pöbel zum Schluß. — Noch einen Beifallsruf! kreischte der kleine Mann auf dem Balkon, und noch einmal brüllte der Pöbel, als ob seine Lungen gegossenes Eisen mit Stahlwerk wären.

Slumkey für immer! brüllten die Ehrbaren und Unabhängigen. Slumkey für immer! wiederhallte Mr. Pickwick, seinen Hut abnehmend. — Kein Fizkin! brüllte der Haufen. — Nie und nimmer! brüllte Mr. Pickwick. — Hurrah! — und jetzt brach ein neues Gebrüll los, wie das einer ganzen Menagerie, wenn der Elephant die Glocke zur Fütterung gezogen hat.

Wer ist Slumkey? flüsterte Mr. Tupman. Ich weiß nicht, antwortete Mr. Pickwick im nämlichen Tone; still! macht keine solche Fragen. Es ist immer das Beste, in solchen Fällen zu thun was der Pöbel thut. — Aber gesetzt nun, es wären hier zwei Parteien von Pöbel? warf Mr. Snodgras ein. — Brüllt mit der größten! antwortete Mr. Pickwick. — In ganzen Bänden könnte man nicht mehr sagen!

Sie traten in das Haus, während die Menge sie rechts und links ausweichend durchpassiren ließ und mächtig dabei jauchzte. Das erste Augenmerk mußte seyn, sich Quartiere für die Nacht zu verschaffen. Können wir hier Betten haben? fragte Mr. Pickwick, den Aufwärter zu sich rufend. — Weiß nicht, Sir, antwortete der Mann; ich fürchte es ist voll bei uns, Sir — ich will fragen, Sir. Er entfernte sich nun in dieser Absicht und kam sogleich wieder zurück, um zu fragen, ob die Gentlemen „Blaue" seyen? Da weder Mr. Pickwick noch seine Begleiter ein sehr lebendiges Interesse an der Sache des einen oder andern Candidaten nahmen, so war die Frage schwierig zu beantworten. In diesem Dilemma besann sich Mr. Pickwick auf seinen neuen Freund, Mr. Perker. — Kennt Ihr einen Gentleman mit Namen Perker? fragte Mr. Pickwick. Ja wohl, Sir, der Agent des ehrenwerthen Mr. Slumkey. — Er ist ein Blauer, glaube ich? — O ja, Sir. — Dann sind wir Blaue, sagte Mr. Pickwick; aber als er bemerkte, daß der Mann ein etwas zweifelhaftes Gesicht machte bei dieser akkomodirenden Auskunft, gab er ihm seine Karte und bat ihn, sie sogleich dem Mr. Perker zu übergeben, wenn er zufällig im Hause seyn sollte. Der Aufwärter ging; erschien augenblicklich wieder, mit der Bitte, Mr. Pickwick möchte ihm folgen, und führte ihn in ein großes Zimmer im ersten Stock, wo an einem langen, mit Büchern und Papieren bedeckten Tisch Mr. Perker saß.

Ah, ah, mein lieber Sir! sagte der kleine Mann, ihm entgegen gehend — sehr erfreut Sie zu sehen, mein theurer Sir, sehr. Setzen Sie sich doch. So haben Sie also Ihren Vorsatz ins Werk gesetzt. Sie sind hieher gekommen, eine Wahl mit anzusehen — he? — Mr. Pickwick antwortete bejahend. — Ein hitziger Kampf, mein theurer Sir, sagte der kleine Mann. — Das freut mich zu hören, sagte Mr. Pickwick, sich die Hände reibend; ich sehe gar gern entschlossenen Patriotismus, auf welcher Seite er auch hervortritt — und also gibt es einen hitzigen Kampf? — Oh, ja! sagte der kleine Mann, gar sehr. Wir haben alle Wirthshäuser im Ort geöffnet und unsern Gegnern nichts als die Bierschenken übrig gelassen — ein Meisterstreich von Politik, das, nicht wahr, werther Sir? — und der kleine Mann lächelte selbstgefällig und nahm eine große Prise Tabak.

Und was ist das Wahrscheinliche über das Ergebniß des Kampfes? erkundigte sich Mr. Pickwick. — Nun, zweifelhaft, werther Sir, ziemlich zweifelhaft bis jetzt, antwortete der kleine Mann. Fizkins Leute haben drei und dreißig Wähler in der verschlossenen Kutschenremise im weißen Hirsch bei einander. — In der Kutschenremise! sagte Mr. Pickwick, nicht wenig erstaunt über diesen zweiten politischen Streich. — Ja, da halten sie sie

eingesperrt, bis sie sie brauchen, fuhr der kleine Mann fort. Die Wirkung davon ist, sehen Sie, daß wir sie nicht anwerden können; und wenn wir auch an sie könnten, so hälfe es nichts, da sie sie absichtlich sehr betrunken halten. Ein schlauer Bursch, Fizkins Agent — in der That ein sehr schlauer Bursch. — Mr. Pickwick stutzte, sagte aber nichts. — Wir haben aber doch das beste Vertrauen, sagte Mr. Perker, seine Stimme beinahe zu einem Flüstern sinken lassend. Wir hatten hier in der letzten Nacht eine kleine Theegesellschaft — fünfundvierzig Frauen, werther Sir! — und gaben Jeder beim Weggehen einen grünen Sonnenschirm. — Einen Sonnenschirm! sagte Mr. Pickwick. — Thatsache, mein werther Sir, Thatsache. Fünfundvierzig grüne Sonnenschirme, zu sieben und ein halb Shilling das Stück. Alle Frauen lieben Putzsachen — und gar nun die Wirkung dieser Sonnenschirme! Haben uns alle ihre Männer und die Hälfte ihrer Brüder gewonnen. Meine Idee, werther Sir, ganz und gar! Regen, Hagel oder Sonnenschein, Sie können nicht ein halb Dutzend Schritte weit auf der Straße gehen, ohne einem halben Dutzend grüner Sonnenschirme zu begegnen. — Hier überließ sich der kleine Mann einem unmäßigen Ausbruch von Fröhlichkeit, der nur durch das Eintreten einer dritten Partei gedämpft ward.

Dieß war ein großer, magerer Mann, mit röthlichem zur Kahlheit sich neigenden Haupt und einem Gesicht, worin feierliche Wichtigkeit mit einer Miene unergründlichen Tiefsinns sich mischte. Bekleidet war er mit einem langen braunen Ueberrock, mit einer schwarzen Weste und Tuchhosen. Ein doppeltes Augenglas baumelte an seiner Weste, und auf dem Haupt trug er einen Hut mit sehr niedrigem Kopf und breiten Krempen. Der Neuangekommene ward dem Mr. Pickwick vorgestellt als Mr. Pott, Herausgeber der Eatanswiller Gazette. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen wandte sich Mr. Pott zu Mr. Pickwick und sagte mit Feierlichkeit: Dieser Wahlkampf erregt wohl großes Interesse in der Hauptstadt, Sir? — Ich glaube, ja, antwortete Mr. Pickwick. — Und dazu, so habe ich Grund zu glauben — sagte Mr. Pott, indem er Mr. Perker mit einem Bestätigung erwartenden Blick ansah — und dazu hat mein Artikel vom letzten Samstag nicht wenig beigetragen. — Kein Zweifel! sagte der kleine Mann. — Die Presse ist ein gewaltiger Hebel, Sir! sagte Pott. — Mr. Pickwick ertheilte diesem Satz seine vollste Zustimmung. — Aber ich hoffe, Sir, sagte Pott, nie die unermeßliche Macht, über die ich gebiete, mißbraucht zu haben. Ich hoffe, Sir, daß ich nie die edle Waffe, die in meine Hand gelegt ist, gegen die Heiligkeit des Privatlebens oder gegen das zarte Herz des persönlichen Rufs gerichtet habe; — ich hoffe, Sir, ich habe meine Geisteskräfte Bemühungen gewidmet, die, so gering sie seyn mögen, ja ich weiß, sie sind gering, zu verbreiten jene Grundsätze der — welche —

Da hier der Herausgeber der Eatanswiller Gazette stecken zu bleiben schien, kam Mr. Pickwick ihm zu Hülfe und sagte: Gewiß! — Und was, Sir — sagte Pott — was Sir, lassen Sie mich diese Frage an Sie als unparteiischen Mann richten — ist der Zustand des öffentlichen Geistes in London, hinsichtlich meines Kampfes mit dem Independent? — Sehr aufgeregt, ohne Zweifel, warf Mr. Perker dazwischen mit einer schlauen Miene, die höchst wahrscheinlich zufällig war. — Dieser Kampf, sagte Pott, soll fortgesetzt werden, so lange mir Kraft und Gesundheit und das Maaß von Talent bleibt, das mir verliehen ist. Von diesem Kampf, Sir, obwohl er die Geister der Menschen und ihre Gefühle aufregen und sie unfähig machen mag zur Erfüllung der Alltagspflichten des gewöhnlichen Lebens, von diesem Kampf, Sir, will ich nicht ablassen, als bis ich den Eatanswiller Independenten meine Ferse habe fühlen lassen. Ich wünsche, das Volk von London und das Volk dieses Landes möge erfahren, Sir, daß es auf mich bauen kann; daß ich es nicht im Stich lassen werde, daß ich entschlossen bin, bei ihm auszuhalten, Sir, bis auf den letzten Mann. — Ihre Handlungsweise ist höchst edel, Sir, sagte Mr. Pickwick, und er griff nach der Hand des großherzigen Pott.

Sie sind, Sir, wie ich sehe, ein Mann von Geist und Talent, sagte Mr. Pott, beinahe außer Athem in Folge seiner heftigen patriotischen Ergießung; — ich schätze mich sehr glücklich, Sir, die Bekanntschaft eines solchen Mannes zu machen. — Und ich, sagte Mr. Pickwick fühle mich hoch geehrt durch diesen Ausdruck Ihrer guten Meinung von mir. Erlauben Sie mir, Sir, Ihnen meine Reisegesellschafter vorzustellen, die andern correspondirenden Mitglieder des Clubs, welchen gegründet zu haben ich stolz bin.

Es wird mir eine große Freude seyn, sagte Mr. Pott. — Mr. Pickwick entfernte sich, kehrte dann mit seinen drei Freunden zurück und stellte sie dann in gebührender Form dem Herausgeber der Eatanswiller Gazette vor. — Jetzt, mein lieber Pott sagte der kleine Mr. Perker, ist die Frage, was sollen wir mit unsern Freunden hier anfangen? — Wir werden in diesem Hause bleiben können, hoffe ich, sagte Mr. Pickwick. — Kein leeres Bett im Hause, mein werther Sir, nicht ein einziges Bett. — Aeußerst verdrießlich, sagte Mr. Pickwick. — Sehr! sagten seine Reisegesellschafter. — Ich habe da einen Gedanken, sagte Mr. Pott, der sich meines Erachtens sehr gut ausführen ließe. Sie haben zwei Betten im Pfau, und ich darf keck, im Namen der Mrs. Pott, versichern, daß sie sich freuen wird, Mr. Pickwick und Einen seiner Freunde bei sich aufzunehmen, wenn die andern beiden Gentlemen mit ihrem Diener nichts dagegen haben, sich so gut es gehen will im Pfau einzurichten.

Nach wiederholtem Zureden von Seite des Mr. Pott und wiederholten Protestationen von Seite Mr. Pickwicks, daß er nicht daran denken könne, seine liebenswürdige Gattin zu beunruhigen oder zu stören, wurde entschieden, daß dieß das einzig mögliche Arrangement sey. So wurde es denn ausgeführt, und nach einem gemeinsamen Essen im Stadtwappen trennten sich die Freunde; Mr. Tupman und Mr. Snodgras begaben sich in den Pfau, und Mr. Pickwick und Mr. Winkle begleiteten den Mr. Pott nach Haus, nachdem zuvor war verabredet worden, daß sie sich am Morgen alle wieder im Stadtwappen versammeln und den Zug des ehrenwerthen Samuel Slumkey zum Platz der Ernennung begleiten wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 329.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 November 1838.

Ausflüge aus Pau.

3. Betharran. Lourdes.

Pau unterhält eine regelmäßige Verbindung mit Nay, einem hübschen Städtchen, 3 Meilen südlich, dessen Tanzsaal häufig besucht wird. Hier ist die erste Brücke über den Gave von Pau aufwärts; auf beiden Ufern, besonders aber auf dem rechten, bewundert man den Reichthum der Felder und die Menge der Dörfer. Nay hat ein römisches Alterthum (maison carrée) und moderne Kattunfabriken; es liegt auf dem linken Ufer des Gave und im Mittelpunkt einer Querstraße, welche einerseits über Pontac und die Haiden nach Tarbes, andrerseits über Revenac in dem schönen Ossauerthale nach Oloron führt. Wenn man Nay schon kennt, so kann man den Weg von Pau ununterbrochen auf dem rechten Ufer bis Coarraze, wo man auf jeden Fall auf das linke Ufer übergeht, fortsetzen. Coarraze liegt nur eine halbe Stunde von dem Punkte, wo der Weg nach Nay sich trennt; es ist in der Geschichte bekannt, weil Heinrich IV dort erzogen wurde, er lief und balgte sich mit den Dorfbuben herum, sprach ihre Sprache und spielte ihr Spiel, das Kugelspiel, welches man Barincole nennt; späterhin unterhielt er sich mit der Jagd, und der Weg von Bizanos bei Pau nach der Anhöhe von Labatmale (1½ Meilen östlich von Coarraze), wo er die Familie Gestas aus Corarraze besuchte, hat noch den Namen des Weges Heinrichs IV behalten. Man sagt, das Thor des modernen Landhauses sey derselbe Haupteingang, welcher zur Zeit Heinrichs bestanden, man sieht darüber die Inschrift Lo que ha de ser no pueda faltar (was seyn muß kann nicht fehlen). Auf dem linken Ufer ist noch eine Stunde Wegs über die Dörfer Igon und Castelle nach Betharram. Die schönste Ansicht der Capelle ist indessen nicht hier, sondern von der Brücke aus, wenn man von dem rechten Ufer des Gave herkömmt, so wie hier wieder die Aussicht von der mit Platanen und Kastanien beschatteten *) Terrasse vor der Capelle den belohnendsten Anblick des über Felsen rauschenden Gave und der mit Erntefeldern und Dörfern übersäeten Fläche gewährt; die Brücke selbst trägt durch ihre kühne Bauart zu dem angenehmen Eindruck bei.

*) Betharram, bel ombre.

Hubert Charpentier, welcher den Kalvarienberg auf dem Valeriansberg bei Paris gestiftet, machte auch hier eine ähnliche Anlage; von den Protestanten ruinirt, wurde sie nachher von der Frömmigkeit der umliegenden Völkerschaften und dem Eifer der Dame Mioffens, welche im Schlosse Coarraze wohnte, hergestellt: Basken, Bearnesen, Bigourdiner, toulousanische Pönitenten ziehen zu verschiedenen Epochen, besonders aber am 5 und 18 September in Karawanen hieher; von weitem kündigt sie der alte Wallfahrtsgesang an, dessen Strophen Männer und Weiber abwechselnd singen. Vor ihnen liegt die Capelle auf einer einsamen, mit Bäumen umschatteten Anhöhe; der Weg, auf dem man sie erklimmt, ist ein Weg der Buße, sich schlängelnd unter heiligen Schatten, besetzt mit Bethäusern und Gruppen von Figuren in Lebensgröße, von unkünstlicher und zuweilen grotesker Form, aber eben darum geschickt, auf einfältige Seelen Eindruck zu machen. Die Reise, der Gesang, der Ort, der religiöse Apparat hat die Seele der Wallfahrter aufgeregt, sie beten mit Inbrunst und fallen mit andächtiger Sammlung auf die Kniee, um den geistlichen Redner zu vernehmen, der ihnen mit Stentorstimme das Wort des Trostes verkündet; da bricht die allgemeine Rührung aus, man hört das Schluchzen und die Schläge auf die Brust — wer weiß nicht, daß die Thränen und das mea culpa in einer großen Versammlung ansteckend sind? Aber nachdem man seine Schuld gegen den Himmel abgethan, glaubt man sich auch mit derselben Lebhaftigkeit dem gemeinschaftlichen Genusse der Welt hingeben zu können. Eine Menge von Schoppen bieten die Gegenstände dar, welche auf das Bedürfniß und zugleich auf die geringen Kräfte der Käufer berechnet sind; die Natur liefert den Tanzboden, das nahe Dorf Estelle eine Unterkunft bei hereinbrechender Nacht: aber wie könnte der kleine Ort dieses wandernde Volk beherbergen? ein großer Theil desselben findet sich genöthigt, sich in gemischten Gruppen durch die Wälder zu zerstreuen. Mit dem Morgen beginnt das Fest von neuem; Männer und Weiber, Alt und Jung, Alles tanzt, wer nicht wenigstens 70 Jahre hat, der muß seinen Menuet mitmachen. Die fröhlichen Sprünge beim mehr lustigen als harmonischen Schall des Galubet (Hirtenpfeife), der belebte Jahrmarkt, das Gemisch der Weiber von den drei oder

vier Racen, deren jede ihr eigenthümlich Anziehendes hat, hier ein Mädchenchor, der eine alte Romanze singt — ein wilder, aber liebeglühender und eindringender Gesang — dort eine Gruppe von Andächtigen, die den Rosenkranz in der Hand sich mit ihrem Seelenheile beschäftigen; die lustberauschte Menge unter den Augen der Madonna, deren Anblick sie gestern bis zu Thränen erweichte, alles dieß ist ein Bild, das den Pinsel eines Vernet oder Teniers verdient. Richten wir diese Mischung des Weltlichen und des Heiligen, des Vergnügens und der Religion nicht zu streng — könnten unsre politischen und religiösen Speculanten nicht aus diesen brüderlichen und friedlichen Zusammenkünften lernen, daß nichts hassenswürdig ist, als der übertriebene Eifer, mit welchem die Bösgesinnten der Gottheit, statt ihr zu dienen, einen Schimpf authun.

(Schluß folgt.)

Ueber die Völker der finnisch-uralischen Race.

(Schluß.)

Das Gouvernement Perm.

Dieses uralische, zwischen Europa und Asien getheilte Gouvernement hat seinen Namen nicht von der Stadt Perm, die neueren Ursprungs ist, sondern von den Permiern und Groß-Permien, der alten Woloste Nowogorods, die fast dieselben Gränzen hatte, obgleich sie sich ein wenig mehr nach Norden ausdehnte, und sich bis nach dem Biarmien der Scandinavier erstreckte. Groß-Permien, welches von dem Kaiserreich Kiptschak nicht abgehangen zu haben scheint, obgleich es von diesem einmal erobert war, fiel 1472 in die Hände des Iwan Wassiljewitsch; 1708 wurde es dem großen Gouvernement Kasan einverleibt; Katharina II machte es zu einer Statthalterschaft, und fügte 1781 den Oblast von Jekaterinburg und die Provinz Isseth in Asien hinzu, ebenso den District von Krasno-Ufimsk, der früher einen Theil der Provinz Ufa, das jetzige Gouvernement Orenburg, ausgemacht hatte. „Wegen zu großer Ausdehnung" wurde diese Statthalterschaft in 2 Provinzen getheilt, in die von Perm mit 7 und die von Jekaterinburg mit 8 Districten; diese Eintheilung ist seitdem aber verändert worden.

Die Gränzen des Gouvernements Perm sind: im Norden die Gouvernements Wologda und Tobolsk, im Osten dieses letztere, im Süden Orenburg, im Westen Wiatka, in Nordwest auch Wologda. — Moderach, Civilgouverneur von Permien, der ein statistisches Werk über dieses Gouvernement geschrieben, gibt den Flächeninhalt auf 5996 Quadratmeilen an.

Dieses Gouvernement ist größtentheils gebirgig und bietet nicht den monotonen Anblick dar, wie die andern von uns beschriebenen. Der von Nord nach Süd es durchziehende Ural trennt es in zwei ungleiche Theile, wovon der eine zu Europa, der andere zu Asien gehört; der letztere ist der kleinere. — Obgleich der höchste Gipfel des Ural, der Pawdinskoi Kamen sich 6400 Fuß über die Meeresfläche erhebt, bieten diese Berge in Europa keinen hohen und imposanten Kamm dem Blicke dar. „Von allen Seiten," sagt Erdmann, „erhebt sich der Ural so unmerklich, daß er sich dem Auge weniger wie eine fortlaufende Kette, auch nicht, besonders auf der europäischen Seite, wie ein bestimmtes Plateau, sondern wie eine bergige Masse zeigt; überdieß befinden sich seine Haupthöhen nicht in diesem mittleren Theile, sondern weiter nach Norden und nach Süden, und längs der ganzen Route findet man keine eigentlich pittoreske Ansichten." — Der Ural hat die Erwartung aller Reisenden, die ihn auf dem Wege von Perm nach Jekaterinburg berührten, getäuscht, und auf sie keinen großartigen Eindruck gemacht, da sie sich auf seiner größten Höhe befanden, ohne daß sie es gewahr wurden. Dieser höchste Punkt auf dem Wege zwischen Perm und Jekaterinburg befindet sich, nach Erdmann, bei Bilimbajefsk, und erhebt sich 1510 Fuß über den Meeresspiegel. Vom Ural hinab senkt sich das Land terrassenförmig, sehr allmählich nach West, in stärkerer Abnahme und bis zu einer bedeutenden Niederung aber gegen Asien zu. — Die gebirgigsten, fast ganz mit Wald bedeckten Districte sind die von Tscherdyne, Werchoturie, Solikamsk und Jekaterinburg. In den beiden ersten befinden sich ungeheure Sümpfe. Die südlichen Districte auf der europäischen Seite, wo Thon und Sand abwechseln, sind die für die Cultur empfänglichsten; der District von Schadrinsk in Asien ist vielleicht der fruchtbarste von allen. — Man zählt außerdem 600 Seen, von denen die meisten jenseits des Ural liegen. Auch findet man Schwefel- und andere Mineralquellen. — Das Klima ist ungleich, sehr streng in den Gebirgen und im Osten, aber weit milder in Südwest; die Luft ist im Ganzen gesund.

Der Ackerbau beschäftigt eine große Anzahl Hände und liefert Producte im Ueberfluß in den Districten von Schadrinsk und von Kamnischlof, wo ein gutes Erdreich vorherrscht; eben so in einem Theile der Districte von Jebith, Krasno-Ufimsk und Ossa. Im Ganzen dagegen reicht der Ertrag nicht für die Consumtion des Gouvernements hin, selbst nicht in den guten Jahren. Man rechnet 1,500,000 Dessätinen Ackerland, 1,670,000 Dessätinen Wiesen und Weiden. Die Wälder sind unermeßlich, da, wie man sagt, die Krone allein davon 17,188,753 Dessätinen besitzt. Außer Fichten, Tannen und Birken findet man Eichen, Buchen, Ulmen, Linden, Ahorn, und in den Districten von Tscherdyne und Werchoturie auch Cedern. Diese ungeheuren Wälder, die man bis zum Mißbrauch benützt, begünstigen die Anlage von Eisenhämmern und befördern die Bearbeitung der Bergwerke. Das herbe Klima ist für die Gartencultur nicht günstig. — Wildpret und Pelzthiere sind im Ueberfluß vorhanden, doch sind die Bewohner nicht sehr der Jagd ergeben, mit Ausnahme der Wogulen, welche sie mit wahrer Leidenschaft treiben. Pferde gibt es in dem Gouvernement eine bedeutende Anzahl, jedoch für die Bergwerksarbeiten und den Transport nicht hinreichend; um die Race zu verbessern, unterhält man 8 Gestüte. — Die Baschkiren beschäftigen sich viel mit Bienenzucht; früher besaßen sie auch Kamele, deren Race aber ausgestorben scheint; die Wogulen im Norden haben auch schon Rennthiere.

Die Bevölkerung des Gouvernements besteht zu drei Vierteln aus Russen, welche nach und nach die andern Volkselemente

in sich aufgenommen haben; dann aus Permiern oder Permiaken, Wogulen oder Wegulitschen, Tscheremissen, Wotjaken, Tartaren von Kasan, Baschkiren, Meschtscheriaken, Teptiären und Bobuilen. Es mögen hier einige Worte über die Permiaken als Urbewohner dieser Gegenden folgen. Diesen Namen, der ihnen selbst unbekannt, haben ihnen die Russen gegeben, entweder aus der Ableitung von Biarmia, oder weil sie ihn der ganzen Provinz oder dem Volke der angränzenden Ortschaften von Perem oder Parmy gaben. Dieses letztere Dorf befindet sich im Districte von Schurlinsk, an einem Bache, der sich mit dem Metschkor vereinigt. Was Perm betrifft, so ist davon im Jahre 1263 in einem von den Nowogorodern dem Fürsten Jaroslaf Jaroslawitsch überlieferten Documente die Rede. Die Permiaken, welche sich selbst auch Komi-Utir nennen, bewohnen die nördlichen Districte von Tscherdyn und Solikamsk. Obgleich ihre Sitten viel Aehnlichkeit mit denen der Wotjaken haben, würde man sie heutzutage nur noch wenig von den Russen unterscheiden können, wenn sie nicht die finnische Sprache bewahrt hätten, die freilich mit einer großen Zahl russischer Worte vermischt ist. Sie sind arm und beschäftigen sich mit der Jagd und Viehzucht. Die weiße und rothe Farbe sind in ihrer Kleidung vorherrschend. — Nach der letzten Revision schätzt man die Gouvernementsbevölkerung auf 1,141,000 Seelen, worunter 595,821 männliche Individuen, und 65,965 von Abgaben befreit waren. — Die Geistlichkeit zählt gegen 4000 Mitglieder, ohne die Frauen dazu zu rechnen. Adelige Grundherren gibt es nur 19, doch muß man zu dem Adel auch noch 1640 Civilbeamte und 175 Officiere vom Bergcorps zählen. Die Zahl der Wogulen beträgt 1,061, die der Teptiären und Bobuilen 2436, der Tscheremissen 1128 und der Tartaren 3126 männliche Seelen, die der Baschkiren aber 13,628. — Man kann 200 Seelen auf die Quadratmeile rechnen. Mit Ausnahme eines Theils der Baschkiren, die nomadisiren, haben alle Bewohner des Gouvernements feste Wohnsitze; die Totalsumme dieser ist 7123, wovon 5353 diesseits, und 1770 jenseits des Urals stehen. Es sind ärmliche Dörfer, oder vielmehr Sloboden, und man zählt außer den 12 Districtshauptstädten nur noch 3 Städte.

Alle Einwohner sind Christen, mit Ausnahme von 38,000 tartarischen und baschkirischen Mohammedanern, und einer kleinen Anzahl Tscheremissen und Wogulen, die noch Schamanen sind. Das Bisthum von Perm und Jekaterinburg enthält 409 Kirchen, worunter 15 Kathedralen und 4 Klöster, darunter eines für Frauen. Die Raskolniks, 3000 an der Zahl, bewohnen hauptsächlich das Dorf Tschetasch. Zur nichtrussischen Geistlichkeit gehören 265 Personen. Die andern christlichen Culte haben 3 Kirchen und die Mohammedaner 157 Moscheen.

Die Hauptstadt ist Perm, am Zusammenflusse der Jagoschika und Kama, mit 10,000 Einwohnern und nur 2 Kirchen, was ihr einen andern Anblick als den übrigen, mit Kirchen überladenen russischen Städten gibt. Die 1000, fast lauter hölzerne Häuser, bilden breite und regelmäßige Straßen, und die Stadt ist von einem, mit Bäumen bepflanzten Boulevard umgeben. Reisende sprechen von dem dortigen tristen und monotonen Leben, da die dort begüterten Adeligen, die Stroganofs, Golitzin, Demidof, Jakovlev 2000 Werste entfernt in Petersburg leben. Die Stadt liegt freilich unter dem 58° 1′ 13″ Breite und 74° 6′ 15″ Länge.

Fünfzig Meilen südöstlich von Perm liegt die sehr bedeutende Stadt Jekaterinburg im Ural, theils am Fuße desselben, theils auf der Anhöhe, 800 Fuß über dem Meeresspiegel. Sie ist durchströmt vom Jsetb, regelmäßig gebaut und befestigt; die Straßen sind lang und gerade, aber nicht gepflastert, sondern nur mit hölzernen Trottoirs versehen. Obgleich die meisten Häuser von Holz, so gibt es doch auch steinerne, palastähnliche, wie überhaupt hier ein so schönes Aeußere hervortritt, wie man es in wenigen Hauptstädten des Gouvernements vergebens sucht. Die Einwohnerzahl beträgt 10,700. Jekaterinburg, das seinen Namen von Peter dem Großen zur Ehre seiner Gemahlin empfing, ist der Mittelpunkt des Bergbaues und der Sitz der Hauptleitung dieser bedeutenden Arbeiten. Ein großes, steinernes Viereck, an der Jsetb belegen, umfaßt die Kanzleien, ein mineralogisches Cabinet, eine Bibliothek, ein wohleingerichtetes chemisches Laboratorium, den Münzhof, die Amalgamationswerkstatt, die Wäscherei, eine Werkstätte zum Schneiden der Edelsteine, eine Schule, ein Hospital u. s. w. Man schlägt hier nur Kupfermünzen, aber in großer Masse. In den Umgebungen findet man die Goldminen von Beresof, die eine Ausdehnung von 56 Quadratwersten einnehmen, und die Eisenbergwerke von Newiansk; auf der andern Seite des Ural aber die zu dem Bezirke von Blagodath oder Goroblagodath gehörigen, an der Tschussowaja gelegenen Gold-, Silber- und Eisenminen von Kuschwa, Werkny und Nischni-Tarinsk, dann die Wäschereien von Alexandrowsk, Permopawlowsk und Klintschewsk. — Nischni-Jsetsk und Werchni-Jsetsk haben große Eisenhämmer; beim letztern Orte finden sich auch Goldadern. — Im Districte Werchoturie sind die Goldbäche und der Goldsand häufig.

Irbith, fast 100 Meilen von Perm, etwas nördlich von der Straße, die von Europa nach Asien führt, und da, wo dieß Gouvernement an das von Tobolsk gränzt, ist eine kleine, schlechtgebaute Stadt mit ungefähr 2700 Einwohnern, aber berühmt durch ihren Markt, der jährlich vom 15 Februar bis zum 15 März zum Tauschhandel zwischen europäischen und Colonialwaaren gegen die Producte Sibiriens und der benachbarten, nomadischen Völker gehalten wird. Ein großer Gostinoi-Dwor (Kaufhof) schließt eine Anzahl von Buden in sich. Der Werth der dort hingebrachten Waaren belief sich in den letzten Jahren auf 11 bis 15 Millionen Rubel jährlich.

Es bleibt noch die Stadt Tscherdyne an der Kolwa, 45 Meilen nördlich von Perm, mit 3000 Einwohnern, zu erwähnen, wegen ihres sehr alten Transitohandels zwischen Europa und Asien, und weil man dort u der Nachbarschaft noch Ruinen der alten Residenz der permischen oder biarmischen Fürsten findet.

Merkwürdige elektrische Erscheinung.

In der Londoner elektrischen Gesellschaft vom 6 November wurde einer merkwürdigen Erscheinung Erwähnung gethan. Ein mächtiger Magnet in Hufeisenform wurde horizontal mit seinem Nordpol aufwärts gehalten. Der Drath von dem negativen Ende einer voltaischen Batterie wurde auf dem Magnet festgedrückt, und als der positive Drath dem Magnet näher gebracht wurde, zeigte sich eine glänzende ringförmige Flamme von elektrischem Licht, welche sich von Links nach Rechts drehte. Als man die Stellung des Magnets umkehrte und die Flamme vom Süden des Magnets her erhielt, drehte sich die Flamme von Rechts nach Links. Wenn man sich erinnert, daß der Magnet selbst in Verbindung mit der voltaischen Batterie an den beiden Polen entgegengesetzte Umdrehungen macht, und daß Obrist Reid fast bis zur Evidenz beweist, daß sich die Stürme in der nördlichen und südlichen Hemisphäre in entgegengesetzten Richtungen drehen, so kann man sich über dieß merkwürdige Zusammentreffen magnetischer Erscheinungen nicht genug wundern.

Chronik der Reisen.

Ausflug nach St. Helena im Mai 1838.

(Fortsetzung.)

Den folgenden Tag traten wir die Wanderung an nach dem Grab und der Wohnung Napoleons, welche ungefähr fünf englische Meilen von Jamestown entfernt liegen. Da die steilen Klippen, aus denen die Insel besteht, nicht geraden Wegs bestiegen werden können, so sind die Straßen, welche schneckenförmig um den Basaltfelsen herum oder daran her führen, bergmännisch eingehauen, von der einen Seite den Felsen selbst, von der andern eine vier Fuß hohe Mauer zur Sicherung darbietend; dennoch sind die Wege sehr steil. Zauberisch schön ist der Anblick etwa eine halbe Stunde hinter Jamestown auf dieses Städtchen selbst. Zwischen pittoresken, riesigen Felsenmassen, welche, sonderbar zerrissen und zerklüftet, außer großen Cactus und einzelnen Aloëbüschen keine Vegetation zeigen, liegt das freundliche Städtchen malerisch ausgestreckt. Ein schmaler Bergstrom rauscht daneben her. Vor der Stadt sieht man die Schiffe auf der Rhede, welche wie Buchstaben mit dunkeln, unbekannten Zügen in den glänzenden tropischen Horizont eingezeichnet zu seyn scheinen; noch weiter hinaus der unendliche Ocean, auf dessen Blau ein glänzender Sonnenduft liegt, in welchem sich ein fernes Segel zeigt wie eine Möve am äußersten Horizont. Von beiden Seiten sieht das Auge nur wieder die schwarzen Felsen, und links stürzt von der höchsten Spitze ein Bergstrom, welcher in einer Felsenspalte verschwindet.

Wir stiegen weiter hinauf zwischen denselben wilden Felsenmassen, welche sich spitz endigen und steil gegen den Grund hin abdachen. Alles ist öde, nur hie und dort sieht man Nadelhölzer, Aloëbüsche, riesige Cactus, Krüppelholz, und stundenweit auseinander auf dem Gipfel eines Berges oder in einer engen Schlucht ein verfallenes, niedriges Häuschen, fast immer von einer Sipahi-Familie bewohnt. Die Masse der Felsenspitzen ist groß auf dieser kleinen Insel; die bedeutendsten darunter sind:

Dianas Peak 2697 Fuß über der Meeresfläche. *)
Cuckolds Point 2677 dto.
Halleys Mount 2467 dto.
Flagstaff Hill 2272 Fuß über der Meeresfläche.
Born Hill 2215 dto.
Sandy Bay Ridge Gate 2200 dto.
Long Range 2000 dto.
High Knoll 1903 dto.
Longwood New House 1750 dto.
Lot 1444 dto.
Lots Wife 1425 dto.
Turks Cap 750 dto.
Ladder Hill 600 dto.
Hiezu kommt noch Alarm House und Longwood.

Auf mehrern dieser Bergspitzen stehen kleine Wachtthürme, in denen Wächter mit Fernrohren auf die nahenden Schiffe zu achten haben, und deren Erscheinen durch Signiren mit Flaggen anzeigen müssen. Man sieht von diesen Punkten aus auf 16 deutsche Meilen in der Rundung die ankommenden Schiffe.

Zuerst wanderten wir nun nach Longwood, welches nach einer Messung, welche ich vornahm, 1765 Fuß über dem Wasserspiegel liegt. Die Wohnung Napoleons sieht zerfallen aus, und erweckt hiedurch im Verein mit ihrer Beschränktheit und öden Lage eine schmerzliche Erinnerung an den mißhandelten Todten, dem Europa bei seinen Lebzeiten zu klein war, und wehmüthige Gedanken an die Hinfälligkeit menschlicher Größe! Das Gebäude ist niedrig und dem feuchten Südostpassat ausgesetzt, welcher unaufhörlich über die Bergspitze streicht. Von einer Seite hat man die Aussicht auf das Meer, von allen andern auf die todten Klippen der Insel. Ein Weg führt von hier nach dem Dianapic, dem gewöhnlichen Spaziergange Napoleons.

Wir ließen das Haus öffnen. Das erste Zimmer, in welches man tritt, war das Billardzimmer. Es ist öde und verfallen, und die Wände bilden ein Album von Inschriften der Hierhergewanderten, Namen von Engländern, Holländern, Amerikanern und Franzosen sind eingekritzelt, Devisen und Bellisen daneben, von denen namentlich die englischen den im Leben Mißhandelten auch noch im Tode höhnen. Es folgt das Eßzimmer; es ist wie das vorige beschaffen, und wird zur Aufbewahrung von Ackergeräth benutzt. Man tritt sodann in das Sterbezimmer, dessen an sich enger Raum durch eine Handmühle eingenommen ist; nur die Ecke, worin das Todtenbette stand, ist frei gelassen, und die Wand an dieser Stelle zerschnitten von den Hieherreisenden, um einen Spahn Holz als Reliquie mitzunehmen. Hieran schließt sich das in einen Stall verwandelte Schlafzimmer. An der Decke desselben sieht man noch entfernte Spuren der Tapete, welche, wie der englische Cicerone sagte, von den Franzosen abgerissen war, um ein Andenken an ihren mißhandelten Kaiser zu besitzen. In einem Flügel nebenbei sind die Zimmer O'Meara's, Bertrands, Montholons und der Dienerschaft Napoleons.

(Schluß folgt.)

*) Der Fuß = 135,13 Pariser Linien.

Vermischte Nachrichten.

Nach einem Schreiben des Alterthumsforschers Roß, der sich um die Topographie des alten Athens schon so verdient gemacht hat, an Obrist Leake scheint es eine ziemlich sicher ausgemachte Sache, daß der Tempel, den man gewöhnlich den Theseustempel nennt, in der That ein Marstempel war. (Litt. Gaz. vom 10 November.)

Die Börse von London soll nach einem ungeheuren Plan neu aufgeführt werden, und ein längliches Viereck 270 Fuß lang und 140 Fuß breit bilden. Der innere freie Raum soll 150 Fuß lang und 60 Fuß breit werden. (Engl. Blätter.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 330.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 November 1838.

Ueber den Personentransport in England.

Wie England in Europa den Anfang mit den Eisenbahnen machte, so muß sich auch nothwendig dort zuerst eine genügende Antwort über die Frage ergeben, was aus den zahllosen Fuhrwerken, Landkutschern, Hauderern u. s. w. werden soll, wenn das System der Eisenbahnen und Dampfwagen, so wie der Dampfschifffahrt, immer weiter um sich greift. Es ist dieses ein wahrer Proceß: Pferde versus Dampf, wie die Engländer sagen würden, ein Proceß, dessen vorläufige Acten in einer parlamentarischen Committee abgefaßt wurden, und in der Sammlung der sogenannten Parliamentary Evidences niedergelegt sind. Diese Committee vernahm außer einem Beamten vom Stempelamte und einem Director der Posten in Schottland eine große Anzahl von Personen, welche das ausgedehnte Geschäft der fahrenden Post betrieben, die bekanntlich in England nicht königlich ist. Die Veranlassung dazu gaben die Klagen dieser zahlreichen Classe, deren Geschäft dem Staate nahe zu einer Million Pfund jährlich abwarf, in den letztern 10 Jahren aber bedeutend gesunken war, wobei freilich auch die Einnahme des Staats sich verringerte, doch aber, aus später zu erwähnenden Gründen, keineswegs in gleichem Grade, als die Geschäfte der Posthalter abgenommen hatten; indeß war es doch hauptsächlich die Geldfrage, welche die Untersuchung über den innern Verkehr herbeiführte, oder vielmehr über den Personentransport, denn dieser kommt hiebei natürlich am meisten in Betracht.

Ehe wir einige Einzelnheiten zur Vergleichung zwischen der Beförderung durch Dampfwagen, Dampfschifffahrt und Eisenbahnen einerseits, und gewöhnlichen, von Pferden gezogenen Wagen auf der andern anführen, müssen wir einigermaßen auf die Abgaben eingehen, welche in England auf Pferde, Wagen, Postfahrten, Pferdeverleihungen u. s. w. gelegt sind; sie gehören zur ungemessenen Liste englischer Auflagen, welche großentheils das financielle Genie Pitts erfand, als man die ungeheuren, immer wachsenden Ausgaben und Anlehen des Kriegs bestreiten mußte. Diese Abgaben sind folgende acht: 1) die Steuer auf Wagen und Pferde von Privatpersonen; 2) die Postpferde-Abgabe; 3) die Abgabe auf Miethwagen, welche von einem vierräderigen Gefährt 5 Pf. 5 S., von einem zweiräderigen 3 Pf. 3 S. beträgt; 4) die sogenannte Licenzen-Abgabe, die jeder Postmeister bezahlt, und welche 7½ S. des Jahrs beträgt; 5) die nach den Meilen berechnete Abgabe (Mileage duty) von Postwagen (stage-coaches); 6) die sogenannte Licenzen-Abgabe von Postkutschen, welche 5 Pf. von jeder gewöhnlich gehenden Postkutsche und einen Schilling von jeder Supplementar-Licenz de-beträgt; 7) die Steuer auf Kutscher- und Aufseherpersonal; 8) die Steuer auf Zugpferde.

Die Auflage, welche je nach der Meilenzahl erhoben wird, scheint die schwerste, und auch diejenige, wo am meisten die ungleiche Behandlung der Dampfkraft und der Pferdekraft zum Vorschein kommt; denn gleich der erste Postwagen-Unternehmer, welcher vernommen wurde, wies nach, daß er im Durchschnitt für 10 Passagiere von London nach Birmingham 1 Pf. 7 S. zahlen müsse, während die Eisenbahn nur 11 S. 3 Pf. bezahlt, so daß hier der Postwagen um 15 S. 9 P. oder 9 fl. 27 kr. für jede Fahrt schwerer belastet ist. Dieses Mißverhältniß steigt noch durch den Umstand, daß man den Eisenbahn-Directionen gestattete, statt des jedesmaligen, nach der Anzahl der fortgeschafften Personen berechneten Betrags eine Aversalsumme zu bezahlen, und zwar eine so geringe, daß das Mißverhältniß für die Unternehmer der Fahrposten noch weit drückender werden mußte. Ein Beamter des Stempelbureau's führte als Grund an, man habe anfangs diese Verträge über eine Aversalsumme gestattet, um die Errichtung von Eisenbahnen zu befördern, und die allgemein angenommene Regel sey gewesen, wenn eine Eisenbahn keinen sonderlichen Gewinn versprach, dann sogleich eine sehr kleine Aversalsumme anzunehmen, sodann im zweiten Jahre, wenn nur überhaupt über die Zahl der fortzuschaffenden Passagiere einige Auskunft zu erlangen war, ungefähr ein Drittel des eigentlichen Betrags zu verlangen; im dritten Jahre endlich zwei Drittel, und dann erst, wenn man sah, daß die Eisenbahn prosperirte, den vollen Betrag der Abgabe. Indeß wurden die Aversalsummen an vielen Orten herkömmlich.

Aeußerst lästig und für den Verkehr verderblich zeigte sich auch die Abgabe auf die verschiedene Arten von Wagen, denn

nicht nur müssen die Posthalter eine Menge Wagen unterhalten, welche ihnen einen großen Theil des Jahres hindurch unnütz dastehen, sondern diese Abgabe erschwert auch die Verbindung auf Nebenstraßen ungemein, da es eben auf den minder befahrenen Straßen wenige Leute gibt, welche auf die unsichere Aussicht des Vermiethens hin einen Wagen halten wollen, wofür sie 5 Pfd. 5 Shill. (63 fl.) jährlich Steuer zahlen müssen. Der gleichfalls von der Committee vernommene Inspector der Posten in Schottland erklärte geradezu, er begreife durchaus nicht, wie die Leute aus den entlegeneren Districten es machten, um nach den großen Poststraßenlinien, oder umgekehrt von den großen Straßenlinien nach den entlegenern Orten zu gelangen. In dem reichen England und in der Nähe der großen Städte ging dieses noch eher an, aber in dem ärmern, minder bevölkerten Schottland sah es in dieser Beziehung sehr schlecht aus, und er schlug deßhalb vor, Postkarren zu errichten, welche, wie in Irland, die Postfelleisen und die einzelnen Reisenden abseits von den großen Straßen transportirten. In Irland war diese Einrichtung nach der Union allmählich getroffen worden, erhielt sich aber nur dadurch, daß in Irland die Abgabe auf Wagen und Postpferde nicht besteht. Dieser Postdirector von Schottland schlug darum auch vor, diese Auflage in Schottland, und consequenter Weise auch in England, ganz abzuschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge aus Pau.

3. Betharran. Lourdes.

(Schluß.)

Wer als Gegenstück zur Andachtsscene eine Teufelsgeschichte haben will, der braucht nur durch die Reste der Wälder, welche ehemals die ganze anstoßende Fläche von Bigorre bedeckten, bis zu dem Schlosse von Benac zu wandern, welches ehemals der Familie Navailles gehörte. Einer dieser Herren, dem sein Aufenthalt in Palästina zu lang wurde, ließ sich in Einer Nacht vom Teufel herübertragen; aber da er sich kein Gewissen daraus machte, den Teufel zu betrügen, so gab er ihm statt des versprochenen Festmahles eine Handvoll schlechter Nüsse, welches überdieß in dieser ganzen pyrenäischen Gegend bis an die Küste ein Schimpf, ein Zeichen der Abweisung ist. Der Teufel brach in seinem Zorn durch ein Loch, das seitdem kein Maurer zustopfen konnte. So blieb es, bis das Schloß zu Gunsten der Gläubiger verkauft wurde, und mit seinen Materialien selbst zur Ausbesserung oder Aufrichtung der Bauernhäuser diente.

Interessanter ist jedoch der Ausflug in die ersten Stufen der Pyrenäen, und wenn man will bis Bagneres, obgleich man auf diese Art freilich nicht so schnell ankömmt, als wenn man mit der Diligence gerade von Pau über die Haiden nach Tarbes und von hier nach Bagneres fährt, ein Weg von 11 Meilen, den man in 8 Stunden machte, ohne daß es mehr als 10 oder 12 Fr. kostet. Die pittoreske Reise aber geht von Pau nach Betharran und von hier über Saint Pe nach Lourdes, von welchem letztern Ort man sich nördlich nach Tarbes, südlich nach Argeles und Pierrefitte oder westlich nach Bagneres wenden kann.

Saint Pe besteht aus einer langen Straße am Gave, und die Straße besteht aus Nägel- und Kammfabriken, zwei Industriezweige, deren Einführung man den ehemals hier in einem berühmten Kloster lebenden Benedictinern zuschreibt. Die Kämme von Burus werden vorzüglich in Spanien verkauft, wo los piojos tambien son hidalgos, *) wenigstens in der Meinung der Faullenzer. Außerdem ist hier auch eine der sogenannten Pantieres, d. h. eine der Schluchten, in welchen man die wandernden Tauben zusammentreibt, um sie mit Netzen zu fangen. Dergleichen Pantieres oder Palomeras findet man vorzüglich in den Niederpyrenäen bis zur Küste hin; man hat die Stellen bemerkt, wo die Tauben gewöhnlich über die Pyrenäen setzen, wahrscheinlich weil sie es dort am leichtesten finden, man stellt Netze an den Bäumen oder Gerüsten auf. Die Kunst besteht vorzüglich darin, erstens eine Abweichung des Fluges zu verhindern, zu welchem Ende man seitwärts ein Getöse macht, und zweitens die armen Tauben durch das Trugbild eines Sperbers oder sonst eines Schreckmittels zur Herabsenkung ihres Fluges zu vermögen — jede Jagdpartie ist von einem erfahrenen Chef geleitet, welcher das Zeichen zu den verschiedenen Operationen gibt.

Die Stille des einsamen friedlichen Thales von Saint Pe bis Lourdes (2 Meilen) wird nur durch das Rauschen des Gave über einige Felsenstücke, welche weder den Gebrauch der Flöße noch selbst der Holzschwemme erlauben, unterbrochen. Bei Lourdes tritt man in den District Lavedan (aus sieben Thälern zusammengesetzt) in die erste Stufe der Pyrenäen ein, welche sich wie ein malerisches Thor darstellt. Die zwei Berge Gers und Beut bilden einen Circus, in dessen Mitte die alte Stadt und hinter ihr auf einem zwischen den zwei Granitfelsen vereinzelten Kalkhügel ein lustiges Schloß liegt, dessen höchste Stelle der viereckige römische Thurm einnimmt; römisch ist auch die Brücke über den Gave, welcher einen Theil der verworrenen Häusermasse und den frischen abwechselnden Boden des Circus durchschneidet. Das Schloß zählt man noch unter die festen Plätze, obgleich es nicht 24 Stunden widerstehen kann; aber einst war es das Bollwerk des Landes 25 Meilen in die Runde, sey es gegen die Feinde, welche von Frankreich her anrückten, oder gegen diejenigen, welchen die Schluchten von Azun und Gavarnie kein Ziel zu setzen vermochten. Man denke sich die Gestalt des Landes in jenen Zeiten. Rundum Gebirge oder dichtbebuschte Hügel, zwischen welchen sich nichts als unfruchtbare Haiden **) oder Sümpfe und Seen befanden, die im Norden bis an die Stadt reichten; im Süden zwei andere, nun durch irgend eine Erdversenkung ausgetrocknete Seen, der große und der kleine Iw ***), ohne daß ein gangbarer Weg die Annäherung möglich machte; im Westen der Gave, welcher den Platz und die Schlösser bedeckt; mehrere dieser Werke, die Brücke und

---

*) Die L . . . sind auch adelig.
**) Lanes, ein celtisches Wort.
***) Iwen, celtisches Diminutiv von Iw, Fluß.

das Schloß von Morlaasse vertheidigten den einzigen Zugang durch den Wald von Subet Carrere, welcher sich bis an das Thor von Baus erstreckte, und dieses selbst war befestigt, um die Communication zwischen beiden Schlössern zu unterhalten. Das alte Schloß, welches das beträchtlichste war, das Schloß von Gavarnie, von welchem man noch einen Thurm, einen Theil des bedeckten Weges und den Waffenplatz sieht, dann eine doppelte Ringmauer mit Wällen, Gräben und acht hohen Thürmen, machten Lourdes zu einer fast unbezwinglichen Festung. Die Tempelherren bewachten das Schloß von Gavarnie, die zwei Thore von Baus und die Außenthore; sie hatten eine telegraphische Correspondenz durch angezündete Feuer bis in die Gebirge von Bareges hergestellt. Ihr Hospital existirt noch unter dem Namen Gavarnie, und welch eine andere Zufluchtsstätte gab es damals gegen die Banditen, die Miquelets, die Lawinen und die Bären und Wölfe? Und in der Capelle eben dieses Hospitals sind die Schädel der Templer, welche der Seneschal von Bigorre ihren Wachtposten entriß und der Inquisition von Auch zuführte. Dieß war nicht die einzige Umwandlung, welcher Lourdes zum Augenzeugen diente. Die hundertjährige Ulme vor der antiken Halle beschattete einst den Stein, auf welchem der Graf von Bigorre der Versammlung eines freien Volkes die Beobachtung seiner Gesetze beschwor, und selbst den Schwur der Treue empfing. — Unter Ludwig XV war das Schloß von Lourdes eine Succursale der Bastille, und schloß lange Zeit zahlreiche Opfer des Despotismus ein. — Die Stadt hat ein sonderbares Aussehen; das alte Lourdes, an die Schlösser angelehnt, hatte nur Häuser von einem Stockwerk über dem Geschoß zu ebener Erde; das letztere allein war von Stein, das obere Stockwerk aber, wie die alten Häuser von Bayonne, von Lehm zwischen gekreuzten Holzblöcken; hölzerne Pfeiler stützten das Gebäude und sein großes Schirmdach; die Häuser hatten Jalousien und einen Mirador, oder Dachpavillon, — lauter spanische Gewohnheiten und Bauarten, die noch nicht ganz verschwunden sind. Nach dem Abzuge der Engländer, welche sich hier bis zu ihrer gänzlichen Austreibung aus dem Königreiche behaupteten, kam eine neue Colonie, die sich östlich von den Stadtmauern ansiedelte, und das römische Recht zum Gesetze hatte, während die alten Einwohner fest an ihrem Herkommen hielten; daher Uneinigkeit und Zwiespalt, die erst in der großen Revolution von 1789 untergingen.

Eine Schlucht führt südlich von Lourdes in die schöne Ebene von Argeles; aber hier treten wir in die Region der Pyrenäen ein, welche zu oft beschrieben worden ist, als daß ich, der sie nicht persönlich gesehen, hoffen dürfte, aus fremden Nachrichten etwas Neues zu sammeln; nur behalte ich mir einige Details über wenig besuchte Gegenden und einige allgemeine Ansichten vor, welche bisher wenig in Umlauf gekommen sind.

Alterthümer in Rom.

In der Sitzung der archäologischen Gesellschaft in Rom vom 17 Mai gab der Secretär Visconti Bericht von einer wichtigen und interessanten Entdeckung, welche in einem Weingarten vor dem Thore St. Maria Maggiore bei der Kirche St. Peter und Marcellin und dem Grabmale der St. Helena gemacht worden. Der Eigenthümer wurde durch den Fund einiger Alterthümer in seinem Garten bewogen, ein altes, vernachlässigtes Gebäude zu untersuchen, in dessen Boden er einen Eingang zu einem unterirdischen Gang entdeckte, welcher mit Erde angefüllt worden war, die durch die Oeffnungen hineinfiel, welche man in die Decke gemacht hatte, um der Luft einen Zugang zu gestatten. Er ließ mit beträchtlichen Kosten den Gang frei machen, und wurde reichlich dafür entschädigt durch die Entdeckung eines 72 Palmen langen und 5 breiten Mosaikfußbodens. Sogleich ließ er die Ausgrabungen durch den gelehrten Secretär untersuchen, welcher aus der großen Aehnlichkeit der Gräber mit denen in den Katakomben und vorzüglich aus den Zeichen des Kreuzes im Fußboden ihn sogleich für einen Zweig des alten Begräbnißplatzes erklärte, bekannt unter dem Namen St. Tiburtius, St. Peter und Marcellinus und inter duas lauros. Die Galerie ist eben so gewölbt wie die andern Katakomben, doch höher und geräumiger; an den Seiten hin und in den Galerien, welche den Hauptgang durchschneiden, sind Gräber gegen 7 Fuß lang und 2 hoch in die Mauer eingehauen, oder in Form von Altären, oben mit Kreuzbogen versehen. Der Mosaikfußboden besteht aus der elegantesten und mannichfachsten Zeichnung, und außer der Figur einer Taube mit einem Oelzweig wiederholen sich Zierrathen mit den Zeichen des Kreuzes in verschiedener Gestalt. Kunstverständige, die es gesehen, sind geneigt zu glauben, daß der Fußboden zur Zeit Constantins gemacht wurde, und daß man bald einen Gang entdecken wird, der das Gewölbe mit dem obenerwähnten wohlbekannten Begräbnißplatz in Verbindung bringt. (Dublin Review.)

Chronik der Reisen.

Ausflug nach St. Helena im Mai 1838.

(Schluß.)

In der Nähe und etwas tiefer liegt die für Napoleon bestimmte bessere Wohnung, Longwood New House, welche jedoch während seiner Lebenszeit unvollendet und unbewohnt blieb. Ein pensionirter Capitän der ostindischen Compagnie hat das Ganze nebst dem dazu gehörigen Lande gepachtet, und läßt durch erwähnten Cicerone die Wohnung gegen eine Taxe von 3 Fl. für den Mann zeigen.

Mit einer Erlaubnißkarte vom englischen Gouverneur Sir Charles Dealles versehen, wanderten wir nun zum Grabe Napoleons. Es liegt etwa eine englische Meile von hier entfernt. Ein alter englischer Sergeant, welcher früher den Lebenden mit bewacht hatte, hütet auch jetzt noch den Todten. Der Ruheplatz selbst liegt tief, und ist von riesigen Felsen umschlossen, welche, nur nach einer Seite einen Eingang darbietend, einen flachen Grund von etwa 18 Schritten im Durchmesser zwischen sich fassen. In der Mitte dieses Grundes liegt Napoleon von einem einfachen Sandstein ohne Inschrift bedeckt. Das Grab ist von einem eisernen Geländer umfaßt und von wenigen Blumen, welche die Gräfin Bertrand hieher pflanzte. Das Ganze umgeben ein Paar schlanke Cypressen.

Der General Bertrand wollte eine Inschrift auf den Stein setzen, aber es wurde von Hudson Lowe verboten, weil in dem Epitaph Kaiser Napoleon geschrieben war.

Auch ich brach einen Zweig von der Cypresse und legte ihn sinnend

in mein Taschenbuch, als der alte Sergeant ein voluminöses Album zur Einschrift präsentirte. Wieder die Gemeinheit englischer Patrioten schwarz auf weiß! Ich schried mich ein und ging wehmüthig von dannen. —

Da man vielfach für und wider die Gesundheit des Klima's auf St. Helena gestritten hat, so will ich statt der Raisonnements, wodurch die Sache entschieden werden sollte, durch Thatsachen diesen Streit zu entscheiden suchen.

Nach einer Sterbeliste, welche ich auf St. Helena erhielt, und die mit vielem Fleiße geführt ist, starben im Jahre 1836 auf dieser Insel, welche, wie ich schon bemerkte, 4977 Einwohner hat, 120 Personen. Unter diesen:

Unter dem ersten Lebensjahre	.	.	.	26
Vom 1sten Lebensjahre	bis	zum	20sten	27
— 20sten	—	—	— 40sten	29
— 40sten	—	—	— 70sten	28
— 70sten	—	—	— 88sten	10

Unter diesen Gestorbenen waren 13 Fremde, welche von den Schiffen hier zurückgelassen wurden, 93 Einwohner, 7 Soldaten und 7 Invaliden. Zieht man von der Totalsumme der Sterbefälle die Fremdlinge ab, so bleiben nur 107 Todte. Hienach stirbt von 46 6 Personen jährlich nur Eine. Zieht man von den 107 Todesfällen diejenigen noch ab, welche durch Selbstmord und besondere Unglücksfälle veranlaßt sind, deren Zahl in diesem Jahre 9 betrug, so kommt erst auf 50 Lebende ein Todter. Ueberaus günstig erscheint dieß Verhältniß in Vergleich mit den Resultaten der europäischen Sterbelisten. Im Durchschnitt stirbt jährlich in Europa von 35 Menschen Einer. Nach Schübler und Süßmilch starb in Würtemberg jährlich Einer von 31, in Hannover nach Süßmilch von 34, in Schweden nach demselben von 36, in England im Jahre 1812 von 58, in Frankreich von 39, in Rußland nach Wichmann von 40, in den Niederlanden nach Quetelet von 42, im Jahre 1825 von 41. Die Zahl der Lebenden, von welchen jährlich Einer starb, betrug nach Süßmilch in Stockholm und Amsterdam 24, in Rom und London 25, in Berlin 28, nach Hahn in Breslau 29. Nach Süßmilch ist die Zahl der Einwohner, von welchen jährlich Einer stirbt, in Europa auf dem Lande 40, in kleinen Städten 32, in größern Städten 28, in sehr großen Städten 24.

Aus dieser vergleichenden Uebersicht ersieht man, daß die Sterblichkeit auf St. Helena geringer ist, als unter den günstigsten Verhältnissen in Europa, und daß in unsern größten Städten beinahe noch einmal so viel Menschen sterben, als auf dieser tropischen Insel. Was den zweiten Vorwurf anbetrifft, welchen man der Insel macht, nämlich: daß besonders Leberkrankheiten und andere hier endemisch und besonders bösartig seyen, so widerlegt sich dieß von selbst durch folgende Angaben:

Unter der oben angegebenen Todtenzahl von 120 starben 12 an Zehrungskrankheiten, 12 an Altersschwäche, 10 an Schwäche bei der Geburt, 8 an Apoplexie, 7 an Convulsionen, 6 an Wassersucht, 5 an Influenza, 5 an Kopfwassersucht, 5 an schleichendem Fieber, 4 an Lungenentzündungen, 4 an Krankheiten der Harnorgane, 4 an der Ruhr, 5 an Leberkrankheiten, 12 an eben so vielen verschiedenen Krankheiten, 14 durch unbestimmte Krankheiten, außerdem durch außerordentliche Unglücksfälle 7 und durch Selbstmord 2.

Da die Fremden, welche hier sterben, gewöhnlich als Unheilbare von den St. Helena passirenden Schiffen daselbst zurückgelassen werden, eben diese Schiffe aber fast alle von Ostindien zurückkehren, und aus Gegenden kommen, in denen Leberkrankheiten und Ruhren wirklich endemisch sind, so muß man sicher von den wenigen Todesfällen, welche durch diese Krankheiten veranlaßt sind, einige, wenn nicht alle, auf die 13 Fremden rechnen, welche hier starben. Ich bin um so mehr geneigt, diese Fälle alle auf die Fremden zu rechnen, da mir aus eigener Erfahrung bekannt ist, daß sich fast auf jedem Schiffe, welches nach mehrwöchentlichem Aufenthalt von Ostindien zurückkehrt, Kranke befinden, die an Ruhren und Leberkrankheiten leiden. Die Ruhr herrscht in einer außerordentlichen Ausbreitung in dem ostindischen Archipel. Die Krankenbücher im Hospital zu Surabaya auf Java, welche ich in Bezug auf diese Krankheit durchsah, zeigen, daß unter 84 Todten, welche in der ersten Hälfte des Jahres 1837 im Krankenhause starben, 43 waren, welche unmittelbar durch die Ruhr getödtet, andere nicht mitgerechnet, welche in Folge dieser Krankheit durch Bauchschwindsucht u. s. w. hinweggerafft wurden.

Doch muß ich noch bemerken, daß freilich die Wohnung Napoleons auf einem Bergrücken 1760 Fuß über dem Meere nicht die wohlthätigen klimatischen Einflüsse wie das Städtchen darbietet. Jamestown ist von allen Seiten gegen den feuchten und oft kalten Wind durch seine eigenthümliche Lage zwischen hohen Felsen gedeckt; Longwood dagegen, ohne Schutz dem Südostpassat frei gegeben, welcher, in der leicht gebauten Wohnung fortwährend Zugluft bewirkend, die Haut, welche durch die Gluth der tropischen Sonne verweichlicht ist, durch seine Frische und Feuchtigkeit unangenehm berührt. Durch diese physischen Verhältnisse ist es auch erklärlich, daß der Temperaturwechsel zwischen Tag und Nacht eine größere Differenz macht und in schnellerem Uebersprunge hier erfolgt, als in der Stadt. Es regnet selten auf St. Helena, aber die obern Spitzen der Insel sind häufig ganz in Wolken eingehüllt. Durch alles dieß wird es auch erklärlich, warum fast das ganze Jahr hindurch Napoleons Wohnung künstlich erwärmt werden mußte, welches in der Stadt das heiße und gleichmäßige tropische Klima unnöthig macht.

Vermischte Nachrichten.

In der Sitzung der französischen Akademie vom 12 November legte der Minister des öffentlichen Unterrichts ein Schreiben des Unterpräfecten von Gray (Departement Haute-Saone) vor über Nachgrabungen, welche verflossenen Sommer in der Höhle von Fouvent angestellt wurden. Diese Höhle enthält eine Menge Knochen, die freilich zum Theil in einem allzu schlechten Zustande sind, um zu erkennen, welchen Thiergeschlechtern sie angehört haben. Von den besser erhaltenen aber gehören einige einem Elephanten, welcher kleiner war als der Elephas primigenitus, andere verschiedenen Rhinocerosarten, wieder andere dem gewöhnlichen Pferd, dem gewöhnlichen Hirsch, dem Auerochs, der Hyäne und endlich einem nicht mehr vorhandenen Hund an.

•

Kürzlich wurden in London fossile Knochen aus den Himalayabergen verkauft, darunter ein Schädel mit den Zahnhöhlen für zwei Backenzähne; die Länge vom Hinterkopf bis zum Ende der Höhle des Stoßzahnes betrug 44 Zoll, der Durchmesser quer über der Augenhöhle 28 Zoll, der Umkreis am Hinterkopf 91 Zoll; das Ganze wog über eine halbe Tonne. Es wurden dafür 155 Pfd. 6 Sch. bezahlt. (Litt. Gaz. vom 10 November)

•

Der Themsetunnel ist jetzt bis auf 160 Fuß von der Gränze des niedern Wasserstandes auf der Nordseite fertig.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 331.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27 November 1838.

Einige Bemerkungen über die von den Franzosen neu-besetzten Punkte in der Provinz Constantine.

2. Milah.

Ein arabischer Schriftsteller, Bekri, der im 11ten Jahrhundert lebte, und von Quatremère ins Französische übersetzt wurde, gibt unter allen ältern und neuern Quellen über Milah noch die ausführlichsten Nachrichten. Ptolomäus und Antoninus haben in ihren Geographien oder vielmehr Stadtregistern, von Milevum, so war der römische Name dieser Stadt, nur eine möglichst kurze Erwähnung gemacht. Bekri sagt, daß die alte Stadt, deren Ruinen man zu seiner Zeit noch sah, im Jahre 378 der Hedschra durch den Khalifen Mansur zerstört worden sey. Milah blieb dann eine Zeit lang unbewohnt, ward aber später von den Siegern wieder aufgebaut und mit einer Ringmauer versehen. Außerhalb derselben liegt die Vorstadt. Im Innern befinden sich Marktplätze, Fontänen, Bäder und eine Moschee. Bei der Vorstadt sieht man eine Quelle, welche den Namen „Schueschar-el-Homma" oder „Quelle des Fiebers" führt, weil ihr Schwefelwasser, sobald man es über einen Fieberkranken hingießt, demselben die Gesundheit wieder gibt. Dieß sind die bemerkenswerthesten Details, welche der alte arabische Schriftsteller über Milah mittheilt, und die strenge Richtigkeit derselben wird nicht nur von den spätern Schriftstellern Leo Africanus und Shaw, die sich aber noch kürzer fassen, sondern auch von den französischen Militärs, welche erst zu Anfang dieses Jahres mit der Colonne des Generals Negrier Milah zum erstenmale besuchten und dort einen Tag lang verweilten, vollkommen bestätigt. Die Ringmauer aus römischen Steinen erbaut, die schöne Moschee, die Fieberquelle, welche noch heute denselben Namen führt — das Alles existirt noch jetzt, wie zu den Zeiten Bekris, so daß sich also diese Stadt seit 800 Jahren nur wenig oder gar nicht geändert haben mag. Leo Africanus sagt, daß dort zu seiner Zeit etwa 3000 Familien gewohnt hätten. Es sey ein kräftiger Menschenschlag, aber von einem wilden Charakter. Das Oberhaupt von Constantine sende dorthin alle Jahre einen Officier, um Tribut zu erheben, der aber oft von den Einwohnern ermordet wurde. Der Dr. Shaw ist vielleicht der letzte Schriftsteller, der von Milah als Augenzeuge spricht. Er rühmt sehr die Fruchtbarkeit ihrer nächsten Umgebung. „Dieser Ort, sagt er, versieht Constantine mit Kräutern und Früchten. Sein Boden erzeugt unter Anderm sehr schöne Granaten von außerordentlicher Größe, welche einen angenehmen Geschmack von Süß und Bitter haben und im Lande sehr geschätzt sind." Diesen Vorzug fand auch die französische Armee bestätigt, nach der Einnahme von Constantine; denn fast in jedem reichen Hause ward dort eine Vorrathskammer dieser köstlichen Südfrüchte, die größtentheils von Milah kamen, gefunden, und waren für die vielen Leidenden eine gar sehr willkommene Erquickung. Viele Bewohner Constantine's hatten Gärten oder andere Grundbesitzungen in Milah und nach der Einnahme jener Hauptstadt war letzteres Städtchen eine Zufluchtsstätte für viele Tausend Flüchtlinge, die aber seitdem alle wieder nach Constantine zurückgekehrt sind. Der Fall Constantine's hatte die Mauren und Araber mit Schrecken erfüllt. Milah's Bewohner versuchten daher durchaus keinen Widerstand, als der General Negrier dort im Februar 1838 plötzlich erschien. Im Gegentheile rühmen die französischen Officiere die ungewöhnlich gastliche Aufnahme, die sie gefunden. Die Colonne wurde mit Kuskusu reichlich bewirthet; es scheint daher Leo's Schilderung der Bewohner für jetzt nicht mehr zu passen. Immer klarer tritt jetzt das neue System der Franzosen in der Provinz Constantine hervor. Diese wollen ihre Herrschaft nach dem türkischen Systeme, die Grausamkeit abgerechnet, feststellen. Sie besetzen dort die Städte des innern Landes, beobachten die Araber, deren Wohnplätze so weit auseinander liegen, auf verschiedenen Punkten, und machen eine Concentration feindlicher Streitkräfte dort fast unmöglich, weil die Eingebornen bald keinen einzigen Waffenplatz mehr finden. Wenn auch eine sichere Landverbindung zwischen Algier und Constantine noch nicht so schnell herzustellen ist, so kann es doch wohl seyn, daß der Marschall Valée ernstlich daran denkt, und vielleicht durch Beharrlichkeit dieses große Resultat erreicht. Sehr viel wird dabei auf das Benehmen der Kabylen ankommen, die man als eine tapfere, freiheitliebende, ackerbautreibende Nation um jeden Preis zu gewinnen suchen muß. Die Franzosen

verlassen jetzt, wenn sie die Straße nach Algier bahnen wollen, mehr und mehr die schönen Ebenen und Plateaux von Constantine, und rücken in das Gebirgsland vor, wo sie mit jener interessanten Nation mehr und mehr in directe Berührung kommen.

Ueber den Personentransport in England.

(Fortsetzung.)

Doch ohne auf diese Einzelnheiten weiter einzugehen, wollen wir nur das von der Committee erwähnte Resultat anführen, daß, bloß nach der sogenannten Mileage duty gerechnet, jeder auf der Eisenbahn fahrende Passagier nur ein Achtelpenny auf die Meile zahlt, während der Postkutschenunternehmer ¼ Penny und der bloße Postmeister ⅜ Penny für einen solchen zu entrichten haben, die Wasserfahrt auf Dampfbooten dagegen ganz frei ist. Ueber dieß Mißverhältniß nun beklagen sich Postmeister und Postwagenunternehmer, und verlangen, daß dieser Ungleichheit ein Ende gemacht werde. Für England hat die Abnahme des Gewerbes der Postwagenunternehmer noch einen eigenthümlichen Nachtheil; dort sind die großen Straßen wirkliches oder übertragenes Eigenthum von Privaten oder das zu erhebende Chausseegeld ist verpachtet, oft an Gemeinden, an Grafschaften, gegen die Verpflichtung der Unterhaltung der Straße. Der Verkehr auf manchen, und somit die Bezahlung an Chausseegeld nahmen aber so sehr ab, daß die Einnahme die Unterhaltungskosten nicht mehr deckt, und zu befürchten ist, der Unterhalt der Straßen überhaupt möchte nach und nach bedeutend leiden. Eine weitere Ungerechtigkeit fand man auch darin, daß die Dampfboote Wirthschaftsgerechtigkeit hatten, ohne Abgaben dafür zu zahlen, während auf dem Lande mancher Wirth theils durch die Eisenbahnen, wo die Reisenden mit Windesschnelle an ihnen vorüberfliegen, theils durch die Dampfboote völlig zu Grunde ging.

Wir wollen nun aus den weitläufigen Vernehmungen einige Einzelnheiten ausheben, welche diesen Stand der Dinge bezeichnen. Ein Hr. Benjamin Horne, ein Postwagenunternehmer, der jährlich gegen 30,000 Pf. St. Abgaben zahlt, ließ sich auf verschiedene ihm vorgelegte Fragen ungefähr folgendermaßen vernehmen: „Unser Gewerbe hat sich seit den letzten Jahren wesentlich vermindert, namentlich allenthalben, wo wir mit dem Wassertransport in Concurrenz kommen; es werden sogar manchmal Umwege gemacht, um nur einen Theil des Wegs zu Wasser zurücklegen zu können, weil es dann gewöhnlich doch die Reisenden wohlfeiler zu stehen kommt, als wir sie spediren können. Was die Eisenbahnen betrifft, so können wir mit ihnen in directer Linie auf keinen Fall in Concurrenz treten; wenn man uns aber den größern Theil der auf uns liegenden schweren Abgaben abnimmt, können wir 15 bis 20 (engl.) Meilen von der Eisenbahn unser Geschäft immer noch mit Erfolg fortsetzen." Hinsichtlich der Frage, ob es überhaupt unmöglich sey, in directer Linie mit den Eisenbahnen zu concurriren, antworteten alle mit nein, und wenn es wahr ist, was einige Privatmittheilungen ergeben, daß in neuerer Zeit Postwagencurse, die nach Eröffnung einer Eisenbahn eingestellt wurden, wieder in Gang kamen, so möchte dieß eine sehr ephemere Erscheinung seyn, die nur so lange dauert, bis auf den Eisenbahnen Alles gehörig in einander greift.

Aus der Vernehmung des zweiten Zeugen, eines Hrn. Henry Gray, der theils Postwagencurse unterhält, theils sich viel mit Verleihen von Wagen und Pferden auf längere Zeit, namentlich an Handlungsreisende, abgibt, gehen hauptsächlich zwei Dinge hervor: erstens, daß die Postwagen mit den Dampfpaketbooten concurriren können, sobald man den erstern die unmäßigen Lasten, namentlich die Mileage duty, abnimmt, und zweitens, daß bei den jetzigen Abgaben auf Wagen die Handlungsreisenden keine Fuhrwerke auf dem Lande bekommen können, um sich abseits von der großen Straße nach den kleinern Städten und Dörfern zu begeben, so daß die Kaufleute in diesen genöthigt sind, ihre Waaren nur aus der zweiten Hand zu nehmen. Auch er spricht sich dahin aus, daß durch die Eisenbahnen Postmeister und Wirthe auf den Mittelstationen ruinirt seyen.

Bis jetzt waren es Leute aus London, die vernommen wurden, jetzt kam ein Postmeister auf der großen Straße nach Norden an die Reihe. Die Abnahme des Postbetriebs (postage business) war bisher mehr nur im Allgemeinen, auf den einzelnen Straßen in der Nähe um London, erwähnt worden, jetzt kam die große Straße nach Norden an die Reihe, welche fast von Allen befahren wird, die zu Lande aus dem nördlichen England oder Schottland nach London gehen. Hier stellt sich eine andere Eigenthümlichkeit heraus: fast Alles macht jetzt den Weg zu Wasser auf den Dampfbooten, nur die großen reichen Familien, welche die Eröffnung des Parlaments nach London lockt, und der Schluß desselben wieder von dort vertreibt, gehen noch zu Lande. Dieß geht aus nachstehenden Angaben hervor. „Unser Gewerbe hat so sehr abgenommen, daß wir es kaum noch fortsetzen können. Ich konnte demnach die Zahl meiner Pferde nur um ein einziges Paar vermindern, weil zu gewissen Zeiten des Jahres der Verkehr so stark wie je ist, nämlich im Januar und vom Ende Julius bis in den September zur Zeit der Eröffnung und des Schlusses der Session; zu andern Jahreszeiten hat die Postverbindung fast aufgehört." Ein zweiter, in ähnlichen Verhältnissen stehender Postmeister legte eine Liste seiner Einnahmen, Ausgaben und Steuern vor, welche im J. 1826/27 in runden Summen betragen hatten: Steuern 530 Pf., Einnahme 2600 Pf., Ausgabe 1600 Pf.; im J. 1836/37 stellten sich diese Posten: Steuern 350, Einkommen 1550, Ausgabe 1200.

Ein fernerer Zeuge aus London, Hr. Hearn, der außer dem Postgewerbe sich auch mit beschleunigtem Waarentransport (roulage accéléré) abgibt, und in letzterer Beziehung, auch wenn er einzelne Passagiere mitnimmt, keine Mileage duty bezahlt, macht namentlich auch auf den Umstand aufmerksam, daß Alles, was sie auf dem Wege bedürften, besonders Futter, schwer besteuert sey, und daß sie also immer doppelt und dreifach zahlen müßten.

Ein Sir John Hall, ein Schotte, der in den südlichen

Grafschaften dieses Landes und den nördlichsten Englands mit der Beaufsichtigung der Straßen beauftragt ist, schildert, was oben schon erwähnt wurde, den Verfall derselben; die Straßen, die namentlich unter seiner Aufsicht stehen, führen an der Seeküste hin, wo also die Competenz der Dampfschifffahrt am größten ist; dennoch antwortete er auf die Frage, ob er glaube, daß eine Gleichstellung der beiden Arten des Reisens und Transports einen Theil des Handels, der von den Straßen vertrieben wurde, wieder dahin zurückführen würde, mit entschiedenem Ja; „denn," sagte er, „wenn das Reisen mit der Post wohlfeiler, und die Dampfschiffahrt auch nur ein wenig theurer würde, so möchte die Mehrzahl lieber zu Lande als zu Wasser reisen." Da sich aus dieser und so vielen andern Vernehmungen ergab, daß gegenwärtig die hohen Abgaben auf den Postwagen und Pferden, und die Ungleichheit der Mileage-duty bei weitem mehr auf allem Fuhrwesen laste, als die Concurrenz des Dampfes auf dem Wasser und auf Eisenbahnen, da ferner eine Besteuerung der letztern Reisemethoden theils keineswegs wünschenswerth, theils ziemlich schwierig erschien, so trug die Committee auf die gänzliche Abschaffung auf öffentliche Fuhrwerke und Wagen überhaupt an, sobald sich dieß nur immer mit der financiellen Lage des Landes vertragen würde.

(Schluß folgt.)

Verbesserungen in der Dampfschifffahrt.

(Aus Taits Magazine. Octoberheft.)

Die neuen Entdeckungen der HH. Bell und Ivison werden die Folge haben, den Gebrauch von Dampfmaschinen auf Gegenstände auszudehnen, wobei sie bis jetzt nicht angewendet wurden; und werden die längsten Reisen vermittelst des Dampfes möglich machen. Vor kaum 2 Jahren hat Dr. Lardner behauptet, es sey unmöglich, die Reise von Großbritannien nach Amerika mit Dampfschiffen zurückzulegen; bereits aber gehen diese Schiffe zwischen beiden Ländern mit der größten Regelmäßigkeit hin und her, und mit einer Schnelligkeit, die im Durchschnitt viermal größer ist, als die der besten Segelschiffe. Die große Schwierigkeit hiebei war die große Masse von Brennmaterial, welche für lange Reisen nothwendig ist; diese Schwierigkeit aber ist bis zu einem Grade gehoben, den man kaum hätte erwarten sollen. Hr. Bell ist der Meinung, daß durch seine neue Erfindung ein Drittel des Brennmaterials erspart werde. Seine Verbesserung besteht nämlich darin, daß hoch erhitzte Luft in Röhren durch das Wasser im Kessel geführt, und dann unter das Aschenloch geleitet wird, um den Ofen mit erhitzter, statt mit kalter Luft zu versehen. Hr. Ivison hat gefunden, daß, wenn man eine Röhre aus dem Kessel abwärts führt, und auf diese Art einen Strom Dampf auf die brennenden Kohlen leitet, nicht nur der jetzt in Dampfmaschinen so widerliche schwarze Rauch verhindert, sondern auch eine gute Hälfte des jetzt nöthigen Brennmaterials erspart wird. Wenn die HH. Bell und Ivison in ihren Berechnungen sich nicht täuschen, so wäre denn also auf dem einen Wege die Hälfte, auf dem andern ein Drittel, zusammen also über drei Viertheile des bisher nöthigen Brennmaterials erspart, und da Dampfschiffe jetzt schon 3000 englische Meilen weit fahren, ohne ihren Kohlenvorrath zu erneuern, so könnte man also mit Hülfe dieser Entdeckungen jeden Punkt des Erdballs erreichen, ohne sich zur Erneuerung des Kohlenvorraths aufhalten zu müssen.

Die Jesuiten in Paraguay.

Wir entlehnen aus Robertsons Letters on Paraguay folgenden interessanten Bericht über diesen Gegenstand:

„Jedes Jahr brachte ihrer Secte neue Proselyten, neue Anhänger ihrer Partei, so daß, wenn auch die Maaßregel, die Schüler des Loyola zu vertreiben bei ihrem Reichthum, ihrer religiösen und politischen Herrschaft und ihrem wachsenden Einfluß auf die Privatverhältnisse der Einzelnen, im Anfange etwas hart erscheint, sie bei näherer Ueberlegung weder unberufen noch unzeitig genannt werden kann. Noch immer gibt es in Paraguay Anhänger und Freunde von ihnen, welche nach der Ankunft der Padres wie die Juden nach der des Messias aussehen.

„Zu den Hauptschwierigkeiten, welche sich den Niederlassungen der ersten in Südamerika landenden Jesuiten entgegenstellten, gehörten die feindlichen und wilden Streifzüge, welche die portugiesischen Colonisten der Provinz St. Paul, deren Hauptstadt gleichen Namen trägt, auf ihre entstehenden Colonien unternahmen. Die Gründung jener Stadt gehört ungefähr ins Jahr 1554. Sie liegt 12 Leguas landeinwärts vom Hafen St. Vincente unter dem 23° 50' südlicher Breite und 46° 50' westlicher Länge. Weil ihre Einwohner aus Freibeutern und Marodeurs der schlimmsten Art aus Portugal und aus holländischen Seeräubern zusammengesetzt wurden, erschien die Stadt St. Paul der Umgegend bald als eine furchtbare Geißel. Die Bewohner, Paulistas genannt, nach dem Namen, den sie der Hauptstadt ihrer Niederlassung gegeben, hießen in kurzem nur „Mameluken," nach dem Volke, das Spaniern und Portugiesen am furchtbarsten war. Durch Feuer und Schwert, Wollust, Kirchenraub und Räuberei führten die Paulistas Verwüstung in ihrem Gefolge, und verbreiteten Furcht und Schrecken, wohin sie kamen. Ihre ersten Streifzüge trafen die schutzlosen Guaranie Indianer. Die Gesunden unter ihnen wurden aus ihrer Heimath hinweggeschleppt, um die Felder der Mameluken zu bebauen, ihre Weiber und Töchter Eigenthum der Räuber, während die Alten, Schwachen und Kinder ohne Unterschied dem Schwerte heimfielen. Während dieser Excesse kamen die Jesuiten ins Land, und während Einige kleine Indianercolonien in Brasilien gründeten, ging die größere Anzahl zu den Ufern des Parana und Uruguay über. Die unerhörten Grausamkeiten der Mameluken entvölkerten bald die umliegende Gegend von den Indianerstämmen, welche in ihrer Väter Weise fortgelebt hatten, ohne sich zu gegenseitigem Schutz unter dem Colonialsystem der Jesuiten zu vereinigen. Gewiß, die Milde der Regierung und des Charakters von dieser im Vergleiche mit dem wilden Verfahren der Paulisten waren im ersten Augenblicke ganz geeignet, auf die Seite der Anhänger des Loyola eine sonst unglaubliche Anzahl von Guarani-Indianern zu bringen, die unter ihrem Scepter Schutz suchten. Wüthend, daß die Indianer ihren Klauen entrissen wurden, und eben so angefeuert durch den Durst nach Raub, brachen die Mameluken in die Missionscolonien in Brasilien ein, und plünderten nicht allein die entstehenden Städte und führten

die Bewohner fort, sondern rotteten am Ende wirklich die dort zahlreich errichteten Niederlassungen aus, und tödteten oder vertrieben die Jesuiten, welche sie gegründet hatten. Als dieß geschehen, führten Beutelust und Mordsucht sie zu Streifzügen in die Provinz La Guayra, damals den Spaniern gehörig, an den Ufern des Parana gelegen, und hauptsächlich durch zahlreiche Missionäre an der Spitze ihrer sogenannten Reducciones oder Niederlassungen von Guarani-Indianern colonisirt. Was die Paulisten den portugiesischen Niederlassungen in der Provinz St. Paul und anderswo gethan, das übten sie auch gegen die spanischen in La Guayra aus. Sie zerstörten eine nach der andern, schleppten die kräftigen Indianer fort, mordeten Greise und Kinder, plünderten das Eigenthum, verbrannten die Häuser, und mordeten oder zerstreuten wieder die Jesuiten. Alle diese Thatsachen und noch viel mehr sind genau beschrieben vom Commissär Aldeer in seinem höchst interessanten amtlichen Bericht, betitelt: Historischer und geographischer Bericht von der Provinz der Missionen. Derselbe sagt wörtlich: „Um diese Zeit (1650) verkauften die Paulisten auf dem Sklavenmarkte von Rio Janeiro 60,000 Indianersklaven, nach dem amtlichen Berichte, den Don Estevan Davola Sr. katholischen Majestät überschickte, als er auf dem Wege nach seinem Gouvernement Buenos-Ayres 1637 diesen Hafen berührte."

„Am 1 Mai 1767 schickte der Graf Aranda, damals Staatsminister Karls III, das Kriegsschiff El Principe nach dem La Platastrome mit dem ausdrücklichen Befehl an den Vicekönig, jener Zeit Bucareli, augenblickliche und entscheidende Maaßregeln zu nehmen, um die Jesuiten zu gleicher Zeit in ihren verschiedenen Wohnplätzen, besonders in den Missionen, zu ergreifen und sie nach Europa überzuschiffen. Bucareli erhielt diesen Befehl am 7 Junius 1767. Schnell, erfolgreich und doch still ergriff er seine Maaßregeln, indem er sogleich geheime und versiegelte Depeschen an alle Gouverneurs, Cabildos und andere Beamte seines Vicekönigreichs abschickte, und zugleich den folgenden 21 Julius als den Tag festsetzte, wo diese Depeschen geöffnet werden sollten, und den 22 als den, wo die in ihnen enthaltenen Befehle zu gleicher Zeit ausgeführt würden. Diese Befehle lauteten dahin, daß jeder Jesuit ergriffen und nach Buenos-Ayres geschickt werden sollte. Hierüber nun schreibt Bucareli also von Buenos-Ayres unter dem 6 September 1761 an den Grafen Aranda: „Mit diesen und anderen Sorgen, die auf mir lasteten, dachte ich auf Mittel, die königliche Ordonnanz in Ausführung zu bringen. Ich mußte alle seine Folgen auf fünfhundert Jesuiten voraus bedenken, die auf mehr als siebenhundert Leguas in zwölf Collegien, einem Residenzhaus, mehr als fünfzig Estancias und Plätzen, wo sie bauten, was eben so viele Collegien und Niederlassungen für eine ungeheure Anzahl von Dienern und Sklaven sind, in dreißig Städten der Guarani-Indianer mit mehr als hunderttausend Einwohnern und unter zwölftausend Aliponen, Macobies, Kulis und verschiedenen andern Stämme der Chiquitos zerstreut sind, vieler andern nicht zu erwähnen, von denen wir, nach dem jesuitischen Grund, die Indianer von jedem Verkehr mit Spaniern entfernt zu halten, nichts wissen." In einem andern Theile seines Briefes sagt Bucareli: „Das größte Collegium, nämlich das von Cordova, wird gewöhnlich als der Sitz des mächtigen Reichs der Jesuiten betrachtet. Reich kann man es in Wahrheit nennen, denn Indianersklaven und andere Diener gerechnet, haben sie in diesem großen Lande mehr Vasallen als der König." Der Plan Bucareli's war so gut berechnet, daß am 21 Julius seine versiegelten Depeschen auf jedem Punkte, wo eine Niederlassung der heiligen Väter war, geöffnet wurden, und am 22, meist um Mitternacht, wurden sie von den Civil- und Militärbehörden ergriffen. Früh am Morgen wurden sie nach Buenos-Ayres, als dem Ort gemeinsamer Zusammenkunft, gebracht; in einigen Monaten waren die Meisten von ihnen nach Spanien eingeschifft, „remittirt," wie Bucareli es nennt, bei 40, 50 und 100 auf einmal, um vom König von Spanien nach Italien als ein Geschenk für Papst Clemens XIII geschickt zu werden. Ihr Geld und Gut, ihre Häuser und Kirchen, ihr Land und Vieh, ihr Silber und Gold, ihre Unterthanen und Sklaven — Alles, Alles wurde von der Krone aufgezeichnet und in Besitz genommen. Eine Regierung, die außerordentlichste, die je existirt hat, eine Gemeinde, die in Macht und Reichthum seit mehr als 150 Jahren stets gewachsen war, fiel in einer einzigen Nacht.

„Seitdem sind die Missionen von Jahr zu Jahr mehr verfallen, und jetzt ist kaum eine Spur übrig von dem, was sie waren. Die Kriege mit Artigas verwüstete sie, die Politik von Paraguay hat sie fast ganz vernichtet. Von 100,000 Einwohnern ist die Bevölkerung bis auf 8000 herabgeschmolzen, die öffentlichen Gebäude liegen in Ruinen, und die zerstreuten Indianer sind jetzt fast eben so verlegen sich zu erhalten, als zu jener Zeit, wo sie in die Wälder wanderten. Ihre Städte sind in der Revolution wiederholt verbrannt und geplündert, ihr Rindvieh, Pferde, Schafe und Büffel theils verjagt, theils weggetrieben worden. Die Eingebornen in den Missionen selbst sind gezwungen worden in den Armeen der Revolutionsmänner zu dienen, und ihre Weiber und Kinder wurden oft dem Hunger preisgegeben. Jede Spur von Anbau und Eigenthum ist vertilgt, und die Vernichtung der Indianer ist, wenn auch nicht so schnell, wie der Fall der Jesuiten, doch nicht minder vollständig; nur war sie unendlich jammervoller."

Mineralreichthum im Gouvernement Perm.

Den Hauptreichthum des Gouvernements Perm bildet das Mineralreich; die Bearbeitung der Bergwerke beschäftigt die größte Anzahl der Einwohner. Man gewinnt Eisen, Kupfer in Ueberfluß, ein wenig Blei, Gold, Silber, Salz, Marmor, Jaspis, Agathe, Amethyste, Magnete und selbst Diamante. Das Gold ist im Sand und in den Goldadern vorhanden; diese letztern waren lange Zeit so productiv, daß man darüber den Sand vernachlässigte, jetzt benutzt man aber wieder diesen letztern in den Goldwäschereien, wobei jeder Arbeiter im Jahre 32 bis 44 Solotnik Gold liefern kann. In den letztern Jahren hat man im Durchschnitt jährlich gegen 250 Pud (1 Pud = 40 Pfund) dieses kostbaren Metalls und gegen 100 Pud Platina erhalten. Die reichsten Goldminen sind die von Beresof, und die meisten Mineralien überhaupt finden sich zwischen der Soswa und Belaja. Die Krone besitzt im Ural 25 Hammerwerke (savoden), wovon 5 für Gold, 13 für Eisen, 6 für Kupfer und 1 für die Fabrication von Waffen, im Ganzen 53,000 Meister und Arbeiter beschäftigen. Von Privatpersonen werden 99 Hammerwerke für Eisen, 33 für Kupfer, 2 für Schwefel und Vitriol unterhalten. Alle Hammerwerke des Gouvernements begreifen 95,756 männliche Seelen, die des ganzen Urals aber gegen 134,000 Arbeiter. Diese letztern geben gegen 300 Pud Gold, 200,000 Kupfer, 5,500,000 Eisen und 8,500,000 Steinproducte. Die größere Partie dieser Producte gehört zum Gouvernement Perm, welches gegen 7 Millionen Pud Salz jährlich hervorbringt; die Saline von Dedjuchine (im District von Solikamsk), der Krone gehörig, liefert jährlich 1,500,000 Pud; die von Usolie, welches die ältesten sind, sind noch ergiebiger, und gehören Privatpersonen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 332.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 November 1838.

Ausflüge aus Pau

4. Das Ossauerthal. Die Bäder.

Wer hielt sich wohl einige Zeit in Pau auf, ohne dieses Prachtstück des Schatzes der Niederpyrenäen zu sehen. Wie wäre es möglich, überall auf den Spaziergängen von dieser Gestalt eines wie absichtlich aufgesteckten Zieles verfolgt zu werden, ohne daß man das Verlangen empfände, den Zwischenraum, der uns von demselben trennt, zu überspringen? Und dieß ist gerade der Reiz der Gebirgsgegenden, das Entgegengesetzte von dem Eindruck, den das Gränzenlose des Oceans auf uns macht. Der Mensch geht gern auf Entdeckungsreisen aus; jede Stufe der sich über einander erhebenden Gebirgsreihen verbirgt ihm eine eigene Welt; aber sie gibt ihm auch einen Standpunkt, um das durchlaufene Stadium zu beherrschen, und jener hohe Pfeiler, der sie alle überragt, setzt ihm eine bestimmtere Gränze seines Strebens nach der Höhe, und befriedigt ihn mit der Hoffnung, daß er von dort aus den ganzen Erdenabschnitt, den er sich in seiner Einbildungskraft zum Eigenthum gemacht hat, nun auch mit seiner Sehkraft umfassen werde. Anders ist es auf der hohen See. Hier handelt es sich nicht darum, das Ziel zu erreichen, sondern ein Ziel zu finden; der Seefahrer hat nichts vor sich, als den unbestimmten Zusammenfluß zweier Elemente, die sich in der Ferne nicht einmal in ihrer Gestalt mehr unterscheiden; Form und Natur des Zieles, das er antreffen wird, ist ihm unbekannt; unterdessen kein Ruhepunkt, keine Abstufung, ein unendliches Einerlei, in welchem der kleinste Gegenstand, der es vorübergehend unterbricht, ein Schiffstrumm, das auf den Wogen schwebt, ein Fisch, der seinen schwarzen Rücken aus dem blauen Spiegel hebt, zu einem Phänomen wird, welches seine ganze Aufmerksamkeit in Spannung setzt; ein Boden, den er nie in seine Gewalt bringen kann, und dessen Ungebundenheit desto größeren Eindruck macht, jemehr er sich selbst in den kleinen Umfang gebannt fühlt, in welchem er sich, wie in einer Festung, eingeschlossen hat, um das fremde, zwischen seine zerstreuten Heimathen geworfene Element zu durchdringen. Aber eben dieses Unbekannte, Unbegränzte ist der Reiz des Meeres; es stellt das Bodenlose der Schöpfung vor, das Unendliche malt sich auf seiner Tafel, und fragen möchte ich, was ist schrecklicher, das Donnergebrülle der fallenden Lawinen oder der aufgebrachten Wellen; was ist schöner, der vergoldete Alpengipfel, der sich aus den irdischen Nebeln hervorhebt, oder die unermeßliche Zitternadel, welche auf der Wellenfläche ihre Strahlen nach allen Enden des Horizonts ausstreckt?

Die schöne Gegend von Jurançon, unterhalb welchem Orte die Nees sich in den Gave von Pau ergießt, macht gleichsam die Einleitung zu der Reise in das Ossauerthal, denn das Thal der Nees bildet die untere und längere Hälfte desselben; auch liefern die Hügel dieses Thales von Jurançon bis Gan den sogenannten Wein von Jurançon, welcher sauer und stark, wie man ihn gewöhnlich in Pau antrifft, seinem Rufe keineswegs entsprechen würde, wenn man ihn nicht in Gan und selbst in Revenac besser trinken könnte, als in den Orten, wo er seinen Namen und seinen vorzüglichsten Absatz erhält. Die Schönheit dieses Thales zu beschreiben, seine dichte, grüne, frische Vegetation, zwischen welcher sich hier und da eine angenehm erweiterte Aussicht eröffnet, das Leben, welches die Menge von Ansiedlungen, Landsitzen und Wirthshäusern, für die Gesellschaft von Pau das Ziel häufiger Wallfahrten, verbreiten, die malerischen Abwechselungen, welche die Windungen des Flusses, die Lage der Hügel, die größeren und kleineren Flächen mit ihren verschiedenen Arten des Anbaues, darbieten — alles dieses mit Worten darzustellen, wäre viel zu langweilig. Die Bemerkung mag genügen, daß selbst derjenige, der viele schöne Thäler gesehen hat, dieses wegen seiner Anmuth noch einer besondern Aufmerksamkeit werth hält. Unter den Landhäusern ist das unter dem Namen Bergeret oder Laffitte bekannte, bei der Brücke von Oli, wo man auf das linke Ufer der Nees übersetzt, wegen seiner Lage ausgezeichnet; weiter im Innern, ostwärts, liegt das Schloß Tout y croit in dem angenehmen Thale der Soust, welches noch einen besondern Spaziergang von Pau aus darbietet. Dieses Schloß wurde von der Königin Johanna für den jährlichen Lehenstribut eines Hänflingsnestes verliehen, — noch jetzt sind die Hänflinge aus dieser einsamen Gegend berühmt.

Bei Gan, dem Geburtsorte des Geschichtschreibers von

Béarn, Marca, theilt sich der Weg; eine Straße führt westlich nach Oloron, wir aber folgen der Nees, welche, wie ihr Thal, ihre Physiognomie zu verändern beginnt; die Hügel rücken näher zusammen und werden einsamer, zwischen dem Grün der Wälder und des Anbaues zeigen sich weiße Kalkfelsen, aus welchen man die meisten Materialien zur Erbauung des Schlosses von Pau geholt hat; das Flußbett füllt sich mit Klippen an, über welche die sonst so friedlichen Wasser der Nees sich schäumend und rauschend einen Weg bahnen müssen; sie vertieft sich, je höher man gegen Revenac und Savignac hinaufsteigt, und am Fuße des Kalkhügels von Revenac, des ersten vorgeworfenen Merkmales der Pyrenäen, quillt sie, wie die Quelle von Vaucluse, mit Gewalt aus den Felsen, welche sie in ihren unterirdischen Gängen zurückhalten zu wollen scheinen. Revenac ist ein nicht unbeträchtlicher Flecken, durch seine Communicationen mit Oloron und Nay belebt; hier macht man gewöhnlich auf der Rückreise von Eaux bonnes Halt, denn von hier aus bietet der Weg nach Pau keine Schwierigkeit mehr dar, man legt ihn in 2 Stunden zurück, während man von hier nach den Bädern noch doppelt so viel Zeit braucht. Aber auf der Hinreise fährt man fort, die Höhe hinanzuklimmen; man hat auf beiden Seiten noch immer Wiesen und Weiden, aber ungeheure Granit- und Marmorblöcke, die auf denselben zerstreut liegen, bezeugen die rauhere Natur der Gegend und die Gewalt der Waldbäche, welche einst diese Trümmer von dem Gipfel der Berge abgerissen haben. Bald nach den Gypsbrüchen erreicht man die Ruinen des Schlosses Sainte Colome, welches von Montgommery in den Religionskriegen (1569), als er den in Navarreux belagerten Protestanten zu Hülfe kam, zerstört wurde. Hier ist man auf dem höchsten Standpunkte, man steht einen Augenblick still, um von der Nees, wie von einem Freunde, Abschied zu nehmen, und ihr Thal, so viel es die Krümmungen der Hügel erlauben, zu übersehen; dann wendet man sich zu der neuen Scene, zu welcher uns der Zweck unserer Reise beruft. Plötzlich eröffnet sich dem bisher so beschränkten Auge eine weite Aussicht: unten liegt das Thal von Arudi wie ein prächtiger Circus, durch dessen Anblick der neue Gave uns mit einem Mal eine Idee seiner Majestät geben will, und wie man vom Rande des Umkreises gegen die Fläche hinabrückt, so verändern sich von Punkt zu Punkt die Ansichten des Thales, der Stadt, der umliegenden Orte, des Flusses, der unter der Brücke Germe durch die Kalkfelsen bricht, in seinem tiefen Bette brüllt, die Stadt und den Thalgrund umzingelt, und endlich durch die Wälder nach dem alten Oloron entflieht, nach welchem er sich forthin benennen wird, da er bis dahin seinen Namen von seinem Ursprung im Thale von Ossau (Gave d'Ossau) entlehnt hat. Man erreicht endlich seine Ufer bei der beschatteten Brücke, welche die zwei Gemeinden Louvie und Izeste trennt; in letzterem Orte hält man eine Rast von einer oder zwei Stunden, während welcher man Arudi und die Grotte von Espalungue besuchen kann. Man sagt, sie sey sehr merkwürdig, aber ich bin kein Liebhaber von Grotten, sie sehen alle einander gleich; übrigens ist sie von Bordeu, einem berühmten, von Izeste gebürtigen Arzte, beschrieben; neuerlich hat man bei ihrem Eingang einige römische Münzen aus der Zeit von Gallienus und Tetrikus gefunden. Die Sonnenhitze und der unangenehme Anblick dieser nackten, dürren, zerrissenen Kalk- oder Marmorhügel machten, daß ich von der Brücke abwärts auf dem linken Ufer des Gave gerade nur so weit ging, um von dem Eingange des Weges, der nach Arudi ablenkt, eine Ansicht dieses Städtchens zu erhalten; es ist übrigens nichts Besonderes davon zu sagen; es ist zwar der beträchtlichste Ort zwischen Pau und den Pyrenäen, aber zum Unglück liegt es nicht an der Straße, doch ist es der Mittelpunkt des Verkehrs des obern Ossauerthales mit Oloron.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Personentransport in England.

(Schluß.)

Das allgemeine Ergebniß aus den verschiedenen Vernehmungen möchte seyn, daß die Eisenbahnen sich nur auf den besuchtesten Routen einträglich beweisen, und den Personentransport durch Pferde auf die Seitenstraßen treiben werden. Wenn gleich alle vernommenen Personen behaupteten, daß sich Stagecoaches neben den Eisenbahnwagen nicht würden halten können, so drückten sich doch einige zweifelhaft darüber aus — immerhin ein Beweis, daß bei gehörig sparsamer und rascher Einrichtung der Fahrposten die Eisenbahnbeförderung vor denselben nicht so gar viel voraus haben dürfte, weil die Capitalanlage zu groß ist. Die englische Regierung hat die Anlegung von Eisenbahnen durch eine Art von Monopol vor den gewöhnlichen Straßen und eben so auch die Dampfschifffahrt befördert, indem sie die schwere Besteurung auf dem Verkehr vermittelst Pferden lasten ließ. Dieses mußte nothwendig auf diese letzteren sehr nachtheilig einwirken, so daß z. B. nach Dover, wohin vorher sechs Wagen täglich gingen, jetzt nur noch einer geht. Diese Route ist also, und zwar durch die Concurrenz der Dampfboote, für die Postwagenunternehmer so gut, wie verloren, aber diese klagen nur über eine Verminderung ihres Geschäfts; einiger Ersatz muß ihnen also doch wohl von anderer Seite her, nämlich von den Nebenrouten, bereits gekommen seyn. Dieses ist um so wahrscheinlicher, als die Posthalter auf der Straße gegen Norden von fast gänzlichem Ruin sprechen, weil dort weit weniger Veranlassung ist, von den Hauptstraßen abzugehen. Große Auflagen und andere Lasten können nach dem Obigen die Eisenbahnen selbst in dem dicht bevölkerten England nicht ertragen, und deßwegen schlägt auch die Committee vor, nicht die Eisenbahnen und Dampfboote in gleichem Verhältnisse mit dem Transporte vermittelst Pferden zu besteuern, sondern den Transport durch Pferde gleichfalls zu erleichtern; indem sie wohl nicht ohne Grund vermuthet, daß der vermehrte Verkehr die Regierung für ihre aufgehobenen Steuern auf indirectem Wege wieder entschädigen würde.

Wie in England Alles auf eine Art von Monopolien, auf eine künstliche Concentrirung ungeheurer Geschäfte in Einer Hand oder in wenigen Händen hinaus lief, so war dieß auch

hinsichtlich des Postwesens der Fall; das ganze Postwesen Englands war in den Händen weniger Compagnien, und beschränkte sich darum auch durchaus auf die Hauptstraßen. Die schweren Abgaben gestatteten kleinen Gesellschaften nicht, mit den großen in Concurrenz zu treten, und verhinderten auch vielfach diese letzteren, sich auf Nebenrouten einzulassen. Diesem Monopol, dieser ungeheuren Concentrirung wirken die Eisenbahnen, obwohl sie in ihrer Art selbst wieder eine Art Monopol sind, entschieden entgegen. Ein Hr. Wimberley, der für eine Compagnie von Postwagenunternehmern die Rechnungsführung hatte, gab darüber eine, man möchte sagen, widerwillige Auskunft. Auf die bestimmte Frage, „ob das Postwagenreisen, welches auf den großen Linien durch Dampf oder Eisenbahnen vermindert worden seyn möge, nicht auf den Seitenlinien, d. h. auf denen, die in die Hauptlinie fallen, sehr gestiegen sey," gab er zur Antwort: „ja, in einigen Fällen, wie z. B. nach Hull, da strömen sie in großer Zahl zusammen, weil dort die Dampfschiffe abgehen, und dieß Geschäft ist sicherlich gestiegen, das aber sind sehr kleine Compagnien, und diese müssen, was sie auf den kurzen Linien gewinnen, auf den langen nothwendig wieder verlieren." Dieß bedarf kaum eines Commentars; der nur an große, monopolistische Compagnien gewöhnte Mann behandelt diese kleinen Compagnien, diese kurze Routen nur als ein Bagatelle, der Nationalökonom findet aber, daß viel kleiner Gewinn den Nationalreichthum sicherer vermehrt, als wenige große Gewinnste. Gleiches ergibt sich auch aus den beiden folgenden Fragen und Antworten. Fr. Ist nicht anzunehmen, daß Dampfschifffahrt zwar wohl den parallelen Linien sehr nachtheilig werden mag, aber das Postgeschäft in den Seitenzweigen sehr vermehren muß? Ant. Das kann ich allerdings nicht widersprechen, möchte aber bemerken, daß, wo es der Fall ist, es nur auf kurzen Linien seyn kann. Fr. Da sehr viele Radien in Einem Punkte zusammenfallen können, wird nicht die Vermehrung auf den Seitenstraßen die Abnahme auf der directen Linie ersetzen? Ant. Keineswegs; übrigens sind diese Seitenstraßen in verschiedenen Händen. Der Schluß, den man hieraus zu ziehen hat, ist kurz folgender: das bisherige Monopol der großen Postwagenverbindungen geht auf Dampfboote und Eisenbahnen über, und die Erleichterung, die dadurch der Verbindung zwischen den großen Städten zu Theil wird, bringt eine größere Bewegung auf die bisher vernachlässigten Seitenbahnen, deren Anwohner nun auch dem großen allgemeinen Verkehr näher gerückt werden.

Dampfschifffahrt und Eisenbahnen müssen überhaupt nothwendig die Folge haben, die verschiedenen Theile eines Landes einander näher zu bringen, und Bewegung und Thätigkeit gleichmäßiger über die ganze Ausdehnung zu verbreiten; in eben dem Maße müssen auch die Preise der gewöhnlichen Bedürfnisse sich gleicher stellen; wenn man jetzt Eier aus Nordschottland, Gemüse und Milch aus dem westlichen England nach London bringt, so muß der Preis dieser Bedürfnisse hier fallen, an den genannten Punkten, von denen aus bisher keine Ausfuhr solcher Erzeugnisse möglich war, steigen; mit andern Worten: die Mittel, in großen Städten zu leben, werden erleichtert, und eine größere Geldmasse strömt nach den ärmeren, bisher abgelegenen, wenig besuchten Gegenden, deren Wohlstand eben dadurch steigen muß. Wenn demnach keineswegs geläugnet werden kann, daß an vielen einzelnen Orten, namentlich an den bisherigen Mittelstationen großer Postwagencurse das Leben und der Verkehr abnehmen werden, so ist auf der andern Seite eben so gewiß, daß dieselben, und zwar in noch höherm Grade, zur Seite dieser großen Linien und namentlich in der Nähe der großen Städte steigen müssen, wo Eisenbahnen beginnen und ausmünden, und Dampfboote ankommen und abgehen.

Fischereien bei den Kosaken des Urals.

(Aus Czynski's: Russie pittoresque.)

Man muß sich an die Ufer dieses schönen Flusses begeben, wenn man eines der herrlichsten Schauspiele genießen will, das jemals dem Auge sich darbieten kann. Es sind nicht einige zerstreute Schiffe, einige hundert Matrosen, die in mehr oder weniger zahlreichen Gruppen vertheilt sind, es handelt sich hier von einer nationalen Feierlichkeit, an der eine ganze Bevölkerung Theil nimmt. — Unsere fischreichsten Flüsse können selbst, wenn man noch die Phantasie zur Hülfe nimmt, keine Idee von dem enormen Fischreichthum einiger Flüsse des Nordostens geben; so steigen z. B. im Ural die Störe in gewissen Jahreszeiten myriadenweise von dem kaspischen See bis zur Stadt Uralskane, und sie würden noch weiter heraufkommen, wenn man nicht Sorgfalt trüge und ungeheure Netze quer über den Fluß spannte, um ihrem Weiterdringen vorzubeugen. Dessen ungeachtet ist die Menge zuweilen so ungeheuer, daß sie selbst die Garne zerreißen und alle Hindernisse überwinden. Durch welche Mittel kann nun aber der Andrang solcher Horden zurückgehalten werden? Dieses Mittel kann allein die ungeheure Menge dieser beispiellos großen Haufen an die Hand geben; man pflanzt nämlich Kanonen auf, mit denen man geradezu unter die dichtesten Massen feuert. Hieraus wird denn auch begreiflich, auf welche Weise sich die an fischreichen Seen und in dürren Sandsteppen wohnenden Völker ernähren, da sie beinahe bloß von Fischen leben. — Der Fischerei gehen wichtige Vorbereitungsmaaßregeln voraus, die streng zu beobachtenden Verordnungen unterworfen sind, wie man sie anderwärts nicht findet. Die Fischerei findet des Jahres viermal statt, aber im October und December mit weniger Feierlichkeit; die eine geschieht, um die Bewohner zu verproviantiren, die andere für die kaiserliche Tafel. — Der Fischfang, der im Frühling angestellt wird, gibt zwar geringere Ausbeute als der zur Winterszeit, ist dagegen aber mit weniger Mühe verknüpft und ungleich angenehmer. Von Antonowskol geht der Fang stationenweise dem Laufe des Flusses entlang bis zu dem Punkt, wo dieser schöne Fluß mittelst drei Armen sich in das kaspische Meer ergießt. Nichts ist aber malerischer und für das Auge anziehender, als gerade die Orte, wo die Fischer ihre Stationen machen. Der ganze Raum von einem Ufer zum andern scheint bedeckt mit einem Walde von Lanzen, die mit langen Fähnlein geziert sind, welche von dem Wind in ihren mannichfachen Farben hin und her bewegt werden. Eine Menge kleiner aus Pappelstämmen gezimmerter und mit Asphalt überstrichener Barken gehen und kommen, und vermehren sich in unglaublicher Zahl, um Plätze aufzusuchen, die ihnen die größte Ausbeute zu gewähren scheinen. Tausende von Kosaken rüsten sich zu dem Fischfange, werfen

ihre Netze aus, die sie bei der übergroßen Menge von Fischen nur mühsam zurückziehen können. Das Hin- und Herwogen der unermeßlichen Menge, das Geschrei, der Lärm, welcher dadurch entsteht, die Zurüstungen, das Getreibe und alles dieß bieten eine Scene dar, die man andern Orts nicht kennt, auch weder mit Worten noch mit dem Pinsel sich darstellen läßt, sondern die man sehen muß. — Uebrigens entwickelt sich der Charakter und der poetische Geist dieses eigenthümlichen Volkes vielleicht mehr noch in dem Winterfange. — Die im Heeresdienste befindlichen Kosaken haben gleichsam das Privilegium viermal des Jahres zu fischen; es sind ihrer etwa 12,000, die in Activität stehen, und von denen jeder einen besondern Erlaubnißschein erhält, und zwar der gemeine Kosak einen, zwei die verschiedenen Civilbeamten und Officiere, drei die Stabsofficiere und vier die Atamans. Indessen werden diese Scheine nicht selten verkauft an Leute verschiedener Classen, denen hierauf dasselbe Recht ein ganzes Jahr hindurch zusteht. Mit Beginn des Monats Januar werden dann die Voranstalten zum Fischfange getroffen, daher um diese Zeit überall große Bewegung herrscht. Die conscribirten Kosaken versammeln sich jetzt, um sich über die Orte zu erkundigen, wo die Fische in größerer Anzahl erscheinen, wobei ihnen die erfahrenern Fischer ihre Beobachtungen mittheilen. Endlich kommt der so lange schon und mit so vieler Sehnsucht erwartete Tag, dessen Feier Kanonensalven verkündigen. Alles rüstet und bereitet sich, und von allen Seiten hört man Gelübde, Hoffnungen, selbst Furcht äußern, denn wie überall, so trifft man auch hier Ungeschickte und Unglückliche. Auch sind welche unter ihnen, die an das Erscheinen gewisser unglücklicher Vorbedeutungen glauben, allein sie geben sich alle Mühe derlei Besorgnisse in der Tiefe der Brust zu unterdrücken, denn Freude und Hoffnung herrschen allenthalben. Am letzten Vorabend des Festes werden die Karten an die Kosaken vertheilt, und vor Sonnenaufgang erheben sie sich schon, rennen nach allen Seiten hin, und besteigen ihre rasch dahin fliegenden Schlitten. Bewaffnet mit eisernen Haken, stellen sie sich in einer Linie auf so wie sie kommen. Ein Ataman, der besonders von ihnen dazu erwählt ist, hält über sie Musterung, untersucht, ob die Haken in gutem Zustande sind, ob keiner etwas vergessen habe. Nach der Musterung treffen die Jesauls oder Adjutanten des Attaman die nöthigen Anordnungen, um unter dieser unruhigen Menge die Ordnung zu erhalten, worauf man sich gegen den als den ersten bezeichneten Ort in Bewegung setzt. Der Theil des Flusses, welcher zu diesem Fischfange bestimmt ist, beträgt in seiner Ausdehnung über 400 Werste; an jedem Tage wird an einem andern Orte gefischt, der jedoch immer des Tages zuvor bestimmt wird. Indessen wählt jeder Kosak nach Willkür die Stelle aus, die ihm die beste zu seyn scheint, oder vertauscht sie zuweilen mit einer andern, die so eben verlassen worden ist. Auch die Nachbarn unter sich wechseln miteinander ihre Plätze. Dieß sind jedoch nur die Präliminarien zu dem großen Act, denn keiner hat das Recht den Fischfang für sich zu beginnen. Den Befehl hiezu gibt allein der Ataman, auf den jetzt Alles gespannt ist. Bald hört man Musketenfeuer, und ein Hurrahgeschrei gibt das Signal. Jetzt werden von allen Seiten die Hängematten heruntergenommen, und jeder macht in das Eis eine Oeffnung, dessen Dimension schon zuvor durch Reglements bestimmt ist. Man läßt den längsten der Haken bis auf den Grund des Wassers hinabsenken, das zuweilen eine Tiefe von 15 bis 16 Klafter hat, mit einem andern werden die Fische beunruhigt, die, aufgeschreckt aus ihrem Erstarrungszustande, niedertauchen wollen, und auf den ersten zurückfallen, den der Kosak mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit urplötzlich an sich zieht, und auf diese Art gefaßt, wird er auf die Oberfläche des Eises gebracht. Man denke sich nun die ungeheure Bewegung der Menge, man stelle sich die zahllosen Vorfälle vor, die der Erfolg, die Hoffnung oder die Täuschung hervorrufen. Oft ruft ein Kosak, der einen ungeheuren Fisch gefangen hat, seine Nachbarn zu Hülfe, und theilt mit ihnen den Fang; denn es gibt Arten von Fischen, deren Gewicht kaum von den Haken getragen werden kann, und zuweilen 800 französische Pfunde übersteigt. Manche Glückliche erbeuten bis zehn Stück täglich, deren manche mehr als 180 Pfund wiegen. Allein wie überall, wechselt auch hier das Glück, und ist oft sehr ungünstig. An einigen Orten liegen die Fische zu Tausenden, während an andern gar keine gefunden werden. Es gibt oft solche arme Teufel, die Tage lang gar nichts bekommen, ein Unglück, das diese abergläubischen Leute stets der Einwirkung böser Geister zuschreiben. — Oft gewährt diese zahlreiche Menge von Fischern plötzlich einen schrecklichen Anblick. Furchtbares Geräusch erhebt sich; Geschrei von Wuth, Lärm und Schüsse durchtönen die Luft, es geschieht ein Ueberfall der Kirgisen, benachbarter Räuberhorden, unversöhnlicher Feinde ersterer. Sie haben den Frost benutzt, um durch die Sümpfe auf dem kürzesten Weg einen Angriff auf ihre Nachbarn zu machen. Allein die Kosaken sehen sich immer gegen solche plötzliche Ueberfälle vor, denn alle sind bewaffnet gekommen, als zögen sie ins Feld. Im Moment stehen sie daher ihren angreifenden Feinden gegenüber, zwingen sie zur Flucht, und der Kampf ist beendet. Mit hohem Selbstgefühl trägt man nun die Beute hinweg, welche jetzt durch den errungenen Sieg um so kostbarer geworden ist — Nach beendigter Fischzeit sind alle Hände beschäftigt den Fisch zur Aufbewahrung für den Handel zuzubereiten; man salzt sie ein, bereitet den Fischleim und aus dem Laich den Kaviar. Der Ertrag des Fischleims ist im Handel so bedeutend geworden, daß er allein hinreichen würde, um die ganze Kosakenarmee in Wohlstand zu bringen, wenn das Volk es besser verstände, die Hülfsquellen des Landes nutzbarer zu machen.

Fortschritte der Dampfschifffahrt in England. Im Jahre 1814 besaß England ein einziges Dampfschiff von 69 Tonnen. Am Ende desselben Jahres wurde noch ein zweites gebaut. Zehn Jahre später, also im Jahre 1824, besaß England 126 Dampfschiffe, im Jahre 1834 nicht weniger als 465, und jetzt zählt man über 600 Dampfboote. (Echo du Monde Savant Nr. 46.)

Berichtigung.

In Nr. 330 ist die Strecke, welche am Themsetunnel noch zu machen ist, auf 160 statt auf 110, angegeben.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 108** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: Zulema.** Romanze von D. José Jouquin de Mora. — **Die nachgelassenen Papiere des Pick-wick-Club.** (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 1-2 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 108.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

28 November. 1838.

Zulema.

Romanze von D. José Joaquin de Mora.

Ueber den Verfasser der nachstehenden Romanze entlehnen wir folgende Notiz aus der 1837 zu Paris erschienenen Blumenlese neuspanischer Poesien von dem gelehrten Wiener Bibliothekar, Dr. Ferdinand Wolf (Floresta de rimas modernas castellanas. II, 411. 417.):

Don José Joaquin de Mora ist im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts zu Cadiz geboren. Er hatte zu Granada die Jurisprudenz studirt, als ihn im Jahr 1808 die Noth des Vaterlands zur Vertheidigung gegen den Einfall der französischen Truppen anrief. Er gerieth in diesem Krieg in Gefangenschaft, und wurde nach Frankreich geführt: ein Loos, das er zu seinem Vortheil auszubeuten wußte, indem er die Gelegenheiten, sich mit verschiedenartigen Kenntnissen zu bereichern, nicht ungenützt vorübergehen ließ. Im Jahr 1814 kehrte er in sein Vaterland zurück und übernahm die Redaktion einer sehr geschätzten Zeitschrift unter dem Titel: Chronik für Literatur und Wissenschaft (Crónica literaria y científica). Sodann übersetzte er Brifaults Tragödie „Ninus der Zweite" aus dem Französischen, welche mit Beifall auf den spanischen Theatern gegeben wurde.

Als im Jahr 1821 die Konstitution wieder hergestellt wurde, übernahm er die Herausgabe der Zeitschriften El Constitucional und la Minerva. Auch übersetzte er in demselben Jahre die bekannte Schrift Jeremias Benthams über die politischen Angelegenheiten Spaniens aus dem Englischen.

In Folge der Restauration der absoluten Monarchie im Jahr 1823 sah Mora sich genöthigt, eine Freistätte in London zu suchen, woselbst er, unterstützt durch die Kenntniß verschiedener fremder Sprachen, und durch die große Gewandtheit, mit welcher er seine eigene handhabt, in den Jahren 1824 bis 1827 eine große Anzahl von Dichtungen und prosaischen Schriften, sowohl eigenen als nachgeahmten und übersetzten, herauszugeben im Stande war, und zugleich verschiedene periodische Blätter, welche die spanischen Flüchtlinge daselbst herausgaben, mit seinen Beiträgen beschenkte. Die bedeutendsten dieser Schriften sind eine Sammlung kleinerer Stücke in Prosa und in Versen, unter dem Titel „Vergißmeinnicht" in den Jahren 1824 bis 1827; die „Gymnastik für das schöne Geschlecht, oder Versuche über die physische Erziehung der Töchter" 1824, und das „Gemälde der Geschichte der Araber" 1826.

Das Jahr darauf folgte er dem Herrn von Ribadavia nach Buenos-Ayres, und ging von da nach Santiago in Chile.

Aliatars und Zulema's
Hochzeit wurde zubereitet,
Und in Wonne sollten wandeln
Funfzehn Monde sich voll Kummer.
Aliatar, das Licht von Baza,
Und Zulema, Rondas Perle;
Er dem Leun an Muth, an Schöne
Sie den Sternen zu vergleichen.
Und schon nahte sich der Tag.
Schimmernd strahlten die Gemächer
Von den Teppichen der Türken,
Und köstlichen Stickereien.
Heller glänzten noch die Funken
Süßen Leids, reinvoller Hoffnung
In den Blicken, deren Feuer
Liebesaufschub mehr erhitzte.
Eine Nacht noch trennte Beide
Von dem Glücke, eine einz'ge.
Ach die reichte hin, den Tag
Ihrer Jugend zu umwölken!
Goldner Sonne letzte Strahlen
Glühten auf den fernen Höhen.
Aus der Berge tiefen Schluchten
Flohen leise Purpurschatten.
Süße Düfte aus den Wäldern
Athmen her, die Blätter schütteln
Linde Lüfte, säuselnd streichen

Sie wie buhlend um die Felsen.
Aliatar an dem Gitter
Seiner hochverehrten Schönen
Sang in tiefgefühlten Worten
Also seines Herzens Bangen:
„Ach dem Glück ist nicht zu trauen!
Sicher ist nur, was wir haben.
Erst verheißnes Glück ist keines,
Denn kein Glück ist, wo man fürchtet.
So der Schiffer, der den Fluthen
Sich der ruhigen See vertrauet,
Wird ein unglückselig Spielzeug
Für der Wogen grause Brandung;
Und die Blume, ach! die holde,
Mit der süßen Frucht im Schooße,
Bricht erbarmungslos vom Zweige
Nordwinds Wehen heftig schütternd:
Heiter tagee es am Morgen
Unter Perlenthau und Rosen,
Und am Abend reißt der Sturmwind
Feste Felsen aus den Wurzeln.
Kein Verlaß ist auf Versprechen
Des verräth'rischen Geschickes.
Ach dem Glück ist nicht zu trauen;
Sicher ist nur was wir haben.“
Kaum erst war Aliatars
Düstrer Liebesfang verklungen,
Als aus weiter Ferne her
Wilder Waffenlärm ertönte.
Christen waren's, die der Schirm
Dunkler Nacht herbeigezogen,
Kühnlich hatten sie sich bald
Einlaß in die Stadt errungen.
Aus dem Schlaf gescheucht die Mohren
Suchen Waffen, sammeln Schaaren,
Laufen bald, wohin Gefahr,
Bald, wohin die Angst gerufen.
Aliatar in voller Eile
Sattelt seinen Apfelschimmel,
Der in manchen Schlachten schon
Zeuge seines Ruhms gewesen.
Mit den andern Rittern allen,
Die er in den Kampf gerufen,
Eilt er mit verhängtem Zügel,
Doch nicht ohne bittre Klage
Und nicht, ohne einen Seufzer
Aus beengter Brust zu lösen,
Wo zwei Mächte um ihn kämpften,
Liebesgluth und Ritterehre.
Schon beginnt des Streites Hitze
Und die krummen Mohrensäbel
Kreuzen sich mit Christenschwertern,
Biegen sich auf festen Schilden.
Mit dem Widerstande doppelt

Sich die Wuth, die Christen wanken,
Aber weichend auch verkaufen
Theuer sie den Sieg den Mohren.
Als sie endlich sich entfernten
Und den Hügel schon erklommen,
Drang des Feindes letzter Schuß
Aliatar in den Busen,
Leblos sank der Held zu Boden,
Der so wahr gesprochen hatte:
„Ach dem Glück ist nicht zu trauen;
Sicher ist nur was wir haben.“
Seiner Freunde Jammerrufe
Künden laut es in der Runde,
Der Zulema Herzenskummer
Und des Mohrenheers Verlust.
Sie vernimmt es. Alsbald heften
Grausend starr sich ihre Blicke,
Von den holden Wangen schwindet
Alle Jugendgluth, das Haupt
Senkt sich, ihre Schritte wanken
Und die Rosengluth der Lippen
Weicht dem blassen, welken Blau.
In der lebensmüden Seele
Hüllen alles Licht des Geistes
Tief in Nebel und in Nacht
Der Gedanken irre Bilder,
Und in bittres Lachen kehrt sich
Ihres Herzens herber Schmerz.
Wie bei dem, der sich des Traumes
Freut und vorm Erwachen zittert.
„Wo ist Aliatar?“ sprach sie.
„Nein, es lügen die Gerüchte;
Aliatar ist nicht gestorben,
Nein, er lebet noch und liebt mich.“
Und dem Trugbild ihrer Liebe
Eilt die Unglücksel'ge nach,
Dornen hemmen nicht, noch Stein,
Noch der Wüste Sand die Schritte;
Wie die angeschoßne Hindin
Eilt verscheut sie durch die Wälder;
Dunkle Nacht erschreckt sie nicht,
Nicht um Sturm und Wetter sorgt sie;
Aufgelöst der Haare Flechten
Wallen über ihren Nacken;
Starr der Blick; der Fuß entblößt;
Und verwelkt ist ihre Schöne.
Unerwartet zeigt sie sich,
Durch die öden Berge schweifend,
Den Bewohnern stiller Hütten
Wie ein grauses Nachtgespenst.
„Wo ist Aliatar,“ spricht sie,
„Meine Lieb', mein Glück, mein Ruhm?
Aliatar ist nicht gestorben,
Nein, er lebet noch und liebt mich.“

Also streift das arme Fräulein
Durch die Gegend hin von Ronda,
Suchend das verlorne Gut,
Einsam irrend in dem Wahnsinn.
Wenn von Müdigkeit bewältigt
Unter einem Baum sie hinsinkt,
Wiederholt mit starrem Mund sie:
„Aliatar lebt und liebt mich.“

A. Keller.

Die nachgelassenen Papiere des Pickwick-Club.

(Fortsetzung.)

Mr. Pott's häuslicher Kreis beschränkte sich auf ihn und seine Gattin. Alle Männer, welche ein gewaltiger Genius zu einer stolzen Höhe in der Welt emporgehoben hat, haben in der Regel irgend eine kleine Schwachheit, welche um so auffallender hervortritt im Kontrast mit ihrem Charakter im Ganzen. Wenn Mr. Pott eine Schwachheit hatte, so war es vielleicht die, daß er beinahe etwas zu unterwürfig war gegen die etwas hochfahrende Laune und Herrschaft seiner Frau. Wir legen jedoch kein besonderes Gewicht auf diesen Umstand, weil im gegenwärtigen Falle Mrs. Pott ihre holdseligsten Manieren beim Empfang der beiden Gentlemen aufbot. Meine Liebe, sagte Mr. Pott, Mr. Pickwick — Mr. Pickwick von London. — Mrs. Pott nahm Mr. Pickwicks väterlichen Händedruck mit bezaubernder Freundlichkeit auf; und Mr. Winkle, dessen Namen gar nicht genannt worden war, drückte und bückte sich unbeachtet in einer finstern Ecke herum. — Pott, mein Lieber! sagte Mrs. Pott. — Mein Leben? sagte Mr. Pott. — Sey so gut, stelle auch den andern Gentleman vor. — Bitte tausendmal um Verzeihung, sagte Mr. Pott; erlauben Sie, Mrs. Pott, Mr. — — Winkle, sagte Mr. Pickwick. — Winkle, widerhallte Mr. Pott, und die Ceremonie des Vorstellens war beendigt. — Wir sind Ihnen viele Entschuldigungen schuldig, Madame, sagte Mr. Pickwick, daß wir Ihre häuslichen Einrichtungen durch einen so plötzlichen Ueberfall stören. — Bitte, erwähnen Sie das doch nicht, versetzte die Frau Pott mit Lebhaftigkeit. Es ist mir, ich versichere Sie, ein hoher Genuß, neue Gesichter zu sehen, da ich eben von Tag zu Tag und von Woche zu Woche an diesem langweiligen Ort lebe und keinen Menschen sehe. — Keinen Menschen, meine Liebe! rief Mr. Pott boshaft aus. — Keinen Menschen als dich, versetzte Mrs. Pott, in rauhem Ton. — Sie sehen, Mr. Pickwick, sagte der Wirth zur Erläuterung von seiner Frauen Klage, daß wie in gewisser Art von vielen Genüssen und Vergnügungen abgeschnitten sind, welche wir uns sonst verschaffen könnten. Meine öffentliche Stellung, als Herausgeber der Eatanswiller Gazette, der Rang, den dieß Blatt im Lande behauptet, mein beständiges Hineingerissenseyn in den Strudel der Politik — — Pott, mein Lieber! fiel ihm Mrs. Pott ins Wort. — Mein Leben! sagte der Herausgeber. — Ich wünschte, mein Lieber, du bemühtest dich, einen Gegenstand der Unterhaltung aufzufinden, woran diese Gentlemen ein vernünftiges Interesse haben könnten.

Aber, meine Liebe, sagte Mr. Pott mit großer Demuth, Mr. Pickwick nimmt ja wirklich großen Antheil daran. — Es ist gut für ihn, wenn er das kann, sagte Mrs. Pott mit Nachdruck; ich bin bis zum Sterben deiner Politik überdrüssig und deiner Händel mit dem Independent und sonstigen Unsinns. Ich bin ganz erstaunt, Pott, daß du ein solches Aufheben machst mit deinen Abgeschmacktheiten. — Aber meine Liebe — sagte Mr. Pott. — Ach, Unsinn, sprich mir nicht davon, sagte Mrs. Pott. Spielen Sie écarté, Sir? — Ich werde mich sehr glücklich schätzen, es unter Ihrer Anleitung zu lernen, versetzte Mr. Winkle. — Gut denn, stellen Sie diesen kleinen Tisch in dieß Fenster und erlösen Sie mich davon, dieser langweiligen Politik zuzuhören.

Jane! sagte Mr. Pott zu der Dienerin, welche Lichter hereinbrachte, geh hinab in das Bureau und bringe mir das Heft der Gazette für 1828 herauf. Ich will Ihnen — setzte der Herausgeber, zu Mr. Pickwick sich wendend, hinzu — ich will Ihnen nur ein paar von den leitenden Artikeln vorlesen, die ich zu der Zeit der Umtriebe der Hellgelben schrieb, als sie einen neuen Chausseegelderheber bestellen wollten; ich denke, sie werden Sie unterhalten. — Es wird mich in der That sehr freuen, sie zu hören, sagte Mr. Pickwick. — Das Packet kam und der Herausgeber setzte sich nieder und Mr. Pickwick neben ihn. Wir haben allen Grund zu glauben, daß der Letztere ganz entzückt war über die Kraft und Frische des Styls; wirklich hat auch Mr. Winkle die Thatsache angemerkt, daß seine Augen geschlossen waren, wie vor überschwänglichem Wohlbehagen, so lange die Vorlesung dauerte.

Die Ankündigung des Abendessens setzte sowohl dem écarté Spiel als der Rekapitulation der Schönheiten der Eatanswiller Gazette ein Ziel. Mr. Pott war in der heitersten Laune und in der angenehmsten Stimmung. Mr. Winkle hatte bereits beträchtliche Fortschritte in ihrer guten Meinung gemacht und sie trug kein Bedenken, ihm im Vertrauen zuzuflüstern, daß „Mr. Pickwick ein köstlicher alter Herr sey.“ Diese Ausdrücke trugen eine Familiarität an sich, welche sich zu erlauben wohl nur Wenige von denen, die mit dem Manne von riesenhaftem Geist genauer bekannt waren, sich herausgenommen hätten. Wir haben sie jedoch aufbehalten, als einen ebenso rührenden als überzeugenden Beweis von der Hochachtung, worin er bei allen Klassen der Gesellschaft stand, und der Leichtigkeit, womit er sich die Herzen und Gefühle geneigt machte.

Es war spät Nachts — lang nachdem Mr. Tupman und Mr. Snodgras in den innersten Gemächern des Pfauen in Schlaf gesunken waren — als die beiden Freunde sich zur Ruhe begaben. Bald überwältigte der Schlummer die Sinne des Mr. Winkle, aber seine Gefühle waren erregt, seine Bewunderung geweckt worden; und noch viele Stunden, nachdem der Schlaf ihn schon der Empfindung und Wahrnehmung der irdischen Gegenstände entrückt hatte, schwebte das Angesicht und die Gestalt der angenehmen Mrs. Pott immer und immer wieder seiner rastlosen Phantasie vor.

Das Getöse und Gelärme, in dessen Gefolge der Morgen anbrach, war hinreichend, von dem Geist des selbst romantischsten Träumers von der Welt alle andern Gedanken zu verscheuchen

außer denjenigen, welche unmittelbar mit der rasch herannahenden Wahl zusammenhingen. Das Schlagen von Trommeln, das Blasen von Hörnern und Trompeten, das Gebrülle von Menschen, das Stampfen von Pferden hallte und widerhallte durch die Straßen von dem frühesten Tagesgrauen an; und ein gelegentliches Gefecht zwischen den scharmützelnden Truppen beider Parteien belebte zugleich die Vorbereitungen und gab ihnen den Charakter einer angenehmen Mannichfaltigkeit.

Nun, Sam, sagte Mr. Pickwick, als sein Kammerdiener vor seiner Schlafzimmerthüre erschien, wie er eben mit seiner Toilette zu Ende war; — Alles lebendig und auf den Beinen heute, denke ich? — Geht in regelmäßiger Ordnung, Sir, versetzte Mr. Weller; unsre Leute versammeln sich in dem Stadtwappen und sie schreien sich bereits ganz heiser. — Ha, sagte Mr. Pickwick, so scheinen sie also ihrer Partei sehr ergeben, Sam? — Meiner Lebtage sah ich keine solche Ergebenheit, Sir. — Energisch, he? fragte Mr. Pickwick. — Außerordentlich, versetzte Sam; nie zuvor sah ich Leute so viel essen und trinken. Ich wundere mich nur, daß sie nicht fürchten zu zerbersten. — Das ist die mißverstandene Güte der Gentri hier, bemerkte Mr. Pickwick. — Sehr wahrscheinlich, versetzte Sam kurz. — Hübsche, frische, herzhafte Bursche scheinen es zu seyn, sagte Mr. Pickwick, einen Blick zum Fenster hinaus werfend. — Sehr frisch, antwortete Sam; ich und die beiden Aufwärter im Pfauen, wir haben Wasser gepumpt über die unabhängigen Wähler, welche letzte Nacht dort gegessen. — Wasser gepumpt über unabhängige Wähler! rief Mr. Pickwick aus. — Ja, sagte sein Diener, Jeder schlief eben da, wo er niedersank; diesen Morgen schleppten wir sie, Mann für Mann, heraus, und legten sie unter den Pumpbrunnen, und jetzt sind sie ganz in regelmäßiger Ordnung. Die Committee bezahlte einen Shilling den Kopf für diesen Streich. — Sind dergleichen Dinge möglich! rief der erstaunte Mr. Pickwick aus. — Gott behüte und bewahre Euch, Sir, sagte Sam; warum wurdet Ihr denn nur halb getauft? das ist nichts, das ist gar nichts. — Nichts? sagte Mr. Pickwick. — Gar nichts, Sir, antwortete der Diener. In der Nacht vor dem letzten Tag der vorigen Wahl hier bestach die Gegenpartei das Schenkmädchen im Stadtwappen, einen Hokuspokus zu machen mit dem Branntwein und Wasser von vierzehn Wählern, welche in dem Hause einkehrten. — Was meint Ihr mit dem Hokuspokus? erkundigte sich Mr. Pickwick. — Daß sie Laudanum hinein that, versetzte Sam. Ich will nichts nutz seyn, wenn sie sie nicht alle in einen Schlaf brachte, der dauerte bis zwölf Stunden nach der Wahl. Sie schleppten einen Mann, im festen Schlaf, in einem Wagen zur Bude, nur versuchsweise — aber es ging nicht; man wollte seine Stimme nicht gelten lassen; so führten sie ihn zurück und legten ihn wieder ins Bett. — Sonderbare Praktiken das! sagte Mr. Pickwick, halb mit sich selbst und halb zu Sam sprechend. — Nicht halb so sonderbar, als ein wunderähnlicher Vorfall, der meinem eignen Vater zur Zeit einer Wahl begegnete, eben hier in diesem Ort, Sir! — Was war das? fragte Mr. Pickwick. — Nun, er führte hier eine Kutsche, sagte Sam. Die Wahlzeit kam herbei und er wurde von einer Partei bestellt, Wähler von London hieher zu führen. In der Nacht ehe er wegfahren sollte, schickt die Committee der andern Partei in aller Stille zu ihm, und er geht mit dem Boten, der ihm den Weg zeigt; — ein großer Saal — eine Menge Gentlemen darin — Haufen von Papier, Federn und Tinte und dergleichen. Ah, Mr. Weller, sagt der Gentleman im Stuhl, erfreut Euch zu sehen, Sir, wie geht es Euch? — Ganz gut, dank' Euch, Sir, sagt mein Vater; ich hoffe, Ihr befindet Euch recht wohl. — Recht wohl, dank' Euch, Sir, sagt der Gentleman, setzt Euch, Mr. Weller, bitte setzt Euch, Sir. — So setzt sich mein Vater, und er und der Gentleman betrachten einander sehr genau. Ihr erinnert Euch meiner nicht? sagt der Gentleman? — In der That, ich kann es nicht sagen, sagt mein Vater. — Oh! ich kenne Euch! sagt der Gentleman, kannte Euch, als Ihr noch ein Knabe waret, sagt er. — Aber ich besinne mich eben nicht auf Euch, sagt mein Vater. — Das ist seltsam, sagt der Gentleman. — Sehr, sagt mein Vater. — Ihr müßt ein schlechtes Gedächtniß haben, Mr. Weller, sagt der Gentleman. — Ja, ich habe ein sehr schlechtes, sagt mein Vater. — Das dachte ich mir, sagt der Gentleman; und da schenkt er ihm ein Glas Wein ein und spricht mit ihm allerlei von seinem Fuhrwerk und bringt ihn ganz in eine gute Laune, und zeigt ihm zuletzt eine Zwanzigpfundnote. Es ist gar ein böser Weg zwischen hier und London, sagt der Gentleman. — Hier und da ist es ein sehr beschwerlicher Weg, sagt mein Vater. — Besonders in der Nähe des Kanals, glaube ich, sagt der Gentleman. — Ein häßlicher Stich, das! sagt mein Vater. — Nun, Mr. Weller, Ihr seyd ein herrlicher Fuhrmann und könnt mit Euern Pferden machen, was Ihr nur wollt, das wissen wir. Wir haben alle eine große Freude an Euch, Mr. Weller; und so, im Fall daß Ihr einen Unfall haben solltet, wenn Ihr Eure Wähler hieher führt, und wenn Ihr sie in den Kanal eintaucht, ohne daß ihnen ein Leid geschieht, so gehört dieß Euch — sagt er. — Gentlemen, Ihr seyd sehr gütig, sagt mein Vater, und ich will Eure Gesundheit in noch einem Glase Wein trinken, sagt er: und das that er auch; und dann steckte er das Geld ein und ging unter Bücklingen hinaus. Ihr werdet es kaum glauben können, Sir, fuhr Sam fort, mit einem Blick voll unaussprechlicher Unverschämtheit auf seinen Gebieter, daß just an dem Tag, wo er die Wähler hierher führte, seine Kutsche an eben der bezeichneten Stelle umgeworfen und sämmtliche Wähler in den Kanal geschleudert wurden. — Und sie kamen Alle wieder heraus? fragte Mr. Pickwick hastig. — Nun, antwortete Sam sehr langsam, ich glaube fast, ein alter Gentleman wurde vermißt; ich weiß, daß sein Hut gefunden wurde, aber darüber bin ich nicht ganz im Klaren, ob sein Kopf darin war oder nicht. Aber was ich im Auge habe, ist das extraordinäre und wundervolle Zusammentreffen, daß meines Vaters Kutsche gerade an der Stelle und an dem Tage umgeworfen wurde, wo der Gentleman es prophezeyt hatte. — Es ist ohne Zweifel ein sehr außerordentlicher Umstand, Sam, sagte Mr. Pickwick. Aber bürstet meinen Hut aus, Sam, denn ich höre Mr. Winkle, der mich zum Frühstück holt.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 333.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 November 1838.

Die Geschwornen in Neusüdwales.

Das Quarterly Review enthält einen Aufsatz über Verbrechen in Neusüdwales und über die Art, wie dort die Gerechtigkeit verwaltet wird. Der Unsinn, in einer Verbrechercolonie, wo die Mehrzahl der freien Einwohner aus entlassenen Verbrechern oder deren unmittelbaren Nachkommen besteht, das Institut der Geschwornen einzuführen, springt so sehr in die Augen, daß auch der Befangenste sie der Evidenz nicht verschließen kann.

„Richter Burton, welcher 111 Criminalfälle abgeurtheilt hat, in denen meist der Zeugenbeweis kurz und klar sich herausstellte und keinen denkbaren Vorwand für einen falschen Urtheilsspruch übrig ließ, zählt mehrere Fälle auf, die auf die Gerechtigkeitsverwaltung ein starkes Licht werfen. So erzählt er z. B. eine vor seinen Augen vorgegangene Freisprechung, worüber einer der Geschwornen, ein sehr achtungswerther Mann, später die nähern Umstände mittheilte. Als sie das Zimmer betraten, wo sie ihren Ausspruch in Erwägung ziehen sollten, legte sich einer von den Geschwornen mit geschlungenen Armen auf den Tisch hinein und sagte: meine Ueberzeugung ist schon fertig. Ein zweiter legte sich unter denselben Worten auf den Boden nieder. Etwa 20 Minuten lang wurden gleichgültige Gegenstände besprochen, und als der Vorstand sie aufforderte, auf die Angelegenheit einzugehen, antworteten sie, wie vorher, ihre Ueberzeugung sey schon fertig. Der Eine sagte, er kenne des Angeklagten Vater, der Andere, er kenne seine Mutter, und ein Dritter hatte den Angeklagten selbst von Kindheit auf gekannt. Der Erzähler und zwei andere Personen waren von des Angeklagten Schuld überzeugt und so blieben die Geschwornen die ganze Nacht durch eingeschlossen, während welcher viele schlechte und Abscheu erregende Reden geführt wurden; am Morgen gaben die drei Geschwornen, welche der Lossprechung entgegen waren, lieber nach, als daß sie länger in solcher Gesellschaft blieben. Von den 9, welche den Sieg davon trugen, waren 3 deportirte Verbrecher, und gaben den Ton an für die andern sechs, deren Gespräche hinreichend bewiesen, daß sie Leute von gleichem Gelichter waren."

Unter mehreren andern Fällen führen wir nur noch folgenden an, wo es sich um die Beurtheilung eines deportirten Verbrechers handelte, der seine Frau in der Colonie ermordet hatte. „Der Vorstand der Geschwornen war eine Magistratsperson, und auch einige andere Geschworne waren achtungswerthe Leute, der Ueberrest aber freigelassene Verbrecher (Emancipists). Der Richter hatte bei der Zusammenfassung der Debatte den Fall für so klar erklärt, daß er den Geschwornen beinahe sagte, sie müßten den Angeklagten schuldig finden; als aber der Vorstand die Geschwornen um ihre Meinung fragte, rief einer derselben, ein freigelassener Verbrecher, unter gräulichen Flüchen aus, er werde den Angeklagten nicht schuldig finden, seiner Ansicht nach sey dem Weibe ganz recht geschehen. Er zog hierauf einen seiner Schuhe aus, und wiederholte: „ich will verdammt seyn, wenn ich ihn schuldig finde;" zugleich erklärte er seinen Entschluß, an seinem Schuhleder zu nagen, wenn die übrigen Geschwornen ihre Gewissenhaftigkeit durch eine Hungerprobe zeigen wollten. Die Geschwornen kehrten mehr als Einmal in den Gerichtshof zurück, und stellten dem Richter die Lage vor, in der sie sich befanden, dieser konnte ihnen aber unglücklicherweise keine Hülfe gewähren. Alle Vernunftgründe und Vorstellungen waren bei dem schurkischen Geschwornen umsonst, und der Proceß endete mit der Freisprechung des Angeklagten, was den Richter so empörte, daß er denselben gefangen nach Bathurst, woher er gekommen war, zurückbringen ließ, und dort einem Collegium von Magistratspersonen überantwortete, um summarisch gerichtet zu werden, freilich nicht auf Klage wegen Mord, sondern auf eine andere Klage hin, welche aus den das Verbrechen begleitenden Umständen geschöpft wurde."

Eine Gesellschaft, in der solche Dinge vorkommen, muß immer tiefer sinken, oder — die Bessern müssen sich selbst helfen.

Ausflüge aus Pau.

4. Das Ossauerthal. Die Bäder.

(Fortsetzung.)

Schon auf der Herabfahrt hat man den Pic du Midi und einige beschneite Gipfel herüberblicken gesehen; die aufwärts von

der Brücke von Izeste etwas dunklen Ufer des Gave scheinen wirklich schon den Eingang in die Hochgebirge zu verkündigen indessen findet man noch lange durch eine liebliche, mit Feldern und Hügeln abwechselnde, bald engere, bald weitere, und überall mit Häusern und Dörfern in malerischen Lagen besetzte Landschaft. Bald nach Louvie sieht man Castets und die Ruinen des Castel jalour oder Castel-Geloos auf einem Hügel, wo die Vicegrafen von Béarn die Landesversammlung der Ossauer hielten, und in Person Gerechtigkeit ertheilten, weiterhin den wohlgebauten Flecken Bielle, mit vier Marmorsäulen in seiner Kirche, welche Heinrich IV vergebens von der Municipalität des Ortes verlangte,*) dann eine Gegend, wo die Oerter Bielesten, Beon Geten u. s. w. an beiden Ufern des Gave, wie die Beeren einer Traube, zusammengedrängt liegen; die Marmorgruben von Louvie dessus (oder Loubie Soudiron), deren Producte, obgleich ins Graue fallend, wegen ihrer Feinheit oft zur Bildhauerei gebraucht werden, endlich Laruns, der letztere Ort und die Hauptstadt des Ossauerthales, in welcher sich noch einige Reste der alten Sitten erhalten. Der Anblick selbst von Laruns hat etwas hoch-alterthümliches an sich mit seinen engen und krummen Straßen, seinen niedrigen und schlechtgebauten Häusern, deren Marmorthore den Ueberfluß dieses Steines anzeigen, mit seiner armen Kirche und dem unregelmäßigen Platze vor derselben, auf welchem des Sonntags getanzt wird, und mit ihrer Menschenleere in den Werktagen, welche nur durch einen Leichenzug oder durch die Erscheinung der Zollwächter unterbrochen wird. Da man so viel von dem Ossauerthal und seinen Bewohnern sprechen hörte, so betrachtete ich die Physiognomien und die Trachten mit einiger Aufmerksamkeit; ich fand, daß die ersteren sich den spanischen näherten, ein ovales Gesicht, eine etwas dunklere, aber reine und lebhafte Hautfarbe, ein feuriges und doch eines sanften Ausdrucks fähiges Auge, wohlgezeichnete, bogenförmige Augenbrauen, ein stärkerer Wuchs, das sind Eigenschaften, welche man schon von Revenac an zum Unterschiede von Pau und seiner Umgegend antrifft, obgleich ich damit nicht sagen will, daß sie in Pau fehlen, oder daß das Ausgezeichnete dieser Art im Ossauerthale gewöhnlich oder auch nur häufig ist, — ja, es scheint mir überhaupt unmöglich, den eigenen Typus, der gewisse Gegenden charakterisirt, und den man mehr fühlt als deutlich erkennt, mit Worten auszudrücken. Das auffallendste Kleidungsstück der Weiber ist die in der Mitte oder auf einer Seite mit Knöpfen versehene, meistens rothe Weste ohne Aermel, welche während der Feldarbeit bald oder ganz offen bleibt, und nichts als ein weißes Hemd sehen läßt; denn da die Landleute sich sehr mit der Spinnerei beschäftigen, und es fast in allen Oertern einige Weberstühle gibt, so sind sie mit Leinwand gut versehen. Auch behalten sie mitten unter der Arbeit den Capulet auf dem Kopfe; die Lieblingsfarben, aus denen die Tracht zusammengesetzt ist, sind schwarz und roth, häufig auch französisch-blau. Die weißen Mäntel der Männer, und die schwarzen, mit einer ungeheuren rückwärts gespitzten Capuze ausgerüsteten Mäntel der Weiber sind nicht nur hier, sondern überhaupt in den Pyrenäen, und selbst in den Halden anzutreffen; sie machen einen sonderbaren Eindruck, wenn man einen Leichenzug unter den dürren Kalkfelsen von Izeste, oder einige wandernde Hirtenfamilien auf den Schneegefilden antrifft, und es ist ein merkwürdiger Contrast, wenn sich diese grob eingehüllte Gespenstererscheinung plötzlich in ein junges, schönes, feuriges Mädchen verwandelt. „Die Ossaieserin im Festkleide," sagt ein moderner Reisende, „hat einen faltenreichen, schwarzwollenen Rock, und ein Corset von der nämlichen Farbe, mit kurzen, anliegenden Aermeln. Eine kleine Capuze, von schwarzem oder rothem Tuche, platt auf den Kopf gelegt, bekleidet ihr Gesicht, und fällt gegen die Schultern herab (dieß ist der Capulet); kaum bemerkt man darunter das runde, kleine, weiße Mützchen von Leinwand oder Mousselin, welches ihre Haare zusammenhält, doch lassen die Mädchen rückwärts zwei lange geflochtene Zöpfe herabhängen. Die alten Frauen haben statt des Capulet eine Art weißen, gefalteten, bis an den Gurt reichenden Mantel mit einer großen Capuze, die ihr ehrwürdiges Haupt verbirgt. Die verheuratheten Weiber unterscheiden sich auch von den ledigen meistens durch ein Brusttuch, welches vorwärts in das Corset schlägt. Der alte Mann schmückt sich mit der Jacke mit langen Schößen, während der Jüngling in seine kurze, enge, offene Jacke und seinen breiten Gurt gepreßt, seinen schlanken und robusten Körperbau zur Schau stellt. Und vielleicht sieht man irgend ein altes Mütterchen mit unsicherm Schritte langsam vorüberziehen, gehüllt in ein schwarzes Kleid und einen weißen, aber mit Stickereien und Quasten von schwarzer Wolle reichlich verzierten Haldmantel, Erscheinung eines vergangenen Zeitalters, welche verschwindet wie ein Phantom. Man zählt nur noch zwei oder drei dieser gestickten Capuzenmäntel in Laruns, und es bedarf einer besondern Festlichkeit, um sie an das Tageslicht zu bringen. Das Pantalon und das Zitzkleid entthronen die kurze Hose und die Wollenjacke mit den kurzen Aermeln, das Barret und der Capulet widerstehen noch, nicht sowohl als Alterthümer als wegen ihrer Nationalität; doch wird auch der Capulet, der weniger mit der heutigen Tracht zusammenstimmt, bald bloß auf die Gelegenheiten, wo er nützlich ist, beschränkt werden. Mit den alten Trachten verschwinden die alten Sitten, klagen die Lobredner der vergangenen Zeit; die Ossauer Mädchen hatten noch im J. 1831 den Ruf der Unbezwinglichkeit: mein Zeuge ist wenigstens die Ausgabe des Guide des Pyrenées von Richard von diesem Jahre; indessen hat ein Maler von Pau, Mr. Gudin, eine verführte Ossaleserin zum Gegenstande seiner zwei, d. e. es Jahr im neuen Cercle ausgestellten Gemälde gemacht es ist wahr, daß die Sucht der Reisenden, besonders der Eng-

*) Die Antwort war: Sire, bous quele meste do noustes coos et de noustes bes mei, per ço qui es deus pialas deu temple, aquets que son de Diu, d'ab eig quep et bejats. Sire, Ihr seyd Herr unserer Herzen und unserer Güter; was aber die Säulen des Tempels betrifft, die gehören Gott, und mit dem müßt Ihr Euch zurecht finden. — Gegenüber am linken Ufer des Gave liegt das Dorf Bilheres mit seinen unter dem Namen Prairies de Benou bekannten schönen Wiesen, welche der Marschall B'ron oft besuchte, als er in dem Schlosse Beost bei Louvie Soudiron wohnte, um die Bäder von Eaux bonnes zu gebrauchen.

länder und ihrer Guineen, in die verborgensten Winkel zu bringen, von Jahr zu Jahr anwächst, und mancher wird bald sagen müssen: Qui nous delivrera etc., wenn er überall diese verheerende, Täuschung störende und gebieterische Race antrifft, welche zwar wenig zur gesellschaftlichen Mittheilung, aber stark genug zur Anknüpfung individueller vertrauter Bekanntschaften gewisser Art geneigt ist.

Der Name Ossau ist eine Zusammenziehung des römischen Uessaltus, wahrscheinlich weil diese einst mit Wäldern bedeckte Gegend voll Bären war, wie man sie auch jetzt noch in den höhern, wildern Regionen antrifft. *) Von Cartheginensern und Gaskoniern verheert, wurde der obere Theil desselben der Sitz eines gefürchteten Räubervolks. Nach und nach fingen die Gebirgsbewohner an, ohne ganz ihren wilden Charakter abzulegen, sich dem Hirtenleben zu ergeben und das niedrigere Land bevölkerte sich; endlich erhielt das Thal eine gesellschaftliche Einrichtung. Man weiß nicht, wann es zu Bearn geschlagen wurde, aber der Vicegraf Wilhelm Raimund begab sich im J. 1221 dahin, um in Uebereinkunft mit den Bewohnern ihre Rechte und Pflichten in den Fors oder dem Freiheitsbriefe des Thales niederzulegen; das Thal von Aspe war damals noch nicht so weit und enthielt kaum einige Schäferhütten. Die ersten Vicegrafen des Thales hatten ihre Residenz in Castets (Castel geloos), dieses blieb auch das fürstliche Absteigquartier der Vicegrafen von Béarn und der Sitz der Landesversammlung, es war der Schauplatz von Festlichkeiten und Turnieren, und die Ossaleser allein hatten das Recht, die Wache des Lagers zu geben. Aller großen Communication beraubt, wird es heutzutage vorzüglich durch die Nähe der Bäder und den Absatz seiner Producte in Pau belebt. Laruns ist auch eine Niederlage der Hölzer, die man in den Wäldern von Gabas für die Marine fällt.

Die Ebene von Laruns bildet gleichsam eine Vorhalle zum Eintritt in die Pyrenäen, und hat etwas von dem dürren, monotonen Charakter der nahen Gebirge an sich: Stadt und Land unterscheiden sich hierin von dem freundlichen Arudi. Der Waldbach, welcher von Westen herabkommt und sich in den Gave ergießt, richtet zuweilen Verheerungen an; man wird lange das Andenken der fürchterlichen Nacht vom 26 Brumaire An IV behalten, während welcher sich Wasser, Feuer und Steingerölle zur Zerstörung oder Verstopfung der Wohnungen vereinigten und einen Schaden verursachten, dessen Merkmale noch immer kennbar sind. Fast gegenüber von Ariousse fällt ein anderer Waldbach, der Valentin, in den Gave, und dieser wird uns westlich aufwärts zu den Eaux-bonnes führen; setzen wir aber den Weg gerade nach Süden fort, so gelangen wir nach den Eaux-chaudes und haben die Richtung des Pic du Midi von Ossau.

(Schluß folgt.)

*) Die neuern Schriftsteller bemerken die Aehnlichkeit dieser Benennung mit den Osseten vom Kaukasus, es ist wahr, daß die Basken oder alten Iberier vielleicht daher kamen, aber dann müßte man die Etymologie vielmehr auf das Thal von Osses nördlich von Baigorri anwenden.

Das Schuldgefängniß von Paris.

Wir entlehnen aus einem Artikel des Droit von einem Hrn. Maurice nachstehende Personalschilderungen: James Swan, ein amerikanischer Kaufmann, wurde am 28 Julius 1808 wegen einer Summe von 625,640 Franken in das Gefängniß von St. Pelagie gebracht, und kam bei der Oeffnung desselben am 28 Julius 1830 wieder heraus, war somit 22 Jahre lang ununterbrochen darinnen gewesen. Swan, der ein Vermögen von 3 oder 4 Millionen besaß, hätte bezahlen können, allein er wollte nicht, indem er angab, er schulde höchstens 6 bis 7000 Franken, und beschloß, wenn es darauf ankäme, lieber sein ganzes Leben im Gefängnisse zuzubringen, als sich einem seiner Ansicht nach ungerechten Spruche zu fügen. Seine erste Sorge bestand darin, seiner Frau und seinen Kindern förmlich zu erklären, daß er sie bis auf den letzten Heller enterben würde, wenn sie das Unglück haben sollten, seine sogenannten Schulden zu bezahlen. Hierauf bezog er seine Haft auf fürstlichem Fuß. Er miethete in der Straße La Clé, St. Pelagie gegenüber, eine vollständige Wohnung mit Stallung und Remise, so daß er daselbst seine Maitressen, seine Küche und Freunde unterbringen konnte. Diese Letztern, zu deren Verfügung er zwei Wagen gestellt hatte, mußten für ihn im Gehölze spazieren gehen, durch die Stadt fahren, die Bälle besuchen und bei allen ersten Repräsentationen gegenwärtig seyn. James Swan war ein seltsames Original: er brüstete sich und benahm sich in seinem Gefängnisse wie Chodruc Duclos *) in seinen Lumpen: er betrachtete die Menschheit mit einem herausfordernden Blick. In sich selbst consequent, wollte er drei Tage nach seiner Freilassung wieder in sein Gefängniß zurück, allein er wurde am 31 Julius in der Straße Echiquier, wo er sich für den Augenblick einen Aufenthalt gewählt hatte, von einem Blutschlage getroffen.

Die Gründe des Hrn. Ouvrard waren anderer Beschaffenheit: er sagte nicht, er sey nichts schuldig, allein er wollte nichts bezahlen, auch konnte bei ihm, als Franzosen, die Prüfung nicht über fünf Jahre dauern. Auch er führte zu St. Pelagie eine fürstliche Lebensweise; um zu seiner Wohnung noch ein Zimmer zu bekommen, bezahlte er die Schuld eines ehrbaren Gefangenen, seines Nachbarn. Als er eines Tages den Finanzminister Hrn. v. Villele bei sich zu Tisch empfing und dieser ihm zuredete, er möchte seine Angelegenheiten mit Sequin ins Reine bringen, indem er ihm zugleich den Schaden vorstellte, den ein solcher Skandal der Regierung, die ihn erst kürzlich zum Oberproviantmeister ernannt habe, vorstellte, antwortete ihm Ouvrard: „Donnerwetter, mein Herr, Sie haben gut davon reden, ich bin hier für fünf Millionen und auf fünf Jahre, ich gewinne daher hier jährlich eine Million; wenn Sie eine einträglichere und sicherere Speculation wissen, so gebe ich diese auf und bezahle morgen meine Schulden."

Seitdem das Haus Clichy Gefangene aufgenommen, veranlaßten die Schulden bloß einen einzigen Selbstmord, nämlich den des Grafen von Roberti, welcher sich in demselben Jahre aus Liebeskummer und nicht aus Langweile über seine Gefangenschaft tödtete. In diesem Hause kam auch ein einziger natürlicher Todesfall, nämlich am 7 Mai 1835, mit dem Grafen von Montealbano, der noch nicht ganz seit dreizehn Monaten im Gefängnisse verweilte, vor. Der Graf von Montealbano war ein Original erster Art: er nahm ein wichtiges und

*) Der bekannte Narr, der vor und nach der Juliusrevolution mehrere Jahre lang sich täglich in zerlumptem Rock und langem Bart im Palais Royal zeigte. A. d. R.

geheimnißvolles Wesen an, und gab sich für einen natürlichen Sohn Karls IV von Spanien aus. Er spielte seine Rolle weiter, als gewöhnlich geschieht. „Meine Freunde,“ sprach er mit sterbender Stimme zu den um sein Bett stehenden Gefangenen, „wenn ich todt bin, untersuche man meinen Leichnam mit Aufmerksamkeit, man wird in demselben etwas vorfinden, das in der Welt eine Umwälzung hervorbringen wird. Er wiederholte dieß so oft und mit so feierlichem Ton, daß, obgleich man an seine Gasconnaden gewöhnt war, man doch glaubte, es liege etwas Ernstes zum Grunde, da man nicht denken konnte, daß ein Todter sich noch über die Lebenden lustig machen wollte. Nachdem derselbe wirklich todt war, benachrichtigte der Director die betreffende Stelle, in Folge dessen in seiner und mehrerer Gefangenen Gegenwart die genaue Untersuchung des Leichnams des Hrn. Grafen von Montealbano vorgenommen wurde; man fand, daß derselbe gerade so beschaffen war, wie alle Leichname, worauf er, nachdem man ihn durch die Capelle getragen, zur Erde bestattet wurde.

Nach James Swan und Ouvrard wird sowohl wegen seiner gesellschaftlichen Stellung, als wegen der Summe, wegen deren er verhaftet war, der Fürst von ..... erwähnt, der am 27 September 1830 wegen viermalhundert und einigen tausend Franken ins Gefängniß gebracht wurde. Ein Irrthum eines Geschäftsmannes veranlaßte, daß es ihm gegen Ende Novembers 1836 an Unterhaltsmitteln fehlte, weßhalb er natürlich entlassen wurde. An demselben Tag erschien er auf dem Balcon der Variétés, wo man ihn noch jeden Abend sehen kann, wenn er nicht auf dem im Palais Royal ist.

Auch August Dante, Graf von Foscolo, Patriarch von Jerusalem, der wegen einer Summe von 100,000 Fr. auf Antrag eines Pfarrers von Paris, dessen Namen später noch geschichtlich wurde, ins Gefängniß kam, wurde wegen Mangel an Unterhaltsmitteln aus demselben entlassen. Dieser Patriarch war ein Ehrenmann; nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte und ihn nichts mehr zum Bezahlen zwingen konnte, entrichtete er vollständig das Capital seiner Schuld, so daß der Herr Pfarrer bloß die Zinsen verlor, die er bei einem etwas mehr evangelischen Gemüthe gar nicht angerechnet haben würde.

Beaumarchais schilderte den Edelmann: ein Thier, das Schulden hat; die Restauration halte nicht ausgeartet; im Jahre 1818 zählte man unter 151 Gefangenen zu St. Pelagie 99 Edelleute, oder solche, die sich dafür ausgaben. Es kümmert mich wenig, auf der Schuldliste den Namen eines Ministers (Hrn. v. Martignac), ferner zwei Pairs der Restauration, drei Divisionsgenerale und beinahe alle Söhne berühmter Häuser aus dem Kaiserreiche zu lesen. Was mich aber, ich gestehe es, schmerzte, war, daß ich wiederholt auf derselben den Namen eines Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften, eines Professors am Collegium von Frankreich, eines Examinators an der polytechnischen Schule, las. Die Mathematiker berechnen die Gegenstände aus dem wirklichen Leben nicht gerade am besten, allein meiner Meinung nach wurde der körperliche Zwang nicht für sie erfunden. Napoleon bezahlte die Schulden des Abbé Sicard dreimal und die Talma's noch öfter; zur Bezahlung derjenigen unseres Gelehrten fand sich Niemand; während er im Gefängnisse war, setzte man ihn in Ruhestand. Seine Schüler aber hatten ein besseres Herz als seine Collegen; jeden Mittwoch wallfahrteten drei oder vier von der Schule aus in die Straße Clichy und baten ihn um eine Vorlesung, für welche ihm jeder 10 Fr. bezahlte. Auch der alte Mann erwartete mit Ungeduld den Mittwoch, indem es ihn ebenfalls glücklich machte, etwas Geld zu bekommen und Mathematik zu treiben.

Von allen Schuldgeschichten ist die von Kallewig die interessanteste: wir werden dieselbe so erzählen, wie sie zu Clichy bekannt ist, und sie wird die letzte seyn. Kallewig war ein edler Schwede, der Sohn eines Kammerherrn Bernadotte's. Als ihn sein Vater nach Paris schickte, hatte er ihn einem im diplomatischen Corps angesehenen Mann beigegeben; unglücklicherweise gefiel er der Gattin desselben: er war jung und schön. Die Rache des Gatten, sagt das italienische Sprüchwort, würde der Teufel nicht erfinden, weil er niemals verheurathet war. Der Diplomat wußte dem jungen Mann eine Rechnung unterzuschieben, der zufolge dieser ihm 150,000 Fr. schuldig war; am 19 October 1829 ließ er ihn in das Gefängniß nach St. Pelagie bringen. Der schöne Schwede vergoß daselbst viele Thränen; am 28 Julius des folgenden Jahres machten ihn die Ereignisse der Revolution frei. Er verweilte zwei Jahre im Ausland, indem er sich nie von der Gränze dieses Frankreichs entfernte, wo er den besten Theil seiner selbst, seine ersten Eindrücke, seine Jugendliebe zurückgelassen hatte. Endlich kommt ein Brief von einer Dame an; war dieß ein Verrath, oder war die Unglückliche dazu gezwungen worden? Niemand wußte dieß. Es hieß in diesem Briefe, man brenne vor Verlangen ihn zu sehen, Alles sey vergessen, er könne wieder kommen. Er kam zurück, und am 5 November 1832 ward er wieder ins Gefängniß gesetzt: dreizehn Monate später trug man einen Sarg aus demselben. Kallewig hatte nur noch Einen Gedanken gehabt, dieß war der an Freiheit und an seine Liebe: nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es ihm endlich, sich einen langen Strick zu verschaffen; er hatte das Gitter an einem Fenster im vierten Stock abgesägt, er wollte sich in die Straße hinablassen, allein Alles wurde entdeckt, und ohne ihm etwas zu sagen, brachte man ihn in eine andere Zelle. Er begab sich in dieselbe, ebenfalls ohne ein Wort zu sagen, allein als er am folgenden Morgen auf das Anrufen nicht antwortete und der Gefängnißwärter deßhalb beunruhigt in seine Kammer eilte, waren seine Versuche, ihn zu erwecken, vergebens; in seinen Händen hatte er ein Portrait, in seinen starren Augen bemerkte man noch Spuren von Thränen; zu seinen Füßen war ein Kohlenbecken und abgebrannte Kohlen. Kallewig, der schöne Schwede, hatte vielleicht nicht aufgehört zu lieben, aber er hatte aufgehört zu leiden.

Vermischte Nachrichten.

Ungeheures eisernes Dampfboot. Es soll ein neues Dampfboot zur Fahrt nach Ostindien gebaut werden, das den Namen Königin des Ostens erhalten, eine Trächtigkeit von 2618 Tonnen haben und nur 15 Fuß im Wasser gehen wird. Seine Maschinen sollen 600 Pferdekraft haben. Man glaubt, daß dieß Dampfboot die Fahrt von Falmouth nach Calcutta (wie es scheint um das Cap der guten Hoffnung herum) in 30 Tagen machen wird. Seine Gesammtlänge soll 310, die auf dem Verdeck 282 Fuß seyn. Die Hauptcajüte soll eine Länge von 128 erhalten, und 16 andere Cajüten sollen 400 Betten für Passagiere haben. Alles andere in Verhältniß.

Medicinische Jurisprudenz. Orfila, Vorstand der medicinischen Facultät in Paris, stellt gegenwärtig interessante Proben an, vermittelst deren er eine wichtige Frage der medicinischen Jurisprudenz zu lösen gedenkt. Es handelt sich nämlich darum, aus den Spuren, welche ein Gift in einem menschlichen Körper, dessen Tod es verursachte, gelassen hat, die Zeit zu bestimmen, wie lange es darin geblieben. (Echo du Monde Savant Nr. 46)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 334.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 November 1838.

Die Singhpos.

(Aus M'Cosh's Topography of Assam.)

Dieses Volk ist der zahlreichste, mächtigste und furchtbarste unter den Bergstämmen, von denen Assam umgeben ist. Sie wohnen im Osten dieses Landes und zerfallen in 12 Hauptstämme, von denen jeder seinen eigenen Häuptling oder Gaum hat. Alle Häuptlinge haben den Schutz der englischen Regierung in Anspruch genommen, obwohl man keinen Tribut von ihnen fordert und mit wenigen Ausnahmen haben sie ihre Pflichten erfüllt. Die Singphos waren seit mehrern Generationen der Schrecken der unglücklichen Assamesen, und machten unaufhörliche Einfälle in ihr Land, manchmal bis zur Hauptstadt hin, wobei die Tempel geplündert, das Land wüste gelegt und die Bewohner in die Sklaverei fortgeführt wurden. Seit die englischen Truppen Assam besetzten, haben sie diese Eindrüche verhindert; aber wie leicht zu erachten, tragen die Singphos ungeduldig diesen Zwang und haben schon einigemal versucht, zu ihren alten Gewohnheiten zurückzukehren. Man kann sich einen Begriff von dem Umfang machen, in welchem diese Verheerungen betrieben wurden, wenn man weiß, daß die Singphos allein den Engländern über 7000 assamesische Gefangene zurückgaben, und daß sich jetzt noch im Gebiete von Ava gegen 100,000 Einwohner von Assam und Munipur in Sklaverei befinden, die wahrscheinlich großentheils von den Singphos und andern Bergstämmen dahin verkauft wurden. Der Bisa Gaum ist ein Mann von ausgezeichneter Einsicht und wurde von den Agenten der englischen Regierung mit vielem Vertrauen behandelt. Der einflußreichste unter den feindseligen Häuptlingen ist Duffa Gaum, zwischen dem und Bisa Gaum seit langer Zeit eine Fehde herrscht: der Erstere machte kürzlich einen Einbruch in das Gebiet des Letztern, wobei Alles ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts niedergemetzelt wurde. So roh die Singphos auch sind, so theilen sie sich doch in vier Kasten. Ihre Religion ist eine Mischung der abergläubischen Meinungen aller benachbarten Völker, und ihre rohen Tempel sind mit noch rohern Idolen aller Religionen verziert. Sie sind kein Zweig der Schan-Stämme, obwohl die Sage ihnen an den Gränzen von China oder Tübet eine Heimath anweist. Ihre Sprache ist nicht geschrieben. Polygamie herrscht unter ihnen, die Todten werden begraben und das Erbe wird unter die jüngsten und ältesten Söhne vertheilt.

Ausflüge aus Pau

4. Das Ossauerthal. Die Bäder.

(Schluß.)

Ehemals stieg man auf einem engen, gefährlichen, krummen Pfade längs den Abgründen des Valentin hinauf, und wenn man in Eaurbonnes ankam, so fand man nichts als einige Cabanen oder Badehütten; vielleicht war dieses angenehmer für die Einbildungskraft, welche auf diese Art das Vergnügen erkaufte, die schönen Wasserfälle des Valentin, von welchen der vorzüglichste gegen 100 Fuß hat, die Lage der Dörfer Aas und Assouste, auf dem Abhange der nördlichen Gränzhügel, und die Ebene von Laruns zu betrachten. Das Leben selbst mußte romantischer seyn, da man in den umliegenden Oertern und Schlössern zerstreut zum Hin- und Herziehen gezwungen war; die Sitten selbst waren damals noch anders, der Aufenthalt der großen Herren, wie z. B. des Marschalls Biron, der mit seiner Gemahlin in dem Schlosse Beost (bei Louvie Soubiron, ungefähr 2000 Toisen von Eaurbonnes) wohnte, trug noch ein feudalisches Gepräge von Pracht, erfüllte das ganze Thal mit Neuheit, Leben und Bewunderung, und reizte selbst die Dichterider der einheimischen Genies, aber dieß war auch das Zeichen der Veränderung, die Bäder kamen in die Mode; die Gemeinde von Aas, welcher sie gehören, vermehrte die Cabanen, und die Revolution, welche unter so vielen Neuerungen auch die Departements und die Präfecten erschuf, führte einen herbei, den Grafen Castellane, welchem es einfiel, ein förmliches, modernes, bequemes Etablissement aufzurichten. Heutzutage setzt man auf einer soliden Brücke über den Gave und fährt auf einer bequemen Straße die steile Anhöhe hinauf; dieß verhindert dennoch nicht, daß man die Wasserfälle des Valentin auf eigenthümliche Art besuchen und auch in dieselben hineinfallen kann, wie es das

erst wenige Jahr alte Denkmal einer englischen Dame traurig bezeugt. Auch findet man weder Bauernhäuser noch Badehütten, sondern eine Gasse von mehr als vierzig zum Theil erst halb ausgebauten Gasthöfen und Miethhäusern, wovon die neuesten immer schöner und prächtiger als die frühern werden, sowohl was den Bau, als die Ausmeublirung und die Bedienung betrifft; am Ende der Gasse und mit der Front gegen die Länge derselben ein kleiner, aber zierlicher Tempel zum Gottesdienste, hinter diesem wieder viele neue Bauten und ein Berg, der mit seinen künstlich angelegten Pfaden und Ruhepunkten zum Spaziergang dienen könnte, wenn er nur nicht so steil, dürr und schattenlos wäre, Eigenschaften, die ihn den Brustkranken wenig empfehlen. Die eigentliche Thermal-Anstalt, oben in der Gasse links, ist ein schönes Gebäude mit einer Marmorhalle, in welcher mehrere Röhren mit ihren Schlüsseln und Marmorbecken einladen, den Geschmack dieser leichter oder stärker geschwefelten, laulichten Wasser zu versuchen. Denn der vorzüglichste Gebrauch, den man von den Wassern von Eaux-bonnes macht, ist zum Trinken oder in Pastillen, unter beiden Gestalten werden sie auch verführt; in Eauxbonnes selbst wird den Kranken die vorgeschriebene Quantität in Krügen zugestellt, wofür sie eine gewisse Summe bezahlen. Indessen werden sie wie alle Schwefelwasser auch häufig zum Baden gebraucht; nur hält man die Bäder von Eauxchaudes für stärker und wirksamer, die von Eauxbonnes hingegen für geeigneter, eine schon beginnende Reconvalescenz zu vollenden. Was die Brustkranken betrifft, so scheint es, daß der Aufenthalt in Cauterets vorzuziehen ist; die Zahl der Fremden beträgt 2 bis 3000 Personen, sie kommen meistens im Julius an. Es wäre lächerlich, mitten unter dieser erotischen Bevölkerung den Charakter und die Sitten der Pyrenäenbewohner kennen lernen zu wollen; man müßte wenigstens in die drei Viertelstunden davon entlegenen Dörfer Aas und Assouste gehen, wo die Bauern wohnen, welche im Winter Pau und im Sommer für dreifachen Preis die Bäder mit Butter versehen, zu welcher Zeit sie alsdann bloß ihren Käs nach Pau bringen. Auch nach Laruns kann man in einer Stunde zu Fuß gehen; man muß wirklich den Weg von Eauxbonnes bis an die Brücke über den Bach von Laruns zurückmachen, wenn man von dem erstern Orte nach Eauxchaudes kommen will.

Man verfolgt nicht lange die Richtung von dieser Brücke nach Süden, bis man zu dem Hourat (Loch) gelangt, einem ein paar hundert Schritte langen in die Felsen gehauenen Engpaß, über welchen man ehemals auf einem gefährlichen und den Räuberanfällen ausgesetzten Pfade setzen mußte. Man wird sodann von dem Abgrund begleitet, in welchem der Gave schäumt, und jenseits desselben sah ich eine Menge aragonesischer Taglöhner, in eine Zeile gestellt, wie Ziegen an dem Felsen hängen, längs welchem sie Steinbrüche und einen Weg eröffnen. Auch in den Bauten von Eauxbonnes sah ich viele Spanier beschäftigt! — Eine halbe Stunde nachher langt man in Eauxchaudes an, einem Orte, der aus etwa 60 altväterischen, einfachen, unfreundlichen und feuchten Häusern besteht. Es gibt zwei oder drei Badeanstalten; man sollte glauben, die Mohren hätten sie erbaut, so finster und unterirdisch sind sie. Die Badezimmer sind wahre Kerker. Die Badewannen sind, wie überall in den Pyrenäen, von Marmor; aber sie werden auch, wie überall, mit Besen, statt mit Schwämmen gereinigt; sie sind daher, wie überhaupt die Zimmer und die ganze Anstalt, schmutzig; der Marmor ist voll Risse und Sprünge, die Dunkelheit und der üble Geruch stoßen zurück, und selbst die nächtliche Beleuchtung ist sehr armselig; man erwartete aber den Badinspector, um große Verbesserungen zu unternehmen. Die Natur bei Eauxbonnes ist nicht schön, aber sie ist offener, sonniger, und, in Uebereinstimmung mit den modernen, zierlichen Gebäuden, freundlicher; bei Eauxchaudes ist sie ernst, traurig, aber erhabener. Die Berge verkürzen das Sonnenlicht, dunkle Nebel dringen aus ihren Schluchten und vereinigen sich mit dem Staubregen, welcher aus dem stets brüllenden Gave aufsteigt. Die Felsen bilden einen langen, engen Corridor, und von den Wänden stürzt das Wasser in hundertfachen Fällen, welche das Geräusch oft unsichtbar vermehren; man schwimmt in einem Ocean von Feuchtigkeit und Vegetation, denn die Natur erkräftigt sich, bekleidet die Berge mit dichten Büschen und Tannenwäldern, und verziert selbst die nackten Felsenritzen mit herrlichen Blumen und Kräutern. — Vielleicht trug auch die Jahreszeit dazu bei, dieses Gemälde zu charakterisiren; es war im Anfange des Junius, in welchem es dort noch halb Winter ist, und die Wasser allenthalben dem geschmolzenen Schnee entquellen. Die Spaziergänge von Eauxchaudes sind verwahrloset, *kaum leitete* mich die Spur menschlicher Tritte bis zu einer Quelle, welche, aus dem Felsen dringend, die sie begleitenden Blumen benetzte.*) Die einsam romantische Gegend ladet wohl ein, tiefer in dieselbe einzudringen, aber schwerlich dürfte man dieß ohne einen leitenden Führer wagen. Ich kehrte also wieder auf die neue breite Straße zurück, welche, als ein Zeichen der menschlichen Thätigkeit, inmitten dieser wilden Natur, in welcher man sich wie verlassen fühlt, etwas Tröstendes an sich hat. Als ich die gegenüberstehende Wand erblickte, welche, steil sich erhebend, ihre Büsche und ihre gewaltsam fallenden Bäche nur hier und da durch die Umhüllung von Morgennebeln durchscheinen ließ, wie hätte ich ahnen können, wenn ich es nicht gewußt hätte, daß da oben allen Blicken verborgene menschliche Wesen wohnen? Ich suchte den Aufgang rechts von der Brücke, und gelangte nach einem halbstündigen Aufsteigen auf ein Plateau, auf welchem man zwischen einzelnen oder in Gruppen zerstreuten ärmlichen Steinhütten noch immer eine starke Weile aufwärts zieht, bis man bei dem letzten Hause ankommt, obgleich die Zahl derselben schon seit Jahrhunderten nicht über 12 oder 14 hinausgeht. Dieser Ort heißt Goust, und man erzählt Fabeln von der Unveränderlichkeit der Zahl 12 und von dem ho-

*) Dieß ist die einzige kalte Quelle, die übrigen sind warme, von verschiedenen Temperaturen; sie unterscheiden sich von den Wassern von Eauxbonnes nicht nur im Schwefelgehalt, sondern in der Art ihrer Zusammensetzung, welche nicht so fein ausgearbeitet, mit einem Worte so vollkommen amalgamirt ist, wie die Gewässer von Eauxbonnes. Diese letzteren haben daher einen gewissen Saftgeschmack, der, nach der Bemerkung eines deutschen Arztes, sie den Brustkranken zum Trinken empfiehlt.

hen Alter der Bewohner. Einige Häuschen sind in einer schöneren Lage neben Wasserfällen, andere haben bloß das umzäunte Feld vor sich, das die Weiber mühsam bearbeiten. Denn ich sah nur Weiber, und traf, während ich hinaufstieg, schon ein Mädchen von etwa 18 Jahren an, welche ungeheure Latten auf ihrem Kopfe trug. Sie hatte eine frische Farbe, aber man kann diese Physiognomien, welche ich auch an den andern Weibern bemerkte, eher häßlich, als schön, und diese Körper eher schwächlich, als stark finden. Dieser kleine Ort hat mancherlei Hülfsquellen: man zieht dort Pferde, welche einen guten Ruf als Gebirgs- und Zugpferde haben, man fällt Holz, man versieht den Markt von Caurchaudes mit Naturproducten, und die Kaufläden, welche sich auch hier in der Halle der Thermalanstalt etabliren, mit Baumwollenmützen. — O weh, da ist es auch wieder mit der Poesie aus, aber die Industrie, welche den Romantismus und die Fabeln verdrängt, hat sie mir nicht auch den Schlangenweg gebahnt, ohne welchen ich nie das Oertchen Goust gesehen, und der mir auf dem Herabsteigen die schönsten Aussichten oder vielmehr Einsichten auf Caurchaudes, den Gave und das Thal verschafft haben würde, wenn es mir vergönnt gewesen wäre, das Verschwinden der Morgendünste zu erwarten.*) Größere Scenen eröffnen sich, wenn man in das Innere der Pyrenäen vordringt, — dieß muß jedoch der Gegenstand eines eigenen Capitels werden — nur muß ich zum voraus bemerken, daß ich nicht mehr als Augenzeuge Bericht erstatten kann.

Spitzbubenregimenter in Indien.

(Asiat. Journ. Octoberheft.)

In den Armeen der eingebornen Fürsten gibt es Regimenter, welche den seltsamen Namen Spitzbubenregimenter führen, denn der Ausdruck Schodha bedeutet wörtlich einen Schurken oder Spitzbuben. Diese Regimenter bestehen aus Leuten, die bis zu einem gewissen Grade privilegirt sind, indem sie manche Verbrechen begehen dürfen, die an andern mit strengen und summarischen Strafen geahndet werden würden. Für diese Nachsicht müssen sie die gefährlichsten Dienste leisten: sie sind Schanzgräber, bilden den Vortrab und müssen bei Belagerungen zuerst stürmen, wenn eine Bresche für praktikabel angesehen wird. Wenn sie nicht wirklich im Dienste sind, so sind sie völlig Herr ihrer Zeit, gehen, wohin es ihnen beliebt, verüben alle Arten von Ausschweifungen, und werden, große Verbrechen abgerechnet, selten zur Rechenschaft gezogen. Da sie wenig oder keinen Sold vom Staat erhalten, bei dem sie im Dienste stehen, so leben sie vom Volk, und suchen auf jede mögliche Weise ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, wobei es an Spitzbubereien und Schurkenstreichen nicht fehlen kann; auch begehen sie fortwährend Handlungen, die sie in einem besser geregelten Zustand der Gesellschaft an den Galgen bringen würden.

Chronik der Reisen.

Reise des Hrn. Poujoulat nach den Ruinen von Assos.

Ich habe im Jahre 1830 im Monat October diese interessanten Ruinen besucht, während Hr. Michaud einen Ausflug nach dem alten Mitylene machte, welches durch einen Meeresarm von Assos getrennt ist. Ich war von Baba, dem alten Cap Lektos, ausgegangen, um diese Pilgerfahrt nach den Trümmern einer ziemlich unbekannten Stadt zu machen; mein Weg führte mich sieben Stunden lang mitten durch Gebirge auf ganz steinigen Fußpfaden, die mit Stauden verwachsen und von Felsen mit schroffen Abhängen umgeben waren. Die Schwierigkeiten dieses Weges veranlaßten einen alten Schriftsteller zu dem Ausspruch, daß man sich dem Untergang aussetze, wenn man zu schnellen Schrittes nach Assos gehe. Ein türkisches Dorf, Behram genannt, liegt an der Stelle des alten Assos. Die Berge und Thäler umher sind mit Wald bewachsen; man findet eine reiche und mannichfaltige Natur, aber keine Spur von Cultur, kein Feld, keinen Baumgarten, keinen Garten, nicht einen Fuß breit Erde, die durch Menschenhände fruchtbar gemacht wäre; es ist eine prachtvolle Gegend, wohin so zu sagen der Mensch noch nicht gekommen ist; es ist die alte Schöpfung mit ihren ursprünglichen Schönheiten, der Ida mit seinen Tannen, seinen Eichen und seinem ewigen Grün. Man liest vielleicht nicht ohne Interesse einige Auszüge aus dem 69sten Briefe der Correspondance d'Orient, der den Ruinen von Assos gewidmet ist; wir wollen mit den Basreliefs, den Trümmern eines großen Tempels, die auf dem Wege nach Paris sind, beginnen:

„Die Ostseite des Berges ist mit Basreliefs aus Granit bedeckt, die uns verschiedene Scenen und Gebräuche des alten Volkes von Assos vors Auge führen; die Basreliefs haben fast alle dieselbe Form und dieselbe Größe; sie sind alle etwa 6 Fuß lang und haben gegen 2½ Fuß ins Gevierte. Alle diese Bildwerke schienen mir von vollendeter Arbeit zu seyn. Bei der Durchsicht dieser kostbaren Ueberbleibsel stieß ich nach und nach auf Tänze, Gastmähler und Opfer. Hier sah ich Frauen, welche, sanft hingestreckt auf Betten oder Diwans, Sklavinnen den Becher hinhalten, die ihnen Getränk einschenken; ihre langen Haare, die ihre einzige Bekleidung sind, wallen nachlässig über ihre Schultern; dort ziehen andere Frauen im Tact eine hinter der andern einher, mit den Händen klatschend, oder auf Teppichen oder Wiesen miteinander scherzend; in einiger Entfernung befinden sich Gruppen, umgeben von Bechern und Urnen. Ich sah zwei Frauen mit dem Gesichte gegen einander, deren unterer Theil in einem Fischschweife endigt, wie bei der Frau, von welcher Horaz spricht; nicht weit davon zwei Ochsen, deren Häupter sich berühren und deren Hörner in einander verwickelt sind. In einem Schalthausen fand ich eine Familien-

*) Dieser Weg ist der einzige Zugang zu dem Orte, wenn man über das letzte Haus noch auf dem Plateaux eine halbe Stunde weiter vordringt, so trifft man auf hohe Berge, hinter welchen nackte Felsenspitzen hervorragen. Auch bleiben die Einwohner während des Winters völlig von der Welt abgesondert; indessen gibt es eine Stelle schon jenseits der Wohnungen, von welcher man, wenn man sich bis an den Rand des Felsens wagt, Caurchaudes gerade unter sich sehen und mit dem Hotel, wo die Bäder sind, durch Signale correspondiren kann. Das Innere der Häuser, hat man mich versichert, bietet eine frappante Aehnlichkeit mit den Dorfhäusern von Castilien an, man steigt über eine kleine Stiege, und trifft dann einerseits eine große Küche mit dem beliebten Feuerplatze, andrerseits ein großes, finsteres Zimmer an. Das Leben dieser Leute muß etwas Patriarchalisches an sich haben.

scene, welche einen Wassersüchtigen mit einem ungeheuren Kopf und aufgetriebenen Seiten auf einem hohen Bette liegend vorstellte; neben dem Bette steht ein Mann mit langem Barte, der dem Kranken einen Trank reicht; dem Bette gegenüber sitzt eine Frau in einem Gewande gleich dem der Frauen des Orients; hinter ihr stehen vier Frauen mit einer großen Urne, eine derselben ohne Kleider. Gelehrtere Reisende als ich würden bei Untersuchung dieser lebenden Gestalten aus vergangenen Zeiten ohne Zweifel in Beziehung auf die Sitten des Alterthums interessante Entdeckungen machen; sie könnten auf diesen verlassenen Steinen die Auflösung vieler Räthsel und mancher Geheimnisse finden; diese zerstreuten Steinblöcke, auf denen manchmal der Hirte von Behram saß, bewahren vielleicht Andenken in sich, die man in Büchern vergebens suchen dürfte."

Als Cicerone in den Ruinen von Assos hatte ich den Aga des Dorfes Behram, einen armen Greis von sehr kleiner Gestalt und äußerster Magerkeit; er erkläte mir die Trümmer nach seiner Art und Weise; seiner Angabe nach waren alle diese Monumente genuesisch, und die Genuesen waren das alte Volk dieses Landes. Die Türken wissen von dem, was wir Alterthum nennen, nichts; die Jahrhunderte des Alterthums sind für sie nicht gewesene Zeiten, und die Genuesen, die ihr Geist und Muth in der neuern Zeit im ganzen Orient umhergeführt hat, stehen im Sinne der Türken als das älteste Volk da; für die Osmanlis sind die Genueser das, was uns die Phönicier, die Aegyptier oder die Griechen sind; die Genuesen nennen die Türken das Alterthum.

Doch fahren wir fort: „Die Trümmer der Akropolis auf dem Gipfel des Berges sind von keiner besondern Bedeutung; bemerkenswerther ist auf diesem Plateau, wo einst die Citadelle stand, ein viereckiger Thurm von 70 bis 80 Fuß Höhe; diesen Thurm sieht man schon in großer Entfernung, er ist die erste Ruine, die ich bei meiner Annäherung gegen Assos gewahr wurde; die Winde hausten durch die Fensteröffnungen dieses einsamen Thurmes, der einst von kriegerischem Geschrei widerhallte; außer diesem stehen noch andere Thürme von mittlerer Größe, und von einer Bauart, die nicht sehr alt scheint, auf dem verödeten Plateau; diese Thürme können wirklich das Week der Genuesen seyn, wenn es nämlich wahr ist, daß diese bis hieher gekommen sind. Ich stieg in zwei große Cisternen von gehauenen Steinen, die noch vollkommen erhalten waren; eine derselben versieht gegenwärtig noch das Dorf Behram mit Wasser.

„Die Sarkophage und zahlreichen Trümmer von Gräbern, die man auf der Westseite des Berges findet, zeigen den Reisenden die Nekropolis von Assos an. Diese Sarkophage, von denen einige 5 Fuß tief und 9 oder 10 Fuß lang sind, sind von Granit, mit Blumengewinden, Widderköpfen und Trauerinschriften geschmückt. Alle Gräber wueden von den Muselmännern des Landes, in der Hoffnung, Gold darin zu finden, entweiht; zu schwach, um die Deckel eines jeden Grabmales wegzuheben, brachten sie an der Seite eine weite Oeffnung an, so daß gegenwärtig die jungen Ziegen und Lämmer in diese leeren, alten Grabmäler hinein können, um sich darin gegen schlechtes Wetter oder gegen die Sonnenhitze zu schützen. Die alten Schriftsteller sprechen von einem Steine,* lapis sarcophagus genannt, der im Land Assos gewöhnlich war, und den man zu Errichtung von Grabmälern wählte.

„Der südliche Abhang des Berges bietet große Ruinen dar; das Theater von Assos kann als eines der schönsten derartigen Monumente betrachtet werden, das uns die Griechen hinterlassen haben; dasselbe hatte, wie ich fand, einen Umfang von 450 Fuß; die Zuschauer hatten vierzig Reihen Sitze, die in acht Stockwerke abgetheilt und in die Felsen des Berges eingehauen waren; diese Sitze befinden sich noch in ihrem ursprünglichen Zustand, und konnten weder durch die Länge der Zeit, noch durch Menschenhände zerstört werden; merkwürdig ist, daß sie so ausgehöhlt sind, daß die Zuschauer, wenn sie sitzen, die vor ihnen befindlichen Personen nicht incommodiren können. Das Volk trat durch zwei große gewölbte Zugänge ein, und stieg fünf Stufen hinauf, um an dem Schauspiele Theil zu nehmen. Am äußersten Ende des Theaters bemerkt man eine große Terrasse, die als Promenadeplatz dienen konnte. Man könnte nicht leicht ein reizenderes Gemälde erfinden, als die sind, die man von der Anhöhe des Theaters von Assos aus erblickt; die Natur und die poetischen Traditionen bezaubern zu gleicher Zeit Auge und Einbildungskraft; abgesehen von dem Gebirge von Assos, das an und für sich ein großartiges Schauspiel darbietet, sieht man gegen Mittag die grünenden Hügel von Lesbos, bespült von azurnen Wellen; im Osten die schönen Gestade des Antandros und Chepsa, des Antandros, von welchem der Sohn des Anchises mit den letzten Ueberbleibseln Troja's auszog, des Chrysa, dessen Namen an die Gefangene Agamemnons erinnert, und berühmt ist durch seinen Tempel des Apollo Smintheus; im Westen liegt das Ufer, wo eine Stadt mit dem Namen des Palamedes, eines Freundes des Achilles, lag. Die Bewohner von Assos möchte der Anblick dieser Natur wahrscheinlich viel weniger entzücken, als mich, denn Gewohnheit macht gleichgültig, allein ich war stets erstaunt, daß die Alten für ihre Theater solche Lagen wählten, welche die Zuschauer auf besondere Weise zerstreuen mußten.

„Oberhalb des Theaters bemerkt man Ruinen und alte Grundmauern; hie und dort liegen Säulen und gehauene Steine, von denen einige noch Reste von griechischen Inschriften mit den Namen Jupiter und Cäsar tragen, was auf den Glauben führen könnte, diese alten Ueberreste haben zu Tempeln gehört; dieß ist auch die Meinung Hrn. v. Choiseuls, welcher die drei Tempel, die seiner Voraussetzung zufolge auf der großen von der Akropolis beherrschten Terrasse gestanden haben sollen, in Zeichnungen wieder aufgeführt hat. Wenn man auf der Ostseite den Abhang des Berges verfolgt, findet man einen Säulengang in dorischem Styl, die Trümmer eines griechischen Tempels. Ich ging auf der alten Straße von Assos bis ans Meer hinab; dieser Weg hat breite Treppen und gehört nicht zu den unbedeutendsten Ruinen. Am Ende dieses Weges, am Ufer des Meeres, sah ich ein Kaffeehaus, ein Backhaus, eine türkische Douane und eine Quelle, allein Alles ist beinahe verlassen; im Hafen befand sich nicht eine einzige Barke, und der muselmännische Cafetier beklagte sich bei mir, daß man die Wege der alten Stadt ganz vergessen habe. Das letzte Gebäude, das ich am Ufer besucht habe, sind türkische Bäder, aus Granitblöcken erbaut und von einem Damm bedeckt; jetzt sind diese Bäder halb zerstört, und die türkischen Ruinen liegen unter denen von Assos.

„Ich habe Alles aufgeboten, diese Beschreibung so vollständig als möglich zu machen, weil die Ruinen von Assos noch von wenigen Reisenden besucht worden sind; Hr. v. Choiseul ist, so viel ich weiß, der einzige französische Reisende, der derselben erwähnt, allein seine Erzählung gibt bloß eine unvollkommene Idee von den Ruinen und Oertlichkeiten, und läßt bezweifeln, ob Hr. v. Choiseul die Stelle dieser seltsamen griechischen Stadt selbst gesehen habe." (Echo du Monde Savant Nr. 42.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage; Umschlag zum Monat November.)

Nr. 335.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

1 December 1838.

Die Fischereien in den nördlichen Eismeeren.

(Nach alten holländischen Ueberlieferungen und mündlichen Erklärungen von frühern, jüngst dort gewesenen Expeditionen von Louis Bahre.)

1. Geschichtliche Erinnerungen.

Vor der Entdeckung von Amerika und des Wegs ums Cap der guten Hoffnung nach Ostindien, als die Schiffahrt in Vergleich zu ihrem gegenwärtigen Zustande noch in ihrer Jugend sich befand, waren die Basken wegen ihrer weiten Seereisen berühmt. Sie sollen eine in ihrer Nähe sich aufhaltenden Gattung Finnfische (Balaena Rostrata) gefangen haben; in der Verfolgung derselben immer weiter nordwärts gerathend, fanden sie ihre Bemühungen segensreicher belohnt: so erreichten sie die Insel Island und das Eismeer. Hier trafen sie den wegen seines Specks und vieler guter Barden so werthvollen grönländischen Wallfisch und dehnten in Folge des reichen Gewinns ihre Expeditionen so sehr aus, daß die Engländer und Holländer aufmerksam auf diesen ergiebigen Geschäftszweig wurden und beschlossen, daran Theil zu nehmen. Die ersten Ausrüstungen von Holland nach dem nördlichen Eismeer geschahen 1611; dieselben führten die damals so hoch geschätzten Harpuniere aus Biscaya mit sich, deren Anordnungen über alles auf diese Fischerei Bezügliche man blindlings gehorchte. Die verschiedenen Rheder, welchen der genossene Gewinn sehr wohl gefiel, vereinigten sich im Jahre 1614 zu der berühmten grönländischen Compagnie (auch wohl nordische Gesellschaft genannt) und erwirkten von der Regierung der Generalstaaten auf 10 Jahre das ausschließliche Privilegium, Ausrüstungen auf Fischerei und Handel nach der Davids-Straße, Grönland, Spitzbergen, Bären-Eiland und Novaja Zembla zu machen, welches später verschiedenemale verlängert wurde, mit kleinen Abänderungen.

Im Anfang traf man die Wallfische in großer Anzahl an der Westseite der kleinen Insel Jan-Mayen, besonders aber in den großen Baien der Südwestküste der Insel Spitzbergen. Die Engländer kamen zuerst und nahmen die Baien auf der Südküste, welche am schnellsten vom Eis befreit sind, in Besitz. Die Schiffer der andern Nationen vertheilten unter sich die übrigen Einmündungen und Gründe. Die Holländer hatten ihre Hauptetablissements auf der Nordwestseite, besonders errichteten sie nach dem Beispiel der Britten viele Packhäuser und Thranbrennereien, und gaben dieser Faktorei den passenden Namen Smeerenburg (79° 15′ n. B.). Damals waren die Fische wenig scheu, also eine leichte Beute, ja es wird erzählt, daß mitunter die Leute in den Schaluppen nach solchen Fischen mit den Rudern schlugen, die, zufällig in den Weg kommend, sie hinderten, die Harpunirten zu verfolgen. Die Getödteten bugsirte man ans Ufer, löste die Speckhaut ab (flenßte sie) und kochte gleich den Thran aus; daher führte man auch damals doppelte Besatzung, nämlich 60 bis 80 Mann das Schiff. Die Menge des ausgebrannten Thrans war so groß, daß nicht allein die Expeditionen voll beladen zurückkehrten, sondern es wurden in Holland Schiffe befrachtet, bloß um Thran von Smeerenburg zu holen. Jetzt ist man zufrieden, wenn das Schiff zu zwei Dritteln voll mit Speck wird. Ein lebhaftes Gewühl war während der Fischerei auf dieser Factorei, wo mehrere Tausend Arbeiter und Matrosen zusammen kamen. Die Commandeurs (Name der Führer solcher Expeditionen) wohnten am Lande; des Morgens, wenn das frischgebackene Brod aus dem Ofen kam, wurde dieß durch Blasen auf dem Horn bekannt gemacht; es gab Schenken, und die Seeleute belustigten sich wie zu Hause. Die großen Gewinne jener Zeiten beweisen die von der nordischen Compagnie gebauten auf Kaisersgracht in Amsterdam stehenden, sogenannten grönländischen Packhäuser und die Ruinen von Smeerenburg. Gegen alles Erwarten minderte sich der Fang, kein Fisch zeigte sich mehr im Innern der Baien; man traf ihn nur in den Ausmündungen und dann sogar nur in See auf den Sandbänken an. Die Entfernungen des Fangs von den Thranbrennereien wurden immer größer, die Kosten lasteten schwer auf dem verminderten Fang, und so verließ man diese Factoreien, indem die Kessel und sonstige Sachen mitgenommen wurden, welche in der Fischerei nützlich, wie Schaluppen, Leinen, Harpune u. s. w. bisher daselbst überwintert hatten. Uebermuth der Matrosen so wie der Zahn der Zeit zerstörten jene kostbaren Werke, die nördlichsten von den Händen einer civilisirten Nation angelegten, von denen jetzt nur einige Ueberbleibsel zu erkennen sind.

Als man begann in See zu fangen, bugsirte man die Fische

auf die Seite des Schiffs, befestigte sie, flenßte die Speckhaut ab, die zerschnitten in Fässer gethan ward, und nahm vom Kopf die Barden und die vielen Thran enthaltenen Kinnbackenknochen. Letztere stellte man zu Hause als Trophäen auf, deren viele noch in Holstein und der Umgegend Hamburgs als Abweiser dastehen. Diese Knochen, so wie auch die längste der Barden, welche gleich gereinigt wird, zeigt der Commandant seinen Rhedern und Freunden, da sie als Maaßstab zur Größe des Fisches dienen können.

Nach der glücklichsten Periode kam man überein, auch in fremde Baien Anker werfen zu dürfen; das Recht der Fischerei blieb jedoch vorbehalten, dieses hob sich erst später von selbst auf, als der Fisch die offene See mied und zwischen die Eisfelder wich. — Im Jahre 1615 löste sich die holländisch-nordische Gesellschaft auf, indem die Administrationsunkosten und Sporteln enorm waren, so daß man es müde ward, Einschüsse zu leisten, während man Austheilungen erwartete und unglücklicherweise einmal 20 Schiffe im Eis geblieben waren. Dann machten Privatleute allein solche Ausrüstungen.

In einer glänzenden Periode (1683) sollen 242 Schiffe auf dem Fang gewesen seyn, die wenigstens 10,000 Mann Besatzung und 1800 Schaluppen mit sich führten. 32,900 Fische waren in 46 Jahren gefangen. Kein Wunder also, daß die Race vermindert ward, und die Fische jetzt so furchtsam geworden sind, daß es bei ihnen zum Instinct geworden ist, die offene See zu meiden; die verwundeten, mit Harpune und Leine entwichenen, vermehren deren Scheu vor Schaluppen und Schiffen. Die Commandeurs sagen, die Fische seyen nur von ihren früheren Lieblingsgründen gewichen; doch darf man wohl annehmen, daß die Wallfischgeschlechter des hohen Nordens nicht mehr so zahlreich als früher sind.

Im Jahre 1697 hatten sich wegen des Krieges mit Frankreich folgende Expeditionen in der Kleck oder englischen Bai versammelt, um unter dem Convoi von 9 holländischen und 2 Hamburger Kriegsschiffen nach Hause zu segeln, nämlich:

121	holländische Schiffe	mit 1252	Fischen	
54	Hamburger	— — 515	—	(mit 36,412 Fässern
15	Bremer	— — 119	—	Speck)
2	Emder	— nur 2	—	
192	Schiffe hatten	. . 1888	Fische.	

Jedes Schiff hatte etwas gefangen, und unter den holländischen das unglücklichste 3 Fische. Nicht allein zum Convoi segelten Kriegsschiffe in jene Gegend, sondern auch um Streitigkeiten zu schlichten, die öfter unter den Commandeurs vorkamen, und nach einer Resolution der Staaten von Holland und Westfriesland vom 22 Januar 1695, welche von den deutschen Hansestädten gebilligt war, beurtheilt wurden. Diese Gesetze, so wie eine in diesem Jahre vorgekommene bedeutende Streitfrage werden weiter unten angeführt werden.

Zur Zeit der Privilegien der Compagnie sandten einige Rheder, die nicht nach den Baien durften, Schiffe am Rande des Westeises in See, um zu fischen. Dabei kam öfters vor, daß wegen schlechten Wetters der Fisch nicht gleich geflenßt werden konnte, und man führte ihn vermittelst eines durch die Wurzeln des Schwanzes befestigten Seiles mit sich bis zur guten Gelegenheit. Damals fürchtete man sich noch sehr vor jenem von den Küsten Grönlands abliegenden sogenanntem Westeise, und wendete gleich bei Ansicht desselben um. Später segelte man indessen, von Jagd- und Gewinnlust getrieben, kecklich in dasselbe hinein, da die ganze Besatzung Antheil am Fange hatte. Zur Eisfischerei, die noch jetzt betrieben, wird dem Schiff eine besondere, 5 bis 7 Fuß dicke Holzbekleidung gegeben; besonders sucht man das Vordertheil zu schützen, und benagelt es außerdem mit breiten eisernen Reifen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bankas in Indien.

(Asiat. Journ. Octoberheft.)

Das in Indien vielfach gebrauchte Wort Banka, welches eigentlich „gekrümmt,“ „gebogen,“ bedeutet, wird daselbst auf dreierlei Classen von Personen angewendet: auf den bürgerlichen Dandy, den militärischen Dandy und endlich auf jeden Spitzbuben und Betrüger von Profession. Da nur der militärische Banka eigenthümliche, für die Verhältnisse in Indien bezeichnende Charakterzüge darbietet, so wollen wir uns mit diesem allein befassen.

Die militärischen Bankas sind in den Armeen der einheimischen Fürsten Leute von Bedeutung und Ansehen, da sie gewöhnlich unter den Ilka oder freien Truppen dienen, welche keinen Sold erhalten, sich selber mit Waffen und Pferden ausrüsten, Adjutantendienste thun, und stets zu jedem verzweifelten Streiche bereit sind. Sie sind ohne Ausnahme in der Führung irgend einer Waffe, dem Säbel oder der Lanze, ausgezeichnet geschickt, vortreffliche Reiter und stets nach Gelegenheiten begierig, ihre Geschicklichkeit in ihrer Lieblingswaffe gegen Freund oder Feind, gegen jeden, der ihre Ueberlegenheit nicht anerkennen will, zu erproben. Der Banka, welcher auf die Führung des Säbels stolz ist, läßt die Enden seines Turbans den Rücken hinabhängen, zum Zeichen, daß er entschlossen ist, es mit jedem aufzunehmen, der sich an ihn wagen will, oder sich herausnimmt, in seiner Gegenwart einen Turban mit Enden von ähnlicher Länge zu tragen. Ist der Banka besonders auf die Lanze eingeübt, so trägt er, wenn er ein Hindu ist, einen Ring von Gold oder Silber an einem seiner Füße; ist er ein Mohammedaner, so bindet er ein kleines Band von hellfarbiger Seide oder Tuch seinem Pferde oberhalb dem Knie des rechten Vorderfußes um. Dieses ist so viel als den Handschuh hinwerfen, und heißt Bana oder Ausforderung. Wenn feindliche Armeen eingeborner Fürsten sich einander nähern, sprengen die Bankas hervor und fordern einen Gegner zum Kampf auf den Säbel oder die Lanze heraus. Europäer haben wenig Aussicht gegen einen so gewandten Banka das Feld zu behaupten; doch sind Fälle vorgekommen, wo englische Officiere die Ausforderung annahmen, und von diesen sind nur zwei als Sieger vom Kampfplatz abgetreten. Später wurde verboten, diese Ausforderungen anzunehmen.

Wenn ein Banka seinen Muth im Gefechte gezeigt hat, so wird er häufig von dem Häuptling, dessen Fahne er gefolgt ist, zu irgend einer einträglichen Stelle in seiner Nähe ernannt, und nach dem Ende eines Feldzugs oft mit Ländereien belohnt: viele von den unabhängigen Fürstenthümern in Indien wurden durch Leute begründet, welche ursprünglich Bankas waren. Diese Bankas haben in ihrer Kleidung immer etwas seltsames in Form, Gewebe oder Farbe, und einige tragen Hosen, wovon das eine Bein von rothem, das andere von grünem Tuch ist; andere gehen so weit, daß sie auch die beiden Hälften ihres Rocks von entgegengesetzten Farben tragen. Man sieht solche Leute selten im Gebiete der Compagnie, in den Mahrattalagern aber und an den Höfen der eingebornen Fürsten finden sie sich in Menge. Ein seltsames Individuum dieser Art sah man zu Lucknow, das diese Verschiedenheit der Farben so weit trieb, daß auch sein Reitzeug auf den beiden Seiten von verschiedenen Farben war. Die tartarischen Kuhschweife, mit denen jede der vier Ecken seines Sattels geziert war, waren auf der rechten Seite schwarz, auf der linken weiß. Ein solcher Banka ist sehr stolz auf seine Waffen, seine Ausrüstung und sein Pferd; er zahlt, was er nur immer vermag, um Säbel, Dolche, Lanze u. s. w. von vorzüglicher Beschaffenheit zu besitzen, und ist stets bis an die Zähne bewaffnet. Ist er reich genug, so ist sein Reitzeug mit Silber oder Gold bedeckt und seine eigene Kleidung mit Silber- oder Goldborten, so daß er nach einem unter den Bankas gewöhnlichen Ausdruck „gut brennen" würde. Ein Banka dieser Art trug stets einen großen, goldenen Ring in dem Ohr, der mit talismanischen Charakteren bedeckt war; der Ring mochte etwa 250 R. werth seyn, und seine Größe machte ihn sehr bemerkbar. Als man ihn fragte, warum er ein so häßliches, schweres Ding als Schmuck trage, erwiederte er, „es geschehe, um den tapfern Mann zu belohnen, der ihm den Kopf abschlagen würde." Diese Bankas sind sehr höflich und geschliffen in ihrem Benehmen, ja, ihre ausschweifenden Complimente und ihre übertriebene Höflichkeit bei allen Gelegenheiten müssen einem Europäer höchst lächerlich erscheinen; Asiaten aber betrachten eine äußerst schmeichelhafte und blumenreiche Sprache als Zeichen einer höhern Bildung, und beurtheilen einen Mann nach seinem äußern Benehmen und seiner Aufmerksamkeit auf kleinliche Etiquettenpunkte.

Die irregulären Reiterregimenter im Dienste der Compagnie enthalten gleichfalls solche Bankas, obgleich die Nothwendigkeit, in Uniform zu erscheinen, die wunderliche Schautragung seltsamer Kleidungsweise hindert. Die jetzige Friedenszeit ist freilich den Proben von Tapferkeit im Einzelkampf nicht günstig, inzwischen entschädigen sie sich durch fortdauernde Uebung mit dem Säbel, der Lanze, dem Feuergewehr und den Reitkünsten jeder Art. Diese Leute betrachten die immerhin ziemlich gefährliche Jagd der Wildschweine, wie die Europäer sie treiben, mit einiger Verachtung. Statt der Lanze verfolgen sie ein Schwein nur mit dem Säbel, und wenn es sich gegen sie wendet, hauen sie es nieder, denn ihre Säbel dringen durch Alles und ihre Hiebe gehen nie fehl. Sie lehren ihre Pferde alle möglichen Kunststücke machen, und Alles ertragen, auch richten sie mit ihnen fast Unglaubliches aus. Diese Leute wurden unter die englische Fahne eingereiht nach dem Feldzug gegen die Pindarris, wo so viele einheimische Truppencorps aufgelöst wurden, und die Ruhe des friedlichen Theils des Volkes sich nur dadurch sichern ließ, daß man so wilden, kriegerischen Geistern, die sonst auf die Gesellschaft losgelassen worden wären, eine angemessene Beschäftigung gab. Die Pindarri-Häuptlinge bestanden meist aus Bankas, Leuten, die Alles wagten, um einen Namen zu gewinnen; denn diese militärischen irrenden Ritter, wenn man sie so nennen kann, waren stets bereit, die Ansprüche, die sie auf Tapferkeit machten, mit dem Schwerte zu beweisen.

Bericht über die mit dem Bremer Schiff Virginia in Deutschland angekommenen beiden Neuseeländer.

Ende Septembers kehrte das von Hrn. Ghevekoe in Bremen auf den Wallfischfang in der Südsee ausgeschickte Schiff Virginia, Capitän Krudop, nach einer Abwesenheit von 25 Monaten glücklich nach Bremerhaven zurück. Ein Fang von fünf und fünfzig Wallfischen belohnte die Bemühungen dieses ersten deutschen Schiffes, das den Wallfischfang in jenen entlegenen Regionen betrieben. Aber merkwürdiger als eine reiche Thranladung sind für uns zwei seltene Reisende, die an Bord dieser Brigg von 800 Tonnen am deutschen Gestade angelangt sind.

In der Cook-Straße, und zwar in der Cloudy-Bai auf der Nordostspitze des südlichern der beiden großen neuseeländischen Eilande, lag zum Behufe der Thranbereitung und der kleinern Fangexpeditionen die Virginia mehrere Monate lang vor Anker, und benutzte dort die freiwilligen Dienste zweier Eingebornen, deren Lust am Seeleben sie bald zu vollkommenen Matrosen schuf. Als die Brigg vor sieben Monaten absegelte, verlangten die beiden Wilden, die mit dem Bootsmann Meinke vertraute Freundschaft geschlossen und sich die Zuneigung des Capitäns und der Mannschaft zu verdienen gewußt hatten, das Land der Wunder, Europa, zu sehen, und der Capitän, der die physischen und Gemüthseigenschaften der beiden Menschenfresser vollkommen kannte, stand nicht an, sie als besoldete Matrosen mitzunehmen, und ihnen das Versprechen zu geben, sie auf seiner nächsten Reise in die Südsee wieder in ihr Vaterland zurückzuführen. Die Virginia langte, wie gesagt, glücklich am heimathlichen Strand an, und unsere beiden Antipoden leben in diesem Augenblick in dem Haus ihres Freundes, des Bootsmanns Meinke, im Dorfe Iprump, welches an der Chaussée von Bremen nach Delmenhorst, anderthalb Stunden von jener und eine halbe Stunde von dieser letztern Stadt, belegen ist. Gegen den 18 October werden sie aber wieder nach Bremerhaven hinuntergehen, da sie, bevor sie im nächsten Frühling nach Neuseeland zurückkehren, noch erst eine kleine Reise nach Baltimore machen werden.

Der ältere der beiden Wilden scheine 32 bis 35 Jahre alt zu seyn, der jüngere zählt kaum 26 Jahre; doch wissen sie ihr Alter nicht genau anzugeben. Jener heißt Emetsi (Accent auf der ersten Sylbe und mit sanft gelispeltem s), dieser Tjati (mit französischer Aussprache des j und Accent auf der ersten Sylbe). Ihre Hautfarbe gleicht dem braunen Teint der Südspanier, Sicilianer und Maltesen, mit einem schwachen, gelblichen Schimmer. Beide sind breitschulterig und kräftig gebaut, ob aber ihre Beine, wie viele Reisende dieß von ihnen be-

haupten, verhältnißmäßig schwach, ja selbst schief sind, konnte ich nicht bemerken, da sie außer der blauen Jacke und dem niedrigen Hute der Seeleute auch die weiten, blauen Hosen derselben tragen. Ihr Haar ist schwarz, schlicht und kurzgeschnitten, das Auge kohlschwarz mit hellabstechendem Weiß, ziemlich lang geschlitzt und von schönen, langen Wimpern überschattet, der Mund ist groß, die Zähne sind weiß, stark, enggereiht, die Ohrläppchen haben ein Loch von der Größe eines Kreuzers, ihr Bart ist sehr schwach. Tjali, der jüngere, ist auch der größere und schönere, seine Nase ist etwas gebogen, aber unten ein wenig geplätscht. Emetsi's Gesicht ist der Form nach häßlich, die Nase ist oben stark eingedrückt, unten geplätscht, und überhaupt unterscheidet er sich von seinem Landsmann so weit, daß man wohl auf die Vermuthung kommen könnte, es fließe in seinen Adern Blut von Australnegern, deren es nach einigen Berichten auf Neuseeland allerdings geben soll. Aber Tjali, der Neffe eines Unterhäuptlings (Ebu, vielleicht das Epodi des Reisebeschreibers Collins), ist verschlossener, finsterer Gemüthsart. Der stillbrütende Ernst seines Gesichts wird nur von seltenen flüchtigen Schauern einer ausgelassenen Freude erhellt. Emetsi hingegen ist heiter, fröhlich und gesprächig, Emetsi ist liebenswürdig — ein liebenswürdiger Menschenfresser! — Emetsi ist ein großer Krieger. Sein Körper ist über und über blau tättowirt. Auf seiner Nase prangt ein sich von dort über beide Wangen erstreckender Sattel, der aus lauter blauen, eingeätzten, höchst regelmäßigen Spirallinien besteht, die nach seiner Erzählung vermittelst eines Pfriems und eines Klöpfels über einem Chablon punktweise eingeschlagen worden sind. Die einzelnen Punkte sind aber in ununterbrochene Rillen verlaufen. Auch die untern Gesichtstheile sind stark tättowirt, und außer der Brust und andern bedeckten Körpertheilen haben sich selbst seine Augenlieder und sogar das glans penis dieser eben so seltsamen als schmerzhaften Operation unterwerfen müssen, in Folge deren, wie Emetsi unter ausdrucksvollen Gebärden erzählte, ihm das Gesicht so dick aufgeschwollen gewesen war, daß er drei Tage lang nicht sehen konnte. Tjali trägt nur um die Handgelenke herum tättowirte Verzierungen, welche auffallende Aehnlichkeit mit einem gothischen Kranz mit Spitzen und Tropfen haben. Beide sprechen gebrochen englisch, und fangen schon an einige plattdeutsche Ausdrücke zu lernen. Sie sprechen dann bremisch, denn von dem Worte deutsch wissen sie nichts.

In dem Häuschen des benannten Bootsmanns leben sie so frei und zwanglos, so willig zu jeder Beschäftigung und so gern gesehen von den Mitbewohnern und Nachbarn des Hauses, als hätten sie schon Jahre darin zugebracht. Der die Wilden auszeichnende starke Nachahmungstrieb ist ihr großer Lehrmeister; sie lernen wie Kinder, aber schneller und sicherer, oder wie Männer, die mit gestärkten Sinnen in Europa eine zweite Kindheit, aber im Fluge, durcheilen. Emetsi sah seinen Freund einen Wagen mit zwei Pferden fahren, und auf dem Rückwege nahm er selbst die Zügel, die ersten, die seine Hand berührte, und fuhr brav und sicher in der Dunkelheit auf einer von Menschen und Fuhrwerken wimmelnden Landstraße. Deßwegen glaubten Manche anfangs, diese Fremden seyen keine Wilden, sondern civilisirte Farbige, an deren Anblick man in der Nähe der großen norddeutschen Handelsstädte im Ganzen als an den von unseres Gleichen gewohnt ist. Aber unsere Gäste gehören zu den wildesten, rachsüchtigsten, grausamsten Kannibalen, welche die Welt kennt, und nur ein langer Aufenthalt auf dem Schiff, Umgang mit Europäern unter gleichen Lebensverhältnissen, Kenntniß vieler unserer Gebräuche verbergen in ihnen die Abkömmlinge jener Neuseeländer, die im Jahre 1772 in der Bai of Islands den französischen Fregattencapitän Marion nebst zwölf seiner Gefährten meuchlings ermordeten, am Feuer brateten und darauf auffraßen. So gestand auch Emetsi nach einigen Ausflüchten ein, er habe nicht nur Menschen getödtet, sondern auch eben so oft die Erschlagenen gefressen. Beschämt aber und sichtbar erröthend setzte er hinzu: not good, not good (nicht gut). Tjali beschrieb das Auflauern der Feinde, den Ueberfall, das Umbringen derselben, die Zerstückung der Getödteten. In the bush, he comes, knock down, cut off throat, put him shoulders, carry away in the bush, cut off arms, legs, put him on the fire, eat him (im Busch, er kommt, todtschlagen, Kehle abschneiden, werf' ihn über die Schultern, wegtragen in den Busch, Arme und Beine abschneiden, legen ihn ans Feuer, essen ihn), so war das Skelett seiner Erzählung, der ausdrucksvolle Gebärden Leben, Kraft und Feuer gaben. Aber er behauptete hartnäckig, nie selbst an einem so scheußlichen Mahle Theil genommen zu haben: other people do it (die andern Leute thun es). Auf die mit scheinbarem Gleichmuth später an ihn gerichtete gelegentliche Frage, ob Menschenfleisch gut schmecke? antwortete er aber ohne Bedenken: yes, very good (ja, sehr gut). Beide hatten ohne Zweifel von den Matrosen schon gehört, daß Menschenfressen hier weder üblich, noch beliebt sey, und äußerten deßhalb Abscheu dagegen, obgleich wohl weniger aus Erkenntniß des Abscheulichen einer solchen Handlung, als vielmehr aus dem Bestreben, so zu denken und zu handeln wie ihre civilisirten weißen Freunde, und der daraus entspringenden natürlichen Scham vor einer Sitte, zu der sie sich nicht bekennen durften, ohne, wie sie wußten, von höhern Wesen verabscheut zu werden. Denn mehr oder minder betrachten Wilde den Europäer gewiß als ein höheres Wesen nicht der Anlage nach, wie die Indianer den Columbus und die Spanier, sondern der Entwicklung nach. Aus ähnlichem Grunde hielt auch Tjali das Tättowiren nicht für schön, wohl aber Emetsi, der großes Vergnügen daran fand, seine blaue Nase zu zeigen und sie betasten zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Bevölkerung Frankreichs. Moreau de Jonnès hat der französischen Akademie der Wissenschaften folgende aus officiellen Papieren gezogene Angaben mitgetheilt. Im Jahre 1835 fanden in Frankreich Geburten statt 993,833, im J. 1836 nur 979,820. Im J. 1835 starben 816,413 und im J. 1836 771,700. Die Zahl der geschlossenen Ehen betrug im J. 1835 275,508 und im J. 1836 274,145. Diesen Angaben zufolge betrug die Vermehrung der Bevölkerung im J. 1835 177,420, im J. 1836 dagegen 208,120. Die Gesammtbevölkerung war im J. 1835 33,332,790, im J. 1836 33,540,810. (Franz. Blätter)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 109** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt:** Träume. (Von Thomas Moore.) — Die nachgelassenen Papiere des Pick=wick=Club. (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslands ganzjährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch=Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 109.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

1 Dezember. 1838.

Träume.

Von Th. Moore.

Im Schlummer, o sprich, was mag das seyn?
Kommt's oft, daß ein Seelchen entfliegt,
Da kehren sie Eines beim Andern ein
Und lassen den Leib wo er liegt.

So — wär' es zu läugnen? — die letzte Nacht,
Da wischte dein Seelchen hinaus,
Sie kam auf den Zehen, sie schlich so sacht,
Und fragt', ob die meine zu Haus.

Auf machte die meine gar freudig leis,
Sie schwatzten und kosten behend,
Denn sehn sich zwei Seelen verstohlenerweis,
Nimmt Plaudern und Küssen kein End'.

Da hub dein Seelchen, so mild und zart,
Zu weinen, zu klagen an:
Du begegnetest ihr so wild und hart,
Und hieltest sie streng im Bann.

„Ja, wenn es mir einmal widerfuhr,
Daß ich ihr ins Auge mich stahl,
Und daß ich, die Gluth mir zu kühlen nur,
Auf Seufzern entstieg meiner Qual;

Erschreckt sie mich plötzlich und jagt mich hinein,
Und macht dann ein Wesens davon:
Das könnt' eine schwere Sünde seyn,
Und hält einen ernsten Sermon.

In Mienen und Worten wie wär' ich so froh
Mich zu zeigen — sie hält mich gelähmt,
Und sperrt mich in Ecken und Winkel, wo
Man gesehen zu werden sich schämt!"

Als die meine die klägliche Beichte vernahm,
Sah die Arme sie an voll Leid:
Und meinte: „von Anstand und all dem Kram
Da wüßte sie wenig Bescheid."

„Doch morgen, mein Geistchen, so süß und gut,
Um Mitternacht bist du zu Haus,
Und derweil deine Dame im Bette ruht,
Da komm' ich, da sprechen wir's aus."

Noch ein Wörtchen ins Ohr — keine Thüre knarrt —
„Du weißt ja wo aus und wo ein."
Und um Mitternacht, ja, meine Schöne, da harrt
Dein artiges Seelchen mein!

L. S.

Die nachgelassenen Papiere des Pickwick-Club.

(Schluß.)

Mr. Pickwick stieg in das Gesellschaftszimmer hinab, wo er das Frühstück aufgetragen und die Familie bereits versammelt fand. Man machte das Frühstück hastig ab; die Hüte sämmtlicher Gentlemen waren mit ungeheuern blauen Abzeichen geschmückt, welche die schöne Hand der Mrs. Pott selbst daran angebracht hatte, und da Mr. Winkle es übernommen hatte, diese Dame zum Giebel eines Hauses in der nächsten Nähe des Hustings zu geleiten, begaben sich Mr. Pott und Mr. Pickwick allein nach dem Stadtwappen, aus dessen Hinterfenster Einer von der Committee des Mr. Slumkey eine Anrede hielt an sechs kleine Buben und ein Mädchen, die er je beim zweiten Satz mit dem stattlichen Titel: „Männer von Eatanswill!" beehrte, worüber die besagten sechs Buben ein grausames Beifallsgeschrei erhoben.

Der Hofraum zeigte unzweideutige Beweise von der Stärke und Herrlichkeit der Eatanswiller Blauen. Da war ein regelmäßiges Heer von blauen Fahnen, geschmückt mit angemessenen Sinnsprüchen in goldenen Buchstaben, vier Fuß hoch und verhältnißmäßig breit. Da war eine große Bande von Trompetern, Baßhörnern und Trommeln, vier Mann hoch aufgestellt, die ihr Geld wohl verdienten, so gut wie nur je ein Mensch, besonders die Trommler, welche sehr muskulöse Männer waren. Da waren Schaaren von Konstabeln mit blauen Stäben, zwanzig Committee-Männer mit blauen Schärpen, und ein Pöbelhaufen von Wählern mit blauen Kokarden. Da waren Wähler zu Pferd und Wähler zu Fuß. Da war ein offener Wagen mit vier Pferden für den ehrenwerthen Samuel Slumkey, und vier zweispännige Wagen für seine Freunde und Beistände; und die Fahnen rauschten, und die Bande spielte, und die Konstabel fluchten, und die zwanzig Committeemänner tummelten sich, und der Pöbel brüllte, und die Pferde scheuten, und die Postknechte schwitzten; und alle Menschen und Gegenstände, die hier und zu dieser Zeit versammelt waren, waren dieß ausdrücklich zum Behuf, zur Ehre und Verherrlichung des ehrenwerthen Samuel Slumkey, von Slumkey-Hall, eines der Candidaten für die Vertretung des Fleckens Eatanswill, in dem Hause der Gemeinen im Parlament des vereinigten Königreichs.

Laut und lang ertönten die Beifallsrufe und gewaltig war das Flattern von einer der blauen Fahnen, worauf die Worte: Freiheit der Presse, als man das röthliche Haupt des Mr. Pott in einem der Fenster gewahrte; und fürchterlich war der Enthusiasmus, als der ehrenwerthe Samuel Slumkey selbst, in Kappenstiefeln und mit einem blauen Halstuch, vortrat, die Hand des besagten Mr. Pott faßte und melodramatisch durch Gebärden seine unaussprechlichen Verbindlichkeiten gegen die Eatanswiller Gazette, im Angesicht des versammelten Volkshaufens ausdrückte.

Ist Alles fertig? fragte der ehrenwerthe Samuel Slumkey den Mr. Perker. — Alles, mein werther Sir, war des kleinen Mannes Antwort. — Es ist hoffentlich nichts versäumt worden? sagte der ehrenwerthe Samuel Slumkey. — Nichts blieb unbeachtet, mein werther Sir, gar nichts. Da sind zwanzig frischgewaschene Männer vor der Thüre gegen die Straße, mit denen Ihr die Hände schütteln könnt; und sechs Kinder, die Ihr auf den Kopf tätscheln und nach deren Alter Ihr fragen müßt; nehmt Euch besonders bei den Kindern zusammen, mein werther Sir — es macht immer eine große Wirkung, diese Art von Procedur. — Ich will darauf Acht haben, sagte der ehrenwerthe Samuel Slumkey. — Und vielleicht, mein werther Sir — sagte der vorsichtige kleine Mann — vielleicht wenn Ihr es über Euch vermöchtet — ich will nicht sagen, daß es unerläßlich sey — aber wenn Ihr es einzurichten wüßtet, eines der Kinder zu küssen, es würde gar einen großen Eindruck auf die Menge hervorbringen. — Wäre es nicht eben so wirksam, wenn der Vorschläger oder der Unterstützer es thäte? sagte der ehrenwerthe Samuel Slumkey. — Ha, ich fürchte, nein! antwortete der Agent; wenn Ihr selbst es thätet, mein werther Sir, ich glaube, es würde Euch sehr populär machen. — Ganz gut, sagte der ehrenwerthe Samuel Slumkey, mit resignirter Miene; dann muß es eben seyn. Das ist Alles.

Ordnet den Zug! schrieen die zwanzig Committeemänner. — Unter dem Jubelgeschrei des versammelten Haufens nahmen die Musikbande, die Konstabel, die Committeemänner, die Wähler, die Reiter, die Wagen ihre Plätze ein — jeder der zweispännigen Wagen wurde mit so vielen Gentlemen bepackt, als nur menschenmöglicherweise aufrecht darin stehen konnten, und der dem Mr. Perker angewiesene enthielt außer Mr. Pickwick, Mr. Tupman, Mr. Snodgras noch ungefähr ein halb Duzend der Committeemänner.

Es war ein Augenblick banggespannter Erwartung, als der Zug des ehrenwerthen Samuel Slumkey harrte, der seinen Wagen besteigen sollte. Plötzlich erhob das Volk ein gewaltiges Beifallrufen. — Er ist herausgekommen! sagte der kleine Mr. Perker, sehr aufgeregt, und das um so mehr, als ihre Stellung ihnen nicht gestattete zu sehen was vorging. — Wieder ein noch viel lauterer Beifallsruf. — Er hat den Männern die Hände geschüttelt! rief der kleine Agent. — Ein neuer, noch heftigerer Ruf. — Er hat die Kinder auf den Kopf getätschelt, sagte Mr. Perker, zitternd von Spannung. — Ein die Luft zerreißender Jubelruf! — Er hat eines davon geküßt! rief der entzückte kleine Mann. — Ein neuer Freudenausbruch. — Er hat noch eines geküßt! stammelte der aufgeregte Agent. — Ein dritter Jubelruf. — Er küßt sie alle! kreischte der enthusiastische kleine Gentleman. Und unter dem betäubenden Ruf und Jubel der Menge setzte sich der Zug in Bewegung.

Wie und in welcher Weise er nun aber mit dem andern Zug sich vermengte und wie er sich aus der hieraus entstandenen Verwirrung loswickelte, das ist mehr als wir zu schildern unternehmen können, sintemalen Mr. Pickwicks Hut gleich zu Anfang dieses Zusammentreffens durch einen Streich eines Knüttels der Hellgelben ihm über Augen, Nase und Mund herunter geschlagen wurde. Er selbst gibt an, daß er sich, als er wieder einen Blick auf die Scene zu werfen vermochte, auf allen Seiten umringt gesehen habe von zornigen und trotzigschauenden Gesichtern, von einer ungeheuern Staubwolke und einem dicken Gewimmel von Kämpfenden. Er gibt an, daß er selbst gezwungen worden sey, den Wagen zu verlassen, von einer unsichtbaren Macht und persönlich in einen Faustkampf verwickelt worden sey; aber mit wem, oder warum, und wie? darüber vermag er gar keine Auskunft zu geben. Sodann fühlte er sich von den hinter ihm Stehenden einige hölzerne Treppen hinaufgedrängt, und als er seinen Hut abnahm, fand er sich umringt von seinen Freunden, ganz vorn auf der linken Seite der Hustings. Die rechte Seite war der Partei der Hellgelben vorbehalten, und die Mitte für den Mayor und seine Beamten, von welchen Einer, der fette Ausrufer von Eatanswill, eine ungeheure Glocke in Bewegung setzte, um Stille zu gebieten, während Mr. Horatio Fizkin und der ehrenwerthe Samuel Slumkey, die Hände auf dem Herzen, sich mit der äußersten Leutseligkeit gegen das stürmische Meer von Köpfen verbeugten, das den freien Platz vor ihnen überwogte, und aus dem ein Sturm von den verschiedenartigsten Tönen des Beifalls und Mißfallens brüllend, kreischend

und jauchzend emporstieg, der einem Erdbeben Ehre gemacht hätte.

Da ist Winkle, sagte Mr. Tupman, seinen Freund am Aermel zupfend. — Wo? sagte Mr. Pickwick, seine Brille aufsetzend, die er zum Glück bisher in der Tasche behalten hatte. Dort, sagte Mr. Tupman, auf dem Giebel jenes Hauses! — Und da waren wirklich auf der bleiernen Dachrinne eines Ziegeldachs Mr. Winkle und Mrs. Pott, behaglich auf ein paar Stühlen sitzend, ihre Taschentücher schwingend, zum Zeichen der Erkennung — ein Kompliment, das Mr. Pickwick damit erwiederte, daß er der Dame eine Kußhand zuwarf.

Die Sache hatte noch nicht ihren Anfang genommen; und weil eine unbeschäftigte Menschenmenge immer zum Scherz und Spaß aufgelegt ist, so genügte auch diese ganz unschuldige Handlung, ihren Witz zu erwecken. — O Ihr verwünschter alter Schelm! rief eine Stimme; was, Ihr nach den Mädchen schauen? — O Ihr ehrwürdiger Sünder, rief ein Zweiter! — Setzt seine Brille auf, um damit nach verheiratheten Frauen zu gucken! ein Dritter. — Ich sah ihn ihr zublinzeln, mit seinen alten, verruchten Augen! schrie ein Vierter. — Habt Acht auf Eure Frau, Pott! bellte ein Fünfter, und dann brach ein schallendes Gelächter los.

Da diese Anzüglichkeiten begleitet waren von gehässigen Vergleichungen zwischen Mr. Pickwick und einem alten Bock und manchen Witzen ähnlicher Art, und da sie überdieß ziemlich darauf berechnet schienen, der Ehre einer unschuldigen Dame etwas anzuhängen, so stieg Mr. Pickwicks Entrüstung auf eine außerordentliche Höhe; aber da eben in diesem Augenblick Stille geboten ward, begnügte er sich, auf den Pöbel einen vernichtenden Blick des Mitleids wegen ihrer irregeleiteten Gesinnung zu schleudern, worüber sie ein nur noch wieherndere Gelächter aufschlugen.

Stille! donnerte des Mayors Diener. — Whiffin, gebietet Stille, sagte der Mayor mit einer Würde und Wichtigkeit, wie sie für seine erhabene Stellung paßte. Gehorsam diesem Befehl begann der Ausrufer ein neues Concert mit der Glocke, worauf ein Gentleman im Volkshaufen rief: Semmeln! was ein neues Gelächter erzeugte.

Gentlemen! sagte der Mayor in so lautem Ton, als ihn seine Stimme nur zu erzwingen vermochte, Gentlemen! Wähler des Fleckens Eatanswill! Wir sind hier versammelt in der Absicht, einen Vertreter zu wählen an der Stelle unsers Verstorbenen. —

Hier ward der Mayor von einer Stimme in dem Haufen unterbrochen: Glück dem Mayor! rief die Stimme, und möge er nie sein Nägel- und Eisengeschäft verlassen, da er dadurch sein Geld gewonnen! — Diese Anspielung auf das Gewerbe des Redners ward mit einem Sturm von Jubel aufgenommen, der, nebst dem Glocken-Accompagnement das Uebrige seiner Rede unvernehmlich machte, mit Ausnahme des Schlußsatzes, worin er der Versammlung seinen Dank aussprach für die geduldige Aufmerksamkeit, womit sie seine ganze Rede angehört hatte — ein Ausdruck der Dankbarkeit, welcher einen neuen Ausbruch der Heiterkeit hervorlockte, der beinahe eine Viertelstunde anhielt.

Demnächst verlangte ein großer, magerer Gentleman, in einer sehr steifen, weißen Halsbinde, nachdem die Menge zu wiederholten Malen ihm zugerufen hatte: er solle einen Buben heimschicken und fragen lassen, ob er nicht seine Stimme habe unter dem Kissen liegen lassen, die Erlaubniß, einen tüchtigen und passenden Mann als Vertreter im Parlament vorzuschlagen. Und als er nannte den Horatio Fizkin, Esquire, von Fizkin Lodge bei Eatanswill, da jauchzten die Fizkiniter Beifall, und die Slumkeyaner brummten und krähten, so lang und so laut, daß sowohl er als der Unterstützer hätten können, statt zu sprechen, komische Lieder singen, ohne daß irgend ein Mensch etwas davon gemerkt hätte.

Nachdem die Freunde des Horatio Fizkin, Esquire, ihren Mann vorgeschlagen, trat ein kleiner cholerischer Mann, mit einem rothen Gesicht vor, um einen andern tüchtigen und passenden Mann den Wählern von Eatanswill fürs Parlament vorzuschlagen; und der Mann mit dem rothen Gesicht wäre ganz gut in Fluß gekommen, wäre er nicht allzucholerisch gewesen, als daß ihn das gemeine Volk hätte recht verstehen können. Nach ganz wenigen Sätzen bilderreicher Beredsamkeit ging der Mann mit dem rothen Gesicht davon, daß er die ihn Unterbrechenden unter dem Pöbel schalt, dazu über, Stichelreden mit den Gentlemen auf den Hustings zu wechseln, worauf ein Aufruhr entstand, der ihn in die Nothwendigkeit versetzte, seine Gefühle durch ernste Pantomimen zu erkennen zu geben, was er that, und dann die Bühne seinem Unterstützer überließ, der eine geschriebene, halbstündige Rede hielt, und sich nicht wollte zum Schweigen bringen lassen, weil er Alles schon in die Eatanswiller Gazette geschickt und diese es Wort für Wort gedruckt hatte.

Darauf trat Horatio Fizkin, Esquire, von Fizkin Lodge bei Eatanswill, hervor, um die Wähler anzureden; sobald er aber dieß that, begann die Musikbande im Dienst des ehrenwerthen Samuel Slumkey mit einer Heftigkeit aufzuspielen, wogegen die am Morgen nur eine Kleinigkeit war; zur Vergeltung bearbeitete der Haufen der Hellgelben die Köpfe und Schultern der Blauen, worauf die Blauen versuchten, sich ihrer sehr unangenehmen Nachbarn, der Hellgelben, zu entledigen; und es folgte eine Scene des Ringens und Stoßens und Fechtens, welcher wir so wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen können, als der Lordmayor, obgleich er gemessene Befehle an zwölf Konstabel erließ, die Rädelsführer zu fassen, welche sich auf etwa zweihundert und fünfzig oder mehr belaufen mochten. Bei all diesen Begebnissen wurden Horatio Fizkin, Esquire, von Fizkin Lodge und seine Freunde wüthend und toll; bis endlich Horatio Fizkin sich erlaubte, seinen Gegner, den ehrenwerthen Samuel Slumkey, zu fragen, ob diese Bande mit seiner Gutheißung spiele. Da der ehrenwerthe Samuel Slumkey hierauf zu antworten sich weigerte, schüttelte Horatio Fizkin, Esquire, von Fizkin Lodge, dem ehrenwerthen Samuel Slumkey die Faust ins Gesicht, worauf der ehrenwerthe Samuel Slumkey, dessen Blut sich empörte, den Horatio Fizkin, Esquire, zum Kampf auf Leben und Tod herausforderte. Bei dieser Verletzung aller bisher bekannten Regeln und Vorgänge befahl der Mayor eine neue Phantasie

auf der Glocke, und erklärte, daß er Beide, Horatio Fizkin, Esquire, von Fizkin Lodge, und den ehrenwerthen Samuel Slumkey, von Slumkey Hall, werde vor sich bringen lassen und ihnen die Verpflichtung auflegen, Frieden zu halten. Bei dieser schrecklichen Bedrohung legten sich die Unterstützer der beiden Kandidaten ins Mittel, und nachdem die Freunde beider Parteien paarweise drei Viertelstunden lang gehadert hatten, berührte Horatio Fizkin, Esquire, seinen Hut gegen den ehrenwerthen Samuel Slumkey, und der ehrenwerthe Samuel Slumkey, den seinigen gegen Horatio Fizkin, Esquire; der Musikbande ward Einhalt gethan, das Volk theilweise beruhigt, und dem Horatio Fizkin, Esquire, ward gestattet in seiner Rede fortzufahren.

Die Reden der beiden Kandidaten, verschieden zwar in jeder andern Beziehung, brachten doch beide dem Verdienst und der hohen Würdigkeit der Wähler von Eatanswill einen schönen Tribut dar. Beide sprachen ihre Ueberzeugung aus, daß eine unabhängigere, aufgeklärtere, von öffentlichem Geist beseeltere, eine großherzigere und uneigennützigere Menschenklasse nicht existirte, als diejenigen, welche für den Einen und für den Andern zu stimmen versprochen hatten; Jeder spielte dunkel auf seine Vermuthungen an, daß die Wähler im gegentheiligen Interesse an gewissen abscheulichen und thörichten Schwächen litten, welche sie unfähig machten zur Ausübung der wichtigen Pflichten, zu deren Erfüllung sie berufen seyen. Fizkin sprach seine Bereitwilligkeit aus, Alles zu thun, was man von ihm wolle; Slumkey seinen festen Entschluß, nichts zu thun, was man von ihm verlange. Beide sagten: Die Gewerbe, die Manufakturen, der Handel, die Wohlfahrt von Eatanswill würden immer ihren Herzen theurer seyn, als jeder andere Gegenstand; und Jeder von beiden getraute sich mit größter Zuversicht die Hoffnung auszusprechen, daß er der Mann sey, auf den die Wahl fallen würde.

Jetzt ging es ans Ausheben der Hände; der Mayor entschied zu Gunsten des ehrenwerthen Samuel Slumkey, von Slumkey Hall. Horatio Fizkin, von Fizkin Lodge, verlangte einen Poll, und so wurde ein Poll angeordnet. Dann wurde ein Dankvotum für den Mayor beschlossen, für seine geschickte Leitung der Wahlsache auf dem Präsidentenstuhl; und der Mayor bedankte sich dafür, mit dem andächtigen Wunsch, daß er einen Stuhl gehabt haben möchte, um von diesem aus zu leiten (denn er war während der ganzen Handlung gestanden). Die Züge bildeten sich wieder, die Wagen fuhren langsam durch das Volksgewühl und die Mitglieder von diesem jauchzten oder schimpften hinter ihnen her, je nachdem ihre Gefühle oder Launen ihnen geboten.

Während der ganzen Zeit des Stimmenabgebens war die Stadt in einer beständigen fieberhaften Aufregung. Alles war aufs liberalste und ergötzlichste eingerichtet; Acciseartikel waren auffallend wohlfeil in allen Gasthäusern; und aufs freundlichste ward Sorge getragen für die Bequemlichkeit der Wähler, welche von einem vorübergehenden Schwindel im Kopf ergriffen wurden — eine Seuche, welche stark unter den Wählern grassirte, so lange der Kampf dauerte, und in Folge deren man sie häufig im Zustand völliger Bewußtlosigkeit auf dem Pflaster liegen sah. Eine kleine Anzahl von Wählern hatte noch ihre Stimmen nicht abgegeben. Es waren klug berechnende und abwägende Leute, welche noch durch die Argumente keiner Partei waren überzeugt worden, obgleich sie mit beiden häufige Besprechungen hatten. Eine Stunde vor dem Schluß des Polls erbat sich Mr. Perker die Ehre einer geheimen Besprechung mit diesen intelligenten, edeln, patriotischen Männern. Sie ward bewilligt. Seine Argumente waren kurz aber befriedigend. Sie kamen Alle mit einander zum Poll, und als sie zurückkamen, war der ehrenwerthe Samuel Slumkey, von Slumkey Hall, gewählt. — — —

Der Raum gestattet uns für dießmal nicht, weitere Mittheilungen aus dem ergötzlichen Buche zu geben, und wir versparen solche, so wie ein näher motivirtes Urtheil auf eine spätere Gelegenheit. Hinsichtlich der Anlage und des Inhalts des Buchs erwähnen wir nur, daß der Verfasser den komischen Scenen kleine Erzählungen rührenden oder ernsten Inhalts einverwoben hat, in ähnlicher Weise, wie Cervantes in seinem Don Quixote Novellen einstreut. Diese kleinen Erzählungen zeigen das Talent des Verfassers von einer andern Seite und legen ein sehr günstiges Zeugniß dafür ab; in einigen glauben wir eine unverkennbare Geistesverwandtschaft mit Goldsmith und Mackenzie zu finden. Der Wechsel des Komischen mit Ernstem ist gewiß dem Eindruck des Buches sehr günstig, und erhält das Interesse für jenes frischer. Wir werden später auch eine Probe von den Erzählungen ernster Art mittheilen. Was die komischen Elemente betrifft, so wird sich aus dem Bisherigen schon so viel ergeben, daß für den komischen Roman der allergünstigste Boden der nationale ist, und den Pickwickiern hat gewiß der Umstand hauptsächlich eine so große Popularität erworben, daß das Buch ein so durchaus englisches ist. In England gibt es Hunderttausende, welchen die hier zur Sprache kommenden Gegenstände bekannt und von Interesse sind, während in Deutschland eine so umfassende Gemeinsamkeit des Interesse's fehlt. Die Oeffentlichkeit des englischen Lebens unterhält zwischen den verschiedenen Provinzen, so wie zwischen den verschiedenen Ständen eine Continuität, an deren Stelle man in Deutschland meist nur eine immer mehr zunehmende Isolirung findet. Wir nehmen die komischen Romane fremder Völker gern auf und eignen sie uns soviel möglich an; wir belachen das allgemein Menschliche und machen uns auch das Nationelle und Lokale einigermaßen verständlich; aber der deutsche Boden selbst scheint kein lebensfähiges komisches Produkt, das sich den Beifall eines großen Kreises erwerben könnte, hervorbringen zu wollen.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 336.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

2 December 1838.

Trigardon. *)

Wir waren sehr erstaunt über die Ausdehnung und Pracht der Trümmer von Alt-Pleurona, im Vergleich mit dem beschränkten Umfange der Gegend. Neu-Pleurona setzte uns noch mehr in Erstaunen; aber Trigardon und die Menge der hellenischen Ueberreste, die wir jetzt nach allen Seiten hin erblickten, erfüllten uns mit Bewunderung. In dem Raume einer Tagereise waren in diesem fast unbekannten Winkel Denkmäler des Reichthums und der Macht zusammengedrängt, die Alles übertrafen, was von der Glorie des Peloponnesus nachgeblieben ist.

Ein hübscher junger Mensch, den wir in Katochi um den Weg nach Trigardon fragten, erbot sich, uns zu begleiten. Er bestieg sein Pferd und zeigte uns die interessantesten Punkte, die allein aufzufinden uns vielleicht Tage weggenommen hätten. Wir bedauerten, daß wir unser Zelt vorausgeschickt hatten und so also nur wenige Stunden zum Umherwandern hatten. Die Dichtheit des Unterholzes und besonders des Schwarzdorns, der überall unser Erzfeind gewesen war, machte den Besuch jedes einzelnen Theiles schwierig und verhinderte uns geradezu, die Stelle zu untersuchen, wo der alte Hafen gelegen haben mußte. Ein großer Thurm hellenischer Bauart, noch jetzt fast 50 Fuß hoch, vertheidigt den Hafen, wie er früher war, gegen die Stadt, und vieleckige Mauern, die sich von der Stadt her strecken und den Hafen umkreisen, sind mit den Stadtmauern durch Erdaufwürfe verbunden, die ersichtlich aus anderer Zeit sich herschreiben. Unter diesen Ruinen herrschte die vieleckige Bauart vor, entbehrte aber gänzlich des charakteristischen Alterthums, das man in den cyclopischen Ueberresten von Tiryns oder selbst von Mycenä findet. Die Steine sind fast von gleichen Größen, schön verbunden und an den Ecken ciselirt. Während wir über die den Hafen umgebende Mauer kletterten, kamen wir zu unserm größten Erstaunen zu einem Thorwege in der vieleckigen Mauer, mit einem Bogen darüber. Der Bogen war sehr flach, fast halbcirkelförmig; die ihn bildenden Steine bewahrten den Charakter des Vielecks.

*) Aus Urquharts Reisen, wovon mit nächstem in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung eine Uebersetzung erscheint.

Obgleich dieser Bogen in einer Mauer sich befindet, von dem Baustyle, der dem entferntesten Alterthume angehört, so möchte ich ihn nicht gleichstellen mit den Ruinen von Pleurona und Chalcis, nicht einmal mit denen aus dem Zeitalter des Perikles. Doch möchte ich ihn in eine Zeit vor der Ankunft der Römer in Griechenland setzen, und wäre das richtig, so würde es beweisen, daß, obgleich die Bogen gewöhnlich nicht angewendet wurden, sie doch wenigstens in Griechenland bekannt waren vor der römischen Eroberung. Die Ruinen von Kyria-Irene bestätigen diese Vermuthung. Die Ausfallthore in den Mauern sind gewölbt, wenn auch der Bogen zuweilen nur aus zwei Steinen besteht, die von jeder Mauerseite zusammenstoßen und in einen Halbcirkel ausgehöhlt sind; zuweilen ist der Bogen aber auch aus drei Steinen gebildet, wovon der mittlere dann einen regelmäßigen Schlußstein abgibt. In demselben Orte befindet sich eine geräumige Cisterne im Felsen, die von drei Mauern durchschnitten wird, und in jedem derselben sind verschiedene Bogen; aber obgleich ihre Form gothisch ist, sind sie doch nach indischem Grundsatze gebaut. Das Gewölbe im Gebäude zu Mycenä, das man gewöhnlich Agamemnons Grab nennt, ist aus einer Reihefolge von Kreisen gebildet, die je höher je enger werden, so daß jeder Kreis ein wagerechter Bogen ist.

Trigardon (ein verdorbenes slavisches Wort, das so viel bedeutet als: Dreistadt) muß das alte Oeniadä seyn. Jeder Zweifel daran müßte schwinden, wenn man meine Beschreibung des Hafens mit der folgenden Stelle im Polybius vergleicht, aus den Kriegen Philipps des Zweiten mit den Aetoliern. Nach dem siegreichen Einfalle in Aetolien und der Bestürmung von Thermus ging Philipp zurück nach Oeniadä, wohin er seine Flotte geschickt hatte, um die Rückkehr des Heeres nach der Küste zu erwarten. Die Aetolier rüsteten sich, diesen stark befestigten Platz zu vertheidigen, aber Philipps Nahen erfüllte sie mit panischem Schrecken, und sie räumten die Stadt. Philipp nahm sie in Besitz, verheerte von dort aus das kalydonische Gebiet und brachte die gesammelte Beute in die Stadtmauern. Der Geschichtschreiber sagt: „Er bemerkte die bewundernswerthe Lage der Stadt, die an den Gränzen Akarnaniens und Aeto-

liens liegt, an der Mündung des Achelous, an dem Eingange des korinthischen Meerbusens, nur hundert Stadien von der peloponnesischen Küste, und da die Stadt durch ihre Festungswerke und das sie umgebende Moor stark ist, so beschloß er, sie noch mehr zu befestigen. Er umgab daher den Hafen und die Schiffsstation mit einer Mauer und verband sie mit der Citadelle."

Unser Führer erzählte uns, daß an einigen Stellen sich unterirdische Klüfte oder Altäre (βῶμοι) befinden, zu denen man ihn als Kind mitgenommen habe; die Seiten seyen mit Gemälden (ζωγράφια) bedeckt, aber das seyen keine Heiligenbilder. Er konnte sich aber auf den Platz nicht wieder besinnen. In den Felsen ist ein Theater eingehauen, dessen rechtes und nördliches Ende durch einen Aufwurf gestützt wird, und mit vieleckigem Mauerwerke versehen ist, so wie das südliche Ende mit hellenischem und einer Treppenflucht neben den Sitzen. Die Area hält etwa 35 Schritte; 20 Reihen Sitze, dritthalb Fuß tief, laufen rund umher, und vielleicht doppelt so viele erheben sich hinter diesen. Die Stadt ist eben so vollständig untergegangen wie ihre Zeitgenossen, aber sie ist so mit Holz angefüllt und so weitläufig, daß sie nur mit Schwierigkeiten untersucht werden kann, und noch manche unerforschte archäologische Schätze enthalten mag.

Die Fischereien in den nördlichen Eismeeren.

1. Geschichtliche Erinnerungen.

(Schluß.)

Kurze Uebersicht der früheren Expeditionen von Holland und West-Friesland nach dem nördlichen Eismeere während eines Zeitraums von 50 Jahren.

Jahre.	Ausgelaufene Expeditionen.	Verlorne Schiffe.
1669 bis 1678*)	995	85
1679 — 1688	1952	115
1689 — 1698	955	82
1699 — 1708	1652	62
1709 — 1718	1551	51
1719 — 1728	1504	40
1729 — 1738	858	15
1739 — 1748	1556	51
1749 — 1758	1559	50
1759 — 1768	1524	25
1769 — 1778	905	31
	14,167	561

Die Ausrüstungskosten betrugen, inclusive Ausbrennen des Thrans, 177,893,970 fl. Der Ertrag des Fanges war 222,186,770 fl., also ein Vortheil von 44,292,800 fl. Und welche Belebung brachte dieser Betrieb unter alle Gewerbe!

Der Mysticetus-Wallfisch ward immer seltener angetroffen, die Expeditionen verringerten sich, und durch die letzten langen Seekriege sind die Holländer ziemlich ganz davon abgekommen.

*) Während diesen Jahren war Krieg mit Frankreich.

Die Regierung erklärte 1815, eine Donation von 4000 fl. zu jeder Expedition herzugeben; andere 5000 fl. erhält sie, wenn sie leer nach Hause kömmt oder unter 200 Tonnen Speck, nämlich pro Rata 25 fl. für jede Tonne, die sie von 200 zu wenig bringt. — In diesem Jahre sah man zwei holländische Schiffe bei Spitzbergen, jedes mit 2 Fischen à 450 Tonnen Speck.

Die Britten rüsten die meisten Expeditionen nach dem Norden aus, freilich auch nicht mehr so viel als früher, da vor mehreren Jahren der Fang sehr schlecht war. — In diesem Jahre sollen sie zufrieden seyn; sie hatten manche Fische nicht allein wegen der guten Periode, sondern auch wegen einer Vervollkommnung in dem Harpungewehre, welches auf 30 Yards Effect macht (eine Handharpune 8 Yards), und die sie bei stillem Wetter anwenden, wenn das Thier besser sieht und hört, also schneller entflieht.

Folgende Schiffe traf man in der Fischerei bei Spitzbergen: Eclipse, mit 22 kleinen Fischen mit ungefähr eben so viel Speck als der Monarch mit 9 Fischen; Perseverance, 10 Fische und voll; Gleaner, 7 Fische, halbvoll; Superior, 3 Fische, ein Drittel voll; Weenegreff, 7 Fische, verloren in Eis; Resolution, 5 Fische, halb voll; Commerce, 12 Fische, drei Viertel voll; Mary, mit 2000 Robben.

Früher noch als die Holländer sandten die Engländer Expeditionen nach dem nördlichen Eismeer, und zwar durch die privilegirte Muscovitische Compagnie, die 1613 zwei holländische Schiffe confiscirte, und später den Franzosen erlaubte, gegen eine Abgabe zu fischen. 1615 forderte Dänemark durch 3 Kriegsschiffe Tribut von den Engländern (in der Meinung, Spitzbergen sey ein Theil Grönlands), der nicht bewilligt wurde. Später wurden alle diese Streitigkeiten dadurch ausgeglichen, daß jede Nation ein besonderes Revier behielt. Die russische Compagnie hörte auf, eine andere Gesellschaft setzte die Unternehmen fort, und verlor in wenig Jahren ihr Capital von 80,000 Pfd. und die Prämien, während die Holländer immer noch Vortheile dabei machten. 1785 zahlte die Regierung 94,858 Pfd. Prämien; hatte im Ganzen 1,265,461 Pfd. dafür ausgegeben, und es wurden im nächsten Jahre statt 40 Sh. pr. Tonne nur 30 Sh. pr. Tonne mehr bewilligt. 1792 25 Sh. pr. Tonne und 1795 20 Sh. pr. Tonne, wobei es bis jetzt geblieben ist. — Von 1785 bis 1788 liefen 739 Expeditionen von England und Schottland nach den nördlichen Eismeeren: niemals wurde die Anzahl wieder so groß.

Dänemark gestattete 1785 eine Prämie von 12 Reichsbankthalern (⅔ preuß. Thlr. = 1 Reichsbankthlr.) (pr. 2000 Pfd.) pr. Tonne, und es segelten 1803 27 Schiffe von Friedrichsstadt ab; jetzt ist die Prämie auf 3 Tonnen (eine Commerzlast) 1 Reichsbankthaler, und wer fünf Reisen nach Grönland macht, ist frei vom Landmilitärdienst.

Die Seeleute aus Holstein und Schleswig haben immer einen guten Ruf gehabt: die Holländer, Engländer und namentlich die Hamburger nahmen sie gern als Harpuniere an. Während überall der Muth sinkt zu nordischen Unternehmungen, vermehren sich die Schiffe von Schleswig, Holstein, da sie sehr ökonomisch arbeiteten und viel Glück hatten. — In Elmshorn

brachte nach Haus ein Schiff 9 Fische und 1600 Robben, voll: 1 Schiff mit 4 Fischen und 2000 Robben, halb voll. In Flensburg 3 Schiffe mit 4400 Robben (sehr wenig), 1 Schiff mit 4 Fischen und 3800 Robben, 783 Tonnen Speck; 1 Schiff mit 1 Fisch und 3 0 Robben.

Die Glückstädter waren wirklich glücklich: 1 Schiff brachte 5 Fische, 5400 Robben oder 863 Tonnen Speck; 1 Schiff 6400 Robben oder 645 Tonnen Speck; 1 Schiff 5000 Robben oder 539 Tonnen Speck; 1 Schiff von Kopenhagen führte nur 2000 Robben.

Die Hamburger sandten ungefähr zu gleicher Zeit mit den Dänen die ersten Expeditionen nach dem Norden, entdeckten die Hamburger-Bai auf der Nordwestküste Spitzbergens, nahmen davon Besitz und trieben eine große Fischerei. In den 50 Jahren zwischen 1670 und 1719 segelten 7289 Schiffe nach Spitzbergen, wovon 84 verunglückten; die übrigen brachten 9976 Fische oder 414,607 Tonnen Speck, welches im Durchschnitt 4 6/100 oder 191 Tonnen Speck auf jede Reise macht.

In den Jahren 1672, 1673, 1678, 1680, 1697, 1701 kamen von 9 bis 11 Fische auf 1 Schiff, aber in den Jahren 1688, 1689, 1691, 1706, 1710, 1718, 1719 war der Durchschnitt nur sieben Zehntel Fische auf ein Schiff; 311 Expeditionen brachten in sieben Jahren nur 215 Fische. Es segelten von Hamburg 1794 25 Schiffe; 1797 19, und 1802 15 Schiffe, welche letztere 62 Fische nach Hause brachten, die 3409 Barrils Thran (226 Pfd) ausbrachten. In diesem Jahr brachten von Grönland die Alida 1 Fisch, 3400 Robben, 3 Bärenfelle oder 367 Tonnen Speck. Die „Hoffnung" 2 Fische, 1500 Robben oder 280 T. Speck; nächstes Jahr wird ein Schiff mehr aussegeln. Von Bremen kam 1 Schiff ganz voll und brachte 12 Fische; das andere nur 1 Fisch.

Die Franzosen erscheinen nicht mehr am Nordpol und fischen nur mehr in dem Süden.

Im Jahre 1768 ließ der König von Preußen zwei Expeditionen von Emden ausrüsten.

Folgende Liste ist eine partielle Angabe der englischen Expeditionen in diesem Jahre nach der Davids-Straße, welche zugleich einen Beweis liefert, wie verschieden die Größe der Fische und das Glück in der Fischerei ist:

Von Kirkaldy die Caledonia mit 10 Fischen oder 60 Tonnen (à 2200 Pf. Speck); der Christian mit 9 Fischen oder 90 T.; der Hecla mit 18 Fischen oder 230 T.; der Regulus mit 7 Fischen. — Von Leith: der North Pole mit 11 Fischen oder 75 T.; William and Anne 10 Fische oder 89 T.; Clarendon 10 Fische oder 180 T. — Von Montrose: Elisa 6 Fische oder 60 T. — Peterhead: Hector 21 Fische. — Aberdeen: Neptune 15 Fische oder 140 T. — Burnt Island: Undaunted 10 Fische oder 180 T. — Dundee: Advice 4 Fische; Alexander 4 Fische; Ebor 10 Fische oder 100 T.; Horn 14 Fische oder 70 T.; Princeß Charlotte 22 Fische oder 280 T. — Hull: * * * 11 Fische oder 90 T.; der Comet 20 Fische oder 160 T.; der Ellison 25 Fische.

(Fortsetzung folgt.)

Cigarrenmanufactur in Malaga und Sevilla.

(Aus Capitän Scotts: Excursions in the Mountains of Ronda and Grenada, with characteristic sketches of the inhabitants of the South of Spain.)

Die Manufactur zu Malaga beschäftigt 700 Personen, Weiber und Kinder. Ein guter Arbeiter kann täglich 500 liefern, da aber Kinder nur die Hälfte machen können, so kann man im Durchschnitt nur 200 rechnen; dieß gibt im Ganzen 140,000 täglich. Die Manufactur von Sevilla beschäftigt 1000 Männer und 1600 Weiber. Diese 2600 Menschen liefern ungefähr 250 Stück jede des Tages, zusammen also 650,000. Fügt man die obigen 140,000 hinzu, so kommen 790,000 Cigarren heraus, die täglich in diesen Städten fabricirt werden. Man zahlt diesen Leuten 1 R. V. für 50 Stück, so daß also der beste Arbeiter nur 6 Realen oder ungefähr 45 kr. des Tages gewinnen kann. Die besten Cigarren werden ganz aus Havana-Tabak gemacht, und werden für 30 Realen (3 fl. 45 kr.) das Hundert verkauft. Die zweite Sorte wird aus gemischtem Tabak fabricirt, innen aus Havana-Blättern, außen aus virginischen: sie kosten 18 Realen (2 fl. 15 kr.) das Hundert. Da nun in der Havana die besten zu 12 Dollars (30 fl.) das Tausend und die geringern um ein Viertheil dieses Preises zu haben sind, so kann man sich denken, daß das Schmuggeln in gehörigem Umfange getrieben wird.

Bericht über die mit dem Bremer Schiff Virginia in Deutschland angekommenen beiden Neuseeländer.

(Fortsetzung.)

Kaum hatte ich gehört, daß diese rarae aves in der Nähe seyen, so ging ich unverzüglich hinüber, um ihnen einen Besuch zu machen, und traf sie Abends auf der Chaussée, wo ich die Ehre hatte, von ihnen mit dem weiter unten beschriebenen Kriegsgesang begrüßt zu werden. Nachdem ich den Besuch einigemal wiederholt und mich, so gut ihr gebrochenes englisch und das gebrochene neuseeländisch des dolmetschenden Meinke es erlaubte, mit ihnen unterhalten hatte, gelang es mir sie zu einem Besuche bei dem Geheimen Hofrath P. in D. zu bewegen. Da ich sie selbst abholte, so hatte ich auf dem Wege Gelegenheit, den ihnen wie allen Wilden eigenthümlichen Gang zu bemerken, der, ein Mittel zwischen Gehen und Laufen, im deutschen sich am besten durch das freilich etwas gemeine Wort Hundetrab bezeichnen läßt. Wie ein Hund trabte auch Tjali, den Kopf etwas gebückt und die Schultern nach vorn zusammengezogen, hinter mir und dem begleitenden Bootsmann her — ohne diesen gehen sie nirgends hin — Emetsi aber verläugnete nicht sein heiteres Temperament. Ruhig hintrollelnd, sprang er plötzlich mit der Gewandtheit eines Hirsches über Gräben und Büsche, und erblickte er dann ein Mädchen auf der Chaussée, so lief er zu ihr und begrüßte sie mit einem freundlichen ch'n' dag, wie er die Bauern hier das „Guten Tag" hatte aussprechen hören.

In dem genannten Hause hatte sich zum Empfange der Gäste aus der Südsee eine kleine Gesellschaft eingefunden. Alle waren höchst gespannt auf den Eindruck, den das Innere eines städtischen Hauses auf diese Naturmenschen machen würde, die von der europäischen Cultur noch nicht viel mehr als Cajüten, Kojen, Schiffer, Bauern und Bauernhäuser gesehen hatten. Aber noch begieriger mochte wohl ein jeder seyn, den schauerlich behaglichen Eindruck kennen zu lernen, den ein vertrauliches Zusammenseyn mit menschenfressenden Barbaren auf sein

durch Sitte, Cultur, Religion, Erziehung und Gewohnheit geordnetes und sanfter gestimmtes Gemüth machen würde.

Eine freundliche Bewillkommnung erwiederten die Indianer durch gutmüthigen Handschlag, und überließen sich dann sogleich der lebhaftesten Neugierde und einer von Verstand und Urtheilskraft zeugenden Wißbegierde. Zwar wirkte die fremdartige Umgebung der Sachen sowohl als der Menschen anfangs etwas drückend auf sie ein, doch ging, namentlich bei Emetsi, diese sehr natürliche Schüchternheit bald in offenen Frohsinn über. Der Anblick einer Suite von Zimmern, die großen Spiegel, die Sophas, die vielen Stühle, die Bronzeverzierungen an den Mahagony-Meubeln, die farbigen Tapeten, die gestickten Glockenzüge, die argantischen Lampen mit Glaskuppeln, die großen Oefen mit Figuren en relief, die hohen Fenster mit Vorhängen, dieß bunte Durcheinander preßte ihnen einmal über das andremal den Ausruf ab: fine house! finehouse! Gemälde zogen dann zuerst ihre besondere Aufmerksamkeit auf sich. Sie freuten sich über die großen Bäume auf einigen Landschaften, und machten schnell die Entdeckung, daß einer derselben hohl sey, und zur Verfertigung eines Canoes nicht mehr tauge. Mit Gier hing ihr Auge an einem andern Gemälde, welches den berühmten Ausfall der hannover'schen Besatzung aus Menin in den Niederlanden darstellte. Die Todten, die Sterbenden, der Kampf Einzelner, die geschwungenen Schwerter, die Kanonen im Augenblick des Abfeuerns, das Feuer und der Pulverdampf mit einer brennenden Stadt im Hintergrunde versetzte sie in einen Zustand kriegerischer Begeisterung. Den hoch zu Roß sitzendin General Hammerstein erkannten sie augenblicklich für einen Anführer, aber für den Haupthelden hielten sie einen im Vordergrunde des Gemäldes befindlichen Artilleristen mit dreieckigem Hute, der im Begriff stand eine eben abgefeuerte Kanone auszuwischen. Dabei machten sie nicht wie wir den Schall des Geschützes nach, sondern durch ein wiederholtes Tsiss tsiss das zischende Geräusch des erzündeten Pulvers. Die Abbildungen mehrerer Einwohner verschiedener Inseln in der Südsee interessirten sie sehr, namentlich die eines neuseeländischen Kriegers mit seiner Frau, die aber nicht aus der Gegend unserer Gäste, sondern von der nördlichen Insel seyn sollten. Bei mehrern tadelten sie die unrichtig gehaltene Zeichnung der Tättowirlinien. Sie konnten nicht satt werden einige kleine Marmorstatuen zu betrachten, und äußerten eine höchst naive Freude über eine Amor und Psyche vorstellende Gruppe, wobei Emetsi unter fröhlichem Lachen den Schall des Küssens nachmachte. Ich möchte behaupten, daß sie diese Statuen anfangs für Götzen hielten, obgleich ich religiöse Vorstellungen bestimmterer Art bei ihnen nicht entdecken konnte. Der Bootsmann Meinke glaubte die Erfahrung gemacht zu haben, daß man auf Neuseeland den Mond anbete, kundige Reisende aber melden hierüber nichts. Sollte sich bei den Neuseeländern eine Verehrung des Mondes finden, so dürfte diese doch wohl nicht religiöser Art seyn; denn wie so viele Indianer auf den Südseeinseln, namentlich die Pelew-Insulaner, keine Jahresrechnung haben, sondern die Zeit nur nach Mondsmonaten eintheilen, so wäre es nicht unwahrscheinlich, daß auch die Neuseeländer dem Monde bei seiner Wiederkehr eine gewisse Ehrfurcht zollen. Auch wußten weder Emetsi noch Tjali ihr Alter anzugeben, und berechneten größere Zeiträume, so weit es ihnen überhaupt möglich war, nach Monaten.

Unter Bäumen und Gewächsen im Garten untersuchten sie eine Edeltanne mit großer Aufmerksamkeit, und kosteten selbst die jungen Sprossen. Ich besitze nicht genug botanische Kenntnisse, um zu entscheiden, ob die Edeltanne große Aehnlichkeit mit der neuseeländischen Sprossentanne besitzt (Dacrydium cupressinum), deren junge Zweigansätze von den Wilden als Kohl verzehrt werden. Thurmhohe italienische Pappeln von seltenem Stammumfange gefielen ihnen wegen des schlanken Wuchses, aber das Holz, meinten sie, sey nicht gut, um Canoes daraus zu machen. Unter drolligen Freudenbezeugungen schwang Emetsi ein kleines Mädchen in einer Kinderschaukel, und erzählte, in Neuseeland befestige man ein langes Tau an zwei nahestehenden Bäumen und in diese kunstlose Schaukel setzten sich fünf oder sechs Menschen auf einmal und schaukelten sich high, high! (hoch, hoch!) Ein Eichhörnchen an der Kette ergötzte sie wegen seiner Zahmheit. Sie nannten es little dog (kleiner Hund). Man konnte überhaupt bemerken, daß gezähmte Thiere, gebändigte und beherrschte Naturkräfte und das von wilden, barbarischen Leidenschaften gereinigte Betragen der Menschen sie in einem fortwährenden Erstaunen erhielt, welches bald zu einem verlegenen Anglotzen herabsank, bald sich zu hochachtungsvoller Bewunderung emporhob. Diese stille Achtung vor der Herrschaft der Ruhe und der Ordnung ward besonders sichtbar, als ihnen erklärt ward, hinter den Eisengittern eines nahegelegenen Gefängnisses säßen Leute, die Böses begangen hätten. Oft hatten sie sich erkundigt, ob hier nie Krieg sey; ein selten gestörter Friedenszustand der menschlichen Gesellschaft schien ihnen unerklärbar.

Man bot ihnen Kaffee und Kuchen an, und sie erquickten sich mit Appetit, sobald der Bootsmann ihnen gesagt hatte, die Speisen seyen gut, denn ohne seine Bewilligung nahmen sie nichts. Es war eine seltene Kaffeegesellschaft, bestehend aus einem Präsidenten des Tribunals, einem Geistlichen, einem Bürgermeister, einem Bootsmann und Wallfisch-Harpunierer, mehrern verheuratheten und unverheuratheten Damen, zwei kleinen Kindern, zwei tättowirten Menschenfressern aus Neuseeland und einem Schriftsteller, die unter obligatem Anstarren neugieriger Dienstboten in traulicher Harmonie sich gegenseitig anstaunten, ja, was noch mehr, sich mit aller Höflichkeit sorgfältig untersuchten und betasteten. Emetsi's blaue Nase mußte hauptsächlich herhalten, und nur Eine Dame fürchtete sich vor einer Berührung ihrer Finger mit den braunen Wangen eines Wilden. Vielleicht besorgte sie ein Umschnappen des Indianers und ein plötzliches Erwachen des Appetits an Menschenfleisch, eine Furcht, welche wohl am wenigsten von den Kindern getheilt ward, denn diese ließen sich von „den bunten Gesichtern" willig auf den Knieen schaukeln. Als ihre zarten Lippen den Namen Emetsi aussprachen, äußerte dieser eine wahrhaft liebenswürdige Freude. Den ihnen von allen Reisenden vorgeworfenen Hang zum Stehlen konnte ich bei unsern Gästen nicht wahrnehmen, obgleich sie hinreichende Gelegenheit hatten, denselben auszuüben: europäische Begriffe hatten schon zu sehr auf sie eingewirkt. Aber wohl ließ sich der große Antheil bemerken, den Tjali an den blonden Locken, den rosigen Wangen und den blauen Augen einer der anwesenden Damen nahm. Voltaire's Ingénu und Mademoiselle de St. Yves standen vor unsern Augen. Beide Neuseeländer hatten schon zwei Frauen gehabt.

(Schluß folgt)

Nach dem Dorset County Chronicle dehnt sich die Organisation der arbeitenden Classen auch unter der Ackerbaubevölkerung aus, ein neues Symptom, das bedeutsamer werden kann, als die Arbeiterverbindungen in den Städten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 337.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

3 December 1838.

Aphorismen aus der Länder- und Völkerkunde.

Etwas über die Geschichte des Bramanismus in Indien.

Es ist noch nicht 20 Jahre her, so stand Indiens Geschichte und seine Zustände von dem asiatischen Westen und von Europa so schroff gesondert da, daß sich gar kein Mittelglied finden wollte. Die alte indische Göttersage selbst hat so etwas Losgerissenes, in sich Abgeschlossenes, daß Viele daran stutzig wurden, und sie nicht wie andere Götter- und Heldensagen als aus des Volkes Poesie hervorgegangen betrachten wollten. Was die Unsicherheit aller Untersuchungen darüber noch vermehrte, war der Umstand, daß man gewöhnlich annahm, in Indien herrschten nur zwei Religionssysteme, der neu eingedrungene Islam und der alte Bramanismus. Erst nach und nach wurde diese Meinung erschüttert, denn es fiel seltsam auf, daß trotz alles Reichthums der Sanskritliteratur sich lange durchaus keine Geschichtswerke finden wollten, ja in den belletristischen Werken nicht einmal historische Andeutungen, an welche sich Fremdes hätte anknüpfen lassen, und selbst die alten epischen Gedichte Ramavana und Mahabharata ermangelten des gewöhnlichen Uebergangs von der Götter- zur Heldensage und von dieser zur alten Geschichte des Volks. Diese historische Leere war der auffallendste Zug, welchen Indien dem Alterthumsforscher darbot; diese Leere auszufüllen, erschien lange als eine vollkommene Unmöglichkeit, und ist auch wirklich jetzt noch nach so mannichfachen Studien und Arbeiten immer eine höchst schwierige und ungewisse Sache. Man kam indeß bald auf die Vermuthung, daß diese Leere keine natürliche, von selbst entstandene, sondern eine künstlich herbeigeführte sey: die Buddha-Religion, welche sich nach Ceylon und zu den indo-chinesischen und chinesischen Nationen, ja bis in den hohen Norden Asiens hinauf verbreitet hatte, war indischen Ursprungs, und wie kam es, daß die nach und nach bekannt werdende indische Literatur nichts davon meldete? Die ungeheuern Höhlen in mehrern Theilen Indiens, deren Wände mit Götterbildern bedeckt waren, die nicht dem neuern Cultus der Braminen angehörten und von diesen als ketzerisch und gotteslästerlich verschrieen wurden, woher stammten sie? Die Geschichte schwieg, die Sage schwieg, zum mindesten in Indien selbst; aber in denjenigen Ländern, wohin die Buddhalehre sich geflüchtet hatte, schwieg sie nicht, und so erfuhr man denn nach und nach, daß die Buddhalehre in Indien von den Braminen im 6ten oder 7ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung gewaltsam ausgerottet worden sey.

Ursprünglich scheint der Bramanismus nur im Norden Indiens vom Bramaputra zum Indus zu Hause gewesen zu seyn, und eben daselbst erhob sich auch die Modification desselben, der Buddhismus, welcher lange nur als eine Art Reformation bestand. Als aber die Lehre von der Gleichheit aller Menschen und der Verwerflichkeit des Kastenwesens das Gebäude des alten Bramanismus zu erschüttern anfing, begann die Verfolgung ungefähr im Anfang unsrer Zeitrechnung, und endete im 6ten oder 7ten Jahrhundert mit der gewaltsamen Vertilgung der Buddhaanhänger und ihrer Vertreibung nach Norden, Osten und Süden. Erst von diesem Zeitpunkte an scheint sich der Bramanismus recht in dem südlichen Theile der Halbinsel ausgebreitet zu haben, wie sich aus dem Umstande ergibt, daß dieselbe höchst unvollkommen zum Bramanismus bekehrt ist, daß dieser letztere, wie Wilson bemerkt (siehe Antibramanismus in Indien Nr. 40 v. d. J.), nur auf die Städte und Heerstraßen beschränkt ist, so daß ein Reisender, der in die abgelegenern Theile von Hindustan eindringen wollte, wenig Spuren von Wischnu, Siwa und andern Hindu-Gottheiten finden würde. Für diese Ansicht spricht auch der von einem Dr. Stevenson hervorgehobene Umstand, daß z. B. die uralten Bergstämme des Dekkans, die Bhils, Ramusis, Kulis u. s. w. zwar wohl die Entscheidung der Braminen in bürgerlichen Angelegenheiten anerkennen, aber in ihren religiösen Verhältnissen ganz von ihnen getrennt sind. Dieses deutet auf eine nicht sehr alte und auf jeden Fall höchst unvollkommene, politische Unterwerfung hin. Wir wissen mit ziemlicher Sicherheit, daß das Eindringen der Braminenlehre in das Gebirge nach Nepal und ostwärts nach Assam nicht in ein sehr hohes Alterthum hinaufsteigt. Aller Wahrscheinlichkeit nach fällt es in die Zeit der unumschränkten Braminenherrschaft in Nordindien, vielleicht zum Theil erst in die Zeit der mohammedanischen Einbrüche. Der Zeitraum, welcher zwischen der Unterdrückung der Buddhalehre in Indien und den umfassendern Einbrüchen der Mohammedaner verlief, war gewiß das Helden-

zeitalter des Bramanismus und die Blüthenperiode seiner Literatur, aber auch die Zeit der möglichst gänzlichen Abgeschlossenheit gegen das Ausland; denn die Fürsten, welche der Buddhalehre anhingen, waren keineswegs so scheu hinsichtlich der Berührungen mit Fremden.

Das erste Verbindungsglied zwischen dem alten Indien und Westasien bildeten die seit zehn Jahren in immer größerer Anzahl aufgefundenen baktrischen Münzen, die in ihrer sichtlich langen Reihenfolge erst rein griechisch waren, dann allmählich mehr barbarische und endlich auch indische Embleme zeigten. Doch wären diese vergleichungsweise von geringem Belang gewesen, wenn sich nicht mit einemmale gezeigt hätte, daß die Schrift auf vielen dieser Münzen dieselbe sey, wie an vielen alten, in Felsenwände oder auf Steinpfeiler eingehauenen Inschriften Indiens. Es ist schon früher erwähnt worden (s. Nr. 314), daß es den Bemühungen englischer Gelehrten gelungen sey, diese Schrift zu entziffern.

Der Inhalt dieser Inschriften beweist, daß buddhistische Dynastien zur Zeit Alexanders und seiner Nachfolger auf den Thronen Indiens saßen, und diese standen in lebhaftem Verkehr mit dem Westen, wie die Nennung griechischer Königsnamen beweist. Auch ist wohl die Bemerkung Prinseps nicht unwichtig, daß die früher schon beobachtete Aehnlichkeit des buddhistischen Systems der Astronomie mit dem ptolemäischen nicht zufällig, sondern aus dem Verkehr mit der westlichen Welt zu erklären sey. Wie es indeß sich auch mit den Einzelnheiten verhalten mag, so scheint aus den bisher erhobenen Thatsachen hervorzugehen, daß die Braminen ursprünglich nur in Nordindien zwischen dem Himalaya und dem südlichen Hochlande eigentlich herrschend gewesen, daß die Buddhalehre ihre priesterliche Macht und Kastenabtheilung mit Verderben bedrohte, daß der Kampf zwischen Buddhisten und Braminen in den ersten Jahrhunderten des Christenthums zum Ausbruch kam und mit der Unterdrückung, ja mit der Vernichtung der erstern endigte, worauf die Blüthenepoche der Braminenherrschaft die jetzt bekannte Sanskritliteratur mit Einschluß der ausschweifenden Theogonien erschuf, und daß zu derselben Zeit die Ausbreitung ihrer Lehre und Herrschaft im Norden in das Himalayagebirge hinein, im Osten nach Assam und im Süden in das Innere der Halbinsel, nach dem eigentlichen Dekkan, erfolgte, welches stets die letzte Eroberung jeder in Nordindien herrschenden Macht war.

Die Fischereien in den nördlichen Eismeeren.

(Fortsetzung.)

2. Jan Mayen Eiland, und die früher bei demselben getriebene Fischerei.

Diese kleine, nach ihrem Entdecker benannte Insel erstreckt sich von Südwesten nach Nordosten, ist 8 deutsche Meilen lang, sehr schmal und hat auf dem nördlichsten Ende einen 6870 engl. Fuß hohen Berg, der „Bärenberg" genannt. Dieser erhebt sich steil auf einer Gebirgsgrundlage von 1500 engl. Fuß in konischer Gestalt und endigt mit einer breiten Spitze unter einer Decke von Schnee und Eis; zwei mächtige Eisberge von circa 1200 Fuß lehnen sich an ihn. Diese, auf 100 bis 120 engl. Meilen in See sichtbare Masse, observiren die Seefahrer gern auf ihrer Reise nach den Gewässern von Spitzbergen, indem sie im Osten von Jan Mayen ihren Curs halten. Ein Schiffer berichtet, den 17 Mai des Jahres 1732 auf der einen Seite dieses Berges Ausbrüche von Feuer gesehen zu haben, welche aber nur 24 Stunden währten, und von einem dicken Rauch gefolgt wurden; vier Tage darauf verwandelte sich dieser in ungeheuren Aschenregen, der, vom Winde geführt, auf 15 deutsche Meilen in See noch in so großer Menge auf das davon eilende Schiff fiel, daß dessen Wegschaffung viel Arbeit verursachte. Einige Wochen nachher landete ein anderer Schiffer in derselben Gegend, fand Alles ruhig, nur an einigen Plätzen ellenhohe Asche. In diesem Jahrhundert entdeckte Scoresby den Krater eines rauchenden Vulcans unweit des Bärenbergs, südwestlich von demselben, und nannte ihn Eskmount. Da die Holländer eine genaue Karte der Insel aufnahmen, häufig dieselbe besuchten, ohne denselben zu erwähnen, mag er damals ruhiger als in neuerer Zeit gewesen seyn, oder ist gar erst jüngst entstanden. Massen, dem Bimsstein ähnlich, findet man häufig, z. B. bei Mary Muss Bai.

Die ganze Insel besteht nur aus steilen, mit Eis und Schnee bedeckten Gebirgen, die im wärmsten Sommer, theilweise entblößt, als kahle Felsmassen sich zeigen; doch immer noch in ihren Spalten bis zum Meere herab Eis und Schnee bewahren.

Auf flachern Plätzchen, wo aus verwittertem Gestein und Vogelmist eine dünne Erdrinde entstanden ist, wachsen, wenn gegen nördliche Winde geschützt, während des kurzen Sommers heilsame Pflanzen, als wie Moose, Löffelkraut, Sauerampfer rc., welche nicht allein die Schiffer als Arznei für sich selbst, sondern auch in Auftrag ihrer Rheder holen.

Nur einige Gegenden der Westküste eignen sich zu Ankerplätzen und Landungen, sonst sind die Küsten steil und unzugänglich. Die früher als solche häufig benutzten sind die Bai von Guinea, Südbai, Roberg, Mary-Muß-Bai rc., besonders aber die Norder oder englische Bai, wo man von den frühern holländischen Etablissements auch mehr Ruinen als an den übrigen Orten traf. Am 4 August 1699 ankerte ein holländischer Commandeur in der letztgenannten Bai, fuhr ans Land und fand daselbst gegen 20 Schaluppen und zwei große Boote gegen einander aufgesetzt, wie man es in Holland zu thun pflegt, ferner Thranfässer u. dgl. m., aber so verfault, daß es nur noch als Brennholz nützte; ebenfalls war eine Masse Tauwerk nur noch zu Pappe dienlich. Krieg, Schiffbruch oder viel Eis verhinderten wohl das Abholen dieser Dinge.

Als der Fischfang in der Umgegend dieser Insel noch sehr ergiebig war, hatten die Holländer die Absicht, daselbst ein permanentes Etablissement zu begründen; wirklich überwinterten 1633 freiwillig sieben Leute, die man neun Monate darauf alle wohlbehalten mit einigen Ergebnissen ihres Fanges antraf. Die im nächsten Jahre zurückgelassenen sieben Personen starben insgesammt, dem vorgefundenen Journale nach zu urtheilen, am Scorbut (wegen Mangel an guten Lebensmitteln) im Frühjahr,

kurz vor der Ankunft der Expedition; im Winter war das Eis durch häufige Stürme aufgebrochen und sie sahen in den Baien viele Fische. Dadurch abgeschreckt, wollte Niemand wieder freiwillig überwintern.

Zwischen den Jahren 1611 und 1613 waren sehr viele Wallfische in der Umgegend dieser Insel, aber außer der privilegirten nordischen Compagnie durfte kein anderes holländisches Schiff bei Strafe von 6000 fl. für den Rheder und Confiscation sich nähern. Gewöhnlich ist die Insel auf 10 deutsche Meilen mit Eisstücken umlagert, besonders so die Nordseite; auf der Ostseite ist der Eisgang am stärksten, da die Fluth denselben südlich, die Ebbe denselben in nördlicher Strömung mit sich führt. Die Westküste hat am wenigsten Treibeis. Auf der Nordküste entstehen wahrscheinlich auf Veranlassung des Bärenbergs plötzlich Stoß- und Wirbelwinde. Vor zwei Jahren sah ein Hamburger Comandeur ungeheure Massen Treibholz bei der Mary-Muß-Bai.

Wie in der Einleitung gesagt worden, zogen sich die Fische bald weg und die kostbaren Anlagen fielen in Ruinen; jetzt werden auf nicht große Entfernung von dieser Insel am Rande des Westeises im Frühjahr Robben geschlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Koptische Manuscripte.

Dr. Dujardin, der von dem Minister des öffentlichen Unterrichts nach Aegypten geschickt wurde, um koptische Manuscripte zu sammeln, hat von Cairo aus unter dem 5 Julius geschrieben, daß er bei verschiedenen Privaten 50 Manuscripte zusammengebracht habe, die alle in der königlichen Bibliothek zu Paris fehlen, und die theils im memphitischen, theils im saitischen Dialekt abgefaßt seyen. Es sind fast lauter Uebersetzungen einzelner Theile der Bibel und Legenden. Hr. Dujardin hofft, die Masse der Materialien noch vermehren zu können, und so zu einer vollständigen Kenntniß der ägyptischen Sprache zu gelangen. (Nouv. Annales des Voyages. August und September.)

Bericht über die mit dem Bremer Schiff Virginia in Deutschland angekommenen beiden Neuseeländer.

(Schluß.)

Nun folgte für sie ein Augenblick des höchsten Entzückens. Jedem ward ein Hut und ein Dutzend oldenburgischer Uniformknöpfe geschenkt, und man nahm keinen Anstand Emetsi eine tüchtige Soldatenflinte und Tiali ein Paar kleine Pistolen zu geben. Nachdem sie endlich den Wahn verloren hatten, diese Waffen seyen ihnen zum bloßen Anschauen eingehändigt, und ihnen dieselben auf ihr wiederholtes too much (zu viel) immer wieder in die Hand gegeben wurden, brachen sie beide in ein jubelndes Freudengeschrei aus. Sie untersuchten die Gewehre mit sichtbarer Kenntniß, und zogen darauf ihre Jacken aus, um, vielleicht zum Zeichen der Dankbarkeit oder der Freude, ihren Nationaltanz aufzuführen.

Nachdem sie sich erst in ihrer Sprache verständigt hatten, worüber sie siegen wollten, stellten sie sich drei Schritte von einander und begannen den Tanz oder vielmehr die mimische Darstellung durch ein wiederholtes von einzelnen Tönen begleitetes Klopfen auf die Schenkel. Nun folgte ein monotones, gesangähnliches Zusammensprechen. Immer lauter ward der Gesang, immer häufiger einzelne hohle, seufzerähnliche Laute, immer heftiger und krampfhafter die Gebärden. Sie bewegten sich nicht vom Fleck, aber ihr ganzer Körper arbeitete, kein Muskel blieb unthätig, ihre Arme hatten sie drohend in die Luft gestreckt und hielten sie minutenlang in einem krampfhaften Zittern, wobei sie sich bald vornüber, bald wieder zurückneigten. Sie kämpften mit einem unsichtbaren Gegner, versetzten ihm plötzliche Schläge mit Streitkolben, gaben blitzgeschwinde Messerstiche, und entgingen durch schlangenartiges Drehen des Körpers den Waffen ihres eingebildeten Feindes. Nun sah man das schwächere Widersetzen, das Unterliegen und den tödtlichen Schlag, wobei ihre rollenden, schwarzen Augen von düsterem Feuer flammten. Endlich kam der Augenblick des Kehlabschneidens und dann ein unter Verdrehungen der Augen von beiden angestimmtes schauderhaftes Todesröcheln in tiefen, rauhhauchenden Guttural-Accenten. Die Arme sanken schlaff herab, der Tanz war geendet; dicke Schweißtropfen rollten von ihrer braunen Stirn. Obgleich ich diese von Gesang begleitete Nachahmung eines Kampfes wohl ein dutzendmal gehört habe, so konnte ich mich doch jedesmal beim Anhören des Todesröchelns eines unwillkürlichen Schauders kaum erwehren, eines Schauders, den Alle empfunden zu haben versicherten, und der bei den Damen nahe an verzagende Angst zu gränzen schien. Die eigenthümlichen Guttural-Töne kommen in ihrer Sprache in keiner consonantischen Gestalt vor, sondern sind nichts als Nachahmungen der Natur, die sie am geeigneten Ort anbringen. Sie singen auch nicht immer dasselbe, sondern bald dieß, bald jenes, so daß es scheint, als wenn dieser Kriegsgesang sich jedesmal auf einen bestimmten, von ihnen oder von einem berühmten Krieger gekämpften Kampf bezieht. Wollen sie mehrere Tänze — ein sehr uneigentlicher Name — hintereinander aufführen, so schneiden sie vorher gewisse Kerben in ein Stück Holz, um sich daran im Feuer des Gesanges ihres Thema's zu erinnern.

Emetsi begann darauf noch einen Einzelkampf mit seinem Gewehr, das er trotz des geübtesten Grenadiers bald als Schuß-, bald als Stoß- und bald als Schlagwaffe zu handhaben verstand. Durch einen Stoß des Kolbens auf die Erde brachte er ohne Ladstock die Kugel auf den Boden des Gewehres, schwang dieß wie einen Stock um sein Haupt und feuerte und lud wieder mitten unter Biegen und Ducken und Springen und Laufen. Tiali unterstützte ihn später mit seinen Pistolen.

Emetsi und Tiali haben aus ihrem Vaterlande zwei mantelartige Decken mitgebracht, die aus dem berühmten neuseeländischen binsenartigen Flachs, Phormium tenax, gestrickt sind. Die eine ist weich, glatt, gerippt und weiß und roth von Farbe. Die zweite, schwerere, ist nur auf der innern Seite glatt und trägt auf der äußern die zusammengedrehten, in regelmäßigen Absätzen von der gelblichen Schale befreiten, etwa neun Zoll langen herabhängenden Enden der Flachsstränge. Die Farbe des Flachses selbst ist an dieser Decke nicht weiß, sondern braunschwarz, so daß, da jeder einzelne der tausend dicht nebeneinander herabhängenden Stränge immer abwechselnd einen Zoll lang schwarz und einen gelb ist, diese Decke aus der Ferne einem zottigen Bärenfell, in der Nähe aber an Farbe und Gestalt der bunten Haut eines riesigen Stachelschweines gleicht. Eine einfachere Zubereitung

dieses Flachses als die unserige, von der bereits mehrere Reisebeschreiber sprachen, beschrieb Tiali. Uebrigens unterscheiden diese Decken sich in nichts von denen, die man unter den neuseeländischen Fabricaten im British Museum in London sieht.

Von ihrer Sprache kann ich, da ich keine Gelegenheit hatte sie lange ungestört zu sprechen, leider nur wenig mittheilen. Manche von Zimmermann in seinem Werke über Australien aus Cook und Forster entlehnte Ausdrücke waren diesen beiden Neuseeländern ganz unverständlich, woran aber wohl meine verkehrte Aussprache Schuld war. Denn da jene beiden Reisenden sich zur Bezeichnung der fremden Sprachlaute der englischen Orthographie bedient haben, keine Sprache auf der Welt aber weniger bestimmte Regeln hat, um ein ihr nicht eigenthümliches Wort der ursprünglichen Aussprache gemäß zu schreiben, so kann man selten wissen, welche Laute man mit dem geschriebenen Wort allein verbinden darf. Die nördliche der beiden neuseeländischen Inseln wird allgemein Eaheinomauwe, die südliche Tawai-Poenamu genannt, unsere beiden Eingebornen kannten aber weder das eine noch das andere dieser Wörter. Und wie sollten sie es auch, da man, abgesehen von allem Accent, dieß den Regeln der englischen Aussprache unbeschadet Jähänomahw, Ihinomahe, Jahinomaoui und Täuä-Poenämiu, Taä-Pinamiu, Tawäel-Punämiu aussprechen kann. Eines ihrer Kriegsinstrumente soll Pättu-Pättu heißen, allein sie antworten auf die Frage deßhalb, das hieße: „Du bist ein großer Lügner.“ Später fand sich jedoch, daß diese Waffe in einigen Gegenden auch Tmitti heißt, und vielleicht hätte es sich herausgestellt, daß der Name Emetsi, den Tiali und der Bootsmann bald so, bald aber auch Emetri und Emetti aussprachen, nichts als dieses Mordinstrument bedeutet, nach dem unser Freund sich als großer Krieger benannt haben wird. Pättu hieße dann allerdings bei ihnen Lügner, und nach der Analogie des otaheitischen mala bitter, mala mala sehr bitter; tea weiß, tea tea der weißeste; huru Haar, huru huru die Haare, würde Pättu Pättu auch „ein großer Lügner“ bedeuten. Auf die Frage, wie der Ort hieße, wo sie geboren, antwortete Emetsi: Härri, und Tiali: Kó Härri, wahrscheinlich neben oder bei Harri. In Verbindung mit dem neuseeländischen Takuri maté Marion (T. hat den M. erschlagen) und dem engverwandten otaheitischen Matama maté (mat ama-maté?) (der Mond ist todt) und matte tayo (du willst den Freund umbringen?) fand sich in ihren Wörtern Mattámát (krank) und (Máttamóhr (todt), der Name mat in activer Bedeutung tödten und in neutraler sterbend seyn. Ein Kind nannten sie Pecke-nihn, einen Vater Pecke-ri. Diese so höchst unvollkommenen sprachlichen Andeutungen wünsche und hoffe ich später auf eine umfassendere Art berichtigen zu können.

Musik nahm ihr ganzes Wesen in Anspruch, doch setzte Orgelspiel in einer Kirche sie weniger in Erstaunen, als man erwarten durfte. Es ergab sich aber bald, daß die englischen Missionäre auf Neuseeland sich in ihren Bethäusern in Ermanglung eines Bessern der Drehorgeln bedienen, und daß unsere wilden Freunde diese schon gehört hatten. Gegen die christliche Religion hatten sie aus ihrem Vaterland ein Vorurtheil mitgebracht. Die Missionäre hatten den Neuseeländern oft schon das Unsittliche eines rücksichtslosen Zusammenlebens der beiden Geschlechter vorgestellt, aber die Eingebornen, bemerkend, daß die Geistlichen sich in ihren Häusern Neuseeländerinnen als Dienstboten hielten, glaubten, diese seyen die Concubinen derselben, und das Predigen gegen den allzu freien Umgang mit dem andern Geschlechte sey eitel Heucheln. Daher erklärten sie, einem solchen Umgange nicht eher entsagen zu wollen, als bis die Missionäre ihnen mit gutem Beispiel vorangingen. Doch läßt sich nicht bezweifeln, daß Emetsi und Tiali nach erhaltenem Unterricht, und dazu bezeigen sie beide Lust und Geschick, sich leicht bekehren lassen würden, auch soll ein Geistlicher bei Bremerhaven sich erboten haben sie unentgeldlich zu ernähren und zu unterrichten. Um so mehr ist es zu bedauern, daß sie uns auf einige Monate einstweilen verlassen werden, da sie, wie oben bemerkt ist, noch eine Reise nach Baltimore vorhaben.

Sollten sie aber auch nicht wiederkommen, der Aufenthalt unter Deutschen wird von wohlthätigem Einfluß auf sie gewesen seyn, als der ihnen jetzt bevorstehende unter Amerikanern. Hier ward ihnen, wo sie sich zeigten, freundlicher Empfang, Belehrung und humane Begegnung zu Theil, aber der verworfenste Amerikaner rein weißer Abkunft hätt sich für zu gut mit dem edelsten Farbigen aus einem Glase zu trinken. Fahren die Neuseeländer fort, ihre wißbegierigen Brüder nach Europa zu schicken, sie würden bald, wie die Einwohner der Sandwichinseln, aus barbarischen Menschenfressern in civilisirte Bürger umgeschaffen seyn, und dem strandenden Seemann würde dort statt Messer und Streitkolben ein falschloser Handschlag zum Empfange werden. Wenn eine Gefahr zu bestehen war — erzählte der Bootsmann Meinke — so standen Emetsi und Tiali an der Spitze, durch die schäumendste Brandung fuhren sie kalten Blutes, und dem wüthendsten Alles um sich her zerschmetternden Wallfische gaben sie mit heiterer Kühnheit den Todesstoß. Mich lieben sie so sehr — setzte er hinzu — daß ich mich mit ihnen durch hundert Männer hindurchschlagen würde, denn ehe sie litten, daß man mir ein Haar auf dem Kopfe krümmte, würden sie zehnmal ihr Herzblut verspritzen. — Auch in dem rohesten Anthropophagen findet sich ein grünender Keim höherer Entwicklung, aber zum Wachsthum bedarf dieser nicht bloß Liebe, sondern Menschenliebe.

Vermischte Nachrichten.

Der Modellist Leon in Malaga. Einer der sehenswürdigsten Gegenstände in Malaga ist gegenwärtig das Studio (Atelier) des Señor Leon, des berühmtesten unter den zahlreichen Modellisten in Thon, deren es in dieser Stadt viele gibt. Seine Bilder sind bewundernswerth ausgeführt, und ausgezeichnet charakteristisch; auch sind sie sämmtlich von ihm selbst und seiner Familie gemacht. Seine Söhne bilden sie mit der Hand aus einem sehr weichen Thon; er durchgeht dann diejenigen Theile, welche die Vollendung eines erfahrnen Künstlers fordern, worauf seine Töchter ihnen mit ausgesuchtem Geschmack und Geschicklichkeit vermittelst des Pinsels Leben verleihen. Der Preis ist hoch, die einfachsten Figuren kosten 4 Pesos (10 fl.). Eine Gruppe von neun Reiterfiguren, die Señor Leon kürzlich für den Infanten Francisco de Paula ausführte, wurden auf 9000 Realen (1125 fl.) geschätzt. (Capitän Scott über Südspanien.)

Neues Gewehr. Ein Italiener, Namens Rosaglio, der sich gegenwärtig in England aufhält, kündigt ein Gewehr an, das nach so neuen und merkwürdigen Grundsätzen construirt seyn soll, daß es ohne äußeres Brennen abgefeuert werden kann, kein Pulveraufschütten braucht und beim Abfeuern keine Flamme und Rauch verursacht, als die, welche zu der Mündung des Laufes herauskommt. (Naval and Military Gazette vom 17 November.)

Sternfall. Der erwartete Sternfall in den Nächten des 11, 12 und 13 Nov. hat dieses Jahr, wenigstens in unserer Hemisphäre, die astronomischen Erwartungen nicht erfüllt. (Litt. Gaz. v. 17 Nov.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 338.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

4 December 1838.

Ausflüge aus Pau.

6. Oloron. Das Thal von Aspe.

Einer der angenehmsten Ausflüge aus Pau ist die Reise nach Oloron. Ich habe sie schon anderwärts, so wie auch den Eingang aus Spanien durch das Thal von Aspe beschrieben, und will also hier nur Einiges nachholen. Bei Gan trennen sich die Wege; man verläßt das Thal der Neez und zieht über den schönen Bergrücken, welcher dasselbe westlich begränzt, und die Aussicht auf das Becken gewährt, in welchem die Baise mit ihren vielfachen Quellen und mehrere andere an jenem Bergrücken entsprungene Gewässer nordwestlich über Lassaube, Monein (3 Meilen von Jurançon), Lagor u. s. w. in der Richtung von Orthes fortlaufen. Ich habe diese zwischen den Gaven von Pau und Oloron liegenden Gegenden nicht besucht; man hat mich aber versichert, sie seyen der Garten des Departements der Niederpyrenäen, und nirgends finde man so reiche, üppige, mit allen Reizen der niederen Hügel und der wohlbewässerten und bebauten Ebenen ausgestattete Landschaften. Nachdem sich der Weg von Rebenac mit der Straße vereinigt, geht es wieder etwas abwärts in ein engeres Thal, in welchem man bei Herrera den Weg von Arudi aufnimmt; man entdeckt nun schon zur Linken den Gave von Ossau, und langt bald auf dem Platze des niederen Oloron an. Der Zusammenfluß dreier Gewässer, längs welcher das Städtchen seine Straßen wie Arme ausstreckt, die Anhöhen, welche mit Stadttheilen oder sonst auffallenden Gebäuden besetzt sind, und von wo man den Lauf dieser Gewässer beherrscht, der Contrast der an sich freundlichen Lage mit dem alterthümlichen Ansehen einiger Gebäude oder Reste von Gebäuden, welche mit neuen Wirthshäusern und Kaufläden gemischt sind, die Brücke über den Gave von Ossau, und der ziemlich lange, nur auf einer Seite mit Häusern besetzte Gang längs dem Gave von Aspe, mitten in dem Orte der ländliche Ausgang im Norden in die Wiesen und Castanienwäldchen an dem Bache von Goes, die Vorstadt von Sainte Marie am westlichen Ufer des Gave von Aspe (diese Extramuros an den Flüssen heißen alle Sainte Marie oder Sainte Esprit) geben der Stadt ein ganz eigenthümliches interessantes Ansehen, und bereiten dem Fremden, der die Mysterien dieses Labyrinthes noch nicht kennt, mehrere Ueberraschungen vor. Die Luft ist etwas rauh, aber gesund, und das Hotel des Hrn. Condesse verschafft einen Ruhepunkt, in welchem man durch die beständige Ankunft von Reisenden und die Expedition der Diligencen nach Spanien zerstreut, und durch die gute Küche bei Kräften erhalten wird; aber mit Kaffeehäusern und Journalen ist man schlecht versehen. Der Berg, auf welchem das alte, einer Ruine ähnliche Schloß, und die obere Stadt mit der Kirche Santa Cruz und einem cirkelförmigen, menschenleeren Spaziergang liegt, ist schwer zu besteigen, gewährt aber, wie die übrigen Anhöhen, herrliche Aussichten; es sind noch mehrere andere Spaziergänge, unter welchen der südliche längs dem Gave von Ossau der freundlichste und auch mehr besucht ist. Oloron behält noch das Andenken Kaiser Josephs II, der es incognito besuchte, und dem (damaligen) Augustinerkloster, dessen Lage auf einer Anhöhe seine Aufmerksamkeit auf sich zog, ein Gemälde aus Paris verehrte; man erinnert sich auch an die nur einige Jahre spätere Epoche, in welcher Beauharnais, damals Husarenoberster, mit seiner Gemahlin, der nachherigen Kaiserin Josephine, und seinen zwei kleinen schönen Kindern, ein Gegenstand der Liebe und Achtung ihrer Nachbarn in der obern Stadt war. Aber Oloron, wenn es einen Archäologen hätte, könnte von weit älteren Denkmälern erzählen; der Thurm Fori scheint ein römischer Rest, ein Einwohner fand dort einige Kupfermünzen, und verkaufte sie einem Kesselflicker; die Kirche zum heiligen Kreuz macht durch den bloßen Anblick ihrer sonderbaren Form und niedrigen Wölbung einen Eindruck, demzufolge man sich überzeugt, daß sie unter einem andern Einflusse als die gewöhnlichen Kirchen, seyen sie auch aus dem Alterthum, erbaut worden ist; man sagt, sie sey ein druidisches Denkmal. Und da wir nun bei den Alterthümern sind, so wollen wir etwas von dem Thurme von Monterone, eine halbe Stunde nordwestlich von Oloron oder vielmehr von Sainte Marie, sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fischereien in den nördlichen Eismeeren.

(Fortsetzung.)

3. Spitzbergen, das umlagernde Eis, Witterung.

Aus großer Entfernung gesehen, hat dieses aus dem Wasser steil hervorragende, von hohen spitzigen Felsmassen gebildete Land das Ansehen einer Wolke. Höchst interessant ist die große Deutlichkeit, womit man bei klarer Luft auf bedeutenden Abstand die Küsten wahrnimmt. Im Ansegeln glaubt ein Neuling bei diesen Erscheinungen der Polargegenden, daß die Küste sich mehr entferne, oder fürchtet plötzlich zu scheitern; z. B. auf 10 deutsche Meilen sieht man das Land bei klarem Wetter deutlich, segelt man nun fünf Stunden à $1\frac{1}{4}$ deut. M., und dann zeigt sich ein feiner Nebel, so scheint das Land entfernter als zuvor; Nebel und dann folgende klare Luft verursachen das Gegentheil.*)

Hohe Gebirge sieht man an den Küsten, welche wegen ihres mannichfaltigen Colorits einen schönen Anblick gewähren; Eisberge, dunkle Felsmassen, deren Decke abgeschmolzen, Spalten mit Eis, Streifen mit armer Vegetation wechseln ab. Das sogenannte Middle Hook von Vorland erhebt sich bis zu 4 bis 4500 Fuß. Die Hornspitze beim Horn Sund ist 4395 Fuß über die Meeresfläche; zahlreich sind ungeheure Eisberge, deren Größe durch kolossale ins Meer fallende Stücke abnimmt und welche durch Schneegestöber und Frost wieder anwachsen.

Der Sommer währt nur kurze Zeit und doch verschwinden ungeheure Massen Schnee und Eis, welche aufgethaut in vielen Bächen sich verlaufen, selbst auf hohen Gipfeln schmilzt Schnee, der den Strahlen der umkreisenden Sonne nicht widerstehen kann. Die Höhe, bis zu welcher die warme Temperatur auf Spitzbergen sich ausbreitet, ist wirklich bemerkenswerth: in Europa schneit es in den obern Regionen, während es in den untern regnet; dagegen regnet es in diesem Polarlande auf hohen Bergen und am Fuße derselben zugleich.**)

Als Scoresby im J. 1818 mit vieler Mühe einen Gipfel von 3000 Fuß bei Cap Mitre in der Kreutz-Bai erstieg, fand er um Mitternacht auf demselben die Temperatur einige Grad über dem Gefrierpunkt und den Schnee schmelzend, am Fuß waren es 6° Wärme. Die Strahlen der Sonne erreichen sogar den Theer und Pech am Schiff, aber im Schatten bleibt es mehrere Grad Kälte. Capitän Phipps erzählt, daß er am Lande im J. 1773 eine Wärme von $11\frac{1}{2}$° R. beobachtete; nach jenem Verhältniß müßte dann die Linie ewigen Schnees 7791 Fuß seyn; wäre dieß richtig, dann würde jener imaginäre Bogen des permanenten Wassergefrierens vom Aequator nach dem Pol reichend und auf letzteren ruhend über Spitzbergen eine Ausweichung bekommen.

Es ist unmöglich, weit ins Innere des Landes vorzudringen, denn wie darf man wagen, in einige minder steile Schluchten zu klimmen, da, wo ein Boden aus mürbem Eis treulos in hohle Räume einstürzt, die von Bächen ausgewaschen worden, da, wo unerwartete Stein- und Eisgewölbe Alles zerschmettern. Das in Spalten gelaufene Wasser gefriert, sprengt so überhängende Felsblöcke ab, welche im nächsten Thauwetter unter donnerähnlichem Krachen in die Gründe stürzen; Dampfwirbel und die Nachfolge des Zerschmetterten bezeichnen ihren Weg. — In Höhlen oder Spalten nisten Sommers die Vögel, doch mit solcher Vorsicht, daß der schlaue Fuchs ihnen nicht beikommen kann; wenn aufgescheucht, sollen diese Thiere einen ganz betäubenden Lärm machen.

Wie in andern Ländern des Pols wachsen in den Sommermonaten Junius und Julius antiscorbutische Kräuter auf sparsamem Erdreich. In fünf Wochen wachsen, blühen und tragen die zwerghaften Pflanzen Samen; die einzige baumartige Pflanze, eine Salix herbacea, ist nur 3 bis 4 Zoll groß. — Spitzbergen ist reich an verschiedenen Mineralien, und man brachte von dort Marmor, Steinkohlen und sogar mancherlei Sorten Erze.

Der westliche Theil der Insel wurde den 19 Junius 1596 von Barentz und Heemskerk entdeckt, welche ihr den jetzt bekannten Namen beilegten; 1607 machten die Engländer die Wiederentdeckung desselben; es entstand ein Streit des Eigenthumrechts, welcher mit einer Vertheilung der verschiedenen fischreichen Baien endigte. Selten nähern sich jetzt die Seefahrer dem Lande; unter nördlichen Breiten am Rande des Westeises suchen sie Fische. Russen und Normänner allein besuchen Edges Island, Point Lookout, Stans Voeland wegen des Fangs der Weißfische und des Wallrosses, überwintern auch mitunter, aber häufig bleiben sie dort auf immerdar. Wie eben gesagt, ist das Land unproductiv, aber die umgebenden Gewässer sind so reich, daß sie Tausende von Expeditionen reichlich belohnten.

Während zwei Dritteln der Winterzeit herrschen heftige Stürme; das einzige lebende Wesen ist der grimmige, umherschweifende Eisbär, der Herrscher des eisigen Nordens; im Februar erscheinen Füchse und im April die ersten Vögel. — Wie unter allen hohen Breiten ist die Witterung so veränderlich, als die Winde selbst, nach denen sie sich richtet. Die Nord- und Ostwinde führen eine unerträglich schneidende Luft herbei, doch ist diese heiter, wie auch bei Nordwestwind. Aber die aus Süden und Westen führen viel Schnee, sehr feuchten Nebel und auch wohl mitunter einen mäßig kalten Regen, der jedoch sehr ungewöhnlich. Auf nicht großen Entfernungen von einander herrschen oft verschiedene Winde, welches nahe am Lande wohl dem Einflusse der hohen Gebirge, weiter in See den kühlenden Eisfeldern zuzuschreiben ist.

Im Monat Mai sinkt unter dem 71sten Grad die Sonne nicht mehr unter den Horizont; das feste Eis zwischen Jan Mayen Eiland und dem Südende von Spitzbergen bricht in Stücke; Strömungen und Winde zerbröckeln es am meisten nahe am Lande, indem das jährige Eis leicht locker und mürbe

*) Daher wohl die Furcht jenes dänischen Seemanns, der 1688 unverrichteter Dinge von Grönland zurückkam und seinem König Friedrich II. berichtete, das Land habe er nicht erreichen können, weil ungekannte Kräfte sein Schiff zurückgehalten hätten, vielleicht gar die des Magnets, welche eben so gut auch hätten das Eisen aus dem Schiff ziehen können.

**) Der Berg Nevis in Schottland ist 4380 Fuß hoch und hat ewigen Schnee auf seinem Gipfel, während es in Spitzbergen auf etwas geringern Höhen thaut, wo die Temperatur im Durchschnitt doch $12\frac{2}{3}$° R. geringer ist.

wird; nordöstliche Winde treiben es gegen das Westeis, von wo eine südliche Strömung es weiter nimmt: so wird die See an der Westseite Spitzbergens offen. Dagegen bleiben die Nordost- und Ostküsten gewöhnlich mit dichtem Eis umlagert. Die Baien an der Südküste wählten die Engländer aus, da sie am ersten zugänglich sind; die übrigen Nationen mögen oft erst bei vorgerückter Jahreszeit nach ihren Etablissements an der Nordwestküste gelangt seyn; von diesen fand man, wie auf Jan Meyen, viele Ruinen bei Smeerenburg, Hamburger Bai, Süd- und Nordbai, dem Bebonkehafen, wo die Schiffe auch im Nothfall Schutz finden konnten.

Bei einem feinen Nebel haben die Bergspitzen ein feuriges Ansehen, darauf folgt ein so finsterer Nebel, daß man kaum auf Länge des Schiffs von sich sehen kann und dann strenge Kälte. Oft wird durch den dicken fallenden Nebel unten auf dem Verdeck Alles naß, die Temperatur ist ein wenig über dem Gefrierpunkt, oben im Mastkorb ist es klar und mehrere Grade Frost. Dann senkt sich die Kälte, und der Reif wird zu Eis.

Wenn der Mond mit einem feinen Nebel umzogen ist, so erwartet man Sturm. Zieht die Sonne im vollen Glanze die dicken Nebel auf, so erwartet man besseres Wetter.

Während den vier Monaten, daß die Sonne nicht unter den Horizont sinkt, hat sie in ihrem niedrigsten Stand, während der Stunden der Nacht, einen schwächern Schein, so daß man sie ungeblendet ansehen kann wie den Mond; in diesen Stunden der Nacht ist es nicht kühler als bei Tage, die Temperatur wird von den Winden bestimmt.

Ende Junius fällt viel Nebel, dieser wird im Julius und August immer stärker, und am Ende des letztern Monats haben die Expeditionen auch schon den Norden verlassen. Im Anfang des August senkt die Sonne sich wieder unter den Horizont täglich eine bedeutende Zeit früher, bis sie, wie bekannt, 4 Monate vom 22 October bis 22 Februar gänzlich ausbleibt.

Die im Sommer bemerkenswerthen Zeichen in der Luft sind ein im Schneefall sich zeigender Widerschein von weißer und bleichgelber Farbe, dem Regenbogen ähnelnd, welches sich auch im Nebel oder eigentlich über demselben zeigt, wenn er tief gelagert ist; ferner die Wan- oder Nebensonnen; bei bezogenem Himmel sieht man zwei oder drei unweit von einander durchschneidende Lichtpunkte, die ein sicheres Anzeichen von sehr schlechtem Wetter, nämlich von Sturm und Schneegestöber sind. Die Erscheinungen des Winters sind die bekannte Aurora borealis.

Vor einigen Jahren näherte sich ein Altonaer Schiffer dem Südende Spitzbergens, wo er Nothzeichen aufgesteckt sah; er fand vier Leute und nahm sie an Bord. Sie erzählten ihm, ein Jahr zuvor auf der Wallroßjagd gewesen zu seyn, ein Sturm erhob sich, und das schwach bemannte kleine Schiff kehrte ohne sie nach Hammerfest zurück. Sie hatten eine leere Wohnung der Russen vorgefunden, sich eingerichtet, und von 5 Wallrossen und 7 Bären, die sie getödtet, gelebt; kürzlich hatten sie lange nichts gefangen, und zeigten die Wallroßhaut, woran sie nagten. Ein Mitgefährte war gestorben. Sie sollen nicht sehr elend ausgesehen haben. Man muß bedenken, daß ihre Vaterstadt Hammerfest in Lappland liegt, wo die Lebensweise der der Eskimos bedeutend ähnelt.

(Fortsetzung folgt.)

Goa.

(Aus dem Asiatic Journal. September 1838.)

Der vorherrschende Charakter in allen Städten Indiens ist Verödung; Verfall und Ruinen bezeichnen die Schauplätze ihres frühern Glanzes — ein trauriger Zustand der Dinge, der theilweise seinen Grund in dem Verfall der einheimischen Macht und in der Armuth des Volkes hat, theilweise aus der Gleichgültigkeit und Apathie der Eingebornen entspringt, die, wie die meisten Asiaten, jede Mühe für die Erhaltung und Wiederherstellung der Werke ihrer Vorväter verabscheuen. An jedem berühmten Platz erblickt der Fremde das düstere Schauspiel gefallener Größe, die Reste mächtiger Monarchien, von denen nichts mehr übrig als der Name und aufgehäufte Steinmassen, die sprechenden Zeugen der Eitelkeit aller irdischen Größe. Unter den zahllosen Denkmalen der Unbeständigkeit der verschiedenen Gewalten, die sich in einem Lande, das durch häufige Wechsel ausgezeichnet ist, jugendlich erhoben und wieder verfielen, nehmen die Aufmerksamkeit diejenigen am meisten in Anspruch, welche wie in dem alten Sitze des Reichthums, der Wissenschaft und der christlichen Religion, in dem einst so berühmten Goa finden. Als Handelsemporium zwischen Europa und Indien war Goa seiner Zeit der reichste Handelsplatz in der Welt, und seinen Wohlstand zeigt der Glanz seiner Gebäude, welche seinen frühern Stolz verkünden. Die Portugiesen, die erste europäische Macht, der es gelang eine Niederlassung in Indien zu gründen, waren eine Zeitlang Herren aller der Vortheile, welche der Besitz eines beträchtlichen Theiles der malabarischen Küste und mehrerer reichen Inseln gewährten, allein die Eifersucht, so wie die höhern commerciellen Fähigkeiten der Holländer und die Suprematie, welche endlich die Britten über alle andern Colonialmächte errangen, führten mit schnellen Schritten den Verfall ihrer Größe und ihren endlichen Untergang herbei.

Die ungeheure Ausdehnung der alten Stadt Goa erkennt man jetzt noch an den Ruinen der einst zahlreichen Klöster, die inmitten einer, mit der Malaria geschwängerten Dschungelwildniß verfallen herumliegen und Reptilien und Raubthieren eine Zufluchtsstätte bieten. Paläste, Kirchen und alle die verschiedenen Gebäude für religiöse Anstalten liegen weit umher im Schutt. Es ist in der That schwer, in den christlichen Bewohnern von Goa die Abkömmlinge jener großen Männer wieder zu erkennen, welche in den Vesten des Heidenthums das Kreuz aufpflanzten, und sich ebenso durch hohe Begeisterung für die Religion, wie durch ihre kriegerische Tapferkeit und ihren Handelsgeist auszeichneten. Spricht man jetzt die Namen De Gamas, De Castros und Souzas aus, und sieht, als Träger derselben, Menschen, welche durch Armuth, Krankheit und Noth auf die niederste Stufe des Elends herabsanken, welche selbst die Hoffnung verloren, und unfähig sind, gegen ihr Schicksal anzukämpfen, so klingt es wie Spott — so gänzlich entartet sind sie! Ach, du stolzes Goa, wie ist deine Macht gesunken! Die Triumphe und die Hoffnungen jener stolzen Eroberer, die da glaubten, sie würden in dem Sitz ihrer Siege ein ewiges Reich aufrichten und durch Feuer und Schwert die Menge der umwohnenden Völker zur Annahme ihres Glaubens zwingen — sie liegen im Staube und werden nimmer erstehen! Portugal, einst die Beherrscherin weiter

und reicher Gebiete in der östlichen Welt, dessen Beispiel andern Nationen denselben Geist für Abenteuer einflößte, und dessen Seeunternehmungen und Eifer in Verfolgung neuer Entdeckungen seinen Nebenbuhlern den Weg bahnte — Portugal ließ seinen Ruhm verdunkeln, und die Denkmäler, die noch vorhanden von dem Stolz und der Macht, die es früher besessen, machen die Lage des traurigen Restes seiner indischen Besitzungen nur noch beklagenswerther. In Ferishta's Geschichte finden wir die früheste Erwähnung von Goa, das, in alten Zeiten ein Seehafen, den Königen von Bidschanagor gehörte und hauptsächlich von Hindus bewohnt war. Im Jahre 1469 eroberte Mullik ol Tidscha Khodscha Dschehan, der Wessier Mohammeds II, des dreizehnten Bhamani-Kaisers von Deccan, die Insel, und sie blieb unter der Bidschapur-Dynastie in den Händen der Anhänger des Propheten, bis der große Alphonso Albuquerque es im Jahre 1510 mit den portugiesischen Besitzungen in Indien vereinigte. Es wurde später von den Mohammedanern unter Adil Schah von Bidschapur wieder erobert, fiel jedoch abermals in die Hände Albuquerque's, der den Sitz seiner Regierung in diese Stadt verlegte und es zur Hauptstadt des portugiesischen Gebietes machte. Da er die großen Vorzüge, welche Goa zu einem Vertheidigungsplatz eigneten, erkannte, so verstärkte, verbesserte und vermehrte er die Befestigungswerke, nach deren Vollendung er die glänzenden Bauten begann, deren Ruinen dem Geiste das Gefühl der frühern Wichtigkeit dieser Stadt so kräftig einprägen. Paläste, Klöster, Kirchen erhoben sich in rascher Aufeinanderfolge, alle wetteifernd miteinander an Solidität und Pracht. Die Kirchen besonders wurden ausgestattet mit all dem Pomp an Edelsteinen und Gold, welche die Bekenner des römisch-katholischen Glaubens so gern an ihre Reliquienkästen und Altäre verschwenden.

Während der sechzig folgenden Jahre wuchs der Wohlstand Goa's ununterbrochen; als es jedoch im Jahre 1571 den Höhepunkt seiner Macht erreicht, begann sein Unglück, das in einer langen Reihe von Widerwärtigkeiten und Unfällen endlich zu seinem gänzlichen Verderben führte. Die Verheerungen einer pestartigen Seuche hatten die Bevölkerung merklich gelichtet, und im folgenden Jahre sah es sich in einen Krieg mit Bidschapur, das damals unter der Herrschaft Ali's, seines fünften Monarchen, stand, verwickelt. Der Feind schritt zur Belagerung von Goa, ward aber mit Verlust zur Aufgebung seiner Unternehmung und zum Rückzuge genöthigt. Man sagt, Bidschapur, dessen prachtvollen Ueberresten man den Namen „Palmyra von Deccan" beilegte, habe während der Friedensjahre zwischen diesen stolzen Nebenbuhlern europäische Baumeister aus der benachbarten Stadt berufen, und diese hätten, während sie mit dem Bau von Gräbern für mohammedanische Fürsten beschäftigt waren, die Steine mit dem Symbol ihrer Religion geheiligt. In mehrern jener großen Platten, die man bei dem Bau der Monumente zu Bidschapur verwandte, fand man das Zeichen des Kreuzes tief eingehauen. Goa hatte um diese Zeit, mit Ausnahme seiner weitläufigen Vorstädte, sechs (englische) Meilen im Umfang, und enthielt zahllose kirchliche und weltliche Gebäude, die gerechten Anspruch haben auf die Bewunderung der Nachwelt. Sein Bazar war in diesem ganzen Theile der Welt berühmt, und seine Waaren die kostbarsten. Die Bevölkerung soll sich auf 150,000 Christen und etwa 50,000 Mohammedaner und Hindus belaufen haben; die Zahl der erstern dürfte man indeß, wie Manche vermuthen, sehr übertrieben haben, um der christlichen Welt einen hohen Begriff von dem Eifer und dem Erfolg zu geben, womit die Bekehrungsversuche im Osten begleitet seyen. Als Beleg für die Angaben der Behörden von Goa muß man sich erinnern, daß die Inquisition mit all ihren Schrecken frühzeitig eingeführt, und Alles so fest unter die Herrschaft der Priester gestellt war, daß sich selbst der Vicekönig ihrer Controle unterworfen sah. Eine Institution dieser Art, welche die frommen Bemühungen von Männern unterstützte, die in ihrem Versuche, den wahren Glauben zu verbreiten, keine Mühe scheuten, machte wahrscheinlich viele Christen dem Namen nach; daß aber Geist und Wesen der Religion nicht tief in die Gemüther gedrungen waren, beweist ihr Verfall und der geringe moralische Fortschritt, der dadurch bewirkt worden. Obschon die Portugiesen dauernden Fuß im Lande faßten, so scheint es doch, als hätten sie außerhalb ihres unmittelbaren Gebietes nie einigen Einfluß erworben. Sie unterhielten ein sehr ansehnliches Corps europäischer Truppen, das sie in Stand setzte, erfolgreich gegen die einheimischen Mächte aufzutreten, die sich wider sie erhoben, nie aber vermochten sie auf die Geschicke der einheimischen Staaten Einfluß zu gewinnen. Im Jahre 1603 war die portugiesische Herrschaft in Goa durch ihre Nebenbuhler im Handel, die Holländer, welche die Stadt mit einer Flotte blokirten, sehr ernstlich bedroht, und obgleich zum Rückzuge gezwungen, brachten sie ihnen doch einen tödtlichen Schlag bei, dessen Wirkungen in einer spätern Periode sichtbar wurden. Der erste Versuch der Holländer war zwar gescheitert, allein dieß schreckte sie nicht ab, ihre Bemühungen zur Anknüpfung von Verbindungen mit den Nationen des Ostens fortzusetzen. Da sie anderwärts glücklicher waren, so hatte dieß die Folge, daß der Handel von Goa abnahm und in andere Canäle geleitet wurde. Der Verfall nahm so rasch zu, daß im Lauf eines einzigen Jahres eine sehr merkbare Veränderung stattfand: Familien, die zuvor im Reichthum geschwelgt hatten, sahen sich an den Bettelstab gebracht; der Armuth folgten Krankheiten, die Malaria nahm merklich überhand. Das Klima ward ungesunder, und als der reichere Theil der Einwohner eine gesundere Atmosphäre außerhalb der Mauern Goa's suchte, wurde die Stadt theilweise verlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Thätigkeit der Mäßigkeitsgesellschaften in den Vereinigten Staaten. Ganze Staaten haben jetzt durch Gesetze den Verkauf berauschender Getränke beschränkt. Im Staate Massachusetts darf man solche, medicinischen Gebrauch abgerechnet, nicht in geringerer Quantität als zu 15 Gallonen verkaufen; für medicinische Zwecke sind, im Verhältnisse von 1:2000, Leute aufgestellt, welche solche Getränke auf ärztliche Zeugnisse hin verkaufen. Tennessee und Connecticut haben ähnliche Verbote erlassen. (Litt. Gaz. v. 17 Nov.)

Hr. Aimé hat in den Umgebungen von Algier eine Corallenbank außerhalb des Wassers und in fossilem Zustande, jedoch noch mit einer leicht röthlichen Färbung entdeckt, was vermuthen läßt, daß sie in einer von uns vielleicht nicht allzu entfernten Zeit aus dem Wasser emporstieg. (Echo du Monde Savant Nr. 46.)

Im Widerspruche mit dem, was wir gestern aus der englischen Litt. Gaz. mitgetheilt, findet sich im Echo du Monde Savant Nr. 46 die Angabe, daß man, begünstigt durch einen klaren Himmel, das Phänomen des Sternfalls auch dieses Jahr habe beobachten können, und daß derselbe in der Nacht vom 14 auf den 15 durch die glänzenden Lichtstreifen ein merkwürdiges Schauspiel dargeboten habe.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 339.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

5 December 1838.

Ueber einige neuere Reisen nach Abyssinien.

(Mit einer kleinen Karte.)

Die kleine Karte, welche wir hier dem Auslande beilegen, ist etwas mehr als der vierte Theil der Karte, welche dem Werke der HH. Combes und Tamisier beigegeben worden, und dieselbe, welche der kleinen „Reise in Abyssinien im Jahre 1836 von A. v. Katte" (J. G. Cotta'sche Buchhandlung 1838) beigegeben wurde. Katte reiste, wie jetzt gewöhnlich, von Massaua über das nächst liegende Gebirge, wurde dort bald von einem verrätherischen Führer einem der räuberischen Häuptlinge überliefert, der ihn fast aller seiner Sachen beraubte. So konnte er nicht daran denken, seinen Reiseplan, der ihn durch ganz Afrika hindurch bis an die Westküste führen sollte, weiter fortzusetzen, und beeilte sich nur, nach Adua zu kommen, von wo er Mittel fand, seine Rückkehr nach Massaua zu bewerkstelligen. Weit ist demnach seine Reise nicht gegangen, und in sofern möchte seine Reiseunternehmung von geringer Bedeutung seyn; aber das Gepräge der Wahrheit und Ueberzeugung, das seinen Schilderungen des Selbsterlebten und Selbstgesehenen aufgedrückt ist, so wie die einzelnen Bemerkungen über den allgemeinen Zustand des Landes geben dem kleinen Werke einen wirklichen Werth, und zwar einen größern, als dem vierbändigen der HH. Combes und Tamisier.

Das Werk dieser Letztern, welchen Katte in Arabien nach ihrer Rückkehr aus Abyssinien begegnete, macht keinen sehr günstigen Eindruck. Sie verlassen jung, sehr jung — ihrer Angabe nach erst 21 Jahre alt — Frankreich, ohne anzugeben, wann. In der Vorrede ist der Inhalt ihres Buches folgendermaßen angegeben: „Nach Schilderung unsrer Reise von Dschidda nach Moka und Massauah, nachdem wir Tigre durchzogen und über einen Monat in einem abyssinischen Lager zugebracht, nachdem wir die Gebirge des Semen überschritten, und in der schönen Provinz Wagara und zu Devra Tabur, der Residenz Ras Ali's, uns aufgehalten, ist ein ganzes Capitel den bizarren Sitten dieses Volkes gewidmet, dem wir Schritt für Schritt in seinen Gewohnheiten und in seinen Gebräuchen folgten, und dessen seltsamen Charakter wir aufs genaueste untersucht haben; ehe wir sodann die Reise fortsetzen, zeichnen wir die geographische Abtheilung des Landes, das wir erforschen, und legen mit Einemmal den Lesern die Länder vor, die wir nach und nach besucht haben. Nachdem wir über die Galla Wello hinaus gekommen, ruhen wir aus in einer gründlichen Untersuchung ihres religiösen Glaubens und der Ursachen, die sie in ihre jetzigen Wohnplätze geführt. Zu Ankober angekommen, entrollen wir, um die Monotonie unsers Aufenthalts zu unterbrechen, die Geschichte der vergangenen und der gegenwärtigen Zeiten, wir studiren das Dogma des Landes und machen den Leser mit seinen Priestern bekannt; nachdem wir ferner aufmerksam die Galla Borena erforscht und ihr Land beschrieben, erklären wir ihren wilden Zustand und ihre einfachen Sitten; zu Gondar, dieser verfallenen Stadt, angekommen, beim Anblick der noch stehenden, aber in Trümmer sinkenden Denkmäler, welche den Herrschern Abyssiniens zum Aufenthalt dienten, folgen wir dem Königthum in seiner allmählichen Entwicklung, begleiten es bis zu seiner Höhe, um es dann niedersinken und fallen zu sehen; wir haben auch die schreckliche, aber nothwendige Rechtspflege des Landes erwogen, und den zwar strengen, aber für die Existenz dieser barbarischen Völkerschaften nothwendigen Absolutismus gerechtfertigt. Hierauf nach Adua zurückgekehrt, nachdem wir die verschiedenen Theile Aethiopiens nach allen Richtungen durchkreuzt, die Handelsstadt Derita bewohnt, nachdem wir die berühmten Märkte von Danarik, Alio Bamba, Muta und Gondar in den Provinzen Wagara, Ifat und Gobscham, die Werkstätten von Angolola, Ankober und andern Hauptstädten dieses ungeheuren Landes besucht, haben wir die noch in der Kindheit befindliche Industrie dieser Völker geschildert, unsrer Erzählung Abwechslung verschafft, und uns bemüht, in unser Werk die Ordnung zu bringen, die wir mit lebhaftem Bedauern in den meisten Reisewerken vermißten u. s. w." Fügen wir noch hinzu, daß sie ihre Forschungen in den Annalen des Landes rühmen, den alten Bruce, diesen gelehrten und unterrichteten Reisenden, wiederholt hofmeistern, und, „nachdem sie über die Thatsachen der Geschichte schnell hinweggegangen, sich mit der Philosophie der abyssinischen Geschichte beschäftigten," so kann wohl an der Aufgeblasenheit und Anmaßung des Verfassers oder der Verfasser dieser vier Bände kein Zweifel obwalten. Selbst

Eyriès, einer der Hauptmitarbeiter an den Nouvelles Annales des Voyages, Eyriès, der vor einigen Jahren die abgerissenen Bemerkungen im Tagebuche des Missionärs Gobat über Abyssinien so sorgfältig zusammenstellte, und im neusten Hefte (August und September 1838) dieses Journals einige Auszüge aus dem angeblichen Werke der HH. Combes und Tamisier macht, kann sich nicht enthalten, einige Winke über die Unwissenheit der Verfasser und die Unzuverlässigkeit des Werks fallen zu lassen. Wenn man auch nur einen Theil der vier Bände aufmerksam durchgelesen hat, wo die HH. Combes und Tamisier wie die siamesischen Zwillinge erscheinen, sich nie trennen,*) immer einerlei Meinung haben, so kann man sich kaum des Gedankens erwehren, daß dieses Buch entstanden ist, wie so viele andere in Paris. Die HH. Combes und Tamisier, welche, wie nicht zu bezweifeln, diese Reise wirklich machten, wären zu einer einfachen Erzählung ihrer Erlebnisse allenfalls wohl die Leute gewesen, aber nachdem man sie als so große Reisende ausgeschrieen, konnten sie sich doch nicht wohl hiezu entschließen. An Leuten, welche ihre wirklich gemachte Reise zu einer Speculation benutzen wollten, fehlte es auch nicht, und so wurde ein faiseur damit beauftragt, ihre Erzählung und ihre Notizen mit den gehörigen Paraphernalien von Gelehrsamkeit aufzustutzen. Man erwäge: zwei junge Franzosen, ohne sonderliche Bildung, jedenfalls ohne gelehrte Bildung, sprechen von ihren „Forschungen in den Annalen des Landes." Woher sollte ihnen auch nur die zugänglichste Sprache des Landes, diejenige, welche mit dem Arabischen verwandt ist, so bekannt geworden seyn, daß sie die alten Chroniken benutzen konnten. Dieser einzige Zug mag genügen; zu bedauern ist nur, daß man auf diese Weise nicht weiß, was gehört in dem Werke wirklich den beiden Reisenden, und was dem Ueberarbeiter an. So wie das Buch jetzt dasteht, läßt sich mit Sicherheit nichts daraus entnehmen, als die persönlichen Schicksale der Reisenden, und einzelne mit diesen in Verbindung hervortretende Charakterzüge, zu deren Verfälschung und Ausschmückung kein Grund vorhanden war.

Katte's Reisebericht gibt, so weit seine persönlichen Beobachtungen gehen, nur Zeugniß von der tiefen Versunkenheit des Volkes, und was er im Allgemeinen als das Resultat seiner Beobachtungen und gesammelten Nachrichten über das Land mittheilt, reicht gerade hin, um unsern Mangel an Kenntniß aufzudecken. Diesem Mangel kann vorerst nur durch Männer, wie Gobat, Isenberg und ähnliche Missionäre, abgeholfen werden, leider hat aber, wie Katte voraus sah, die Mission das Land räumen müssen: sie scheint mit der krassen Unwissenheit und dem Hochmuth der dortigen Priester in Collision gekommen zu seyn. Gegenwärtig reist ein Dr. Aubert in Abyssinien, der wenigstens in naturhistorischer Hinsicht einige Aufschlüsse geben wird. Auch der deutsche Reisende Schimper ist schon ziemlich weit gedrungen. Was die Reisemethode betrifft, die in jenem Lande anwendbar ist, so hat wohl Katte den genügendsten Aufschluß darüber gegeben, da er zu seinem eigenen, nicht geringen Schaden erfuhr, wie gewagt es sey, ohne gehörige Vorbereitung und ohne tüchtige Begleitung in das Land eindringen zu wollen.

*) Nur Einmal reist der Eine ab, um dem Andern Gelegenheit zu geben, sich durch Vorschützung einer Krankheit seines Freundes die Erlaubniß zu verschaffen, gleichfalls abreisen zu dürfen, da man sie zurückhalten wollte.

Ausflüge aus Pau.

6. Oloron. Das Thal von Aspe.

(Fortsetzung.)

Im Jahre 730 schloß Eudes, Herzog von Aquitanien, welcher 10 Jahre früher die Saracenen unter den Mauern von Toulouse geschlagen hatte, einen Vertrag mit einem dieser Eroberer, um sich von einem neuen Einfalle zu befreien. Er gab seine Tochter Lampegia, hochberühmt wegen ihrer Schönheit, dem arabischen Häuptling Munuza zur Gemahlin, und dieser versprach, sich unabhängig zu erklären, und allen neu ankommenden Horden den Eingang in Frankreich zu verwehren. Aber kaum verfloß ein Jahr, so war Munuza besiegt, und die schöne Lampegia im Harem des Califen von Granada. Kühn durch diesen Erfolg drangen die Saracenen von neuem vor, aber der Sieg Karl Martels an den Ufern der Loire rettete die Monarchie. Die Mohren hatten nicht versäumt, Punkte zu befestigen, welche ihren Rückzug und ihre Herrschaft im Lande sichern sollten. Man findet in Béarn häufige Spuren ihrer Gegenwart. Bei dem Dorfe Agnos, eine halbe Stunde südlich von Sainte Marie d'Oloron, existirt noch der Umfang eines ihrer Lager, in andern Gegenden Ueberbleibsel von Befestigungen, wie z. B. das Haus Vallée in Aramits, im Thale Baretous, auf halbem Wege von Oloron nach Tardets; aber nirgends findet man ein besser erhaltenes Denkmal als den Thurm, welcher in der Nähe des Dorfes Montmour steht, und man vergesse nicht, daß dieser Name selbst (Mohrenberg) von ihnen seinen Ursprung nimmt. Derselbe Gave, welcher Aramits bespült (der grüne Fluß, Vert, genannt), benetzt hier den Fuß einer Anhöhe, auf welcher sich zwei Thürme, einer auf dem mittäglichen, der andere auf dem entgegengesetzten Abhange, erheben, beide mittelst eines unterirdischen, durch den Gipfel des Berges gehauenen Ganges verbunden; zehn Jahrhunderte haben die Grundlagen dieses Mohrenwerkes nicht erschüttern können. Der obere Theil des nördlichen Thurmes wurde abgeschlagen, weil es so der Plan der modernen Gebäude, welche dem Hrn. Lamotte d'Incamps gehören, erforderte! — aber der südliche Thurm steht unberührt, nur daß eines seiner Gemäuer im Jahre 1830, als der Blitz in dasselbe schlug, einen Riß erhielt. Es ist ein massiver, viereckiger Thurm von fünf Stockwerken, in welchen enge, in den dicken Mauern angebrachte Oeffnungen nur ein schwaches, ungewisses Licht, matte und geheimnißvolle Schattirungen zulassen; am Fuße des Thurmes sieht man die Reste einer kleinen, mit Schießscharten versehenen Befestigung, deren Ursprung modern ist, und vielleicht aus den Religionskriegen herstammt. Das Leben von Montmour war im 12ten Jahrhundert das Besitzthum eines Abkömmlings der normännischen Abenteurer, welche um 845 Oloron zerstört und ganz Béarn

... daß wohl Karle den genügendsten Aufschluß hatte; da er zu seinem eigenen, nicht geringen Schaden ... wagt es sey, ohne gehörige Vorbereitung und ... tung in das Land eindringen zu wollen.

Ausflüge aus Pau.

6. Oloron. Das Thal von Aspe.

(Fortsetzung.)

... Jahre 730 schloß Eudes, Herzog von Aquitanien ... Jahre früher die Saracenen unter den Mauern ... geschlagen hatte, einen Vertrag mit einem ... um sich von einem neuen Einfalle zu befreien. ... Tochter Lampegia, hochberühmt wegen ihrer Schön... ... Häuptling Manuza zur Gemahlin, ... sich unabhängig zu erklären, und allen ... Horden den Eingang in Frankreich zu verwehren. ... verfloß ein Jahr, so war Manuza besiegt, und die ... gia im Harem des Califen von Granada. ... Erfolg drangen die Saracenen ... ... Karl Martell an den Ufern der Loire rettete die ... Die Mohren hatten nicht versäumt, ... ihren Rückzug und ihre Herrschaft ... Man findet in Béarn häufige Spuren ihrer Gegen... Bei dem Dorfe Agnos, eine halbe Stunde südlich von ... Marie d'Oloron, erhebt sich der Anhang eines ... ... in andern Gegenden Ueberbleibsel von Befestigungen, ... B. das Haus ... in Bramits, im Thale ..., ... dem Wege von Oloron nach Tarbes; aber nirgends ... ein besser erhaltenes Denkmal als den Thurm, welcher ... des Dorfes Montmour steht, und man vergaß ... dieser Name selbst (Mohrenberg) von ihnen seinen ... nimmt. Dieselbe Gave, welcher Bramits bespült ... ... Lesc. gave ..., benetzt hier den Fuß eines ... welcher sich zwei Thürme, einer auf dem ... auf dem entgegengesetzten Abhange, erheben, ... unterirdischen, durch den Gipfel des ... ... verbunden; zehn Jahrhunderte haben ... dieses Mohrenwerkes nicht erschüttern können. Der ... des nördlichen Thurmes wurde abgetragen, ... an der modernen Gebäude, welche ... ... gehören, erforderte! — ... Thurm ... im Jahre 1834 ... daß eines seiner ... im Jahre ... ... nur daß eines seiner ... einen Riß erhielt. Es ist ... in dasselbe schlug, ... viereckiger Thurm von fünf Stockwerken, in ... in den dicken Mauern angebrachte Oeffnungen ... ungewisses Licht, welche und geheimnißvolle ... ... am Fuße des Thurmes sieht man die ... mit Schießscharten versehenen Befestigung, ... ist, und vielleicht aus den Religionskriegen ... Das Leben von Montmour war im ... Jahr... ... Besitzthum eines Abkömmlings der normännischen ... welche um 813 Oloron zerstört und ganz ...

verheert hatten. Der dortige Schloßherr war der Schrecken des Landes; wehe dem unklugen Reisenden oder dem verirrten Fremden, der in seine Nähe kam, er wurde bald die Beute der Routiers (Straßenräuber), welche die ganze Gegend erfüllten, noch glücklich, wenn er sich mit einem ungeheuren Kaufgelde aus ihren Händen losreißen konnte. Das Gesetz des Stärkern war das einzige jener Zeiten, und die Völkerschaften selbst befolgten kein anderes gegen ihre Nachbarn. Besonders die Gebirgsbewohner ergaben sich diesem Leben, und zwangen die friedlichen Thäler, das von Aspe und noch mehr das von Ossau, ihnen Brandschatzung und Geisel zu geben. Keine Idee von Schande war mit diesen Raubzügen verbunden, man sah sie vielmehr als ein Mittel an, die müßige Jugend zu bilden und zu beschäftigen. Der Lebensitz von Montmour war der Schlupfwinkel der kühnsten unter allen den Räubern, welche unter den Namen **Routiers**, **Soudards**, **Ecorcheurs** das Land in Schrecken setzten; die Beute und die Gefangenen, die sie täglich einbrachten, wurden in den unterirdischen Gewölben des Schlosses aufbewahrt, welche auf diese Art die Niederlage großer Reichthümer werden mußten. Aber wie kam diese Besitzung in die Hände des Capitels von Oloron, welches sie bis zur Revolution behielt?

Bis zum Jahre 1288 wurde die Mordthat in Béarn mit bloßer Geldstrafe belegt, nur wenn der Schuldige nicht bezahlen konnte, wurde er dem Vicegrafen ausgeliefert, welcher ihn tödten und unter dem Leichnam des Erschlagenen begraben ließ. Die Geldstrafe war veränderlich, je nachdem die Verletzung mehr oder weniger bedeutend war; für einen Faustschlag oder eine Contusion bezahlte man 6 bis 18 Sols, aber derjenige, der den Andern eines Gliedes, und wäre es auch nur eines Fingers beraubte, oder der einem Anderen das Leben nahm, wurde ohne Unterschied zu einer Strafe von 70, späterhin von 300 Sols Morlaas verurtheilt. Außerdem gab es Fälle, in welchen man sich nicht auf diese Art von dem Verbrechen loskaufen konnte, und einer dieser Fälle war, wenn es sich um das Leben eines Priesters handelte. Man weiß, daß die Vertilgung der Albigenser und die Excommunicirung Gastons VI die Folge des an dem päpstlichen Legaten, Peter von Castelnau, verübten Meuchelmordes war. So behauptet man auch, daß der Hr. von Montmour, nachdem er einen Bischof getödtet, sich gezwungen fand, sich einem geistlichen Gerichte zu unterwerfen, welches die Einziehung seiner Güter zu Gunsten des Bisthums von Oloron befahl. Gewiß ist, daß die Uebertragung des Besitzes statt fand, und daß Gaston IV, der selbst dem Bertrand von Merlanne die Herrschaften von Sainte Marie und Catron abtreten mußte, um sich von der Beschuldigung der Ketzerei loszukaufen, auch die Abtretung von Montmour im J. 1205 bestätigte. Während der folgenden sechs Jahrhunderte wurde Mehreres neu erbaut; Montmour war der Sommeraufenthalt der Bischöfe von Oloron, welche ein Vergnügen daran fanden, ihn zu verschönern. Unter andern Resten bemerkt man noch eine Galerie, deren Mauern auf eine sonderbare, ungeschlachte Art al fresco bemalt, Figuren von Menschen, Thieren und Baustücken enthalten. Von hier aus umfaßt das Auge eine köstliche Aussicht auf eine abwechselnde, frische und malerische Landschaft; tiefe und liebliche Thäler trennen die mit glänzendem Grün überdeckten Hügel, und im Hintergrunde erhebt sich der Glockenthurm der heiligen Kreuzkirche und zeichnet sich ab auf dem bläulichen Vorhang der Gebirge. Während des geistlichen Besitzes hat man wahrscheinlich den unterirdischen Gang ausgefüllt, der den zwei Thürmen zum Verbindungsmittel diente; aber die Sage erhält sich, daß nicht alle Schätze gefunden worden, und daß trotz wiederholter Untersuchungen noch ein Theil derselben verborgen liege: noch jetzt behauptet mehr als Ein Alter aus dem Lande, daß unter dem mittäglichen Thurm von Montmour ein **goldenes** Kalb begraben liegt.

(Schluß folgt.)

Grabhügel im südlichen Rußland.

(Nach **Köppen** im Bulletin scientifique. Tom. IV. Nr. 18. 19.)

Im Norden des asow'schen Meeres nennt man nicht nur von Menschenhand aufgeschüttete Grabhügel, sondern auch felsige Höhen **Mogila** (Tumulus). Neben der Kreisstadt Orechow sind die Steppen mit einer unzähligen Menge niedriger Hügel bedeckt, deren Ursprung unbekannt ist. Auf dem Lande der Colonie Blumenthal, unfern von Orechow, waren, wie die im Jahre 1822 dort ansässig gewordenen deutschen Colonisten versichern, mehrere steinumlegte Tumuli vorhanden; die neuen Ansiedler aber haben die Steine weggeführt, um sie beim Bau ihrer Häuser zu gebrauchen. Solche Gräber sollen sich noch gegenwärtig auf den Ländereien des neben dem Dnjepr gelegenen, dem Generalmajor Popow gehörenden Kirchdorfes Wassiljewka und des durch seine Steinbrüche in jener Gegend bekannten Dorfes Karalschokrak befinden. Die Grabhügel im melitopol'schen Kreise des taurischen Gouvernements scheinen aus sehr verschiedenen Zeiten herzurühren. Schon aus den kleinrussischen Volksliedern geht hervor, daß noch im 17ten Jahrhundert die Kosaken ihren tapfern gefallenen Cameraden Hügel aufthürmten, zu denen die Erde mit Säbeln gegraben und in Mützen herbeigeschleppt wurde, und hier weiß man, daß ein unweit vom Dorfe Keneges am Berda-Flusse befindlicher Hügel von den Nogajern nach dem Jahre 1795 (denn seit dieser Zeit erst wurde ihnen gestattet hier zu hausen) zu Ehren des Anführers ihrer Horde, eines gewissen aus der Krim herstammenden Chalil-Efendi, aufgeschüttet wurde.

Goa.

(Fortsetzung.)

Auch das Aufkommen der Mahratten-Macht in Indien war ein empfindlicher Schlag für die Portugiesen, die, verarmt, einen großen Theil der Energie, wodurch sich ihre frühere Regierung auszeichnete, verloren hatten, und nun nicht im Stande waren, mit den wilden Horden zu kämpfen, welche das Land überschwemmten und Christen und Mohammedaner zugleich ins Verderben stürzten. Hätte die brittische Macht ihrem alten Alliirten nicht Schutz gewährt, die Portugiesen wären aus Indien vertrieben worden. Außer Stand, sich ferner in einen Krieg mit den einheimischen Mächten einzulassen, schlossen sie einen Friedensvertrag mit dem Peischwa, der nun über den größern

Theil der mogolischen Eroberungen im Deccan regierte, das er mit dem Nizam, einem mohammedanischen Fürsten, dem Repräsentanten eines Geschlechtes weit mächtigerer Souveräne, theilte. Von diesem Zeitpunkte, 1759, an ließen sich die Portugiesen in keine kriegerischen Operationen mehr ein, sie begnügten sich mit dem ihnen zugesicherten Gebiet und den Vortheilen, die der geschwächte Zustand ihres Handels ihnen abwarf, dessen Sinken nicht bloß die Folge der Unfälle in Indien, sondern auch die Folge der Vernachlässigung von Seite der portugiesischen Regierung selbst war.

Da die fortdauernde Ungesundheit Goa's es zu einem nicht wünschenswerthen Aufenthalt für alle diejenigen machte, welche die Mittel besaßen, anderswo leben zu können, so zog sich der Vicekönig nach Pangi zurück, das, aus einem kleinen Dorfe, sechs Meilen näher am Meer als die benachbarte Stadt, ein ziemlich wichtiger Platz wurde, und den Namen die Neue Stadt erhielt, während ihre prachtvollere, aber herabgesunkene Nachbarin nun Alt-Goa heißt. Die Auswanderungen wurden endlich allgemein, und die alte Stadt ward im Verlaufe der Zeit, mit Ausnahme einiger wenigen Mönche, die noch jetzt in ihren religiösen Gebäuden verweilen, wirklich verlassen; den größern Theil der Einwohner bilden Eingeborne, die in Allem, was nicht den Aberglauben ihrer Religion betrifft, höchst unwissend und geistesschwach sind. Der vicekönigliche Palast, in welchem Albuquerque und sein Nachfolger in königlichem Prunke regierten, ist ohne Dach, und der Bogen, welcher den Namen des Gründers der Stadt trägt, dem Verfalle nahe. Die Hospitäler, die Casernen und das Zollhaus bilden gestaltlose Trümmerhaufen, während Schutt die Straßen versperrt und den wilden Thieren, dem Schakal und der Hyäne, zum Aufenthalte dient, die, still und ungesehen bei Tage, nächtlicher Weile auf Raub ausgehen, und mit Geheul und Klagen das schmerzliche Geschrei der, gleichsam das Schicksal der verfallenen Stadt beweinenden Nachtvögel vermehren. Inmitten dieser düstern Töne aber und der Erinnerungen und Träume an die Vergangenheit, klingt von den Thürmen der noch vorhandenen Kirchen und Klöster herab das musikalische Geläute der Abendglocke freundlich ans Ohr.

Einige der kirchlichen Gebäude sind noch ziemlich gut erhalten, insbesondere Kloster und Kirche der Dominicaner. Die Galerien der letztern, 700 Fuß lang, haben ein Ansehen feierlicher Größe, das wahrhaft imposant ist, während ihre vielen Portraits, die Geschichten früherer Zeiten verkündend, die Thaten der Krieger und Mönche, deren Heldenmuth zu nichts Besserem führte als zu jetziger Verlassenheit und Verfall, dem Herzen eine eindringliche Lehre geben. Betrachtet man diese stattlichen Capellen und denkt an den Fortschritt in Künsten und Wissenschaft, den Europa zur Zeit der Besetzung Indiens durch die Portugiesen gemacht hatte, so scheint es auffallend, daß diese begeisterten und unternehmenden Fremdlinge keine Veränderung in der Lage der benachbarten Nationen hervorbrachten. Ihre Religion, aufrecht erhalten durch Handlungen der Grausamkeit und Verfolgung, wobei das Blut schauert, verbreitete sich nicht über ihre Gränzen; ihre Sitten und Gebräuche scheinen sie nicht eingeführt, oder wo es geschah, keine Veränderung dadurch in dem Zustande des Landes bewirkt zu haben. Die Kathedralkirche in Goa besteht noch, und täglich wird Gottesdienst darin gehalten; doch gehören nur etwa dreißig Priester zu einer Anstalt, die einst auf einem wahrhaft prachtvollen Fuß unterhalten wurde. Kirche und Kloster der Augustiner, die der Jesuiten, die nach dem Muster der Peterskirche zu Rom erbaute vicekönigliche Capelle, und jetzt die Kirche des Cajetaner-Ordens, das Nonnenkloster St. Monica und das Senatsgebäude vervollständigen die Liste von Bauwerken, die ein Bild geben von dem frühern blühenden Zustande der Stadt. Dem Senatsgebäude gegenüber, das jetzt fast nur noch einen Haufen Ruinen bildet, steht das Inquisitionsgebäude, dessen Steine schon beredtes Zeugniß geben von den Schrecken, die sie schauten. Kein Fremder besucht die von dem Zahne der Zeit zernagten Mauern dieses schaudererregenden Baues, ohne die empörendsten Erzählungen zu hören, und ohne die Freude, daß ein den unmenschlichsten Zwecken gewidmetes Gebäude in noch höherem Grade die allgemeine Verheerung theilte. Die reichen Hindu-Bekehrten waren die Hauptopfer dieses furchtbaren Tribunals, das weder Alter noch Geschlecht schonte, und dessen unheilige Feuer Furcht und Staunen unter der umliegenden eingebornen Bevölkerung verbreiteten. Die Anhänger Brama's, entsetzt über die unaufhörlichen Opferungen der Gewalt, und die unduldsamern Mohammedaner, unfähig den unbarmherzigen Eifer von Menschen zu verstehen, die das Evangelium des Friedens zu predigen vorgaben, betrachteten mit schauderndem Entsetzen diese Gräuel.

Im Gegensatze zu den prachtvollen Gebäuden, die in einsamer Größe innerhalb der Ringmauern Goa's jetzt noch sich erheben, gibt es viele elende Hütten, die Wohnungen der niedern Classen der spärlichen Bevölkerung, die mit Einschluß aller Religiosen nur einige Hunderte beträgt — die traurigen Reste von 200,000 Bewohnern. Die Architektur der genannten Gebäude zeichnet sich durch die Eleganz und Reinheit der Zeichnung und durch die äußerste Zartheit der Ausführung aus. Die Dominicus-Kirche und die Kathedrale fesseln das Auge durch die Großartigkeit ihrer Dimensionen, während die Augustiner-Kirche durch die Pracht ihrer innern Ausstattung anzieht. Die Jesuiten-Kirche indessen erregt einen stärkern und höhern Grad von Interesse, denn sie enthält das Denkmal des heiligen Franz Xaver. Der Leichnam dieses berühmten Mannes ruht auf einem Sarkophag von italienischem Marmor, der mit Bronzen, welche seine verschiedenen Wallfahrten darstellen, verkleidet und in einen Kasten von Erz und Silber eingeschlossen ist. Das Monument selbst ist in einer schönen an dieses herrliche Gebäude stoßenden Capelle aufgerichtet. Franz Xaver starb an der Küste von China; sein Leichnam ward zuerst nach Malacca und von da mit angemessenem Gepränge und Feierlichkeit nach Goa geführt, wo er im Collegium von St. Paul eine Ruhestätte fand, und späterhin in der den Jesuiten gehörigen Kirche in einen Reliquienkasten versetzt wurde. Es stand nicht zu erwarten, daß man die kanonisirten Ueberreste eines durch seine Verdienste um die Kirche so merkwürdigen Mannes dem gewöhnlichen Fäulnißproceß aussetzen werde; es darf uns daher nicht auffallen, wenn wir hören, sein Leichnam habe auf wunderbare Weise den Angriffen der Zeit widerstanden, und sey bis auf den heutigen Tag noch vollkommen unversehrt. Nachdem er ziemlich lange dem Anblicke der Frommen ausgestellt gewesen, brachte man ihn endlich an seine jetzige Ruhestätte, und zeigte ihn nur noch zu bestimmten Zeiten dem Volk. Im Jahre 1783 fand die Ausstellung dieser heiligen Reste zum letzten Male statt, worauf der Schrein geschlossen und die drei dazu gehörigen Schlüssel in verschiedene Hände gegeben wurden: den einen erhielt der Erzbischof, den zweiten der Senat und der dritte wurde mit gehöriger Feierlichkeit nach Lissabon gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

(Beilage: Karte von Abyssinien.)

Nr. 340.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

6 December 1838.

Nachrichten über den Wallfischfang in den nördlichen Eismeeren.

4. Die Fischerei im Eise. Süd-Eis-Jahre.

In den historischen Erinnerungen ist gesagt worden, wie die Wallfische die Baien von Spitzbergen, die seichten Gründe und die offene See mieden, um unter dem Eis Schutz zu suchen, wie man auch daselbst sie verfolgte und den Schiffen deßhalb eine starke Bekleidung von Holz, vorn mit eisernen Reifen beschlagen, gab, und die Dicke um 5 bis 7 Fuß stärker war. Zu solchen Expeditionen eignet sich am besten ein Schiff von 350 bis höchstens 400 Tonnen und welches auch gut manövrirt, da es wegen häufiger Veränderungen der Winde verschiedene Richtungen nehmen und den begegnenden Eisbergen ausweichen muß; man brauchte früher irrigerweise plumpe Schiffe. Der Wallfischfang ist eine Jagd, ein langsames Fahrzeug kommt zuletzt, rennt gegen Eisbrocken, oder kann seine Boote nicht erreichen, die gegen den Wind einen Fisch fest haben und geht leicht verloren, wenn es die oft nur kurze Gelegenheit aus dem Eis zu entkommen nicht benutzen kann. Man gibt den unter dem Wasser befindlichen Seitenwänden des Schiffs auch wohl einen spitzigen Zuschnitt, damit es, wenn einmal vom Eis bedrängt, nicht gleich erdrückt wird, sondern mitunter dadurch gerettet wird, daß es einige Zoll, ja 3 bis 4 Fuß aufspringt. In solchen Bedrängnissen hängen die Schiffer, wenn sie gerade Finnen oder den Schweif eines Wallfisches haben, denselben auf die Seiten.

Auf der höchsten Spitze des Mastes ist eine leere Tonne befestigt (crows-nest), worin einer der Leute Wache hält, um Fische zu erspähen; sehr oft steht auch daselbst der Commandeur selbst oder sein Steuermann mit Ferngläsern, entweder, um die auf Jagd befindlichen Schaluppen zu beobachten, oder beim Segeln zwischen dem Eis das Terrain am besten beurtheilen zu können.

Das Daseyn von Eisfeldern erkennt man bei schönem Wetter schon auf eine sehr bedeutende Entfernung an dem sogenannten Eisblink, vom Widerscheine des darauf liegenden Schnees herrührend, welcher mit einer schwachen, weißlichen Morgendämmerung mit blau-bräunlichen Streifen zu vergleichen ist; verschiedene nicht ganz große Eisfelder werden durch einen fleckartigen Eisblink angezeigt; Massen auf einander geschobenes Eis geben einen weißlichen, Treibeis einen mehr ins Graue fallenden Schein. Ein in den arktischen Gewässern kundiger Seefahrer erkennt daher an dem Eisblink, wie die Quantität und Qualität des Eises beschaffen ist. Ein mit Schnee bedecktes Land gibt einen noch etwas gelblicheren Widerschein, als ein großes Eisfeld.

Wenn das in den Monaten April und Mai beim Nordpol so häufige nebelige Wetter nicht herrscht, so sucht der Commandeur in das Westeis zu kommen, und zwar am liebsten zwischen die früher so sehr gefürchteten großen Eisfelder; denn die bei Stürmen umherschaukelnden Schotsen, Flarden und Eisbrocken, welchen das Schiff nicht immer ausweichen kann, drohen große Gefahr. Er sucht bei Eisfeldern wo möglich eine Einbiegung des Randes, so daß er ein offenes Bassin neben sich hat, und ankert, wenn es ihm passend dünkt, vermittelst großer eiserner Haken und starker Seile an die Eisfelder. An solchen Plätzen hat die See während eines Sturmes wenig Bewegung; doch gönnt der nordische Seemann sich nicht viel Ruhe, er kennt wohl die ihm drohenden Gefahren, nämlich besetzt (eingeschlossen), oder gar vom Andrang des Eises zerquetscht zu werden; der Wind bewegt die größeren Eisschollen, und diese treiben wieder die kleineren vor sich her; auch bringt er Eisfelder von mehreren Meilen im Umfang in eine kreisende Bewegung; berührt ein solches nun ein anderes, so zerschellt entweder das schwächste, beide, oder das eine schiebt sich über das andere hin; bei solcher Gelegenheit werden die Schiffe zerdrückt, durchgeschnitten, und oft der obere Theil aufs Eis geworfen und von der überschiebenden Masse bedeckt. Sind die Commandeurs unglücklicherweise besetzt, so suchen sie zum Schutz in einem soliden Eisfeld ein Bassin auszusägen. An hohen Eisbergen selbst, wie sie in der Davidsstraße u. s. w. häufig vorkommen, liegen die Schiffe eben nicht sicher; ungeheure Stücke, durch Regen und Wärme abgelöst, stürzen unerwartet ins Meer; indessen suche sie doch oft hinter denselben Schutz, da sie Wind und Wellen brechen, und eine langsame, oft ihrer Tiefe und Länge

halber oblique Bewegung haben. — Es wird behauptet, daß bei solchen schwimmenden Massen, welche 15, 20, 40, ja 80 Fuß erhaben sich zeigen, das unter dem Wasser befindliche Quantum achtmal so groß sey, als der emporragende Theil. Einige Eisbrocken und Eisberge haben seltsame Figuren durch Regen und Anspülen der See bekommen. Wenige Eisfelder sind ganz eben, gewöhnlich ruhen auf denselben große Stücke Eis, die die See aufspülte; so bilden sich die dicken Eisfelder: die Eisberge haben sich von den Ufern gelöst.

So weit das Eis unter dem Wasser dem Auge sichtbar ist, hat es ein in der Tiefe zunehmendes Blau. Diese Farbe ändert sich indessen mit der Atmosphäre, und wird bleicher beim Regen, bei finsterem Wetter grünlich scheinend. An den Küsten ist das Eis in kleinen Stücken, da Ebbe und Fluth und die Brandung am Strande es zerbröckeln.

Bei einem strengen Winter dehnt sich das Eis viel südlicher vom Nordpol aus, als bei einem gelinden, behauptet auch seine Lage bis im nächsten Sommer; dann nennen die Holländer, Dänen und Norddeutschen es ein Südeisjahr, die Engländer a close season. — Ist der Winter dagegen gelinde gewesen und wenig Eis vorhanden, so nennen sie es kein Südeisjahr oder eine offene Fischerei. Sobald der Commandeur dem Norden sich nähert, ist seine erste Sorge zu wissen, ob es ein Südeisjahr sey oder nicht, indem dieses seinen Curs bestimmt.

Bei einem strengen Winter oder sogenannten Süd-Eis-Jahre findet man das Eis im Frühjahr auf folgende Weise gelagert: einige Meilen südlich vom Cap Farewell auf Island, so daß die Hälfte dieser Insel umschlossen ist, von hier ein wenig westlich, von Jan Mayen auf Cap Lookout von Spitzbergen, 40 bis 48 engl. Meilen südlich von demselben, und dann streicht es östlich auf Nova Zembla oder gar auf Lappland, mitunter ist Bären-Eiland auch innerhalb des Eisgebiets. Im Frühjahr bricht das Eis auf an der Westküste Spitzbergens, und wird durch nordöstliche Winde auf das an den Ostküsten von Grönland ablagernde sogenannte Westeis geschoben, so daß hiedurch ein Bassin entsteht, in welchem ziemlich frei umhergesegelt werden kann; doch ist es oft sogar schwierig, zu demselben zu gelangen und die Passage durch einen Damm zusammengeschobenes Eis, der südlich von Cap Lookout an sich westlich nach dem festen Eis hinzieht, zu suchen. „Viel Süd-Eis, viel Fische,“ pflegen die Commandeurs zu sagen, und das ist ganz natürlich, denn da dieses Thier im Wasser unter geschlossenem Eis nicht aushalten kann, muß es am Saum desselben hin und her schwimmen und man trifft sie daher bei einem strengen Winter in ein kleineres Revier zusammen gedrängt.

(Fortsetzung folgt.)

Ausflüge aus Pau.

6. Oloron. Das Thal von Aspe.

(Schluß.)

Das Thal von Aspe diente nicht nur den Saracenen Abderrahmens, sondern schon früher auch den Römern zum Heerwege. Sie legten eine Straße von Saragossa nach Benearnum an; bei der Brücke von Escot, wo Julius Cäsar die an den Gave stoßenden Felsen sprengen ließ, erhält sich noch eine römische Inschrift zu Ehren des Decemvirs Luc. Val. Varicus. Der Somport oder Pont de Camfranc war ihr Summus Pyreneus; der Name Aspe, welchen heutzutage der Berg, über welchen dieser Paß geht, der Gave und das Thal führen, wird von Aspaluca, heutzutage Accous, abgeleitet. Die Gebirge von Aspe sind, wie die des Pics von Ossau, das Vaterland der wandernden Hirten, und in ihren wildesten Regionen der Bären und Wölfe; Oloron treibt einen nicht unbeträchtlichen Handel mit ihren Fellen. Das Thal von Aspe macht auf die Reisenden, welche die Abgründe und Schneegefilde des Somport verlassen, einen angenehmen Eindruck, besonders bei Accous, wo es sich erweitert, und nebst diesem großen Flecken, wo man dem dort gebornen Dichter Despourrins ein Denkmal errichten wird, noch andere vier oder fünf artige Dörfer enthält. Aber im Ganzen genommen ist es nicht so reizend und abwechselnd, wie das Thal von Ossau, und auch die Einwohner haben einen mehr gravitätischen und fast spanischen Charakter. Im Mittelalter waren sie, den Chroniken zufolge, gefürchtete Landstreicher (picoreurs); der Vicegraf von Béarn betrat nie ihr Land, ohne zwölf Geisel für seine und seiner Leute Sicherheit zu nehmen.

Ich habe schon oben ihren Einfall im Lavedan und dessen Folgen erzählt, sie waren vielleicht über das Thal von Tena, welches mit diesen Gegenden fast immer einerlei Gebiet ausmachte, dahin gekommen. Sie behielten in ihren Fors (1246 unter Gaston VI) große Freiheiten. Wenn ein Aspenser das Defilé des Felsen von Escot (peue d'Escot, welcher Felsen nördlich das Thal schließt) erreichte, nachdem er einem Béarnesen aus andern Landestheilen etwas angethan, so konnte weder er, noch ein anderer Aspenser außer dem Thale statt ihm verhaftet, und er selbst konnte nur in der Sitzung des Vicegrafen, den er begleiten durfte, gerichtet werden. Fing man ihn außer dem Thale mit dem Raub in der Hand, so konnte er doch nicht, wie der Ossaleser in die unterirdischen Kerker (dans la basse fosse) geworfen werden, nur wenn er nicht Bürgschaft leisten oder zwei Wächter auf seine Kosten erhalten konnte, wurde er in dem untern Theile des Thurmes eingesperrt. Nicht weit von der Brücke von Escot gegen Süden ist die von Sarrance; dieses Dorf war einst ein wegen seines wunderthätigen Marienbildes berühmter Wallfahrtsort; unter den Pilgrimen zählt man auch Ludwig XI, der bei dieser Gelegenheit das Schwert, das man vor ihm hertrug, senken ließ. Von Sarrance kommt man in das Thal von Accous, nachher läuft ein Pfad südwestlich in das zu Aspe gehörige Thal Lescun, aus welchem das Defilé von Anso in das wilde Thal dieses Namens führt, Aufenthalt der wilden Thiere und der noch wildern Menschen, welche in Spanien einander unter den Zuckungen des Bürgerkriegs vertilgen. Auf der Hauptstraße trifft man in dem verengten Thale des Gave noch mehrere Dörfer und zuletzt Urdos an, wo der Fahrweg, ausgenommen für kleine Holzkarren, aufhört. Der Weg bis zum Somport ist hier nicht so lang als auf der spanischen Seite,

gleich nachdem man den Paß überschritten, trifft man eine Quelle und ein Gemäuer als Rest des alten Hospitals von Santa Cristina an. Dieses war ein Kloster, welches man zu einem Zufluchtsort für die Reisenden auf einer Stelle erbaute, wo ein Tauber, der ein Kreuz in seinem Schnabel führte, dasselbe auf einen Burnsstrauch hatte fallen lassen. Gaston restaurirte es zu Anfang des 12ten Jahrhunderts, und setzte dort Augustiner und Domherren ein, welche also älter als die des h. Benedict sind. Innocenz in einer Bulle vom Jahre 1216 erwähnt dieses Spitals als eines der drei berühmtesten der Welt; späterhin scheint es, daß der Schrecken vor den Soldaten Montgommery's die Ursache war, warum man es verließ.

Bei Oloron nehmen die vereinigten Gewässer der Waldströme von Aspe und Ossau den Namen Gave d'Oloron an, und dienen von nun an wenigstens zur Holzschwemme. Die Straße folgt dem Gave bis Sauveterre 10 Meilen lang; auf halbem Wege liegt Navarreins. Alle diese Gegenden sind schön und angenehm, und überall strebt man nach Verbesserung und sucht sich zu modernisiren. Das alte Navarreins will seine Ringmauern abwerfen, welche in dem neueren Kriegssysteme zu unbedeutend, der Entwicklung der Bevölkerung aber und der Verschönerung der Stadt zu nachtheilig sind. Sauveterre zeichnet sich durch seine schöne Lage, den gefälligen, bildungsfähigen Geist seiner Einwohner und einen merkwürdigen alten Thurm aus, der seine Grundlagen unter den Wellen des Gave verbirgt. Da sich unterhalb Sauveterre der Fluß Soison, welcher aus dem baskischen Thal Soule kommt, mit dem Gave von Oloron vereinigt, so könnte Sauveterre durch eine Schifffahrt auf Booten mit Peyenhorade, d. h. mit dem Adour, in Verbindung gesetzt werden; seine jetzigen Communicationen führen im Süden über Saint Palais nach St. Jean Pied de port (11 Meilen), in Nordosten über Sallies nach Orthes (3 Meilen), und in Nordwesten nach Bidache (5 Meilen); die gewöhnliche Communication mit Bayonne findet über St. Palais statt. Die Lage von Sauveterre, am Ausgange mehrerer Thäler und nahe an der Hauptstraße (von Pau nach Bayonne) ist also eine der vortheilhaftesten des Departements *); jenseits dieser Stadt nimmt die Gegend eine andere Gestalt an, und wird den Haiden ähnlich; die Salzquellen erscheinen, und verschaffen mehreren Oertern, besonders aber Sallies, welches bis 9000 Einwohner zählt, Wichtigkeit; indessen ist zu bemerken, daß diese Stadt bisher eine Steuerfreiheit für sein Salz genoß, welche die Kammer so eben abgeschafft hat.

*) Dennoch hat es keine regelmäßige Verbindung mit Pau; man geht über Orthez oder Navarreins dahin.

Buchhandel in den Vereinigten Staaten.

Der amerikanische Almanach für 1859 enthält folgende Angaben über den Buchhandel in den Vereinigten Staaten: Die Zahl der neuen Werke, welche in den Vereinigten Staaten in den Jahren 1854 und 1855 erschienen, beliefen sich auf 1012, welche zusammen 1500 Bände machten, und deren Kosten auf 1,220,000 Dollars angeschlagen werden können. Im Jahre 1856 stieg die Anzahl bedeutend, und die Kosten der in diesem Jahre verlegten Bücher können nicht unter 1,500,000 D. angeschlagen werden. Boston, New-York, Philadelphia und Hartford liefern 9/10 des ganzen Betrags. Eine andere Angabe für die Jahre 1853, 1854 und 1855 ist folgende: Originalien 1050, Wiederabdrücke 854, zusammen 1884, was, jede Ausgabe zu 1000 Exemplaren gerechnet, 1,884,000 Bände macht. Meistens sind die Ausgaben eines einzelnen Werkes in Amerika stärker und zahlreicher, als in irgend einem Lande. Viele wieder aufgelegte englische Werke haben in den Vereinigten Staaten drei oder vier Ausgaben durchgemacht, während die ursprünglichen Herausgeber in England nur Eine machten. Von einem gewissen Buche wurden in Amerika 100,000 Exemplare verkauft, während in England nur 4 Ausgaben je zu 1000 Exemplaren abgesetzt wurden. Die literarischen Erzeugnisse haben sich in den letzten zehn Jahren in Amerika nahezu verdoppelt: der Verkauf der Buchhandlungen belief sich im Jahre 1856 auf 1,550,000 D. Ein einziger Buchhändler zahlte in den 5 Jahren vor 1854 nicht weniger als 1,550,000 D. Honorar, wovon 50,000 D. für zwei einzelne Werke. Carey, Lea und Blanchard bezahlten letztes Jahr 50,000 D. an amerikanische Schriftsteller, und einige Andere haben eine gleiche Summe mehrere Jahre hindurch bezahlt. Die zahlreichsten Werke sind immer die für den Unterricht, und von einzelnen Compilationen der Geographie wurden 100,000 bis 300,000 Exemplare in 10 Jahren verkauft, so daß solche Werke dem Verfasser und Verleger oft ein ständiges Einkommen verschaffen. Im Jahre 1854 wurden 251 Originalwerke und 198 fremde Werke aufgelegt; das Verhältniß der Originalwerke zu den fremden soll sich aber seitdem verdoppelt haben.

Goa.

(Fortsetzung.)

Viele Vicekönige, Erzbischöfe und Krieger, welche Goa berühmt machten, haben ihre Ruhestätte in dieser Kirche; die Stelle ihres Grabes bezeichnet eine Marmor- oder eine Erzplatte. Der Fremde, der gedankenvoll diesen interessanten Bau besucht, fühlt, daß seine Fußstapfen die Tafeln, welche die mächtigen Todten bedecken, entheiligen würden; er wendet sich daher, während er an diesen rührenden Denkmälern vorüberwandelt, abseits, sieht aber mit Erstaunen, wie die Mönche gleichgültig auf den Grabsteinen herumtreten, die ihm so heilig sind. Welch ein Schauplatz zu Betrachtungen über die Veränderlichkeit irdischer Größe! Könnten die hier ruhenden Todten zum Leben erwachen und das Ende all ihrer Mühen, ihrer glänzenden Eroberungen und ihrer angehäuften Schätze sehen, wie gedemüthigt würden sie werden durch den beschämenden Contrast zwischen dem Ruhm der Vergangenheit und der Erniedrigung der Gegenwart! Umringt von den verarmten Ueberresten einer jetzt in Indien gänzlich verachteten Macht, hört der Fremde die Sagen anderer Zeiten, und wundert sich über die Veränderung zwischen dem was war und dem was ist. Kein Platz eignet sich besser für die wunderbaren Erzählungen von den Thaten frommer Soldaten und kriegerischer Priester, und in keinem Theil Indiens finden wir das Schwert und den Krummstab so innig gesellt. Goa ausgenommen, ist Alles, was in Indien von Europäern herrührt, vergleichungsweise neu; allein während wir diese herrlichen religiösen Gebäude durchwandern, sehen wir uns in das Mittelalter versetzt, und von den

begeisterten Hoffnungen jener kriegerischen Abenteurer durchdrungen, die keine Gränzen kannten für ihren Ehrgeiz, kein Ende für ihre Eroberungen.

Jeder neue Gouverneur begibt sich bei seiner Ankunft in den portugiesischen Besitzungen auf der Küste von Malabar im Gepränge in die Kirche Bom Jesus, und überreicht, unter anderem Ceremoniell, dem heiligen Franz Xaver einen Stab, und erhält dafür aus den Händen des Erzbischofs, um des Heiligen willen, dem er diese Opfergabe dargebracht, einen andern. Die Jesuiten-Kirche ist gleicherweise mit dem Leichnam der heiligen Pauline geschmückt, an den während zwei Jahrhunderten ebenfalls die Hand der Verwesung nicht gerührt haben soll. Zum Beweise dieser Behauptung ist eine der Hände unbedeckt, die, schön geformt und ganz vollkommen erhalten, leichtgläubige Augen bei flüchtigem Anblick leicht täuschen kann, bei näherer Besichtigung aber unzweifelhaft zeigt, daß dieses angebliche Fleisch und Blut eine der frommen Betrügereien ist, die man zu einem löblichen Zwecke von jeher für erlaubt hielt.

Das einst prachtvolle Kloster St. Rosea bildet jetzt eine gestaltlose Ruinenmasse; doch gibt es andere, die den Verheerungen der Zeit widerstanden. Das Franciscaner-Kloster ist von vierzig Brüdern besetzt, die ein geräumiges Gebäude bewohnen, das aus einer Reihe von Vierecken besteht, die von Kreuzgängen umringt sind. Es enthält viele Gemälde: die Mauern der Corridore sind mit schlechten Darstellungen von Märtyrern bedeckt. Jeder der Brüder hat zwei Gemächer zu seinem Gebrauche; da sie aber zu einem Bettelorden gehören und sich von freiwilligen Beiträgen erhalten, so soll ihre Lage sehr kläglich seyn, was sie nöthige, die Besuchenden um Geld anzusprechen. In Indien, wo die Gelegenheiten, dem Gottesdienst in einem ganz der christlichen Religion gewidmeten Gebäude beizuwohnen, ziemlich selten sind, hat die Feier der heiligen Messe für einen zufälligen Besucher etwas eigenthümlich Imposantes. Trotz der gegenwärtigen Herabgesunkenheit dieses Ordens wird die Feier mit allen den erhabenen Gebräuchen und Ceremonien begangen, die dem römisch-katholischen Gottesdienst eigen, und berechnet sind, tiefe Rührung in dem Gemüthe zu erwecken, und ein starkes religiöses Gefühl in der Brust derer zu erregen, die solchen Rührungen gewöhnlich nicht zugänglich sind. Jeder sinnliche Gedanke schwindet dann aus der Seele, und mit Mühe nur kehrt man, wenn der letzte Ton der Orgel verklungen, aus diesen heiligen Räumen in das geschäftige Leben zurück, das unser Herz von Betrachtungen über das Jenseits wieder ablenkt und zerstreut.

Alle Kirchen Goa's sind mit Gemälden ausgeschmückt, oder vielmehr verunstaltet, da die meisten nur grobe Schmierereien sind und nur wenige über die Mittelmäßigkeit gehen. Die Cajetans-Kirche enthält die besten, die Altarstücke sind Werke italienischer Meister. Dieses Gebäude, das, wie oben erwähnt, im reichsten und elegantesten Styl aufgeführt ist, enthält Taufsteine und Becken von italienischem Alabaster und großer Schönheit; das Innere ist höchst vollendet, und wird durch Fenster erleuchtet, deren Scheiben aus Austerschalen verfertigt und so durchsichtig gemacht sind, daß sie die ganze angenehme Wirkung von Grundglas hervorbringen. Die Vergoldung des Innern der Kathedrale zeigt mehr Reichthum als Geschmack, fesselt jedoch das Auge durch ihre Pracht. Die heilige Katharina scheint die Lieblingsheilige, und ihre Thaten bieten, wie sie in Mönchslegenden erzählt werden, den Stoff zu einigen der Gemälde, womit die Nischen in den Mauern ausgefüllt sind. Bei wichtigen Gelegenheiten fungirt der Erzbischof am Altar, im Allgemeinen aber ist dieses weite und luftige Gebäude, worin sich sonst Tausende zu versammeln pflegten, still und verlassen. Das Kloster der Augustiner — einer Brüderschaft, die von jeher etwas auf gute Küche hielt — ist das am bequemsten eingerichtete und am besten dotirte Mönchskloster in Goa. Die römisch-katholischen Priester, die in Calcutta functioniren, gehören großentheils diesem Orden an; sie senden den Ueberfluß der in ihren Capellen gesammelten Gelder an den Schatz des Klosters, das dieselben zu guten Zwecken verwendet; der Superior ist ein ausgezeichneter Gelehrter, und die ganze Brüderschaft zeichnet sich durch ihre Kenntnisse und die Aufmerksamkeit für wissenschaftliche Gegenstände aus. Die Kirche ist das prächtigste Gebäude in Indien, drei ihrer dreizehn Altäre sind ihrer Schönheit wegen bemerkenswerth, während das Ganze, wenn auch etwas unproportionirt, einen großartigen und imposanten Anblick bietet. In dem Kloster, in welchem sich die wenigen Nonnen, die noch in Goa sind, befanden, gibt es nichts sonderlich Bemerkenswerthes. Die Stadt hatte sich nie durch die Zahl ihrer weiblichen Religiosen einen Namen gemacht, denn die Damen in den Colonien ließen sich nicht leicht bereden, sich aus der Welt zurückzuziehen. Während seiner blühendsten Periode besaß Goa nur ein einziges Nonnenkloster, und dieß wurde auch stets hinreichend befunden.

Abgesehen von dem Verluste seines Handels, wird die zunehmende Ungesundheit Goa's immer ein Hinderniß seyn für die Wiedererhebung der Stadt zu ihrem frühern Glanz; ihr Loos ist geworfen: jedes Jahr führt sie ihrem endlichen Ruin näher, denn wer nicht durch ein religiöses Gelübde gezwungen, oder durch Armuth genöthigt ist, Dienste in den Klöstern zu suchen, wird sich einen andern, wünschenswerthern Aufenthalt wählen. Doch hat Panilly, eine hübsche Vorstadt im Westen, eine Bevölkerung von etwa 1500 Personen, und das reizende Dorf Ribander, auf dem Ufer des Flusses weiter auf dem Wege nach Pangi hin, eine gleiche Anzahl; es ist der Lieblingsaufenthalt solcher portugiesischen Familien, die noch in einigem Wohlstand leben, und der Sitz des Hauptcriminalgerichts der Colonien. Ribander steht mit Pangi durch eine sehr schöne, gemauerte Brücke in Verbindung, die theils solid und theils auf Bögen über einen Morast und einen Strom, der sich in denselben Hauptfluß ergießt, gebaut ist, und die man als eines der schönsten Werke dieser Art in Indien betrachtet. Pangi, jetzt der Hafen, liegt auf demselben Ufer des Flusses wie Panilly, Ribander und Goa, und öffnet den Eingang in die Bai. Auf dem nördlichen Ufer steht die Veste Reis, ein sehr hervorstehender Punkt, dessen Wälle mit Kanonen bespickt sind, während Alles umher in gleich reicher und mannichfaltiger Scenerie das Auge ergötzt, und dieß ist mehr oder minder der Charakter dieser ganzen schönen Küste.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 110** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Die Komödie des Todes.** (Gedichte von Theophile Gautier.) — **Gedichte von Southey.**

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich [illegible] fl., halbjährlich [illegible] fl. und vierteljährlich [illegible] fl. Für Diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich [illegible] fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 110.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

6 Dezember 1838.

Die Komödie des Todes.

Gedichte von Theophile Gautier.

In dem bizarren Titel, den der Verfasser seiner Gedichtsammlung gab, kündigt er schon ziemlich deutlich an, welcher Schule er angehört; er ist in der That Einer der treu und standhaft gebliebenen Romantiker der strengeren Observanz, wie wir aus einer Kritik des mit seinen Lebensumständen und seiner Bildung wie es scheint ziemlich vertrauten Sainte-Beuve ersehen. Dieser sagt:

Er gehört der Schule an, welche das Motto hat: die Kunst um der Kunst willen! und er hat wirklich einige ihrer Prinzipien in der Anwendung mit einer Strenge und Eigenthümlichkeit verfolgt, die ihm einen besondern Platz sichern. Er war vor dem Jahr 1830 zu jung, um sich bei der ersten Bewegung der romantischen Poesie hervorzuthun; aber er trat in diese Linie ein und beharrte darin, als Mehrere sie verließen, oder wenigstens darauf bedacht waren, ihre Entwicklung zu modificiren. Da er sich früher mit der Malerei beschäftigte und mit mehreren befreundeten Dichtern, Malern, Bildhauern ein reines Künstlerleben führte, nahm er dessen ausschließliche Vortheile, das Genre ohne alle Schattirung und auch einige jener ausschweifenden Sonderbarkeiten an, neben dem ernsten Wetteifer, dem tüchtigen Studium, der Gluth und Kühnheit des Geistes. Aus diesen Jahren der Vorbereitung trat er mit verstärkter Farbe, mit einer Kunde der Töne und einer Kühnheit in Bildern um jeden Preis hervor, die endlich, nach einigen minder beachteten Versuchen, ihre Fassung und ihre Stunde gefunden haben; in der jetzt erneuten Schule V. Hugo's nimmt Theophile Gautier den ersten Platz ein.

Sein Buch Gedichte, das ihm wirklich seinen Rang anweist, die Komödie des Todes, betitelt sich so, nicht nur wegen des ersten Stückes, das für sich wieder diese Ueberschrift führt, sondern auch, ohne Zweifel, wegen einer durchgehenden Idee des Todes überhaupt, welche im innersten Gedanken des Dichters herrscht, die ihn auch in den fröhlichsten Augenblicken nicht verläßt, und die ihn alsdann nur zu einem lebendigeren Genuß dieser Erde mit ihrer Farbenpracht drängt. Es ist am Ende dieselbe Idee, die, wie man weiß, dem Horaz und den epikuräischen Dichtern so geläufig war: Eheu! fugaces Posthume, Posthume.. aber statt in der Weise der antiken Begeisterung ausgesprochen zu werden, nimmt diese Idee bei Gautier die gothische und romantische Gestaltung an, und tritt in Verwandtschaft mit den Gemälden eines Orcagna oder Holbein, mit den geistlichen Stücken des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts.

Das erste Stück, welches das bedeutendste ist, hat wirkliche Tiefe, und hätte der Dichter seine größte Kraft und seine Derbheit in der Farbengebung nur für solche Gegenstände aufgespart, so hätte man ihm keine großen Vorwürfe zu machen; hier ist wenigstens ein angemessenes Verhältniß zwischen dem Ausdruck und der Idee. In dem ersten Abschnitt, betitelt: Das Leben im Tod, nimmt der Dichter, am 2 November in einem Kirchhof umherschweifend, an, daß das Leben auch hier nicht völlig erloschen sey, und sucht sich die Qualen, die geistige Pein, die schwärmenden Leidenschaften aller dieser Todten vorzustellen, wenn sie, noch im Besitz von einer Art Halbexistenz, empfänden und wüßten, was ohne sie auf der Erde fortgeht:

Fühlen, daß man dahin, und ließ so wenig Spuren
Als Barken, die des Meers Gebiet pflügend durchfahren,
Daß man für Alle todt!
Sehn, daß so schnell dich die Geliebtesten vergessen,
Daß nur, gesenkten Arms, wehmüthige Cypressen
Ueben der Trau'r Gebot!

Alles Folgende hat, bei steigender Energie, seine traurige und leichenhafte Wahrheit, das Gespräch des Wurms und der Gestorbenen, die Erscheinung Raphaels, dessen Maske sich belebt und Ausrufe des Fluchs und der Verzweiflung gegen das

Jahrhundert ausstößt — diese phantastischen Scenen läßt man in der Umgebung und in der Welt, worein der Dichter uns versetzt, gelten; man widersteht anfangs dem Grausen, bald aber gibt man ihm nach, so wiederholt und oft so mächtig sind seine Streiche.

Der zweite Abschnitt: **Der Tod im Leben** (und diese Art symmetrischer Wortspiele: Leben im Tod, Tod im Leben sind ganz im Geschmack des Mittelalters), stellt eine wirkliche, leichter zu erkennende Wahrheit dar — Alles, was Todtes und Begrabenes ist in dem Innersten der Seelen derjenigen, welche für lebendig gelten:

Und doch gibt es auch hier grauenvolle Todeskämpfe,
Wovon kein Mensch erfährt, maßlose Herzenskrämpfe,
Welche kein Aug' nimmt wahr;
Mehr als Ein Kreuz steht auf dem Golgatha der Seele,
Ob auch der Heil'genschein, die weiße Frau dort fehle
Mit wild gelöstem Haar

Ein Grab ist jede Seel', wo tausend Leichen liegen...

In der Reise à la Lenore, welche sodann der Dichter macht, steht es ihm ganz wohl zu, uns den alten Faust zu zeigen, der, geheilt von der Täuschung des Wissens, wo er doch das letzte Wort nicht hat finden können, zum Schluß sagt: „Liebet! denn das ist Alles!" während Don Juan dagegen, dem die Augen über seine endlosen Liebschaften aufgegangen, auf Faust oder Salomo zurückkommt, und ausruft: „Studiret, lernet!" Aber weniger leicht stimmt man bei, wenn Napoleon, der sofort heraufbeschworen wird, Tityrus und Amaryllis Räthe gibt, und beklagt, daß er nicht ein Hirte auf Korsika geworden. Die große, noch im frischen Andenken stehende historische Gestalt leiht sich nicht so gut zu einer moralischen Palinodie her, wie jene phantastischen Wesen, Faust und Don Juan, welche seit Jahrhunderten der Willkür der Tradition und der Dichter preisgegeben schwanken.

Kurz, das erste wichtigste Stück der Sammlung von Gautier hat, ich wiederhole es, Tiefe und Wahrheit. Wenn es ganz die Mythologie und das Phantastische der geistlichen Stücke und der Gemälde des Mittelalters wieder darstellt, so ist es doch keineswegs ein bloßer Abdruck oder Abguß; der völlige Mangel des Glaubens und die Idee der Vernichtung, welche der Verfasser darein mischt, werden zur eigenthümlichen Inspiration; freilich ist dieß physische, gräßliche, ins Einzelne ausgemalte, ewig wiederkehrende und beengende Bild des Todes nur dasjenige, welches die Christen in jenen mit Furcht und Zittern frommen Jahrhunderten hatten; aber der Dichter, indem er die Bilder nimmt ohne den Glauben, beleuchtet sie mit einem noch grelleren und fahlern Glanz, der ihnen ein hinlänglich neues Ansehen gibt. Er hat (manche seiner Töne bezeugen es) selbst das Uebel empfunden, das er mit solch heftigem Nachdruck schildert; die Angst der Vernichtung ist hier hindurchgezogen.

Soviel zum Lobe; aber kaum ist man über dieß Stück hinaus, und setzt die Lektüre des Bandes durch die andern Stücke von jedem Ton, aus welchen er besteht, fort, so entdeckt man man sogleich, daß das Verfahren des Dichters durchaus nicht immer zu seinem Gegenstand stimmt, nicht immer der Idee oder dem Gefühl entspricht, daß er seine Entscheidung getroffen hat für die ausschließlich der Farbe und dem Bild sich zuwendende Weise des Ausdrucks. Noch ganz anders ist es, wenn man von seinen Gedichten zu seiner Prosa übergeht, zu seinen Romanen; dort ist die Form noch unabhängiger vom Inhalt, noch exorbitanter für das Gefühl; und aus einer längern Lektüre ergibt sich, daß das Affektirte und Gemachte des Ganzen auch auf das Wahrempfundene seinen Schein wirft, und dessen Wirkung schwächt.

Das Ganze! die Wirkung des Ganzen! das ist es, an was unsere Dichter nicht genug denken, und gerade darin besteht die große Schwäche der Werke unserer Zeit, selbst der glänzendsten, gegenüber von den Meisterwerken der Vergangenheit. Man hat Talent, Ausführung, eine reiche Palette mit unvergleichlich glänzenden Farben, ein Orchester mit hundert volltönenden Stimmen; aber statt alle diese Mittel einem geheiligten, harmonischen Gedanken oder Gefühl zu unterwerfen, welches den goldenen Bogen hielte, entthront man den allwaltenden Geist und das glänzende Beiwerk wird Hauptsache.

Wenn gesagt wurde, daß Gautier eine ausschließliche Ausdrucksweise annehme, so soll damit nicht behauptet werden, daß innerhalb dieser Weise selbst keine Mannichfaltigkeit statt finde; wenn er düster und grauenhaft ist in der **Komödie des Todes**, so zeigt er ausnehmende Anmuth in manchem Sonett und vielen Villanellen. Aber in der Anmuth wie im Grausenhaften ist das Verfahren eines und dasselbe, nämlich das: den Gedanken nicht anders als mittelst des **Bildes** auszudrücken.

Daß der poetische Styl seiner Natur nach reich an Bildern ist, daß er sie in großer Anzahl zuläßt und sie oft fordert, das unterliegt keinem Zweifel; die Frage stellt sich vielmehr, gegenüber von Gautier, so: Soll in der Prosa wie im Gedicht das Bild das Gemeingültige seyn? gibt das Bild die Gesetze?

Sobald der Geist, das Talent sich dem System zuwenden, Alles in Bildern sagen und Alles mit Farben malen zu wollen, können sie sehr weit gehen und wirkliche Gewaltsstücke ausführen; aber der wahre Mittelpunkt ist verrückt. Das der Kunst des Styls angemessene Verfahren ist das: von allen Künsten, sey es zum Behuf der Farben, oder der Formen, oder der Töne, zu entlehnen, aber ohne sich auf eines dieser Mittel zu beschränken, und vornehmlich mit steter Beherrschung derselben aller durch den Gedanken und das Gefühl, deren lebendigster Ausdruck oft der unmittelbare und unbildliche ist. Ich spreche, wohlverstanden, nicht von den Versen Voltaire's; aber in seiner Prosa — wie viele Worte sind da ohne ein offen zu Tage liegendes Bild, und die doch den Gedanken selbst in seiner wahrsten Bewegung darstellen! Und bei Lafontaine, welche immerdar und durchaus köstliche Verse ohne ein merkliches Bild! Man schöpft daraus

gleichsam mit der Seele, wie aus einem fließenden Wasser. Hier, bei Gautier, fließt das Wasser nur unter einer gefrornen, in der Sonne glitzernden Decke; er hat zu sehr außer Acht gelassen, daß er selbst einmal treffend gesagt hat:

Und Eurer Dichtung ruhig frischer Strom
Sey für das Herz der Leidenden wie jene
Bäche lebend'gen Wassers, wo die Hirsche
Zu trinken kommen in der Wälder Schatten.

Zwischen den Leser und die Empfindung drängt sich, statt der freien Strömung, dieser Eisspiegel (von Bildern) ununterbrochen und in tausendfarbigen Tönen bemalt, mit Smalt, mit Ultramarin, was weiß ich Alles; gescheckt, gestreift, gewässert, perlmutterartig in tausenderlei Façons; manchmal ist es ein schöner Krystall; wären es nur ein paar gutgewählte Punkte, so könnte man es fast für Diamanten halten; in die Länge aber macht es zu sehr den Eindruck eines Glasladens.

In einem kleinen Gedicht, das **Flußpferd** betitelt, schildert uns der Dichter den furchtbaren Bewohner der Moräste, der, vermöge seines dichten Panzers in guter Ruhe den Schlangen, den Tigern und den Kugeln der Inder trotzt, und setzt hinzu:

Dem Nilpferd gleich' ich, ein mich hüllend
In meiner Ueberzeugung Schild;
Schußfest durchwandr' ich so die Wüste,
Und keine Furcht mein Herz erfüllt.

Aber diese so völlige Ueberzeugung macht, daß der Styl selbst auch allzusehr ihr gleich wird. Der Styl behielte, wenn nicht zum Glück manchmal eine etwas andre Stimmung einträte, bald nichts mehr von der natürlichen Geschmeidigkeit und der freien Beweglichkeit des Lebens; er wäre nur noch ein Firniß, ein Schmelz, eine große Schuppe und Schale.

Ich habe mich hier länger verweilt, weil hier, auf einer nicht scharf zu bestimmenden Gränze, die lobenswerthe Originalität und die nicht zu billigende Uebertreibung von Gautier's Talent sich begegnen. Ich gehöre, Gott sey Dank, nicht zu denen, welche sagen: hinfort schließe eine Schranke den Kampfplatz und man müsse stehen bleiben! Wenn es ein allgemeines Gesetz gibt, nach welchem die Literaturen und die Poesien, bei einem gewissen Punkt der Vollkommenheit und der Reife angelangt, zu Grunde gehen, indem sie sich verfeinern, so gibt es doch immer für ausgezeichnete Individuen noch Mittel, eine Ausnahme zu machen, und die Ausnahme besonders macht in den Künsten den Mann. Weder die Rechtmäßigkeit noch die Möglichkeit der Neuerung bestreite ich Gautier; ich sehe selbst, auf dem eigenthümlichen Weg, den er eingeschlagen, einen schmalen Pfad, auf dem er sich hätte halten können, den er stellenweise eingehalten, aber den er gleichsam muthwillig sogleich zerstört hat, indem er ihn überschritt. Ich begreife ein zur Poesie übergegangenes Malertalent, das darüber Reue empfindet und sich wieder manchmal, beim Anblick der unaussprechlichen Schönheit, nach seiner ersten Kunst zurücksehnt, wie dieß Gautier in einem seiner Gedichte thut:

Warum, zu früh verzagt in Zweifelsstunden,
Geliebte Malerei, verließ ich dich?
All unsre Verse, was vermögen sie
Der Schönheit treues Bildniß abzuspiegeln?
Was hohler Worte ohne festen Halt
Gekünstelt Beiwort und farbloser Reim?
Oh! wie bereu' ich, wie beklag' ich es,
Daß ich nicht Maler mehr bin, wenn ich dich
O Julia Grisi seh' in deiner Loge!

Hier hat er sein Gefühl ganz richtig geschildert; aber um ihm ganz treu zu bleiben, um sich, als ausgewanderter Maler, einen eigenen Flecken Poesie zuzueignen, um ihn mit eigenthümlichem, glücklichem Anbau zu bezeichnen und ihn mit Früchten zu bereichern, die von Rechtswegen farbiger waren, als sonst wo; welcher gewissenhaften und reinen Anstrengungen hätte es dazu bedurft, welches ängstlichen Maßes, welches moralischen Taktes, und welcher **Keuschheit** — im antiken Sinne des Worts!

Aber daran fehlt es bei Gautier zu oft in seiner Poesie und besonders in seinen Romanen. In dem Roman **Fortunio** ist eine Fülle von Geist; aber was soll man weiter davon sagen? Wenn der Verfasser hat die Kritik der Orgien des Tages geben und dem jungen Spartaner den betrunkenen Heloten vorführen wollen, so ist es ihm damit nur zu gut geglückt. Wollte er über den pittoresken Jargon, der jetzt Mode ist, spotten und die literarische Untugend von heute auf den Gipfel treiben, die bald ebenso unbegreiflich erscheinen wird, wie der Witz Merkutio's, oder der der Précieuses, oder auch der von dem jüngern Crebillon, so ist allerdings sein Abdruck getreu und er erschöpft das Genre. Aber aller Reichthum von Einfällen eines Humoristen und alle Ironie, füllt doch, ohne irgend eine Leidenschaft, kein Buch und verbannt nicht die Kälte, während das übermäßige Ragout des Styls bald Ekel erzeugt.

Gedichte von Southey.

Der Abendregenbogen.

Du Friedensbogen! — Dort am Abendhimmel
Erblüht so sanft dein heitrer Farbenkranz!
Mein Auge schaut oft aus dem Weltgetümmel
Zu dir hinauf. Kurz war des Tages Glanz;
Er schien mit launenhaftem Reiz umzogen,
Dann kamen schwarze Wolken angeflogen
Und gossen sich in Regenströmen aus.
Doch ist es süß, dich ruhig anzublicken,
Wie deine milden Farben uns entzücken,
Wie du besänftigst wildes Sturmgebraus.

So lächelt auf des Frommen blasse Wange
Die ew'ge Liebe, wenn er froh entweicht
Von dieser Welt, aus diesem Leidensdrange
In jenes Reich, wo alle Sorge schweigt.

Die Geliebte.

Schön ist der Morgen, wann die Sonn' entfaltet
Am Wolkensaum den ersten Rosenstrahl,
Und wann der matte Glanz des Tags veraltet,
Hinwelkend vor des Sängers Blick zumal.
Doch schöner der Geliebten Lächeln waltet,
Als jedes Schauspiel in dem Blumenthal,
Und süßer, als das Haines Lied gestaltet
Ihr Wort sich, das uns grüßet. — Jedes Mal
Wird mir die Wonne, wenn auf deinen Blicken
Mein sehnend Auge ruhet mit Entzücken.
Zu schnell doch eilst du, göttergleiche Lust,
Und nimmer kehrt ihr wieder, sel'ge Stunden,
Inzwischen ich, dem Weltgeräusch entwunden,
Gefühle ströme aus der wunden Brust.

Des Wanderers Heimkehr.

Dem Morgenwandrer tönt so lieblich
Der Lerche frühes Lied,
Wenn hellbeglänzt von Sonnenstrahlen
Er ihre Schwingen sieht.

Und kühl erquickend für den Pilger
Ein Lüftchen um ihn weht,
Wenn schwach und matt am heißen Mittag
Er seines Weges geht.

Und wenn bei unbewölkter Sonne
Er schmachtend niedersinkt,
So murmelt ihm der Bach ein Liedchen,
Das herzerfreuend klingt.

Wenn dann das Licht am Abend bleichet
Und Alles ruhig liegt,
Aus naher Meierei ein Klingeln
Ihm süß zum Ohre fliegt.

Doch, o! von allen frohen Tönen
Des ganzen Tages ist
Am süßesten der Liebe Stimme,
Die seine Heimkehr grüßt.

Jugend und Alter.

Kaum dämmernd bricht im freien Osten
Der junge Morgen an,
Da fördert emsigfrohen Schrittes
Der Wandrer seine Bahn.

Er eilet über rauhe Pfade,
Hinauf zur Höh' er springt,
Und Alles, was er sieht und höret
Ihm nur Vergnügen bringt.

Und wann der Nebel langsam weichend,
In weißen Wellen wallt,
Er meint, die Nebelhülle berge
Ihm eine Heldgestalt.

Jedoch wann hinter Abendwolken
Der matte Tag verglüht,
Wie langsam der erschöpfte Wandrer
Dann seines Weges zieht!

Er schleichet über rauhe Pfade
Mit wunden Füßen fort,
Und mühsam klimmt er, oftmals ruhend,
Zum hohen, steilen Ort.

Und wann der Abendnebel steiget,
Stellt sich die Furcht ihm dar;
Er bangt vor unsichtbaren Schlünden,
Vor heimlicher Gefahr.

So tritt am Morgen froh die Jugend
Die Lebensreise an;
Doch ach! am Abend fühlt der Pilger
Des scheuen Alters Wahn.

Ad. Fürstenhaupt.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 341.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

7 December 1838.

Ausflüge aus Pau.

6. Orthez. Die Straße von Pau nach Bayonne.

Die Reise von Pau nach Bayonne (25 Meilen) dauert in der guten Jahreszeit nur 6 oder 6½ Stunden, d. h. von 11 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittags, oder von 6 Uhr Nachmittags bis Mitternacht, je nachdem die Diligence von Toulouse nach Pau ihre Stunden veränderte. Die Preise sind sehr herab gesunken, man bezahlt jetzt nur 6 Fr. im Innern und 7 Fr. im Coupé des Wagens. Von der Straße ist nicht viel zu sagen. Man hat zwar zur Linken stets den Gave, aber zwischen diesem und der Straße läuft noch die Louffe, deren mit Bäumen, Gebüschen, Wäldchen, zuweilen auch mit Sümpfen bedeckte Ufer fast alle Aussicht rauben; angenehmer ist ein zur Rechten bis Orthez hinlaufender, kleiner, meistens wohlbebauter Bergrücken; doch kommen auch hier schon einige unfeuchtbare oder sandige Stellen zum Vorschein. Die Dörfer sind beträchtlich, besonders Dauguen, und haben ein Ansehen von Wohlstand. In Artix, einem zwischen der Louffe und einem Wäldchen gelegenen Orte, wechselt man Pferde. Von da bis Orthez scheint mir Castetis die ansehnlichste Ortschaft. Orthez ist ein Städtchen von 6 oder 7000 Einwohnern, welches seit dem Schlachtgelärme von 1814 sich in die Stille seiner ländlichen Beschäftigungen zurückgezogen hatte, aber jetzt, wie überhaupt diese Gegenden, an der allgemeinen friedlichen Bewegung Antheil nehmen will. Es hat sich erinnert, daß es eine angenehme Lage, Plätze und Alleen besitzt, welche sorgfältiger gepflegt, durch Eröffnung einiger Wege oder Gassen in Verbindung gebracht, und von dem Schutt und Unrath ihrer Umgebungen gereinigt, den jetzt im mittäglichen Frankreich so zahlreichen, und durch die Theuerung aus andern Städten entfernten Fremden einen vortheilhaften Aufenthalt zwischen Pau, Bayonne, der spanischen Gränze und dem Adour (Saint Sever auf dem Wege nach Mont de Marsan, Dax mit seinem Markte und seinen Bädern) anbieten kann; es hat ein gutes Collegium, vielleicht denkt es schon daran, seine bisherige Dorfzeitung in ein politisches Journal umzugestalten. Es hat vielfältige Verbindungen mit Pau, wohin troß der Entfernung (10 M.) alle Markttage Leute aus Orthez mit ihren Producten kommen; seine Viehmärkte sind renommirt: die Einwohner sind ein gesunder, lebenslustiger Schlag von Menschen. Merkwürdigkeiten gibt es nicht, außer dem Ueberreste des Schlosses, einem Thurm, der auf einer kleinen Anhöhe rechts von der nach Bayonne auslaufenden Straße steht. Doch ist die Episode der bearnesischen Geschichte, woran dieses Denkmal erinnert, kurios genug, um den Mangel anderer Merkwürdigkeiten, wenigstens bei den deutschen Lesern, die man nicht mit diesen französischen Localgeschichten vertraut voraussetzen kann, zu ersetzen.

Die männliche Linie der erlauchten Centulle hatte mit dem 1134 von Fraga getödteten Centull V aufgehört. Seine Schwester Guiscarde, Wittwe des Vicegrafen von Gabardan, blieb Vormünderin ihres Sohnes Pierre, welcher von einer Verwandtin des Grafen von Barcelona Raymond einen Sohn, Gaston IV, und eine Tochter, Marie, hinterließ. Da die Mutter und Vormünderin Gastons vier Jahre nachher starb, so erwählten die Béarnesen 1154 in einem Landesverein in Camfranc den Grafen von Barcelona zum Regenten. Gaston IV starb troß einer zweimaligen Heirath ohne Erben; seine Schwester Marie, an dem Hofe Alfons des II von Aragonien erzogen, ließ sich bereden, die Oberlehensherrschaft des Letztern über ihr Gebiet in Béarn und Gascogne zu erkennen. Dieser Act fand in Jaca im April 1170 statt, und wurde von ihrem Gemahl, Wilhelm von Moncada, den ihr Alfons ausgesucht hatte, und von den Bischöfen Bernhard von Oloron und Sance von Leskar bestätigt. Aber das Volk dachte anders als Prinzen und Bischöfe, und lehnte sich auf. „Da sie von einem Edelherren aus Bigorre Gutes hatten sagen gehört (so drückt sich die Chronik aus), so erwählten sie ihn auf ein Jahr zu ihrem Herrn,“ aber er wollte ihre Fors nicht beobachten, wurde vor die Court mayor von Pau geladen, und dort, als er widerstehen wollte, getödtet. Auf dieselbe Weise wählten sie einen ehrlichen Ritter aus Auvergne auf zwei Jahre, aber schon am Ende des ersten ließen sie ihn wegen Verletzung ihrer Freiheiten bei der Brücke von Saran durch einen Schildknappen (écuyer) tödten, der ihm einen Pfahl durch die Rippen stieß (1137). Eben so hatten sie viel Gutes von einem Edelherrn aus Catalonien gehört, welcher zwei Zwillinge hatte; sie sandten zwei ehrsame

Männer (prudhommes) zu ihm, und, als sie dort waren, gingen sie die Zwillinge zu sehen, und fanden sie beide schlafen, den einen mit geschlossenen, den andern mit offenen Händen, und sie nahmen den, der die Hände offen gehabt hatte, mit sich." Einem Freiheitsbrief des Klosters von Sauvelade vom Jahre 1178 zufolge kann man fast nicht zweifeln, daß ihr Vater Wilhelm von Moncade war, welcher von Marie von Béarn zwei Zwillinge gehabt hatte. In diesem Falle mußte das Gute, was von ihm den Béarnesen zu Ohren gekommen, das Andenken an den Vertrag von Jaca ausgelöscht, und dem kleinen Schläfer nicht parceque, sondern quoique den Thron verschafft haben; doch erhielten weder Wilhelm noch Marie Antheil an der Regentschaft. Diese Anekdote von der populären Einsetzung der Familie Moncade ist das Hauptstück der Volkstraditionen, durch welche die meisten Béarnesen ihre Geschichte kennen. Die Wirkung dieser Sorge für die Freiheiten des Landes erstrecken sich aber noch weiter.

Gaston V, der mit der offenen Hand, auch der Gute genannt, vermählte sich durch Alfons II Vermittlung 1192 mit der nachher durch ihre fünf Ehemänner in Ruf gekommenen Petronille von Cominges, und erhielt auf diese Art die Grafschaft Bigorre, wurde aber in den Albigenserstreitigkeiten excommuniciert, mußte der Kirche zwei Herrschaften abtreten und unterlag den Liebkosungem seiner Frau, ohne doch einen Erben zu hinterlassen. Wilhelm Raymun von Moncade, der mit der geschlossenen Faust, von Petronille unterstützt, erlangte 1215 die Nachfolge auf den Thron von Béarn, doch nicht ohne Bedingung. Der Oberhof, Court mayor, von Pau, war ein Landesverein, aus dem Souverän, den Edelleuten und den Abgeordneten des Landes zusammengesetzt; man trennte davon die gerichtliche Gewalt und übergab sie 12 erblichen Geschwornen, Jurats, unter dem Vorsitz des Prinzen; in den Ortschaften gab es Untergerichte, welchen der Amtmann, Bailli, des Prinzen oder der Lehenherren präsidirte. Die zwölf erwählten Jurats waren aus den edelsten Familien Béarns: Navailles, Andoins, Lescun, Coarraze, Gerderest, Gayrosse, Gabaston, Arros, Miossens, Domi, Miramon und Mirepoix, denen man die Bischöfe von Oloron und Lescar an die Seite gab; der Hr. von Mirepoix wurde aber bald und mit dem Hrn. von Bidouze ersetzt, weil er das Urtheil gefällt hatte que si augun deu dar diers et no los pot pagar, que posque — wenn Jemand Geld schuldig ist und es nicht zahlen kann, so müsse er es können; ein Urtheil, welches als zu hart angesehen wurde. Die Freiheitsbriefe von Morlaas, Ossau und Baretous wurden revidiert, und in Béarn herrschte das Gesetz, während in dem übrigen Frankreich die Gerechtigkeit sich unter der Macht der Lehensherren und der Inquisition beugte — auch verdiente sich Raymond auf diese Weise den Beinamen des Gesetzgebers. Sein Sohn Wilhelm II 1223 nahm an der Eroberung von Majorca durch Jakob von Aragon Antheil, und wurde 1229 dort getödtet. Gaston VI wohnte 1242 der Schlacht an der Brücke von Taillebourg bei, welche Heinrich III von England verlor. Heinrich zog sich nach Bordeaux zurück, und unterhielt die Neutralität Gastons mit Subsidien, welche diesem dazu dienten, bei Orthez, der Vormauer seiner Staaten, das prächtige Schloß, von dessen Ruinen hier die Rede ist, zu erbauen; man nannte es nur das edle Schloß, le noble chateau. Dessen ungeachtet nahm er gegen die Engländer Partei, und selbst nachdem er von Leicester gefangen genommen, nach London geführt und in Freiheit gesetzt worden war, rückte er wieder an der Spitze der bearnesischen Conföderation gegen Bordeaux und setzte es durch Hunger in Verlegenheit; allein die Conföderation wurde durch die Treulosigkeit einiger Mitglieder aufgelöst, und die Béarnesen in einem Versuch gegen Bayonne 1254 zurückgetrieben.

Die Gemahlin Gastons VI war Amate, Tochter Petronillens und ihres fünften Ehemanns, Bozon de Matas; er hatte von ihr vier Töchter, die älteste, Constanze, zuerst mit Heinrich von England, römischem König, dann mit Alfons, Infanten von Aragonien, verheirathet, starb ohne Nachkommenschaft. Dem von dem Hofe von Pau bestätigten Testamente Gastons zufolge ging Béarn auf die zweite Tochter Marguerite, Gemahlin Roger Bernards, Grafen von Foix, über. Aber die dritte Tochter, Mathe, Gemahlin Gerhards, Grafen von Armagnac, verlangte nach älterem Herkommen gleiche Theilung — daher die langen Kriege der Parteien Foix und Armagnac; doch die erstere Familie erhielt sich im Besitz, und das Schloß Orthez war ihr Lieblingsaufenthalt.*)

Orthez hat eine Brücke über den Gave, von welcher ein Departementalweg nach Navarreins führt. Bei Baigts, eine Stunde unterhalb Orthez, ist eine andere Brücke und die Heerstraße nach Sauveterre (3 M.); noch eine Stunde weiter bei Ramous, wo man Pferde wechselt, nähern sich die Hügelreihen, besonders von der Nordseite, dem Gave, welcher von nun an seinen Lauf schon in einem andern Departement, dem der Haiden, fortsetzt. Die Straße bildet bei Ramous eine Art von Defilé, und folgt, nachdem man auf die Anhöhe gekommen, dem Gave durch eine ziemlich monotone Gegend bis Peyrehorade, wo der Gave von Pau, nachdem er den von Oloron aufgenommen, schiffbar wird. Peyrehorade ist ein angenehmes, lebhaftes Städtchen von 7 bis 8000 Einwohnern; so wie man das stille Orthez als eine Clientin von Pau ansieht, so fühlt man in Peyrehorade sogleich, daß die Bewegung von Bayonne bis hieher reicht; man bemerkt auch hier schon deutlich eine Veränderung der Physiognomien; dazu mag freilich der Umstand beitragen, daß hier viele Juden sind, welche so zu sagen eine Succursale der Judencolonie von Saint Esprit und Bayonne bilden. Man verläßt hier den Gave, der sich anderthalb Meilen weiter in den Adour ergießt, und steigt gegen den letzteren Fluß auf, den man eine Stunde später bei dem Port de Cannes, ei-

*) Dieses Schloß war auch Zeuge einer hartherzigen Handlung, mit welcher Gaston Phöbus seine glorreiche Regierung befleckte. Gaston hatte sich von seiner Gemahlin, Agnes von Navarra, getrennt. Karl II von Navarra gab dem eilfjährigen Sohne Gastons ein Giftpulver, daß er seinem Vater beibringen sollte; aber dieser entdeckte es zu rechter Zeit und sperrte seinen Sohn auf Lebenszeit ein; der junge Gaston starb 1382 vor Verdruß und Langeweile. Gaston Phöbus war ein großer Liebhaber von Hunden, er hatte deren 1600, die ihn fast niemals verließen.

nem unbedeutenden Ort, übersetzt. Der Weg bietet nichts Interessantes dar; man trifft bis Biandos, 3 Meilen von Bayonne, nicht einmal eine beträchtliche Ortschaft an, aber bald darauf erkennt man an der Erscheinung schöner Landhäuser und Gärten, wovon eins oder das andere wohl auch Schloß und Park genannt zu werden verdient, daß man sich einer Stadt nähert, welche Capitalien in ihrer Nähe verbreitet. Von Peyerhorade bis Bayonne sind 9 Meilen.

Nachrichten über den Wallfischfang in den nördlichen Eismeeren.

4. Die Fischerei im Eise. Süd-Eis-Jahre.

(Schluß.)

So wie das Eis aufbricht, ziehen sich die Fische in die Löcher und Spalten, im Julius scheinen sie verschwunden und mögen wohl im höchsten Norden leben, und die Expeditionen segeln nach Hause.

Kein Süd-Eis-Jahr, oder eine offene Jahreszeit, nennt man, wenn wegen gelinden Winters das Eis vor den Ostküsten Grönlands nur sehr schmal ist, so daß mitunter dieses Land gesehen wurde, das im J. 1000 von normannischen Christen colonisirt seyn soll, und nachher durch strenge Winter und vieles Eis abgeschnitten wurde und verschollen ist.

Dann ist das ganze Terrain zwischen Spitzbergen und dem Westeis bis zum 79° N. B. offen. Spitzbergen kann an der Nordküste besucht werden, der Saum des Eises ist dann auch sehr nördlich zwischen Spitzbergen und Nova Zembla; in einem solchen Jahre gelangte wohl Heemskerk an die Nordküste dieser russischen Insel; solche gelinde Winter sind gute Gelegenheiten nach dem höchsten Norden zu steuern, aber sehr schlecht für die Fischerei, die Ausdehnung des Jagdreviers ist zu groß.

Neu-Grönland scheint nach der Ausbreitung des Eises und dem Laufe der Ströme zu urtheilen, sich von Südwest nach Nordost bis auf den 77° auszustrecken, wo es sich entweder endigt oder nordwärts weiter streicht, weil der Strom bei dieser wahrscheinlichen Ecke, ehe er seinen Südwest-Lauf nimmt, südwärts zu fallen scheint, so daß das Eis auf vorgenannter Höhe gewöhnlich von dem andern Eis seewärts ausgesetzt wird und daher der Stert von 77° genannt ist; es scheint auch, daß der Strom erst an der Westküste Spitzbergens nördlich sich wendet, dann einen Wirbel (Maaling) verursacht, indem er westlich wird und vom 77° an wieder südwärts läuft, das lose Eis und große Eisfelder mit sich führend. In höhern Breiten als diese wird das Schiff von Strömungen nicht viel südlich getrieben, wird aber leichter frei von Eis, wenn es besetzt wird, der umkreisenden Strömung halber.

Unter 79½° der Breite soll die Fluth aus Süden kommen. Die Existenz dieser Strömung ist am deutlichsten dadurch bewiesen, daß die Commandeure unter hohen Breiten westlich segeln, ruhig liegen und nach mehrern Tagen sich bedeutend südlicher finden, welches 10, 12 ja 20 engl. Meilen per Tag austrägt; diese Strömung ist die Rettung der Schiffer: wenn sie eingeschlossen, südwestlich treiben und in die offene See gelangen, geht das Eis von einander.

Zu erinnern ist, daß während der Periode der Fischerei die Sonne nicht unter den Horizont sinkt; fällt ein starker Nebel, so daß die Leute in den Booten ihr Schiff nicht mehr sehen, so werden auf letzteren in Perioden Kanonenschüsse abgefeuert und mit der großen Glocke geläutet.

Am leichtesten ist es, eines Fisches habhaft zu werden, wenn er unweit eines großen Eisfeldes harpunirt wird; er flieht gleich unter dasselbe, muß aber bald wieder herauskommen, Athem zu schöpfen; bei dieser Gelegenheit wird eine zweite Harpune nach ihm geworfen, oder man sucht auch, wenn er sehr ermattet ist, ihm durch einige Stiche mit Lanzen, die 6 Fuß lange eiserne Spitzen haben, tödtliche Wunden beizubringen. Aber sehr schwer ist es, ihn zu erlangen, wenn er unter Eisfelder geht, die viele Löcher haben, da er dann, wenn die Schaluppen dieselben besetzen, von einem zum andern flieht; man kappt in solcher Noth die Leine, er würde Tausende von Ellen nach sich ziehen, und die an einem Eisblock festgemachte Leine würde doch reißen.

Eben so schlimm ist es, wenn er unter junges Eis flieht, welches er, wenn auch schon so stark, um Menschen zu tragen, mit dem Höcker, worin die Windpfeifen sind, durchstößt. Ein sehr kluger Commandeur verfolgte einen entflohenen Fisch auf demselben, mit Brettchen unter den Füßen, harpunirte ihn zum zweitenmal und ließ die Leine etwas stramm auslaufen, der Fisch kam an Stellen, die er nicht aufbrechen konnte und erstickte.

Auf der Ostseite Spitzbergens sind bis jetzt wenig Versuche zu Fischerei gemacht worden, sie ist immer von vielem Eis belagert und hat, was am schlimmsten ist, eine conträre südliche Strömung. Wie vor erwähnt, besuchen Wallroßfänger Spitzbergen, auch gehen solche von dem weißen Meere nach Nova Zembla. Versuche, den Wallfischfang im weißen Meer in Gang zu bringen, mißlangen, da der Mysticetus selten dahin gelangt und die andern Gattungen sehr klein, flüchtig und arm an Speck seyn sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Statuen an der Kathedrale von Chartres.

Hinsichtlich dieser Statuen an der Kathedrale von Chartres enthält der Moniteur Nachstehendes. Unter den 2000 Statuen des 12ten und 13ten Jahrhunderts, welche das Aeußere der Kathedrale von Chartres zieren, findet sich auch die Statue der Freiheit. Es ist eine Frau von 25 bis 30 Jahren im Costume einer Königin; sie hält in der rechten Hand ein Schwert, in der linken einen Schild, auf dem zwei Königskronen abgebildet sind. Der Name Libertas ist auf der rechten Seite in Charakteren des 13ten Jahrhunderts eingegraben. Diese Freiheit ist, wie eine Mutter von ihren Kindern, von zwölf andern öffentlichen Tugenden gefolgt, die gleichfalls als Königinnen gekleidet sind, und unter denen man an ihren Attributen und ihren eingegrabenen Namen die Raschheit, die Sicherheit, die Eintracht und die Tapferkeit erkennt. Ein Hr. Didron, Secretär des historischen Comité's der Künste und Denkmäler, hat von der Regierung den

Auftrag erhalten, eine archäologische Beschreibung der Kathed ale von Chartres abzufassen, und wird bei dieser Gelegenheit eine Erklärung der 2000 Statuen geben, die ein Gedicht bilden, das mit der Schöpfung beginnt und mit dem Ende der Welt endet.

Goa.

(Fortsetzung.)

Der Hafen von Goa steht, wenn überhaupt, in der Pracht seiner Landschaft kaum dem von Bombay nach; er bildet ein prächtiges Bassin, umringt von bewaldeten Vorgebirgen, welche durch die üppigsten Thäler von einander getrennt sind. Auf den cultivirten Theilen prangen Kokosnußpflanzungen, Reis- und andere Getreidefelder in üppiger Fülle, während die Aussicht an Schönheit gewinnt durch zahllose Kirchen, Klöster und Villa's, die stolz hervorragen, und zum Theil halb in Mango- und Tamarinden-Haine, welche den Hintergrund bilden, eingehüllt sind. Der Fluß, welcher schiffbar ist, führt durch eine ununterbrochen interessante Scenerie, und in einiger Entfernung scheint Goa mit seinen prachtvollen Gebäuden, Kirchthürmen und Domen immer noch die stolze Trophäe europäischer Eroberungen, die Hauptstadt eines großen und blühenden Reichs. Welch ein Contrast aber beim Landen! Mehr und mehr verfallen die verödeten Wohnungen, die stillen und öden Straßen, deren manche nur durch die Grundlagen früherer Gebäude kenntlich, und die öffentlichen Plätze und Märkte sind jetzt der Furcht einflößende Aufenthalt schädlicher Thiere; statt des Gepränges eines Vicekönigs, der Handelsfürsten, Krieger und Edlen mit ihren Gefolgen, statt der Processionen, militärischen Paraden und prachtvollen Equipagen sieht man jetzt entweder einzeln oder in kleinen Gruppen einige melancholisch aussehende, halb verhungerte und nur halb gekleidete Mönche, Soldaten und die niedrigste Art Handwerker. Einheimische sowohl als Portugiesen scheinen gänzlich ausgeartet. Mit wenigen Ausnahmen unter dem höhern Stande der religiösen Brüderschaft machen der europäische Theil der Einwohner und die Sprößlinge europäischer Eltern die jämmerlichste Figur; ihre Gewohnheiten und Sitten harmoniren mit ihrem Aeußern, und deuten auf die Entwürdigung, zu welcher sie herabgesunken.

Die Gärten Goa's sind berühmt wegen des Alphonso-Mango, derselben Varietät wie diejenige, welche man zu Mazagong bei Bombay findet, und welche Sprößlinge für die einzigen Bäume liefert, welche durch ganz Indien eine wirklich vortreffliche Frucht hervorbringen, und mit Recht den Vorzug vor allen andern verdienen.

Der moralische Charakter der Goanesen stand nie sehr hoch; wenige der nachfolgenden Gouverneure eiferten den Tugenden De Gama's, Albuquerque's, De Castro's und der patriotischen Soldaten nach, welche die Colonie gründeten. Der Reichthum, den sie sich erwarben, machte sie verhältnißmäßig verdorben, räuberisch und grausam. Die Käuflichkeit und ausschweifende Lebensweise der höhern Classen brachte eine völlige Entsittlichung in der ganzen Gemeinde hervor, und der dunkelste Aberglaube neben wilder Bigotterie beschleunigte ihren Verfall.

Der Sitz der Regierung ist jetzt, in Folge des Aufenthalts des Vicekönigs, zu Pangi, das in gleichem Niveau mit dem Wasserspiegel erbaut ist; die Häuser ziehen sich längs dem niedrigen, abschüssigen Ufer des Flusses hin. Das Regierungsgebäude ist hübsch, und einige andere gewähren in der Ferne einen imposanten Anblick; kommt man ihnen aber näher, so findet man, daß der größere Theil des Platzes mit elenden Hütten besetzt ist, die sich in buntem Durcheinander in Kokosnußhainen erheben und aller Bequemlichkeit entbehren, indem die Gewohnheiten der Portugiesen keinen bessernden Einfluß auf den Charakter der Eingebornen üben. Die Insel entbehrt aller Fahrwege, und liefert auch die andern Theilen Indiens gemeinsamen Lastthiere nicht; die Transportmittel für Güter und Reisende sind Boote oder Cullis, die man zu diesem Zwecke miethet. Wie man sich denken kann, sind die Kaufläden sehr mittelmäßig, und obgleich neben Fischen Geflügel im Ueberfluß auf dem Markt ist, findet man doch kein Schaffleisch, und das Ochsenfleisch, wenn anders man es sich verschaffen kann, ist von sehr schlechter Beschaffenheit. Den sämmtlichen Tabak in Goa brachte man aus Brasilien, da das Monopol so streng ist, daß Reisende auch nicht einmal eine kleine Quantität zu ihrem eigenen Gebrauche mitbringen dürfen. Sollte man beim Durchsuchen des Gepäckes auch nur einige Cigarren finden, so würde man, den Befehlen der Regierung zufolge, Alles mit Beschlag belegen.

Wegen der Unwirksamkeit der Polizei sind Verbrechen unter den niedern Classen von Goa sehr häufig; obgleich in frühern Zeiten die ganze Gemeinde an der allgemeinen Sittenlosigkeit Theil hatte, so gibt es doch unter den höhern Ständen keine besonders reichen und verschwenderischen Leute mehr; sie leben vielmehr, da sie an Zahl gering und in mehr bescheidene als reiche Umstände versetzt sind, einfach und selbst zurückgezogen. Man macht zu seinem Vergnügen weder Ritte noch Fahrten; weder öffentliche Promenaden, noch Bälle, noch Theater finden statt; alle Unterhaltungen finden in engen Privatkreisen statt, und auch diese nur selten; religiöse Feste sind fast die einzigen Gelegenheiten, bei welchen man sich nähert. Allein während die Bessern dieses ruhige und, wie man sagen kann, düstere und geistlose Leben führen, herrscht jede Art Ausschweifung unter der europäischen Soldateska — einer gesetzlosen und unverbesserlichen Rotte, die zum größten Theil in ihrem eigenen Lande überführte Verbrecher waren. Diese Elenden, ermuntert durch den gänzlichen Mangel an Mannszucht und die Schwäche der vollziehenden Gewalt, verüben alle Arten von Verbrechen mit beinahe vollkommener Ungestraftheit. So lange sich ihre Gräuel nur auf Personen der niedern Classen beschränken, achtet man wenig oder nicht darauf, und das unglückliche Volk wird beraubt, mißhandelt und selbst gemordet, ohne daß man eine Untersuchung anstellt, oder Maaßregeln ergreift, um die Verbrecher der Gerechtigkeit zu überliefern. In andern Theilen der Stadt Pangi ist es mit Gefahr verbunden, bei der Dunkelheit auszugehen; ist jedoch der Frevel nicht so arger Art, daß ein Priester am Altare niedergehauen worden, so erregt er nur sehr wenig Aufsehen. Neben ihren Ausschweifungen und ihrem unmilitärischen Betragen sind die portugiesischen Soldaten dieser unglücklichen Colonie im höchsten Grade schmutzig, ihr Aeußeres über alle Beschreibung unreinlich, und ihre Gewohnheiten die schlechtesten, die man sich denken kann.

(Schluß folgt.)

Ein Hr. Klappenbach, ein elsäßischer Kaufmann, hat dem Straßburger Museum 3 schöne Viscachas und 2 erwachsene Maulthier-Tatus nebst mehrern in Spiritus aufbewahrten Jungen geschenkt. Die Viscachas sind noch ziemlich selten in den europäischen Sammlungen, sie sind etwas größer als die Hasen, gleichen einigermaßen den Murmelthieren, und legen gemeinsam sehr complicirte Baue mit einer Menge Löcher nach außen an. Der Tatu gehört zu den mit einem festen Schild geschützten Thieren, und die genannte Abart hat ihren Namen wohl von ihren großen Ohren erhalten. (Echo du Monde Savant Nr. 47.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 342.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

8 December 1838.

Die Bewohner von Madagascar. *)

Die Geschichte Madagascars ist in vieler Beziehung von hohem Interesse. Sie zeigt uns einen Zweig jenes sonderbaren und weit verstreuten Menschenstamms, der hauptsächlich die Küsten und Inseln des südöstlichen Asiens bewohnt; der in seiner Sprache und vielen Gebräuchen und Formen unbestreitbare Zeichen der Identität trägt, ob er gleich in einer Entfernung vom malayischen Archipel oder den Inselgruppen Polynesiens wohnt, die größer ist, als, ohne den schlagendsten Beweis, man für möglich gehalten hätte, daß sie so weit reichen könnten. Sie zeigt einen interessanten Theil des Menschengeschlechts, der nach und nach aus der Unwissenheit und Rohheit sich erhebt, welche die unterste Stufe der Civilisation charakterisirten, Intelligenz und Wissenskraft an den Tag legt und die Bequemlichkeit eines civilisirten Lebens erwirbt. Sie zeigt uns ferner ein Volk, das, mit wenig Ausnahmen, gegen die Fremden freundlich und gastfrei ist, bis es durch schlechte Behandlung zur Wuth und Gewalt gereizt, oder durch den bösen Einfluß und Beispiel der Fremden ihr Charakter schlechter gemacht wird, als er vorher war.

Die Bevölkerung beläuft sich jetzt auf 4½ bis 5 Millionen, doch muß sie früher größer gewesen seyn. Denn die Eindeichungen, die sich über große Strecken des Landes hinwegziehen und jetzt mit Gras und Gesträuch überwachsen sind, zeigen, daß diese Theile früher regelmäßig zu Reißfeldern bestimmt waren; und die zerstreuten Ruinen von Dörfern oder ganze Reihen von jetzt gänzlich verlassenen Wohnorten, besonders in den Gegenden von Betsileo und Sakalava, geben eine, wenn auch unvollkommene Idee, wie sehr das Land entvölkert worden ist. Das weibliche Geschlecht ist an Zahl weit größer als das männliche, woraus, wie aus der Verringerung der Bevölkerung, die furchtbare Verschwendung des Menschenlebens in ihren häufigen und grausamen Kriegen hervorgeht. Der Sklavenhandel, Kriege, Kindermord, Gerichte durch Gottesurtheil und das Vorherrschen gewisser Krankheiten sind genügende Gründe für die Erklärung einer sehr beschränkten Bevölkerung in einem Lande, das eine fünffache Vermehrung derselben zuließe.

Madagascar ist nicht von einem einzigen Stamme bewohnt, der bei geringen und nur provinciellen Unterschieden, einen gemeinsamen Ursprung hat und eine ausgebreitete Nation bildet, sondern von einer Anzahl verschiedener Stämme, die mehr oder weniger zahlreich, augenscheinlich von mehr als einem Lande herkamen. Sie unterscheiden sich in vielen Rücksichten von einander, und bleiben, wenn auch gegenwärtig dem Namen nach in Einem politischen Reiche vereinigt, doch verschiedene, gesonderte Nationen. Ein einfacher Bericht würde daher keine richtige Schilderung der verschiedenen Stämme in der Bevölkerung Madagascars geben, obgleich sie wieder in manchen Punkten mit einander zusammenfallen. Unter diese gehören folgende. Die Bewohner sind meist unter mittlerer Größe, und ihre Gesichter haben nicht das scharf Hervortretende der Züge, was so häufig die europäischen und asiatischen Nationen auszeichnet. Die Männer sind schöner gebildet als die Frauen, welche im Allgemeinen zu größerer Körperfülle hinneigen. Der Bart der Männer ist schwach, und wird in der Jugend ausgerupft. Ihre Hände sind in der Berührung nicht so warm, wie die der Europäer, und ihr Blut ist nach dem Thermometer kälter. Hierin sind sich alle Theile der Bevölkerung ähnlich. Ihre Hauptverschiedenheit besteht in der Farbe, die sie, ungeachtet mancher geringen Abstufungen, in zwei Classen theilt, wonach manche Physiologen sie auch auf zwei Stämme zurückgeführt haben: — die eine von schlankem, gutgebautem Wuchse, schönem Gesicht und gelocktem oder glattem Haar; die andere stärker gebaut, mit dunkelfarbigem und wolligem Haar. In eine dieser beiden Abtheilungen paßt jede der verschiedenen Nationen der Insel.

Die Farbe ist entweder olivenbraun oder schwarz; doch sind diese Farben nach und nach so unter einander gemischt worden, daß es oft schwer seyn möchte, zu entscheiden, zu welcher Hauptfarbe ein Individuum gehöre. Die Fülle der Gesundheit gibt dem Olivenbraunen oft eine tiefere Färbung, doch trennt sich diese Farbe eben so scharf von dem Gelb der Malayen, als von der Kupferfarbe der Indianer in Amerika. Auch das Haar gibt zwei Abtheilungen — die Tholra (tho-hole) haben glattes,

*) Entlehnt aus History of Madagascar. Compiled chiefly from original Documents by the Rev. Will. Ellis.

die Nyita gelocktes oder vielmehr krauses Haar; doch auch hier gibt es so viel Unterabtheilungen, daß eine strenge Scheidung schwierig ist. Die Verschiedenheit der Farbe und des Haares bilden jedoch nicht zwei, sondern vier Hauptclassen: 1) Olivenfarbige mit glattem Haar; 2) Olivenfarbige mit krausem Haar; 3) Schwarze mit glattem und 4) Schwarze mit krausem Haar. Doch findet man meist die Olivenfarbe mit glattem Haar und die schwarze Farbe mit krausem Haar verbunden. Neben dieser Eintheilung der Bewohner nach ihrer physischen Beschaffenheit zerfallen sie noch nach ihrer geographischen Lage in vier politische Haupttheile, die nur selten von jenen abweichen. Sie heißen: 1) Hava, 2) Sakalava, 3) Betsileo und 4) Balaniemma und Betsimisaraka.

Nachrichten über den Wallfischfang in den nördlichen Eismeeren.

Das Wallfischgeschlecht. Aufenthalt und Nahrung des Mysticetus im nördlichen Eismeere.

Das Wallfischgeschlecht ist über alle Meere des Erdballs verbreitet, und enthält weit mehr Abarten, wie bisher in den Naturgeschichten beschrieben worden sind, ja, man könnte wohl behaupten, daß in jedem Gewässer eine besondere Abart sich aufhält. Sehr wohl gebildete Männer, welche wissenschaftlicher Zwecke halber Reisen nach den nordischen Meeren machten, gestehen aufrichtig, daß es ihnen oft schwer fiel, diesen oder jenen Fisch unter die Cetaceen zu classificiren, daß die bisher darüber erschienenen Zeichnungen sehr incorrect seyen, und anstatt den Forscher zu leiten, irre führten. Nur selten haben wohl Zeichner Expeditionen auf Fischerei nach den Polarmeeren begleitet, und wie wenig vollständig mußten ihre Arbeiten werden, da es so viele Abarten gibt, auf welche es gar nicht zweckmäßig ist, Jagd zu machen (die also gar nicht gefangen werden), daß der getödtete Fisch nur wenig aus dem Wasser emporragt, bald aufschwillt und zerschnitten wird. — Von dem ächten grönländischen Wallfische, dem Mysticetus, sind die Zeichnungen höchst incorrect, von einem Thiere, welches so viele Tausende von Expeditionen seit mehreren Jahrhunderten veranlaßte, hat man nur in einigen neueren englischen Werken treue Abbildungen.

So darf man sich also nicht ärgern, wenn die Commandeurs alle Arten des Wallfischgeschlechts mit einer Flosse auf dem Rücken schlechtweg „Finnfische" nennen, da sie selbst niemals sie fangen, also nicht betrachtet haben. — Die Körper dieser Riesengeschöpfe des Meeres lassen sich nicht transportiren, um in Museen zur Schau gestellt zu werden?! Hin und wieder scheiterten einige derselben an den nördlichen europäischen Küsten, doch mögen die Zeichner wohl erst zu spät gekommen seyn, da die Schritte der Liebhaber von Speck u. s. w. am schnellsten zu seyn pflegen; ein bei Helgoland gestrandeter Fisch (Nordkaper?) wurde in Hamburg gezeigt, und das Gerippe nach Berlin gesendet.

Die ausgezeichnetsten Werke sind von Linné und La Cepède, die, mit vieler Mühe bearbeitet, dennoch mitunter in große Irrthümer verfallen; so meint Letzterer z. B., der Mysticetus möge früher wohl 328 Fuß lang gewesen seyn, und in neuerer Zeit von 65 bis 98 Fuß (20—30 Metres), während derselbe höchstens 60 Fuß jemals lang war. Der von ihm beschriebene Narwal soll 47 bis 66 Fuß halten, während man sie nie über 15 Fuß Länge kannte; alles Uebrige ist ebenfalls übertrieben.

Sehr wichtig sind indessen die Unterscheidungszeichen; Linné nämlich nennt die, statt Zähne, Barden führende, Balaenae, La Cepède die mit einer Flosse auf dem Rücken Balaenoptera. — Unter den Balaenoptera gehören: 1) Physalis, Razor back, der spitzruckige Wallfisch; 2) Balaena Musculus (Broad nosed Whale), Butskopf (?) Nordkaper (?); 3) Balaena Boops, (Finner) Finnfisch; 4) Balaena Rostrata (Beaked Whale), der spitzschnauzige Wallfisch.

Der Balaena Physalis ist der längste des ganzen Wallfischgeschlechts, nämlich 100 Fuß und darüber, bei einem Umfange von 30 bis 35 Fuß; im Vergleiche zum Mysticetus ist er kenntlich, weil er schlanker im Körper, kürzer in Barden, weit ärmer an Speck, blauer von Farbe ist; er hat eine feste Finne auf dem Rücken, bewegt sich, während er den Athem viel heftiger ausstößt, dabei vorwärts. Denselben verfolgen die Fischer nicht gern; jagen sie ihn, so eilt er nicht sehr, taucht nur dann und wann unter, erhebt dabei aber nicht den Schwanz, wie der Mysticetus; so wie er sich aber getroffen fühlt, strengt er alle seine Kräfte an, und schießt wie ein Pfeil dahin auf der Wasserfläche, oder oblique tauchend, so daß er gegen 480 Faden in einer Minute auszog, welches 172,800 Fuß pr. Stunde ausmacht, und würde die Boote in unendliche Fernen führen, daher kappt man lieber die Leinen. Widerstand durch körperliche Gewaltthätigkeiten leistet er sonst nicht. Bei großen Entfernungen könnte man diesen Fisch wohl mit dem Mysticetus verwechseln, allein näher betrachtet unterscheidet man ihn bald. Während des Blasens, welches so heftig, daß es bei stillem Wetter eine deutsche Viertelmeile gehört werden kann, liegt er selten ruhig, sondern bewegt sich gewöhnlich a rata eine bis fünf Viertel deutsche Meilen pr. Stunde; auch wirft er nicht beim Untertauchen den Schwanz über die Wasserfläche in die Höhe, wie es der Mysticetus zu thun pflegt. Die größte Schnelligkeit, womit er schwimmt, mag wohl 3 deutsche M. pr. Stunde seyn. Statt einer cylindrischen Form ist dieser Fisch an den Seiten flacher und hat einen hervorragenden Rücken; die längsten Barden messen nur 4 Fuß, die Speckhaut ist 6 bis 8 Zoll dick und mag 2000 bis 2500 Pfd. wiegen.

Der Physalis besucht in großer Anzahl die arktischen Gewässer, besonders gern den Saum des Eises zwischen der Bäreninsel (Cherie) und Nova Zembla, auch bei Jan Mayen; die nach Archangel segelnden Schiffer verwechseln ihn mit dem Mysticetus. Auch besucht er die Westseite Spitzbergens zwischen dem 70sten und 76sten Breitengrad, wenn das Wasser offen ist; im Junius, Julius und August geht er längs dem Lande nördlich bis zum 80sten Breitengrad.

Selten sieht man ihn zwischen dem Eise; da der Mysticetus durch seine Gegenwart verscheucht zu werden scheint, macht

seine Erscheinung den Fischern Sorge. In diesem Jahre schoß ein Engländer auf einem guten Fischgrund nach 15 derselben mit Raketen, worauf diese Race verschwand; bald darauf erschien auch der Mysticetus.

Balaena Musculus — Broad-nosed Whale — (Butskopf?) Mehrere Abarten desselben ähneln außerordentlich dem Physalis, wenn schwimmend, doch sind sie dadurch zu unterscheiden, daß der Butskopf kürzer ist, einen größern Kopf und Rachen hat und eine runder geformte Unterkinnlade. Derselbe besucht häufig die Küsten von Schottland, Irland und Norwegen, lebt hauptsächlich zwischen Island, Shetland und Nordcap, ist zum Rand schlank gebaut, mit wenig Speckhaut; in dessen Magen fand man oft über eine Tonne Häringe, seine Länge ist zwischen 50 und 80 Fuß.

Balaena Boops. Der Finnfisch (Finner). Länge 46 Fuß, größter Umfang gegen 20 Fuß, Rückfinne 2½ Fuß hoch, Seitenfinne 4 bis 5 Fuß lang und kaum 1 Fuß breit, Schweif 3 F. lang, 10 F. breit; an jeder Seite hat er 300 Barden, wovon der längste nur 18 Zoll ist. Die Unterkinnlade ist nur 15 Fuß lang oder ein Drittel der ganzen Länge. Die Figur desselben ist ganz incorrect bei Lacepede.

Balaena rostrata, Beaked Whale; der Spitzkopf, ist der kleinste des Wallfischgeschlechts, welcher Barden hat, deren längste 8 bis 9 Zoll ist, bei 2½ Zoll Breite. Die größte Länge dieses Thiers, welches sich besonders an der Küste von Norwegen aufhält, ist 25 Fuß. Die Rückfinne ist 15 Zoll lang und 9 Zoll breit, der Schweif 15 Zoll lang und 4½ Fuß breit, Seitenfinnen 2 Fuß lang und 7 Zoll breit, von der Schnauze bis zur Rückfinne 12½ Fuß, bis zu den Windpfeifen 3 Fuß, Barden 6 Zoll, der Rücken ist schwarz, der Bauch weiß; dieß ist die Beschreibung eines Thiers von 17½ F., das 1808 in Scalpa Bai gefangen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Höhe des Vignemale.

(Nouv. Ann. des Voy. August und September 1838.)

Dieser Berg ist bekanntlich der höchste der französischen Pyrenäen, und wurde bisher als unersteiglich betrachtet, so daß man bis jetzt keine barometrischen Messungen hatte anstellen können. Ney, Fürst von der Moskwa, erreichte am 11 Julius den Gipfel von der spanischen Seite her. Er hatte zwei Barometer bei sich, und zwei gleiche Instrumente zu Luz gelassen. Die verschiedenen Beobachtungen ergaben eine Höhe von 2640,8 Metres über Luz, und also wenn man die Höhe von Luz, wie sie Pasumot berechnet, hinzufügt, eine Gesammthöhe von 3400 Metres. Der obere Theil des Berges ist ein ungeheurer 200 Metres im Durchmesser haltender Krater, der jetzt ganz von einem Gletscher ausgefüllt ist. Vier Pics von ungleicher Höhe erheben sich am Rande dieses Kraters, den man erst sieht, wenn man ganz oben angelangt ist, da er ganz horizontal liegt.

Goa.

(Schluß.)

Für die Gesundheit der Einwohner wird durch Aufmerksamkeit auf Reinlichkeit, in einem heißen Klima so nothwendig, nicht im geringsten Sorge getragen; die ganze Atmosphäre ist mit einem höchst unangenehmen Geruche geschwängert, der von den Fischen herrührt, die ungehindert die Luft verpesten dürfen. Alles riecht und schmeckt danach, ist damit befleckt, und weder bei Tag noch bei Nacht kann man dieser Beschwerlichkeit ausweichen, da, gegen den gewöhnlichen Lauf der Dinge in Indien, die Nächte unerträglich heiß sind, und Niemand bei geschlossenen Fenstern schlafen kann. Wie sich denken läßt, sind Hautkrankheiten sowohl in Alt- als Neu-Goa vorherrschend; die ganze Insel ist in der That die ungesundeste und unfruchtbarste unter allen portugiesischen Niederlassungen in Indien; auch dürfte in diesen Umständen nicht wohl eine Verbesserung eintreten, da sich weder Reichthum und Unternehmungsgeist unter den Bewohnern, noch Energie bei der Regierung finden. Unter andern und glücklichern Umständen könnten, obgleich der Besitz politischer Macht außer Frage gestellt seyn muß, die Goaneser immer noch einen sehr beträchtlichen Handel führen, da es ihnen leicht möglich wäre, einen großen Theil der Vortheile wieder zu gewinnen, die sie verloren.

Indessen gibt es Plätze in der Nachbarschaft, die angenehmer sind, als die Alt-Stadt oder Pangi. Das Kloster zu Cabo hat eine schöne Lage; es liegt auf der Landspitze, welche auf der Südseite den Eingang in den Hafen bildet, und gehört der Brüderschaft der reformirten Franciscaner, deren Abt gewöhnlich die freundlichste Gastlichkeit gegen die Fremden übt. Die Aussicht vom Kloster ist prachtvoll. Unmittelbar nach Norden, am äußersten Westpunkte über die Bai hinüber, bildet Aguarda oder Aguad — ein Fort, das den Hafen vertheidigt — einen großartigen und imposanten Gegenstand, dessen Batterien vom Wasserspiegel bis zum Gipfel des Hügels hinansteigen; von hier an zieht sich eine rauhe, felsige Küste zwei Meilen weit hin, wo sich ein zweites Fort, Reis, erhebt, das den Eingang in den Fluß, so wie die Stadt Pangi beherrscht, die, im lieblichsten Schatten des reichsten Blätterwerkes, ihm gegenüberliegt, während die Gewässer in mäandrischen Krümmungen dahinfließen, bis sich ihre Quelle in dem prachtvollen gebirgigen Hintergrunde verliert. Unterhalb Pangi, der Küste entlang bis zu dem Felsen unterhalb des Klosters, erstreckt sich in anmuthigen Krümmungen die Bai, deren Wellen auf dem sandigen Strande dahinrollen und eine Brandung bilden, wogend und donnernd, wie diese silberweißen Massen emporsteigen oder fallen. Ruhig vor Anker liegend, sieht man eines oder zwei der größern Schiffe, eine portugiesische Fregatte oder ein Handelsschiff, deren Farben in den Lüften flattern, während die ganze Wasserfläche mit kleinern Barken bedeckt ist, Fischerboote ihre weißen lateinischen Segel hissen und vor dem Westwinde dahinfliegen, oder die verschiedenen Arten Ruderboote mit ihrer wunderlich aussehenden Mannschaft unter wildem Geschrei am Ruder arbeitend. Im Süden zeigen sich Fort und Vorgebirge, und so weit das Auge reichen kann, breitet sich die weite Meeresfläche aus, bis, mit dem fernen Horizont zerfließend, beide in unbestimmten Umrissen verschwinden.

Cabo liegt bedeutend höher als das Meer, und ist stets kühl, während die Reinheit der Luft unübertrefflich ist. Den Genuß von Ausflügen zu Schiff kann man sich hier in seiner ganzen Vollkommen-

heit verschaffen; die schönen Aestuarien, welche, viele Meilen landeinwärts sich erstreckend und endlich sich vereinigend, die Insel, worauf Goa erbaut ist, einschließen, bieten die schönste Gelegenheit zu einer solchen Lustfahrt, während das offene Meer und die langen, schönen Buchten gleich einladend sind. Neben dem Kloster befinden sich die Casernen und das Hospital, welche vom Jahr 1801 — 1815 von den an diesem Platze stationirten brittischen Truppen erbaut und bewohnt wurden. Die Lage war gut gewählt, allein die Reste ihrer verheerten Cantonnirungen kann kein Britte ohne schmerzliche Gefühle betrachten; keine einzige von den Lebendigen bewohnte Behausung steht mehr, nur der den Todten geheiligte Platz zeigt die Gräber derer, welche ihr Leben in diesem fernen und fremden Land endigten.

Das Vorherrschen der europäischen Tracht, oder etwas ihr Aehnliches, bildet eine auffallende Eigenthümlichkeit der portugiesischen Niederlassungen von Goa; den Turban sieht man selten, und, falls man malabarischen Bekehrten diesen Namen geben kann, so besteht die Mehrzahl der Gemeinde, wenigstens dem Namen nach, aus Christen. Einmal hatten die herrschenden Gewalten in Portugal die Erwartung gehegt, die Bewohner aller benachbarten Provinzen könnten zur Annahme der katholischen Religion gezwungen weeden, und suchten dieses wünschbare Ziel durch Maaßregeln, die mehr Kühnheit als Politik verriethen, zu erreichen. Man eeließ Befehle zur sofortigen Bekeheung der zu gewissen Theilen des portugiesischen Gebietes gehörigen Eingebornen, die, unter Androhung der schwersten Strafen, den götzendienerischen Glauben ihrer Voeväter abschwören sollten. Der damalige Gouverneur, zufällig besser im Stande, zwischen Recht und Unrecht zu entscheiden, brachte dieses Mandat nicht in vollständige Ausführung. Er ließ dem unglücklichen Volke, das er dem Schwerte hätte überantworten können, die Wahl, sich in ein anderes Land zu begeben, und gestattete ihm zur Verwerthung seines Eigenthums und zur Wegbringung seiner Habseligkeiten fünfzehn Tage. Reiche Leute benutzten diese Erlaubniß und nahmen all ihre bewegliche Habe mit fort. Das Land, solchergestalt der höhern Classen seiner Bevölkerung beraubt, verödete und verarmte. Doch das Verbrechen zog seine Strafe nach sich. Die Verbannten wandten sich nach Tulava, wo sie Handel trieben, und durch ihren Unternehmungsgeist und ihre Betriebsamkeit sich bald wieder von ihren Verlusten erholten. Sie führen noch jetzt den Namen Kankani, nach dem Distriete, den sie verlassen mußten, und ihre Nachkommen sollen sich in blühenden Umständen befinden. Von Verfolgungen wegen religiöser Angelegenheiten ist jetzt die Regierung abgekommen, da sie Zeuge war von der Trüglichkeit der Erwartungen, die sie in früherer Zeit so grausam und unteedrückend machten. Der Eifer ihrer Missionäre, ohne die freundlichen und duldsamen Maaßregeln, die einem Erfolge hätten förderlich seyn können, erwirkte nur einen gezwungenen Gehorsam von Seite der Bedürftigen und Unwissenden, die sich jetzt den Formen unterwerfen, ohne im geringsten den Zweck der Religion zu begreifen, zu der sie sich bekennen.

Gelehrsamkeit ist gegenwärtig zu Goa auf die Klöster beschränkt, und scheint außerhalb der Mauern derselben nie große Fortschritte gemacht zu haben. Allgemeiner Unterricht bildete keinen Theil des befolgten Systems, und obschon viele Priester ziemlich gelehrt sind, so machte man doch nie einen Versuch zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse. Von den meisten der frommen Brüder, die als Cicerones dienen, erfährt der Fremde nichts als das Leben der Heiligen, worin die Geschichte, um die Größe der Personen zu erhöhen, verfälscht ist. Auf die höhere Bildung derer, denen die fabelhaften Sagen aufgetischt werden, wird keine Rücksicht genommen, und man erröthet über die Versuche, die in einem so weit vorgeschrittenen Zeitalter zur Täuschung der Leichtgläubigkeit gemacht werden.

Obgleich Goa, der mannichfachen Veränderungen wegen, welche das Mutterland erlitt, von der portugiesischen Regierung einigermaßen vernachlässigt wurde, so betrachten die Lissaboner Vornehmen das Commando daselbst, wiewohl der Ertrag desselben jetzt sehr geschmälert ist, als eine ehrenwerthe Stelle. Der Privatreichthum in der Colonie ist unbedeutend. Der Gehalt des Gouverneurs beläuft sich auf nicht mehr als 20,000 Rupien jährlich. Nach ihm kommt der Erzbischof, dessen Einnahmen etwa 8800 Rupien betragen. Der Oberbefehlshaber, ein Feldmarschall in portugiesischem Dienst, erhält ungefähr 7000 Rupien, und die meisten andern Besoldungen sind äußerst kärglich. Reinheit des Geblüts trifft man selten; die halbblütigen Portugiesen sind viel schwärzer als die Eingebornen, und haben bei weitem kein so gutes Aussehen. Die Kleidung der Weiber aus den niedern Classen ist, obschon nicht gegen alle Schicklichkeit verstoßend, doch sehr häßlich und unanständig; sie besteht aus einem dicht an den Leib anliegenden Zeug und einem bunten Unterrock. Sie machen im Allgemeinen keinen Anspruch auf Schönheit, allein diejenigen, die geneigt sind, bei englischen Damen in Dienst zu treten, sind in allen Theilen Indiens sehr geschätzt.

Vermischte Nachrichten.

Bei dem Cedstoße, welcher am 23 Junius 9 Uhr 55 Minuten Abends zu Pesaro stattfand, zeigte sich nach dem Schreiben eines Hrn. Mamiani an Hrn. Arago in Paris das ungewöhnliche Phänomen eines Steigens des Wassers in den Brunnen, ein Steigen, das 4 bis 5 Fuß betrug. Gewöhnlich findet das Gegentheil, nämlich ein Fallen der Gewässer einige Zeit vor dem Stoße, statt. (Nouv. Ann. des Voy. August und September 1838.)

Kürzlich erschien in England ein Werk: the Mabionogion, aus dem sogenannten rothen Buche von Hergest, einem wallisischen Manuscript; der bis jetzt erschienene erste Theil umfaßt die „Dame von der Quelle" (Jaelles y Ffynnawn), eine Sage, welche sich an die bekannte von „Ywein und Gawin" anschließt. Eine Dame, Lady Charlotte Guest, hat das Buch übersetzt und auf ihre Kosten herausgegeben, da kein Buchhändler sich damit befassen wollte.

In England sollen jetzt an den Eisenbahnen Nachts besondere Leute mit grünen, rothen und gelben Laternen aufgestellt werden, um Unglücksfälle zu verhindern.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 111** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. **Inhalt: P. B. Shelley.** Dritter Artikel. — **Bruy-Blas.** Drama von V. Hugo. — **Gedichte von Felicia Hemans.**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 111 u. 112.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

8 Dezember 1838.

P. B. Shelley.

Dritter Artikel. *)

In unserm vorigen Artikel suchten wir vorzugsweise auf die materiellen Elemente von Shelley's Poesie, auf seine philosophischen und religiösen Ansichten, auf seine politischen und socialen Tendenzen hinzuweisen und die Beschaffenheit derselben genauer zu erörtern; in diesem Artikel fassen wir nun ausschließlicher seine poetische Eigenthümlichkeit im engern Sinne ins Auge, die Individualität seiner Phantasie, den Charakter seines Gemüths und seiner Gefühle im einzelnen, seine Behandlung der Sprache, die Wahl und Sphäre seiner Bilder, den Ton und die Färbung seiner Poesien in kleineren Zügen und namentlich auch den Geist seiner kleinen lyrischen Gedichte, in welchen sich seine poetische Individualität vielleicht am glücklichsten konzentrirte, während seine größern Gedichte zwar mehr den Reichthum und die Kühnheit seines Geistes bewundern, aber das gehaltene Maaß und die Selbstbeschränkung der Schönheit oft vermissen lassen.

Wir stellen ein Urtheil von Shelley's vertrautem Freund, Leigh Hunt, voran, worin zum Theil das Charakteristische seiner Poesie uns richtig bezeichnet scheint; dieser sagt:

„Shelley's Poesie ist eingehüllt in einen schimmernden und feinen Strahlenkreis, welcher den gewöhnlichen Beobachter mit seinem Licht blendet. Durchdringen wir aber diesen, so finden wir, daß das Charakteristische seiner poetischen Schriften eine außerordentliche Sympathie ist mit der gesammten materiellen und intellektuellen Welt; ein glühendes Verlangen, seinem Geschlecht Gutes zu thun; ungeduldiger Zorn über die Tyrannei und den Aberglauben, die es in Fesseln halten, und Bedauern darüber, daß die Kraft eines liebevollen und enthusiastischen Individuums nicht im Verhältniß steht mit seinem Willen, und seine freundliche Aufnahme bei der Welt nicht im Verhältniß mit seiner Liebe. Seine Poesie besteht entweder aus allen diesen Gefühlen zusammen, oder ist sie ein Versuch, dem Drange derselben zu entfliehen in das schrankenloseste Gebiet der Einbildungskraft. Ich sage ein Versuch, weil, wie wir gesehen, er ihnen nicht wirklich entrinnt; und es ist merkwürdig zu beobachten, wie er seine getäuschten und zurückgestoßenen Gefühle ausströmt auf jeden Gegenstand, den er erdenken kann, indem er seine Schönheit und seine Ansprüche durch das Licht einer glänzenden Phantasie hervorhebt, und entschlossen ist, der ganzen Schöpfung bis ins Einzelnste hinaus eine Art von poetischer Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, weil er außer Stand ist, seinen Mitgeschöpfen die Aussicht auf politische Gerechtigkeit zu eröffnen. Daraus entspringt der Hauptfehler seiner Poesie, welcher besteht in einem Mangel an massiver Gediegenheit, an richtiger Vertheilung von Licht und Schatten. Das Ganze ist zu reich an schimmernden Stellen, an Bildern, die zugleich getuscht und ausgemalt und zu umfangreich ausgearbeitet sind. Er plündert und brandschatzt alle Wesen und Gegenstände wie eine Biene, mit welcher er wetteifert im Geiste der Durchdringung und des Genusses, bis man das Feld, auf das er sich begeben, aus dem Auge verliert, darüber, daß man ihm auf seinen feinen Pfaden und Gängen folgt. Er liebt es auch in seinen größern Werken zu sehr, dieselben Bilder, besonders die von dem materiellen Weltall und von dem Meer entlehnten, gar oft zu wiederholen. Wenn er genöthigt ist, diese Eigenthümlichkeiten aufzugeben, und sich in seinen Gefühlen und Anschauungen andern Leuten gleichzustellen, wie in seinen dramatischen Gedichten, dann trifft man diesen Fehler nicht mehr. Sein Zweck bleibt der: die Einsicht und das Glück der Menschheit zu erhöhen; aber er hat seine Schwingen bei Seite gelegt und die Wucht und den Umfang seines Körpers vermehrt; sein geistiger Theil ist mit gewöhnlichem Fleisch und Blut umkleidet. Je weniger philosophisch er wird und je mehr er zu seinen eigenen Gefühlen als Glied der Gesellschaft zurückkehrt, wie in einigen seiner rührenden Klagen, oder wenn er sich an die allgemeinen Gefühle der Menschen wendet, in Sachen die sie unmittelbar betreffen und anregen,

*) Erster Artikel Nr. 68 ff. des vorigen, zweiter Artikel Nr. 4 ff. dieses Jahrgangs.

wie in der Ode an Neapel; oder wenn er sich völlig den Spielen der Phantasie hingibt, wie in der „Fee vom Atlas," desto mehr entzückt er und reißt mit fort Solche, die bei manchen seiner größern Werke nicht wußten, ob es gelte zu disputiren oder zu fühlen. Der gewöhnliche Leser ist verblüfft über die befremdende Mischung von Leidenschaftlichkeit und Ruhe; vom strengsten Räsonnement und wildester Fiktion, von den überraschendsten Anzeichen gänzlich verschiedener Denkweise und von den vertrautesten Aufforderungen zum Mitgefühl. In allen seinen Dichtungen aber ist eine wunderbar sich gleichbleibende Gefühlsweichheit und eine dem entsprechende erhabene Sprache. Er versteht die Kunst, die prächtigsten Worte und die gelehrtesten Ausdrücke zu gebrauchen, ohne den Vorwurf der Pedanterie auf sich zu laden, so daß sich aus keinem Dichter seit Miltons Zeiten glänzendere und volltönendere Stellen ausheben lassen; und doch, wenn er von seinen idealen Welten herabsteigt und tritt zu uns herein in unsere bescheideneren Behausungen mit unserer Sehnsucht nach Liebe und Zärtlichkeit — so schlägt er die Saiten der natürlichsten Gefühle an in einem so angemessenen Styl, und mit einem so ächt musikalischen Klang, daß nichts Trefflicheres in den lyrischen Stücken von Beaumont und Flecher sich findet. Möge der Leser, den diese Zeilen etwa begierig machen, Shelley kennen zu lernen, dessen Gedichte aufschlagen und selbst beurtheilen, in welchem Geist er gedichtet haben muß: die Fee vom Atlas, den Brief, einen Theil der Ode an Neapel, das Lied, Klage, die Frage, auf ein verblühtes Veilchen, an einen Kritiker, Morgen, gute Nacht, Philosophie der Liebe, Stanzen *) u. s. w. Die Verse auf das Medusenhaupt von Leonardo da Vinci sind vielleicht an Kraft das Trefflichste. Die Poesie scheint gemeißelt und zu grinsen, wie der Gegenstand selbst. Die Worte sind wie mit dem Messer geschnitten. Aber Liebe ist die große Begeisterungsquelle von Shelley. Selbst seine abstraktesten Ideen sind in Liebe getaucht. Sogar das am meisten Physische an der Leidenschaft erhält durch seine Behandlung eine unaussprechliche Anmuth und Reinheit. Es ist bemerkenswerth zu beobachten, mit welcher Furchtlosigkeit er, im Bewußtseyn seines Vermögens, von Dingen zu sprechen wagt, die schon der Erwähnung von einem minder edeln Munde widerstehen würden. Die Fee vom Atlas wird nur Dichtern, oder sehr poetischen Lesern gefallen. Spenser würde seine Freude daran gehabt, Sir Kenelm Digby würde einen Commentar darüber geschrieben haben. Der Sinn und die Bedeutung sind zu fern liegend, die Bilder zu kühn und wild, um denen Genuß zu gewähren, die sich nicht auf den Flügeln der ätherischen Conception erheben und in den äußersten Regionen des Idealismus zu erhalten vermögen. Auch diejenigen, welche dieß vermögen, werden das Gedicht etwas zu träumerisch und verwickelt finden. Sie werden den Mangel von Licht und Schatten entdecken, den ich oben gerügt, und der das Gemälde ohne die gehörige Breite und Perspektive läßt. Es ist der Fehler mancher Gedichte Shelley's, daß sie eher wie Schatzhäuser von Bildern aussehen, als in angemessene Handlung gesetzte bildliche Anschauungen sind. Wir haben bei ihm die nebligen Regionen des weiten Aethers, die „Schneehügel und die Ballen aufgethürmten Donners," wovon Milton spricht; aber sie sind zu sehr in ihrem elementarischen Zustand, als ob sie erst sollten verwendet und benützt werden, und bewegen sich in ihrem ersten Chaos."

*) Großentheils früher von uns in Uebertragungen mitgetheilt.

Für unsern Zweck, die eigentlich poetische Individualität Shelley's hier zu isoliren, bietet sich als eine ganz besonders günstige Probe seiner phantastischen Weise das oben genannte Gedicht: „die Fee vom Atlas" an, von welchem Hunt sagt: „Die Fee vom Atlas ist nur eine Personifikation der Einbildungskraft in ihren lustigsten Abstraktionen; doch kann der Dichter nicht lange in dieser Feenregion sich halten, ohne von dem Kampfe der Sterblichen zu träumen. Wenn er nicht in der Welt ist, so muß er Visionen von ihr haben. Wenn die Fiktion seine Realität bei Tage ist, so wird ihm umgekehrt die Wirklichkeit während seines Schlummers zur Fiktion." In diesem Gedicht hat sich Shelley ganz ungehemmt dem Zuge seiner überschwänglichen Einbildungskraft hingegeben und unter dem Namen und der Gestalt der Fee — wir wissen nicht recht, sollen wir sagen die Phantasie oder die Einbildungskraft selbst, als ein absolutes Wesen, als die Gottheit der Welt gefeiert. Aber doch ist es auch nicht geradezu eine Allegorie zu nennen, deren einzelne Züge sich ausdeuten ließen und deren Erklärung sie selbst gewissermaßen auflöst und in Schaum und Luft verschwinden macht; weil dem Dichter selbst die Bedeutung des Gedichts, der Persönlichkeit, die er darin schildert, vielleicht nicht zum klaren Bewußtseyn kam, nimmt sich die Fee vom Atlas eher wie ein Mährchen aus, wie ein Produkt der absichtslos, heiter und harmlos, aber mit Lust und Liebe und mit voller Heiterkeit dichtenden Seele, wo die Absichtlichkeit der Allegorie der rücksichtlosen Kühnheit der Erfindung, wo die Consequenz der kecken Laune des Augenblicks und dem verführerischen Reiz eines wilden Sprunges weichen muß.

Wir geben eine Inhaltsanzeige des in achtundsiebzig achtzeiligen Stanzen geschriebenen Gedichts, das sich vielleicht in der abgekürzten Form eines Mährchens in Prosa auch nicht übel lesen läßt, wiewohl der Schmuck des ebenso kühn und frei, als oft auch mit unbeschreiblicher Feinheit und Schönheit behandelten Verses und Reimes verloren geht. Freilich ist es kein Mährchen für Kinder; es ist zu gelehrt, zu metaphysisch, zu sinnvoll, aber ein Mährchen, an dem sich ein poetischer Sinn erfreuen mag.

Ehe jene grausamen Zwillinge, welche auf Einmal die Veränderung, in Folge der Umarmung ihres eigenen Vaters, des Zeitgottes, gebar: Irrthum und Wahrheit, von der Erde alle jene glänzenden Wesen verscheucht hatten, welche ihren Lenz schmückten, und uns nichts übrig ließen, daran zu glauben: damals lebte eine Fee auf den Gebirgen des Atlas, in einer Höhle bei einer verborgenen Quelle. Ihre Mutter war eine der Atlantiden; der Alles schauende Sonnengeist hatte nie auf seiner weiten Fahrt über Länder und Meere ein so schönes Wesen gesehen als sie, wie sie dalag, gehüllt in den warmen Schatten ihrer Holdseligkeit; er küßte sie mit seinen Strahlen; er machte

ganz golden die Kammer von grauem Granit, in welcher sie lag, und sie lößte sich auf in diesem Wonnetraum und verschwand. Es heißt, sie habe sich verwandelt zuerst in einen Dunst und dann in eine Wolke — eine Wolke, wie sie, gleich glänzendgeflügelten Motten um die Kerze, um den von der sterbenden Sonne gerötheten Westen schweben; und dann in ein Meteor, wie sie auf den Bergspitzen beim flimmernden Mondlicht hüpfen; und dann in einen jener räthselhaften Sterne, welche sich zwischen der Erde und dem Mars verstecken. Zehnmal hatte die Mutter der Monate ihre Gestalt gewechselt, als ein, in jener Höhle verborgener, thauiger Glanz Bildung und Bewegung gewann; von der lebendigen Gestalt dieser verkörperten Kraft begann die Höhle zu erwarmen. Ein liebliches Wesen, gehüllt in das ihrer eigenen Schönheit entströmende Licht — ihre Augen tief, wie zwei Oeffnungen der bodenlosen Nacht, gesehen durch das geborstene Dach eines Gewitters — ihr Haar schwarz — das Gehirn schwindelt vor Entzücken, wenn es ihre Gestalt malen sollte, ihr sanftes Lächeln erglänzte schon von weitem, und ihre leise Stimme tönte wie Liebe und lockte alle lebenden Wesen hin zu diesem neuen Wunder.

Zuerst kam der gefleckte Kamelopard, dann der weise, furchtlose Elephant, dann die listige Schlange in der goldnen Flamme ihrer wellenförmigen Ringe; alle scheuen und blutdürstigen Thiere zähmte ihr holder Blick. Sie tranken vor ihr aus ihrer heiligen Quelle; und alle Thiere zagenden Herzens wurden kühn beim Anblick solcher Sanftmuth und Kraft. Die gelbbraune Löwin brachte ihre Jungen herbei, damit sie sie lehren sollte, ihren angebornen Morddurst abzulegen; der Pardel spannte zu ihren Füßen seine Sehnen ab, und fragte mit Blicken, die ohne Zunge sprachen, wie er so sanft werden könne, wie das Reh. Der Zauberkreis ihrer Stimme und ihres Auges verlieh allen wilden Naturen die Art des Paradieses. Und der alte Silenus, schwingend einen grünen Lilienstab, und die Waldgötter geschaart kamen freudig, wie in Olivengärten wimmelnde Cikaden, trunken vom Morgenthau, und rasch folgten Dryope und Faunus, den Gott herausfordernd, ihnen etwas Neues zu singen, bis sie in dieser Höhle die einsame Fee trafen, auf einem Thron von Smaragd sitzend. Auch der allgegenwärtige Pan, heißt es, war hier, obgleich Niemand ihn sah, — durch den Diamant der tiefen Gebirge, durch die spurlose Luft, und durch die lebenden Geister trat er heraus wie ein Maulwurf aus seiner ewigen Heimath, wo das rasch schlagende Herz der großen Welt pocht, und empfand die Nähe der ganz einsamen wunderbaren Jungfrau — und sie, auf ihrem smaragdnen Thron, empfand seine Nähe. Und alle Nymphen von Strömen und Bäumen, und all die Hirtinnen der Heerden des Oceans, die ihre weißen Wogen über die grüne See hintreiben, und Oceanus mit dem Schaum in seinen grauen Locken, und der seltsame Priapus mit seinen Genossen — Alle kamen, staunend, daß der geschwängerte Fels ein so schönes Geschöpf habe erzeugen können; und ihre Lieblichkeit war noch größer als diese Verwunderung und Freude. Die Hirten und die Bergmädchen kamen und die rauhen Könige vom schäferlichen Garamant — diese Geister zitterten und schwankten wie eine unter einer Höhle von Windhauch bewegte Flamme; Pygmäen und Polypheme, vielnamige Centauren und Satyren, und Gestalten, wie sie in feuchten Schluchten wohnen und Bildungen, die weder lebendig noch todt, mit Hundsköpfen, die Augen auf der Brust und mit Vogelfüßen. Denn schön war sie; ihre Schönheit verdunkelte die glänzende Welt, und Alles erschien neben ihr nur wie das flüchtige Bild eines Schattens; kein Gedanke eines lebenden Geschöpfs, das nur Einmal an ihrem Anblick sich gelabt hatte, konnte mehr haften an einem Gegenstand der weiten Welt, oder an einer Hoffnung innerhalb der Himmelswölbung, als an ihrer Gestalt und an ihren tiefsinnigen Augen.

Als dieß die Jungfrau erkannte, da nahm sie ihre Spindel und spann drei Fäden von wolligem Nebel und drei lange Streifen von Licht, wie die, womit der Morgen die Wolken und Berge anzündet, und darein flocht sie kunstvoll ebenso viele Sternstrahlen, ehe ihre Leuchten in dem verspäteten Mondschimmer erloschen, und aus diesen Fäden wob sie einen zarten Schleier, einen Schatten für den Glanz ihrer Lieblichkeit. Die tiefen Höhlungen ihres duftenden Gemachs waren angefüllt mit Zauberschätzen — luftige Töne, welche die Macht hatten alle Geister zu zwingen, ruhten hier stumm, in krystallnen Zellen kauernd — Töne, wie wir sie hören in der Jugend, und glauben, das Gefühl werde nie sterben — aber ehe wir es uns versehen, sind Gefühl und Ton dahin und verschwunden, und es bleibt nur die trauernde Sehnsucht zurück. Und da lagen auch rasche, süße und zierliche Traumbilder, jedes in seiner dünnen Hülle, wie eine Puppe, manche begierig aufzubrechen, manche weich und schwach und unter der sanften Bürde der innigsten Seligkeit; ihr Geschäft ist's, zu nahen manchem Heiligen, dessen Herz anbetet den heiligsten Altar, selbst den der Liebe — und andre sind weiß, grün, grau und schwarz und von jeder Gestalt — und Alle waren gewärtig ihres Winkes. Und Wohlgerüche hielt sie in einer Art von Vogelhaus von immer blühenden Paradiesesbäumen, gefangen in einem wallenden Netz, das ein liebekrankes Elfenkind aus Thaustrahlen gewoben, so lange der Mond noch schlief; wie Fledermäuse an das Gitterfenster einer Milchkammer, so schlugen sie mit ihren Flügeln; und jeder war, wenn sie auf Schwingen des Windes hinausgesandt und freigelassen wurden, ein Adept in der Kunst, süße oder traurige Gedanken zu erwecken in den Seelen, die dazu bestimmt waren. Und klare und süße Säfte, deren gesundheitbringende Kraft die kranke Seele heilend in glücklichen Schlaf wiegte, und den ewigen Tod verwandelte in eine Nacht voll herrlicher Träume — oder die, wenn ein Auge nun einmal durchaus weinen mußte, seine Thränen in wunderbare köstliche Kleinode verwandeln konnte, welche sie in ihren krystallnen Gefäßen sorgsam verwahrte; könnten die Menschen trinken aus diesen klaren Gefäßen, dann, so sagt man, würden die Lebenden nicht beneidet von den Todten.

Ihre Höhle war angefüllt mit Rollen seltsamen Inhalts, den Werken eines Archimagus aus Saturnischer Zeit, welche die Kunde enthielten von den Sühnungen, um deren Preis die Menschen von den Göttern wieder das glückliche Zeitalter gewinnen konnten, das allzuleicht war verloren worden, durch Austilgung der angebornen Sünde; und welche ersticken konn=

ten die die Erde verzehrende Sucht nach Gold und Blut — bis die Menschen leben und sich bewegen würden, harmonisch wie die heiligen Sterne droben. Und wie alle Dinge, die unzähmbar, nicht zu zügeln und nicht zu beschränken scheinen, dem Zauber gehorchen von der Weisheit geheimer Kunst — Zeit, Erde, Feuer, der Ocean und der Wind und alle ihre Gestalten — und des Menschen allesvermögender Herrscherwille; und andre Rollen, deren Schriftzüge das innerste Geheimniß der Liebe entbinden — der Ungeweihte zittre vor der Frage, welche Geheimnisse sie enthalten. Und wunderbare Werke von unbekannten Stoffen, in welche der Zauber von ihres Vaters Macht diese rohen Blöcke wilden Steins verwandelt, waren in den Tiefen ihres Gemachs aufgehäuft; erhaben gearbeitete Lampen und Kelche und Schalen, welche in ihren eignen goldnen Strahlen schwammen — Jeder wie eine Blume, aus deren tiefem Schoos ein Glühwurm sein Licht schüttet unter einer Cypresse in einer sternlosen Nacht.

Anfangs lebte sie allein in dieser wunderbaren Behausung, und ihre eigenen Gedanken waren ihr jeder wie ein Diener; sie kleideten sich bald mit dem Schaum des Meeres, bald mit dem Wind, bald mit der Eile des Feuers, um auszuführen, was ihr von Entschlüssen in den Sinn kam; mit solcher Macht hatte ihr gewaltiger Vater sie begabt, daß sie fliegen oder schweben konnten durch alle Räume, die er bescheint. Die Oceanesnymphen und Hamadryaden, die Oreaden und Najaden mit langen meergrünen Locken erboten sich, ihr Gebot zu erfüllen in den Meeren, unter der Erde und in den hohlen Felsen, tief unter den verworrenen Wurzeln der Bäume und in dem mürrischen Herzen zäher Eichen, wenn sie nur als ihre Trabantinnen immer leben dürften im Licht ihrer holdseligen Gegenwart.

„Das kann nicht seyn," antwortete die Zauberjungfrau: „die Quellen, wo die Najaden ihre glänzenden Haare befeuchten, versiegen am Ende und vertrocknen; die stämmigen Eichen vergessen ihre Stärke und streuen ihr letztes Laub hin auf die weitgedehnten Berge; der gränzenlose Ocean wird verzehrt werden wie ein Tropfen Thau; und der zähe Erdkern wird zerrissen und verweht, wie eine Wolke Sommerstaubes. Und Ihr werdet sammt ihnen nach einander untergehen; wenn ich seufze bei dem Gedanken, daß dieß Alles kommen muß, wenn ich weine, daß der überhebende Sonnengeist lächeln wird über Eurem Zerfall — oh! bittet mich nicht Euch zu lieben, bis Eure kleine Lebensbahn beendigt ist; ich kann nicht sterben, wie Ihr es müßt — über mir sollen Eure Blätter glänzen, die Ströme in welchen Ihr wohnt, sollen hinfort meine Pfade seyn, und so lebt wohl!" So sprach sie und weinte; die dunkelblaue Quelle funkelte unter dem Guß ihrer leuchtenden Thränen, und da, wo sie niederfielen, stiegen aus jedem kleinen Kreis zu dem Höhlendach schwebende Sphären und verflochtene Lichtstreifen empor; ein Todtengeläute schluchzender Stimmen schlug an ihr Ohr von diesen scheidenden Gestalten, hinschwebend über die Spiegelglätte der weißen Ströme und über den grünen Forst.

Alle Tage saß die weise Jungfrau allein, Rollen lesend des grausen Alterthums unter der Höhle Dach, die von der Quelle erhellt war, oder die gemalte Poesie eines tiefsinnigen Mährchens stickend in ihr stets wachsendes Gewebe, das der süße Schimmer ihres Lächelns mit den Himmel beschämenden Farben überhauchen konnte — und immer verlieh sie der eingewirkten Poesie einen neuen Reiz. Derweil lag lodernd auf ihrem Herde manches Stück Sandelholz, seltne Harze und Zimmt; die Menschen wissen fast gar nicht, wie schön das Feuer ist; jede seiner Flammen ist wie köstlicher Stein, aufgelöst in immer bewegtes Licht, und dieß gehört einem Jeden, der hineinschaut. Die Fee sah es nicht, denn in ihrer Hand hatte sie ein Gewebe, welches die lodernde Gluth verdunkelte.

Nie schlief die Jungfrau, sondern alle Nacht lag sie in Verzückung in der Quelle, wie im Schlaf; die smaragdnen Klippen schimmerten im Strahl ihrer Schönheit; durch den grünen Glanz des tiefen Wassers sah sie die Sterne sich drehen und tanzen wie Glühwürmer, und bei alle dem setzte sie immer ruhig ihre Betrachtungen fort, mit offnen Augen, aneinandergeschlossnen Füßen und gefalteten Händen.

Und wenn die Wirbelwinde und die Wolken herabstürmten von den weißen Zinnen des kalten Berges, dann ging sie mit dem fallenden Thau zu einem weitgedehnten Platze, wo auf einem Rasengrund mit blühenden Asphodillen, unter einem aus Fichten und Cedern gemengten Wald eine unversiegliche Quelle purpurrothen Feuers, voll bis zum Rande, gähnte, und über ihre schöne Einfassung überströmte. Darin lag sie, wenn der wilde Krieg der Winterstürme diese unschädliche Flüssigkeit in manchem nachgeäfften Bild des Mondes oder bärtiger Sterne über Wälder und Rasen hinjagte, die Schlange hörte es im Schlaf knistern und kroch, noch träumend, fern weg; und wenn ohne Wind der Schnee dichter als Herbstlaub herabfiel, sah sie ihm zu, wie er auf dem glatten Spiegel der Flamme zerschmolz.

Sie hatte ein Boot, das, so sagen Einige, Vulkan für Venus gearbeitet hatte, als den Wagen für ihr Gestirn; aber man fand es zu schwach, um beladen zu werden mit all den Gluthen, die in jener Lichtsphäre sind; und so verkaufte sie es, und Apollo kaufte es und gab es dieser seiner Tochter; aus einem Wagen wurde es zum schönsten und leichtesten Boot, das je auf den Strömen der Sterblichen schwamm — Andere aber sagen, daß erst drei Stunden alt, der erstgeborne Liebesgott aus seiner Wiege gesprungen, das braune Chaos mit seinen goldnen Flügeln gespalten, und, wie ein Adept der Gartenkunst, einen seltnen Samen gestohlen und ihn in leichte Erde eingewickelt, ihn dann gesät habe in den Stern seiner Mutter, ihn den ganzen Sommer mit süßem Thau begossen, und als er keimte, mit seinen Flügeln gefächelt. Die Pflanze wuchs heran und grünte — die schneeige Blüthe fiel, und die lange und kürbisförmige Frucht begann durch die ihr inwohnende Kraft das Licht und den Thau aneignend in ihren Stoff zu verwandeln; Verzierungen von leichtem, festem Gewebe, gerippt und sich verästelnd, liefen hin über die derbe Rinde, wie eines Blatts geäderter Fächer, daraus formte der Liebesgott dieß Boot, und mit sanfter Bewegung steuerte er es durch den umströmenden Ocean. Dieß Boot lag vor Anker auf ihrer Quelle; sie begabte seine ganze Masse mit einem lebendigen Geist und hauchte ihm die Seele der Schnelligkeit ein. Sich dem Wasser anschmiegend wie ein zahmer Panther, einer jener beiden, die zu Evans Füßen

ruhen, oder wie auf der Vesta Scepter eine rasche Flamme, oder wie ein geflügelter Gedanke an dem Herzen des blinden Homer — so lag das Boot in freudiger Erwartung.

Dann mit wunderbarer Kunst knetete sie Feuer und Schnee zusammen und einigte die widerstrebende Masse mit flüssiger Liebe — denn Alles läßt sich verbinden, was sich von der Harmonie der Liebe durchdringen läßt; und eine schöne Gestalt entsprang ihren Händen, ein lebendiges Bild, weit hinter sich lassend an Schönheit jene glänzende Gestalt aus beseeltem Stein, welche das Herz Pygmalions raubte. Es war ein geschlechtloses Wesen und in seinem Wuchs schien es keinen Mangel des einen oder andern Geschlechts, sondern nur die Reize beider zu haben; voll Zartheit und Kraft waren seine Glieder; leicht hob sich die Brust in der Fülle der Jugend; das Antlitz war so, wie ein Künstler es sich's wählen würde, damit seine Kunst unvergänglich bliebe, indem sie solche vollendete Reinheit bildend erschüfe. Von seinen glatten Schultern hingen zwei rasche Flügel, tüchtig es in den siebenten Himmel zu tragen, besprengt mit der Eile flüssiger Blitze, gefärbt in den Gluthen der Atmosphäre; sie führte ihr Geschöpf hin zu den sprudelnden Quellen, wo das leichte Boot schwankte und sagte: „dahin setze dich!" und deutete auf das Vordertheil, und sie nahm ihm gegenüber ihren Sitz am Ruder.

Die Ströme hinab, welche diese Riesenberge spalteten, um ihre Binneninseln herum, durch die von Panthern bevölkerten Wälder, deren Schatten Dunkel und Wohlgerüche und ein in schwermüthiger Düsterheit sich bergendes Wohlgefühl verbreiteten, schwamm das Fahrzeug dahin, vorbei an manchen sternumgebnen Pyramiden von Eisgebirgen, welche in den Purpurhimmel ragten, und an Höhlen, die ringsumher bodenlos gähnten. Der silberne Mittag fiel in diese gewundene Schlucht, mit schräg über die Gipfel der Wälder hinlaufendem Strahl, wie ein goldner Abend gedämpft und schwach herein, ein grünes, schimmerndes Licht, ähnlich dem, welches aus gefalteten Lilien tropft, worin Glühwürmer hausen, wenn die Erde den Mantel der Nacht über ihr Antlitz schlägt; zwischen den an einander klaffenden Bergen lag, hoch über dem Strom, ein schmaler Streif vom Himmel.

Und wie sie hinabglitt, lag immer das Bild da mit gefalteten Flügeln und unerwachten Augen; und über sein edles Angesicht hin spielten die geschäftigen Träume, wimmelnd wie Sommerfliegen, indem sie das flüchtige Lächeln haschten, das nicht verweilen wollte und die warmen Thränen tranken, und die süßen Seufzer einathmeten, die sie mit geschäftigem Murmeln diesem vollen Herzen und Hirn entlockt hatten. Und immer das abschüssige Thal hinab, wie eine Wolke auf einem Windstrom, fuhr die Barke, jetzt zögernd an den Sümpfen, in welchen die Ruhe und Finsterniß der tiefen Wassermassen hausten, die darin stille standen, jetzt über die seichte Bahn weißer und tanzender Gewässer, bunt von Sand und geglätteten Kieseln — ein Boot sterblicher Menschen könnte nicht schwimmen in so seichter Fluth. Und hinunter die erderschütternden Katarakte, die ihr in Schnee verwandeltes Wasser in die goldne Luft spritzen, oder unter ewig unergründlichen Schlünden sie begraben, bis sie in ihrer Wuth dem Fluß ein unterirdisches Thor sprengen, flog es — die geschwungenen Sonnenregenbogen hemmten seinen Fall den grauen Schaumabgrund hinunter, es hoch emporhebend auf seinem von keiner Lampe erhellten Weg. Wollte die Zauberjungfrau die Labyrinthe eines mannichfach gewundenen Thales ersteigen, das hinan in das Innerste des Gebirgs führte, so rief sie: „Hermaphroditus!" und die bleiche und schwere Farbe, welche der Schlaf über seinen Mund und Augen ausgoß, entwich, wie beim Sturm ein rascher Schatten von einem Grashügel, in das Dunkel des Stromes, und er entfaltete seine himmelfarbnen Schwingen, die mit feurigen Sternen den Fluß unten fleckten, und nach oben in der Sonne Gebiet eine Herrlichkeit und einen Glanz verbreiteten, wie der goldne Schimmer, in welchen der Frühling seine smaragdgeflügelten Lieblinge kleidet, Alles untermischt mit dem reinen Schnee des Gefieders und mondscheinhaftem Licht des heftigsten Reifens, womit zur Winterszeit der Frost die Fichten malt. Und dann fächelte er die elysische Luft, die immer um die schöne Jungfrau wehte, mit seinen ätherischen Flügeln — und eilend, wie ein Stern durch den Strom der Nacht, oder ein schneller Adler, der im Glanz des Morgens gegen den Wirbelwind mit gewaltiger Brust anstürmt, durchschnitt die Barke, gerudert von diesen Zauberfittigen, die trotzigen Ströme, ihren höher gelegnen Quellen entgegen. Die Wasser flammten wie Sonnenlicht, von dem Anprallen eines Tagmeteors zum Himmel emporgeschleudert; die stille Luft war, wie wenn ihre Wellen im Sturm den Berg hinauf flößen; losgebunden wallte der Jungfrau strahlendes Haar auf und nieder; und unten brausten die Wellen, nach zornigem, vergeblichem Kampf, als sie des Kiels rasche und stetige Bewegung empfanden.

Wenn aber der müde Mond im Abnehmen, oder wenn er, zur Zeit des Wechsels, am Himmel nicht sichtbar war, da vermochte die Fee ihren Geist nicht zu zügeln in Gesichten, sondern sie segelte fort unter dem Licht schießender Sterne und hieß den Hermaphrodit seine den Sturm überholenden Flügel mit Macht ausspannen; zu den australischen Gewässern nahm sie ihren Weg hinaus über das fabelhafte Thamondocona. Wo, wie eine Trift, die noch keine Sense gemäht, die kein Regen niederschlug, kein Wirbelwind zerraufte, unter den antarktischen Sternbildern, dem Canopus und seinem Gefolge, die australische See lag, da pflegte sie sich einen windgesicherten Port zu bauen, aus den Wolken, deren bewegliche Thürme die Bastionen des Sturmes sind, wenn durch den Himmel die Geister des Gewitters donnernd ziehen; einen Hafen, unter dessen durchsichtiger Fläche die zitternden Sterne unergründlich tief funkelten, und um welchen her die graugeballten Dünste, auf dem glatten Wasser ruhend, zum Himmel empor ihre furchtbaren Zacken erhoben, und wie eine Küste von winterlichen Bergen, unzugänglich verlegt von Spalten und grauen Schluchten und hangenden Klippen, manche Bucht und Bai. Während der äußere See, den Geißelhieben der Winde preisgegeben, schäumte wie verwundet, und der unablässige Hagel mit steinhartem Anprallen die Wasser aufwühlte, und der flatternde Fittig des aufgeschreckten Seeraben in dem zuckenden Licht des Blitzes dem Wrack glich von einem im Sturme segelnden Stück dinten-

schwarzen Donnerrauches — war dieser Hafen wie ein Edelstein, in dem sich der Himmel spiegelte. Da trieb nun die Jungfrau ihre vielfachen Spiele; indem sie das Bild eines schießenden Sterns in ihrem leichten Boot umkreiste, wie ein Tiger am Ufer des Hydaspes die flüchtigsten Antilopen überrennt, und allerlei Kurzweil und Possen trieb sie auf dem Wasser; bis das Ohr der späten Luna, wie einer alten, verkümmerten Matrone, am nebligen Osten heraufzurücken begann.

Und dann rief sie aus den hohlen Thürmen dieser hochgeschichteten, weißen, goldnen und röthlichen Wolken die Heere ihrer dienstbaren Geister; in gewaltigen Legionen, Million auf Million kamen sie, jede Truppe ihre Großthaten auf Meteorfahnen sinnbildlich zur Schau tragend; und manche stolze Flagge, vom Gewebe und Stoff der Atmosphäre, pflanzten sie in der Ebene des ruhigen Meeres auf. Sie arbeiteten das Herrscherzelt ihrer großen Königin aus gewobenen Dünsten, unterlegt mit leichthinspielendem Blitzfeuer — so mag sich etwa ein Bau ausnehmen von dünnem, durchbrochnem Elfenbein, mit Purpurseide ausgeschlagen — Leuchtfeuer brannten, und auf dem Wasser war für ihren Fuß ein Teppich von wollgleichem Nebel ausgebreitet, gefärbt in den Strahlen des aufgehenden Mondes. Und auf einem Thron, übergossen mit Sternlicht, gesammelt auf jenen schweifenden Inseln ätherischen Thaus, die auf den höchsten Bergspitzen nicht stranden, saß sie, und hörte Alles, was sich Neues zugetragen zwischen der Erde und dem Mond, seit sie ihr die letzte Botschaft gebracht; und bald wurde sie blaß wie der Mond, verloren in der wässerigen Nacht, bald weinte sie, bald lachte sie überlaut.

(Fortsetzung folgt.)

Ruy-Blas,

Drama von Viktor Hugo.

Viktor Hugo stürzte die Poesie des Kaiserreichs: hierin liegt die Bedeutung und die Beschränkung seines poetischen und kritischen Strebens.

Die riesenhafte Wirklichkeit jener Zeit hatte die Kunst überwältigt; die kriegerische Begeisterung, welche durch die Gemüther stürmte, hallte kraftlos auf der Pariser Boudoirlyra wieder. Da gab's Siegesoden und Dithyramben, die gleich parodirenden Zwergen neben den triumphirenden Titanen einherschritten; es klang wie tyrtäische Hymnen, die man nach der Weise eines Gassenhauers absänge, oder wie Schalmeien und Zitherspiel inmitten des Schlachtengewühls. Da gab's ferner Tragödien nach dem Sophokles und dem Euripides, von Leuten, die keine Zeile Griechisch gelesen: halb in der Manier des Racine, halb modernisirt; man denke sich eine antike Statue der Melpomene in der Allongeperrücke Ludwigs XIV und in dem Schleppkleide einer Hofdame Josephinens; das edle Antlitz mit Schminke besudelt, in der Hand einen Strauß gebackener Blumen aus den Läden der Straße Vivienne. Napoleon vergötterte die Alten, die er nicht verstand; er war orthodox in der Literatur, weil jeder freie Aufschwung des Geistes ihn schreckte; er fand Gefallen an der klassischen Tragödie, denn er fand darin politische Diskussionen, kriegerische Sentenzen, soldatische Unterwürfigkeit des Gedankens, die alte Versailler Etikette, feierliche Eleganz in dem gewaltigsten Aufwallen der Leidenschaft, und Charaktere und Gefühle, die gleich den Schauspielern der Alten auf dem Kothurn einherschritten, und kolossale Lager verhallen, wie er eben selbst vor dem Publikum auftrat.

Mit der Restauration beginnt eine neue Aera in der französischen Literatur. Die Bourbons brachten Frankreich die politische und literarische Freiheit; sie begingen den Fehler, daß sie ihr eigenes Werk hemmen wollten, statt es zu leiten. Die Parteien wechselten die Rollen in der Literatur; hier war die Reaktion christlich oder vielmehr spiritualistisch. Die alten Liberalen waren Atheisten. Auch erschienen Goethe und Schiller und wurden Götter eines neuen Kultus. Was dieser Umschwung in der französischen Kunst hervorgebracht, ist bekannt; wir beschränken uns hier auf Viktor Hugo. Als Lyriker steht Hugo in erster Reihe; seine Ode auf die Napoleonssäule wird so lange dauern, wie die Säule und wie Napoleon. Die Begeisterung des Dichters ist nicht immer so aufrichtig: desto mehr müssen wir seine Kunst bewundern. Bei den meisten französischen Dichtern geht der erste Wurf stets vom Verstande aus; nur nach langem Ringen arbeiten sie sich in die höhere Region der Phantasie. Hugo erreicht sie stets im ersten Fluge: er bindet seine Verse nicht einzeln mühsam zum Strauße zusammen; bei ihm fallen die von Licht und Farbe und Duft strotzenden Strophen stets fertig aufs Papier, wie im Frühlinge die Blüthen beim leisesten Wehen des Windes. Oft freilich treibt er eine eitle übermüthige Spielerei mit seinem wundervollen Talente, und sucht den Gedanken für die Reime und nicht den Reim für die Gedanken.

Im Drama wirkte Hugo zerstörend: er riß nieder, aber er baute nicht auf; er rüttelte an dem vermoderten Gerüste der alten Schule und es stürzte unter der gewaltigen Faust zusammen; die rostigen Bande der drei Einheiten fielen auseinander; den Alexandriner riß er von dem Rozinante, den man Pegasus hieß, und schnallte ihm die alte Schulrüstung ab, daß er sich leicht und behende bewegte. Aber ein neues Drama schuf Hugo nicht; daß die drei alten Meister der französischen Bühne bloß für Geist und Verstand und Gemüth gedichtet, und Hugo für die Phantasie, diese Distinktion nehmen wir nicht an. Sein Drama ist so gut wie die alte Tragödie eine Reihe von Konversationen; beim Corneille diskutiren die Personen über Politik und Geschichte, Racine läßt seine Helden über die Liebe reflektiren, die Voltaire'schen ziehen gegen die Pfaffen los. Hugo bekümmert sich eben so wenig um Charakter und Handlung wie seine Vorgänger; auch ihm ist das Reden die Hauptsache, nur ist seine Poesie mannichfaltiger; sie durchläuft die ganze Tonleiter vom Sublimen zum Trivialen; sein Vers schillert von Geist und funkelt von Zorn, und tanzt und springt und fliegt von den lustigsten Späßen in die höchsten Regionen des Gedankens. Hugo zog der tragischen Muse die Spolien der Alten aus, womit sie sich seit Voltaire und Racine herumschleppte, und legte ihr ein neues, reiches Gewand an, über und über gestickt und starr von Golde und von Juwelen blitzend, aber es ist noch immer die alte geschwätzige Göttin, die nicht zu handeln weiß und, statt der langen Reden wie früher, lyrische Strophen

rezitirt. Man sieht nichts entstehen bei Hugo, nichts werden; er wirft die Charaktere hurtig in die Peripetien des Drama's; sie werden getrieben wie durch Springfedern, man weiß nicht was sie wollen, noch warum sie es wollen; die Katastrophe erreicht sie, ehe man Zeit hat sich für sie zu interessiren. Wie hat sich Didier und Marion Delorme verliebt, er der reine, keusche, idealisirende Jüngling in die Buhlerin, die Handel treibt mit ihrer Liebe? Und wie kam es, daß das Herz der Hetäre sich aufthat diesem himmlischen Strahle, und daß sie nicht Gold und Güter, die sie durch ihr Handwerk erworben, von sich warf, und arm und gereinigt an der Brust des armen Jünglings starb? Man erinnere sich der letzten Scene in Marie Tudor; ein Kerker im Tower; durch das Fenster übersieht man die Stadt in schauerlicher Beleuchtung der Nacht. Marie Tudor und Jeanne Talbot sind auf der Bühne; ihre Geliebten sind beide zum Tode verurtheilt; einer ist entkommen, der andere zum Richtplatz geführt; welcher? das weiß keine der beiden Frauen. Ein Kanonenschuß verkündigt, daß der Verbrecher das Schaffot besteigt; ein zweiter, daß er niederkniet; ein dritter, daß sein Haupt gefallen. Jeanne's Geliebter ist gerettet; welch' eine Scene, wenn man diesen Geliebten liebte! aber der Dichter strebt nur immer nach der materiellen Wirkung; kein Charakter wird aufgeschlossen, sämmtliche Personen gleichen dem Hanswurst im Puppenspiele, der schon im ersten Akte den Säbel an die Faust gebunden hat, womit er der Genovefa den Kopf herunterschlagen soll.

Ueber das neue Drama Ruy-Blas können wir uns kurz fassen; es ist ein Seitenstück zu Hernani; nur ist der Held kein Bandit, sondern ein Lakai! Dieser Lakai hat eine Geliebte und er wird wieder geliebt, und die Schöne des Lakaien ist die Königin von Spanien, eine Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, Anna Neuburg, wenn ich nicht irre. Der Teufel, der diese Liebschaft anknüpft, ist ein Don Sallnste, der den Lakaien für seinen Vetter ausgibt und als solchen bei Hofe vorstellt. Don Sallnste hat eine der Frauen der Königin verführt, und weil er sich weigert sie zu ehelichen, so wird er seiner Aemter und Würden entsetzt. Aus Rache verkuppelt er die Königin an einen Lakaien, der Premierminister wird, zuletzt seinen ehemaligen Herrn ersticht und sich selbst vergiftet. Die Idee ist nicht neu; Diderot that etwas Aehnliches: in einem seiner Romane rächt sich eine Frau, welche von ihrem Geliebten verlassen wird, indem sie eine verworfene Dirne bezahlt, damit sie den jungen Mann in sich verliebt mache.

Seit zugleich mit Ruy Blas Saisons du théâtre de la renaissance eröffnet worden, erschien Maria Padilla auf dem théâtre français und Don Sebastian de Portugal auf dem Theater der Porte St. Martin; ersteres ist eine Tragödie von Ancelot, Don Sebastian gleichfalls eine Tragödie von Paul Foucher, einem Schwager Viktor Hugo's. Nächstens über Beide ein Mehreres. *) J. D.

*) Wir werden von dem Hugo'schen Stück einige Proben mittheilen.

Gedichte von Felicia Hemans.

Der Schwan und die Lerche.

In hohem Schilfe, das bei leisem Winde
An einem griech'schen Strom melodisch klagte,
Und wo durch wilder Blumen Laubgewinde
Der Alabasterglanz mattschimmernd ragte
  Von umgestürzter Tempel Säulen, — sang
Ein Schwan sein einsam Todtenlied. Es lauschte
  Ein Sänger dieser seltnen Töne Klang;
Und jede Ficht' am Ufer zagend rauschte,
Und Lorbeerbäum' und Lilien seufzten laut
  Bei diesen Tönen. O, sie waren süß,
Nein, bittersüß, wie wenn der holden Braut
  „Lebwohl!“ ihr Jüngling ruft. — Der Dichter ließ
Uns also dieser Sprache Sinn erkennen:

Das Scheiden macht mir Schmerz.
Leb', Sonne, wohl, mit deinen heitern Tagen!
Nicht wird ein Lied in deinen Wäldern klagen
  Um Ein gebrochnes Herz.

Leb'wohl du Blumenflor!
Du wirst nicht trauren, wirst mit Duft entzücken,
Im Glanze schimmern, jedes Bächle inschmücken,
  Das einst ich mir erkor.

Und süße Quellen, ihr,
Die fern ihr ruht im dichten Hain der Föhren,
Nicht wird mein Fittig euren Schlaf mehr stören;
  Jetzt naht der Tod sich mir.

Wollt ihr kein Trauerlied,
Kein leises Murmeln durch die Schatten stöhnen,
Und nicht dem grünen Laub schmerzflüsternd tönen,
  Daß ich, eu'r Kind, verschied?

Nein, Töne habt ihr nicht
Für einen Trauersang. Ihr seid nur heiter;
Lebt wohl, ihr freien Wellen! fließet weiter!
  Euch rührt mein Sterben nicht.

Du aber, süßes Glück,
Du eitles Lied, des letzten Hauches Freude,
Warum ertönst du reich und stark erst heute
  Im dunkeln Augenblick?

Jetzt lockst du einzig wohl
Nur Schoseufzer aus krystallner Zelle;
Du rufest nur: Leb', Sonne, Himmel, Quelle,
  Leb', Lied' und Leben, wohl!

So klang das Sterbelied, und sanfte Lüfte
  Und Wellen seufzten nach; der leise Schall
Vergrub sich in des Ufers Felsengrüfte,
  Und schnell zurück ertönt' ein dumpfer Hall.

Wie aus Orakelgrotten, und es bebte
Ein seufzend Lebewohl im Aetherraum;
Ein seufzend Lebewohl? — Doch jubelnd schwebte
Jetzt himmelwärts die Lerch' aus ihrem Traum;
Rings wogten Sommerwölkchen, lichtgeröthet;
Sie steigt mit Perlenschwingen auf und flötet
Solch einen freien, hohen Siegsgesang.
Als gäb's nicht Thränen hier, als weinte bang
Kein Herz hienieden, als wär' neues Leben
Das stille Grab. — Der Dichter hat gegeben
Auch dieses Liedes Sinn, das also klang:

Der Sommer ist da; er rufet zur Freude;
Es erbebt dem Entzücken so Wald, als Haide,
Sein duftiger Hauch bringt zum Himmelsgezelt;
Singt, singt durch die jubelnde Welt!

Auf den Bergen tönt Wonn', und es hüpfet die Welle,
Wie der Hirsch, wenn er eilt aus der Ruhestelle;
Sie tanzet so lustig und muthig entlang,
Auf! füllet die Luft mit Gesang!

Freud' ist im Haine; die Blätter, sie zagen
Vor Lust bei der Nachtigall schmelzenden Klagen,
Mich entzücket des sonnigen Lichtes Strom,
Singt, singt durch des Himmels Dom!

Ich schwinge mich auf bei der Früh' erstem Lächeln,
Und fühle die Lüftchen mich kühlend umfächeln;
Nur die junge Lust steigt so zum Himmelsgezelt;
Singt, singt durch die jubelnde Welt!

So hatten Freud' und Tod sich engverbunden
In ihren Stimmen; und der Dichter, tief
Versenkt in stilles Denken, endlich rief:
„Wie mächtig hab' ich dich, Natur, gefunden!
„Nicht bloß im Wald und Wild töne solcher Klang,
„Nein, auch im Menschen hast du so verbunden
„Das Grablied und der Freude Festgesang."

Das bessere Land.

Ich höre dich sprechen vom besseren Land,
Du hast seine Kinder mir glücklich genannt.
O, Mutter, wo wird mir sein Ufer erscheinen?
Komm, laß es uns suchen und nicht mehr weinen!

Ist's dort, wo die Goldorangen blühn,
Und die Feuerfliegen im Myrtenzweig glühn? —
— „Dort nicht, dort nicht, mein Kind!

Ist's dort, wo die Palme die Wolken streift,
Und die Dattel auf sonnigen Fluren reift?
Ist's dort auf den Inseln der silbernen Seeen,
Wo in würzigen Hainen die Lüfte süß wehen,
Wo Vögel mit strahlenden Fittigen schnell
Sich schwingen in Farben so reizend und hell?
— „Dort nicht, dort nicht, mein Kind!

Ists fern in einem entlegenen Land,
Wo die Welle schäumt über goldenen Sand,
Wo glühend strahlen die Feuerrubinen
Und der Demant erhellt die verborgenen Minen,
Wo die Perle glänzt vom Korallenstrand, —
Liegt dort, liebe Mutter, das bessere Land?
— „Dort nicht, dort nicht, mein Kind!

Mein Kind, noch hat es kein Auge geschaut,
Kein Ohr noch gehört seiner Freuden Laut,
Kein Traum solch reizende Welt noch gesehen;
Nicht Sorge, nicht Tod kann dort eingehen;
Auch die Zeit bricht seine Blüthen nicht ab;
Dort über den Wolken und über dem Grab,
— Dort liegt's, dort liegt's, mein Kind!

Lied.

Wer weckt die tiefverborgnen Töne
Aus Memnons Saitenspiel?
Welch unsichtbarer Geist erscheinet
Am grünumblühten Nil? —
Nicht ist's der Sturm und nicht die Nacht
Und nicht des Blitzes Feuer;
Der Morgensonne Strahlenpracht,
Sie weckt die heil'ge Leier.

Wer lockt des Herzens zarte Töne
Ins Leben sanft heraus,
Den süßen Klang, der mächt'ger wirket
Als Fluth und Sturmgebraus?
Nicht ist's des Kampfes blinde Wuth
Und nicht des Siegs Gepränge; —
Der Liebe machtbegabte Gluth,
Sie weckt die Zauberklänge!

Ad. Fürstenhaupt.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 343.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

9 December 1838.

Etwas über die Briefpostnahme in England.

Es ist eine vortreffliche Einrichtung, daß alle umfassenden, auf vielfache Weise in den innern Haushalt des Landes und seiner Bewohner eingreifenden Gegenstände, sobald sie eine Aenderung zu fordern scheinen, einer Committee des Unterhauses übergeben werden, welche das Recht hat, jedweden, von dem sie glaubt, daß er seiner gesellschaftlichen Stellung oder seinen Kenntnissen zufolge Auskunft über dergleichen Punkte geben könne, vorzufordern, und ihn darüber zu befragen. Noch besser ist aber, daß diese Untersuchungen, welche in der Form von Zeugenbeweisen geführt werden, und darum auch evidences heißen, nachher zur Oeffentlichkeit gelangen, so daß jeder sich überzeugen kann, nach welchen Grundsätzen und Ansichten verfahren wird. Dieß ist die Verwaltungsthätigkeit des Unterhauses, wobei manches Mitglied sich durch gesammelte Kenntnisse und Erfahrungen nützlich erweist, dessen Name in den laut schallenden politischen Verhandlungen und Parteikämpfen selten oder gar nicht genannt wird. Nicht selten hat eine solche Untersuchung schlagendere Thatsachen ans Licht gefördert, als die über die Briefpostreform. Ein Hr. Rowland Hill hatte die Bemerkung gemacht, daß die Einnahme der Briefpost troß der ungeheuren Vermehrung der Bevölkerung und des Handelsverkehrs im Innern Englands seit 15 bis 20 Jahren fast stationär geblieben sey, und daraus geschlossen, daß in der Anordnung und Verwaltung derselben ein Grundfehler liegen müsse. Er fand diesen bald in dem unmäßigen Porto, das, wie eine der von der Untersuchungscommittee vernommenen Personen sich ausdrückt, die Correspondenz den niedern Classen unmöglich, den mittlern höchst beschwerlich und nur den höhern und reichern Classen leicht macht. Er suchte nun vorerst nach Mitteln, die Ausgaben der Post, die sich in runder Summe auf 700,000 Pf. beliefen, durch Einschränkung zu vermindern, und begann die Ausgaben der Post zu zergliedern. Hier fand er nun, daß die Versendung der Briefe nur ein Drittheil, die Empfangnahme und Verausgabung der Briefe nebst dem Rechnungswesen gute zwei Drittheile in Anspruch nehme. Wenn man erwägt, welche ungeheure Arbeit es z. B. alle Tage in London seyn muß, sämmtliche Briefe auszulesen, zum Theil bei Licht zu betrachten, ob nicht zwei Briefe in einander geschoben seyen, und dann auf jeden einzelnen unfrankirten Brief das Porto zu schreiben, so muß man gestehen, daß bei weitem die größte Beamtenzahl für die Empfangnahme erforderlich ist. Hiezu kam noch, daß außer 90,000,000 zahlender Briefe noch mehrere Millionen postfreier Briefe und 30 Mill. Zeitungen verschickt werden, die allein mehr wägen, als jene 90,000,000 Briefe. Dieß führte ihn auf den Schluß, daß die Versendungskosten der Briefe bei jedem einzelnen ein solches Minimum ausmachen, die Empfangnahme und Verausgabung aber für alle gleich sey, und daß man ohne alle Ungerechtigkeit jeden Brief, er möge nun eine oder hundert Stunden weit befördert werden, gleich belasten könne; und da die Zeitungen portofrei versendet werden, dafür aber einen bedeutenden Stempel zahlen, so kam er auf den Einfall, die Regierung solle gestempelte Converte je zu 1 Penny verkaufen, und jeder Brief, der in einem gestempelten Convert stecke, frei von der Post befördert werden. Die ungeheuren Vortheile dieses Systems wären eine unglaubliche Geschäfts-, und somit auch Ausgabenverminderung, indem alles besondere Durchsehen und Sortiren der Briefe, alles Cassenwesen in den Hauptpostämtern und alle täglichen Berechnungen mit den einzelnen Posthaltern durchaus wegfielen. Eine solche auf Thatsachen und unwiderlegliche Zahlen gebaute Untersuchung des bisherigen Systems der Postverwaltung, und eine so radicale Umwandlung derselben, wie sie hier vorgeschlagen wird, konnte nicht umhin, die Aufmerksamkeit der Regierung und des Unterhauses in hohem Grade zu fesseln, und eine Untersuchungscommittee ward niedergesetzt, deren Ergebnisse, in so weit sie die Umgehung der königlichen Post betrafen, kaum minder auffallende Resultate gewährten; es ergab sich nämlich, daß eine Correspondenz, deren Umfang diejenige, welche durch die königliche Post befördert wurde, überstieg, durch die nicht königlichen Stagecoaches und andere die Post umgehende Beförderungsmittel versandt wurden, eine Umgehung, die nur den eigentlichen Geschäftsleuten, Fabricanten, Bankiers und dergleichen zu Gute kam, nicht aber der großen Masse des Volks, die einer regelmäßigen und wohlfeilen Briefbeförderung dennoch beraubt blieb.

(Schluß folgt.)

Nachrichten über den Wallfischfang in den nördlichen Eismeeren.

Das Wallfischgeschlecht. Aufenthalt und Nahrung des Mysticetus im nördlichen Eismeere.

(Schluß.)

Balaena, ohne Rückfinnen.

Balaena Mysticetus, Balaena vera (Right or Greenland Whale.) Der grönländische Wallfisch. Eine genaue Beschreibung dieses Thiers findet man in jedem guten, naturhistorischen Werke (freilich nicht exacte Figur). Hier nur einige Bemerkungen, welche ihn genau von den obigen Racen unterscheiden sollen. Die langen Barden und die schöne dicke Speckhaut dieses Thiers ist es, warum Tausende von Expeditionen ihm nachzustellen ausgerüstet wurden. Die größte Länge ist gewöhnlich 60 Fuß, der größte Umfang in der Mitte ist 30 bis 35 Fuß, der untere Kinnbacken ist 16 bis 20 Fuß lang und 10 bis 12 Fuß breit, die Lippen an demselben 5 bis 6 Fuß hoch. Der geöffnete Rachen dieses Thiers gleicht einem Zimmer, und ist groß genug, um eine kleine Schiffszelle mit Mannschaft aufzunehmen, denn es ist 6 bis 8 Fuß breit, vorn 10 bis 12 Fuß hoch und 15 bis 16 Fuß lang. Im Oberkiefer sitzen die Barden, 600 Stücke, in der Mitte die größten. Jede der Seitenfinnen ist 7 bis 9 Fuß lang und 4 bis 5 Fuß breit; der Fisch hat keine Finnen auf dem Rücken, der Schweif ist ihm dienlich zu seiner Bewegung und Vertheidigung; die Länge ist 5 bis 6 Fuß, Breite 18 bis 26 Fuß, so daß er 80 bis 100 Quadratfuß enthält.

Der Mysticetus ist von sammtschwarzer Farbe, nur die Zunge und der vordere Theil des Unterkiefers sind weiß, junge Fische sind blauschwarz, die Haut ist so dick als wie Pergament; unter derselben liegt der werthvolle Speck, welcher von verschiedener Dicke von 8, 10 bis 20 Zoll ist; dieser hat, wenn er frisch ist, gar keinen unangenehmen Geruch.

Der Commandeur wählt gewöhnlich die größte Barde, reinigt sie, um sie seinem Rheder zu zeigen, da nach derselben die Länge des Fisches und Inhalt an Thran berechnet werden kann, und zwar nach folgendem Verhältniß:

Fuß der Barde	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
T. v. 2000 Pfd.	1½	2¼	2¾	3¼	4	5	6½	8½	11	13½	17	21

Ein sehr großer Fisch von 60 Fuß Länge wiegt 110,000 Pf. wovon auf den Speck 6000 Pf., Kopf mit Knochen und Barden, Finnen und Schweif 20,000 Pf. kommen; der Rest des Körpers ist auf 60,000 Pf. geschätzt. Man hat das Blut dieses Fisches untersucht und gleich nach dem Tode gefunden, daß es 32° R. Wärme enthielt. Wilde Nationen sollen das Fleisch desselben essen, und man sagt, daß der Speck, wenn gesalzen, gekocht und gut zubereitet, gar nicht übel seyn soll.

Der Körper ist ein wenig leichter als wie das Wasser, in der Ruhe ist daher der Höcker mit den Windpfeifen und ein großer Theil des Rückens außerhalb des Wassers, doch mag das Gesehene nur ein Zwanzigstel des Ganzen seyn, einen Tag nach dem Tode aber schwillt es so auf, daß ein Drittel aus dem Wasser ragt. Beim Ausathmen sieht man einen einige Ellen hohen Dampf, statt dessen nahe vor dem Tode nur Blut kommt. Sie blasen am stärksten, wenn sie schnell schwimmen, oder wenn sie nach langem Tauchen aus der Tiefe kommen, und zwar während zwei Minuten ungefähr 4 bis 5mal in einer Minute. Er soll 5 bis 10 Minuten, und wenn fressend, 15 bis 20 Minuten unter dem Wasser bleiben können.

Ungestört scheint der Fisch 1 deutsche Meile die Stunde zu schwimmen, indem er mit dem Schweif schiefe Seitenbewegungen macht; wenn harpunirt oder alarmirt, geht er wohl 2 bis 2½ deutsche Meilen die Stunde, indem er einmal mit der obern, das anderemal mit der untern Seite des Schweifes auf und gegen das Wasser schlägt, dabei einmal mit dem Kopf unter, das anderemal mit dem Kopf und Körper über die Wasserfläche fährt; dieses nennen die Engländer going head out: die Holländer und Deutschen Stert ant. Die Seitenfinnen scheint er zum Gleichgewicht zu gebrauchen. Tauchend ist die Geschwindigkeit gleich der auf der Oberfläche, nämlich 2 deutsche Meilen in einer Stunde, doch nimmt diese Schnelligkeit bald bis auf die Hälfte ab. Wenn er den Schweif auf das Wasser schlägt, so hört man dieß auf eine halbe bis dreiviertel deutsche Meilen. Was über dem Wasser vorgeht, hört er nicht gut, doch scheint er gut zu bemerken, was im Wasser geschieht, als wie z. B. das Geplätscher der Ruder. Unter dem Wasser sehen sie sehr gut auf große Entfernungen bei gutem Wetter. Am gelegensten ist es daher, bei etwas bewegter See sich ihnen von hinten zu nähern. Wenn er unter Wasser nicht tief schwimmt, so erkennt man es an der Bewegung der Oberfläche, ist er zwischen Eis, so verrathen ihn die Flossen.

Der Mysticetus ernährt sich von vielen kleinen Thieren, ohne Schuppen noch Schalen, kleinen gesottenen Garneelen ähnlich, die ganz weich sind und zwischen den Fingern zerdrückt einen thranartigen Saft von sich geben; die hauptsächlichste Gattung dieser Medusä hat indessen eine runde Form von der Größe einer Erbse, gleich einer Spinne mit Flügeln, doch mit so langsamer Bewegung, daß man sie in großen Quantitäten aus dem Wasser schöpfen kann; diese leben wieder von den noch kleinern Thierchen des Molluskengeschlechts, von denen Myriaden das Wasser so anfüllen, daß es förmlich die Farbe verändert; letztere sind kaum durch ein Mikroskop wahrzunehmen, und es sollen nach einer Berechnung in 1 Kubikfaden 23,887,872 seyn. — Wenn der Mysticetus frißt, so schwimmt er unter Wasser, den ungeheuren Rachen geöffnet, schließt ihn, und die Thierchen bleiben in den Haaren hängen, während das Wasser seitwärts entweicht; mit der 12 Fuß langen Zunge (worauf sein Feind, der Schwertfisch so lüstern seyn soll), sammelt er den Fraß und bringt ihn durch den engen Rachen, der für seine friedliebende Natur zeugt und weit schmäler als der des kleinern Nordkapers ist.

Wegen des starken, höchst widrigen Geruchs des todten Körpers haben die Commandeurs selten dessen Magen untersucht; mitunter fand man 10 bis 12 Händevoll jener Thierchen und einen Haufen einer Wasserpflanze, welche in den Baien von Spitzbergen und den seichten Stellen der angränzenden See wächst.

Einen guten Fischgrund oder Gegend, welche durch eine

reichliche Nahrung den Wallfisch anlockt, erkennen die Commandeurs, indem das Wasser statt wie gewöhnlich blau zu seyn, trübe und oft sehr dick und undurchsichtig wird. Die Oberfläche hat dann eine olivengrüne Schattirung. Da dieses besonders häufig in den Baien Spitzbergens war, wählte er dieselben und floh sie nur in Folge jener grausamen, unablässigen Verfolgung. Als Erklärung, warum er noch nicht nach denselben zurückgekehrt sey, führen sie die großen Haufen Gebeine an, die in denselben auf den Gründen gelagert seyen, von jenen Zeiten her, als man sie am Lande siedete. — Jetzt scheint es bei dem Thiere zum Instinct geworden zu seyn, die offene See zu meiden, und so viel als möglich zwischen dem Eise zu leben. Die verwundeten und mit Harpune und Leine entweichenden Consorten bringen neuen Schrecken unter ihr Geschlecht. Beim Ausblasen wirft er Thran mit aus; trifft man diesen auf der Oberfläche, so ist es also eine sichere Spur, daß Fische eben da gewesen.

Man verfolgt den Mysticetus in dem Eise zwischen Grönland und Spitzbergen und den 76sten und 80sten Breitengraden.

Wie im vorigen Abschnitt bemerkt, ist die Jagd vorzüglich gut nach einem recht strengen Winter, wenn das Eis sehr südlich liegt; dieß erkennen die Schiffer leicht, da sie jährlich Notizen über die Lage desselben machen. Dann kommen auch die Fische, welche zwischen Spitzbergen und Nova Zembla leben, heraus und zum Vorschein, zur großen Freude der Harpuniere, welche diese, die kürzer, dicker, heller von Farbe und leichter zu fangen als der im West-Eis seyn sollen, zum Unterschied Süd-Eis-Fische nennen. Manche dieser Gattung bleiben an den Küsten von Grönland, so sagen die Commandeurs, welche deren habhaft wurden, und die den leichten Fang des dickern, weichern Speck des Süd-Eis-Fisches, oder eigentlichen Fisches von Osten her, nicht genug rühmen können. Die Farbe dieser Gattung sey sehr hell, sagen sie, die des West-Eis-Fisches sammtschwarz, die Grauen müßten die Bastarden seyn. Der Fisch von Osten liebt das kleine zerbrochene Eis; der von Westen, welcher, wie sie meinen, südlich um Cap Farewell Reisen nach der Davisstraße macht, sucht das große Eis.

Schon vor Zeiten wurden Expeditionen nach der Hudsonsbai und Davisstraße gemacht, mitunter sehr glücklich, aber auch zuweilen sehr schlecht. Die Ausrüstungskosten sind wegen der Dauer der Expedition größer, die Schifffahrt ist wegen der großen Eisberge und dem häufigeren Vorkommen des Besetzens gefährlicher, die Jagdperiode währt länger; ob der Fang daselbst besser als wie in Grönland seyn wird, können die besten Commandeurs nicht sagen, selbst wenn sie im Norden sind. Unmuthig verließen einige Fischer Spitzbergen, segelten nach der Davisstraße und brachten fast nichts nach Hause; hingegen hatten sich nach ihrer Abreise von Ost-Grönland viele Fische eingefunden. — Gute Jagdreviere wechseln daher ab; die Fische gehen oft in Zügen an einer Seite des Eisfeldes, und manche werden fest gemacht, während Schiffe auf der andern Seite des Feldes nichts sehen; so sind mitunter die erfahrensten Commandeurs leer ausgegangen, während andere volle Ladung brachten. Zum Wallfischfang bei Spitzbergen gehört sehr viel: Geld, Glück und Verstand.

Der Mysticetus wird auch an den Küsten von Afrika und den von Südamerika angetroffen; ob es dieselbe Gattung wie die bei Spitzbergen erscheinende ist, hat man noch nicht bewiesen. Die letzteren machen indessen große Reisen um den Nordpol; so fand man in einem Fisch an der Ostküste Asiens eine Harpune, welche, dem Stempel nach, von Leuten der Nordcompagnie ausgeworfen war. Im Cabinet des Hrn. Hornsea zu Scarborough ist eine steinerne Spitze, welche man bei Spitzbergen in eines Fisches Speck antraf, dem Anschein nach die Spitze einer Wurfwaffe; man konnte deren Ursprung nicht erklären, da die Eskimos schon seit langer Zeit eiserner Waffen sich bedienen. Ich möchte fast als gewiß behaupten, daß sie von den Aleuten auf Kadjak, auf der Nord-Nord-Westküste Amerika's herstammt, und die Reisen von Westen nach Osten über den Pol machte während jene Harpune in entgegengesetzter Richtung getragen wurde. (Siehe Ausland Nr. 265. Wallfische.)

Monoceros. Narwal. Das Einhorn. La Cepède berichtet von drei Gattungen. Die Commandeurs sagen, sie kennen nur Eine Gattung, deren äußeres Ansehen sich aber ändert. Die Männchen haben einen höchstens 9 bis 10 Fuß langen, starken elfenbeinernen Zahn. Ausgewachsen ist der Fisch 13 bis 16 Fuß lang, beim größten Umfange 9 Fuß. Das Speck ist recht gut, und 2 bis 3½ Zoll dick, und die Harpuniere fangen es daher gern. Keineswegs hält man es für einen Feind des Mysticetus, und meint, daß es den Zahn zur Vertheidigung gegen andere Thiere habe, auch das Eis damit aufbreche, um Luft zu schöpfen. Sieht man den Narwal, so ist der Mysticetus nicht fern.

Delphinus Deductor, Leading Whale. Der ...? Derselbe ist gegen 24 Fuß lang und hat 10 bis 11 Fuß im größten Umfange, und trägt in jeden Kinnbacken 22 bis 24 Zähne von ¾ bis 1¼ Zoll Länge. Dieser Fisch ähnelt dem Grampus; doch unterscheidet er sich von demselben wieder so wesentlich, daß er eine eigene Gattung bildet, die noch nicht bestimmt ist. Die Fischer nennen ihn den führenden Wallfisch, weil er in großen Heerden geht, und in solchen bei den Shetland- und Orkneyinseln häufig gefangen wird, wenn es gelingt, den Führer zu leiten. Die Speckhaut ist 3 bis 4 Zoll dick.

Beluga, White Whale. Weißfisch. Er wird in den Südbaien Spitzbergens, besonders aber häufig in der Hudsonsbai und Davisstraße gefangen, wegen seiner schönen Speckhaut. Oft wirft man starke Netze aus vor den Ausmündungen der Flüsse, hemmt ihnen so die Flucht, und sie werden daher, weil sie heerdenweise gehen, in großer Anzahl mit Lanzen und Harpunen erstochen. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Der bei Spitzbergen gefundene Haifisch ist eine eigene Gattung; wenn die Fischer einen Mysticetus abflensen, hilft er ihnen ungebetener Weise, muß dafür aber oft mit dem Leben bezahlen, da aus dessen Leber schöner Thran gekocht werden kann.

Die Höhlen im Departement de l'Ardeche.

(Aus dem Courrier du Drôme et de l'Ardeche.)

Vor einigen Jahren drang ein Einwohner aus der Gemeinde d'Aiguize, am rechten Ufer der Ardeche (Gard), gegenüber von Saint Martin, beim Verfolgen eines Stückes Wildpret durch eine äußerst niedere Oeffnung unter einen Felsen. Er ging etwa 15 Metres weiter vor, bis er sich in einem großen Raume, den er aber wegen Mangel an Licht nicht genauer untersuchen konnte, befand. Diese von dem Ardeche-Flusse nicht sehr entfernt gelegene Oeffnung befindet sich an dessen linkem Ufer in dem Walde Quérillon, der den Gemeinden von St. Marcel und Bidon, im Departement de l'Ardeche, angehört. Gegen Ende des Monats Julius dieses Jahres befand sich derselbe Einwohner von Aiguize zur Nachtzeit beim Fischfang an dem Fluß, und zwar in der Nähe der Oeffnung, in welche er schon eingedrungen war, erinnerte sich derselben und machte seinen Gefährten den Vorschlag, ihnen dieselbe zu zeigen. Sie waren mit Lichtern versehen, deren sie ohne Zweifel beim Fischfange bedurften. Sie drangen nun alle kriechend durch die Oeffnung, und befanden sich bald in einem sehr großen, theilweise mit Krystallisationen bekleideten Saale. Der Boden desselben war äußerst glatt. Der Saal ist ungefähr 450 Metres lang und 150 breit, und hat eine sehr erhabene Wölbung. Ganz erstaunt verließen die Männer diese Höhle; am folgenden Tage sprachen sie mit mehrern Personen, unter andern mit Hrn. Romanet, dem Notar von Aiguize, darüber. Dieser, neugierig, sich von dem Berichte der Fischer zu überzeugen, begab sich in Begleitung einiger Männer an Ort und Stelle, und stellte Untersuchungen über die ihm gemeldete Entdeckung an.

Dieser Saal, mit dem Boden auswärts in gleicher Ebene, zeigte keinen andern Ausgang als den, durch welchen man hereingekommen war; allein etwa 13 Metres über dem Boden, an der dem Eingange gegenüber gelegenen Wand, bemerkte man eine bedeutende Oeffnung, die namentlich sehr hoch und ungefähr 6 Metres breit war. Es wurde bald eine Leiter herbeigebracht. Durch jene Oeffnung gelangte Hr. Romanet und die Männer, die er bei sich hatte, in den zweiten Saal, der noch weit größer war als der erstere. Alle Wände hauptsächlich, so wie auch ein Theil der Wölbung, zeigten beinahe überall eine ununterbrochene Krystallisation. Hier aber war die Wölbung, die Wände und der Boden mit Tropfsteinen von mehr oder weniger großem Umfange, von der Dicke eines Federkiels bis zu einem Durchmesser von drei Metres, bedeckt. Von dem Boden aus erheben sich Säulen, die bis an das Gewölbe reichen; andere hängen von diesem herab, wieder andere scheinen aus der Erde hervorzukommen, und ragen in verschiedenen Höhen empor. Der Boden dieses Saales ist eben und glatt, und besteht aus einem sehr feinen Sand. An den Wänden befinden sich zur Rechten und zur Linken Oeffnungen und Höhlen, die noch nicht untersucht worden sind. Die zahlreichen Besucher haben sich bis jetzt begnügt, nur gerade vorwärts zu gehen. Dieser Saal ist mehr oder weniger breit, allein jedenfalls sind die Verhältnisse desselben riesenhaft. Der Gehülfe des Maire's von St. Marcel hat dieselbe erst vor ganz kurzer Zeit besucht, und aus derselben menschliche Gebeine, nämlich die zwei obern Drittheile einer Tibia und einen beinahe ganzen Cubitus zurückgebracht. Sie scheinen einer sehr hohen menschlichen Gestalt angehört zu haben, und lagen in einer kleinen Vertiefung an einer der Wände des Saales. Nicht weit von da hat auch Hr. Romanet einen menschlichen Kinnbacken gefunden, dessen Verhältnisse ebenfalls sehr stark sind.

Andere Besucher kamen seither noch weiter, aber immer in der Richtung jenes unermeßlichen Ganges, der gegen sein Ende hin immer enger wird. Das äußerste Ende scheint durch einen geneigten Felsen, der mit Krystallisationen bekleidet ist, verschlossen zu seyn. Die Neigung desselben ist jedoch nicht so stark, daß man nicht mit Hülfe von Vertiefungen, in die man die Füße einsetzen kann, hinaufsteigen könnte. Man kann mit einer Leiter von zwanzig Sprossen den Gipfel dieses Felsen ersteigen. Daselbst befindet sich wieder ein Saal von etwa 500 Metres in der Länge und 18 oder 20 in der Breite. Der Boden von diesem ist sehr ungleich, auch scheint sich an demselben keine Seitenöffnung zu befinden. Ueberdieß finden sich daselbst wenige Krystallisationen. Man kam noch weiter: im Hintergrunde zeigt sich ein anderer Felsen, der aber senkrecht ist, so daß man sagen möchte, er sey hieher geworfen worden, um den Durchgang zu versperren. Man legte eine Leiter an, und mit Hülfe von zwölf Sprossen war derselbe erstiegen. Nun befand man sich in einem vierten noch geräumigern Saal als die vorigen, der dabei mehr oder weniger breit war. Derselbe ist mit sehr schönen Krystallisationen von allen Formen und von ungeheurer Größe gänzlich bekleidet, bedeckt, und so zu sagen überfüllt. Die einen scheinen die sehr hohe Wölbung zu tragen, andere sind unregelmäßig vertheilt und hier und dort zerstreut. Einige sind gleich großen Orgelpfeifen an den Wänden hin aufgestellt. Der Boden ist sehr ungleich, auch sind verschiedene Oeffnungen entweder an einer der Wände oder einigen jener Säulen vorhanden, die, wenn man darauf schlägt, je nach ihrer Dicke, wie Glocken tönen.

In diesem Gange fand man auch einen Topf von gebrannter Erde von sehr alterthümlicher Form. Derselbe befindet sich in den Händen des Hrn. Romanet von Aiguize. Auch eine Fledermaus wurde daselbst aufgefunden. Alle Tropfsteine in diesem vierten Saale sind von verschiedenen Farben, weiß, grau, gelb und röthlichgelb. Man war nicht weiter, als in dem Hintergrunde des Ganges, von wo man, bei einem guten Schritt und ohne anzuhalten, eine Stunde und zehn Minuten brauchte, um bis zu der an der Wand des ersten Saales aufgestellten Leiter zurückzukommen. Zu bemerken ist, daß die Lichter in der ganzen Strecke, die man passirte, wie in der freien Luft fortbrennen. Der Boden ist im Allgemeinen trocken, nur an einzelnen Stellen etwas feucht. An einem Platze, wo er feucht ist, scheint er aus einer Art angeschwemmten Schlammes zu bestehen.

Vermischte Nachrichten.

Fanatische Ausdauer. Mrs. Postans erzählt in ihren Skizzen aus Cutsch folgendes merkwürdige Beispiel. Ein jetzt in Bombay befindlicher Fanatiker nahm einen kleinen Zweig von einem Tulsibaume, pflanzte ihn in einen Topf, stellte diesen auf seine Hand und hielt ihn über dem Kopf. In dieser Stellung blieb er fünf Jahre. Der Tulsizweig ist zu einer schönen Staude herangewachsen, die Muskeln des Armes sind steif und straff geworden, die Nägel sind herausgewachsen und krümmen sich spiralähnlich nach unten, der Fanatiker aber schläft, ißt, trinkt, und scheint über dem öffentlichen Beifall seine Stellung und das Schmerzliche derselben ganz vergessen zu haben.

Das Hereford Chronicle bemerkt, daß den Untersuchungen zufolge, die auf Anordnung des brittischen Naturforschervereins im Canale von Bristol angestellt wurden, die Fluthen in demselben fortwährend nicht weniger als 700,000 Tonnen Schlamm in ihrem Wasser enthalten.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 344.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

10 December 1838.

Die Fischereien in den nördlichen Eismeeren.

6. Die frühere Wallroßjagd und jetziger Fang der Seerobben.

Ehe noch die Engländer auf Wallfische ausgingen, tödteten sie viele Wallrosse (sea-horses) auf Cherie-Island, jetzt ist es viel seltener und scheuer geworden und hat nur die Russen, welche öfters auf der Südspitze Spitzbergen sich aufhalten, zu fliehen, auch kommen öfters Norweger von Hammerfest dahin.

Das Wallroß begibt sich im Sommer, wenn es am wärmsten ist, auf Flächen an der See, wo sie sich einige Tage aufhalten, bis der Hunger sie treibt, wieder ins Wasser zu gehen; es ist 12 bis 13 Fuß lang, hat 8 bis 10 Fuß im Umfang und ähnelt einem Robben, ist aber größer. Die Haut dieses Seethiers ist vornehmlich am Hals sehr dick, runzlicht und mit kurzen, ins röthliche spielenden Haaren besetzt; die Augen sind feurig roth. Oberhalb des Mundes sind zwei Naslöcher, womit das Thier von unten Wasser auf eine ähnliche Weise wie der Wallfisch den Athem ausstößt. In den obern Kinnladen sitzen zwei starke Zähne, 13, 20 ja 30 Zoll lang, und von 1 bis 3 Pf. schwer, gewöhnlich 3 Pf. welche über die Unterlippen weg ragen; wegen diesen, die schöner als wie Elfenbein sind, stellt man ihnen nach; die Haut wurde früher mitunter zu Seilen gebraucht, Speck liefert es circa 1 Tonne. Sieht man das Wallroß auf einem Stück Eis, so werden Schaluppen in verschiedenen Richtungen auf ihn abgesendet, oft vergebens, da es entweder ins Wasser entweicht oder die Harpunen abprallen, und man sucht also lieber Wallfische auf, da die Zeit der Fischerei doch nur so kurz ist. Die Engländer pflegten vormals in die Augen dieser Thiere mit Schrot zu schießen und dann mit Aexten über sie herzufallen. Gereizt, greift es mit seinen Hauern oft die Boote an; hatte man keine starke Lanzen sie zurückzustoßen, so soll das Mittel, ihnen Sand in die Augen zu werfen, geholfen haben.

Holländische Seefahrer berichten, es habe dieser Geschöpfe viele gegeben in den Häfen Spitzbergens, die Klak-Bai, grume Werberg, wo sie auf die Flächen so weit hinaufkrochen, um vom höchsten Wasserstand nicht erreicht zu werden; man näherte sich ihnen aber beim niedrigsten Wasserstand, um unter dem Schutz des Vorstrands nicht gesehen zu werden und suchte ihnen den Weg zum Meer abzuschneiden. Die zuerst getödteten bildeten einen Damm, die andern ließ man landeinwärts gehen und tödtete sie, nachdem man ausgeruht. Wenn man ihnen eine Lanze vor die Augen hielt, wandten sie gleich den Kopf weg, stießen mit den Zähnen ihren Nachbar, dieser den andern, so trieben wenige die ganze Heerde vor sich her. Sind sie aber einmal auf dem Wasserweg und am Vorstrand angelangt, so muß man sich wohl hüten, um nicht erdrückt zu werden: sie stecken die Köpfe zwischen die Vorderklauen und kugeln so die neigenden Flächen herab ins Wasser.

Während die Robben mit einem tüchtigen Schlag auf die Schnauze getödtet sind, dringt kaum die mit Kraft geführte Lanze durch die dicke, runzliche Haut, das Thier parirt mit seinen Hauern, stößt mit seinen Zähnen nach der Waffe und schüttelt diese, so daß der Führer selbst beschädigt wird: man zielte daher nach den Augen und stach geschwind in die gespannte Haut des Halses, wenn es den Kopf seitwärts wendete, und zog die Lanze gleich zurück, andere Wunden zu öffnen. Auf obige Weise sollen 2 bis 300 Thiere auf einmal getödtet worden seyn, und man fand schon vor 100 Jahren große Massen ihrer Knochen bei vorgenannten Baien. Vor Zeiten legte sich dieses Thier am Lande ruhig schlafen, da es kräftig den grimmigen Eisbär zurückweist; in einer Heerde vertheidigt es sich, sobald es aber seine Gefährten um sich fallen sah, sinkt ihm der Muth, sie zittern bei Ankunft ihrer Feinde und erwarten, den Kopf zwischen die Flossen und Pfoten gesteckt, ruhig den Tod.

Die Robben (Phoca vitulia) findet man am Rande des Westeises zwischen dem 68 bis 73 Breitegrad; sieht man sie liegen, so werden Schaluppen ausgesetzt, die sich ihnen von verschiedenen Seiten von hinten nähern, bewegen sie sich, so erheben die Dänen ein Geschrei, hopp, hopp ꝛc., wodurch sie ganz irre und unschlüssig werden, den Kopf nach dem Wasser hin neigen und wieder zurück; plötzlich springt das Volk aufs Eis und schlägt mit Knüppeln, die an der Spitze mit Eisen beschlagen und einen Hacken haben, sie auf die Nase todt, und erwischt gewöhnlich nur ein

Viertel der Anzahl. Ein Mann bleibt zurück, der ihnen den Kopf abschneidet, den Bauch aufschlitzt und das Fell mit Speck daran zusammenlegt. Unterdessen besucht das Boot die andern Eisstücke. Die größern Robben, welche ungefähr 8 Fuß lang sind und 1 Tonne Speck haben, entweichen bei Zeiten. Selten trifft man die größern Klapmützen an, welche sich zur Wehre setzen und die Waffe, wie das Wallroß, mit den Zähnen fassen. Nähere Beschreibung dieses Thiers findet man in den Naturgeschichten. In den Monaten April und Mai, wenn man diese Jagd hat, ist die Witterung noch sehr unbeständig; während stürmischer Witterung kann man sich nicht dem Eise nähern, und es sind auch keine Robben darauf. Die Race soll auch sehr abgenommen haben, namentlich klagen die Eskimos von Westgrönland über verminderte Besuche dieses ihnen so nützlichen Thiers. Im J. 1774 waren 54 hamburger Schiffe auf dessen Fang, außer vielen Engländern; es erhob sich ein Sturm, die Boote kehrten nicht wieder und 600 Matrosen ertranken in diesem Sturm.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über die Briefpostreform in England.

(Schluß.)

Hrn. Hills Plan ist so aus Einem Gusse, daß man beinahe genöthigt ist, ihn ganz zu verwerfen oder ganz anzunehmen; jedenfalls können nur über zwei Hauptpunkte Meinungsverschiedenheiten bestehen: soll gänzliche Gleichheit des Porto's für alle Briefe eintreten? soll man als gleichmäßiges Porto Einen Penny oder mehr verlangen. Was den ersten Punkt betrifft, so läßt sich die Frage auch so stellen: soll man alles Rechnungs- und Kassenwesen der Post mit Einem Streich abschaffen oder nicht? Hierin liegt ein bedeutender Theil der zu erzielenden Ersparniß, denn auf allen Oberpostämtern werden, wenn für alle Briefe gleiches Porto verlangt und dieses vermittelst gestempelter Couverte erhoben wird, mit Einemmal wenigstens drei Viertheile aller Beamten überflüßig. Aus dem allgemeinen Inhalt der Untersuchung, aus der Art, wie die Fragen gestellt wurden, läßt sich mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß die Regierung entschlossen ist, ein gleichförmiges Porto, und zwar vermittelst gestempelter Couverte, einzuführen.

Den zweiten Punkt indeß, ob man nur Einen Penny oder mehr für ein solches Couvert verlangen soll, scheint die Regierung nicht im Sinne des von Hrn. Hill vorgeschlagenen Plans lösen zu wollen; wenigstens deuten die wiederholten Fragen der Committee darauf hin, daß man sehr wünscht, zum mindesten zwei Penny zu fodern. Die Meinungen der vernommenen Personen sind verschieden, und wir wollen nur zwei, den Lord Ashburton, der früher selbst im Postwesen angestellt gewesen und sich viel mit staatsökonomischen Gegenständen abgegeben hatte, und einen Hrn. Davidson, einen Cattunfabricanten aus Glasgow anführen. Der erstere drückte ganz entschieden seine Befürchtung aus, eine Herabsetzung des Porto's auf Einen Penny für den Brief werde eine starke Lücke im Einkommen lassen, während sich wohl Niemand eines unerlaubten Beförderungsmittels bedienen würde, wenn man nur 2 oder 3 Penny für den Brief verlange. Hr. Davidson hingegen war der Meinung, eine Herabsetzung des Porto's auf zwei Penny für jeden Brief werde zwar allerdings eine große Erleichterung für die Handelsleute seyn, allein es sey eine große Frage, ob dadurch der unerlaubten Briefbeförderung in ihrem größeren Umfang gesteuert werde, da die Gewohnheit zu tief eingewurzelt und zu sehr verbreitet sey, und man eine Menge Briefe erhalte, die nichts kosteten, als daß man dem Ueberbringer einen Penny gebe. Es sey somit gar wohl möglich, daß dann der Plan erst mißlinge, während, wenn nur Ein Penny gefordert werde, nicht nur jede Veranlassung zu unerlaubter Briefbeförderung gänzlich abgeschnitten sey, sondern auch manche Briefe und Circularien erst veranlaßt würden, an die man jetzt gar nicht denke, oder die in Paketen verschickt, wieder in den einzelnen Städten durch Privatpersonen vertheilt und herumgesendet würden. Hinsichtlich dieser Meinungsverschiedenheit wollen wir nur auf den Umstand aufmerksam machen, daß Lord Ashburton und Hr. Davidson nicht nur in ganz verschiedenen Lebenssphären sich bewegen, sondern daß sie auch in ganz verschiedenen, hinsichtlich des Geldwerths keineswegs in gleicher Lage sich befindenden Orten leben. Der Werth des Geldes ist in England überhaupt geringer als in Schottland, und vollends in London noch mehr als in Glasgow, wo man den ziemlich armen Hochlanden so nahe ist. Was also dem englischen Lord eine nicht der mindesten Beachtung werthe Kleinigkeit erscheint, das ist es keineswegs für Tausende von Personen niederen Standes, und ist es selbst für viele Kaufleute nicht, wo die bedeutende Zahl der Briefe die Briefportoauslage doch am Ende des Jahres zu einer bedeutenden Summe steigert. Wie manches Handelshaus erhält an 2 — 3000 Briefe monatlich, und es ist gar nicht gleichgültig, ob diese mit 16 bis 25 Pfd. oder mit 8 bis 12 Pfd. bezahlt werden. So viel ist gewiß, ein Porto von nur Einem Penny für den Brief würde jedes andere und unerlaubte Beförderungsmittel mit einem Mal und wirksam vernichten, da ein Brief, den seltenen Fall einer Beförderung aus bloßer Gefälligkeit ausgenommen, doch nie weniger als Einen Penny für den Träger kosten kann, und die Sicherheit und Pünktlichkeit, welche die Post gewährt, jedenfalls den Ausschlag geben müssen.

Es handelt sich bei der Sache um ein Einkommen von anderthalb Millionen Pfund für die Regierung, große Vorsicht ist also höchst nöthig, und die allgemeinen, von der Committee den vernommenen Personen gestellten Fragen, ob sie das Postwesen für ein passendes Mittel ansehen, eine Abgabe vom Volke zu erheben, sind ganz unnütz. So viel scheint, wenn man das ganze Zeugenverhör durchliest, das Ergebniß zu seyn, daß wenn auch die ganze jetzige unerlaubte Briefbeförderung aufhörte und der königlichen Briefpost zufiele, diese aber nur Einen Penny für den Brief verlangte, sich in dem jetzigen Einkommen ein Verlust ergeben würde. Zwar legte Hr. Davidson eine Berechnung vor von fünf Handelshäusern in Glasgow, welche zusammen im Laufe eines Monats Briefe erhielten durch die Post 1110

durch anderweitige Beförderungsmittel 7143

Da nun das gegenwärtige durchschnittliche Porto eines Briefes $6^1/_2$ P. beträgt, so würden die 7143 Briefe nebst den 1110 à 1 P. zusammen mehr Porto ertragen als die 1110 zu $6^1/_2$ P., allein der Maaßstab einer solchen Handels- und Fabrikstadt läßt sich nicht an das ganze Land anlegen.

Wenn aber auch die Briefe, welche jetzt auf unerlaubte Weise befördert werden, und dann der Post zufallen würden, in Verbindung mit der jetzigen Zahl der durch die Post beförderten Briefe, bei einem Porto von 1 Penny, noch nicht das jetzige Einkommen gewährten, so ist erstens zu bemerken, daß die Vereinfachung des Postwesens durch Abschneiden aller Comptabilität eine sehr beträchtliche Ersparniß bieten, und zweitens ist es wohl keinem Zweifel unterworfen, daß auch die Zahl der Briefe sehr bedeutend steigen würde.

In dieser Beziehung ist die Angabe eines Buchhändlers in Glasgow von Bedeutung. „Wenn wir," sagt er, „etwa eine halbe Unze gedrucktes Papier zu Einem Penny Porto nach jedem Theil des Vereinigten Königreichs senden könnten, so würden wir uns dieser Freiheit für wenigstens 20,000 solcher Druckblätter im Jahre bedienen, wofür die Regierung 80 Pfund erhielte, während sie jetzt nichts bekommt; was aber für das Staatseinkommen noch viel wichtiger wäre, unser Beispiel würde Andere nöthigen, denselben Weg einzuschlagen, und es würde Millionen solcher Circulare geben." Hr. Davidson bemerkt hiezu: ich kann nach meiner eigenen Geschäftserfahrung reden, und versichern, daß die Concurrenz, namentlich unter den Detailverkäufern so groß ist, daß jede Art und Weise, die von dem einen eingeschlagen werden würde, um seine Waaren anzuzeigen, auch von den andern eingeschlagen werden müßte. Auf die Frage, ob denn der Handel im Allgemeinen zu dieser Art von Correspondenz geneigt sey, erwiederte Hr. Davidson: „Allerdings, und gegenwärtig schon wird eine sehr bedeutende Menge Circularien auf eine kostspieligere und mühsamere Art versendet, als wenn man dieß durch die Post à 1 Penny das Circular thun könnte." Dieß sowohl, als die Aussicht auf eine sehr bedeutende Vermehrung der Familiencorrespondenz veranlaßte Hrn. Davidson auf die Frage, ob er glaube, daß bei Annahme von Hrn. Hills Plan das Staatseinkommen von der Post auf seiner jetzigen Höhe bleiben würde, mit Bestimmtheit bejahend zu antworten, und er mochte dieß um so zuversichtlicher thun, als er aus seiner Beobachtungssphäre die Bemerkung entnahm, daß für zehn Briefe, die auf unerlaubte Weise befördert werden, nur Einer durch die Post geht. Hiezu mochte freilich der Unterschied im Geldwerth zwischen England und Schottland beitragen, und das Verhältniß in dem reicheren England kein so durchaus ungünstiges für die Post seyn. Für Schottland mag eine Berichterstattung aus Glasgow, die von mehreren angesehenen Personen unterzeichnet war, und im Allgemeinen die obigen Bemerkungen enthielt, von entscheidendem Gewicht seyn. Für England ist vielleicht die Angabe Lord Ashburtons nicht ohne Grund, welcher erklärte, daß er zwar an eine bedeutende Vermehrung der Correspondenz glaube, wenn das Briefporto auf 1 Penny vermindert würde, aber doch nicht in dem Grade, als Hr. Hill anzunehmen geneigt sey, d. h. nicht so, daß dadurch das Staatseinkommen von der Post in gleicher Höhe erhalten werde.

Die allgemeine Bemerkung, daß seit 20 Jahren das Posteinkommen sich nicht erhöhte, während es in den Vereinigten Staaten um das Dreifache, in Frankreich in demselben Zeitraum um mehr als die Hälfte stieg, war der sicherste Fingerzeig, daß die Defraudation der Post in immer größerem Umfang geübt wurde; die Berechnungen Hrn. Rowland Hills ließen keine Widerlegung zu, und noch ein sehr drohender Mitbewerber trat mit jedem Tage mehr auf den Schauplatz: die Eisenbahnen. Ein Hr. Wallace, Bankier, gab auf die Frage, ob die jetzige größere Leichtigkeit des Personentransports wohl die unerlaubte Umgehung der königlichen Post vermehren werde, die bestimmte Antwort: „Allerdings; die Eisenbahnen werden furchtbare Nebenbuhler des Postamts werden." Da sich Niemand mehr scheut, die Postgesetze zu umgehen, so ist dieß eine Rücksicht, die gleichfalls in der Wagschale ziehen muß, und es kann somit kein Zweifel mehr seyn, daß die englische Regierung in der nächsten Parlamentssession einen auf Hrn. Rowland Hills Vorschläge gegründeten Plan vorlegen werde. Ob man die Entschlossenheit haben wird, auf den möglichst niedersten Ansatz, nämlich auf Einen Penny für den Brief, herunterzugehen, steht zu erwarten.

Die Häuptlinge von Cutsch.

Eine Mistreß Postans hat unter dem Namen Cutch or Random Sketches of Western India ein sehr interessantes Buch herausgegeben. Wir werden, wie die Gelegenheit sich bietet, einzelne Auszüge daraus mittheilen, und beginnen hier mit einer interessanten Nachricht über die Herkunft der Häuptlinge des Landes. Cutsch ist von einer Aristokratie regiert, welche den Namen Jharredschah führt, und dem Feudaladel des Mittelalters nicht unähnlich ist, da die Autorität des Rao über seine Häuptlinge sich nicht weiter erstreckt als die eines ehemaligen Lehensherrn über seine unruhigen Barone. Es befinden sich in Cutsch etwa 250 Jharredschah-Häuptlinge, die ihr Land für Dienste, die sie oder ihre Ahnherren dem Rao geleistet, oder auch als seine Verwandte von diesem zu Lehen haben; sie heißen die Bheiad (Bhyaud) oder Bruderschaft des Rao und sind seine erblichen Rathgeber. Obwohl sie unter den Hindukasten als Radschputen gelten, so zeigen sie doch eine gleiche Achtung für die mohammedanische und brahminische Religion, was sich aus ihrem Ursprung erklärt, den eine wahrscheinlich auf geschichtlichem Grund beruhende Sage folgendermaßen angibt: „Die Jharredschah-Radschputen haben ihren Namen von Jharrah, einem vornehmen Mohammedaner, der nach Cutsch kam, das zu jener Zeit von Hirtenstämmen bewohnt war, und durch die Schönheit eines Hindumädchens bezwungen, sie heurathete. Nach seinem Tode ward seine Wittwe auf Andringen seiner mohammedanischen Frauen aus der Familie verstoßen, und ging, wie eine zweite Hagar, um bei mildherzigen Menschen eine Zuflucht zu suchen. Ihr Sohn wuchs heran, nahm sich Weiber aus den Töchtern des Landes, seine Nachkommen machten sich unabhängig,

und gaben sich den Titel „Jharredschabs". Später nahm der Häuptling des Stammes den Titel Dscham an, und behielt ihn viele Jahre, bis er durch einen Befehl Kaiser Akbars aus Cutsch nach Katteiwar vertrieben wurde. Es ist deßhalb schwer zu entscheiden, ob die Jharredschabs als Hindus oder als Moslems gelten, namentlich da der Rao, das Haupt der Bheiad, beiden Religionen sich unterwürfig zeigt, und der „Orden des Fisches" von dem Kaiser zu Delhi den frühern Fürsten von Cutsch verliehen wurde, als sie sich verpflichteten, die Kosten aller nach Mecca wallfahrenden Pilgrimme zu tragen. Auch die Hindus gehen Familienverbindungen mit ihnen ein. Die Jharredschabs sind demnach, ihrem Ursprunge gemäß, getheilten Glaubens, halten sich an den Koran, verehren Heilige, schwören bei Allah, und leben auf mohammedanische Weise; die Verehrung des Wischnu ist indeß mit allem diesem auf eigenthümliche Weise gemengt, und das Ganze bildet eine wunderliche Mischung von religiösem Glauben."

Das Leichenbegängniß eines Maulwurfs.

Unter die merkwürdigen Beobachtungen, welche in die Naturgeschichte einschlagen, gehören auch diejenigen, welche man über das Verschwinden der todten Thiere gemacht hat; nur so kann man erklären, warum in gewissen Epochen, in welchen ganze Thiergattungen von außerordentlicher Sterblichkeit befallen werden, doch in kurzer Zeit, vielleicht stundenlang nachher, keine Spur mehr von ihnen anzutreffen ist, wie dieses mit den Erdmäusen um Paris zu Anfang des Jahrhunderts und mit den Maulwürfen auf dem Glacis von Straßburg vor kurzem der Fall war.

Es gibt keinen Theil eines Leichnams, der nicht seine besondern Liebhaber fände. Der Löwe sättigt sich mit zuckendem Fleisch und tränkt sich mit heißem Blut; die Wölfe, die Schakale, die Hyänen theilen was er übrig läßt mit den Geyern und Raben. Die Fliegen bemächtigen sich der letzten Ueberreste von Fleisch, die Mistkäfer der Excremente, andere Käfer (trox) *) suchen in der mit Blut befeuchteten Erde Nahrung und eine Geburtsstätte für ihre Nachkommenschaft. Die Vielfraße (dermestes), die Ameisen greifen die Sehnen, die Knorpeln, das Beinmark an; die Stutzkäfer filzen die Haarflocken, um daraus eine Kugel zu machen, die sie, mit dem Ei in derselben, in einem Loche niederlegen. — Geht ein Wallfisch am Ufer zu Grunde, so werden die Seebären und verschiedene Arten von Vögeln (Tölpel, Möven u. s. w.) sich darum streiten. Die Halfische und viele andere Gattungen von Fischen fressen das Fleisch, die Schalthiere, die Seemollusken ziehen ihren Theil, und nach ihnen kommen Myriaden von Infusionsthieren, um die Reste völlig aufzulösen.

In der Gegend von Toulouse hat man folgende Bemerkungen über die Bestimmung eines todten Maulwurfs gemacht. Kaum ist der Maulwurf eine Viertelstunde todt, so erscheinen die bronzirten Mistkäfer (hister aeneus, klein, rund, schwarz, ins Grünliche fallend); sie schleichen sich zwischen der Erde und dem Leichnam ein, von dessen Bauche sie die Haare glatt abschneiden, um ihre Kugeln daraus zu machen. Einige Stunden später, und noch ehe der Pelz völlig verschwunden ist, erscheinen die Todtengräber (Necrophorus vespillo, point d'Hongrie genannt, weil sie auf ihrer schwarzen Flügeldecke zwei schöne, rothe ins Pomeranzengelb: fallende Streifen haben). Sie zeigen sich nie in größerer Zahl als fünf, noch in geringerer als drei. Sie müssen sich beeilen, um der blauen Fliege zuvorzukommen. Sie untersuchen den Boden, ist er zu hart, so tragen sie den Leichnam anderswohin. Unter den Bauch des Maulwurfs gestellt, heben sie ihn mit ihren Köpfen und ihrer Schuppencuirasse in die Höhe, während sie mit den Vorderfüßen die Erde aushöhlen und den Schutt in kleinen Haufen auswerfen, welche bald einen Kreis um den Leichnam bilden; finden sie ein Hinderniß, so graben sie es aus, wovon man mit einem kleinen in die Erde gesteckten Stabe die Probe gemacht hat, oder sie begraben den Körper schief mit dem Kopf oder dem Schwanz in der Höhe. Der Leichnam wird zuerst mit einer dünnen Lage von Erde bedeckt; die Oberfläche bleibt sehr glatt und eben; diese erste Arbeit nimmt zehn Stunden weg, wird aber ununterbrochen fortgesetzt. Zehn Stunden später ist der Leichnam schon einen halben Fuß und nach Verlauf von 48 Stunden auf anderthalb Fuß tief unter der Erde. Alsdann gehen sie heraus, überlassen sich dem Begattungsgeschäft und sterben; die Weibchen legen jedoch vor ihrem Tod ihre Eier in den Leichnam des Maulwurfs, von dem sie sich sodann entfernen. Nachher kommt der deutsche Todtengräber (N. germanicus); auch er legt seine Eier in den Leichnam, der dem ausbrechenden Insecte zur Nahrung dienen wird. Diese Käfer thun das Nämliche mit todten Ratten, Mäusen, Vögeln, Katzen, kleinen Hunden, ziehen aber den Maulwurf vor. Sie suchen deren Leichname sogar in ihren unterirdischen Gängen auf, und indem sie sie begraben, verhindern sie die Infection der anliegenden Maulwurfshöhlen. Daher mag es kommen, daß man in diesen Höhlen niemals einen todten Maulwurf antrifft; Heinrich Lacourt, den Cadet de Vaux citirt, erzählt zwar, daß er ein oder zwei Weibchen und ein andermal drei Männchen angetroffen, aber die erstern waren wahrscheinlich von dem Tod in dem Augenblick, da sie Junge geworfen hatten, überrascht worden, und die letztern waren mit ihren Weibchen in einer Falle stecken geblieben.

In andern Gegenden sieht man statt des Kugelkäfers den Waldmistkäfer (Geotrupe des bois); statt der Gattung von Todtengräber, welche man fossoyeurs nennt, andere unter den Namen sépulteurs und inhumeurs bekannte. Unter den verschiedenen Käfern, welche in den Leichnamen ihre Nahrung suchen, ist die silfa litoralis ormala rugosa merkwürdig; sie macht mit ihren Füßen einen Teig aus der Haut und saugt ihn unter der Form von Pastillen. Eine Menge anderer Insecten, Raub- oder Traubenkäfer, Aaskäfer u. s. w. legen ihre Eier in den todten Maulwurf neben die Eier der Todtengräber; wenn dann alle diese Insecten aus der Schale kommen, so bricht der Krieg unter ihnen aus, und der deutsche Todtengräber, als der stärkste, trägt den Sieg davon — scheußliches Bild der Blutscenen, welche zuletzt die Eingeweide der verfaulten und verdorbenen Gesellschafter verheeren.

*) Sandläufer?

Naturaliensammlung. Die belgische Regierung und die Stadt Brüssel haben eine in Borneo zusammengebrachte naturwissenschaftliche Sammlung angekauft, worin sich unter Anderem acht Skelette und Felle von Orang-Utangs befinden, ferner ein Rhinoceros-, ein Tapir- und ein Bärenskelett, eine prächtige Schlange, mehr als 1200 schöne Vögel u. s. w. Das Ganze soll nur 25 bis 30,000 Franken gekostet haben. (Echo du Monde Savant Nr. 15.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 345.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

11 December 1838.

Henrick der Jäger.

Capitän Alexander erzählt in seiner Entdeckungsreise ins Innere von Afrika, daß er im Lande der großen Namaquas einen Mann dieses Volkes, Namens Henrick Buys, fand, der so schnell laufen konnte, daß er Zebras zu Fuße jagte, sie erreichte und mit einem Messer niederstieß. Seine Erzählung von ihm ist folgende: Am 13 März Abends kam Henrick, um mich zu besuchen; er ist ein hagerer, athletisch gebauter Namaqua von 40 Jahren, 5' 8'' groß, mit niederer, doch etwas adlerartig geformter Nase und vorstehenden Zähnen, die jedoch von seinen Lippen bedeckt waren; um seinen Mund spielte ein gutmüthiges Lächeln, und sein Gesicht drückte Freundlichkeit und Verstand aus. Er war gut gebaut, mit hoher Brust, schlanker Taille und muskulösen Armen und Beinen, jedoch ohne mehr Fleisch als gerade nöthig war, um seiner Gestalt vollkommene Symmetrie zu geben. Seine Füße waren klein, wie gewöhnlich bei den Namaquas, aber seine Hacke war auffallend hoch und erhob sich sogar in eine Art von Knopf in der Mitte; dieses mag seine erstaunliche Kraft als Läufer vermehrt haben.

Wenn es ihm an Pulver zu fehlen begann, nahm er ein Jagdmesser in die linke Hand, denn er war links, und ging nach einem Platz in der Nähe seiner Wohnung, wo er wußte, daß Zebras weideten, und suchte sie auf, um sie zu verfolgen. Auf den Zehen gehend, mit einem elastischen, springenden Schritt legte er etwa 5 englische Meilen in einer Stunde zurück und suchte, während er über die Ebene hineilte, nach Fußspuren auf dem Boden, da die Abdrücke des geschlossenen Hufs der Zebras in dem Sande sich leicht bemerken lassen. Sobald Henrick eine Heerde solcher Thiere grasen sah, hielt er an, entledigte sich aller Kleidungsstücke, die ihm lästig werden konnten, selbst seiner Mütze von Leopardenfell, und schlich sich so nahe heran als er konnte, ohne bemerkt zu werden. Doch das wachsame Auge des Hengstes entdeckt den Jäger, sobald er das ihn verbergende Gebüsch verläßt, gibt das Zeichen und die ganze Heerde jagt davon. Henrick, ohne gleich anfangs sich aufs äußerste anzustrengen, folgt ihnen, die Zebras halten an um zu grasen, Henrick aber läuft gleich einem Rennpferde auf sie los, fort stürmen sie abermals, schnaubend, die gestreiften Köpfe in der Luft schüttelnd, und die leichten, maultierartigen Schweife wedelnd. Der Jäger läßt nicht einen Augenblick ab von seiner Verfolgung, springt über Steine und Gebüsche und andere Hindernisse hinweg, nach drei oder vier englischen Meilen ist er vollkommen im Wind, der Boden scheint unter ihm zu fliegen, und er ist jetzt, wie er sich ausdrückte, nicht mehr im Stande, den Himmel von der Erde zu unterscheiden. Die Zebras halten an und grasen wie zuvor, aber dieses ist jetzt nur noch für Augenblicke; denn ihr Feind ist hart hinter ihnen, treibt sie gegen einen steilen Felsen, wo sie einen Augenblick über den Weg zur Flucht unschlüssig sind — da ist Henrick unter ihnen, faßt eines von der gestreiften Heerde am Schweif und wirft zugleich sich mit dem ganzen Gewichte des Körpers gegen den Boden. Das Zebra fällt auf die Seite worauf Henrick ihm sogleich das Messer in die Brust stößt und es dann wieder aufstehen und fortrennen läßt; eine kurze Zeit setzt es noch seinen Lauf fort, bleibt aber dann allmählich, durch den Blutverlust geschwächt, zurück, die übrige Heerde wartet dann einen Augenblick, aber Henrick ist abermals zur Stelle, wiederholt seinen Stoß, und wenn auch dieser noch nicht hinreicht, so streckt ein dritter gewiß das Thier leblos zu Boden. Der glückliche Jäger kehrt sodann in seine Hütte zurück und schickt seine Leute mit Packochsen aus, um die Beute heimzubringen. Sein ältester Sohn, Jan, thut es ihm jetzt an Schnelligkeit gleich, was, wie der Vater sagt, nicht der Fall seyn würde, wenn er nicht vor einiger Zeit eine Schußwunde in den linken Arm erhalten hätte. Kürzlich verfolgten beide eine Anzahl Giraffen, kamen hart an drei derselben heran, und der Vater sagt seinem Sohn, er solle ihm helfen, die letzte niederzustoßen, Jan aber erwiederte: nein, wir wollen die erste und größte anfallen. Dieses geschah auch und nach einiger hitzigen Verfolgung wurde die erste denn auch wirklich getödtet.

Es ist wahr, daß man mit Pferden Zebras und Giraffen einholen kann, immerhin ist es zum Erstaunen, daß Henrick Buys und sein Sohn im Stande sind, es Pferden gleich zu thun, und so zu zeigen, was ein Mann durch Mäßigkeit und Uebung erreichen kann.

Die Fischereien in den nördlichen Eismeeren.

(Fortsetzung.)

Erzählung einiger Begebenheiten aus der Eisfischerei, zur genaueren Beschreibung derselben und dessen Gefahren.

Das Eis gibt dem Fischer die größten Sorgen, überhängende Massen stürzen herab, große Felder stoßen zusammen; auf den Wellen treibendes Eis zerschellt die Boote, und Eismassen, welche auf und neben einander getrieben werden, verhindern sie, nach ihren Schiffen zurückzukehren. Sie werden ferner oft abgehalten, mit ihren Booten wiederzukommen, durch Nebel und Stürme. Hier einige Beispiele, welche die Gefahren und Beschwerden dieses Geschäfts ins Licht setzen.

Nro. 1. Als der Commandeur Haas Bille im Jahr 1675 eine volle Ladung bekommen hatte, verlor er sein Schiff im Eis, weil es durch starkes Andringen und Drückung der Schoolen ganz und gar umsetzt und belegt ward. Er mußte sich sammt 34 Personen, mit 8 Broden à 6 Pfd. und 4 Edamer Käse behelfen. Während er in dieser Zeit auf der See umher ruderte und segelte, und schon an der Rettung zweifelte, erreichte er in einer Schaluppe mit 6 Mann glücklich ein anderes Schiff.

Nro. 2. In demselben Jahre lag die Eintracht unter dem 76 Breitengrade mit einem sehr guten Fang von 22 Fischen, und nahm noch die Barten von 5 Fischen ein, die von einem andern unglücklichen Schiffe auf dem Eis gelassen waren. Nach dieser Verrichtung will es absegeln, kommt nicht vorwärts, untersucht das Hinderniß und findet, daß noch ein Eishaken ausliegt, der unterm Wasser fest war; als dieser losgemacht, segelt er weiter, steigt in den Mastkorb, um die vom Eis drohende Gefahren am besten zu beurtheilen.

Im Moment des Aussegelns zwischen 2 Eisfeldern, erfaßt indessen noch eins derselben den Hintertheil des Schiffes; der Commandeur eilte sogleich aufs Deck und stieg auch ungesäumt aufs Eisfeld; seine Leute folgten ihm, die auch noch 3 Schaluppen geschwind mit sich nahmen; kaum konnten sie schnell genug sich entfernen vor dem schiebenden Eis, welches bereits ihr reich beladenes Schiff so überdeckt hatte, daß von Masten, Raaen und Stangen nichts mehr zu sehen war. — Nach ungeheuren Anstrengungen erreichte der Commandeur mit 12 Mann und 2 Schaluppen am andern Tage ein Schiff, welches er vorher am jenseitigen Ende des Eisfeldes gesehen hatte. Der Zug über so viele Hügel, die ein Eisfeld immer trägt, hatte die Mannschaft aufs äußerste ermattet.

Nro. 3. Im Jahr 1809 verfolgten die Boote des Schiffes Resolution einen großen Wallfisch. Der Harpunier, welcher seine Waffe zuerst auf den Fisch warf, war ganz nahe an demselben und entging dadurch einem Schlag mit dem Schwanz. Von einem zweiten Boot kam dann eine Harpune, aber nicht mit demselben Erfolg, denn sie wurde mit einem so derben Schlag vom Schwanz erwiedert, daß das Boot gleich sank und den Steurer noch mit hinabzog, der erst nach einer Minute wieder auf der Oberfläche erschien und dann zu seinen frühern Gefährten auf das dritte Boot schwamm, welches, durch Erfahrung belehrt, dem Fisch auswich und nur eine partielle Beschädigung erhielt. Die Activität und Geschicklichkeit, womit man ihm indessen mit Lanzen von einer 6 Fuß langen eisernen Spitze Stiche beibrachte, tödteten den schlauen Fisch bald. — Solche wohlüberdachte Wehr von einem Wallfisch kömmt indessen selten vor!

Nro. 4. Der Capitän Lyon, führend das Schiff Raith von Leith auf Fischerei an der Küste von Labrador 1802, sah auf geringe Entfernung einen großen Wallfisch und sandte sogleich 4 Boote zu seiner Verfolgung aus; von diesen näherten sich ihm 2 so sehr, daß 2 Harpunen auf einmal fest wurden. Hierauf tauchte der Fisch einige Faden, kam unter ein anderes Boot mit seinem Kopf und warf dieses mit allem darin Enthaltenen ungefähr 15 Fuß in die Höhe, wodurch es sich umdrehte und Kiel aufwärts niederfiel. Das vierte Boot rettete die im Wasser umhertreibenden Matrosen bis auf einen, der hängen geblieben war und ertrank. Den Fisch tödtete man bald nachher.

Nro. 5. Den 28 May 1817 lag die Royal Bounty von Leith unter 77° 25′ n. B. und 5° östlich von G., sah weder Eis noch Land, welches sie 50 bis 60 engl. Meilen entfernt hielten. Die Luft war heiter und der Wind frisch; man sah viele Fische und setzte Boote auf Jagd aus. Nach einem Jagen von 5 Stunden, während welcher 2 Boote ganz das Schiff aus dem Gesichte verloren hatten, harpunirte der eine Officier einen Fisch und zwar um 4 Uhr Nachmittags am 29sten. Der Capitän schloß aus der langen Abwesenheit der 2 entferntesten Boote, daß sie einen Fisch fest haben müßten, segelte in der letzten gesehenen Richtung und erreichte 8 Uhr Abends ein Boot mit dem Signal, daß es fest sey. Eine Weile darauf sah er ein anderes Boot sich dem Fische nähern und gleiches Signal aufstecken; darauf warf man noch 2 andere Harpunen; mit bewunderungswürdiger Gewalt schleppte nun der Fisch 4 Boote mit sich, außerdem 1600 Faden (à 6 Fuß) Leinen, welche er aus den verschiedenen Schaluppen gezogen hatte, so schnell als ein gutes Boot rudert; dabei fürchtete er sich so sehr vor seinen Feinden, daß wenn ein Boot sich näherte, er gleich untertauchte. Alle Bemühungen, ihn mit Lanzen zu tödten, waren vergebens (denn die Harpunen sitzen bloß im Speck und ermüden).

Die losen Boote hingen sich daher an die festen, und so saß man mehrere Stunden müßig in Erwartung eines langsamern Ganges. Der Fisch führte sie gegen den Wind (auf der Flucht eilt der Fisch entweder unters Eis oder gegen den Wind), änderte aber seinen Curs und so konnte das Schiff die Boote 8 Uhr Morgens einholen. Man befestigte eine feste Leine an dasselbe, um dessen Flucht zu hemmen; gelang dieses nur auf einige Minuten, dann verbogen sich die Widerhaken und die Harpune fiel heraus. Mit erneuerter Schnelligkeit eilte das Thier jetzt gegen den Wind, so daß das Schiff erst nach 3 Stunden demselben sich wieder nähern konnte. Nach Ausreißen jener Harpune hatte man gleich eine 5te geworfen, wovon indessen die Leine bald brach. — Eine andere Leine nahm man an Bord und diese riß auch. Nun überlegten und versuchten sie während 12 Stunden die Flucht des Thiers zu hemmen, die so schnell war, daß keine andere Harpune ihm beigebracht werden konnte.

Endlich erfaßte man die Leine, welche es in einer festen Harpune mit sich schleppte. Der Fisch wendete sich wieder gegen das Schiff, welches windwärts entfernt lag und vereinigte sich den 30sten 4 Uhr Nachmittags mit demselben, 36 Stunden, nachdem der Fisch angeschossen war, und nahm durch ein geschicktes Manövre 2 Leinen an Bord; man stellte die Segel gegen den ziemlich starken Wind, nahm die obern ein, und dennoch zog der Fisch das ganze Fahrzeug während 1½ Stunde, wenigstens 2½ bis 3 englische Meilen gegen den Wind mit sich fort. — Nun fühlte er sich ermüdet, peitschte auf eine furchtbare Weise mit Finnen und Schweif das Wasser, daß die See umher schäumte und die bravsten Matrosen sich ihm nicht zu nähern wagten. Kaum merkten sie aber seine Erschlaffung, als sie auf ihn eilten und nach einer höchst ermüdenden Jagd von 40 Stunden tödteten. Die längste Barde maß 11 Fuß 4 Zoll und der Fisch lieferte 47 Tonnen Speck. (9400 Pf.)

Raubmord in Volhynien.

(Aus der Gazette des Tribunaux.)

Im Laufe des verflossenen Januars wurde in dem Gouvernement Volhynien, Bezirks Shytomir, ein Mord und ein Mordversuch in einer Schenke zwischen den Dörfern Januschpol und Ojadowka begangen, die von den seltsamsten Umständen begleitet waren. Der Capitän-Jspravnik (Oberbeamte der Polizei) hatte die Untersuchung, und erst am 2 August wurde das Urtheil gesprochen. Es möchte jedoch nicht uninteressant seyn, ehe wir an die Erzählung gehen, zu zeigen, wie man in diesem Lande Criminaluntersuchungen behandelt. Das Criminalgericht besteht aus einem Präsidenten, dessen Stimme bei gleich getheilten Meinungen die entscheidende ist, aus einem Rath (sowietnik), vier andern Mitgliedern, welche den Namen Deputirte führen, und einem öffentlichen Beamten, dessen Titel und Geschäfte ungefähr denen eines Staatsprocurators gleichkommen. Die Untersuchung geschieht im Geheimen durch eine Art von Zeugenverhör. Alle Acten des Processes, Zeugenaussage sowohl als das Verhör des Thäters, beginnen: „Bevollmächtigt durch eine Ukase von Sr. Maj. Nikolas Paulowitsch I, durch die Gnade Gottes Kaiser aller Reußen u. s. w., schreite ich, Jspravnik, wie folgt zum Verhöre des u. s. w." Sodann schreibt der Jspravnik die Fragen, diejenigen, welche lesen und schreiben können, haben schriftlich darauf zu antworten, denen aber, die es nicht können, liest der Jspravnik die Fragen vor und läßt ihre Antwort niederschreiben. Ist dieß geschehen, so wird es laut vorgelesen, und der Verhörte hat es zu unterzeichnen. Diese Verhöre gelten dann als Actenstücke, doch werden sie erneuert oder vervollständigt, wenn die Richter es für nöthig erachten. Der Angeklagte erscheint fast immer bloß vor dem Untersuchungsrichter, nur in einzelnen Fällen wird er vor das versammelte Gericht gestellt. Betrachtet man die Instruction für vollständig, so werden alle Papiere von dem gesammten Gerichte geprüft. Der Angeklagte, dem kein Rechtsanwalt, selbst nicht die einfache Berathung mit einem Advocaten gestattet wird, dem man aber die Zeugenverhöre mittheilt, kann dann eine Eingabe zu seiner Rechtfertigung an das Criminalgericht machen. Der Staatsprocurator entwirft nie die Anklageacte, er hat bloß zu wachen, daß in der Untersuchung nicht gegen die Gesetze des Landes oder die Ukasen gehandelt werde. Das Urtheil wird bei verschlossenen Thüren gesprochen, und denselben Tag noch dem Angeklagten in seinem Gefängnisse von dem Gerichtsschreiber verlesen. Jede Woche werden die Urtheile und die Namen der Verurtheilten auf dem Rathhausplatze verlesen, und dann der ganze Proceß, Zeugenverhör, Verhör des Thäters und Urtheil der Oeffentlichkeit übergeben. Der Verurtheilte kann gegen diesen Urtheilsspruch appelliren, indem er sich an den Kaiser wendet, der die Sache dem Senat übergibt. Dasselbe Recht hat der Staatsprocurator. Diese Appellation gibt einen Aufschub, wird sie verworfen, so wird der Urtheilsspruch vollzogen, wenn hingegen der Senat den Urtheilsspruch verwirft, so beruft das Criminalgericht nochmals die Zeugen, und untersucht die Sache von neuem.

Wir wollen statt der bloßen Erzählung unsern Lesern die wichtigsten Actenstücke mittheilen.

Erstes Actenstück. Verhör des Joseph Laskowski, Verwalter bei Sr. Excellenz dem Herrn General und Geheimen Staatsrath Michel Stepanowitsch Kotzeniewski, Eigenthümer mehrerer Güter in dem Gouvernement Volhynien.

Der Capitän-Jspravnik. Euer Name, Taufname, Alter und Stand?

Antwort. Joseph Laskowski, zwei und fünfzig Jahre alt, und Verwalter der Güter des Generals Kotzeniewski.

Frage. Gebt mir eine umständliche Beschreibung des Raubanfalls, den man am 18 Januar 1838 gegen Euch verübte, und verschweigt keinen Umstand, der demselben vorangieng, wenn er die Sache irgend erhellen kann.

Antwort. Ich wurde von meinem gnädigen Herrn nach Brody (eine Stadt auf der Gränze von Rußland und Oesterreich) geschickt, um Honig und Wachs dort zu verkaufen, und einige nöthige Einkäufe für den gnädigen Herrn zu machen. Außer den Kärrnern, die den Transport hatten, waren mir acht Kosaken, die im Dienste des Generals sind, und der Jude Itzko Awramowitsch als Mäkler mitgegeben. Nachdem ich Honig und Wachs für 30,000 Gulden verkauft hatte, schickte ich die Kärrner zurück, machte meine Einkäufe mit einer Summe von 8000 Gulden, setzte den Rest des Geldes in Gold um und machte meine Anstalten zur Heimreise. Den Tag vor meiner Abreise bat mich mein Mäkler, der Jude Itzko, um die Erlaubniß, vorausreisen zu dürfen, um in Gesellschaft einiger seiner Verwandten zu seyn, die von Brody nach Berdytschew giengen. Ich wunderte mich nicht über diese Bitte, und bewilligte sie ihm gern, da ich ihn nicht mehr brauchte. Den andern Tag machte ich mich auf den Weg. Drei Kosaken waren auf meinem Schlitten, die fünf andern auf einem zweiten, auf welchen die Sachen, die ich für meinen Herrn gekauft, gepackt waren. Ich nahm den Fahrweg nach Brody, und da die Straße als unsicher bekannt ist, so befahl ich, daß, wo wir Nachtlager hielten, zwei Kosaken abwechselnd wachen mußten, und ein dritter entweder in meinem Zimmer, oder in einem Zimmer neben mir schlafe. Zudem hatte ich zwei Pistolen, meinen Säbel und meinen Hund Bekas, ein treues Thier, aber bös gegen Leute, die er nicht kennt, bei mir. Dieser schlief immer auf meinem Bette. Von Brody bis Januschpol kamen wir ohne Unfall. Die Nacht des 18 Januars wollte ich in diesem Dorfe zubringen, aber die Schenke war so mit Juden überfüllt, daß wir keinen Platz mehr fanden, und da ich wußte, daß eine Stunde weiter ein recht bequemes Wirthshaus ist, so fuhren wir fort. Unterwegs

überholten uns einige Juden zu Pferd, und drei Wagen, in welchen mehrere Judenfamilien waren. Als wir in das Wirthshaus traten, kam der Jude, der Eigenthümer desselben ist, auf mich zu, und sagte, er habe zwei reinliche, gut geheizte Zimmer, welche er mir geben könnte. Ich nahm sein Anerbieten um so lieber an, da das Wetter abscheulich war. Ich befahl dem dienstthuenden Kosaken Opanas Zaba Tento, mir mein Bett zu machen, setzte mich an das Feuer und ließ mir ein Glas Branntwein geben. Ich hatte viele Reisende in dem Wirthshause vermuthet, aber dem war nicht so, in der ganzen Stube war Niemand, als die Familie des Pächters, die Gänse, die Enten, das Rindvieh, einige Hunde und eine Katze. Mein Hund Befas, der wüthend wird, wenn er eine Katze sieht, machte einen abscheulichen Lärm. Das gute Feuer und der Branntwein durchwärmten mich nach diesem abscheulichen Wetter, und ich fühlte mich so schläferig, daß ich, ohne mehr etwas essen zu wollen, aufstand, um in mein Bett zu gehen. Wie ich durch das Zimmer ging, welches vor dem war, in welchem ich schlafen sollte, schnuffelte mein Hund und näherte sich dem großen Ofen, der da war, um beide Zimmer zu heizen. Der Ofen war jedoch nicht geheizt, man hatte in beiden Zimmern Feuer in die Kamine gemacht, und der Wirth entschuldigte sich darüber, indem er sagte, der Ofen bedürfe einer Reparatur, die Kamine heizten jedoch gut und Se. Excellenz der Herr Graf werde hinlänglich warm bekommen. (In Polen nennen die Juden jeden, der mit vier Pferden fährt, Excellenz und Herr Graf.) Mein Hund ging jedoch immer um den Ofen herum, schnuffelte und wedelte mit dem Schweif, um seine Zufriedenheit zu bezeugen; ich gab anfangs nicht darauf Acht. Als ich in das Zimmer ging, wo mein Bett stand, schien mein Hund auf einmal seine gute Meinung von dem Ofen sehr zu ändern, er bellte, sprang hinauf, kratzte mit seinen Pfoten, kurz gab alle Zeichen des höchsten Zornes. Der Kosak Opanas und ich glaubten, eine Katze habe ein Stück Fleisch gestohlen, sich damit in den Ofen versteckt, und die verschiedenen Aeußerungen des Hundes kämen, je nachdem er näher der Katze oder näher dem Fleische sey. Wir fanden nirgends eine Oeffnung, wodurch wir hätten in das Innere des Ofens sehen können, und da wir nicht den mindesten Argwohn hatten, so bekümmerten wir uns nicht weiter darum. (Bekanntlich sind im ganzen Norden die Oefen von Maurerarbeit, die mit den Mauern des Hauses zusammenhängt, und das Holz wird durch eine außen am Haus angebrachte Oeffnung hineingeworfen.) Ehe ich mich schlafen legte, ging ich noch in den Stall, wo ich meine Kosaken fand, die sich mit Branntwein und gesalzenen Fischen labten. Ich sah noch ins Freie, es war eine finstere Nacht, und ihre Dunkelheit ward durch die Bäume des Waldes, in dem das Wirthshaus steht, noch vermehrt. Als ich in mein Zimmer zurückkam, fing mein Hund wieder an zu lärmen; ungeduldig darüber, bestrafte ich ihn, und er legte sich unter mein Bett, knurrte aber immer leise fort. Nachdem ich mich ausgekleidet, rief ich dem Hunde wieder, damit er seinen gewöhnlichen Platz auf meinem Bett einnehme, er ging aber nicht hinauf, und stand mit halboffenem Rachen, die Augen roth vor Zorn, gegen den Ofen gekehrt. Diese anhaltende Wuth war mir auffallend, doch machte ich die Thüre des zweiten Zimmers, in dem der Kosake Opanas schlief, zu, legte meine Pistolen unter mein Kopfkissen und schlief endlich ein. Gegen Mitternacht weckte mich ein gräßlicher Lärm, mein Hund heulte vor Zorn, und im äußern Zimmer hörte ich ein durchdringendes Geschrei. Um so erschrockener, da ich keine Ursache zu allem dem wußte, ergriff ich eine Pistole und schoß aufs Gerathewohl. Plötzlich hörte ich die Thüre zuschlagen, die in unser Zimmer führte, das Schreien einer menschlichen Stimme hatte aufgehört, aber mein Hund verdoppelte sein Geheul, endlich gelang es mir mit dem Pfropf meiner Pistole mein Licht anzuzünden, aber was sah ich? Aus dem obern Theil des Ofens ragten der Kopf und die Schultern eines Juden, den mein Hund, mein muthiger Befas, im Nacken hielt und würgte. Der Jude, der die Hände nicht aus dem Ofen herausbringen konnte, hatte kein Mittel sich los zu machen, er schrie nicht, sondern suchte nur wieder in den Ofen zurückzukommen, was aber unmöglich war, denn Befas hält fest. Ich stieß die Thüre des Nebenzimmers auf und fand meinen Kosaken Opanas in seinem Blute schwimmend, ich lief in den Stall, weckte alle meine Kosaken, und mit brennenden Fackeln kamen wir in das Zimmer zurück (alle Wirthshäuser in Polen haben nur Ein Stockwerk, rechts und links des Eingangs sind die Zimmer, rückwärts die Ställe) und sahen, daß Opanas todt, — ermordet war. Mein Hund hielt noch immer den Juden, der besinnungslos schien. Wir zogen ihn aus dem Ofen hervor, und sahen, daß von innen mehrere Steine weggenommen waren, um eine Oeffnung zu machen, und daß diese von außen nur durch einen leichten Kalkbewurf verdeckt war. Der gefangene Jude brachte mit Mühe einige unverständliche Laute hervor. Ich ließ ihn binden, schickte sogleich einen Kosaken nach Ozaduwka zum Gericht, um mir Beistand zu erbitten, und ging dann zu dem Wirth. Er schien sehr erstaunt über unser frühes Eintreten, und noch mehr, als wir ihm seine Verrätherei vorwarfen. Er schwur bei dem Haupte seiner Frau und seiner Kinder, daß dieß unmöglich sey, und als wir ihn zu Opanas' Leiche führten, behauptete er, mein Hund habe ihn zerrissen. Dem gefangenen Juden gegenübergestellt, stellte er sich wieder sehr erstaunt, und behauptete, diesen Mann nie gesehen zu haben; trotz diesem befahl ich ihn zu bewachen. Mit Tagesanbruch kam der Unterbeamte der Polizei des Districts (Zasiedatel) Hatimoff von Ozaduwka mit dem Doctor Rosenfeld, der eben in Ozaduwka war, und begannen ihre Untersuchung. Dieses Verhör wurde von Joseph Laskowski unterschrieben.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Bewohner von Südamerika. Der Reisende Orbigny theilt die südamerikanischen Indianer in folgende drei Classen ab: 1) Andoperuvianer, 2) Pampasbewohner, 3) Brasilio-Guaranier. Die ersten zerfallen in drei Zweige: Peruaner, Antisianer und Araucanier, welche ihren ursprünglichen Charakter beibehielten, und immer noch kriegerisch, nachdenklich, stolz und kalt sind. Die Pamparace zerfällt in die eigentlichen Pampasbewohner, die Chiquitier und Moxeer; zu den ersten gehören die Patagonier mit ihren breiten, flachen Nasen und ihrer wilden Gemüthsart. Zu der dritten Race gehören die Guarani und Botocuden, die sich durch ihre schiefen Augen auszeichnen. (In dieser Aufzählung sind zum mindesten die Caraiben im Nordosten Südamerika's ausgelassen, denn diese gehören sicherlich zu keiner von den drei Racen.)

Fossiler Palmbaum. In einer Kohlengrube in der Umgegend von Charleroy hat man 1100 Fuß unter der Oberfläche einen fossilen Palmbaum aufgefunden. Derselbe stand aufrecht, und seine Wurzeln durchdrangen mehrere Fuß tief den Boden. Der Stamm hat etwa 56 Zoll im Durchmesser. (Echo du Monde Savant Nr. 47.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 346.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

12 December 1838.

Der Weinhandel zu Xeres.

(Aus Capitän Scotts Excursions in the Mountains of Ronda and Grenada etc.)

Die Vorrathshäusee sind alle über dem Boden. Es sind ungeheure Gebäude mit hohen Dächern, die auf Bögen ruhen, welche sich über Reihen schmächtiger Säulen erheben; die Mauern sind von zahlreichen Fenstern durchbrochen, so daß sie eine völlig freie Circulation der Luft zulassen. Einige sind so groß, daß sie 4000 Stückfaß (butts) enthalten, und selbst im dumpfigsten Wetter kühl. Die Ausdünstung ist nichtsdestoweniger überwältigend, selbst ohne die zahlreichen Weinproben, die man zu sich zu nehmen versucht ist. Die Zahl der Stückfässee, die jährlich zu Xeres gemacht, oder vielmehr zusammengebracht werden, beträgt 30,000, wovon die Hälfte nach England ausgeführt wird, und zwar das Product fast aller der vorzüglichsten Weingärten von Xeres, denn die Weinhandlungshäuser zu Xeres vermeiden es sorgfältig, eine Sendung ihrer ersten Weine mit denen von leichterer Qualität aus Moguer, San Lucar und Puerto Real zu vermischen. Die übrigen 15,000 Stückfässee werden zum Theil im Lande consumirt, wo ein leichter Wein mit einem sogenannten Manzanilla- (Camillen) Geschmack vorgezogen wird, oder nach andern Orten verkauft, wo man sie gewöhnlich mit geringeren Weinen mischt. Die Gesammtzahl von Stückfässern, die man jährlich aus den verschiedenen Häfen um die Bai von Cadiz versendet, kann auf folgende Weise angeschlagen werden:

Aus Xeres	15,000	fast alle nach England.
Aus Puerta Santa Maria	12,000	meist nach England und den Vereinigten Staaten.
Aus Chiclana	5000	meist nach der Havana, den Häfen von Mexico und Buenos-Ayres.
Aus Puerto Real . .	500	
Zusammen . . .	32,500	

Außer dem obigen geht zugleich eine ungeheure Menge Wein aus Moguer und San Lucar nach England, den man auch gewöhnlich Sherry nennt. Die meisten bedeutenden Kaufleute sind eben sowohl Erzeuger als Verkäufer, daher muß bei fremden Häusern wenigstens Ein Theilhaber Katholik seyn, da „Ketzer" in Spanien kein Land besitzen dürfen. Diese Weinerzeuger haben einen großen Vortheil, da diejenigen, welche bloß Wein aufkaufen, leicht die geringen Erzeugnisse von San Lucar, Moguer und andern Orten damit gemischt erhalten. Aller Sherry ist indeß fabricirt, und es wäre so schwer, von einem Xereskaufmann ein ungemischtes Faß Wein, als eine directe Antwort von einem Quäker zu erhalten. Man hat indeß mit diesem Mischungsproceß gar kein Hehl, und er ist sogar nöthig, um den Vorrath von altem Wein zu erhalten, der sonst bald consumirt wäre. Der alte Wein wird in ungeheuren Fässern, fast so groß wie das Heidelberger Faß, aufbewahrt; man nennt ein solches Faß Madre (das Mutterfaß), und einige dieser ehrwürdigen alten Damen enthalten Wein, der 120 Jahre alt ist. Die Art, sie voll zu erhalten, ist indeß eine imposture délicate, denn wenn man ein Gallon Wein aus dem 120 Jahre alten Faß abläßt, so wird das Fehlende aus dem nächst alten Faß u. s. w. ersetzt, so daß selbst die ältesten Weine einen steten Mischungsproceß durchmachen. Verlangt nun ein Kunde ein zehn Jahr altes Faß Sherry, so darf er keineswegs einen Wein erwarten, der so viel Jahre zuvor gewachsen ist. Er wird einen vortrefflichen Wein bekommen, der aber vermuthlich auf nachfolgende Weise bereitet seyn wird: drei Viertheile des Fasses bestehen aus einem 3 bis 4 Jahre alten Wein, wozu einige Gallonen Pajarete oder Amontillado kommen, um ihm die eigenthümliche Blume und die nöthige Farbe zu geben; der Rest besteht aus verschiedenen Proportionen alter Weine von verschiedenen Jahrgängen, und am Ende kommt noch etwas Branntwein hinzu, um ihn vor Seekrankheit zu bewahren. Dieß sieht anfangs aus wie Betrug, die Absicht ist aber keineswegs betrügerisch, sondern bloß die, den guten Wein gleichmäßiger zu vertheilen, indem man denselben einer größern Anzahl erreichbar macht. Würde nicht auf diese Weise verfahren, so wäre die Folge, daß die Xeres-Kaufleute eine geringe Menge Wein in ihrem Keller hätten, der durch sein hohes Alter so kostbar wäre, daß wenige Personen ihn trinken könnten, und eine große Menge

geringerer Weine, die durch die Erzeugnisse anderer Länder vom Markte vertrieben würden. Die Qualität des Weins hängt daher von der Menge und dem Alter der verschiedenen Madrefässer ab, aus denen man den jüngern Weinen durch Zusatz eine Blume verschafft, und der Geschmack wechselt von Trocken zu Süß, und die Farbe von Blaß zu Braun durch die größere oder geringere Beimischung von Pajarete, Amontillado oder gekochtem Sherry.

Ich glaube nicht, daß die Sitte, gekochten Wein beizufügen, sehr allgemein, da sie ein sehr kostspieliges Mittel ist, um einen Wein alt zu machen. Es ist indeß ein sehr wirksames Verfahren, und gilt zum mindesten für eben so gut, als eine Reise über das atlantische Meer. Die süßen Weine von Xeres sind vielleicht die besten in der Welt: der unter dem Namen Pajarete bekannte wird am häufigsten gemacht, doch hat der Pedro Ximenes eine höhere Blume. Es gibt auch einen süßen, mit Kirschen versetzten Wein, der köstlich ist. Die leichten, trockenen Sherries sind in ihrem reinen Zustande sehr angenehm, müssen aber mit Branntwein oder andern Weinen versetzt werden, um lang zu halten oder auf fremde Märkte verschifft zu werden. Die, welche in England leichten Sherry kaufen, können versichert seyn, daß er erst seit seiner Abreise aus Spanien leicht geworden ist. Die Zahl der Weinhandlungen in Xeres ist sehr groß, und ich glaube, fünfundzwanzig derselben versenden ausschließlich Wein nach England. Die Kaufleute sind sehr gastfrei, leben auf gutem Fuße, und führen, namentlich auf ihrer Tafel, ganz ausgesuchte Weine.

Die Fischereien in den nördlichen Eismeeren.

(Fortsetzung.)

8. Die Gesetze wegen der Fischerei bei Spitzbergen; einige vorgekommene Streitfragen.

Extract aus der Resolution der Staaten von Holland und West-Friesland, in ihrer Versammlung genommen den 22 Januar 1695:

1) Wenn ein Schiff verunglückt, und der Commandeur und das Volk sich zu retten suchen, soll das erste Schiff, an welches sie kommen, dieses zu thun schuldig seyn, und wenn dieses einem andern Schiffe begegnet, soll es die Hälfte des besagten Volkes übergeben, wie auch das geborgene Volk schuldig seyn soll, überzugehen; es wäre denn, daß das zweite Schiff bereits geborgenes Volk inne hätte, in welchem Falle das Volk pro rata vertheilt werden soll, daß eines so viel als das andere, und ein jedes der beiden Schiffe die Hälfte des Volks habe, und wenn sie zu andern Schiffen kommen sollten, soll alsdann wieder, wie zuvor, eine Vertheilung geschehen.

2) Die Victualien, welche die Geborgenen an Bord bringen, sollen von ihnen selbst verzehret werden, und was noch übrig seyn möchte, nachdem sie an das zweite oder folgende Schiff gekommen sind, davon sollen sie pro rata des Volks mitgeben; deßgleichen soll den salvirten Schaluppen, so keine Victualien mitbringen, aus christlicher Liebe beigestanden werden, mit Beding, daß sie arbeiten, wie andere Matrosen.

3) So auch, wenn ein oder mehrere Schiffe und Güter in Grönland bleiben müßten oder verloren würden, so soll der Commandeur und Schiffer, oder wer an ihrer Stelle ist, ein jeder für so viel ihn angeht, so lange sie dabei sind, ihre freie Wahl haben, ob sie das Gut wollen bergen lassen und wie? jedoch, daß die Commandeurs, so allda gegenwärtig sind, die Freiheit haben sollen, solche Güter zu übernehmen oder nicht.

4) Wenn Jemand zu einem oder mehreren gebliebenen oder verlorenen Schiffen und Gütern kommt, so verlassen seyn möchten, und Niemanden dabei fände, so mag er solches Gut bergen. Von diesen geborgenen Gütern, es sey Geräthschaft zum Wallfischfang, Speck, Thran und Wallfischbarden, Wallroßzähne, Schiffsgeräthschaft, oder was dergleichen Mehreres seyn möchte, soll, wenn er hier zu Lande kommt, die eine Hälfte dem zu Gute gehen, der es gerettet hat, und die andere Hälfte denen verbleiben, die es verloren haben, welchen derjenige, so es gerettet hat, die Hälfte herausgeben soll, ohne Fracht, Parteniergeld oder andere Unkosten zu fordern oder zu prätendiren.

5) Wofern ein oder mehrere Schiffe oder Güter vor dem Bergen von denen, so Monatgelder, und den Parteniers, welche Theil haben, wäre verlassen worden, so sollen weder die, so auf Sold, noch die auf Part dienen, von dem geborgenen Schiffe, Schiffen und Gütern etwas genießen oder zu prätendiren haben, und soll in diesem Falle das Gut des Schiffes und das von dem Wallfischfang denen Rhedern zu Gute gehen und von ihnen genossen werden.

6) Wenn aber das Volk von dem gebliebenen Schiff oder Schiffen und Gütern dabei ist, und die Güter hat retten helfen, sollen aus dem reinen vierten Theil von allem Geborgenen, die so um Sold auf dem Schiffe dienen, ihr bedungenes Monatsgeld, und die Parteniers oder welche um Part dienen, für ihre gethane Arbeit ein Monatsgeld, zu 20 Gulden des Monats, genießen, bis dahin, als das Schiff geblieben ist, so daß die Parteniers in diesem Fall, als die, so um monatlichen Sold dienen, gegen die gemeldeten 20 Gulden des Monats considerirt werden, zu rechnen von dem geldlosen Monat; wenn jedoch der vorbesagte vierte Theil nicht so weit reichen sollte, wird ein jeder, sowohl der um Sold, als der auf Part dient, nach Advenant missen müssen, und was von demselben vierten Part über die erwähnten Monatsgelder Ueberschuß ist, soll den Rhedern zum Profit kommen.

7) Der Commandeur, so einiges Gut rettet, soll die bedungene Portion rechnen, in Ansehen seiner Parteniers, nach Proportion des Capitals, das er auswirft, dasselbe Capital als den Fang von Thran und Barden gerechnet: aber die um Sold dienen, sollen nichts davon genießen, und sollen 50 Quartele Thran und 1600 Pfund Barden für einen Fisch gerechnet werden, das Geborgene zum Capital zu machen, und den Thran und Barden nach dem Markte zu rechnen.

8) Alle solche geborgene und zu Schiffe gebrachte Güter sollen allem Vorfall von Schaden und Haverei eben sowohl als eigen Gut unterworfen seyn.

9) Wenn Jemand in dem Eis einen Fisch getödtet hat und durch Ungelegenheit nicht könnte an Bord kriegen, so bleibt er

Eigner, so lange Jemand von dem Volke dabei ist, und wenn kein Volk dabei ist, ob er ihn schon an einen Eisschots fest gemacht, so mag der, welcher dahin kommt, diesen Fisch zu sich nehmen.

10) Wenn man bei dem Lande sich befindet, und es hat Jemand einen Fisch, mag er den vor Anker, Dreggen oder kleinen Ankern und Sellen festlegen, nebst einem Zeichen oder Flagge darauf, und wenn schon Niemand dabei ist, so bleibt er doch dem Eigenthümer liegen.

11) So auf der Reise nach Grönland unter der Admiralschaft im Defendiren Jemand an seinen Gliedern verstümmelt würde, soll dafür der Billigkeit nach von den Committirten der grönländischen Fischerei zu ermäßigen, bezahlet und solches repartiret werden über die ganze Flotte; so auch in der Rückreise.

12) Endlich so einige Sachen, die hierinnen nicht begriffen sind, sich hervorthun sollten, will man selbiges durch ehrliche Leute ausmachen lassen. (War unterzeichnet Simon de Beaumont u. s. w.)

Obige Gesetze wurden von den Städten Emden, Bremen und Hamburg angenommen und befolgt.

In Großbritannien wurden wegen dieser Fischerei niemals specielle Gesetze gegeben; man richtete sich meistens nach obigen und besonders nach folgenden zwei Hauptpunkten, die durch Usance festgestellt waren.

§. 1. Ein festgemachter Fisch, lebend oder todt, ist ein rechtmäßiges Eigenthum derjenigen, welche mit demselben in Verbindung sind, oder ihn in Besitz halten. — §. 2. Ein freier, ungebundener Fisch, lebend oder todt, ist gute Jagd für Jeden. — §. 1 ist nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit. §. 2 urtheilt zwar mitunter gegen sonstiges Recht, ist aber wegen seiner Einfachheit wichtig, da sonst manche Streitigkeiten in der Fischerei schwer zu entscheiden wären. — Anmerkung zu §. 1. Wenn ein Fisch angeschossen ist, die Harpune losgeht, und entweder dieselbe oder die Leine über den Rücken liegt, wird der Fisch als fest gemacht betrachtet.

(Schluß folgt.)

Neue Entdeckungen in den Pyramiden.

In der Sitzung der königlichen Gesellschaft der Literatur zu London für den Monat November las Hr. Hamilton einen Brief des Hrn. Parring vor, den dieser an Obrist Howard Vyse von Tourah schickte, einem Ort ungefähr vier Meilen südlich von Cairo, am Fuße der Mokattam-Gebirge, von denen jetzt eine Eisenbahn nach dem Nil geführt wird, um aus den alten Steinbrüchen Steine zu transportiren, von denen viele in Alexandrien bei den Arbeiten an den beiden Hauptarmen des Nils gebraucht werden, da man starke Dämme reguliren will.

Der Brief spricht von den Ausgrabungen, die Hr. Parring in den Pyramiden leitet. Nachdem er die Ausdehnung der großen Pyramide und der Königskammer gegeben, berichtet er, daß sie den Eingang zur nördlichen Pyramide von Abusir vor ungefähr vierzehn Tagen entdeckt hätten, bis jetzt aber hätten Schwierigkeiten sie verhindert, das Innere zu untersuchen. Auch bei der mittlern (central) Pyramide hätten sie Spuren eines Zuganges gefunden. Bei Tourah seyen beim Durchstich der Sandhügel Ueberreste von mehr als zwanzig steinernen Sarkophagen und Gerippe zu Tage gebracht worden — wahrscheinlich von den Arbeitern herrührend, die einst in den alten Steinbrüchen beschäftigt waren. Auch fand man eine Tafel und Cartusch (tablet and cartouche) des Amenophis, und man hofft, einiges Licht könne auf die Geschichte der Hirtenkönige fallen, da Manetho erzählt, daß Amenophis 80 000 Aussätzige und andere Kranke dieses Geschlechts zur Arbeit in diese Steinbrüche schickte. Die Särge waren von verschiedener Gestalt und Größe, für erwachsene Personen und Kinder. Ein irdener Sarkophag wurde ausgegraben, aber unglücklicherweise zerbrochen. Er war aus verschiedenen Stücken zusammengesetzt, und oben war ein weibliches Gesicht zu sehen mit roh gemalten Hieroglyphen. Viele Sprünge entdeckte man, die mit schwarzem, pulverisirtem Thon oder Ochsenknochen, Hörnern, wollenen Tüchern u. s. w. ausgefüllt waren, deren Untersuchung manches Interessante ergeben möchte.

Raubmord in Volhynien.

(Schluß.)

Zweites Actenstück. Bericht des Doctors Rosenfeld. Ich untersuchte die Leiche des Kosaken Ovanas Zaba Tenko und traf zwölf Wunden, mehrere davon in dem Magen, dem Unterleib und in den Seiten. Alle diese Wunden waren durch ein Messer gemacht. Ein fürchterlicher Kampf muß zwischen dem Mörder und seinem Opfer stattgefunden haben, denn man fand in dem Munde der Leiche ein Stück von einem Finger des Mörders und in der Hand einen Büschel rother Haare.

Drittes Actenstück. Bericht des Polizeibeamten (zasiedatel) Hatimoff. Ich begab mich an den Ort des Verbrechens, und fand, daß zwei Oeffnungen in dem Ofen zum voraus in der Art waren angebracht worden, daß die Steine bei einem leichten Druck der Hand herausfielen. Die Thüre des Ofens war vor dem Haus und — wie es schien absichtlich — durch Dünger verdeckt. Es ist augenscheinlich, daß dieser Ofen zum Hinterhalte diente, und daß der Wirth von dem Frevel unterrichtet war. Zur Seite des Wirthshauses sah man Fußstapfen nach Art der Fußbekleidung der Juden, und die Spuren von Pferdetritten und Schlittengleisen, was anzuzeigen scheint, daß viele Mitschuldige dabei waren. Kraft meines Amtes nahm ich gefangen den Wirth Herschko Ruwin, Rachel seine Frau, Schmil und Schebel seine Söhne, seinen Diener Jonas und Abraham, genannt der Schwarze, der schon dreimal von dem Gericht bestraft wurde, und der neuerlich von dem Hunde Betas in der Oeffnung des Ofens gepackt ward. Unterzeichnet der Zasiedatel Hatimoff.

Viertes Actenstück. Verhör des Juden Abraham, der Schwarze.

Frage. Dein Name und Vorname und dein Geburtsort?

Antwort. Abraham, Sohn des Mager, geboren in Bertytschew, ein und dreißig Jahre alt.

Frage. Was ist dein Gewerbe?

Antwort. Stehlen.

Frage. Wer hat dich zu diesem Meuchelmorde verführt?

Antwort. Ein Jude, ein Sohn des auserwählten Volkes kam zu mir und sagte: „Abraham, es zeigt sich Arbeit, es handelt sich um einen Goim (dieß ist der Name, welchen die polnischen Juden den

Christen geben), 200 Gulden für deine Arbeit, willst du?" Ich hatte eben kein anderes Geschäft in Aussicht und sagte: „Ich will."

Frage. Wer ist dieser Jude, dieser Anstifter des Verbrechens?

Antwort. Ich kenne ihn nicht, und sah ihn jenen Tag zum erstenmal. Es ist kein Arbeitsgenosse, aber dießmal hat er seine Sache besser gemacht als ich, denn er hat den Kosaken umgebracht. Was mich betraf, so hat mir der verdammte Hund besser aufgepaßt als alle Polizeidiener, er hat mich gerade im Augenblick gepackt, wo ich heraus wollte, um den großen Goim zu tödten.

Frage. Wie bist du in den Ofen hineingekommen?

Antwort. Ha, gewiß nicht durch den Kamin, sondern durch die Thüre.

Frage. Wußte es der Wirth?

Antwort. Ich weiß es nicht. Derjenige, der mich gemiethet hatte, sagte mir, wie ich hinein müsse und wie ich meine Arbeit zu thun habe. Mehr frage ich nie. Die Gläubigen kennen mich als gehorsam gegen den, der mich zahlt. Darum hat er mich auch ausgewählt, um den großen Goim zu tödten, aber dießmal hat das Sprüchwort nicht gelogen: der Mensch schießt, aber Gott lenkt die Kugel.

Frage. Hattest du noch andere Mitschuldige?

Antwort. Der mich gemiethet hat, sagte mir, die Unserigen würden kommen uns aus der Noth zu helfen, aber man sieht wohl, daß der Pistolenknall sie zerstreut hat, sie fürchteten sich — fürchten, wenn es sich darum handelt, einen Goim umzubringen und Geld zu verdienen!

Frage. Aber es ist unmöglich, daß du um so wenig Geld eingewilligt hast, ein Verbrechen zu begehen?

Antwort. Ist das wenig? 200 Gulden! muß man nicht manchmal hundertmal stehlen, bis man so viel beisammen hat. Ja, wenn ich gewußt hätte, daß ich es mit einem Hunde zu thun bekomme, da hätte ich nicht eingewilligt, ich spüre seine Spitzzähne noch an meinem Halse.

Die übrigen Actenstücke enthalten die Verhöre des Wirthes Herschko Ruwin, seiner Frau, seiner Kinder und seiner Dienstboten. Herschko Ruwin, fünf und sechzig Jahre alt, und seit zehn Jahren Besitzer des Wirthshauses von Januschpot, läugnet jede Mitwissenschaft des Verbrechens, er behauptet, die beiden Juden, die sich in sein Wirthshaus eingeschlichen, nicht zu kennen, und seine Frau, seine Kinder, selbst sein Diener, läugnen wie er. Durch eine Bastonnade etwas in Schrecken gesetzt, gab jedoch der Diener Auskunft über einen Juden, der den Abend vor der That in das Wirthshaus gekommen war. Seine Aussage bezeichnete Itsko Awramowitsch, den Mäkler des Joseph Laskowski. Demzufolge begab sich der Isprawnik nach Kodnea und nahm den Itsko Awramowitsch zu Verhör. Itsko Awramowitsch, sechs und vierzig Jahre alt, seit fünf und zwanzig Jahren in den Diensten des Generals Kobeniewski, wurde krank in seinem Hause gefunden. Er beklagte sich mit Bitterkeit über die Anklage, die auf ihm lastete, aber wie man zur Untersuchung seiner Hand schritt, und fand, daß ihm ein Stück des kleinen Fingers fehlte, fiel er in eine Art von Betäubung, und entschloß sich einzugestehen.

Nachdem, sagte er, Hr. Laskowski seine Verkäufe gemacht hatte, redeten mir einige Juden zu, ihm sein Geld zu stehlen, zweimal habe ich diese Expedition in Brody versucht, aber immer hat Opanas' Wachsamkeit meinen Plan vereitelt, endlich fiel uns ein, Hrn. Laskowski umzubringen. Wir bildeten eine Gesellschaft von vierzig Mitgliedern, aber es fehlte uns ein Mann von Entschlossenheit. Da wendeten wir uns an Abraham, der dafür bekannt ist, daß er sich willig finden läßt, einen Goim umzubringen. Er sollte Laskowski tödten. Den Kosaken Opanas nahm ich für mich, weil ich schon lange etwas gegen ihn im Sinne hatte. Der Wirth Herschko Ruwin war unser Mitschuldiger, er gab uns den Rath, das Wirthshaus in Januschpol zu überfüllen, und er hat uns in den Ofen der Zimmer von Laskowski gebracht. Darum wedelte Belas, der mich erkannte, freundlich um den Ofen her im ersten Zimmer, während er im zweiten, wo er Abraham roch, den er nicht kannte, knurrte.

Nach Itsko's Erklärung waren die übrigen Mitschuldigen außerhalb des Wirthshauses versammelt, und sollten auf ein Signal mit einer Pfeife hereinkommen und die Kosaken ermorden. Die Scene mit Abraham und dem Hunde, das Ringen Opanas' mit Itsko, der ihm, während jener noch schlief, schon einige Stiche beigebracht hatte, und der Knall der Pistole zerstörte den Plan. Itsko's Flucht brachte den Schrecken unter die übrigen Mitschuldigen, die sogleich alle entflohen. Itsko nannte dann die Namen der übrigen Verbrecher; zehn wurden gefunden, den übrigen wird vom Gericht noch nachgeforscht. Die Gefangenen haben nach vielen Schwierigkeiten eingestanden, daß sie versprochen hatten, bei der Missethat zu helfen.

Das Zeugenverhör wurde von dem Capitän-Isprawnik Rajunoff unterzeichnet. Der Spruch des Gerichtshofes verurtheilte: Itsko Awramowitsch zu hundert Knutenstreichen und lebenslänglicher Arbeit in den Bergwerken, Abraham, den Schwarzen, zu fünfzig Knutenstreichen und lebenslänglicher Bergwerksarbeit. Herschko Ruwin zu zwanzig Knutenstreichen und fünfzehnjähriger Bergwerksarbeit. Seine zwei Söhne, seine Frau, seinen Diener und die zwölf andern Mitschuldigen jeden zu fünf Knutenstreichen, fünf Jahren Bergwerksarbeit und dann Deportation nach Sibirien. So endete die tragische Begebenheit, die den treuen und muthigen Belas in dem ganzen Lande berühmt gemacht hatte.

Vernichtung der Ratten. Der Courrier enthält nachfolgende interessante Mittheilung. Man spricht von einer für die öffentliche Gesundheit sehr interessanten Entdeckung, denn man soll nach vielen Versuchen endlich ein Mittel gefunden haben, die Ratten zu vertilgen, welche bisher die Verwaltung abhielten, den Schindanger von Montfaucon abzuschaffen, da man fürchtete, diese gefährlichen Thiere, die sich dort in Menge finden, möchten, ihrer täglichen Beute beraubt, auswandern und mitten in Paris ein Asyl suchen. Die Ratten haben sich bei Montfaucon so vermehrt, daß sie alle dort in der Nähe liegenden Häuser zum Fall bringen, und die Erdaufwürfe bei Belleville sind dermaßen durchbohrt, daß die höhern Theile einstürzten. In den Schlachthäusern, auf den Märkten, in allen öffentlichen Anstalten finden sich gleichfalls eine Menge Ratten.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 113** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Die Quelle von Backtschisarai.** Poetische Erzählung aus der Krimm von A. Puschkin. — P. B. Shelley. (Fortsetzung.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abonnenten des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 113.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

12 Dezember 1838.

Die Quelle von Backtschisarai.

Poetische Erzählung aus der Krimm von A. Puschkin.

(Deutsch von Tiez)

Im dumpfem Schweigen thront Ghirei
Von seinem Sklaventroß umgeben,
Der zu dem Chan in stummer Schen
Das Aug' gewandt mit Furcht und Beben.
Sie kennen nicht den Gram, die Wuth,
Die auf des Herrschers Antlitz ruht;
Da winket seine Hand zum Zeichen,
Aus seiner Nähe zu entweichen.

Im gold'nen Saal ist er allein.
Es pocht die Brust in freiern Schlägen
Von Wünschen, die sein Herz bewegen:
Wie wenn des Sturmes Kraftgewalten
Des Meeres trügerische Wellen
Zu grausen Bergen aufwärts schwellen
Und das Verderben rings entfalten.

Was brütet wohl sein düstrer Blick?
Wem drohn des Auges Feuerblitze?
Gilt es wohl Rußlands Zaarensitze.
Sinnt er auf Polens Mißgeschick?
Will er im Heer die Meuterey
Mit Tod und mit Verderben rächen. —
Will er vielleicht die Kühnheit brechen.
Mit der der Genueser Flotten
Noch immer seiner Herrschaft spotten? —
O nein! er denkt nicht an die Schlacht,
Die ihn zum Ruhm sonst angefacht.

Hat frech ein Giaur es wohl gewagt
In seinen Harem einzubringen
Und Minnesold dort zu erringen,
Wo Nachtigall süß flötend klagt?

Auch das nicht! Denn in Furcht und Zagen
Wird keine seiner Frau'n es wagen,
Der Liebe Wünschen Raum zu geben;
Dort blüht ein freudenloses Leben.
Es hütet der Eunuchen Schaar
Der Weiber Wort, den Blick sogar.
Wie Blumen blühen und vertrauern,
Der Flur entrückt, im Gläserdach,
So welken in des Harems Mauern
Der Schönen Reize allgemach.
Der Jugend heitre Fröhlichkeit,
Des Herzens kaum erschloss'ne Triebe,
Der Hochgenuß der reinen Liebe,
Verkümmert hier im Lauf der Zeit.
Einförmig schleicht durch Tag und Jahre
Das Leben ihnen, drückend, fort,
Bis sie auf düstrer Todtenbahre
Gelangen zu dem letzten Port.
Der Harem ist so arm an Freuden,
Daß gern die Frau'n auch nach dem Schein
Der Freude haschen, um vom Leiden
Der Langenweile frey zu seyn.
Der Tand muß ihr Gemüth ergötzen,
Der Kleider bunter Farbenglanz,
Die Vögel unter Silbernetzen,
Das Mährchen und der Reihentanz.
Sie wandeln in des Gartens Räumen
Im Schatten der Platanen hin,
Und der Fontänen sprudelnd Schäumen
Erfreut schon den bescheidnen Sinn.
Doch wie unschuldig ihre Freude,
Es lauschet stets mit düsterm Neide
Der Haremswächter argwohnsvoll,
Sein Herz ist nur erfüllt von Groll,
Nie kannte er die Lust der Liebe,
Er höhnt des Busens heil'ge Triebe

Und trägt Verachtung, Haß und Schmach,
Verspottung selbst mit dumpfem Brüten;
Doch rastlos ist sein Auge wach,
Die Frauen sklavisch zu behüten.
Er kennt die Weiber und ihr Herz,
Er lächelt über ihre Thränen,
Ihn rühret nicht der Liebe Sehnen,
Und Wollust ist ihm nur ihr Schmerz! —

Umwogt vom dunkeln Lockenhaar
Taucht dort der Frauen schöne Schaar
Die üpp'gen Glieder in die Wellen,
Damit das Bad die Gluthen kühle,
Des Herzens brennende Gefühle.
Doch selbst bis in des Bades Zellen
Verfolgt ihr Wächter sie, die Armen;
Ihn kann die Schönheit nicht erwarmen,
Ihn, der bei solcher Reize Fülle
Selbst kalt und ohne Regung bleibt.

Und wenn im fernen West die Hülle
Der Nacht den sonn'gen Tag vertreibt
Und Dunkel auf dem Harem ruht,
Schleicht er, im Herzen stille Wuth,
Verstohlen durch die weiten Hallen,
Um dort den süßen Traum der Schönen,
Des Schlafes halb verstand'nes Lallen,
Des Busens unbewußtes Stöhnen
Den Schläferinnen abzustehlen.
Weh der, die nur vielleicht im Schlummer
Verräth verstoht'nen Liebeskummer!
Sie kann auf sichres Unheil zählen. —

Was denkt Ghirei zu solcher Stunde?
Die Pfeife dampft nicht mehr am Munde,
Er gibt das längst erloschne Rohr
Dem lauschenden, stets wachen Mohr;
Erhebt sich schweigend vom Diwan
Und nahet sich den Pforten dann,
Die zu dem Harem, dem geweihten,
Die Schritte des Gebieters leiten.
Dort in dem schattig-kühlen Garten
Sieht man die Frau'n des Herren warten,
Auf Persiens Teppich hingegossen,
Von süßem Liebreiz überflossen,
Zum Springquell scherzend hingeneigt.
Gleich harmlos-frohen Kindern necken
Sie jetzt den Goldfisch in der Fluth,
Der in dem kühlen Marmorbecken
Tief unten auf dem Grunde ruht,
Und lösen Ringe aus dem Ohr
Und werfen spielend sie ihm vor.
Indessen geht erquickungsvoll
Der Scherbeth duftend in die Runde,
Und durch die lauen Lüfte quoll
Ein Haremslied aus Aller Munde:

Tartarensang.

Der Himmel spendet Trostesgabe
Im Leiden dem, der auf ihn baut:
Es lehnt der Greis am Pilgerstabe
Glückselig, wenn er Mekka schaut.

Glückselig, wem in heil'gen Schlachten
Purpurn entströmt sein Heldenblut,
Wenn Todesschauer ihn umnachten,
Er in dem Arm der Houris ruht.

Hochselig, wem entfernt von Schmerzen
Hienieden schon die Rose blüht,
Der an Zarema's süßem Herzen
In Liebe und für Liebe glüht.

So tönt der Sang. Doch freuet nicht
Das Lob die zarte Haremsblume,
Zarema lauschet nicht dem Ruhme,
Der aus dem Liede zu ihr spricht.
Ihr Auge glänzt in bittern Thränen,
Er theilt ja nicht ihr heißes Sehnen,
Es liebt Ghirei sie jetzt nicht mehr,
Und wie die Palme, die so schwer
Des Sturmes rauhe Macht gebeugt,
So trauert sie, das Haupt geneigt.

Untreu ist er! — Wer gleichet hier
An Schönheit diesem Frau'ngestirne?
Es wallt der Locken üpp'ge Zier
So reich um ihre zarte Stirne,
Und ihrer Augen Zauberpracht
Ist klar wie Tag, dunkel wie Nacht.
Was tönet wohl so süß im Leben
Wie Liebeswort aus Deinem Munde?
Wie heilet jede Herzenswunde,
Wenn Deine Küsse Wonne geben?
Wem füllt die Brust ein andres Bild,
Wenn sie das Deine schon umhüllt?
Und dennoch bleibt Ghirei bei allen
Den Reizen, die dieß Weib umwallen,
So kalt, — und düster sieht die Nacht
Ihn einsam auf der Lagerstätte.
Der Polenfürstin Schönheitsmacht
Umschlingt gleich einer Zauberkette
Den Chan, seitdem sie hier verweilet.

Maria, jung und reizgeschmückt,
Ward von dem Kriegsgeschick ereilet
Und rauh dem Heimathland entrückt,
Des greisen Vaters Stolz und Freude,

So war sie jungfräulich erblüht;
Kein Kummer hatte sie umglüht.
Fremd war sie jedem Schmerz und Leide.
Gleich einem heitern Frühlingsmorgen,
Vom Glückessonnenstrahl umgossen,
War rein ihr Daseyn hingeflossen;
Kein Wölkchen düstrer Lebenssorgen
Hat je die zarte Stirn getrübt;
Der Vater, der die Tochter liebt,
Er will, daß sie mit Freundlichkeit
Als Gattin gern zurück noch blicke
Auf jene reine Jungfrau'nzeit,
Des Glückes denke in dem Glücke. —
Es glich dem reinen Herzen ganz
Ihr Aeuß'res: reiner Anmuth Glanz
War über die Gestalt verbreitet;
So geht ihr Fuß nicht, nein! er gleitet,
Berührt den Boden kaum, er schwebt.
Indeß im Blick die Sanftmuth lebt,
Und wie Natur verschwendrisch waltet,
Hat sich bei ihr die Kunst entfaltet:
Oft tönen aus der Harfe Saiten
Tief ernste, heitre Melodieen,
Indeß von ihren Lippen gleiten
Gesänge, die zum Herzen ziehen. —
Es nahen sich hochmächt'ge Freier
Wohl werbend um Mariens Hand;
Doch füllet nicht der Liebe Feuer
Die Brust der Jungfrau, sie empfand
Noch nie der Liebe Lust und Schmerzen,
Noch wohnte nur in ihrem Herzen
Die Ruh der ungetrübten Jugend,
Der Tochterliebe heil'ge Tugend.

(Fortsetzung folgt.)

P. B. Shelley.

(Fortsetzung.)

Das waren Vergnügungen zahmer Art. Oft aber auch klomm sie die steilste Leiter des rauhen Gesteins hinan zum gekrümmten Vorgebirg einer erhabenen Wolke, und ritt singend, wie Arion auf des Delphins Rücken, durch die uferlose Luft. Oft des geschlängelten Blitzes gezackter Spur folgend schwebte sie auf die Zinnen des Sturmes und lachte, wenn sie hinter sich die Feuerkugeln brausen hörte. Und manchmal stieg sie hinauf zu jenen Strömen der obern Luft, welche die Erde in ihrem täglichen Umschwung kreisen machen, und gewann die Geister dort, daß sie sie an ihrem Chor Theil nehmen ließen. Die Sterblichen fanden an solchen Tagen, daß der Himmel mild und schön war, und geheimnißvolle, kurzhingehauchte, harmonische Töne zogen über die Erde hin, da wo ihr Pfad ging, und selige Gedanken der Hoffnung, zu süß um von Dauer zu seyn.

Ihre Lieblingskurzweil aber war, in den Stunden des Schlummers den alten Nil hinab zu gleiten, wenn er Aethiopien und Aegypten betritt, von den steilen Höhen des äußersten Arume, bis er, wie eine friedliche Heerde silbervliessiger Schafe seine Wasser auf die Ebene ausströmt, und gewappnete Häupter von Städten und stolze Tempel dazwischen empoeschimmern und manche von Dünsten umwogte Pyramide. Am See Möeis und Mareotis, mit schönen Blumen überstreut, wie der Boden eines Brautgemachs; wo nackte Knaben, zahme Wasserschlangen zügelnd, oder gespenstische Alligatoren anschirrend, auf dem sanften Wasser mächtige Spuren gelassen hatten von diesen riesigen Gestalten — hinter den ehernen Thoren des großen Labyrinths schliefen Knabe und Thier, ermüdet von dem Gepränge ihres Osirischen Festes; und wo auf dem Spiegel des Flusses die Schatten der massigen Tempel liegen und nie verwischt werden, aber immer zittern, wie Wesen, welchen jede Wolke den Spruch des Todes bringen kann; durch die mit Lotus bedeckten Kanäle, und wo nur immer die Werke des Menschen diesen heitersten Himmel mit Gräbern, Thürmen und Tempeln durchschnitten — da war es ihre Lust umzuschweifen im Schatten der Nacht. Mit einer Bewegung, ähnlich der des Geistes jenes Lüftchens, dessen leiser Schritt den Schlaf noch tiefer macht, schwebte ihr leichter Fuß durch die bevölkerten Stätten der Menschheit, ausstreuend holde Gesichte, die ihrer holden Gegenwart entquollen, durch Tempel und Palasthof und Labyrinth, mit vielen dunkeln unterirdischen Straßen unter dem Nil gegraben; durch hohe und tiefe Kammern schritt sie, die Sterblichen beobachtend in ihrem Schlaf.

Ein süßes Vergnügen gewiß war es, die Sterblichen eingewiegt zu sehen in allen Gestalten des Schlafs; da lagen Zwillingsschwestern, noch Kinder, dort ein einsamer Jüngling, der in seinen Träumen weinte; drinnen zwei Liebende, unschuldig verschlungen in ihren losen Locken, die über beide hinabwallten, wie Epheu von Einem Stamm; und dort lag friedlich das Alter mit schneeweißglänzendem Haar und gefalteten Händen. Aber auch andere unenthsame Gestaltungen des Schlafs sah sie, die sich nicht abspiegeln dürfen in einem reinen Gedicht, häßliche Verzerrungen übernatürlichen Grausens, und blasse Wahnbilder von erträumtem Leiden, und das ganze Verzeichniß von des Herkommens gesetzlosem Gesetz auf die Stirne von Alt und Jung geschrieben. „Das," sagte die Fee, „ist der Kampf, welcher den flüssigen Spiegel des Menschenlebens trübt und verstört." Doch wenig ängstigte der Anblick ihre Seele — Wir, die schwachen Schiffer auf diesem weiten See, wir richten, wo seine Küsten sich dehnen oder die Wogen rollen, unsern Lauf ohne Steuermann und Stern über seine wilde Fläche nach einem unbekannten Ziel — sie aber konnte in den friedlichen Tiefen ihren Weg dahin einschlagen, wo in glänzenden Palästen unsterbliche Gestalten wohnen, unter dem Gewoge der rastlosen Fluth.

Und Fürsten sah sie unter dem Schimmer sonnengleicher Edelsteine gebettet; und um jeden Tempelhof, in Schlafgemächern reihenweis geordnet, sah sie die Priester schlafen — Alle von Einer Art, denn Alle waren dazu erzogen; die Bauern

in ihren Hütten, und im Hafen sah sie die Matrosen gewiegt auf den Wellen, und die Todten eingelullt in ihren traumlosen Gräbern. Und alle die Leiber, in welchen diese Geister lagen, waren für ihr Auge wie die durchsichtigen Schleiertücher, worein die anmuthigen Frauen oft ihre zarten Glieder hüllen, die uns nichts verbergen möchten, als ihren Widerwillen gegen jede Art der Verheimlichung; so bewegen sie sich in dem Licht ihrer eigenen Schönheit. Aber diese Alle lagen jetzt vom Schlafe bezwungen da, und ahnten nichts davon, daß eine Fee sie betrachtete.

Sie sah alle diese athmenden menschlichen Gestalten als lebendige Geister — ihrem Auge lag die nackte Schönheit der Seele offen, und oft erblickte sie durch eine grobe und verkümmerte Hülle die innere Gestalt am glänzendsten und schönsten — und dann besaß sie auch einen Zauber von seltner Macht, der, in leisem Ton auf stumme Lippen gemurmelt, machte, daß dieser Geist mit dem ihrigen sich vermengte. Ach! Aurora, was hättest du gegeben für einen solchen Zauber, als Tithon grau wurde! Oder wie viel, o Venus, von deinem silbernen Himmel hättest du der Fee abgetreten, welche dich ihn gelehrt hätte, bevor Proserpina halb (oh! warum nicht ganz?) die Schuld erließ, welche der geliebte Adonis zu bezahlen verdammt war! Aber noch wußte die Tochter des Helios selbst seinen Werth nicht zu schätzen. Man sagt, in spätern Zeiten habe ihr freier Geist erfahren, was Liebe sey, und habe sich einsam gefühlt — aber die heilige Diana konnte nicht keuscher seyn, ehe sie sich bückte, den Endymion zu küssen, als jetzt die Zauberjungfrau; gleich der geschlechtlosen Biene, die alle Blumen kostet und an keine sich kettet, schwebte unter diesen sterblichen Gestalten die Fee dahin mit heiterm Auge und unbeschwertem Herzen.

Denjenigen, die sie am schönsten sah, gab sie wunderbaren Heiltrank in krystallner Schale; in ihrem tiefen Schlaf tranken sie von diesem süßen Naß, und lebten von nun an, als ob eine Kraft, mächtiger als das Leben, in ihnen waltete; und das Grab von Solchen, wenn dem Tod endlich die müde Seele erlag, war wie eine hohe, grüngewölbte Laube, mit den Edelsteinen von Sternblumen reich ausgeschmückt. Denn in der Nacht, in der sie bestattet wurden, stellte sie wieder her, was der Einbalsamirer zerstört, und schüttete das Licht aus den Leichenlampen, das eine Nachäffung des Tages seyn sollte in diesem Winkel des Todes, und band los die mit eingewobenen Bildern bedeckten Wickelbänder der zweiten Kindheit, und nahm den Sarg, die letzte Wiege aus seiner Nische und warf ihn verächtlich in einen Graben. Der Körper aber lag da, Jahrhundert um Jahrhundert, stumm, athmend mit schlagendem Herzen, warm und unverwittert, wie Einer, der in grüner Einsiedelei schläft, der sanfte Schlummer um die Augenlieder spielend, und lebend in seinen Träumen, unerreichbar dem Grimm des Todes oder des Lebens, während diese in immer neue Trachten und Aufzüge kleideten die raschen, blinden und vergänglichen Geschlechter der Menschen.

Seltsame Träume aber pflegte sie zu schreiben in das Gehirn derer, die nicht so schön waren, und alle ihre unredlichen und grausamen Bestrebungen nichtiger und eitler zu machen, als in der Wüste die Fährte der Schlange ist, welche der Sand zudeckt — all seinen schnöden Gewinn mußte in solchen Träumen der Geizhals in den Schooß des Bettlers schütten; der lügenhafte Schreiber mußte seine eigenen Lügen, ohne Lohn und Bestechung, verrathen. Die Priester mußten, die Hieroglyphen ins Griechische übersetzend, eine deutliche Erklärung niederschreiben, daß der Gott Apis in der That ein Stier sey und nichts weiter, und den Herolden Befehl geben, dieß anzuschlagen an den Thüren der Tempel und die alte Truglehre zu zerreißen; sie gaben Allen Freiheit, zu sprechen was sie dachten, von Habichten, Katzen und Gänsen, durch Hirtenbriefe in allen Sprengeln. Ein König mußte mit seinem Diadem und Mantel einen Affen schmücken und ihn auf seinen prächtigen Sitz setzen, und rechts von dem sonnengleichen Thron mußte er einen farbigen Spottvogel hinstellen, um zu wiederholen das Geplauder des Pavians. All die gebückten Höflinge krochen mit Anbruch des Morgens heran, um zu küssen den Fuß ihres großen Herrschers und küßten, ach! die Pfoten des Affen! Die Soldaten träumten, daß sie Grobschmiede seyen und verließen schlafwach ihre Quartiere; um die rothglühenden Amboße konnte man sie stehen sehen, wie Cyklopen in Vulkans rußiger Esse, ihre Schwerter umschmiedend zu Pflugschaaren; — die Kerkermeister ließen die von der freisinnigen Sekte frei in Schaaren durch die Straßen von Memphis laufen — zum großen Verdruß, vermuthlich, des Königs Amasis. Und schüchterne Liebende, die so spröde und scheu gewesen, daß sie selbst kaum wußten, ob sie liebten oder nicht, standen auf in ihrem Schlaf und genossen süße Freuden, befriedigend ihre geheimste Sehnsucht; und wenn am nächsten Tage das Mädchen und der Knabe sich begegneten, so errötheten Beide wie ertappte Sünder, ob dem, was nach dem Wahne Beider nur im Traum der Phantasie geschehen war — bis zum zehntenmal sich die Scheibe Luna's füllte; und dann ließ die Fee ihnen kein Leid geschehen; von den vielen tausend Planen der Liebenden fand auch die Fee Einen aus — und ihres Glückes Fülle ward ihnen zu Theil in warmem, innigem Ehebund. Freunde, die durch gehässige List des Neids und der Bosheit von einander gerissen waren — eine klaffende Wunde — Seele von Seele, vereinigte sie wieder in hellen Traumgesichten tiefer Zärtlichkeit und aufrichtiger Treue. Das waren die Streiche, welche sie in den Städten sterblicher Menschen spielte; und was sie den Geistern und Göttern anthat, die sie mit ihren süßen Zaubergesängen verwirrte, daß sie ihr zu Willen waren und ihre feinen Listen verriethen, das will ich ein andermal erzählen; denn das ist eine Geschichte, passender für die schaurigen Winternächte, als für diese glanzvollen Sommertage, wo wir kaum Lust haben mehr zu glauben, als was wir mit unsern Augen sehen. — —

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

№ 17.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Taschenbuch dramatischer Originalien.

Herausgegeben von Dr. Franck.

Dritter Jahrgang.

Mit drei Kupfern.

8. Elegant cartonnirt. 2 Rthlr. 12 gr.

Inhalt: I. **Die Rosen.** Ein dramatisches Gemälde in drei Abtheilungen und fünf Acten von **Albini.** — II. **Das Tagebuch.** Lustspiel in zwei Acten von **Bauernfeld.** — III. **Die Opfer des Schweigens.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Immermann.** — IV. **Der Gascogner in Paris.** Lustspiel in einem Act von **Franck.**

Der erste und zweite Jahrgang enthalten Beiträge von Albini, Bauernfeld, Franck, F. Halm, Immermann, Liebenau, Maltiz und Pannasch, mit den Bildnissen von Bauernfeld, Immermann und Grabbe, einem Facsimile und scenischen Kupfern. Der erste Jahrgang kostet 2 Rthlr. 8 gr., der zweite 3 Rthlr.

Leipzig, im October 1838. **F. A. Brockhaus.**

So eben ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu haben:

Répertoire du théâtre français à Berlin:

185) Trop heureuse, Comédie p. Ancelot. 4 gr.
186) Le conseil de discipline p. Cogniard. 4 gr.
187) Zaïre, tragédie p. Voltaire. 6 gr.
188) Une bonne fortune p. Bayard. 4 gr.
189) Un colonel d'autrefois p. Mélesville. 6 gr. Dieses Stück hat als „Oberst von 16 Jahren" auf deutschen Bühnen großes Aufsehen erregt.
190) Le mari et l'amant p. Vial. 4 gr.

Das vollständige Verzeichniss des Répertoire *gratis.*

Molière, le Misanthrope, l'Avare, Tartuffe. 3 Comédies à 8 gr., dito mit Wörterbuch zum Schulgebrauch à 10 gr.

Berlin. **Schlesinger**'sche Buch- und Musikhandlung.

Im Verlage der **Nicolai'schen Buchhandlung** in **Berlin** ist so eben erschienen:

Die Lehre vom Gelde

als Anleitung zu gründlichen Urtheilen über das Geldwesen mit besonderer Beziehung auf den

preußischen Staat

vorgetragen von

J. G. Hoffmann,

Director des statistischen Bureau's zu Berlin.

Velinpapier, sauber geheftet 1 Rthlr. 5 Sgr.

Diese Schrift, welche ein hochgestellter Staatsmann hiermit der Oeffentlichkeit übergibt, wird allen denen, welche sich mit Staatswirthschaft im weitesten Sinne beschäftigen, um so willkommner seyn, als dieser Gegenstand eben jetzt durch die Veränderung des Münzfußes im Königreiche Hannover und Herzogthume Braunschweig einerseits, und durch den Abschluß des süddeutschen Münzvereins andererseits eine besondere Bedeutung für das gesammte deutsche Vaterland gewonnen hat. Es enthält dieselbe ganz neue, bisher von Niemand nachgewiesene Aufschlüsse über das wahre Wesen des Geldes, seine unvermeidliche allmähliche Entwerthung und die Nothwendigkeit eines festen Münzfußes. Eben so wichtig sind die darin zum erstenmale gegebenen zuverlässigen Angaben über die in Preußen geprägte Geldmenge, so wie über die Mittel, welche einer Regierung zu Gebote stehen, um den gesetzlichen Münzfuß mit dem wirklichen Metallwerthe des umlaufenden allgemeinen Zahlungsmittels fortwährend im Gleichgewicht zu halten.

Stuttgart. So eben ist bei uns erschienen und in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig:

Weihnachtsblüthen.

Ein Almanach für die reifere Jugend auf das Jahr 1839.

Von **Gustav Plieninger.**

Zweiter Jahrgang.

Mit Stahlstichen. Elegant geb. mit Goldschnitt und Futteral. Preis 2 fl. 30 kr. rhein. oder 1 Rthlr. 10 gr. sächs.

Inhalt: **Die Standeswahl.** Erzählung von **J. C. F. Burk.** — Gedichte von **Karl Stöber.** — **Der reiche Mann und der arme Lazarus.** Erzählung von **Gustav Nieritz.** — Gedichte von **Friedrich Güll.** — **Das Küstenlicht.** Erzählung von **Chr. Barth.** — Gedicht von **Wilhelm Hey.** — Erzählungen von dem **Herausgeber: 1. die Neujahrsnacht. 2. Der unbekannte Wohlthäter.** — **Das Lamm.** Von **Amalia Güll.** — Erzählungen von **Karl Stöber: 1. Asmus. 2. Wessen Licht brennt länger?** — Gedichte von **Eduard Eyth.** — **Salzburg im Jahre 1732.** Von **Ludwig Völter.** — Gedichte von **Wilhelm Hey.** — **Vom Ziegelbrenner Werner und seinem Konrad.** Erzählung von **Friedrich Güll.** — Fabeln von **Christian Barth.** — **Lebenslauf einer Weingärtnerin.** Von **Albert Knapp.** — **Hallelujahstimmen aus der Natur.** Von dem **Herausgeber.** — **Räthsel, Charade und Logogryphen** von **J. G. Moser.**

Der gediegene, eben so harmonische als mannichfaltige Inhalt dieses Taschenbuchs, zu dessen Herausgabe sich ein Kreis der trefflichsten Jugendschriftsteller Deutschlands vereinigt hat, so wie der große Beifall, womit der vorige Jahrgang begrüßt wurde, läßt uns auch für diesen eine ausgezeichnete Aufnahme erwarten.

Christliche Reden

zur Erbauung auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahres.

von

J. T. Beck,

Prof. der Theologie an der Universität in Basel.

Zwei Bände. 61 Bogen gr. 8. Preis 2 fl. 24 kr. rhein. oder 1 Rthlr. 12 gr. sächs.

Diese durch ächt biblischen Geist, so wie durch Originalität, hohe Kraft und Lebendigkeit der Darstellung sich auszeichnenden Reden dürfen mit Recht als eine hervorragende Erscheinung in der Predigt-Litteratur bezeichnet, und Jedem, der wahre Erbauung und eine Durchleuchtung aller Lebens-

verhältnisse mit der Fackel des göttlichen Wortes sucht, aufs angelegentlichste empfohlen werden.

Chr. Belser'sche Buchhandlung.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Ernst und Laune

aus

meinen alten Papieren.

Von

W. Reinhard.

ehemaligem Staats-Rathe.

Zwei Bändchen. Eleg. broch. Preis 4 fl.

D. R. Marx'sche Buch- und Kunsthandlung in **Karlsruhe & Baden.**

Bei Unterzeichnetem ist in Commission erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Gaea Norvegica.

Von mehreren Verfassern.

Herausgegeben

von

B. M. KEILHAU.

Erstes Heft. Mit vier Tafeln.

Folio. Preis 6 Rthlr.

Der Herausgeber dieses Werkes, Professor an der Universität zu Christiania, ist schon als Verfasser mehrerer anderer geologischen Werke rühmlichst bekannt, und für die Gediegenheit seiner Arbeit bürgt wohl am besten der Umstand, dass die königlich norwegische Gesellschaft der Wissenschaften in Drontheim die Erscheinung derselben durch eine bedeutende Unterstützung möglich gemacht hat.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

In der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Schulatlas der neueren Erdkunde, für Gymnasien und Bürgerschulen. Nach den Forderungen einer wissenschaftlichen Methode des geographischen Unterrichts bearbeitet und zusammengestellt vom Dir. Dr. Karl Vogel. In 14 color. Karten (Europa, Asien, Afrika, Nord- u. Süd-Amerika, Oceanien, Sachsen, Staaten des deutschen Bundes nebst Polen, Frankreich und Belgien, brit. Inseln u. Holland, Skandinavien und russ. Ostseeländer, Pyrenäische Halbinsel, Alpen-Halbinsel, Balkan-Halbinsel.) Mit Randzeichnungen von H. F. Brauer und Erklärungen. kl. qu. Fol. color. und steif broch. 1⅓ Rthlr. n.

☞ Die geachtetsten Männer haben sich über die Idee und deren Ausführung auf das beifälligste ausgesprochen und dieser neuen Unterrichtsweise die größte Aufmerksamkeit geschenkt; das k. preuß. Ministerium des Unterrichts hat diesen Atlas sogleich nach Erscheinung allen Provincialbehörden mitgetheilt und empfohlen.

Vogel, Dir. Dr. Karl, Anleitung zum Gebrauch dieses Atlas nebst einer Karte vom preuß. Staate, mit Randzeichnungen. gr. 8. unter der Presse.

Für Gymnasien.

Bei dem Fehlen eines andern oft gebrauchten Werks von ungefähr gleichem Umfang macht man um so mehr aufmerksam auf folgendes noch billigere:

Neues
deutsch-lateinisches Handwörterbuch.

Nach Krafts grösserm Werk besonders für Gymnasien

bearbeitet von

Dir. **Dr. F. K. Kraft** und **M. A. Forbiger.**

90 Bogen gr. Lexikonformat 2 fl. 18 kr.

Zweckmässig für den Gymnasialgebrauch bearbeitet und für die nicht Philologie Studirenden auch nöthigenfalls ausreichend, bürgt der Name des berühmten Lexikographen für dessen Werth.

Ernst Kleins litter.-Comptoir in Leipzig.

Der National-Kalender für 1839.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

National-Kalender

für die deutschen Bundesstaaten

auf das Jahr 1839.

Oder:

Haus- und Volksfreund

zur Belehrung und Unterhaltung

für

den deutschen Bürger und Landmann.

Mit einem Kalender für Katholiken, Protestanten und Israeliten, für die Länder, wo derselbe zulässig ist.

Begründet von

Christian Karl André,

fortgesetzt von

Johann Heinrich Meyer,

Fünfzehnter Jahrgang.

Preis 48 kr. oder 12 gr.

Mit zwei Lithographien, einem auf Schreibpapier gedruckten, für alle Monate des Jahrs eingerichteten ökonomischen Tagebuch, einem Correspondenz-Journal und einer Gedächtnißhülfe, sämmtlich zum Einschreiben dienend für Geschäfte des Berufs, der häuslichen und Familienangelegenheiten, durch welche Beigabe dieser Kalender für alle Haushaltungen von besonderer Nützlichkeit ist.

Inhalt: Das Gedenkbuch. Die Mannichfaltigkeiten. Die Stimme der Natur. Kalenders-Bestimmungen. Zehnjährige Uebersicht der beweglichen Feste. Bienenkalender. Von der Witterung. Die Beschaffenheit der Erde. Das Waldconcert. Die Standeswahl. Der Einfluß geistiger Beschäftigungen auf den menschlichen Charakter. Volkssagen. Ueber das häusliche Leben. Die Nach-arn. Neue deutsche Sprüchwörter. Luther über den Ehestand. Milde Stiftungen. Zur Nachahmung. Gottlob Nathusius. Arm Elend. Vom Reinwerden. Das seltene Gastmahl. An den Schlaf. Gemeinnützige Anstalten. Ueber Warteschulen oder Kinderbewahrungs-Anstalten. Ulysses und seine Gefährten. Die menschliche Hand und ihre Eigenschaften. Der Antichrist. Königs neuer Kochapparat. Unterhaltungen aus dem Reiche der Gifte. Mittel gegen das Aufblähen des Rindviehs und der Schafe. Die geschwätzige Magd. Ein gutes Wort findet eine gute Herberge. Gute und böse, vernünftige und unvernünftige Menschen, Wohlthäter und Feinde des Menschengeschlechts. A. Die Edlern, Bessern, Vernünftigern. I. Lebensretter. a) Der muthige Schiffer. b) Ein anderer Fall. c) Die hochherzige Frau. B. Die Schlechtern, weniger Vernünftigern. I. Mörder. a) Ein unnatürlicher Gatte. b) Der rachedurstige Verwandte. II. Selbstmörder. a) Selbstmord in Folge übertriebener Putzsucht. b) Zwei andere Selbstmörder. c) Noch ein merkwürdiger Selbstmord. III. Brandstifter. IV. Betrüger Der verschmitzte Dieb. Zögere nicht mit der Ausführung guter Vorsätze. Der menschenfreundliche Sänger. Einige Hauptmängel der Kindererziehung. Der Herderolith. Seltsamer Lohn für Lebensretter. Statuten des von Wilhelmine Halberstadt gegründeten Fräulein-Stifts für Deutschlands vaterlose unvermählte Töchter jedes Standes und jeder Confession. Kern des Nüßleins Nr. XX vom vorigen Jahre. Gewittergefahren. 1. In Schlesien. 2. In Köln. 3. In Heinsberg. 4. Schädlichkeit des Glockenläutens bei Gewittern. Seltsame Lebensberechnung. Die Branntweinspest. 7. Eine Entdeckung. 8. Das schreckliche Schicksal. Feuersgefahren. 1. Feuersbrunst, durch unvorsichtiges Heizen des Ofens veranlaßt. 2. Ein ähnlicher Fall. 3. Feuer und Licht in den Händen Unmündiger thut nicht gut. 4. Eine Wasserflasche als Brandstifter. Anweisung zum Bau der Dorn'schen Lehmdächer. Der Schmuggler. Vortheile in der Landwirthschaft. Tod des berühmten dänischen Vice-Admirals Tordenskiold. Alte Leute. Beispiele aus neuerer Zeit. Miß Dscheck. Die erste Wasserheilanstalt zu Gräfenberg in Schlesien und ihr Stifter Prießnitz. Unglücksfälle zur Belehrung und Warnung. A. Durch Stürme und Ungewitter. 1. In der Wallachei. 2. In Oesterreich. 3. In Tyrol. B. Durch Einsturz. C. Durch

Dämpfe, Gase und deren Entzündung. 1. Schädlichkeit des Kohlendampfs. 2. Ein anderer Fall. 3. Noch ein trauriger Fall. 4. Unglücksfall durch Gasexplosion. 5. Noch eine Gasexplosion. 6. Vorsicht beim Ausbringen tiefer Brunnen. 7. Ein ähnlicher Fall. D. Durch Schießpulver und Gewehre. 1. Pulverexplosion. 2. Unvorsichtigkeit mit Schießgewehren. 3. Ueberladung von Schießgewehr. 4. Ein anderer Fall. 5. Noch ein trauriger Fall. E. Durch Thiere und thierisches Wuthgift. F. Bei Kindern aus Mangel an Aufsicht. Vorsichtsmaaßregeln beim Räumen von Brunnen. Noch einige Vorschläge über lebendig Begrabenwerden.

Stuttgart und Tübingen, im November 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Supplement
zu
Schillers sämmtliche Werke.

Neue Taschenausgabe.

Inhalt:

1) **Friedrich von Schillers Briefwechsel an den Frhrn. Heribert v. Dalberg.**
2) **Demetrius.** Ein Trauerspiel, nach dem hinterlassenen Entwurfe des Dichters, bearbeitet von Franz von Maltitz.

Dieses interessante Supplement ist der in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erschienenen neuen Taschenausgabe von Schillers Werken in 12 Bänden ganz gleich, in Umschlag broschirt, und kostet 27 kr.

D. R. Marx'sche Buch- und Kunsthandlung in Karlsruhe & Baden.

ΘΟΥΚΥΔΙΔΟΥ ΤΟΥ ΟΛΟΡΟΥ
ΠΕΡΙ ΤΟΥ ΠΕΛΟΠΟΝΝΗΣΙΑΚΟΥ ΠΟΛΕΜΟΥ ΒΙΒΛΙΑ ΟΚΤΩ.

Thucydidis, Olori Filii

de Bello Peloponnesiaco
libri VIII.
Ad editionem
CAR. ANDR. DUCKERI,
cum omnibus auctariis recusi.
Accesserunt variae lectiones duorum codicum animadversiones
JOANNIS CHRISTOPHORI GOTTLEBERI A. M.,
Rectoris quondam Scholae provinc. Misnicae.
Coeptum opus perfecit
suas notas adjecit
indicem Duckeri et Glossarium Gottleberi
auxit
CAROLUS LUDOVICUS BAUERUS A. M.,
Scholae ad Hirschbergam Rector,
et
CHRIST. DAN. BECKIUS,
Prof. Lips.
II. Vol. 4 maj.

Früherer Ladenpreis 10 Rthlr. 12 gr. Herabgesetzter 5 Rthlr. od. 8 fl. 30 kr.

Wir empfehlen dem philologischen Publicum diese Ausgabe, von der wir eine nicht unbeträchtliche Anzahl Exemplare übernommen haben, mit um so größerer Zuversicht, da sie neben allen Leistungen der neuesten Zeit immer einen ganz eigenthümlichen Werth dadurch hat, daß sie die einzig vollendete Ausgabe ist, die den gelehrten Apparat von H. Stephanus, Hudson, Wasse, Ducker u. A. vollständig mit allen Nachträgen und den trefflichen Zugaben von Gottleber, Bauer und C. D. Beck enthält, und mit sehr brauchbaren Indices Rerum et Verborum versehen ist.

Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In meinem Verlag erschien so eben und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Kleines A-B-C-Buch
für Anfänger im Lesen und Schreiben.

Synonymen und Homonymen.

Von J. G. v. Quandt.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Kein Buch für Kinder, möchte dieß Werkchen vielmehr Manchem willkommen seyn, die vermeinen lesen und schreiben zu können — Allen interessant, welche auf eine geistreiche Weise ihren Sinn für wahres Verständniß der Wörter zu schärfen wünschen.

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Tübingen. Bei L. F. Fues ist erschienen:

Warnkönig, L. A., Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte bis zum Jahr 1305, IIIten Bandes 2te Abtheil. (Urkunden.) gr. 8. 3 fl. od. 1 Thlr. 18 gGr.

Es war dem Verfasser nicht möglich, die den Text dieses dritten Bandes bildenden Abhandlungen auszuarbeiten, ohne die Urkunden, auf welche er sich auf jeder Seite berufen muß, vollständig abgedruckt vor sich zu haben. Allein der Inhalt dieser mit der größten Sorgfalt gewählten Documente ist für die Kunde des altgermanischen Rechts so wichtig, daß der Verfasser den Freunden der deutschen Rechtsgeschichte durch deren baldmöglichste Mittheilung einen Dienst zu erzeigen glaubte. Der Text wird im Laufe des nächsten Jahres erscheinen, womit dann das ganze Werk vollendet ist.

In der Unterzeichneten ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Guter Rath
beim
An- und Verkauf
von
Landgütern
von J. G. Elsner.

8. in Umschlag broschirt. Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 4 Gr.

Mißgriffe bei Kauf und Verkauf von Gütern haben nur allzu oft schon großes Unheil gestiftet und den Grund zum Untergang ganzer Familien gelegt. Wie man solchen am sichersten entgehe, dazu gibt das hier angezeigte Werkchen Anleitung. Völlig aus dem Leben entlehnt und klar und erschöpfend ist der Gegenstand gegeben. Sonach kann es wohl mit vollem Recht eine werthvolle und dankenswerthe Gabe des verdienten Verfassers genannt werden.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Freiligraths Gedichte.

In der Unterzeichneten sind erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Gedichte
von
Ferdinand Freiligrath.

8. in Umschl. brosch. Preis 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 gr.

Wir übergeben hier dem Publicum eine Sammlung von Gedichten, deren Erstlinge den Namen ihres jugendlichen Verfassers schon vor Jahren in den Mund aller Freunde frischer Poesie gebracht haben. Die geistreiche Behandlung der Sprache, der metrischen Formen und des Reimes, noch mehr aber die künstlerische Verarbeitung neuer Stoffe, die begeistertes Studium der Erd- und Völkerkunde an allen Enden erbeutet und feurige Phantasie mit dichterischer Gluth durchdrungen hat, werden sich in dieser Zusammenreihung des Besten, was der Dichter geleistet, in ihrer seltenen Eigenthümlichkeit herausstellen. Auch die Zugabe von Uebersetzungen französischer und englischer Lieder aus der neuesten Epoche, zu deren Bearbeitung derselbe seinen Beruf auch schon seit längerer Zeit bewährt hat, ist dem Leser ohne Zweifel willkommen.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Goethe's poetische und prosaische Werke in Zwei Bänden.

Unter den schützenden Privilegien sämmtlicher Staaten des deutschen Bundes.

Mit acht Stahlstichen

und einem Facsimile der Handschrift Goethe's.

Subcriptionspreis 24 fl. oder 14 Rthlr.

Wesentlich unterscheidet sich diese Ausgabe von allen frühern:

1) Durch übersichtliche Zusammenstellung und Aufeinanderfolge des Gleichartigen und Verwandten.

2) Durch vieles bisher Niegedruckte, das, wie eben gesagt, neuhinzugekommen, und zwar aus allen Gattungen der Poesie, namentlich **Lieder, Distichen, Epigramme, Invectiven, Gedichte zum Divan; Fragmente vom ewigen Juden, von Hanswursts Hochzeit, von Tragödien, Singspielen und Romanen, Schema einer Fortsetzung der natürlichen Tochter und der Pandora**; ein Lustspiel: **die Wette**; endlich eine große Anzahl neuer Maximen und Reflexionen so wie interessante biographische Einzelnheiten, die theils in die Annalen eingeschaltet, theils einzeln abgedruckt worden.

3) Durch Angabe der Zeit, in welcher jede Production entweder entstanden, oder doch zuerst durch den Druck bekannt gemacht worden. Dieser Anzeige ist ein sehr genaues Inhalts-Verzeichniß hinzugefügt, und das Neuhinzugekommene immer mit einem Sternchen bezeichnet.

Der niedrige Subscriptionspreis bleibt nur bis Weihnachten d. J. noch offen; nach diesem Termin tritt ein verhältnißmäßig erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, im October 1838. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Lieder eines Buchdruckers, von demselben gedichtet, gesetzt und gedruckt.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lieder

von

Niclas Müller.

Eingeleitet von

Professor Gustav Schwab.

8. broch. Velinpapier 1 fl. 48 kr. oder 1 Rthlr. 4 gr.

Das Publicum erhält hier die Lieder eines jungen Dichters, der, von der Natur ausgestattet und erzogen, ihr auch die Kunst verdankt, die sich in seinen seelenvollen und eigenthümlichen Poesien überraschend offenbart. Er hat erst mit dem zehnten Jahr eine Dorfschule besucht und mit dem vierzehnten sie verlassen, um ein Gewerbe zu erlernen und zu treiben. Nie hat er Latein, noch durch Unterricht sonst etwas über das Gewöhnlichste hinaus gelernt. Der Frömmigkeit strenger Eltern, dem eigenen Gemüthe, sparsamer Bekanntschaft mit guten Büchern und dem deutschen Wanderleben verdankt er seine ganze Bildung, deren Früchte er in dieser Liedersammlung veröffentlicht. Sie ist sein dreifaches Eigenthum, das Product seiner Kunst und seines Gewerbes: er hat diese Lieder gedichtet, gesetzt und gedruckt. Unsere Officin hat sich beeifert, diesen Gedichten eine besonders schöne Ausstattung zu geben.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Repertorium bibliographicum,

in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad annum 1500 typis expressi ordine alphabetico vel simpliciter enumerantur vel adcuratius recensentur.

Opera Ludovici Hain.

Voluminis II. pars II. P — Z.

gr. 8. Preis auf Schreibpap. 10 fl. od. 5 Rthlr. 16 gr., auf Druckpap. 8 fl. 48 kr. od. 5 Rthlr.

Wir freuen uns, die Beendigung eines Werkes anzeigen zu können, das seiner Natur nach, bei der unbeschreiblich mühsamen Ausarbeitung, nur langsam vorrücken konnte, und zuletzt durch den während des Drucks der vierten Abtheilung eingetretenen Tod seines Verfassers für längere Zeit unterbrochen worden war. Die Erscheinung desselben wird besonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, der so reich an Forschungen über den Ursprung und Fortgang der Buchdruckerkunst ist, eben so willkommen seyn, als sie einem längst gefühlten dringenden Bedürfniß auf eine durchaus befriedigende Weise abhilft. So herrlich und einzig in seiner Art Panzers unsterbliches Werk über die Drucke des 15ten Jahrhunderts dasteht, so sind doch seitdem so viele ihm unbekannt gebliebene Druckschriften an das Licht gezogen, andere genauer und gründlicher beschrieben worden, daß eine möglichst vollständige Aufzählung derselben, mit besonnener Benützung der in reichem Maaß vorliegenden Hülfsmittel, ein schon oft ausgesprochener Wunsch der zahlreichen Freunde der Litteratur und Bücherkunde war. Dieser Wunsch ist in dem Hain'schen Repertorium auf eine so vollkommene Art erfüllt worden, wie sie nur deutschem, von den günstigsten äußern Umständen unterstütztem Fleiße möglich werden konnte. Der Zugang zu der an alten Druckwerken so ungemein reichen Münchener Bibliothek, die Benützung der wichtigsten, in neuerer Zeit im In- und Ausland erschienenen Kataloge, wie z. B. des Spencer'schen und anderer litterarischer Schriften, die Mittheilungen vieler gelehrten Freunde setzten den Verfasser in Stand, an unzähligen Stellen die Panzer'schen Angaben zu berichtigen und zu vervollständigen, und so ein Werk zu liefern, welches in seiner Gattung Epoche machen, und die Bücherkunde in weit höherm Grad als alle früher erschienenen fördern wird. Wir dürfen daher dieses Repertorium mit vollem Recht als ein jedem Bücherfreund und Bibliothekar unentbehrliches Hülfsmittel empfehlen, das man selbst bei dem Besitze der Panzer'schen Annalen nothwendig haben muß, indem es nicht nur eine mit der größten Umsicht und Sorgfalt bearbeitete Ergänzung zu den von Panzer aufgezählten Artikeln darbietet, sondern auch außer ungemein vielen bei diesem fehlenden Drucken alle in deutscher Sprache erschienenen umfaßt, welche von dem Plane der Panzer'schen Annalen gänzlich ausgeschlossen waren.

Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nr. 347.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

13 December 1838.

Chalki.*)

(Aus dem Tagebuche eines Schweizers.)

Aufenthalt daselbst. — Rückreise nach Galata.

„Kali nykta"—„Kalo Ximeroma"**) und ich war wieder einmal allein. Vergeblich sah ich mich nach den reichen, fürstlichen Teppichen um: ein alter, zerrissener Diwan war jetzt an ihrer Stelle; aber ich fand ein gutes Bett und bald einen tröstenden Schlaf, unter den heißern Tönen eines Nachtvogels, der sich sein Lager auf einer der benachbarten Pinien gewählt hatte.

Kaum war ich den andern Morgen angekleidet, so brachte mir ein Knabe, Charalampos, ein Schälchen schwarzen Kaffee nebst einem großen Stück Brod, beides schmackhaft, und gleich darauf Katharina einen Mangal voll schöner, glühender Kohlen, erfreulicher als die der Frau Susanna im Albergo della Svizzera. Auch Gesellschaft stellte sich bald ein; zuerst der Kalligraph, der bereits seine Tagesarbeit vollendet hatte, indem er Früh von 6 bis 7 Uhr seine Kunst mittheilte; dann kam Prassas, dessen Unterricht sich auch auf eine Stunde täglich beschränkte, und zuletzt wieder Abraham, dießmal mit einer Amtsmiene, die ihm nicht übel stand. Zuerst lud er mich ein, die Morgenpfeife in seiner Stube, die neben der meinigen und wärmer war, zu rauchen, und als dieß, unter gegenseitiger Zurückhaltung, geschehen, schlug er mir vor, die Schule zu besuchen. Wir machten uns auf den Weg über lange Gänge, deren Gitterfenster, wie bei allen Klöstern, auf den Hof gingen, und traten endlich in einen langen, ziemlich dunkeln Saal, mit einem eben so langen Tisch in der Mitte. Es war dieß der Sammelpunkt der Schule. Hier stieß ich zum erstenmal auf die Zöglinge, 70 an der Zahl, meistens 15 bis 18 Jahre alt, wenige darunter. Ihre Haltung war ruhig und anständig; die Pelze, die sie im Schnitte der Nationaltracht trugen — denn alle waren Griechen, und jeder andern Nation war diese Anstalt verschlossen — sahen aus wie Uniformen; bei ihnen standen die zwei Unterlehrer, bestimmt die Repetirstunden zu leiten, und der Pädonom des Tages, der so eben den der Nacht abgelöst hatte. — „Laßt uns die andern Säle besuchen," sprach der Scholarch, und führte mich durch fünf reinliche, helle und zweckmäßig eingerichtete Stuben, deren Fenster aber insgesammt in so elendem Zustande waren, daß in dieser Jahreszeit der bloße Anblick Zähneklappern erregte; hier fehlte der Mangal. In dem sechsten und letzten Saale wurde neben dem Katheder Halt gemacht. Ein Geräusch machte mich stutzen: in gemessenem Schritte, je zwei und zwei, zog herein ein Theil der Jünglinge, die wir im Centralsaale verließen; eine leichte Schwenkung, und geräuschlos waren die Bänke von ihnen besetzt. Mit Vergnügen bemerkte ich die schöne Ordnung und erwartete das Beginnen des Unterrichts, als der Director mit einem höflichen „orisete" (belieben Sie) mir den ledigen Katheder anbot, um die Schüler zu examiniren. Ich traute meinen Sinnen nicht, denn von einer solchen Zumuthung war noch gar nicht die Rede gewesen, und blieb ruhig stehn; da wurde das „Orisete" dringend, und jetzt gähnte mich der Katheder an, wie ein Abgrund, dem ich nicht mehr entgehen konnte. „Hic Rhodus, hic salta." Gegen meinen Willen bestieg ich den Lehrstuhl, und gleich dem médecin malgré lui fing ich an, meine Zuhöer zu befragen, je nach den Fortschritten, die ich bei ihnen vermuthete; es waren die drei ersten, höhern Classen, wenige Antworten nur blieben sie mir schuldig. So wie ich mit ihnen fertig war, zogen sie auf ein gegebenes Zeichen ruhig ab, und in derselben Ordnung wie die erstern kamen die drei letzten Classen und nahmen ihre Plätze ein. Eine Art von Begeisterung ließ mich auch hier nicht im Stiche, so unvorbereitet ich war, und nach einer zweistündigen Anstrengung gab mir ein „phthani" (genug) des Scholarchen zu verstehen, daß das Doppelexamen überstanden sey; und darauf hatte es der listige Grieche abgesehen: während ich seine Schüler prüfte, wollte er ganz gemächlich den eingeladenen Lehrer mustern; hätte ich die Prüfung nicht ausgehalten, so wären ihm Auswege genug offen gestanden, um meiner wieder mit eben so guter Manier los zu werden, als er mich angelockt hatte.

Unterdessen war es Mittag geworden. Von der Capelle mitten im Hofe ertönte das Zeichen zum Essen. Nachdem wir

*) Siehe Novbr. Nr. 261 f.

**) Gute Nacht — guten Anbruch des (morgenden) Tages.

den Vereinigungssaal wieder durchschritten, blieb der Scholarch unbeweglich in Haltung und Miene, mit der stolzen Ruhe eines Pascha's mit mir oben an einer Treppe stehen, bis der jugendliche Schwarm, geräuschloser als Bienen, bei uns vorbei gezogen war. Wir zogen nach, durch einen langen Gang, an dessen Ende den Fenstern nach große irdene Amphoren ihre Fluthen über die Hände der Eßlustigen ergießen mußten, ehe diese das daneben befindliche Refectorium betreten durften. Als wir, nachdem auch mein Wirth die Waschung bedächtlich vorgenommen, hineintraten, stand bereits jeder ehrerbietig vor seinem Platze, an einem Tische, der in Gestalt eines Hufeisens drei Wände des langen Saales einnahm. An jedem der untern Enden präsidirte ein Unterlehrer, das obere Ende rechts nahm das Personal der Oberlehrer ein, das linke ein Kaloger mit langem weißem Barte, ein altes Ueberbleibsel der hiesigen Klostergeistlichkeit. Dieser sprach das Benedicite, und nun setzte man sich nieder zu dem Reise, der bereits auf den Tellern dampfte.

Es sah so ziemlich europäisch-klösterlich aus. Jeder hatte eine Serviette nebst vollständigem Besteck, und erhielt vom Diener seine Portion auf einem weißen Porcellanteller; sonst trug der mit sauberer Leinwand bedeckte Tisch nichts als einige Schüsseln mit gesalzenen Oliven, so vertheilt, daß Jeder nach Belieben davon naschen konnte, — daneben einige Flaschen, gefüllt aus dem Vorrath der Cisterne, trübe wie Nilwasser, aber fast eben so leicht und süß wie dieses; meine Gesellschaft allein erfreute sich einer Weinflasche, die aber der austere Abraham nie ergriff. Zu einem Stücke Hausbrod wurde ein grünes Gemüse, eine Art Lattich, in Wasser abgesotten, aber schmackhaft, gereicht, hierauf Austern und endlich Helwah, ein Gericht von Mehl und Honig, mit Sesam gewürzt, eine Lieblingsspeise der Türken, die auch nur von ihnen, in Gestalt von großen, runden Laiben, bereitet wird. Reinlichkeit und Ordnung erfreuten das Auge, kein Geräusch beleidigte das Ohr, auch nicht einmal ein Tischgespräch unterbrach die Stille, die ein zweites Tischgebet beschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Die Fischereien in den nördlichen Eismeeren.

8. Die Gesetze wegen der Fischerei bei Spitzbergen; einige vorgekommene Streitfragen.

(Schluß.)

Ueber diese Vorfälle geben folgende entschiedene Streitfragen nähere Aufklärung: 1) die Mannschaft des Schiffes Mars von Whitby tödtete einen Fisch im Beginn eines Sturmes im Mai 1817. Sie führten diesen nach dem Schiffe und sicherten ihn durch ein 9zölliges Kabeltau; die See war indessen so bewegt, daß, indem das Schiff gerade um eine Eisspitze segelte, hinter welcher es vortrefflichen Schutz gefunden haben würde, das Tau brach. Nachdem der Sturm nachgelassen hatte, suchte der Commandeur seinen verlorenen Fisch auf, fand ihn aber leider einige Minuten zu spät, da eben vorher die Mannschaft eines andern Schiffes sich desselben bemächtigt hatte. Sein Recht auf den Fisch war also verloren, ja man weigerte sich sogar, ihm das abgerissene Stück seines Taues zu geben. Der Triumph der neuen Besitzer währte indessen nicht lange, die Strömung der See führte ihr Schiff gegen das Eis, und der Fisch wurde wieder frei. Ein drittes Schiff fand denselben und benutzte ihn.

Nro. 2. Während eines Sturms und Schneegestöbers kreuzten mehrere Schiffe unter leichten Segeln längs einer Masse zusammengeschobenen Eises. Der Sturm legte sich und sie segelten auf das Eis los und waren demselben am nächsten, ungefähr 1 engl. Meile, als die Mannschaft beider Schiffe zu gleicher Zeit einen todten Fisch zwischen dem losen Eis erblickte. Beide Schiffe näherten sich: was das eine durch dessen Lage im voraus hatte, gewann das andere durch Schnelligkeit. Auf dem Vordertheil eines jeden Schiffs stand ein Harpunier mit seiner Waffe bereit. Es traf sich aber, daß auf kurze Entfernung von dem Fisch die Schiffe selbst in Contact kamen und wieder von einander prallten. Die Harpunen wurden geworfen, fielen aber alle zu kurz. Der zweite Steuermann des mit dem Winde gelegenen Schiffes, ein tüchtiger Seemann, sprang gleich über Bord, schwamm nach dem Wallfisch, faßte ihn bei den Finnen und proclamirte ihn als gute Prise. Der Fisch war indessen so geschwollen und aus dem Wasser emporragend, daß er nicht auf ihn klettern konnte, sondern unter großem Frost im Wasser auf Hülfe warten mußte. Sein Capitän war so erfreut über sein Glück, daß er hierüber seinen braven zweiten Steuermann vergaß oder vernachlässigte; anstatt daran zu denken, diesem ein Boot zu senden, um ihn aus seiner unangenehmen Lage zu befreien, beschäftigte er sich, sein Schiff an ein nahes Stück Eis zu befestigen. In der Zwischenzeit wendete das andere Schiff, der Commandeur selbst stieg in ein Boot, stieß ab und ließ ruhig auf den todten Fisch steuern. Da er den im Wasser liegenden zitternden Seemann, der eine Finne erfaßt hatte, sah, redete er ihn an: „nun mein Junge, da habt Ihr ja einen schönen Fisch," worauf jener bejahend antwortete und der Capitän hinzufügte, „findet Ihr es nicht recht kalt" und „ja" sagte der zitternde Seemann, „ich komme fast um und möchte gern, Ihr nehmt mich in Euer Boot, bis das unsrige ankömmt." Diese Bitte brauchte er nicht zu wiederholen, das Boot näherte sich dem Mann, und man half ihm einsteigen. Dadurch wurde also der Fisch wieder frei und ohne Eigenthümer; der Capitän warf gleich seine Harpune in denselben, zog seine Flagge auf und proclamirte die gemachte Prise. So gekränkt und mißvergnügt der andere Capitän durch diesen schlauen Streich wurde, so mußte er doch ruhig zugeben, daß sein Concurrent den Fisch mit sich führte, da sein Recht verloren gegangen war; den zweiten Steuermann mochte er für seine geringe Discretion ausschelten und mit sich selbst zürnen, nicht mehr Mitgefühl für die Leiden des armen Menschen gehabt zu haben, wodurch dieser unangenehme Vorfall verhindert worden wäre.

Nr. 3. Vor ungefähr 30 Jahren trug sich in der Fischerei bei Spitzbergen ein ganz besonderer Vorfall zu. Zwei Schiffe von London waren neben einander am Rande eines Eisfeldes,

worunter sich mehrere Fische aufhielten. Ein Harpunier des Neptuns schoß einen Fisch, indem er von den andern Booten etwas entfernt war, so daß diese ihm keine Hülfe leisten konnten als der Fisch alle seine Leinen weggezogen hatte; um nun nach seiner Idee den Fisch leichter wieder zu fangen, befestigte er das Ende der Leine am Boot, so daß dieses mit unter Wasser gezogen wurde. Das andere Schiff, der Experiment, schickte nun Boote aus, um ihm zu helfen, und eines derselben harpunirte den Fisch, als er kaum aus dem Wasser gekommen war; die Mannschaft beider Schiffe half ihn tödten." Die Leute des Neptun meinten, er sey ihre Prise, aber ihre Concurrenten nahmen den todten Fisch mit dem Boot und Leinen, welche er unter Wasser gezogen hatte, mit sich, obgleich die andere Mannschaft sich widersetzte, nach ihrem Schiff. Die zwei Capitäne hielten deßhalb eine Unterredung und gingen nach einem großen Streit auseinander, indem der eine den schönen, freilich nicht ganz auf reelle Weise errungenen Profit, nicht fahren lassen wollte, und der andere mit einem Proceß drohte. Nach der Zubausekunft wurde die Sache vor Lord Ellenborough gebracht. Der Kläger, Capitän des Neptun, erzählte obigen Vorfall, und sagte, der Fisch gehöre ihm, denn er habe ihn zuerst harpunirt, an einer 1200 Yards langen Leine gehalten, die an seinem Boote befestigt gewesen, wodurch er also keineswegs den Besitz verloren gehabt habe, zumal da seine andern Boote die Jagd auf den Fisch fortgesetzt hätten; „anstatt die Leine zu kappen, und das Leben meiner Leute zu sichern, ließen diese das Boot lieber mit unter Wasser ziehen (und schwammen auf ein Stück Eis), damit das Boot wie eine Boye auf dem Wasser erscheinen sollte, um auszurufen: „dieß ist der Fisch des Neptun." — Der andere Capitän habe ihm erwiedert, nicht allein der Fisch, sondern die von ihm mitgeführte Harpune, Leine und Boot gehören mir; worauf jener, der die Gewalt der Waffen nicht hätte brauchen wollen, ihm mit einem Proceß gedroht hätte, zuletzt aber um seine Leinen und Boot ersuchte. Hierauf sagte ihm der Capitän des Experiment: Wenn Ihr den Fisch erlangt, ist Leine und Boot dabei! Der Gerichtshof entschied, daß dieser Fall nach folgendem Grundsatze beurtheilt werden müsse: eine Person erlangt einen Fisch dadurch nicht zum Eigenthum, daß sie eine Harpune nach demselben warf, welche hängen geblieben, sondern dadurch, daß sie mit demselben in Verbindung bleibt. Wenn die Mannschaft eines Bootes den Fisch zu mächtig findet, so kappt sie mit einem immer bereit liegenden Beile die Leine, läßt den Fisch frei und gute Jagd für einen andern. — In dieser Frage handle es sich nur um das Boot, das, an der Leine befestigt, mit unter Wasser gezogen sey; es sey ganz gleichgültig, ob eine Schaluppe oder irgend ein anderes Gewicht an den Leinen hänge. Harpune und Leinen seyen Dinge, die man in der Jagd verwagte. Ein Mann, der einen Vogel verwundet, der nachher von einem andern getödtet, könnte er die Munition reclamiren? Der Fisch sey frei geworden, und die Mannschaft des Experiment habe ihn zuerst wieder harpunirt, also gefangen und zum Eigenthum gemacht. Wenn der Grundsatz gälte, daß ein Fisch dem gehöre, welcher an einer Leine, eine Boye oder Boot habe hängen lassen, die ausrufen sollten, wie das des Neptuns: „dieß ist mein Fisch," so würde eine Masse stinkender Fische umhertreiben, die keinem zu Gute kämen, es würde Anlaß zu vielen verwirrenden Streitigkeiten gegeben. Ein geschossener, entflohener Fisch habe ein Recht des Eigenthums auf Harpunen und Leinen erlangt. Der Angeklagte solle das Boot zurückgeben; der Kläger wurde abgewiesen, und zu 1 Shill. Schaden und 40 Shill. Unkosten verurtheilt.

In der diesjährigen Fischerei bei Spitzbergen lagen vier Schiffe unweit von einander vom Eise besetzt und stark beschädigt. Am unglücklichsten war das englische Schiff „Werne-geeff," dessen Seitenwände eingedrückt wurden. Die Mannschaft verließ das Wrack, und rettete sich auf das dänische Schiff „Stadt Altona" (von Elmshorn in Holstein), dessen Commandeur sie sehr gut aufnahm, obgleich sein Fahrzeug, auf die Seite gewesen, sehr traurig aussah. Glücklicherweise wich das Eis wieder aus einander, und nun segelte dieser Commandeur auf das Wrack zu, das gekentert umhertrieb, ließ die Seiten mit Aexten durchschlagen, und nahm 300 Tonnen Speck heraus; ein Bremer Schiff nahm auch 300 Tonnen (es waren diese 600 Tonnen 7 Fische). Die auf beiden bergenden Schiffen befindliche Mannschaft des englischen Schiffes half mit.

Der englische Rheder soll jetzt, wie man sagt, zwei Drittel des Geborgenen von Elmshorn und Bremen verlangen. Eine zuerst zu erörternde Frage wäre wohl die, ob die oben erwähnten holländischen Gesetze (die freilich nur die Hälfte zugestehen) von Dänemark angenommen wurden, oder, was noch wichtiger ist, ob in England jemals gleich die Hälfte des Geborgenen von dänischen oder hanseatischen Schiffen dem Rheder zugestellt wurde. Es läßt sich kaum bezweifeln, daß ein solcher Vorfall vorgekommen, in Berücksichtigung, daß seit 2 Jahrhunderten zahlreiche Expeditionen die Elbe verließen, um auf den Wallfischfang zu gehen.

Viele Holländer meinten, die Hälfte als Berglohn sey nicht genug, beauftragten daher ihre Commandeurs, unter dieser Bedingung nichts überzunehmen. Diese schlossen daher meistens noch vortheilhaftere Contracte, da sie zur Uebernahme laut §. 5 des Gesetzes nicht gezwungen werden konnten. Einige sehr informirte Commandeurs meinen, daß der Berger in Grönland zwei Drittel haben müsse.

In den holländischen Gesetzen ist nichts erwähnt über das Eigenthumsrecht auf die von einem entwichenen Fische mitgeführten Harpunen und Leinen; die Engländer halten es mit dem Satze, der in vorerwähnter Entscheidung beim Neptun und Experiment angeführt ward. — In diesem Jahre fing der Commandeur der „Perseverance" einen Fisch mit einer Harpune und 6 Leinen des Hamburger Schiffes „Alida," welche er sich weigerte, einem andern Hamburger Schiffe auszuliefern; er bedauerte dieß nachher selbst, da er diese Leinen gebraucht hatte, solche rissen, und er dadurch zwei Fische verlor. Durch das Schleifen durchs Wasser waren sie mürbe geworden.

Grundsätze eines rechtschaffenen Harpuniers. 1) Helfe jedem Schiff deiner eigenen oder einer fremden Nation, sobald du es ohne deinen eigenen Nachtheil thun kannst. 2) Bist du mit Booten anderer Schiffe auf der Jagd, und eines wird mit dem

Fische fest, so helfe ihnen, wenn keins ihrer Boote nahe ist, oder verbinde dich mit dem Fisch, wenn es nöthig ist, und bleibe bei ihnen, bis sie dich entbehren können. Wenn du den Fisch auch fest machtest, so reclamire nichts; von dir wird man auch nichts verlangen. 3) Sollte man dich absenden, um einem andern Schiffe zu helfen, einen Fisch zu tödten, so mache keine Jagd auf das Thier, wenn es sich losreißen sollte, und die andern es leicht wieder fest machen könnten. 4) Versuche also nicht, einen Fisch fest zu machen, der eben sich los gemacht hat, und von seinen Booten nahe verfolgt ist; nur dann, wenn ein verwundeter Fisch außer dem Bereiche des ersten Besitzers ist, bist du gerechtfertigt, ihn zu attackiren. 5) Obiges Verfahren sollten alle Nationen gegen einander beobachten, jeder Hülfsbedürftige hat Anspruch auf deinen Beistand; leiste solchen, er wird dadurch fühlen und erkennen, daß er bei einer andern Gelegenheit wieder dienen muß. — So wie du wünschest, behandelt zu werden, behandle Andere.

Ein Besuch bei den Negern am Senegal.

Am 21 November landeten wir bei St. Louis. Wir legten uns am freien Ufer vor Anker (denn es gibt keinen andern Ankerplatz), ungefähr vier Meilen von der Mündung des Senegal, von welchem das Land seinen Namen erhält. Den andern Morgen erhielt ich die Erlaubniß, mit einer Schaluppe, welche von der Colonie gekommen war, um einige Sachen abzuholen, welche wir bei uns hatten, in die Stadt zu gehen. Die Barre des Flusses ist häufig nicht zu passiren und immer sehr zu scheuen, denn sie ist gefüllt mit Haifischen, deren Flossen die Oberfläche des Wassers durchfurchen, so daß, wenn das Schiff scheitern würde, selbst wenn die Möglichkeit bliebe an das Ufer zu schwimmen, man von diesen Unthieren zerrissen würde, ehe man es erreichen könnte. Es sind zwei Durchfahrten, die auf der Barbareskenseite und die große Durchfahrt. Sie wechseln oft in ihrer Breite, selbst in ihrer Lage, und waren sogar manchmal gänzlich verstopft. Wir fuhren durch die erste; es ist unumgänglich nöthig, einen guten Lootsen zum Steuermann und wohl geübte Eingeborne des Landes als Ruderer zu haben, denn man gibt sein Leben gänzlich in ihre Hände. Jetzt sind wir an dem gefährlichen Punkte, wir weichen glücklich aus, aber eine wilde Woge mit weißschäumendem Kamme bedroht uns noch von hinten, ereilt uns und bedeckt uns mit ihrem Schaum, es war also Zeit. Wir luvten an, und die unpassirbare Stelle der Barre liegt vor dem Backbord wie eine ungeheure schäumende Welle, bedeckt mit Myriaden glänzend weißer Seemöven, zwischen denen sich wie schwarze Punkte große Marabuts erheben, eine Art von Pelikan mit langen Füßen, deren Schweiffedern sonst als Damenputz sehr beliebt waren. Wir mußten den Senegal vier Meilen hinauffahren, und zwar an der Leine, da der Wind uns entgegen war. Wir kamen in das Dorf der Lootsen, auf dem rechten Ufer; es steht unter dem alten Merigata, der seinen Freund Simerr als Lieutenant bei sich hat. Merigata ist hier sehr berühmt. Er leidet jetzt am Podagra, aber in seiner Jugend scheiterte er einst in der Barre, blieb fünf Stunden in dem Wasser und bekämpfte einen Haifisch. Er ist der einzige, der seit Menschengedenken lebend aus diesem Abgrunde zurückkam.

Die Schaluppe ging so langsam, daß ich und der Midshipman uns entschlossen zu Fuß zu gehen. Wir stiegen aus und nahmen den Neger Grann, der das Französische etwas verstand, zum Führer durch den Sand und die Lagunen (marigats). Ich erinnere mich nie einen mühseligern Weg gemacht zu haben, er rivalisirte mit meinem Ausflug in die Oase von Barca. Dennoch bereue ich die Mühe nicht, sie machte mich vertraut mit allen Empfindungen in der Wüste. Nirgends war Schatten, nirgends die kleinste Pflanze. Das einzige lebende Wesen, das wir sahen, war ein krankes Kamel, das unbeweglich dalag, wie ein Bild dieser todten Natur. Es kam die Nacht. Ich war wie in einem undurchdringlichen Elemente, denn der Horizont des Himmels, des Meeres und des Sandes hatten sich unmerklich um mich hervorgezogen und sich vermischt. Zu meiner Linken brüllte das Meer, zu meiner Rechten bewegte der Fluß dumpf grollend seine Wogen, auf die das brechende Abendlicht da und dort noch einen matten Schimmer warf. Auch die letzten Sonnenstrahlen, die noch wie einzelne Feuerfunken aus einer ungeheuern Brandstätte hervorgeleuchtet hatten, verschwanden, und es gab keine Ferne mehr, da die dichte Atmosphäre gefüllt war mit den drückenden ungesunden Dünsten des Senegals, die das Fieber und den Tod bringen. Und über diesem Chaos herrschte, gleichsam es zurückstoßend und an die Erde drängend, ein so reiner Himmel, wie ihn die mystischen Bücher vom Anfange der Erde beschreiben. Wir versanken bei jedem Schritt in den beweglichen Sand, und scheußliche Landkrabben fuhren dann erschrocken unter unsern Füßen auf, um sich in ihre Löcher zu verbergen. Wenn wir ruhten, nahten sie uns wieder, uns für eine Beute betrachtend. Gewiß, ein Europäer, der im Julius oder August diesen Weg bei Tag machen wollte, würde unfehlbar niedergeworfen und ausgetrocknet von der Sonne, und gefressen, anatomirt von den ungeheuern Krabben, die sich von todtem Fleische nähren. Wie ermüdet war ich! Ich fühlte mich so erschöpft, daß ich trotz der Furcht vor den Krokodillen meine Schuhe auszog und im Wasser ging, weil der nasse Sand fester ist. Als wir in die Nähe eines Kirchhofes kamen, ließ uns unser Joloff-Führer, ein Muselmann, weil er sich fürchtete, einen langen Umweg am Meeresufer hin machen. Diese Kirchhöfe liegen auf der freien Sandebene, ohne von einer Mauer umschlossen zu seyn, und die Grabstätten sind durch hölzerne Stangen bezeichnet, an welchen die Gläubigen Leitern anbringen, damit die Seelen leichter in den Himmel steigen können. An den Gräbern der Fischer hängt man ihre Netze auf. Aber der Wind der Wüste hat bald diese gebrechlichen Denkmale zerstört, und mit ihnen das Andenken an die Verstorbenen, denn der Neger hat keine Sage, die ihm von dem Leben seiner Voreltern spricht.

Plötzlich bemerkten wir eine Pirogue, welche die Brandung an den Strand warf. Dieß ist die Art zu landen, wenn man die Barre nicht passirt. Man wickelt seine Sachen entweder in getheerte Leinwand, oder man thut sie in eine kleine Tonne, und läßt sich dann von der Brandung ausstoßen, die immer an dieser ganzen Küste hin stark genug dazu ist. Mehrere Schwarze von hohem Wuchse stiegen aus der Pirogue, und unser Joloff-Führer hieß uns flach auf den Bauch zwischen zwei Sandwellen niederlegen, denn er hatte in ihnen Räuber aus Gandiol — einem Ort an der andern Seite des Flusses — erkannt, und wir waren ohne Waffen. Sie gingen durch den Kirchhof, in ihre Negerschürzen gehüllt, und mir war, als steige eine Gruppe aus Dante's Hölle lebend vor mir auf. Wir erreichten indeß die Stadt Guetendart; sie liegt der Insel, auf der St. Louis erbaut ist, gegenüber, so daß wir die Lichter in derselben sehen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.)

Nr. 348.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

14 December 1838.

Charakterisirung der westindischen Pflanzer.

(Aus Capitän Hodgsons: Real state of the society in the Westindies.)

Das Bild, welches hier von diesen Leuten entworfen wird, ist allerdings nicht geschmeichelt, vielleicht in seiner Allgemeinheit übertrieben, auch zeichnet es nur Eine Seite, nämlich die Art, wie viele zu Pflanzern werden, und die Classe, woraus sich diese ergänzen. Dennoch ist es kein unwichtiger Beitrag zur Kenntniß des socialen Zustandes. „Ein junger Mann aus dem Abschaum der Bevölkerung, den Armuth oder Verbrechen sein Vaterland zu verlassen zwingen, bewerkstelligt seine Ueberfahrt nach Westindien. Er gefällt dem Herrn des Schiffs, und wird von ihm an einen Theilhaber der Firma, mit der dieser Handel treibt, empfohlen. Sein erstes Geschäft ist, über Pferde und Maulesel die Aufsicht zu führen, und während dieser Zeit, wo er nichts hört, als die schändlichsten Berichte über die Neger und die gräulichsten Schimpfreden gegen sie, erwirbt er die nöthigen Kenntnisse zu einem Aufseher, wobei die Peitsche, seine Waffe und sein Amtszeichen, stets zu Handen ist.*) Je mehr Arbeit er aus den armen Sklaven heraus preßt, desto mehr Gewinn, desto mehr Fässer Rum, und mit der Zeit steigt er zum Rang eines Verwalters (manager) auf. Irgend ein Eigenthümer will nach Europa zurück, hört von seiner guten Verwaltung, übergibt ihm eine Pflanzung, und nun steigen mit seiner Stellung seine Talente, die darin bestehen, aus dem Boden und den Sklaven möglichst viel herauszupressen, zu sparen, und seine Ersparnisse mit kluger Vorsicht zusammen zu halten. Endlich zeigt sich ein Deficit im Einkommen des Eigenthümers, das der Faulheit und dem Ungehorsam der Sklaven, veranlaßt durch die Lehren der Methodisten, zugeschrieben wird. Nach einiger Zeit, wenn der Verwalter seine Ersparnisse aus purem Zutrauen in der Hand des Eigenthümers hat anwachsen lassen, werden diese so bedeutend, daß sie, wenn plötzlich verlangt, Ungelegenheit verursachen, und eine Hypothek ist deßhalb die Folge. Dieß kommt wieder und wiederum vor, und der Abenteurer wird in jeder Beziehung zum eigentlichen Pflanzer, so daß der Eigenthümer, wenn er in die Colonie zurückgeht, in der Hoffnung seine Angelegenheiten wieder herzustellen, den Mann, der als Maulthiertreiber anfing, als ein Mitglied des Colonialraths oder des Repräsentantenhauses, als Oberst der Miliz, oder vielleicht gar als Sheriff wieder findet, der mächtig genug ist, die Drohungen seines ausgeplünderten Herrn mit Verachtung zu behandeln, und sein übel erworbenes Vermögen durch den feierlichen Ausspruch des Richters bestätigt zu sehen, eines Richters, den er vielleicht selbst von dem Rechentisch eines Krämers zu dieser Stellung befördert hat." Dieß, sagt der Verfasser, ist eine im Allgemeinen richtige Schilderung des Emporkommens und Benehmens derjenigen Classe, welche man mit dem eigentlichen Namen Pflanzer belegt. Aus solchen Materialien besteht also zu einem großen Theil die „gute Gesellschaft" in Westindien, denn zu dieser gehören nur diejenigen, welche keinen Tropfen Negerblut in den Adern haben. Man findet es im höchsten Grade anstößig, wenn ein Gouverneur einen Farbigen, was auch dessen Stellung seyn mag, in eine Gesellschaft von Weißen einladet; und diese Menschen, roh, unwissend, durch den Besitz einer Menge Sklavinnen an die zügellosesten Ausschweifungen und an Unterwürfigkeit unter jede Laune gewöhnt, sind allerdings am wenigsten geeignet, eine so schwierige Maaßregel, als die Emancipation, allmählich und mit Vorsicht durchzuführen: auch sagt der Verfasser mit Bestimmtheit, daß bei Annäherung des Zeitpunkts, wo die Sklaven zu Lehrlingen wurden, man die Grausamkeit gegen sie verdoppelte, daß noch bis zum Jahre 1833 der Sklavenhandel auch nach den brittisch-westindischen Inseln fortgetrieben wurde, und daß, sobald das Parlament die Abschaffung der Sklaverei ausgesprochen hatte, Plane geschmiedet und zum Theil ausgeführt wurden, um weiße Sklaven zu bekommen, indem man Leute aus Fayal und Madeira verlockte und stahl, zum Beweis, daß das System der Sklaverei das Herz dessen, der damit Handel treibt, wie das des Pflanzers verschließt.

*) Das Buch ist vor der gänzlichen Emancipation geschrieben.

Chalki.

Aufenthalt daselbst. — Rückreise nach Galata.

(Fortsetzung.)

Während die Jugend nun unter den Pinien vor dem Kloster lustwandelte, schlürfte ich, als Mussafie, — denn nur dem Gaste wird hier ein solcher Genuß zu Theil — den Kaffee aus dem kleinen niedlichen Flinџani und den Tabak aus dem langen Tschibukli, gelagert auf dem Divan des Scholarchen, der nun durch freundliches Wesen mir seine Zufriedenheit mit meiner Probe und den Wunsch, mich zu behalten, verstehen zu geben trachtete. Alles dieß gerade heraus zu sagen, so viel konnte er nicht über sich bringen, denn sonst wäre er kein Grieche gewesen, und ich meinerseits hatte auch keine Lust, seinem Ansinnen zuvor zu kommen, um so weniger, da ich selbst noch keinen festen Entschluß gefaßt hatte. Ich entfernte mich daher, so wie die Pfeife ausgeraucht war, um mich so gut als möglich in dem weitläuftigen Gebäude umzusehen und ungestört den Gedanken nachzuhängen, die es in mir erwecken mußte.

„Hier findest du Brod und Ruhe," sagte mir eine innere Stimme, „und beides hast du nöthig. Ja wohl, Brod," antwortete der Gram in mir, „aber werde ich es auch ruhig essen können, wenn ich sehe, daß ich nicht hierher gehöre; kann ich es genießen, wenn ich fühlen muß, daß ich es nicht verdiene? Wohl ist mir die Probe gelungen, aber wie soll ich das Werk durchführen? Wie soll ich lehren, während ich nicht lesen kann? Wie soll ich Andere unterrichten, so lange ich nicht im Stande bin, mich selbst zu belehren? Und gesetzt auch, ein mühsames Tappen hätte mich endlich auf die Bahn gebracht, auf der ich die Pflicht des Lehrers gewissenhaft erfüllen könnte, kann ich hier zum Lohne auf Genesung hoffen? Werde ich in diesen dunkeln Hallen die Heiterkeit wieder finden, die ich auf lange, vielleicht auf immer, verloren habe? — Wohl scheint mir diese Einsamkeit die Ruhe des Grabes anzubieten, aber wird sie mir auch die der Vergessenheit gewähren? Zog doch diesen Morgen selbst in der Prüfungsstunde wie auf düstern Wolken die Vergangenheit dicht an mir vorüber, und mußte ich nicht ohnmächtig das Gespenst anstarren, während die Gegenwart Kraft und Bestimmung von mir forderte? Und werde ich nicht vielleicht zu einsam seyn innert diesen Mauern?" — Von allen denen, die sie bewohnen, hat ja keiner Erben und Gefühl erhalten da, wo ich —, mit mir können sie nicht trauern, mit mir werden sie sich nicht freuen, denn sie sind Griechen; und gehe ich hinaus, ringsum das Eiland, und suche Menschen, die fühlen wie ich, so finde ich wieder Griechen — keine Freunde, keine Brüder . . . . .

„Ti kámnis adhelphé!" „Wir gehts Bruder!" so redete mich jetzt eine wohlklingende Baßstimme an, und siehe da, neben mir stand der Kaloger mit dem langen, weißen Barte, derselbe, der über Tische das Benedicite gesprochen hatte. „Du scheinst mir nicht vergnügt zu seyn, nach deinen Mienen zu urtheilen. Schon eine Weile schleiche ich dir nach mit meinem Gefährten (neben ihm befand sich noch ein Mann, ihm ähnlich an Alter und Tracht), um dir „Willkommen" zu sagen; aber fast scheint es uns, du scheust diese grauen Mauern, oder uns, die wir vielleicht nicht fröhlicher aussehen. Freilich hörst du hier kein frohes Lachen tönen, und die Schalmei [1]) dringt nicht in diese Grabesstille; aber hier verstummt auch die Klage des Trauernden, denn hier herrscht Friede. [2]) *Akué* (hör' mich an), willst du nicht bei uns bleiben?" — „Ich weiß noch nicht," mußte ich ihm antworten. „Hör' mich an," wiederholte er: „Ich wohnte hier seit vielen Jahren allein mit diesem Bruder; da kamen die gefangenen Moscoviten. Achthundert müde Palikaren [3]) füllten die Zellen, in denen jetzt die rasche Jugend für die Zukunft sammelt. In einem Winter begrub ich ihrer 300; alle waren jünger als ich; es kam mir vor, es wären meine Söhne, ich sollte bei ihnen bleiben, und oft zitterte die Schaufel in meiner Hand, mir schien es, als sänke ich selbst in die Grube, die ich noch nicht zugedeckt hatte; die Gruft kam mir vor, wie ein ewiger Winter, und dieser Winter, wie eine endlose eisige Gruft. Aber ich hielt aus, und grub fort, — und wie ich die letzte Scholle Erde auf den letzten erstarrten Bruder warf, — es war zur Stunde, wo unser Nachtvogel ächzt, — da hört' ich rufen: „*Χριστὸς ἀνέστη!*" [4]) „Christ ist erstanden!" und bald darauf erschien das Sonnenlicht, mit warmem freundlichem Frühlingsstrahl, — und freudig legte ich mein Grabscheit nieder, und freudig rief ich: „*ἀλήθεια, ἀνέστη!*" „Ja wohl, er ist erstanden!" — Es war Pascha (Ostern) da, der Auferstehungstag war angebrochen, weg war die Winternacht, weg war mein Gram. Sieben Winter gingen seither frostig an mir vorüber, und siebenmal hörte ich wieder „Christos anesti!" rufen, und wärmte mich wieder an der Frühlingssonne.

„Bleib bei uns, bald geht unser Fasten [5]) an, halt' mit uns aus, und um so freudiger wirst auch du dann unser Christos anesti rufen hören, und brüderlich sollst du das Osterlamm mit uns verzehren. Unser Fasten ist ja nichts als Erinnerung an überstandene Leiden; erfüllte Wünsche schließen *ihre Kette*. Oder getraust du dir etwa nicht, das Getümmel der Stadt [6]) gegen unsere Stille zu vertauschen, so erinnere ich dich an einen Wassileus [7]) der Franken, der, wie mir erzählt wurde, sich auch in ein Kloster vergrub, nachdem er mehr Lärm erlebt als du,

---

[1]) Nebst der Cymbel die Lieblingsmusik der Constantinopolitaner und ihrer Nachbarn.

[2]) *Εσω κεῖται ἀχολία* Wörtlich: Gallenlosigkeit. Das deutsche „harmlos," harmless, möchte wohl sinnverwandt seyn.

[3]) Im Feldzuge 1828 verlegte der Sultan die russischen Kriegsgefangenen nach den Prinzen-Inseln, namentlich nach Chalki, in der Nähe der Panaghia.

[4]) So wie bei den Glaubensgenossen der Griechen, den Russen, welche die Ostern so schön feiern, das slawonische „Christos woskrese," mit der Antwort „wo istinnu woskrese," in der Osterwoche der gewöhnliche Gruß ist, so ist es bei den Griechen 40 Tage lang das „Christos anesti," das der Russe übersetzt hat.

[5]) Nur wer unter den Griechen gelebt, weiß wie streng dieses ist.

[6]) *τῆς πόλεως*. Polis, die Stadt *κατ' ἐξοχήν*, so nennt der Grieche immer noch Constantinopel, die Stadt Constantins.

[7]) Unter *βασιλεὺς* versteht der Grieche König und Kaiser, und selbst seinen Sultan. Hier aber meint der gute Vater vermuthlich den Kaiser Karl V, und unter den Schismatikern mag wohl Luther begriffen seyn.

nachdem er große Kriege geführt, oft gesiegt, aber auch viel Ärger ob den Schismatikern bekommen hatte."

„Oder ärgert dich vielleicht," fiel hier der Andere ein, der bisher still geschwiegen, „das Wort Dhidhaskalos, das du hinfüro statt deines Namens hören sollst, so wisse denn, daß der so hieß, der den Muth hatte, für uns Alle zu leiden, und der größer war, als wir Alle, weil er größer war, als seine Leiden. Auch mich nennt man mit diesem Titel, weil ich nie etwas Anderes that. Nie achtet meiner die Welt, und doch bin ich zufrieden, denn mich liebt der Fürst, in dessen Haus ich lehre, und wo ich heute noch mit dir dasselbe Brod aß."

Und nun erzählte mir der ehrliche Alte seine einfache Lebensgeschichte: Die Fürsten Ypsilanti, die dem Kloster die Schule anbauten, hatten ihn darin erzogen; nachdem er mit ihren Söhnen aufgewachsen war, erzog er deren Kinder, und gewöhnte sich so animalisch an das Haus, daß er sich nicht mehr herauswagte, und als die jungen Fürsten es verließen, blieb er allein darin mit einer alten Katze.[1]) Der Kaloger blieb bei seiner Capelle. Den Einen nähete noch immer der Fürst, den Andern die Kirche; und so fand ich sie hier friedlich beisammen als veraltete Repräsentanten zweier Mächte, die so oft sich feindlich gegenüber standen.

Ich erwiederte meinem Collegen in spe, daß mir die Geringschätzung, mit der hier der gemeinste Mensch seinen Stand betrachte, nicht entgangen sey, und daß ich mir selbst als gemein vorkommen würde, wenn ich eine solche Ansicht theilen sollte. „Ich erinnere mich noch wohl," sagte ich ihm, „des Sprüchwortes in Prinkipo: „Ossi dhaskali, tossi ghaïdhari!" „So viel Lehrer, so viel Esel!" Habe ich doch selbst bei meinem frühern Aufenthalt auf dieser Nachbarinsel, nach genauer Musterung ihrer Bewohner, etwa 30 Unglückliche gefunden, die sie unterrichten, und eben so viele geduldige Thiere, die diese tragen mußten. Wer mehr Langmuth brauchte, ob der Lehrer oder das Langohr, oder wer mehr nützte, das weiß ich jetzt noch nicht — nur so viel ist mir noch bewußt, daß stets in meinen Augen der Spötter tiefer stand, als der Verachtete."

Unter solchen Gesprächen waren wir auf und ab gewandelt, und unbemerkt in die Nähe des Vereinigungssaales gekommen, als Kyr Dimitri, der alte Lehrer, mich am Kleide zupfte. „Ama na i pijiti!" „Da sind ja die Poeten!" Schau, wie sie dastehen, wie in Reih' und Glied, und nach dir blicken; gewiß haben sie dir etwas zu sagen, steh' still!" Ich unterschied fünf Gestalten, die unbeweglich da standen. „Das sind die Schüler der ersten Classe, wir nennen sie die Poeten," sagte der Kaloger. Jetzt trat der nächste von ihnen etwas hervor, berührte mit der Hand den Mund und das rechte Auge, streckte sie dann auf die linke Brust, und sprach auf rein Französisch:

„Herr, wir hören, Ihr sollt unser Lehrer werden; die, welche Euch vorangingen, unterrichteten uns in der Sprache der Franken und ihrer Dichter; wollt Ihr uns auch die ihrer Weisen lehren, wollt Ihr uns zeigen, wie Euer Volk denkt, so werdet Ihr nicht nur unser Lehrer, sondern auch unser Freund seyn."

„Euer Freund bin ich schon jetzt," antwortete ich, „ob ich Euer Lehrer seyn werde, weiß ich noch nicht; aber sucht Ihr einen Leitfaden für die Philosophie, so nehmt einstweilen Condillacs Logik in die Hand. Ich will dafür sorgen, daß Ihr sie in Pera bekommt."

„Kamnete mas tin charin!" „Seyn Sie so gütig!" hörte ich im Weitergehen einige Stimmen nachhallen.

Ihr guten Jungen, dachte ich, ihr wollt Weisheit lernen, von dem, der sie selbst so nöthig hätte, von mir, der ich auf allen meinen Wanderungen davon so wenig, am wenigsten in den Systemen der Gelehrten, angetroffen habe; der ich sie nur so weit kennen lernte, um ihrer überdrüssig zu werden, wie eines zänkischen Nachbarn, und mit Byron zu sagen:

But grief must be the instructor of the wise —
Sorrow is knowledge.

Unvermerkt verlor ich meine zwei Einsiedler, die mir nicht mißfielen, weil sie nicht das Wesen der gemeinen, griechischen Priester hatten, das nur dahin trachtet, zu erfahren, was der Andere denkt, ohne je selbst so zu denken, wie er mit ihm redet, viel fragt und wenig sagt. Wohlthätig wirkt oft die Einsamkeit auf den guten Menschen; indem sie ihn der Gesellschaft entrückt, bringt sie ihn der Menschheit näher.

(Fortsetzung folgt.)

[1]) Le chien a un œil pour son maitre, le chat en a un pour sa maison; mais le Serviteur n'en a ni pour l'un ni pour l'autre," so sagte mir in Cypern Dr. Aubin, der berühmte Leibarzt des Drusenfürsten, als er über seinen Diener klagte.

Frankreichs Handel im Jahre 1837.

Der Moniteur industriel theilt die statistische Zusammenstellung des Handels in dem genannten Jahre mit. Der allgemeine Handel mit den Colonien und den fremden Nationen, Einfuhr und Ausfuhr zusammengerechnet, betrug 1566 Millionen Franken, wogegen er im Jahre 1836 1667 Mill., also 101 Million oder 6% mehr betrug. Im Vergleiche zu einem zehnjährigen Durchschnitte (1827 bis 1836) ergibt sich jedoch eine Vermehrung von 15%. Die genannte Verminderung ist indeß in einem Zeitpunkte, wo alle Industrien im Fortschreiten sind, wo das Bedürfniß des Handels immer größer und ausgedehnter wird, ein auffallender Umstand. Der Ausfall ergibt sich namentlich bei der Ausfuhr, und zwar macht derselbe in Seidenwaaren nicht weniger als 41 und in Artikeln der Pariser Industrie, d. h. also in Modesachen, 45% aus. Wein nahm um 15, Linnen- und Hanfgewebe um 21% ab, raffinirter Zucker um 24%. Zu bemerken ist auch, daß die Ausfuhr auf fremden Fahrzeugen um 59%, die auf französischen nur um 9% abgenommen hat.

Ein Besuch bei den Negern am Senegal.

(Fortsetzung.)

Wir brauchten eine Pirogue, und begaben uns deßhalb in dieses Räubernest. Die Häuser der Stadt sehen aus wie schlecht gemachte Bienenkörbe, sie haben dieselbe Form und sind von dem nämlichen Material. Die Feuer im Innern der Hütte wurden mit dem größten Leichtsinn unbeachtet gelassen, auch ist dieser ungeheure Wohnplatz be-

Joloff-Neger bereits mehrmals gänzlich ein Raub der Flammen geworden. Alles hatte ein wildes Ansehen und wimmelte von Myriaden von Landkrabben, die im Aneinanderreiben ein Gezirp machten, ähnlich dem, als wenn ungeheure Spinnen über Pergament liefen. Und da, bei dem schwachen Schimmer der verlöschenden Flamme, sahen wir Wesen, die sich in der heißen Asche der Brandstätte wälzten; sie sind aber auch wie unreine Thiere. Welche unauslöschliche Eindrücke hat diese Nacht in mir hinterlassen!

Endlich kamen zwei Neger, um mit uns zu handeln. Sie verlangten eine Summe, die wir ihnen ohne Zaudern gewährten, dann verdreifachten sie ihre Forderung, wir gewährten sie ihnen wieder, sie wollten wieder steigern, ich erklärte ihnen aber, daß ich sogleich die Pirogue mit Gewalt nehmen und mich durch Grann hinüber rudern lassen werde, dann endlich entschlossen sich die Elenden. Man muß sich in diesen Fahrzeugen sehr ruhig verhalten, die mindeste Bewegung macht sie umschlagen; wir waren zu vier, dieß ist schon zu viel, und wir waren auch wirklich nahe daran zu verunglücken. Wir landeten, und man führte uns in einen Gasthof. Die Insel St. Louis hat ungefähr eine halbe Meile in der Breite und drei Meilen in der Länge, und dieser Raum ist gänzlich durch die Stadt gleichen Namens bedeckt. Nur vier Gebäude verdienen, daß man sie erwähnt, das Regierungsgebäude, die Caserne, das Krankenhaus und die Kirche. Die Häuser sind alle mit Platformen bedeckt, und haben einen blendenden Kalkbewurf. Einige Goeletten, die von Fähnrichen befehligt werden, und ein Dampfschiff auf welchem ein Schiffslieutenant Capitän ist, liegen am Kai. Zur Zeit, wo die Handelsleute mit dem Gummi, dem Goldsand und dem Morfil kommen, fahren die Goeletten in den Fluß, um sie zu beschützen. Das Dampfschiff führt die Aufsicht über diese, und geht jährlich Einmal nach Galam. Der Dienst eines Schiffslieutenants ist hier von großer Bedeutung, von ihm hängt das Gedeihen des Handels ab, der unter der Leitung der HH. Mareeau, Edouard Bouët und Simon sehr zugenommen hat. Leider sind die stets wiederkehrenden Krankheiten dem Eifer der Officiere sehr hinderlich. Ein Dritttheil der Einwohner stirbt gewöhnlich während der Winterszeit entweder an dem gelben Fieber oder an der rothen Ruhr. Es gehört eine große Aufopferung dazu, sich diesen gräßlichen Krankheiten auszusetzen, da die hier Sterbenden nicht den Trost haben, auf dem Bette der Ehre umgekommen zu seyn.

Schwer mag es dem Gouverneur, Hrn. Saaret, werden, bei den bizarren Forderungen der Eingebornen ihre Eigenliebe nicht zu kränken. So z. B. verlangten die Dolmetscher, die sich Sprachmeister nennen, vertragsmäßig daß man ihnen alle Jahre einen mit Gold verbrämten Generalshut gebe. Als sie nackt, bloß eine Schürze um die Lenden, den dreieckigen Hut polichinellenartig auf dem Kopfe, daher kamen, um sich dem Inspectionsgeneral vorzustellen, glaubten wir, es sey eine Maskerade, und sie kämen irgend einen Tanz aufzuführen. Wer vermag da sich des Lachens zu erwehren?

Man muß, um Löwen, Tiger und Hyänen zu treffen, mehrere Stunden weit von St. Louis hinauf; noch höher hinauf trifft man Elephanten. Affen jedoch sind in großer Anzahl ganz in der Nähe zu treffen und sehr leicht zu tödten. Ich rede hier von dem linken Ufer, das mit Urwaldung bedeckt und von den Negern bewohnt ist, denn das rechte Ufer ist die dürre Wüste der Sahara, durch nichts belebt als umherirrende Strauße, einige wandernde Araberstämme und die Hügel von Flugsand, und diese beiden sich so entgegengesetzten Naturen haben keinen Uebergang, nichts scheidet sie als der Fluß. Ich will die Namen der Volksstämme und ihrer Oberhäupter von der Mündung des Senegal bis Karta anführen, denn ich glaube, sie sind wenig bekannt.

Araber, rechtes Ufer: Darmankurs, Häuptling Schems; Trarzas, H. Mand-el-Habib, oder Mehemed-el-Habib; Braknas, H. Amedu. Joloff-Neger, linkes Ufer: Cayor, H. D'Hammel (die Halbinsel, das Cap Vert, hat sich davon losgemacht, und das Wahlkönigreich Dacar, dessen jetziger Häuptling El Iman ist, gebildet); Walo, Königin Guimbot (denn in diesem Lande herrschen nur die Weiber); Futa, H. der große Al-Mami; Futa-Donald, H. El Iman Donald; Futa-Toro, H. Lamp-Toro, Kriegshäuptling der Conföderation von Futa; Galam, Oberkönig Tunka (Westkanela, Samba-Cumba, Ostkanela, Samba-Jassim; dieß sind zwei einander feindselige Brüder); Karta, welches die Bambara's und Pulls umfaßt, H. Bambara. (Die Farbe der Pulls ist eigenthümlich, nämlich kupferroth, auch zeichnen sie sich von den andern Negern durch Verstand aus. Joloff bedeutet schlechtweg einen Schwarzen.)

In allen Joloff-Ländern gehen die Erbschaften von der weiblichen Seite, weil die Eingebornen behaupten, daß so die Verwandtschaften weit sicherer seyen. Araber und Neger haben die mohammedanische Religion, aber sie ist fast unkenntlich gemacht durch den tollsten Aberglauben, womit sie sie entstellen. Guétendart gehört uns, oder besser, gehört Niemand, wir haben bloß das Recht, das Oberhaupt zu ernennen. Wir fuhren den Senegal, den Wind im Rücken, zurück, und ich hatte volle Muße, das linke Ufer, welches zu dem Königreiche Hammels gehört, zu untersuchen. Es ist ein Verein von faulen, mit Schlangen gefüllten Sümpfen, über die nur selten ein Kokosnußbaum seine Schatten wirft. Wir nahmen an dem Standorte (stationnaire) einen Lootsen und Nahrung für unsere Ruderer ein, die sich gleich mit einer Art von Grunzen zusammenhockten, und dadurch ihre Freude bezeugten, daß sie mit stillem Lachen den Mund weit aufrissen.

Es war ein eigener Anblick, zu sehen, wie sie sich das in Kußkuß *) geknetete Fleisch aus den Händen rissen, dann zwischen ihren spitzigen, weißen Zähnen die rothe Zunge hervorkam, mit der sie ihre langen, dürren Hände ableckten; dazu kam die rohe Ausdünstung, vermehrt noch durch den Geruch ihres Schweißes. Wir kamen ohne Hinderniß über die Barre, und gelangten an Bord, wo ich in meiner Hängematte die überstandenen Anstrengungen vergaß.

(Schluß folgt)

Vermischte Nachrichten.

Der Gebrauch des Opiums in großen Dosen existirt für gewöhnlich nicht in Europa, wo die gegohrnen Getränke an deren Stelle treten. Einzelne Menschen haben sich indeß doch diesem Genusse hingegeben, namentlich Engländer, welche diese Gewohnheit in Ostindien annahmen. Vor einigen Jahren erschienen in England die Memoiren eines Opiumessers, worin der Verfasser seine Empfindungen und seine unzusammenhängenden Träume schildert, die er nach dem Genusse dieses schnell zum unerläßlichen Bedürfniß werdenden Reizmittels hatte. (Hygie.)

In der englischen Alterthumsforschergesellschaft wurde am 15 Nov. von einem Hrn. Croke ein Bild Montezuma's vorgelegt, das früher im Gouvernementssaale zu St. Domingo gehangen hatte, und das Werk eines Künstlers seyn soll, der mit den ersten Spaniern hinüberging. (Litt. Gaz. vom 24 Nov.)

*) Gestoßene Hirse; diese zu stoßen ist das einzige Geschäft der Frauen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 349.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker

15 December 1838.

Kindermord in Cutsch.

(Aus Mrs. Postans Werke.)

Bei der Geburt eines Knaben in der Familie des Rao wird alsbald ein Theil der königlichen Domänen ihm und seinen Nachfolgern zugeschieden; dieselbe Sitte herrscht in den Familien der Adelichen, deren Ländereien zum Vortheil der Verwandten getheilt werden, und so ist jeder Häuptling von einer Bbriad oder Bruderschaft, gleich dem Rao umgeben. Da ein solches System die Besitzungen bald in eine Menge kleiner Theile zertheilen müßte, so ist man auf die unmenschliche Sitte des Kindermords als Abhülfe verfallen. Der Kindermord wird indeß weit mehr gegen Mädchen, als gegen Knaben geübt. Ehelosigkeit gilt in Indien als ein Verbrechen, Heurathen im Stamme selbst gelten für Blutschande. Nach dem Radschputengesetz kann ein Jharredschah nur die Tochter einer Familie unter ihm heurathen, und seine Töchter nur einer Familie über ihm geben; da aber die Jharredschahs keinen Stamm über sich anerkennen, so haben sie keine Wahl zwischen dem, was sie für Schande halten, und dem Morde der Mädchen. Die Art, wie das Verbrechen geübt wird, besteht darin, daß die Ammen die Brust der Mutter mit Opium einreiben, und die Kinder sinken so in den Schlaf des Todes. Die Frauen hängen an dieser barbarischen Sitte noch mehr als die Männer.

Die englische Regierung hat einen Vertrag über die Abschaffung dieses entsetzlichen Gebrauchs geschlossen, und dagegen versprochen, die Vorurtheile der Hindus zu achten, und keinen Ochsen oder Kuh in der Provinz schlachten zu lassen. Die englische Regierung hat diesen Vertrag heilig gehalten, es ist aber nur allzuviel Grund vorhanden, daß der Kindermord gar nicht oder nur sehr wenig abgenommen hat. Es ist ganz unmöglich, über die häuslichen Angelegenheiten einer Jharredschahfamilie genaue Nachforschungen anzustellen, denn die Weiber sind abgeschlossen, und das Harem ist unverletzlich. Nach dem Vertrage sollen die Jharredschahs einen jährlichen Census ihres Stammes einliefern, aber die Engländer haben kein Mittel, die Richtigkeit desselben zu verificiren, und die männliche Bevölkerung übersteigt die weibliche so sehr, daß gar kein Zweifel vorhanden ist, daß der Kindermord immer noch geübt wird. Man hat berechnet, daß jährlich etwa 1000 Kinder ermordet werden, und daß unter 8000 Jharredschahs sich nur 30 Personen weiblichen Geschlechtes finden. Diese geringe Zahl wurde theils durch Zufall, theils durch diejenigen Jharredschahs, die an Wischnu glauben, erhalten.

Chalki.

Aufenthalt daselbst. — Rückreise nach Galata.

(Fortsetzung.)

Allein mit meinen Gedanken und mit meiner Unschlüssigkeit setzte ich nun weiter meinen Weg fort; aber sey es nun, daß, wie ein ernster Römer schon bemerkte, der unsichere, ungleiche Schritt das Schwanken des Geistes verrathen muß, sey es, daß ich die Uebung noch nicht hatte, die morschen, gar zu nachgiebigen Bretter zu vermeiden, ich strauchelte öfters, und als ich endlich unvermerkt auf eine finstere Treppe kam, verlor ich das Gleichgewicht und stürzte — wenn nicht in demselben Augenblick jeder meiner Arme eine Stütze gefunden hätte — es waren dieß zwei von meinen Porten; den einen erkannte ich gleich an der Stimme, als er mich höflich fragte, wohin ich wünsche, geführt zu werden? Er war derselbe, der mich kurz vorher angeredet hatte, um an meiner Hand durch das Gebiet eines Wissens geführt zu werden, dessen Wege mir stets wenigstens eben so dunkel vorkamen, als die Gänge dieses Klosters.

Ich nahm ihr Geleit an bis zu der Ephoria, so hieß mein Zimmer, weil es als ehemaliger Fürstensaal die Ephoren aufnahm, so oft sie die Schule besuchten, die, von diesen reichen Fanarioten vor sechs Jahren neu gegründet, seither unter ihrer Administration und obersten Leitung stand. Nur mit Mühe konnte vor einigen Monaten ihre Autorität eine Meuterei unterdrücken, die unter der noch wilden, unbändigen Jugend ausgebrochen war, und den gestrengen Scholarchen Abraham bewogen hatte, sein Heil in der Flucht zu suchen, und seine imposante Amtsmiene einige Wochen lang weit vom Geschütz im Kanal zu verbergen.

Und zwei von diesen jungen Wilden waren es, die nun meine Schritte leiteten, und gewiß, kein Krankenwärter kann zarter und schonender umgehen mit dem Leidenden, der ihm anvertraut ist, als sie mit dem armen Blinden, der ihr Freund werden sollte: ohne sich den leisesten Spott zu erlauben, mit eben so feinem Anstande als liebenswürdiger Gutmüthigkeit verrichteten sie das Amt, das sie aus eigenem Antriebe übernommen hatten; sie kannten das Unglück des Fremdlings und achteten es.

J. J. Rousseau! Mann des Widerspruchs, da hast du doch wohl Recht, wenn du behauptest, daß das Mitleid dem rohen Wesen eigen ist, das die Gesellschaft noch nicht abgeschliffen hat; sonst würde ja das Pferd die Menschen beschämen, das Roß, das gern dem Menschen, seinem Tyrannen ausweicht, um ihn nicht zu beschädigen, und sich bäumt,-wenn es über seinen Leichnam schreiten soll. Schont ja auch der bissigste Kettenhund des unschuldigen Kindes! — Als ich einst das Osterfest in Jerusalem feierte, wurde ich von der Zinne eines Hauses herunter gestoßen und blieb mit zerbrochenen Füßen auf dem harten Pflaster liegen. Ein Araber mit wilder Gebärde und welchem Herzen hob mich auf und trug mich auf seinen Schultern durch die Straßen der heiligen Stadt, und die dicht gedrängten Haufen öffneten sich willig auf das „ja regley! des barmherzigen Bruders, und durch eine lange Reihe hindurch konnte ich auf keinem einzigen dieser sonnverbrannten Gesichter auch nur die geringste Spur von Schadenfreude oder Spott entdecken. Und doch war es dasselbe Volk, das drei Wochen später in dem Engpaß von Nablus (das alte Sichem) ein ganzes ägyptisches Heer in die Pfanne hieb. In der gesittetsten Stadt Europa's wäre der verkrüppelte Pilger von den Gassenjungen verfolgt, der unbehülflich blinde Lehrer von der Schuljugend erbarmungslos geneckt worden. — O! ihr feinen Europäer, wie viel Rohheit steckt noch in eurer gepriesenen Gesellschaft!

Jetzt war ich wieder in der Ephoria; aber mir graute es, so allein und geschäftslos in dem großen, leeren Gemache zu verweilen, und ich dachte, da ich doch schon so viel mit den Schülern zu thun gehabt, so möchte billig die Reihe nun auch an den Scholarchen kommen, und mit zwei Schritten war ich in seinem Zimmer. Hier saß er auf dem Divan, vor sich den glühenden Mangal, daneben ein kleines, rundes Tischchen, nicht mehr als einen Schuh hoch, und mit Schriften bedeckt; auf seinem Knie hielt er ein Blatt Papier, das er emsig beschrieb — des Morgenländers Bette, Küche, Bureau und Schreibepult waren bei einander.

„Verzeihen Sie die Unterbrechung, Hr. Abraham, und gewähren Sie Ihrem Gaste die letzte Bitte."

„Das wäre?" erwiederte der Scholarch, das Papier auf das Tischchen legend.

„Seyn Sie so gütig, schicken Sie in das Dorf, und lassen Sie den Kaitschi (so heißen hier die Schiffleute) sagen, daß sie mich morgen früh vor 6 Uhr abholen; ich will mit ihnen in die Stadt, und möchte doch nicht geradeswegs im Tschardy (eigentlich Markt, so heißt das Dorf, das einzige der Insel) übernachten."

„Sie wollen morgen fort, und sind erst gestern gekommen?"

Ich bestand darauf, und schickte mich sogar an, gleich von ihm Abschied zu nehmen; da änderte sich sein Ton, und halbwehmüthig brach er in die Worte aus: „Wir haben ja noch nicht einmal mit einander gesprochen! Hab' ich Sie beleidigt?" Hier wollt' ich ihn haben, aber quälen nicht, und ich verstand mich endlich dazu, noch bis Montag zu bleiben. Heute war Freitag, und Sonntags, so wie auch an ihren zahlreichen andern Festtagen, fahren die lebenslustigen Insulaner nicht, oder lassen sich nur mit Mühe und schönem Gelde die versäumte Feier des Ruhetags bezahlen.

„Haben Sie denn wirklich Lust, mit mir zu sprechen," hub ich wieder an, „so muß ich Ihnen gestehen, daß ich nichts weniger als entschlossen bin, die Stelle anzunehmen, die Sie mir durch Zanelli anbieten ließen; indessen will ich Ihnen doch meine Bedingungen sagen, auf den Fall hin, daß ich bei Ihnen bleiben will; aber belieben Sie mir vorher zu bestimmen, was ich leisten soll."

„Sie geben täglich jeder Classe vier Stunden Unterricht, — macht in der Woche 36 Stunden."

„Das wollen Sie, lieber Herr; aber ich will und kann nicht mehr als drei Stunden täglich geben, und möchte überdieß den Sonnabend und Sonntag gänzlich frei haben; — macht in der Woche 15 Stunden, — und dafür verlange ich monatlich 500 Piaster (ich wollte nicht mehr verlangen für mich allein, als der arme Prassas für sich und die Seinigen) nebst freier Kost und Wohnung und allem, was dazu gehört, Wäsche, Feuer, Licht, Bedienung; und zwar behalte ich mir vor, unter allen Zimmern des Klosters dasjenige auszusuchen, das mir am besten gefällt, sey es nun besetzt oder nicht, und die Wahl zu haben, im Refectorium zu speisen oder auf meinem Zimmer; auch soll Kyr Nikolaki, der Oekonom, angewiesen seyn, auf mein Verlangen, mir zu jeder Stunde des Tages Erfrischungen zu schaffen, so wie sie in Küch' und Keller sich vorfinden."

Hr. Abraham stutzte, sowohl über die kleine Zahl der Lehrstunden, als über die große Summe des Gehaltes, und fing an von schweren Zeiten und traurigem Zustande der Finanzen zu sprechen; allein ich war unerbittlich, und er mußte zuletzt alle meine Forderungen eingehen und obendrein noch zufrieden seyn, daß ich versprach, binnen acht Tagen zu melden, ob ich wieder kommen wolle; — ja, er erbot sich sogar, den Accord schriftlich aufzusetzen.

Es tönte wieder die Glocke; es war 7 Uhr, die Stunde des Nachtessens, das weiter nichts war, als eine Wiederholung des Mittagmahls; dieselben Gerichte, dieselbe Ordnung. Zwei Kronleuchter erhellten jetzt freundlich von oben herab die ruhige Versammlung.

Der Kalligraph und Prassas begleiteten mich auf mein Zimmer, um bei dem traulichen Feuer noch eins zu schmauchen und zu plaudern, und als ich auf Abrahams schwere Zeiten anspielte, sagten sie, es sey wahr, die Schule habe schon bessere gehabt, und stehe wirklich in einer schlimmen Krisis.

„Es ist nicht lange her," fügte der Kalligraph bei, „so traf ich den Director mit verweinten Augen auf seinem Zimmer an, da erzählte er mir seine Leiden: ihn verfolgen die

griechischen Priester, weil seine Anstalt Licht verbreitet; — sie aber lieben die Finsterniß, und deßhalb gehen sie von Haus zu Haus im reichen Fanal herum, und überschwatzen die Eltern, die Mütter insonderheit, sie möchten ihre Kinder herausreißen aus den Klauen des Antichrist, sonst kämen sie unfehlbar sammt ihm und ihren Eltern in den höllischen Pfuhl, so wie es abgebildet steht mit grellen Farben an der Mauer des Dreieinigkeitsklosters in Chalki. Und daher kommt es, daß in Zeit von einem Jahre die Schule von 120 bis auf 70 heruntergesunken ist und immer noch schmilzt. Zweitausend zweihundert Piaster jährlich bezahlt jeder Zögling, mit Ausnahme von Zwölfen, die der Patriarch sich vorbehalten hat, frei hier halten zu dürfen. Die Auslagen der Schule aber sind so stark, daß sie nicht mehr bestehen kann, wenn die Zahl der Schüler noch eine Zeitlang in dem Maße abnimmt."

„Das Hauptverbrechen des Directors," sagte Prassas, „war sein Umgang mit den amerikanischen Missionärs, die den Pfaffen zum Trotz in Galata und Prinkipo die Scholia allilodhidhaktika — die Schulen des wechselseitigen Unterrichts — einführten. Um nicht gar zu sehr zu ärgern, muß er jetzt seine Freunde meiden, und wenn er in die Stadt kommt, getraut er sich nicht einmal in eine Gasse zu gehen, wo Amerikaner wohnen."

Sie erzählten mir noch Einiges von diesem Märtyrer der Aufklärung. Vieles gefiel mir, jedoch nicht das, daß er, um Aufklärung zu erhalten, oft an die Thüren nicht nur der Zöglinge, sondern auch der Lehrer schlich, wo er schon horchend ertappt wurde.

In Ländern, wo man früh aufsteht, nicht lange tafelt und einen gesunden Schlaf hat, geht man auch gern früh zu Bette. Dieß thaten auch wir, und nicht umsonst sang mir der Nachtvogel wieder sein Wiegenlied.

(Fortsetzung folgt.)

Artesische Brunnen in den Oasen.

Ein Hr. Aim, Civil- und Militärgouverneur der Oasen, hat durch den im Dienste des Pascha von Aegypten befindlichen Ingenieur Lefèvre Aufschlüsse gegeben über die Brunnen in den Oasen, deren es namentlich auf der großen, welche 25,000 Arpents guten Boden enthält, eine Menge gibt; sie sind großentheils durch das Morschwerden des Holzwerks eingestürzt. Hr. Aim hat mit einem Bohrer von 500 Fuß Länge mehrere aufgeräumt, und Wasser erhalten, das bis auf die Oberfläche stieg. Die Alten gruben viereckige Brunnen von zwei bis drei Metres Weite bis zu dem 20 bis 25 Fuß von der Oberfläche entfernten Kalklager; dieser Raum war angefüllt mit vegetabilischer Erde, Thon, Mergel und Thonmergel. Die Wände des viereckigen Theils waren durch ein dreifaches Gebälk aus Palmenholz geschützt; sie durchbohrten die 100 bis 153 Metres dicke Kalkschicht nach der chinesischen Methode. Die unterirdische Wassermasse hat ihren Sitz in einem Sande, der dem Nilsande gleicht. Um dem zu starken Ausströmen von Wasser vorzubeugen, konnte die Mündung der Oeffnung vermittelst einer Art von Sicherheitsklappe verschlossen werden. — Die Menge der Brunnen und ihre verschiedenen Lagen lassen glauben, daß man in den beiden Oasen, wo man auch bohrt, überall aufsteigendes Wasser findet. Da die Aufräumung der alten Brunnen sehr viele Arbeit macht, so will Hr. Aim neue bohren, was gewiß Aufschlüsse gibt über den ungeheuren unterirdischen Strom, der den Boden der Oasis durchdringt und aus Darfur zu kommen scheint. (Nouv. Ann. des Voy. August u. September 1838.)

Ein Besuch bei den Negern am Senegal.

(Schluß.)

In der Nacht des 2 Decembers kam die Corvette la Favorite hinter uns vorbei. Sie ging dem Hercules voran, auf welchem sich der Prinz von Joinville befand, und der in Goree ankerte. Da der General zurück war, so gingen wir am 4 auch dahin ab. Wir kamen den nächsten Morgen bei guter Zeit an, aber der Prinz war in der Nacht schon nach dem grünen Vorgebirge abgegangen. Die Corvette „la Triomphante," welche die Station befehligt, war ihm gefolgt, und wir trafen so nur mehr die Goelette la Fine, auf welcher der Prinz den Tag vorher in der Tiefe des Golfs gejagt hatte, wo er einen ungeheuern Baobab abhauen ließ, um ihn nach Paris zu bringen, und den die Triomphante noch den Abend vorher nachgeschleppt hatte; ferner la Malouine, welche fast ihre ganze Mannschaft durch das gelbe Fieber verloren hatte. Goree ist fast nur durch seine Pfeifenerde bekannt, aber es ist jetzt verboten davon zu nehmen, weil es die Insel verkleinert, was als Beleg für die Größe derselben dienen mag; dennoch ließe sich ein unüberwindlicher Punkt daraus machen: daß sie so klein ist, wäre noch ein Vortheil mehr. Sie wird von einem Fort beherrscht, das in sehr schlechtem Zustand ist, und mit dessen Wiederherstellung eben ein Sapeurcapitän beschäftigt war. Wir besuchten den Garten, welchen der berühmte Chevalier de Boufflers zur Zeit, wo er Gouverneur des Senegal war, hier angelegt, indem er brauchbare Erde vom festen Lande hatte kommen lassen, und das Haus der Madame Pepin, mit welcher er sich hatte à la Signare trauen lassen. Wie das Land, so die Sitten; hier eine kleine Beschreibung der Heurathen à la Signare. Man handelt mit den Verwandten derjenigen, die man zu heurathen denkt, und ist der Handel geschlossen, so ist man im Besitze der Frau, da wird nichts schriftlich, nichts gesetzlich gemacht. Man kann in einem andern Lande heurathen oder schon verheurathet seyn, von dem Lande weggehen und wieder zurückkommen, die Signare (farbiges Mädchen) bleibt immer treu, träfe sich das Gegentheil, so hat der Mann das Recht, sie zu verstoßen und ihr alle seine Geschenke wieder zu nehmen, die Verwandten der Frau helfen in solchem Falle selbst dem Manne zur Wiedererlangung alles dessen, was er ihr gab, und man betrachtet sie für ein verworfenes Geschöpf. Wenn sie der Mann aber ohne Grund verstößt, so darf sie sich wieder verheurathen, und behält alles, was er ihr gab. Gewiß, hier hätten die Saint-Simonisten ihre freie Frau suchen sollen, dennoch hat es auch hier seine schlimme Seite. Sowohl sie als die Kinder tragen den Namen des Mannes, und diese behalten ihn selbst dann, wenn die Frau von dem Manne geschieden seyn sollte, was nicht ohne Unbequemlichkeiten ist, wenn man schon eine Familie in seinem Lande hat. Das Hochzeitsmahl ist ziemlich kostspielig, man muß die Griots oder Poeten bezahlen, welche Loblieder zu Ehren des Brautpaares singen, und Geschenke unter die Neger austheilen, welche sich unter den Fenstern versammeln. Am Ende des Mahles wird eine Kürbisflasche voll Wein herumgegeben, wenn sie leer ist, wird sie zer-

brochen, und die Auslufer laufen dann durch die Stadt und schreien: „Herr ** der Weiße (tubab) hat die Küchelflasche mit Mademoiselle ** der Signare zerbrochen!" Diejenigen, welche die Ceremonie ganz kennen, wissen, daß Umstände dabei vorkommen, welche bei uns die Sitte zu erzählen verbietet.

Ich machte nun in der Tiefe des Golfs einen Ausflug auf das feste Land, in das Königreich Cayor. Der Häuptling wohnt ungefähr fünfzehn Meilen innen im Land, und würde, wenn er je das Meer oder einen Weißen sähe, des jähen Todes sterben. Ich glaube, daß es den mohammedanischen Priestern nicht schwer wird, diesen Glauben zu erhalten, denn es fehlt ihnen nicht an Gift. Dieses Land mit seinen schlanken Kokosbäumen, seinen unförmlichen Baobabs, die unter den Bäumen dieselbe Stelle, wie die Elephanten unter den Thieren einnehmen, seinen unbekannten Bäumen, seinen Gesträuchen, auf welchen ungeheure Schmetterlinge sich wiegen, seinen Vögeln mit ihrem so verschiedenartigen Gefieder und Gesang, und seinen nackten Menschen mit ihrer schwarzen, glänzenden Haut erschien mir wie ein ungeheurer Jardin des Plantes, in dem der Waldmensch herrscht. Die Sonne stand senkrecht in diesem unbegränzten Raume, den das Auge frei durchschweifte, nicht gebunden durch das, was wir gewöhnlich den Himmel nennen. Ich hatte mich von meinen Gefährten getrennt, und saß allein unter einem Baobab, als ein Neger, der einen Turban aufhatte, mit gezücktem Dolch auf mich zukam und Geld von mir forderte, weil, wie er sagte, der Schatten dieses Baumes ihm gehöre. Ich antwortete ihm, der Baum stehe in der Wildniß, und diese gäbe ihre Schatten dem Weißen wie dem Joloff. Seine Zudringlichkeit wurde aber so drohender Art, daß ich genöthigt war, ihm zu zeigen, daß mein Stock, den er für ein unschädliches Bambusrohr betrachtete, einen Degen enthielt. Da entfloh er plötzlich, wäre ich aber unbewaffnet gewesen, so hätte er mich sicher ausgeraubt, oder ich hätte ihm ein bedeutendes Lösegeld zahlen müssen. Wo traf Mungo Park in Afrika den gastlichen Ort, wo die Negerinnen ihm sangen: „Der arme Weiße ist gekommen, sich unter unsere Bäume zu setzen, beklagen wir den armen Weißen, denn er hat keine Mutter u. s. w." Ich ging an dem Strande des Meeres hin nach dem Dorfe Hann, wo unser Boot war; als ich durch Charreuil kam, gab ich meine Kleider einem Negerknaben und ging längs der Küste hin im Wasser, oft von der Brandung überspritzt, denn die See ging hohl. Man hatte mir gesagt, es seyen viel Haifische in dem Golf, jetzt kann ich es durch die Erfahrung bestätigen, denn ich sah mehrere, und einer kam uns so nahe, daß mein kleiner Gefährte mit einem lauten Schrei meine Kleider fallen ließ und entfloh; ich zog mich zurück und setzte meinen Weg auf dem feuchten Sande fort. Ich besuchte das Dorf und den Garten des Hrn. Baudin, in dem ich mich mit Palmwein und Kokosmilch erfrischte, und dann gingen wir, den Wind im Rücken, an Bord. Den andern Morgen ging ich noch einmal in dem Königreiche Dacar ans Land. Um halb sechs Uhr begegnete ich dem König El Iman, der eben aus seinem Palaste kam, und mich mit der schmeichelhaftesten Leutseligkeit vor die Moschee führte, um mir die Begrüßung bei der aufsteigenden Sonne zu zeigen. Palast oder Moschee, es sind Bienenkörbe wie die andern, nur etwas größer. Der vorige König (darum) hieß Moctar, aber die Franzosen setzten ihn ab, weil er einen Tribut für das Wasser verlangte, das man aus der Nähe von Baudins Garten nach Goree holt, da die Quellen und Brunnen dort nicht hinlänglich sind. Aus diesem läßt sich die Wichtigkeit eines Joloff-Königs abnehmen. Der jetzige läßt jede Woche eine Matrosen-Ration bei dem anwesenden Commandanten abholen — ein Tribut, den wir ihm schulden, wie er versichert; schließt man die Augen zu solchen unschuldigen Anmaßungen, so erhält man von ihm, was man will. Moctar ist erst seit kurzem todt, und lebte noch längere Zeit nach seiner Absetzung. Er war der erste König von Dacar, hatte sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts gegen den Despoten von Cayor empört, zu welchem vorher sein Reich gehörte, und von dem er es jetzt durch eine Mauer abschloß, zu deren Vertheidigung sogleich alle Bewohner eilen, wenn D'Hammel feindliche Bewegungen macht. Die Bewohner von Dacar haben sich so als ein unabhängiges Wahlkönigreich abgeschlossen. Ihr ganzes Geschütz besteht in einer alten Kanone ohne Laffette, dennoch könnte sie ihnen von Nutzen seyn, denn sie ist weder zersprungen, noch vernagelt. El Iman ist zugleich auch das Oberhaupt ihrer Religion. Er ist ungefähr 55 Jahre alt, mager, etwas mehr als mittelmäßiger Größe, und immer nach Art der Türken weiß gekleidet, was einen wunderlichen Anblick gewährt. Er wies mich, um mich durch sein Reich geleiten zu lassen, an seinen Neffen, den Prinzen Gouguingenn, einen Sohn seiner Schwester, zu welchem er mir Birama als Ehrenwache mitgab. Der Prinz war in einem andern Dorf, und ich erkannte in dem 5 Fuß 10 Zoll hohen Scheim einen Händler wieder, der zu uns an Bord gekommen war, uns ausgestopfte Vögel zu verkaufen, ja selbst nicht verschmäht hatte, uns mit Eiern und Wassermelonen zu versorgen. Er lieh mir für drei Franken ein herrliches Pferd, auf welchem ich einen Ausflug an die Spitze des grünen Vorgebirgs machte, um ein berühmtes Gasthaus zu besuchen, welches aber, wie ich versichern kann, nicht existirt. Als ich zurückkam, wurde ich ganz betäubt durch den Lärm der Musikanten (griotles), von denen die einen Loblieder auf mich sangen, während die andern auf den Tamtam schlugen, dieß ist ein hohler Baumstamm mit einer Art von Trommelfell überspannt. Es sind Juden, welche bei den Joloff die Parias bilden. Sie ziehen mit in die Kriege, und da sie nur Loblieder singen können, halten sie sich immer zur Seite des Siegers, und verüben die meisten Grausamkeiten. Sie theilen sich in zwei Classen, die der Sänger und die der Tamtam-Spieler. Einige führen Abends an der nördlichen Seite von Goree Tänze auf. Es gibt nichts Linkischeres, Unanständigeres und Gemeineres, als dieses Herumspringen. Ich blieb einige Zeit mit Gouguingenn zusammen, der mich dann an meine Pirogue begleitete, wobei wir an einem einzelnen schmucklosen Grabsteine vorüberkamen, von dem er mich versicherte, es sey der Grabstein eines Königs (vielleicht der von Moctar), daneben war ein Kreuz mit der Inschrift: Sophie de Porte, gestorben im Jahre 1831. Beschreibungen von Monumenten kann ich keine geben. Tombuctu selbst, von dem man so viel Herrlichkeit erwartete, ehe man es gefunden, traf man mehr als einen Haufen schlechter Hütten, nur etwas größer als die übrigen. Alle Racen, alle Völker hatten eine Epoche von Größe. Die Ruinen von Acolhuacan, welche Hr. Jomard das amerikanische Theben nennt (neben dem Dorfe Palenque im Staate Chiapa), und die, in ihren dichten Waldungen verhüllt, bis zur neuesten Zeit unentdeckt geblieben waren, bezeugen jetzt durch ihre Befestigungen, ihre Tempel, ihre Säulen, ihre Pyramiden, daß auch Amerika seine Zeit des Glanzes hatte. Nur die Neger haben keine Geschichte, und nicht die kleinsten Trümmer finden sich, die anzeigten, daß je ein höheres Streben nach Civilisation bei ihnen geherrscht.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 350.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

16 December 1838.

Das Alterthum der chinesischen Geschichte.*)

Für das Alterthum der chinesischen Geschichte gibt es mancherlei innere Beweise, die durch äußere Zeugnisse unterstützt werden, und da sie weit über die Zeit der authentischen Profangeschichte hinausreicht, so ist der Mangel gleichzeitiger Beweise kein Beweis dagegen. Das System der chinesischen Chronologie ist ganz originell und eigenthümlich, und zugleich so eingerichtet, daß es sich nicht gut denken läßt, wie es hätte verfälscht werden sollen, und wenn es ächt ist, geht es zurück bis ins Jahr 2637 v. Ch. In diesem Jahr, dem 61sten des Kaisers Hwang-ti, beginnt die Rechnung nach Cyclen von 60 Jahren, und das laufende Jahr ist das 55ste des 75sten Cyclus. Die Geschichte läßt sich von jener fernen Periode an verfolgen, und obgleich bis 841 v. Chr., wo die authentischere Geschichte China's beginnt, die Chronologie hinsichtlich der Ereignisse unsicher ist, so spricht es doch nicht gegen die Genauigkeit des Systems, daß man einzelne Ereignisse nur mit Schwierigkeit genau bestimmen kann. Die historischen Fragmente jener entfernten Perioden wurden von Confutse (geboren 551 v. Ch.) gesammelt und genau hergestellt. Ueber die Existenz, das Zeitalter und die Schriften dieses Mannes kann kein Zweifel obwalten, so wenig als über ein anderes historisches Ereigniß, dem die Welt unbedingten Glauben schenkt. Die Verehrung, die man nicht nur seinen Schriften, sondern auch seiner Familie zollt, welche ihre Abstammung bis zu diesem berühmten Mann hinaufführen kann, ist eine sichere Gewähr. Wenn wir den Beginn der authentischen chinesischen Annalen auf die Zeit der Regentschaft Kungho's beschränken, auf das 57 Jahr des 30sten Cyclus, so reicht diese Zeitangabe über die Erbauung Roms hinauf, und wir finden das chinesische Reich nicht bloß bestehend, sondern in einem Zustande politischer Kraft, als Lykurgus seinen Spartanern Gesetze gab, und Carthago gegründet wurde. Von dieser Zeit an verläuft die chinesische Geschichte regelmäßig: die Ereignisse, die Charaktere der Fürsten, die Dauer ihrer Regierung, die Dynastiewechsel, Alles ist so wahrscheinlich, und trägt so wenig den Anschein der Erfindung, daß wir nur auf Gründe hin, die allen historischen Beweis so gut wie vernichten würden, unsern Glauben versagen können.

Ohne viel auf die berühmte Inschrift zu bauen, welche Kaiser Yu (2189 v. Chr.) auf dem Berg Hang in Se-tschuen in alten, 6 Zoll langen Charakteren einhauen ließ, — eine Inschrift, wovon noch Reste vorhanden sind, finden sich auch in den frühern Annalen mehrere Andeutungen von zusammentreffenden Ereignissen, die unsere Zuversicht bestärken müssen. In den ersten sieben Jahren der Regierung Sching-tangs, des berühmten Gründers der Schangdynastie (1766 bis 1758 v. Chr.) war eine große Dürre und Hungersnoth, und es ist ein merkwürdiger, von dem Sinologen Pauthier in einem seiner Werke bemerkter Umstand, daß die 7jährige, im Alten Testament durch den ägyptischen Joseph unter dem Bilde der sieben magern Kühe erwähnte Dürre, die im Orient allgemein gewesen seyn muß, ungefähr um dieselbe Zeit eintrat. Ein zweiter Umstand ist folgender: in einem großen, in Europa kaum bekannten Werke, Li-kai-ti-tzi, wird berichtet, daß im dritten Jahre Tai-wu's (1634 v. Chr.) Botschafter von 76 Königreichen aus fernen Gegenden mit Dolmetschern an den chinesischen Hof kamen. Diese Staaten müssen in Mittel- und Westasien gelegen gewesen seyn, und es ist ein seltsames, gleichfalls von Pauthier bemerktes Zusammentreffen, daß eben diese Länder um diese Zeit von Sesostris mit einem mächtigen Heere angegriffen wurden. Ist es nicht wahrscheinlich, daß die Fürsten dieser Staaten, erschreckt durch den Einbruch eines Heeres schwärzlicher Afrikaner, Gesandte an das große und mächtige China schickten, um Hülfe gegen den gemeinsamen Feind? Ein drittes Zusammentreffen gibt ein entschiedenes Zeugniß für die Aechtheit der chinesischen Annalen: der große Kaiser Tsin-tschi-wang-ti, der Gründer der vierten Dynastie, verließ die reine Lehre Confutse's, nahm den von der Tao-Sekte begünstigten Glauben an Geister an, und wurde veranlaßt, eine Anzahl Jünglinge und Jungfrauen nach drei Inseln in den östlichen Meeren, die der Aufenthalt von Geistern seyn sollten, zu schicken, um einen in ihrer Obhut befindlichen Trank, der langes Leben verleihen solle, zu erhalten. Europäische Gelehrte vermutheten, dieß möchten die japanischen Inseln seyn, von denen die Chinesen eine unbestimmte Kenntniß hatten, und

*) Aus einem kritischen Aufsatze über mehrere, China betreffende, Werke im Asiatic Journal. September.

bei Untersuchung der japanischen Annalen fand sich, daß um diese Zeit 500 Paar junger Leute unter Leitung eines chinesischen Arztes auf Japan anlangten, um den Trank der Unsterblichkeit zu suchen. Diesen Beweisen könnte man noch die gelegentlichen Anführungen von Sonnen- und Mondsfinsternissen beifügen, aus denen Pater Gaubil in seiner Chronologie chinoise so unwiderlegliche Beweise der Aechtheit dieser Annalen gezogen hat.

Die Beweise für das Alter der chinesischen Geschichte gelten auch für die Literatur, die sich zum Mindesten aus der Zeit Confutse's herschreibt, da die Verbrennung der Bücher auf Befehl des Kaisers Tschin-twang-ti, im Jahre 213 v. Chr. — ein historisches Factum — das Nichtvorhandenseyn früherer Werke als des King erklärt. Seit dieser Zeit haben die literarischen Werke der Chinesen in fast allen Zweigen, die einen verfeinerten Gesellschaftszustand bezeichnen, in einem solchen Grade zugenommen, daß wenige Nationen einer gleichen Masse von Literatur sich rühmen können.

Wenn das hohe Alterthum der Chinesen, mit denen verglichen die neuern Nationen nur von gestern sind, auf so solidem Grunde ruht, und ihre Civilisation sich in eine Zeit hinauf verfolgen läßt, wo die berühmtesten Völker des Alterthums noch gar nicht einmal existirten, so darf man ihren Stolz und ihre Vorurtheile zu Gunsten ihrer eigenen Institutionen nicht eben als so abgeschmackt ansehen.

Chalki.

Aufenthalt daselbst. — Rückreise nach Galata.

(Fortsetzung.)

Weil ich mir doch einmal auf gut Deutsch für jeden Fall den Sonnabend als Feiertag vorbehalten hatte, so mochte ich mich den andern Tag nicht zur Arbeit melden, sondern begnügte mich, der Thätigkeit der Andern zuzuschauen. Vor Tagesanbruch, um 5 Uhr schon, kleideten sich die Zöglinge an und zogen in die Capelle. Nach dem Gottesdienste erhielten sie, wie ich, Kaffee und Brod, womit sie sich bis zum Mittagessen begnügen mußten. Sollten sie auch unterdessen Hunger bekommen, so waren sie doch vor der Langenweile gesichert durch Lectionen, die ununterbrochen bis dahin fortdauerten. Von 6 bis 7 Uhr beschäftigte sie, wie oben bemerkt, der Kalligraph, dann, abwechselnd mit den andern Lehrern, der Director mit altgriechischer Literatur, Geschichte, Religion und Mathematik; letztere war sein Lieblingsfach, und, wie es hieß, war er vorzüglich stark darin. Die Unterlehrer repetirten mit den Schülern und begleiteten sie auf ihren Spaziergängen, eine Stunde ungefähr Nachmittags, und fast 2 Stunden Abends, was auch zur Pestzeit stattfand, da das Kloster auf eine Viertelstunde in die Runde vollkommen isolirt war. Alle übrige Zeit, bis 11 Uhr Nachts zuweilen, war der Arbeit, wenn auch nicht immer in den Classen, doch stets unter Aufsicht, gewidmet. Kein Zögling durfte sich allein oder ohne Erlaubniß vom Kloster entfernen, selbst diejenigen nicht, deren Familie, wie es bei mehrern der Fall war, auf der Insel wohnte, der Besuch der Kaffeehäuser und selbst das Tabakrauchen war ihnen streng untersagt; — und durch diese Strenge und den Beistand der Ephoren war es dem Director gelungen, die halsstarrige Jugend wieder unter das Joch des Gehorsams zu beugen; — und gewiß war dieß keine geringe Arbeit: denn der griechische Jüngling, wenn schon in Ketten und neben dem Serail geboren, will frei denken, wenn er auch als Sklave leben muß; er weiß, daß auf einen Wink des Großherrn sein Kopf fallen wird, und murrt nicht; aber so lang er ihn trägt, will er ihn frei tragen nach seinem Sinn, und nicht nach dem des Schulherrn. Er will lernen, denn er durstet nach Wissen; aber gefällt ihm des Lehrers Methode nicht, so gibt er ihm selbst eine andere an, und was er nicht wissen mag, das wird er nie lernen. — Dieß ist wieder ein Unterschied zwischen dem Schüler im sklavischen Orient und dem Schulknaben im freisinnigen Europa.

Endlich kam der Ruhetag der Christen; das Wetter war erträglich, und es wurde beschlossen, ins Freie hinauszugehen. Dießmal öffnete sich das gewaltige mit Eisen beschlagene Thor gegen Westen, das Dorf und Konstantinopel. „Dieser Hügel zu unserer Rechten," sprach Franceschino, als wir hinauskamen, und unsere Tritte wieder dumpf tönten auf der gewölbten Cisterne, „dieser Hügel, geformt wie ein Karbus*) und beinahe eben so kahl, war früher üppig mit Pinien bewachsen; das Vorgebirge, das die Triadha (das Kloster der Dreieinigkeit) trägt, und uns jetzt vor dem Winde der Russen schützt, barg auch sie davor, aber nicht vor ihren Aexten; sie fielen darunter, und ließen nur diesen ärmlichen Rest zurück, der in dünner Reihe den Wanderer begleitet, bis da, wo sein Blick von unserm Kloster Abschied nimmt, um der Krümmung zu folgen, die über steinigtem Pfad ihn nach dem Livadhali führt. So verlor der Hügel seinen Schmuck; aber das Gute mußte das Schöne überleben: immer noch sammelt der Hügel das Wasser des Himmels und tränkt damit die verlassenen Wurzeln, und diese würzen es, vereint mit dem braunen Erze (χαλκός, chalkos), dem das Eiland seinen Namen verdankt, und unsere Cisterne ihre erprobte heilende Kraft.

„Wohl dem Manne, der nach seinem Tode noch so viel Gutes wirkt!' sagte ich zu meinen jungen Gefährten.

‚Kommt, laßt uns einen Becher Wein auf sein Andenken leeren!" rief Prassas, den ich noch nie so munter sah, „wir wollen bei der Wlacha frühstücken."

Bald hatten wir die Pinienallee durchschritten, und unterdessen stolperten wir zwischen Lorbeeren und Myrten über die rollenden Ockersteine, als wir Hrn. Abraham begegneten, majestätisch einherschreitend in seinem langen Pelze, den rothen Tarbusch auf dem Kopfe, den ihm, wie alle Sonntage, so eben der Barbier des Dorfes im Kaffeehause sauber geschoren hatte; wir

---

*) Wassermelone. „Arbus" nennt der Russe diese Frucht, vermuthlich nach dem tartarischen, aber hier mag wohl ihr Vaterland seyn; hier findet sie sich von allen Farben, und wohlschmeckender nirgends, selbst nicht in Astrakan.

wechselten nur wenige begrüßende Worte, und stießen fast zu gleicher Zeit auf zwei Schweine, die ihm zu folgen schienen. Sie gehörten ins Kloster, hatten sich aber angewöhnt, alle Morgen, sobald das Thor geöffnet wurde, mit einander — und zwar ohne Aufsicht — in das Dorf zu gehen, um auf dem Tscharsy ihr Frühstück zu suchen, und dann wieder brüderlich zusammen zum Mittagessen zurückzukehren. Da sie so pünktlich waren, auch keinen eigenen Stall hatten, wo man sie hätte confiniren können, so wurde ihnen diese Emancipation stillschweigend geduldet, und da alle Thüren offen standen, so wagten sie sich sogar öfters zur Essenszeit in das Refectorium, woraus aber gewöhnlich der neidische Hofhund das trauliche Paar verscheuchte.

Gleich darauf erreichten wir das Livadhali — die kleine Wiese — bozen um die Lindengruppe, die hier ihre Spitze bildet, einen kleinen Abhang hinunter, und traten nun in das Häuschen der Wlacha, einer alten Zigeunerin, die das Schicksal aus der wilden Wallachey (daher ihr Name) auf diese friedliche Insel verschlagen hatte. Selbst fremd, gab sie hier den Fremden Speise und Obdach, und fand ihr Brod dabei, denn sie that es nicht umsonst, sondern für baares Geld, und wer dieses sparte, und nicht, nach Türkenart ohne Rechnung, genau bezahlte, der bekam von ihr kein freundliches Gesicht, so wenig als von Elengo, ihrer Tochter, deren schwarze Augen gewiß stärker brannten, als die Kohlen der Frau Susanna, denn manchem Gaste, hieß es, ward hier schon warm ums Herz, der dort die Finger kaum erwärmen konnte.

Uns aber erquickte jetzt in dem reinlichen, oberen Stübchen ein Gericht von Eiern, das Elengo brachte, frisches Schwarzbrod und der köstliche Wein des St. Georgs-Klosters, — denn nur die Klöster treiben Weinbau auf dieser Insel, und der Ertrag davon bildet ihre Haupteinkünfte neben der Andacht der Gläubigen, und zu dieser Stimmung der Gemüther trug nicht wenig der Umstand bei, daß in den letzten Jahren und bis jetzt, wo die Pest in der ganzen Umgebung, in Asien und Europa, wüthete, diese Insel allein, trotz ihres beständigen Verkehrs mit beiden Welttheilen, stets von dieser Plage frei blieb. Einem Muttergottesbilde des dicht am Dorfe herrlich gelegenen Dreieinigkeitsklosters wurde das Wunder zugeschrieben, das jeder Tag vermehren half. — Wohl mochte der Muth, den der Glaube verleiht, eine Kraft mittheilen, überlegen der des Uebels, — doch schützte vielleicht eben so gut die reine Luft des Eilandes, der frohe Sinn, den diese gibt, dieß Völkchen, das seine Tage eben so sorgenlos als thätig dahin lebt, genährt vom Fischfang und der Schifffahrt.

Wir verweilten nicht lange bei unserm kleinen Mahle; aus dem Dorfe heraus erschallten die Cymbel und der Dudelsack, und nicht ungern folgten wir den Tönen der Freude, die das Menschenherz nach langer Stille oft so erheitern, wie die Strahlen der Sonne nach trauriger Finsterniß.

Fröhliche Schaaren, festlich gekleidet in die hellen Farben der geschmackvollen Landestracht, folgten hier der gellenden Musik; dort füllten andere die Tabernen, trinkend und singend nach Herzenslust; geschmückte Frauen zierten die Fenster, bald neugierig hinausgelehnt, bald erschrecken sich zurückziehend, wenn sie sich bemerkt glaubten; junge Mädchen bereiteten den Sonntagsschmaus, mit gewandter Hand die Brisola — den duftenden Schöpsenbraten — auf dem Roste kehrend; — alte Männer, vor dem Kaveneh gelagert, schauten ruhig dem Getümmel zu, behaglich ihre Pfeife rauchend.

Wenn schon das Dörfchen kaum 400 Einwohner zählte, so sah es doch lebhafter aus, als manche große Stadt; denn Alles war im Freien, Alles freute sich laut, und es schien, als möchten die wenigen, durch das nahe Gestade beengten Gassen die bunte Menge der Lärmenden kaum fassen.

Wir drängten uns hindurch, und gelangten endlich durch einen geräumigen, sorgfältig gepflasterten Hof an ein weitläufstiges, besonders reinlich und neu aussehendes Gebäude, das letzte des Dorfes und auch das schönste; ein großer Garten, mit hohen Mauern eingefaßt, stieß daran. „Dieses Haus," sagte der Kalligraph, „gehört dem Sultan, und ist von ihm für die Marineschule bestimmt worden, die nächstens hier errichtet werden soll. Es wurde erbaut von Kaplan Oglu, dem obersten Aufseher der Münze, und von dem reichen Griechen mit so ungewöhnlicher Pracht ausstaffirt, daß das Gerücht davon bis zu den Ohren des Großherrn kam. Er bezab sich hierher, besah das Haus, das ihm so wohl gefiel, daß er die Nacht darin zubrachte und es dadurch sein eigen machte, nach dem bekannten Rechte, das dem Sultan jede Wohnung zuerkennt, worin er zu schlafen beliebte. Hier fand er zu viel Reichthum, um nicht noch lüsterner zu werden: mit seinem Kopfe mußte der Münzmeister seine Unvorsichtigkeit bezahlen, und seine Schätze nahm der hohe, ungeladene Gast. — Noch leben hier die Nachkommen Kaplan Oglu's in bescheidenem Wohlstande, und einer davon wurde erst kürzlich aus unserer Schule entlassen."

Um von dieser Stelle zur Cypressenallee zu gelangen, die langgedehnt bergan zu dem St. Georgskloster führt, mußten wir das östliche Ende des Livadhali und dessen Gräber berühren, von wo aus ein gesundes Auge bis zur Lindengruppe hin diesen grünen Lustort überschaut, der Länge nach unten vom Dorf, und oben von einer Reihe luftiger, hölzerner Kaffeebuden begränzt, vor denen sich Bänke hinbreiten, bestimmt, in der mildeeren Jahreszeit die Schönen der Insel aufzunehmen, die mit den Blumen ihrer kleinen Au zu wetteifern scheinen.

„Diesen darf ich mich nicht nähern," sagte der arme Prafsas, „denn mit leerer Hand darf man in diesem Lande vor den Schönen eben so wenig erscheinen, als vor dem Pascha." — Ein Vorwurf, der den Griechinnen, zumal denen von Fanal, die häufig hier den Sommer zubringen, allgemein gemacht wird.

So wie das Grab der Reise durch das Leben ein Ende macht, so setzt es hier auch dem Spaziergange ein Ziel. Ob der Morgenländer mit dieser überall von ihm befolgten Sitte das Lustwandeln ernsthafter, oder den Tod minder traurig zu machen sucht, ist ungewiß, — thöricht gewiß keins von beiden.

(Schluß folgt.)

Chronik der Reisen.

Nestor Lhôte in Theben.

Der Begleiter Champollions auf seiner Reise nach Aegypten, Hr. Nestor Lhôte, wurde von der französischen Regierung nach Theben geschickt mit dem Auftrage, dort alle Basreliefs zu zeichnen, von denen nicht bereits Skizzen vorhanden seyen. Die Arbeiten dieses geschickten und gelehrten Künstlers werden das große Werk von Champollion, welches die Regierung jetzt herausgeben läßt, vervollständigen. Ein Schreiben Lhôte's an Hrn. Letronne, Mitglied der Pariser Akademie, gibt von den wissenschaftlichen und künstlerischen Reichthümern, welche er von seiner Reise zurückbringen wird, einen sehr günstigen Begriff. Wir theilen hier einige Auszüge mit. Sein Schreiben ist aus Theben vom 25 Julius d. J. datirt. „Ich habe Cairo am 12 April verlassen und bin erst am 1 Mai in Theben angekommen, da der widrige Wind und die hartnäckige Langsamkeit der Araber, die meine Barke führten, mir bei meiner Reise sehr hinderlich waren. Obwohl ich dringende Eile hatte, am Ziele meiner Reise anzukommen, um der starken Hitze, die schon begann, zu entgehen, so hätte ich dennoch die Zeit, die man auf der Reise verliert, zu benutzen gewußt, wenn der Eigensinn des Windes und die Schlafsucht der Araber mich nicht immer gerade an den Punkten, wo es nichts zu thun gab, zurückgehalten hätten. Wurde der Wind günstig, so mußte ich denselben benutzen, und dann geschah es gerade, daß wir schnell und oft bei Nachtzeit an Orten vorüber kamen, die ich zu sehen so lebhaft gewünscht hatte. Als ich endlich in Theben angekommen, begab ich mich sogleich nach Quornah in das Haus, welches die HH Hay und Wilkinson, die es bei ihrem Aufenthalt bewohnten, zur Verfügung der Reisenden zurückließen. Da die längste und schwerste Arbeit, welche ich auf dem linken Flußufer auszuführen hatte, die vollständige Copie von dem alten Grabmale des Königs Sthai war, so fing ich auch damit an. Aber die Unmöglichkeit, dieses unterirdische Monument zu bewohnen, seine Einsamkeit und beträchtliche Entfernung von Quornah nöthigten mich, den Weg alle Tage dorthin und wieder zurück auf einer beschwerlichen Straße über die glühendheißen Berge zu machen, welche dieses Monument von der Ebene trennen. Das Grabmal des Königs Sthai, auch Noutal genannt, trägt alle Zeichen eines hohen Alterthums. Im Hintergrunde eines engen Thales auf steilen Felsen und inmitten eines Terrains gelegen, welches die Regen, die Bergstürze und andere mächtigere physische Phänomene zerstört und zerrissen haben, ist dieses Monument selbst noch älter als ein Theil der Umwälzung, die dasselbe umgibt. Seine Zugänge und seine Oeffnung sind von ungeheuern von den Bergen herabgestürzten Felsstücken verstopft, und der Boden des Innern ist von Trümmern und Erde, die das Wasser dort hingeführt hat, angefüllt. Das Hypogeon besteht in einem Durchgange, welcher über einen steilen Abhang aus zwei Treppen mit Geländern gebildet herabführt und in einem kleinen Vorgemache endigt, von welchem man in den viereckigen Saal eintritt, in dessen Mitte der Sarg des Königs sich befindet. Ein anderes Gemach folgt diesem; dasselbe ist aber wie der Vorsaal mit einer angeschwemmten, bis zu einem Metre von der Decke sich erhebenden Cruste bedeckt. Der Saal des Sarkophags *allein* ist geschmückt, und zeigt auf seinen vier Wänden verschiedene Malereien, welche Gegenstände des Rituals der Leichenbegängnisse und mythischer Scenen darstellen, in denen der König in natürlicher Größe, so wie die Gottheiten, mit denen er in Verbindung steht, figuriren. Auf den beiden größten Wänden erblickt man die interessantesten Gegenstände des Grabes. Auf der einen ist eine emblematische Entenjagd dargestellt. Der König, in einer Barke aufrechtstehend und mitten unter Lotusblüthen segelnd, hält in der erhobenen Linken eine Schlange, mit der er mehrere Enten, die er mit der rechten Hand gefaßt, zu schlagen im Begriffe steht. Ein Zug derselben Vögel erhebt sich über die Lotusblumen und richtet seinen Flug nach der Seite, wo die Handlung vorgeht. An demselben Gemälde und auf einer andern Barke scheint der König aus dem Grunde des Wassers den Stamm eines Lotus mit der Blüthe herauszureißen; die Königin ist hinter ihm in aufrechter Stellung. Auf derselben Wand ist ein anderes Gemälde, von dem unglücklicherweise nur ein kleiner Theil noch geblieben. Die Königin in demselben Costume und mit denselben Zeichen der Würde wie in dem vorerwähnten Bilde geschmückt, wohnt einer Handlung des *Königs* bei, die sich nicht wohl errathen läßt, denn die ganze Figur des Letztern ist zerstört, mit Ausnahme des erhobenen Armes und der Hand, in welcher er eine Harpune hält. Nach analogen Scenen läßt sich annehmen, daß der König mit seiner Waffe eine Schildkröte oder irgend ein anderes unreines kriechendes Thier traf. Die andere große Wand, jener gegenüber, hat zum Gegenstande die Scenen der Einführung des Königs Sthai in den Amanthes und seine Erscheinung vor Osiris, dem Richter des ägyptischen Todtenreichs."

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Die Weiberverkäufe in England mehren sich auf eine furchtbare Art, und nach dem bekannten ökonomischen Gesetze fallen die Preise in dem Maaß, als das Angebot sich vermehrt. Vor kurzem verkaufte ein Mann zu Kowstone seine Frau für Einen Schilling. Die Unglückliche blieb mehrere Stunden auf dem Marktplatz ausgestellt mit dem Strick um den Hals, ohne einen Käufer zu finden. (Voleur Nr. 29 vom 25 November.)

•

Trägheit der Neger auf Demerary. Ein New-Yorker Blatt enthält einen Brief aus Demerary vom 14 September, worin es heißt: „Unsere emancipirten Arbeiter sind in einem Zustande großer Unordnung, und thun nicht die Hälfte Arbeit, wie vor dem 1 August. Es ist jetzt bis zur Evidenz bewiesen, daß ohne eine große Einfuhr von Arbeitern aus andern Ländern unser Zuckerbau unrettbar verloren ist. (Voleur vom 5 December.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 114 u. 115** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Shakspeare ein Entomolog. — Die Quelle von Backtschisarai. (Fortsetzung.) — P. B. Shelley. (Fortsetzung.)

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 114 u. 115.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

16 Dezember 1838.

Shakspeare ein Entomolog!

Die Shakspeare-Literatur wächst immer mehr an. Eine vor uns liegende englische Zeitschrift enthält die Anzeige zweier Schriften, die ihn zu ihrem Gegenstand haben. Der Titel der einen ist: Briefe über die Naturgeschichte der in Shakspeare's Dramen vorkommenden Insekten, nebst gelegentlichen Bemerkungen über die Entomologie Irelands. Von Robert Patterson. In der That ein artiger Gedanke! Man muß dem Beurtheiler des Büchleins beistimmen, wenn er sagt: „Das ist ein Büchlein nach unserem Herzen — ein wahres Schatzkästlein! Es ist ein glücklicher Einfall, Naturgeschichte zu lehren durch Shakspeare und den Shakspeare zu erläutern durch Naturgeschichte. Schon als ein bloßer Commentar zu merkwürdigen Stellen in dem größten unserer Dichter ist es mehr werth, als ganze dicke Bände unserer kunstreichen und gelehrten Commentatoren. Als ein Beitrag zur Naturgeschichte der Insekten, die uns immer umgeben, verdient es einen Platz neben den Werken unserer, sehr seltenen, guten und populären Naturforscher. Der Erfolg dieses wahrhaft schönen und gefälligen Büchleins ist unzweifelhaft; aber um was wir den Verfasser eigentlich beneiden, ist der milde und edle Genuß, den ihm die Abfassung muß gewährt haben.

Shakspeare war beinahe eben so groß als Naturkenner wie als Dichter — er war in der That ein Poet der Natur. Um Samuel Johnsons Worte anzuführen: „Seine Aufmerksamkeit beschränkte sich nicht auf die Thätigkeit und Handlungen der Menschen; er war auch ein scharfer Beobachter der unbeseelten Natur; seine Schilderungen haben immer eine gewisse Eigenthümlichkeit, in Folge seiner Beobachtung der Dinge, wie sie wirklich existiren; ob nun das Leben oder die Natur sein Gegenstand ist — Shakspeare zeigt deutlich, daß er immer mit eigenen Augen gesehen hat." Damit übereinstimmend sagt ein Freund des Verfassers vorliegenden Büchleins, John Templeton: „die Werke Shakspeare's zeigen eine erstaunliche Gabe genauer Beobachtung; während Milton und andere Dichter in ihren Schilderungen die Blüthen des Frühlings und die Blumen des Sommers zusammengeworfen, stellt Shakspeare in Eine Gruppe immer nur solche zusammen, die man zu gleicher Zeit blühend findet." Die Richtigkeit dieser Bemerkung zu beweisen, vergleicht Patterson sehr passend die Aufzählung von Blumen in Miltons Lycidas, in der prächtigen Stelle, welche anfängt:

Bringt her die Frühros' die verlassen stirbt,

und die bei Shakspeare im Wintermährchen. In der ersten mengt Milton unter die Lenzblumen viele, die im Frühjahr nicht blühen, sondern im hohen Sommer und später. Die Muskatrose, das Geißblatt und der Amarant sind zusammengestellt mit dem Affodil, der Frührose und den Märzveilchen. Im Wintermährchen richtet Perdita, die die Laune ankommt, Blumen auszutheilen nach dem Alter der Mitglieder der Gesellschaft, ihre Vertheilung ein mit der pünktlichen Achtsamkeit auf die Blumen, welche wirklich in den den Lebensaltern entsprechenden Jahreszeiten in Blüthe stehen, bei den Frühlingsblumen z. B. fängt sie an mit den Anemonen und schließt mit den Lilien — in jener unsterblichen Stelle, welche den Duft der süßesten Blumen mit der Musik der holdesten Vögel verbindet:

O Proserpina!
Hätt' ich die Blumen jetzt, die du erschreckt
Verlorst von Pluto's Wagen: Anemonen,
Die, eh' die Schwalb' es wagt, erscheinen, und
Des Märzes Wind mit ihrer Schönheit fesseln;
Violen, dunkel wie der Juno Augen,
Süß wie Cytherens Athem; bleiche Primeln,
Die sterben unvermählt, eh' sie geschaut
Des goldnen Phöbos mächt'gen Strahl, ein Uebel
Das Mädchen oft befällt; die dreiste Maßlieb;
Die Kaiserkrone, Lilien aller Art,
Die Königslilie drunter!

Mit gleicher Sorgfalt und Treue spricht Shakspeare von Vögeln und Insekten. Die jeder Jahreszeit eigenthümlichen Geschöpfe werden nie in einer andern aufgeführt, sondern alle

fliegen, singen und summen in der ihnen zukommenden Jahreszeit und Tageszeit. Patterson berichtet, er habe die Dramen durchgegangen mit Rücksicht auf die Erwähnungen von Naturwesen, die darin vorkommen, habe dann die beschreibenden Stellen, nach den von den Naturforschern angenommenen Klassifikationen vertheilt, abgeschrieben, und zu seinem Erstaunen gefunden, daß diese naturhistorischen Stellen hundert enggeschriebene Seiten Briefpapier füllten. Von diesen bezogen sich 22 Seiten auf die Säugthiere, sechzehn auf Vögel, neun auf Reptilien, zwei auf Schalthiere und Mineralien, neun auf Insekten, dreizehn auf Bäume, Blumen und Früchte, 29 auf die verschiedenen Züge, welche den Fortschritt der Jahreszeiten charakterisiren oder die zahllosen Phänomene der Natur schildern. „Welchen reichen Stoff zur Forschung würden diese Auszüge bieten!" sagt Patterson, und setzt hinzu: „ihre Aufklärung würde den Zustand der Naturwissenschaft jetzt und im Zeitalter der Elisabeth in ein helles Licht setzen."

Der Beurtheiler zeigt sodann an einem Beispiele, wie Patterson durch seine Erläuterungen die naturgeschichtlichen Anspielungen Shakspeare's aufs schönste deutet und rechtfertigt, — an einer Stelle aus Macbeth, welche den Erklärern schon viele Noth gemacht habe:

> Eh auf den Ruf der dunkeln Hekate
> Der hornbeschwingte Käfer, schläfrig summend,
> Die nächt'ge Schlummerglocke hat geläutet u. s. w.

wo das mit hornbeschwingt übersetzte Prädikat im Englischen zweifelhaft seyn kann, aber allerdings, wie Patterson zeigt, mit dem deutschen Wort richtig übersetzt wird — eigentlich heißt es: der von seinen hornenen Flügeldecken im Flug getragene Käfer. Andre hatten es übersetzt (statt shard-borne lesend shard-born) der im Kuhmist geborne Käfer. Dazu bemerkt der Commentator mit Recht: es ist minder wahrscheinlich, daß Shakspeare von diesem Geburtsort des Käfers sollte gewußt, als daß er dessen eigenthümliche Art zu fliegen sollte beobachtet haben. — Hier noch eine kurze Betrachtung des Verfassers:

„Von zwei Dingen bin ich fest überzeugt: daß die Kenntniß der Naturgeschichte in Shakspeare's Dramen den Genuß steigern würde, den wir Alle bei der Lektüre dieser unvergleichlichen Dichtungen empfinden und daß es für den Forscher die belohnendste und interessanteste Beschäftigung seyn müßte. Er würde einen Pfad betreten vom sanftesten Grün — er würde einen glänzendblauen Himmel schauen — eine balsamischere Atmosphäre einathmen — und könnte wohl, wie Caliban, sagen, als er die Seeleute unter unsichtbarer Führung Ariels geleitete:

> Die Insel ist voll Lärm,
> Kläng', süßer Tön', die freun und Keinem schaden."
>
> Sturm. III. Akt. 2 Sc.

Wir wollen hier nur in aller Kürze auf die merkwürdige Geistesverwandtschaft aufmerksam machen, welche sich zwischen Shakspeare und unserm Goethe findet. Bekanntlich trieb Letzterer die Naturwissenschaften mit vielleicht ebenso großem Eifer und Interesse, wie die Poesie, und in seinen Dichtungen kann man auch unmöglich den Vertrauten der Natur, den Erforscher ihrer Geheimnisse, verkennen. Aber er machte aus der Beobachtung der Natur, der Erforschung ihrer Gesetze, ein eigentliches, wissenschaftliches Studium, neben der Poesie — der Dichter und der Naturalist waren in ihm doch mehr zwei verschiedene Personen, die sich nur gelegentlich unterstützten und aushalfen, während bei Shakspeare der Dichter Alles verschlingt und sich assimilirt, die ganze Natur, so scharf er auch ihre einzelnen Phänomen und Wesen beobachtet, doch nur mit poetischem Auge anschaut, und nicht auf Entdeckung eines Systems von Gesetzen und Organisationen bedacht ist, wie der, bei dem Reichthum seiner geistigen Begabung, zwischen Wissenschaft, Kunst und Poesie gleichsam in der Wahl schwankende Goethe.

Die zweite Schrift, von Ch. A. Brown, beschäftigt sich mit dem Charakter Shakspeare's, den sie aus seinen Werken, besonders den Sonetten zu entwickeln sucht. Es wird darin gezeigt, daß die fälschlich so genannten Sonette eigentlich zusammenhängende Dichtungen, und zwar bis zum 120 Sonett fünf verschiedene Stücke in der Sonetten-Stanze seyen. Wahrscheinlich sind sie an William Herbert, nachmaligen Grafen von Pembroke gerichtet, nicht an Southampton, wie man bisher meist annahm. Bei aller Liebe und Verehrung für Shakspeare verdunkelt jedoch der Verfasser eher den moralischen Charakter Shakspeare's, den er durch gezwungene Erklärungen vielmehr zu rechtfertigen sucht. Aber die Vermuthungen der Kritiker haben, wie der Beurtheiler des Buchs bemerkt, nie einen Eindruck auf das Publikum gemacht, das es sich, und wohl mit Recht, nicht nehmen läßt, Shakspeare als den König aller guten Gesellen anzusehen, als einen Mann, dessen Herz seinem herrlichen Geiste nicht nachstand.

Die Quelle von Backtschisarai.

(Fortsetzung.)

So war es sonst. — Doch gleich der Gluth,
Die rasch den dichten Hain durchzieht,
So naht, die Bahn getränkt mit Blut,
Das Tartarheer, kampflust-durchglüht.
Der Krieg entfaltet seine Schwingen
Und wo die Feinde vorwärts dringen
Flammt auf der grause Feuerschein.
Der Friede flieht aus diesen Fluren
Entsetzt vor rauher Mordlust Spuren,
Verheerung zieht ringsum herein.
Mariens Zelle öd' und leer!
Und in der Gruft der Ahnen liegt
Der Vater todt, vom Feind besiegt.
Das Land erseufzet tief und schwer,
Von einem andern Herrn regiert,
Der ruhmlos jetzt das Scepter führt.

Von Feindeshänden weilt gefangen
Die Fürstin im Tartarenschloß;

Dort seufzet sie in herbem Bangen,
Indeß wohl manche Thräne floß.
Es rühret selbst den Chan ihr Leiden,
Erschüttert, fliehet ihn der Schlummer,
Und um zu mildern ihren Kummer —
Ob auch die Andern sie beneiden —
Darf sie in Haremszwang nicht weilen,
Der Frauenwächter muß enteilen,
Wenn sie erscheint, vor ihrem Winken
Muß scheu der Blick zu Boden sinken.
Nur wenn des kühlen Bades Wellen
Um ihre zarten Glieder schwellen,
Ist eine Sklavin ihr zur Seite
Ghirei, der Mächt'ge, selber scheute
Sich stets, der Armen Ruh zu stören.
Im fernen Palastflügel wohnet
Maria, wie ihr Wunsch es war,
Und an der stillen Schwelle thronet
Ein Engel, heilig, wunderbar.
Es glänzt der Mutter Gottes Bild
Auf dem Altar, umringt von Kerzen. —
Die heil'ge Mutter, die so mild
Den Trost ergießt in wunde Herzen:
Zu ihr erhebt in gläub'ger Demuth
Die Jungfrau betend ihre Hand,
Und weiht ihr Thränen bitterer Wehmuth,
Entfernt vom theuern Vaterland. —
Hier lebt sie einsam, selbst der Heide
Ghirei, der Sklav der Sinnenfreude,
Wagt sich zu nah'n der Stätte nicht.
Es war, als ob ein höh'res Licht
Von diesem tiefgebeugten Herzen
Zurück den Irrenden verscheuche,
Damit Unglaube nicht erreiche
Der reinen Jungfrau reine Schmerzen.

Auf Tauriens Flur sank schon die Nacht
Und Ruhe herrschet überall.
Nur in dem duft'gen Lorbeer wacht
Und flötet süß noch Nachtigall.
Am unbewölkten Himmelsbogen
Erglänzet Stern und Mondesschein
Und gießt auf Berg und Thal und Hain
Ein zaubrisch-glänzend Lichteswogen.
Die langen Gassen sind erfüllt
Von Tartarfrauen, eingehüllt
In weiße Schleier, um am Abend,
Mitsammen sich an Mährchen labend,
Die Langeweile zu verscheuchen;
Doch bald sieht man auch sie entweichen. —
Der Palast und der Harem ruht
Schon in des Schlafes sichrer Hut.
Der Haremswächter machte schon
Die Runde in den weiten Mauern
Und sucht im Schlummer jetzt den Lohn,
Doch lange wird sein Schlaf nicht dauern:
Die Furcht vor Unheil und Verrath,
Sie ist es die ihm störend naht.
Er träumt von Feinden seines Herrn,
Sie dringen in den Harem ein,
Er hört die Frauen angstvoll schrei'n,
Und sieht sie auf der Flucht schon fern.
Da fährt er auf und lauscht und bebt,
Ob jener Traum wohl Wahrheit war?
Doch nein! Die Wirklichkeit enthebt
Ihn seiner Furcht vor der Gefahr.
Lautlose Stille. — Tiefes Schweigen. —
Einförmig plätschern nur die Quellen
Und aus den Rosenbüschen schwellen
Der Nachtigallen Sangesreigen.
Der Eunuch lauscht — dann sinkt er nieder
Und es umfängt der Schlaf ihn wieder.

Mein Orient, du Zauberland!
Was ähnt wohl deiner süßen Wonne,
Wenn in das Meer versank die Sonne,
Wenn zaubrisch glänzt des Mondes Rand?
Welch sel'ge Ruh in der Natur!
Das Säuseln in den Zweigen nur
Rauscht so geheimnißvoll und lind,
Wie Elfengruß im Abendwind,
Und trägt dann leise in die Räume
Des Harems süße Liebesträume.

Die Frauen schlummern. Eine wacht. —
Es bringt ihr Ruh' selbst nicht die Nacht.
Still, um die Andern nicht zu wecken,
Entringt sie sich den seidnen Decken
Und eilt, den Athem angehalten,
Aus dem Gemach durch dunkle Hallen. —
Man hört des Fußes Schritt kaum schallen.
Da fühlt sie, wie durch Zauberwalten,
Vom ruh'nden Wächter sich gebannt,
Der, von dem bösen Traum befangen,
Unruhig sich im Schlaf gewandt.
Sie zagt in unnennbarem Bangen. —
Dann, während ihr der Busen bebt,
Ist sie gleich Windeshauch entschwebt.

Sie naht der Thür. Noch zaudert sie,
Noch weicht die Hand vom Riegel immer, —
Dann denkt sie: jetzt nur oder nie!
Sie faßt das Schloß — sie steht im Zimmer.
Und wie sie ringsumher nun blickt,
Ergreifet sie ein frommes Zagen.
Erinnrung ist's, die sie durchzückt,
Erinnrung aus der Jugend Tagen.

Der Altar und der Lampe Schein
Still flackernd vor dem heil'gen Bild
Der Mutter Gottes — Alles füllt
Die Seele ihr mit süßer Pein.
Sie denkt, wie sie in Grusiens Auen
Zum Heiland durfte aufwärts schauen,
Wo sie in gläub'ger Christenschaar,
Grusinerin, selbst Christin war.
Und vor ihr ruht die Fürstin mild
Vom frommen Schlummer eingehüllt:
Ein sanftes Roth färbt ihre Wangen,
Indeß am Aug' noch Thränen hangen,
Gleich Mondlicht, das auf Rosen leuchtet,
Von Tropfen milden Thau's befeuchtet.
So ruht Maria, engelgleich,
Wie ein Gebild aus höherm Reich. —
O welche Pein erfüllt dein Herz,
Zarema, welch ein dumpfer Schmerz?
Sie sinkt auf ihre Kniee nieder
Und betet: „Himmelskönigin!
„Erbarme du dich meiner wieder,
„Schau' gnädig auf mich Arme hin!"
Und ob der Ton auch leise klang,
Die Fürstin hört ihn, und mit Beben
Fährt sie empor, und furchtsam bang
Sucht sie die Knie'nde aufzuheben.
„Was thust du hier in später Nacht,
„Was hat dich her zu mir gebracht?"
So fragt sie. — und Zarema dann:
„Dich sucht' ich, du nur kannst mich retten,
„Du nur mich an die Hoffnung ketten!
„O laß mich reden, hör' mich an!
„Die Liebe — seine — war mein Glück,
„Jetzt hat um dich er mich verlassen;
„Kalt stößt Ghirei mich jetzt zurück,
„Sein Lieben wandelt sich in Hassen."

„Fern liegt das Land, das mich gebar,
„Die Zeit, wo dort ich Kind einst war;
„Doch schwebt noch immer vor den Blicken
„Die Heimath mir mit ihrer Lust.
„Erinnrung lebt mir in der Brust
„Und füllt das Herz mir mit Entzücken;
„Die Berge, die ihr ernst Gesicht
„Hinauf in Wolkenschleier heben,
„Die Felsen, die vom Strom erbeben,
„Der tosend durch die Klippen bricht,
„Der Wald, von keinem Fuß betreten,
„Und Menschen, die zum Heiland beten.
„Was mich dem Vaterland entzogen?
„Ich weiß es nicht! — Vor meinem Blick
„Schwebt nur auf blauen Meereswogen
„Das Schiff — der Strand, er wich zurück —
„Und nie sah ich die Heimath wieder! —

„Im Harem hier erwuchs ich dann,
„Nie sank ein Kummer auf mich nieder,
„Was ich gewünscht, worauf ich sann,
„Ward mir verschwendrisch auch gegeben,
„Doch mir erblühte neues Leben,
„Als sich mit glühendem Verlangen
„Ghirei sich liebend zu mir neigte,
„Als ich, von seinem Arm umfangen,
„Der Wünsche süßes Ziel erreichte.
„Den Krieg verschmähend und den Ruhm,
„Sucht' er in Harems Heiligthum
„Zu jener Zeit Genuß und Freuden.
„Er sah uns Alle — doch sein Blick,
„Wie mich die Andern auch beneiden,
„Er hing an mir! O süßes Glück,
„Das uns in seinen Taumel hüllte!
„Das ihn und mich mit Wonne füllte!
„Wer liebend je geliebt, der kennt
„Den Rausch, den keine Lippe nennt!
„Da sah er dich, Maria! — Ach!
„Mit dir entschwand mein Seelenfrieden,
„Treulos ist er von mir geschieden,
„In Nacht verwandelt sich mein Tag!
„Ob ich zu ihm auch weinend flehe,
„Umsonst! er flieht aus meiner Nähe,
„Er denkt nicht mehr der süßen Stunden,
„Wo er bei mir sein Glück gefunden! —
„Du bist nicht Schuld an dem Verrath,
„Ich weiß es wohl, — Maria höret
„Ihn kalt nur an, wenn er ihr naht,
„Und doch hast Du mein Glück zerstöret! —
„Schön bin ich, stolz kann ich es sagen,
„Nur deine Anmuth darf es wagen,
„Mit mir um diesen Preis zu kämpfen.
„Doch Leidenschaften, nicht zu dämpfen,
„Erfüllen mich, Dir fehlen sie.
„Kalt bist Du, lieben kannst Du nie
„Wie ich, Du kannst gleich mir nicht glühen!
„Gib ihn zurück mir, er ist mein! —
„Noch fühl' ich seine Küsse sprühen,
„Hör' seine Schwüre: „Ewig dein!"
„Mein ganzes Daseyn ist verwebt
„Mit ihm, für den mein Busen bebt.
„Ich leb' in ihm, kann's nicht ertragen
„Von ihm getrennt zu seyn, ihn meiden!
„Und Du, Kaltherz'ge! willst es wagen,
„Von ihm mich, von Ghirei, zu scheiden?
„Ich flehe hier, gebeugt im Staube:
„Gib mich Verzweiflung nicht zum Ra e!
„Erhör' mein Bitten, hab' Erbarmen!
„Gib ihn zurück mir, ihn, nur ihn!
„Laß mich an seiner Brust erwarmen,
„An seinem Herzen wieder glühn!
„Verachte mich, sieh stolz hernieder

„Auf mich, die bettelnd vor Dir liegt,
„Nur gib mir den Geliebten wieder,
„Zu dem mein ganzes Denken fliegt!
„Ich war ja Christin einst, wie Du;
„Schwör' mir's bei unserm Heiland zu,
„Beim Kreuz, an das wir beide glauben:
„Du willst mir ihn, Ghirei nicht rauben!
„Doch zauderst du, so magst Du denken,
„Daß ich Cerkessien's Tochter bin!
„Ich weiß den scharfen Dolch zu lenken
„Und fremd ist mir nicht Rachesinn!" —

So spricht Zarema und entschwindet.
Maria aber zittert, schweigt;
Was Leidenschaft ihr hat verkündet,
Hat ihrer Brust sich nie gezeigt.
Noch war der Unschuld fremd geblieben
Ein solches wuthdurchglühtes Lieben,
Der Mißton einer Frauenbrust.
Rathlos sinnt sie, sich kaum bewußt,
Was ihrer wartet, was ihr droht. —
Dann betet sie in tiefer Noth.
Soll sie hier in den Haremshallen
Ein Opfer gift'ger Wollust fallen?
Eh' mag Ghirei in Kerkernacht
Auf ewig zürnend sie begraben,
Eh' soll des Todes finstre Macht
Ihr kaum erblühtes Daseyn haben!
Ist doch das Leben kein Gewinn
Für sie — ihr Glück ja längst dadin.
Was soll sie mit der Herzenswunde
Hier noch auf diesem Erdenrunde?
Die Heimath ist ja nicht hienieden!
Ein Engel winket ihr, der Mäden,
Und führt sie ein zum ew'gen Frieden.

(Schluß folgt.)

P. B. Shelley.

(Fortsetzung.)

Eine Ausdeutung dieses Mährchengedichts im Ganzen und in den einzelnen Zügen dürfte wohl unmöglich seyn; denn nicht einmal das, daß die Fee selbst eine Personifikation der Phantasie seyn soll, läßt sich streng beweisen oder durchführen; man müßte nur die Phantasie selbst in einem ganz überschwänglichen Sinn nehmen, als das Prinzip alles Idealen, alles wahrhaft Schönen, Guten und Trefflichen, der Reinheit, und der Liebe und Vollkommenheit. Gerade aber das Abweichen von einem bestimmten Begriff muß man an dem Gedicht, sofern man es als ein Mährchen ansieht, nur loben. Von dem Charakter des Mährchens entfernt es sich jedoch einigermaßen gegen das Ende, wo der Dichter wieder in seine politisch-socialen und philanthropischen Lieblingsideen, in seine Abneigung gegen Fürsten und Priester verfällt und einen satyrisch-komischen Ton annimmt. Hier hat er auch, wie es scheint, den Anfang seines Gedichts aus dem Auge verloren, wo er seine Erzählung in die Zeit versetzt, in welcher Irrthum und Wahrheit noch nicht geschaltet haben, während er doch in dem Nilland sie schon in erbittertem Streit miteinander kämpfen läßt. Eine Aehnlichkeit mit einem deutschen Dichter, welche wir schon früher andeuteten, mit Novalis, drängt sich uns auch hier wieder sehr lebhaft auf; manche Züge erinnern ganz auffallend an das Mährchen im Heinrich von Ofterdingen. Hätte Shelley wirklich die Schriften von Novalis nicht gekannt, so wäre dieß eine höchst merkwürdige Zusammenstimmung. Verwandt ist bei Beiden der Gebrauch, den sie von Elementen, Gestirnen, Meteorerscheinungen machen, verwandt bei Beiden die sinnige Anschauung der Phänomene des Lichts und der Nacht; die Einführung der antiken, griechischen Götterwelt und deren Vermischung mit der — wir möchten sagen: Naturreligion der Phantasie; bei Beiden kommt der neugeborne Eros vor, bei Beiden ein wunderbares Spinnen, und bei Beiden trifft das Seltsamste und Phantastischste doch auf eine überraschende Weise mit vertrauten, anheimelnden Tönen die innigsten Saiten des Herzens. Der Vorzug einer größern Gemüthlichkeit, Innigkeit und Sinnigkeit scheint uns jedoch — nur die beiden genannten Stücke mit einander verglichen — auf Novalis' Seite zu seyn, bei welchem auch die mährchenhaften Bilder und Ereignisse theils viel rascher wechseln, theils viel anschaulicher und konkreter ausgeprägt sind, während Shelley seine schimmernden Farben allzu üppig verschwendet und den Leser in ein Meer von Licht und Glanz wirft, in welchem Einem am Ende das Sehen selbst vergeht, und die Gesetze der poetischen Oekonomie, aus deren Befolgung erst ein wahrer, solider Reichthum entspringt, allzusehr vernachlässigt. Die Erschaffung des Hermaphroditus z. B. nur zu dem Behuf, daß er mit seinen Flügeln die Barke bergan schwimmen mache, ist eine ziemlich müssige Episode, und die so schön beschriebene Gestalt dieses Knechts hat, in ihrer stummen Starrheit und Schlafsucht, nicht einmal etwas Liebliches, so anmuthig auch die Schilderung seiner entfalteten Flügel, und so kühn die Idee ist, ihn aus Feuer und Schnee zu bilden, weil Alles sich verbinden kann, was die Harmonie der Liebe durchdringt. Der Reichthum aber, an den reizendsten, kecksten, großartigsten und anmuthigsten Bildern und Anschauungen, die sich immer überbieten zu wollen scheinen und sich oft zu sehr häufen, ist außerordentlich und bewundernswerth; das ganze Gedicht ist wie eine unschätzbare Kette von Edelsteinen, Perlen, Blumen, Duftkügelchen, Federn, wo man nur bedauert, daß nicht durch Anreihung und Fassung das Gleichartige und Harmonische mehr zusammengestellt und Manches ausgeschieden ist, was, an sich schon ein Schatz, doch den Eindruck und die Schönheit des Ganzen eher stört. In Eine Strophe sind oft Bilder und Vergleichungen zusammengepreßt, die einem andern Dichter Stoff zu einer Reihe von Gedichten geben würden, und die er nachlässig, gleichsam froh, ihrer nur los zu werden, hinstreut; während er ein ander-

mal ein etwas weit hergeholtes Bild, wie um es zu rechtfertigen, weitläuftiger verfolgt und ausmalt, wobei dann fast unfehlbar wieder eine Fülle neuer Vergleichungen seinem Genius entsprudelt. In Beziehung auf die Verschwendung in seinen Gedichten sagt Bulwer mit Recht: „Die Jünger späterer Schulen werden an diesen Resten glänzende Beute machen. Shelley's Schriften könnten Stoff zu hundert Bänden liefern; sie sind ein bewundernswerthes Museum von übelgeordneten Merkwürdigkeiten; Diamanten, geschmacklos gefaßt; aber Einer davon würde unter den Händen des geschickten Juweliers unschätzbar seyn. Die Dichter der Zukunft werden ihn benützen, wie Merkur die Schildkröte, der er im Tode süßen Ton entlockt; ihre Leyern werden aus seiner Schale *) gemacht seyn."

Ein Punkt, den Bulwer eben daselbst berührt, ist: daß Shelley in seiner Poesie zu gelehrt ist. In der That ist auch die Gelehrsamkeit, die Einmischung einer Menge von Kenntnissen, Notizen, Anspielungen, entnommen aus Sphären, welche dem Leser von gewöhnlicher Bildung, oder der Leserin — denn die Poesie wird doch auch für den Bereich der Frauen passend seyn sollen — mehr oder weniger fremd sind. Das Gedicht: die Fee vom Atlas, setzt schon mancherlei geographische Kenntnisse voraus, die nicht Jedem gegenwärtig seyn dürften; es enthält allerlei historische Anspielungen auf Aegypten und seine Geschichte, von welchem freilich einiges Allgemeine jedem Gebildeten bekannt ist, wie die Nilüberschwemmung, die Pyramiden, das Labyrinth — und endlich eine Menge von mythologischen Reminiscenzen und Anknüpfungen, in welche sich Mancher nicht ganz leicht finden möchte. Die Gelehrsamkeit erscheint allerdings — und dieß ist ein Vorzug — bei Shelley nicht pedantisch, jedoch immer als ein heterogenes und störendes Element, so sehr ihm, dem Verehrer und Bewunderer Platons und der Tragiker, dem in beständigen mythischen Träumen der Vorzeit oder Zukunft Versenkten, das Hereinziehen solcher Ideen natürlich war.

Die mit der vielfachen Benützung der griechischen, überhaupt der alten Mythologie zusammenhängende Vorliebe Shelley's für klassische Gelehrsamkeit, für die erhabenen Muster der griechischen Dichter und Philosophen, ist ein charakteristischer Zug, der an dem glühenden Schwärmer für eine erträumte selige Zukunft der Menschheit und der Erde leicht befremden kann; wie hing denn er, der Prophet des Fortschritts, mit solcher Begeisterung an einer Vorzeit, die doch auch krankte an den Uebelständen und Sünden, welche ihm die Gegenwart trüb und verhaßt machten? Allerdings ist dieß in gewissem Betracht ein Widerspruch — wie es dergleichen so viele gibt im Wesen der ausgezeichnetsten Menschen, aber ein solcher, der zugleich von der innern Tüchtigkeit und Gediegenheit seiner Natur Zeugniß ablegt, die nach manchen andern Zeichen Einem als krankhaft und verweichlicht erscheinen möchte. Geschmack finden an den Werken der Alten, sich für sie begeistern, kann nur ein tüchtigerer Geist, dem nicht durch visionäre und frivole Geisteskünstelei das Mark ausgesogen ist, der Sinn hat für Ordnung und Maß, für Gesundheit und Einfachheit. Diese Liebe für die Klassiker hat Shelley in mehrern, von seinen Landsleuten sehr hochgestellten Proben von Uebersetzungen bewährt, und ebenso beurkundet sie sich in seiner vielfachen Anwendung, ja sogar Ausspinnung der griechischen Mythologie, in Beziehung auf welche er jedoch auch Opposition macht gegen den obersten Gott des Systems, Zeus oder Jupiter, in welchem er den Tyrannen und Usurpator erblickt, während er den, die Naturkräfte und Elemente, oder menschliche Bestrebungen und Gesinnungen repräsentirenden Götterwesen warme Theilnahme widmet. Uebrigens hat Shelley's Aneignung alter Religions- und Göttersysteme etwas von dem religiösen Synkretismus des spätern Roms, das alle möglichen Götterwesen aller Länder und Völker bei sich aufnahm und *ihnen* Tempel und Altäre errichtete — in Folge einer Mischung von Unglauben, der den heimischen Göttern nicht mehr vertraute, von neuerungssüchtigem Aberglauben, welcher sich gegen vernünftiges Nachdenken sträubte, und von unaustilglicher, wirklicher, entstellter Religiosität, welche vor der Leerheit der entgötterten Welt sich scheute. Je mehrere der Götter es wurden, *desto* mehr sank im Grunde die Bedeutung ihres Cultus, und so sinken auch bei Shelley die Götterwesen zu bloßen Bildern und Spielen der Phantasie herab, oder er weiht sie erst *wieder durch* eine willkürlich in sie gelegte Symbolik.

In vielen Punkten, namentlich in der *weichen, sehnsüchtigen*, zitternden musikalischen Stimmung, in der Ueberschwänglichkeit einer aufs Prächtige, fast Berauschende und Betäubende ausgehenden Phantasie, in der ahnungsvollen Vergeistigung und Symbolisirung der Natur, verwandt mit den *deutschen Romantikern*, unterscheidet sich Shelley von ihnen *bemerkenswerth* gerade durch seine Liebe zum Klassischen. In ihrer eigentlichen Schärfe und Entschiedenheit, im stolzesten Gefühl ihrer jugendlichen Originalität, stellte sich die deutsche Romantik zu einer gewissen Zeit in eigentliche Opposition zum *Klassischen*, dem sie seinen Werth zwar nicht bestreiten wollte, vor dem sie aber einen gewissen heiligen Abscheu, als vor etwas *Heidnischem*, empfand, und auf das sie von dem Heiligthum des in Sehnsucht und Mysterien wiedergebornen Gemüths, mit einigem Hochmuth, als auf ein Produkt der Vermählung des kalten Verstandes mit der heißen Sinnlichkeit hinabschaute. Die alte Götterwelt benützte die Romantik, den Spuren des Mittelalters folgend, zu Teufeln und Unholden, welche dem Christenthum als Folie dienen mußten.

Es ist hier der Ort, Einiges zu bemerken über die Art und Weise, wie sich die moderne Romantik bei den beiden, in so mancher Beziehung verwandten Völkern, den Deutschen und den Engländern, verschieden gestaltet hat. Das Hervortreten der Romantik hier und dort muß man ohne Zweifel als eine in der Entwicklung des Geistes der Zeit überhaupt liegende Erscheinung betrachten, und nicht als eine zufällige Grille einiger Köpfe, nicht als eine Art von ansteckender Seuche. Die Romantik war eine Reaktion gegen den prosaischen, aufklärerischen

*) Ein Wortspiel: Shell heißt im Englischen Schale.

Verstand, der im achtzehnten Jahrhundert besonders durch die ausgezeichneten französischen Schriftsteller und Philosophen, aber auch durch englische Autoren, Skeptiker und starke Geister zur überwiegenden Herrschaft gelangt war, der mit seinem anatomirenden Grübeln und seinem ätzenden Witz Alles, was als groß und heilig und schön gegolten hatte, zersetzte und anfraß, die Ideen aus der Geschichte, die Begeisterung und Pietät aus den Gemüthern, das Leben aus der Natur und Gott aus der Welt vertrieb, der nur ganz nüchterne, aber auch leicht angreifbare Wahrheiten, nur eine Klugheitsmoral, eine Polizeireligion und eine konventionelle und formelle Schönheit übrig ließ. Eine Reaktion gegen diese Leblosigkeit und Kälte konnte nicht ausbleiben, und in Deutschland trat an die Stelle dieses kalten Fiebers gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine romantische Erwärmung, welche in manchen Geistern sich bis zum hitzigen Fieber steigerte. Die wichtigsten Elemente der deutschen Romantik waren: Frömmigkeit, die sich gerne mit Wundern, Mysterien und Legenden beschäftigte, Natursympathie und Naturbegeisterung, welche in der vernunftlosen Schöpfung, namentlich aber in einzelnen Gegenständen, gewissen Blumen, Steinen, Sternen, Bäumen, Vögeln, die Symbole oder fast die Offenbarung der Gottheit sah; Patriotismus mit mittelalterlichem Anstrich, der besonders im Ritterthum, mit seinen Satzungen der Liebe und Ehre, die höchste Blüthe der Menschheit fand; endlich ein Kunstenthusiasmus, der auch wieder hauptsächlich für mittelalterliche Kunst, besonders Baukunst, auch Malerei, schwärmte, häufig aber allzu geneigt war, über der, wirklich oder angeblich dargestellten, Idee den Werth der künstlerischen Leistung selbst zu übersehen. Das Einseitige und Uebertriebene in diesen Tendenzen wurde schon dadurch und am besten erwiesen, daß die vornehmsten Verfechter der deutschen Romantik meist selbst ihren Prinzipien in Praxi ungetreu wurden, und in vielfache Inkonsequenzen verfielen; und die überschwängliche Geistigkeit, welche die Romantik, dem kalten und frechen Verstand gegenüber, zu so großem Verdienst anrechnete, schlug sogar in einzelnen Fällen in ihr Gegentheil, in die ärgste Sinnlichkeit um, der aber doch ein gewisser vornehmer, selbst heiliger Anstrich sollte gegeben werden. Was in Deutschland als Einheit auftrat, spaltete sich in England in mehrere Ströme. Die Reaktion gegen den französischen Sinn und Geschmack ward eingeleitet durch Percy's Sammlung alter Balladen und durch die Ossian'schen Gesänge. Dadurch ward aber nur die, so zu sagen historische Romantik in England wach gerufen, die Liebe und Begeisterung für die Vorzeit, für alte Sagen und Legenden, welche sich dort an so viele noch vorhandene Denkmale knüpften; der Hauptrepräsentant dieser historischen Romantik ist Walter Scott, in seinen Gedichten sowohl, als auch in einem Theil seiner Romane. Das Element der frommen Innigkeit und Gemüthlichkeit, bei etwas gesuchter Einfachheit wurde von den Dichtern der Seeschule in ihren jüngern Jahren, von Wordsworth, Coleridge, Southey, vertreten. Das Element der Naturbegeisterung aber fand seinen eigentlichen Repräsentanten erst an Shelley, der in dieser Beziehung Alles überbietet, was man von Liebe und Sympathie für die Natur in England kannte. Es ist bekannt, daß die englischen Dichter überhaupt warme Freunde der Natur sind, wie sie denn um eines Naturgenusses, um einer berühmten Ansicht und Scene willen weite Reisen nicht scheuen; ihre Dichter haben sich schon in den ältern Zeiten durch ihre landschaftlichen Schilderungen ausgezeichnet, und die Art und Physiognomie des Landes, die Gewohnheit der Reisen und der Ortsveränderung scheint diesen Geschmack und dieß Talent zu begünstigen; und es ist wohl kaum ein namhafter Dichter, von dem sich nicht wenigstens die eine oder andere Landschaftmalerei mit den Farben des Wortes anführen ließe; von der Seeschule, von Byron, Moore, Scott, Wilson ist es ohnehin bekannt genug. Bei allen diesen und so auch wohl bei den meisten spricht sich nun eine Liebe, ein Wohlgefallen an der realen Natur in ihren einzelnen Reizen und Schönheiten aus, ein Genügen an prächtigen, lieblichen oder erhabenen Schauspielen, woran sich wohl auch historische Erinnerungen oder gemüthliche, elegische Reflexionen knüpften; bei Shelley dagegen ist es eine Art von platonischer, idealer Liebe zur Natur; eine Liebe, nicht sowohl zu ihrer körperlichen Erscheinung im Einzelnen, als vielmehr zu ihrer Seele, mit welcher er in die innigste Gemeinschaft, in einen magnetischen Rapport zu treten, mit der er ganz Eins zu werden strebt — wie er von seiner Fee dichtet, daß sie einen Zauber besessen habe, fremde Seelen mit der ihrigen zu verschmelzen. Dieß schließt keineswegs das aus, daß er auch die einzelnen Phänomene in der Natur, Gebirg, Wald und Fels, üppig blühende Landschaften, Flüsse und Seen, Pflanzen und Blumen mit der innigsten Liebe und Sympathie betrachten, mit dem schärfsten Auge beobachten und mit anschaulicher Treue schildern sollte; er besitzt in hohem Grade jene Liebe zur Natur, welche ein Produkt der genauen Kenntniß derselben ist; als Physiker, als Chemiker, als Botaniker, als weit gereister Mann ist er aufs innigste vertraut sowohl mit den Formen der Erdoberfläche in Felsen und Gebirgen, mit Meeren, Seen und Flüssen, mit den metereologischen Gesetzen, als auch mit den Elementen, aus welchen die Erdprodukte gemischt sind, mit den Namen und den Eigenschaften der Metalle, mit der unendlichen Mannichfaltigkeit der Blumen, ihren giftigen und Heil-Kräften, mit der Lebensweise und den Trieben der Thiere; vor Allem beschäftigt sich seine Phantasie mit Licht, Wasser und Luft und mit den aus dem Zusammentreffen dieser Elemente sich ergebenden Phänomenen — Sturm, Gewitter, Blitz, Nacht, Sonnenauf- und -untergang, Jahreszeiten; seine nach Wunderbarem dürstende Phantasie ward, so scheint es, angezogen von den in dieser Sphäre sich zeigenden Verwandlungen und dem bunten, bald regelmäßigen, bald neckischen Wechsel. Auf ihn, mit seiner verhängnißvollen Liebe zum Wasser, findet seine Anwendung, was Novalis von dem Sinn für das Flüssige in der Natur sagt: „Das Wasser, dieses erstgeborne Kind lustiger Verschmelzungen, kann seinen wollüstigen Ursprung nicht verläugnen, und zeigt sich als Element der Liebe und der Mischung mit Allgewalt auf Erden. Nicht unwahr haben alte Weise im Wasser den Ursprung der Dinge gesucht, und wahrlich, sie haben von einem höhern Wasser, als dem Meer- und Quellwasser gesprochen. Wie Wenige haben sich noch in die Geheimnisse des Flüssigen vertieft, und Manchem ist diese Ahnung des höchsten Genusses und Lebens wohl nie in der trunknen Seele aufgegangen. Wie viele

Menschen stehen an den berauschenden Flüssen, und hören nicht das Wiegenlied dieser mütterlichen Gewässer, und genießen nicht das entzückende Spiel ihrer unendlichen Wellen. Wie die Wellen lebten wir in der goldnen Zeit; in buntfarbigen Wolken, diesen schwimmenden Meeren und Urquellen der Erden, liebten und erzeugten sich die Geschlechter der Menschen in ewigen Spielen. . . Wie seltsam, daß gerade die heiligsten und reizendsten Erscheinungen der Natur in den Händen so todter Menschen sind, als die Scheidekünstler zu seyn pflegen! Nur Dichter sollten mit dem Flüssigen umgehen und von ihm der glühenden Jugend erzählen dürfen; die Werkstätten wären Tempel, und mit neuer Liebe würden die Menschen ihre Flamme und ihre Flüsse verehren. . Es wird keiner die Natur begreifen, der kein Naturorgan hat, der nicht, wie von selbst, die Natur überall an Allem erkennt und unterscheidet und mit angeborner Erzeugungslust, in inniger mannichfaltiger Verwandtschaft mit allen Körpern durch das Medium der Empfindung sich mit allen Naturwesen vermischt, sich gleichsam in sie hineinfühlt. Glücklich preis' ich den Sohn, den Liebling der Natur, dem sie verstattet, sie in ihrer Zweiheit, als erzeugende und gebärende Macht, und in ihrer Einheit, als eine unendliche, ewig dauernde Ehe, zu betrachten. Sein Leben wird eine Fülle aller Genüsse, eine Kette der Wollust, und seine Religion der eigentliche, ächte Naturalismus seyn."

Diese Schilderung des ächten Naturforschers, wie Novalis ihn fordert, und der freilich den orthodoxen Verfassern der Bridgewater Bücher wenig gleicht, paßt gewiß in vielen Stücken auf Shelley; er ist der Dichter, welcher mit poetisch mystischem Sinn die Geheimnisse der Natur, die Verbindungen und Scheidungen der Stoffe und Urstoffe als Chemiker belauscht und etwas Höheres darin ahnt; er ist der Dichter, dessen Religion — Naturalismus ist. Seine Naturanschauung und Natursympathie sucht sich wirklich bis zur religiösen Begeisterung, bis zur Andacht und zum Kultus zu steigern, und weil der höher gebildete Mensch einmal durchaus auch eine geistige Religion haben muß, kann er nicht anders, als die Natur, um sie zu vergöttern, zur Potenz des Geistes erheben. Daher ist es die Idee, der Geist, die Seele der Natur, welche Shelley in seiner Poesie zu erfassen strebt; in die Einheit einer Anschauung, einer Persönlichkeit, möchte er die ganze Mannichfaltigkeit der Erscheinungen zusammendrängen; er hält Zwiesprach mit dem Herzen der Welt, mit dem Geist der Nacht, dem Geist der Einsamkeit — citiren möchte er Alles Leben der Welt in der Gestalt einer ganz geistigen und doch real und greifbar ihm gegenübertretenden Isis, und dieser den geheimnißvollen Schleier abnehmen; aber diese überschwängliche Natursympathie, dieser Enthusiasmus bringt es mit sich, daß dem Dichter nie volle Befriedigung, nie ein schmerzstillendes Genügen zu Theil wird; die Isis, nach der er verlangt, ist einerseits ein zu riesenhaftes Wesen für die Liebe eines Sterblichen; die weibliche Personifikation Pans entzieht sich den Blicken und der Umarmung des Freiers und bereitet ihm, abwechselnd mit den süßesten, trunkensten Träumen und Hoffnungen, die Qualen des Tantalus. Andererseits aber ist die Natur, Isis, auch wieder zu wenig für den Menschengeist, sie ist ihm nicht ebenbürtig, und unser Dichter kehrt von ihrer Betrachtung und Anbetung immer wieder zu sich selbst, in sein eignes Innere zurück. Der minder tief in die Natur eindringende Dichter greift willkürlich in die Fülle ihrer Schätze und Schönheiten hinein, und wählt sich, was ihm gefällt; er preis't den blauen Himmel, die friedliche Sonne, die melodischen Sterne, süßdüftende Blumen, harmlose Thiere, heitre Landschaften — er wendet den Blick ab von den beängstigenden Produkten und Aeußerungen der Schöpfung, von Stürmen, Erdbeben, reißenden Thieren, Giftpflanzen u. s. w., wenn er ihrer nicht zu Kontrasten oder sonst in seiner poetischen Oekonomie bedarf; wenn er die Erde in ihrer Lenzespracht vergötterte, so fragt er nicht mehr nach ihr, wenn der Herbst und Winter ihren Reiz zerstört haben; Shelley hält mit steter Treue bei der Geliebten aus; er strengt alle Kräfte seines Gemüths und seiner Phantasie an, um Alles an ihr schön zu finden, um in ihre oft wilden und zornigen Züge Harmonie zu bringen, um die innere Einheit ihres Wesens in allen Metamorphosen fest zu erhalten, und sich ihre heftigen und tückischen Launen zu erklären oder wegzustreiten. Wie die Stimmung und Färbung der Natur, so wechselt nun auch die des Dichters; bald scheint er im höchsten Triumph des Lebens und der Freude zu schwelgen, getränkt vom Urquell des Paradieses und gelabt von den Aepfeln der Hesperiden; die schwere Erde hat sich ihm zu lauter Wolkendunst, von der Sonne vergoldet, aufgelös't, die leichten Vögel haben ihm ihre Flügel geliehen, die Blumen ihm die Luft zu einem Düftemeer gewürzt; bald aber umzieht sich ihm der Himmel mit schwarzen Wolken (man sehe seine Schilderung in dem von uns früher mitgetheilten Gedicht: Ode an den Westwind); die verheerenden und vernichtenden Kräfte toben entfesselt, die Wasser brausen und zürnen, die Farben werden bleich und grau, die Erde klafft und die Nacht wird ein Abgrund der Trauer und Schwermuth, in welchen die Seele des Dichters hinabgezogen versinkt. Die Natur ist ihm nicht eine Gottheit, die er in den Stunden der freudigen Andacht feiert; sie ist ihm ein Dämon, dessen Macht er sich niemals entziehen kann, und der ihn ebenso zu Todtenklagen wie zu Siegeshymnen inspirirt.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 351.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

17 December 1838.

Noch ein Nachtrag zu den Ansichten von Pesth.

(Von J. G. Elsner.)

Die Märkte und die Pflastertreter.

Ein besonderes Leben bietet die Stadt Pesth zur Zeit ihrer Märkte. Tausende von Käufern und Verkäufern aus dem In- und Auslande regen und bewegen sich in denselben, und dazwischen bedeckt eine ungeheure Zahl von Frachtwagen die Plätze und Straßen.

Der Marktverkehr theilt sich in drei Hauptzweige und zwar in den mit inländischen Erzeugnissen, in den Großhandel mit eingeführten Gewerbsproducten, und in den Kleinhandel, welcher den eigentlichen sogenannten Jahrmarkt bildet. Der erste und zweite wird, troß seiner Importanz, doch mit verhältnißmäßig so viel Stille abgemacht, daß der Unkundige kaum ahnen möchte, um welche Größe des Geschäfts es sich handelt. Dieß wird meistentheils vor dem für den Markt angesetzten Termin, und zwar in fünf bis sechs Tagen, abgemacht, obgleich es sich auf ungeheure Summen beläuft. Der Kleinhandel oder eigentliche Jahrmarkt bewegt sich auf drei Plätzen, nämlich dem neuen, großen Markte, dem Josephplatze und dem Platze an der evangelischen Kirche, wovon immer der eine in den andern ausmündet. Außerdem haben noch manche Producte ihren besondern Marktplatz, so z. B. die Debrecziner und Segediner Seife an den ersten Stadtvierteln, vom Theater aufwärts an der Donauzeile; der Speck am Hatvarer Thore u. s. w. — Aus allem diesem ersieht man, welch ein Gewimmel und Treiben zu dieser Zeit in Pesth seyn muß.

Eine Hauptrolle im Handels- und Marktverkehr spielen in ganz Ungarn, und in Pesth vorzugsweise, die Juden. Gemüthlichkeit und Unkunde im Verkehr, aber auch die Sprache machen es den Ungarn wünschenswerth, einen Agenten und Dolmetscher bei seinem Ein- und Verkauf zu haben, wozu die Juden sich ganz besonders eignen. Auch für die Fremden sind sie in dieser Hinsicht fast unentbehrlich. Bei der Gelegenheit bietet sich ihnen denn vielfache Gelegenheit zum Gewinn, welche sie trefflich wahrzunehmen verstehen. Hieraus erklärt sich der große Reichthum, den Viele von ihnen aufhäufen. Wer mit der Lage der Sachen nur ein wenig bekannt ist, der weiß, daß oftmals während der kurzen Zeit von vierzehn Tagen, die der Markt dauert, 50 Procent von dem angelegten Capitale verdient werden können, wenn nämlich ein Product für den Augenblick gedrückt, bald darauf aber wieder begehrt ist. Daher ist auch hier das Geld zur Zeit des Marktes ein überaus gesuchter Artikel und ungewöhnlich theuer.

Ob nun gleich zu dieser Zeit eine ungeheure Menge von Fremden in der Stadt ist, so bemerkt man doch, mit Ausnahme der Gasthöfe, kein besonderes Gewühl und Gedränge, was daher kommt, daß die Straßen und Plätze der Stadt sehr geräumig, breit und groß sind, so daß sich die Menschenmasse darauf vertheilt und fast verliert. Nur da, wo die Königsstraße an den Platz bei der evangelischen Kirche mündet, und von da rechts und links herrscht stets ein dichtes Gewühl, welches meistentheils von den hier verkehrenden Juden herrührt. Nicht uninteressant ist es, ihrem Treiben ein wenig zuzusehen, nur muß man dabei stets auf seiner Hut seyn, weil man jeden Augenblick in Gefahr kommt, von massiven Karrenschiebern in Grund gesegelt zu werden.

Ich komme nun zu den Pesther P f l a s t e r t r e t e r n, deren Zahl nicht gering ist, und die zu den Zeiten der Märkte sich mitunter ganz besonders bemerklich machen. Um ihnen ihr volles Recht widerfahren zu lassen, muß ich sie ein wenig classificiren, was aber gar nicht leicht ist, indem der Arten viele sind. An die Spitze derselben stelle ich mit vollem Rechte die G l ü c k s r i t t e r. Dem Stande nach durchlaufen diese eine ziemlich lange Stufenleiter, auf welcher obenauf sogar Cavaliere stehen, die durch die Unbill des Geschicks, wenn nicht durch eigene Schuld, herabgekommen sind. Das untere Ende dieser Leiter nehmen, nach meinen Beobachtungen, Judenburschen ein, die mitunter in ihrer Praxis eine Virtuosität erreichen, welche volle Anerkennung verdient. Die Noblesse dieser Glücksritter gerirt sich mit vielem Anstande, ja mit einer gewissen Grandezza. Kein Glied derselben ist in der Frühe sichtbar, auch ist um diese Zeit ihr Wirkungskreis noch nicht geöffnet, indem sich derselbe erst um Mittagszeit aufthut. Die Gastfreundschaft junger Libertins, mit denen sie, wo die Gelegenheit es bietet, For-

tunens Gebiet betreten, ist die Mine, welche sie auf edle Erze bearbeiten. Dadurch werden sie in den Stand gesetzt, gemächlich zu leben, ja manche sollen sogar durch ihre Praxis so viel gewinnen, daß sie etwas zurücklegen. — Zu den Glücksrittern gehören auch eine nicht geringe Zahl von Fremden aller Art, welche nach Pesth kommen, um hier ihr Glück zu machen. Vielen gelingt es, und sie scheiden schnell aus der Classe der Pflastertreter; Andere dagegen harren lange darin aus, und gerathen nicht selten in den Orden der Lumpen. Man erkennt sie alsdann sehr leicht an ihrem Aeußern.

Nächst den Glücksrittern mögen die figuriren, welche, von ihren Renten lebend, nichts Anderes zu thun haben, als stets darauf zu sinnen, wie sie ihre Zeit auf gute Art hinbringen. Man erkennt sie, wo man ihnen auf dem Pflaster begegnet, leicht an ihrem selbstgenügsamen Wesen und am schlendernden Gange. Hinter ihnen wandelt in der Regel ein treuer Hund, der gewöhnlich von besonderer Race und Schönheit ist. An sie schließen sich die Glücksritter gern an, obgleich sie deren Gesellschaft eben nicht gern haben. Die Kaffeehäuser, Restaurationen und Theater werden von ihnen fleißig besucht.

Im weitern Sinne des Wortes kann man zu den Pflastertretern auch die Agenten und die kaufmännischen Sensale zählen, wenigstens alle diejenigen von ihnen, welche allenthalben nach mercantilischen Neuigkeiten umherspähen, und ihre Dienste mit einiger Unbescheidenheit antragen. Wer sie in ihrem Rennen und Treiben sieht, der sollte meinen, das Wohl von Europa ruhe auf ihren Schultern.

Endlich will ich noch eine sehr zahlreiche Classe von Pesther Pflastertretern anführen, deren Mitglieder in der ganzen Stadt zerstreut sind, und auf welche man an allen Straßenecken, Gassen, öffentlichen Plätzen, ja in allen Winkeln stößt. Es sind die Lumpen, an denen es in Pesth eben so wenig fehlt, wie in jeder andern großen Stadt. Ihr kosmopolitisches Aeußere verräth sie dem Kenner alsbald, und obgleich dieser Orden so zahlreich ist, wie der der Glücksritter, und eine eben so lange Stufenleiter durchläuft, so kann man seine Mitglieder doch schnell erkennen. An der Brücke dies- und jenseits, an den Ecken der belebtesten Gassen und Straßen, und zur Marktzeit auf den Plätzen, sind sie am meisten zu finden, und am leichtesten zu erkennen. Ihre Praxis ist mannichfach. Pfiffigkeit und Gewandtheit besitzen sie in hohem Grade.

Nimmt man sich die Mühe, die Kaffeehäuser der Reihe nach zu besuchen, fängt damit früh an und endigt spät des Abends, so bekommt man einen Begriff, wie groß die Zahl der Pflastertreter in Pesth ist. Bei der Leichtigkeit des Erwerbes in dieser Stadt können sich deren hier mehr, wie sonst irgendwo, aufhalten, und da übrigens die Polizei nicht streng ist, so werden sie in keiner Art incommodirt.

Chalki.

Aufenthalt daselbst. — Rückreise nach Galata.

(Schluß.)

Nachdem wir die Anhöhe erstiegen, und das Kloster, das uns den guten Wein geliefert, links bei seinen weißen Kreidefelsen gelassen hatten, verfolgten wir einen schmalen Pfad, der sich längs dem rauhen, unbebauten Abhange dieses Theils der Insel, meist im Angesicht des nahen Peinkipo, hinzog, und befanden uns nach einem viertelstündigen Marsche auf dem Rande des kleinen Berges, der das Panagdia-Kloster mit Oliven versieht, an dem östlichen Thale, dem westlichen, von dem wir ausgegangen, ganz gleich und gerade gegenüber, und so hatten wir die Reise um unsere kleine Welt vollendet.

Dieses östliche Thor öffnet sich nach dem Meer und jenseits nach dem asiatischen Olymp, dessen schneeweißen Scheitel ich früher so gern bei heiterm Himmel suchte, zu dessen Füßen ich vor wenig Monaten noch so heitere, himmlische Tage verlebte.

Ich hatte meinen Gang ins Dorf benutzt, um für den andern Tag einen Schiffer zu bestellen. Am Montag früh um 6 Uhr saß ich im Kaike. Um diese Zeit herrscht hier gewöhnlich Windstille; aber wenn auch das Segel schlaff herunter hing, so schwellte doch Jugendkraft die Armmuskeln unsrer sechs Ruderer, und die der Prinzen-Inseln gelten für die besten unter allen Unterthanen des Großherrn; so kräftig sie die Ruder führen, so gewandt wissen sie auch das Segel zu handhaben, und ungeachtet der Tollkühnheit, mit der sie den leichten Kahn den tobenden Wellen aussetzen, hört man in dieser Gegend nie von Unglücksfällen reden.

Wie oft hatte ich in glücklichern Zeiten um dieselbe Stunde dieses Wasser befahren, und seine Spiegelglätte zufrieden mit der Ruhe meiner Seele verglichen; aber auch jetzt schien sie wiederkehren zu wollen, denn das unsichere Schwanken in mir fing an sich zu einem festen Entschluß zu gestalten. — noch waren wir nicht beim Leanderthurm vorüber, so war er reif, und kaum hatten wir in Galata gelandet, so klomm ich den Berg hinan nach Pera, um ihn auszuführen. Dort wohnte ein Mann, den ich schon vor mehreren Jahren als verständigen, ruhigen Rathgeber hatte kennen lernen. Er war in Stuttgart geboren, in Odessa erzogen worden; hier lehrte ihn eine unglückliche Liebe die ewige beseligende suchen, aber nicht im Bußgewande und nicht im Müßiggang des Klosters, sondern im Streben nützlich zu werden. So kam er nach Nordamerika, wo er unter die Zahl der Erweckten, und nach Verlauf von fünf Jahren in das Bürgerrecht aufgenommen ward. Er kehrte zurück ins Morgenland, nicht nur beruhigt, sondern auch reich ausgerüstet mit Kenntnissen. Ueber vierzehn Sprachen verfügte jetzt der Mann, der bis in sein dreißigstes Jahr nichts als Drechseln gelernt hatte. Er hatte in den letzten Jahren eine Amerikanerin geheurathet, und erst kürzlich beide Kinder aus dieser Ehe verloren. — Diesen Mann nun wollte ich um Rath fragen, ob ich die angetragene Stelle annehmen sollte und wie ich sie würdig versehen könnte. Ich traf ihn auf seinem Zimmer: bescheiden antwortete mir Schaufler, so hieß er, er sey nicht sattsam bewandert im Lehrfache, um Rath zu geben, wie ein blinder Mann lehren solle; ich möchte selbst die Sache reiflich überlegen, und dann dem Impuls folgen. Dann fügte er noch einige Worte bei über den Director: „Dieser Abraham von Cäsarea war ein dummer, unwissender, griechischer Pfaffe. — er suchte Licht und fand es.“

Ich hatte genug gehört, und kehrte schnurstracks nach Galata

zurück, in mein Albergo della Svizzera, denn es war die Stunde des Frühstücks, und mein Dr. Berria saß bereits am Tisch bei einer magern Portion Tripe (Gekröse). „Ben venuto!“ rief der Alte; „ben venuto!“ wiederholte Frau Susanna, „befehlen's, was ich Ihnen soll zum Willkomm machen, etwa nocchi (Mehlklöße, bei den Oesterreichern „Nockerl“) mit etwas Ei daran, daß sie gelb werden wie Gold und schmecken wie Haselnüsse. Noch nie hatte ich Frau Susanna bei so guter Laune angetroffen, denn dieß war gerade das Gericht, das sie am unliebsten zubereitete, weil es ihrer Faulheit am meisten zu schaffen gab. Als ich schnell „ja“ sagte, da schmunzelte der Doctor, eingedenk des Gewohnheitsrechts, und Frau Susanna, die es bemerkte, sagte gleich: „ich bring' Ihnen eine gute Portion.“ Zugleich gab sie Befehl, noch eine Schaufel voll Kohlen in den Mangal nachzuschütten, und um ja den alten Gast nicht wieder zu verlieren, stellte sie neben unsern dunkelrothen Tenedos noch eine Flasche weißen Wermuthwein, den sie, wie sie sagte, selbst aus Livorno mitgebracht hatte. Obschon mir sein Vaterland eben so problematisch vorkam, als das der Geberin, so wurde er doch nicht als Heimathloser behandelt; die Nocchi mundeten trefflich: der Alte ließ wieder einen guten Theil davon auf sein Territorium kommen, und als sein Herz voll war, fing er an zu plaudern: „Nehmt den Platz an, zugleich aber auch eine Warnung von Eurem alten Tischgenossen: wann Ihr drüben seyn werdet, so trinkt lieber aus der Cisterne als aus dem Keller. Ich kenne Chalki und seinen lieblichen Wein; einen Monat lang hatt' ich den Alp davon, die letzte Nacht, — ich weiß es noch recht deutlich, kam es mir vor, als liege eine Leiche auf mir, und je mehr ich mich bemühte, sie von mir abzuwälzen, desto fester umklammerte mich das Scheusal. Und jetzt noch eine Bitte: Ihr wißt, ich bin 60 Jahre alt; mit den jungen Glücksrittern, die hieher kommen, kann ich nicht verkehren, laßt mich nicht allein hier — nehmt mich mit — für 300 Piaster will ich Euer Klosterarzt seyn.“

Tags darauf schrieb ich an Abraham: „Ich komme.“

Dr. Frey.

Etwas über Provincialgeist unter den englischen Truppen.

Das Land, wo den allgemeinen Institutionen zufolge am meisten Localgeist und Provincialgeist sich erhalten mußte, ist gewiß Großbritannien, um so mehr, als auch ganz verschiedene Nationalitäten, nämlich germanische und celtische Stämme, sich neben einander behauptet haben. Bis jetzt hat England seine Truppen größtentheils, mit Ausnahme der hochländisch gekleideten Bergschotten, unter einander gemischt, und in Frankreich ist es völlig System, Leute aus dem Norden und Süden unter einander zu mengen, ja Napoleon sah sich in Rußland genöthigt, ein ganz aus Südfranzosen bestehendes, in Einem District ausgehobenes Regiment aufzulösen und mit neuern Bestandtheilen zu mischen. Die Restauration dagegen setzte einige Regimenter ganz aus Bretonen zusammen; diese marschirten im J. 1823 nach Spanien und kamen im J. 1825 oder 1826 aus Cadix zurück, wie man sagt, ohne daß außer den Officieren Ein Mann Französisch verstanden hätte. Doch die Bildung solcher Regimenter hatte damals andere politische Zwecke. Jetzt kommt in der Naval and Military Gazette ein Correspondent mit dem wirklichen oder angenommenen Namen Arthur, augenscheinlich ein alter, erprobter Soldat, erklärt sich durchaus gegen die Vermischung von Sassenach, Kymraig und Milesiern, und führt unter Anderm an, daß in der Schlacht von Waterloo bei Erlons Anstürmen drei gemischte Bataillone ihre Stellung räumten, ehe der eigentliche Angriff geschah, während ein halbes Bataillon Schotten sich entgegenwarf, und den Angriff aufhielt. Er drückt seine Ansicht aus, daß er in der Gefahr lieber Ein Bataillon reiner Hochländer, Walliser oder Sachsen, als drei gemischte Bataillone commandiren wolle, die kein Nationalgefühl oder gemeinsames Band zusammenhalte. „Unsere Befehlshaber, sagt er, klagen über Desertion, können sie aber etwas anderes als Nachtheil erwarten, wenn sie den kecken, trotzigen Sassenach, den finstern Kymraig und den unstäten Milesier unter einander mischen? Kein gleichförmiges Behandlungssystem kann für alle passen.“ Es ist eine wunderliche Erscheinung, daß diese Stammunverträglichkeit mehr und mehr wieder auftritt, und zwar gerade in einer Zeit, wo eine größere, fast allen Classen zukommende Freiheit sich entwickelt, die aber eben darum auch das nationale und locale Element mehr hervorlockt. Die Sache ist auch deßhalb nicht ganz unwichtig, weil Hochländer, Walliser und noch gälisch redende Irländer einen großen Theil des Heeres ausmachen, und zwar in einem viel größern Verhältnisse, als man nach der Volkszahl in dem Hochland, in Wallis und Irland vermuthen sollte. Die Armuth treibt diese Leute in großer Zahl unter die Fahnen, wo sie einen, ihrer Rechnung nach sehr bedeutenden Sold empfangen.

Ertrag einer Zuckerplantage.

Ein Correspondent der Times vom 5 December berechnet den Ertrag und die Kosten einer Zuckerplantage folgendermaßen: Eine große Plantage erträgt etwa 300 Orhoft Zucker und 150 Orhoft Rum; die Ausgaben für Arbeit, Unterhalt und Capitalzinsen belaufen sich auf 4765 Pfd. Ist der Zucker gut, so gilt er auf dem Markte 62 Sch. der Centner. Zieht man hievon Zoll, Fracht und Kaufmannsspesen mit 32 Sch. ab, so bleiben 30 Sch. Jedes Orhoft hat etwa 16 Centner, und trägt also 24 Pfd. St. für den Pflanzer. Der Gewinn an einem Faß Rum mag 18 Pfd. seyn.

Ertrag ist also an Zucker	7200 Pfd.
— Rum	2700 —
	9900 Pfd.
Hievon kommen Ausgaben mit	4765 —
in Abzug, bleibt also Einkommen	5135 Pfd.

Die kleinen Plantagen können die Unkosten, welche gewiß sind, während die Ernte ungewiß ist, nicht lange ertragen, aber die großen Plantagen werden zunehmen. Man rechnet, daß im Durchschnitt alle fünf Jahre eine Mißernte eintritt, und glaubt, daß Plantagen, die keine hundert Orhoft Zucker jährlich ertragen, werden aufgegeben werden müssen.

Chronik der Reisen.

Nestor Lhôte in Theben.

(Schluß.)

Wir übergehen des Raumes wegen hier die weitere sehr ausführliche Beschreibung der innern Wandgemälde der uralten Königsgruft. „Alle diese Malereien — sagt er am Schlusse — sind auf gelbem Grunde ausgeführt, und obwohl in einiger Beziehung etwas grob, zeigen sie doch dieselbe Verschiedenheit, dieselbe Vertheilung der Farben und fast denselben Reichthum der Details, wie die vollendetsten Malereien der schönen Epoche. Die Figuren, obwohl von etwas kurzen Proportionen wegen der Größe der Köpfe, bieten jedoch reine Umrisse und elegante Formen dar. Mit Einem Worte, der allgemeine Styl des Monuments zeigt nicht das hohe Alterthum an, welches man ihm nach andern Anzeichen zuschreiben sollte. Nichtsdestoweniger muß man an sein höheres Alter im Vergleiche mit allen Königsgräbern von Biban-el-Moluk glauben, und mit meiner Bemerkung wollte ich bloß andeuten, daß schon zur Zeit, als dieses Monument gebaut worden, man keinen Schritt mehr in der vorgezeichneten Bahn zu machen brauchte. Nachdem ich zwölf Tage hintereinander das Monument jeden Morgen besucht hatte und oft bis Mittag dort troß der drückenden Hitze und der verpesteten Luft, die man daselbst einathmet, geblieben war, fühlte ich eine große Erschöpfung, und das Bedürfniß, meine Arbeit etwas auszusetzen. Da es in meinen Planen lag, den Nil aufwärts bis Ilythya (El-Kab) zu fahren, wo Monumente existiren, welche Champollion nicht gesehen hatte, so glaubte ich durch einen Besuch derselben meine angefangene Arbeit etwas unterbrechen und einen Wechsel der Lebensweise vornehmen zu müssen. Ich reiste daher von Theben am 18 Mai ab und kam am 28 in Ilythya bei der Ringmauer von Backsteinen an, welche vor dreißig Jahren noch Monumente umschloß, von denen man heutiges Tages nur noch die Trümmer sieht."

Südwärts von dieser Ringmauer, am Eingang eines Thales, liegen mehrere antike Tempel, deren Bauart, Skulpturarbeiten, Gemälde, Altäre u. s. w. der französische Künstler ausführlich beschreibt. Der eine derselben war der Göttin Hathor geweiht, deren symbolisches Haupt, wiewohl verstümmelt, man jetzt noch im Innern des Tempels erblickt. Ein anderer kleinerer Tempel, dem Gott Phré, unter der Regierung Rhamses des Großen, geweiht, war früher mit gemalten Skulpturarbeiten geziert. Was davon jetzt noch geblieben, ist aber völlig unkenntlich. Der dritte Tempel ist eine halbe Meile von den beiden andern entfernt, liegt aber in demselben Thal, und zeichnet sich durch seine wunderbare Erhaltung vor den erwähnten Gebäuden aus. Die einsame Lage derselben am Eingange der Wüste auf einer der jetzt verlassenen Straßen, welche zum rothen Meere führten, ist wahrscheinlich die Ursache dieser schönen Erhaltung. Im Innern gewahrt man einen durch vier Säulen gestützten Saal; auf jeder Säule erblickt man das Kopfbild der Göttin Hathor, der der Tempel geweiht ist. Die innere Ausschmückung wurde unter der Regierung von Amenophis-Memnon ausgeführt; sie enthält Skulpturarbeiten, die mit dem größten Fleiße gemalt und von einer solchen Lebhaftigkeit der Farben, einer solchen Frische der Erhaltung, daß, wie Lhôte bemerkt, in ganz Aegypten kein Monument existirt, welches man in dieser Beziehung ihm zur Seite stellen könnte, vielleicht mit Ausnahme einiger Gräber von Biban-el-Moluk. „Es wäre recht interessant — fährt der Künstler fort — eine vollständige Copie der Malereien dieses Grabmales auszuführen, und ich würde es gethan haben, wenn die kurze Zeit, über die ich zu verfügen hatte, es mir gestattet hätte. Aber ich verzichte noch nicht auf eine Rückkehr dorthin, bevor ich Oberägypten verlasse. Ueberdieß sind die Hypogeons von Ilythya, welche zu den interessantesten von Thebais gehören, noch durchaus nicht vollständig untersucht worden. Ich verließ diesen Ort nach einem sechstägigen Aufenthalt. Nach einer fünfzehntägigen Abwesenheit, denn der Wind war mir bei der Hin- und Herfahrt stets entgegen, bin ich nach Luxor zurückgekehrt, wo ich einige Zeit in dem Hause verweilte, welches von den mit dem Transport des Obelisken beauftragten Franzosen zum Gebrauche der Reisenden zurückgelassen worden war. Nachdem ich dort meine Arbeit von Ilythya ins Reine gebracht und die beiden ersten angefangenen Blätter von dem Grabmale Skhai's beendigt hatte, setzte ich von neuem über den Nil und begab mich direct nach Biban-el-Moluk, wo ich meine Wohnung in demselben Grabmale von Rhamses V nahm, wo ich acht Jahre früher mit Champollion zwei Monate zugebracht hatte. Ich befand mich auf diese Weise näher sowohl bei dem Monument, dessen Copirung ich wieder aufgenommen hatte, als bei den andern Hypogeons, die ich wiedersehen wollte, um mich zu überzeugen, ob seit Champollion dort neue Ausgrabungen stattgefunden hätten. Ich fand nichts Interessantes, aber bei aufmerksamer Untersuchung der Localitäten drängte sich mir doch die Ueberzeugung auf, daß es zu Biban-el-Moluk noch viele Gräber zu öffnen gibt, und daß das westliche Thal vielleicht mehr Gräber enthält, als alles, was heutiges Tages davon bekannt ist, zusammengenommen. Nach einer fünfzehntägigen Arbeit sah ich ungefähr das Ende meines Unternehmens, und ich beeilte mich, nach Quornah zurückzukehren, um dort die Luft der Lebenden wieder zu athmen, und vor Allem die letzte Hand an die fünf großen Blätter zu legen, welche in einem wahren Facsimile 80 Metres ungefähr von Malereien und Hieroglyphen zusammenfassen. — Ich habe diesen Morgen (25 Julius) die Kolosse von Memnon besucht und die vollständige Sammlung der Inschriften, welche deren Beine und einige Theile des Rumpfes bedecken, begonnen. Um die höchsten Inschriften des Beines zu erreichen, sind zwei Leitern nöthig, deren beide Enden zusammengebunden sind, und auf deren Gipfel aus man nicht eben die ganze Freiheit der Bewegung hat. Ich denke meine Aufgabe in etwa drei Sitzungen zu beendigen. Ich wünschte, noch sechs Monate in Theben bleiben zu können, und diese Zeit wäre für mich nicht einmal hinreichend, alles mit fortzutragen, was ich hier Interessantes sehe. Ich muß mich also auf die Erfüllung meiner Instructionen beschränken. Medinet-Abul und das Rhamesseum fordern einige Sitzungen. Ich muß noch einige Skizzen in den Gräbern von Quornah aufnehmen, endlich noch eine kleine Zahl von Basreliefs in Karnac copiren, wo ich auch in den Bauwerken von Möris das sogenannte „kleine Gemach der Altvordern" reinigen lassen werde, in der Hoffnung, unter den dortigen Trümmern die Zierrahmen zu finden, welche die Lücke in der Serie der von Hrn. Rosellini publicirten Namen ausfüllen. Von Theben werde ich nach Denderah, dann nach Abydos reisen, und wann ich alles, was ich auf dem einen oder dem andern Ufer bis Psinauta Neues finde, copirt habe, dann werde ich bei letzterem Punkt eine zweite Pause und, wie ich hoffe, auch eine reiche Ernte machen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 352.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

18 December 1838.

Rückblicke.

Unter allen Erscheinungen der neuern Zeit verdient kaum eine einzige so große Aufmerksamkeit, und nicht Eine wird so große Folgen haben, als die Beschleunigung aller Verbindungen, vermittelst des Dampfes. Die Eisenbahnen berühren uns hier nicht, denn sie sind einerseits nicht das einzige Mittel schnellern Fortkommens, andrerseits sind sie, was Wissenschaft und Erfahrung betrifft, eine so ziemlich vollendete Thatsache, deren Ausführung an vielen Orten freilich noch eine Menge Hindernisse entgegen stehen; indeß dieß sind lauter Hindernisse, welche sich berechnen und meist auch besiegen lassen. Aber die Dampfschifffahrt führt mit jedem Jahre neue Erscheinungen herbei, jedes Jahr werden unerwartete Fortschritte gemacht, und das jetzt zu Ende gehende ist denkwürdig geworden durch die endliche Ausführung der Dampfschifffahrt von England nach Amerika (S. Nr. 109). Noch vor nicht langer Zeit hatten angesehene Gelehrte und erfahrene Männer, wie der bekannte Dr. Lardner, sich entschieden gegen die Möglichkeit einer ununterbrochenen Dampfschifffahrt von England direct nach den Vereinigten Staaten ausgesprochen und vorgeschlagen, die Dampfboote von dem westlichsten Punkte Irlands ausgehen und nur bloß Neufundland fahren zu lassen, welches nur zwei Drittheile so weit ist, als von Liverpool aus nach New-York. Ein Haupteinwurf gegen die Möglichkeit einer directen Fahrt von England bis nach letztgenannter Stadt lag in dem Umstand, daß die Seitenwände des Dampfkessels durch das Verkochen von Seewasser sich mit einer Salzkruste überzogen, was die Einwirkung der gesammten Hitzkraft auf das Wasser schwächte, und somit mehr Kohlen nöthig machte, als man mitnehmen zu können glaubte, ohne die Schnelligkeit der Fahrt durch die große Kohlenlast wesentlich zu vermindern. Allein auch dieses Hinderniß wurde durch chemische Vorkehrungen beseitigt, und man wagte den Versuch, der völlig gelang.

Wenn man erwägt, daß die besten Paketboote den Weg zwischen New-York und Liverpool nur unter den allergünstigsten Umständen in 18 bis 20 Tagen zurücklegten, gewöhnlich aber 30, ja 40 bis 50 Tage brauchten, während man künftig denselben Weg in 10 bis 15 Tagen zurücklegen wird, so kann man sich einen Begriff machen, welche Aufregung dieser erste gelungene Versuch in England und Amerika erzeugen mußte, da der unermeßliche Verkehr zwischen beiden Ländern eine rasche und sichere Verbindung in so hohem Grade wünschenswerth macht. Schnell bildete sich eine große Anzahl von Gesellschaften, um größere und immer größere Dampfschiffe auszurüsten, und die englisch-amerikanische Dampfschifffahrtsgesellschaft ließ kürzlich zu Blackwall ein Dampfschiff vom Stapel laufen, welches um 38 Fuß länger ist als das größte Schiff der königlichen Marine. Auch zu Havre sollen sich Gesellschaften zur Errichtung einer Dampfpaketbootlinie zwischen diesem Hafen und New-York gebildet haben, und sie rechnen um so zuversichtlicher auf günstigen Erfolg, als nach dem eigenen Urtheil der Engländer die Franzosen ihnen in der Dampfschifffahrt einigermaßen den Rang abgelaufen haben. Die Dampfbootlinie der Franzosen im Mittelmeer ist eine Einrichtung, der die Engländer noch keine von gleicher Vollkommenheit an die Seite setzen können.

Allenthalben regt sich der Speculationsgeist, lacht aller Befürchtungen und Besorgnisse über die Gefahr der Dampfboote, und der erwachte Eifer des Fortschrittes reißt Alles wie im Sturme mit sich fort. Die Fahrt nach Amerika, die weiteste und schwerste, welche bisher vollbracht wurde, war kaum gelungen, als man sich auch mit neuem Eifer an die Dampfschifffahrtsverbindung mit Indien machte (siehe Nr. 297 bis 300). Der frühere Mißgriff, ein einziges Schiff um das Cap herumschicken zu wollen, wurde vermieden, und vorerst der Weg über Aegypten eingeschlagen, wobei es möglich war, von Bombay aus in 45 Tagen Nachrichten nach London zu bringen. Zwar setzten die Directoren der ostindischen Compagnie die größten Hindernisse entgegen, weil sie keine nähere und schnellere Verbindung mit Indien wollten, aus ziemlich engherzigen Gründen, aber auch dieses Hinderniß wurde überwältigt, und widerwillig folgten die Directoren selbst dem unwiderstehlichen Drange; ja noch mehr, die Fahrt nach Indien über Aegypten ist bereits von solcher Wichtigkeit geworden, daß die englische Regierung und die Directoren sie nicht mehr aufgeben können, auch wenn sie wollten, und Alles versuchen müssen, daß diese Verbindung

nie eine Störung erlitte. Jetzt ist die Fahrt nach Indien ziemlich regelmäßig eingerichtet, und wenn in neuerer Zeit eine lange Unterbrechung derselben eintrat, so ist der Grund hauptsächlich in einem physischen Hinderniß zu suchen, welches nicht so leicht zu beseitigen ist und in gewissen Jahreszeiten stets hemmend auf den Verkehr einwirken wird. Dieses physische Hinderniß ist der Südwestmonsoon, welcher vom April bis September im indischen Ocean mit solcher Heftigkeit weht, daß es höchst gewagt ist, Schiffe von Bombay nach dem rothen Meere zu schicken. Schiffe, die es in diesem Jahr versuchten, sahen sich genöthigt umzukehren.

Während so die beiden Länder, mit denen England den größten Verkehr unterhält, ihm unendlich näher gebracht werden, ist der Geist der Speculation auch nach andern Richtungen hin thätig. An die Linie von Dampfbooten, welche nach Indien gehen werden, soll sich eine zweite anschließen, welche von Ceylon aus nach Australien geht, so wie nach den Südseeinseln überhaupt, und von dort aus ist eine weitere Dampfbootlinie beabsichtigt (s. Nr. 326), welche über Panama, mit einer kurzen Landreise wie bei Suez, nach der Westküste von Südamerika gehen soll. Nach den ungeheuern Fortschritten zu schließen, welche die Dampfschifffahrt seit den letzten zehn Jahren gemacht hat, und so mancher neuern Verbesserungen (s. Nr. 331), darf man wohl annehmen, daß, ehe weitere zehn Jahre vergehen, alle diese Plane in Ausführung gebracht seyn und man in weniger als 100 Tagen die Reise um die Welt machen wird. Wem dieses chimärisch dünken mag, der blicke zurück auf das, was war, und bis jetzt erreicht wurde, und das Unglaubliche wird glaublich werden. Welches die Folgen einer solchen Verbindung zwischen den verschiedenen Theilen der Welt seyn mögen, vermögen wir nicht vorauszusagen, so viel aber ist gewiß, daß sich ein unermeßliches Feld für die menschliche Thätigkeit öffnet: in Krieg und Frieden müssen künftig die Berechnungen nicht mehr bloß die halbe, sondern die ganze Welt umfassen, und mit den größern Zwecken, mit dem größern Felde der Thätigkeit muß auch der menschliche Geist wachsen.

Für jetzt steht England an der Spitze dieser unermeßlichen Bewegung: durch seine Besitzungen in allen Theilen der Welt gezwungen, auf Mittel zu denken, die Verbindungen zu erleichtern und zu vervielfältigen, gehen von ihm hauptsächlich diese neuen Wunder aus. Vergebens suchen Einzelne, erschreckt durch die rasche Bewegung, welche allen auswärtigen Angelegenheiten Englands dadurch mitgetheilt wird, sie wenigstens einigermaßen zu hemmen, wie dieses z. B. die Directoren der ostindischen Compagnie in den letzten Jahren gethan haben. Aber diese Bemühungen sind unmächtig, und sie können in dem angeführten Falle nur dazu beitragen, die ohnehin nur noch nominelle Herrschaft der Directoren über Indien ihnen vollends zu entreißen, und dieselbe der Regierung unmittelbar zu überantworten; diese aber, von so mancherlei Seiten gedrängt, ist nicht in dem Fall, auf so kleinliche Rücksichten mehr achten zu können. Wir haben in Nr. 91 und 92 versucht, die Stellung Englands in Amerika und Asien kurz zu charakterisiren, und das Ergebniß ist, wenn auch nicht niederschlagend für England, doch immerhin der Art, daß die Leiter dieses großen Reichs nicht auf Rosen gebettet sind. Indeß liegt die Gefahr für England nicht in den von außen drohenden Feinden, sondern in der allzugroßen Ausdehnung seiner Besitzungen, eine Ausdehnung, zu welcher es unaufhörlich immer weiter getrieben wird, und welcher Einhalt zu thun nicht mehr in seiner Macht steht. England spielt jetzt, nur in sehr vergrößertem Maaßstabe, dieselbe Rolle, welche Venedig, Portugal und später Holland gespielt haben; es wird endlich unter der Last seiner Eroberungen und Besitzungen erliegen, ohne eigentlich besiegt zu werden.

Ein Symptom dieser Art von Verfall zeigt sich bereits darin, daß seine eigene Militärmacht nicht mehr genügt, und es sich genöthigt sieht, diese allenthalben durch Localcorps zu vermehren, oder wo letztere schon bestanden, diese zu verstärken. Man hat eine bedeutende Truppenzahl nach Canada geschickt, und dieses hat die verfügbare Mannschaft Englands so geschwächt, daß dem eigenen Geständniß englischer Officiere zufolge, die von allen Seiten eintreffenden Foderungen um Verstärkung der englischen Truppen nicht befriedigt werden können. Von 99 Infanterieregimentern stehen in gewöhnlichen Zeiten 66 nebst 4 Reiterregimentern außer England; von diesen 66 liegen 20 in Ost- und 14 in Westindien. Schlägt man nun die Anzahl der in Ostindien stehenden Truppen, abgesehen von der Reiterei, auf 18,000 Mann, die in Westindien auf 8000 an, so wird man der Wahrheit ziemlich nahe kommen.*) Von diesen 26,000 Mann stirbt jährlich der siebente oder achte Theil; von den in Westindien stehenden Truppen ist es wenigstens erwiesen (siehe die Sterblichkeit der englischen Truppen in Westindien Nr. 228 und 286), daß seit 20 Jahren wenigstens jährlich ein Siebentheil stirbt, und in Ostindien möchte der Verlust wohl kaum viel weniger betragen, ja derselbe steigt noch durch den Umstand, daß viele Hunderte im Lande zurückbleiben, oder nach Australien und dgl. gehen, um sich dort niederzulassen. Aber abgesehen hiervon, muß der jährliche Verlust stets durch neue Anwerbungen ersetzt werden, und es ist gar nicht bedeutungslos, daß englische Officiere über die Verschlechterung der Race im eigenen Lande klagen, und unter den mannichfachen Ursachen dieser Erscheinung, deren Grund wohl hauptsächlich in der Fabrikthätigkeit des Landes liegt, auch die anführen, daß jährlich so viele Tausende der kräftigsten Söhne hinausgesendet werden, welche nie wiederkehren. Die Schwierigkeit, stets den Ausfall zu ersetzen, namentlich da, wo das Klima so verderblich einwirkt, hat schon seit geraumer Zeit zur Errichtung von Localcorps geführt. Abgesehen von den Sipahis in Indien hat England gegenwärtig Negerregimenter in Afrika und in Westindien, und wenn man einzelnen Nachrichten Glauben beimessen darf, ist es eher geneigt, diese zu vermehren, als zu ver-

*) In diesen beiden Zahlen ist kein Verhältniß. Dieses kommt daher, daß bei den in Ostindien stehenden Truppen das ganze Regiment, nämlich alle 10 Compagnien, in Indien stehen; bei den übrigen Stationen aber bleiben immer 4 Compagnien als Depot in England zurück. Man darf also die Regimenter in Ostindien (siehe Nr. 22) auf circa 900 Mann, die in Westindien nur auf höchstens 600 Mann anschlagen.

mindern, da sie bedeutend weniger kosten als englische Truppen und, den Dienst auf dem Schlachtfelde abgerechnet, um ein Gutes mehr leisten: in Westindien sind die Negertruppen so ziemlich auf allen Inseln vertheilt, und müssen allenthalben die mühseligen Dienste (fatiguing duties) versehen, um die europäischen Truppen zu schonen. Nach demselben Grundsatz verfährt man bekanntlich auch in Ostindien.

Allenthalben aber zwingen die Umstände zu einer Vermehrung der Truppenmacht, und England wird mit oder gegen seinen Willen die Localcorps vermehren müssen, deren Bedeutung somit im fortwährenden Steigen begriffen ist. Ueberall aber herrscht am Ende derjenige, welcher die Waffen führt und im Lande einheimisch ist. Soll dieß nicht bald, vielleicht für manches Land unter englischer Herrschaft allzubald eintreten, so muß eine unablässige Vorsicht ausgeübt werden, und das erste Gebot, das man gegen halbcivilisirte, wie gegen rohe Völker im Auge behalten muß, ist eine sich nie verläugnende, stets zu Wort und That bereite Energie, weil Nachsicht, Zaudern, übergroße Vorsicht nur als Schwäche ausgelegt werden, und Schwäche die einzige Sünde ist, welche hier nicht vergeben wird. An dieser Energie, diesem Nachdruck im Handeln haben es die Engländer, oder wenigstens ihre Generalgouverneurs in Indien in neuester Zeit fehlen lassen. Eine nationale Gewalt kann manches geduldig hinnehmen, was einer fremden, ihrer Natur nach unpopulären Gewalt verderblich wird. Als im Jahre 1813 der Generalgouverneur endlich nach langem Zaudern sich zum Kriege gegen Nepal entschloß, war eine lange Reihe Gewaltthätigkeiten und Verhöhnungen von Seite der in Nepal herrschenden Gorkhas vorangegangen; diese hatten sich im Laufe von etwa 20 Jahren fast des ganzen Alpengürtels des Himalaya bis gegen Kaschmir hin bemächtigt: schlau, rachsüchtig und grausam war ihnen jedes Mittel gut gewesen, und da nirgends und am allerwenigsten in Indien die Politik moralisch ist, so hatten sie dadurch keineswegs in der Achtung der indischen Völkerschaften verloren, sondern die Furcht vor ihnen war mit jedem Schritte, welchen sie vorwärts thaten, gestiegen, und die zahlreichen Feinde Englands, welche, durch dessen Waffen gedemüthigt, sich nicht mehr mit eigener Macht gegen sie erheben konnten, fingen an ihre Hoffnung auf die Gorkhas zu setzen und diese als ihre Rächer und Retter zu betrachten. Man entschloß sich erst zum Kriege gegen die Gorkhas, als gar keine Wahl mehr blieb, und die Folge war, daß die ersten gegen dieselben erlittenen Unfälle das Signal für eine Menge Feinde Englands wurden. Die vorher gedemüthigten Mahrattenstaaten machten insgeheim Anstalt, gegen die verhaßten Fremdlinge hervorzubrechen, und wenn diese nicht auf einmal eine allzu große Menge Feinde auf dem Halse haben wollten, so mußten sie mit den Gorkhas einen voreiligen Frieden schließen, worauf denn die Mahratten alsbald unterdrückt wurden. Die Folgen jenes Fehlers wirken indeß noch jetzt nach: die nicht hinreichend geschwächten Gorkhas hielten sich ruhig und warten mit Spannung auf eine günstige Gelegenheit zur Rache. Diese scheint endlich gekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

2. Die Priorei Solèsmes.

Die Benedictinerabtei Solèsmes, welche nach der Julius-revolution unter dem Ministerium des Protestanten Guizot aus ihren Trümmern wieder aufgestanden, und, so viel wir wissen, das einzige Kloster dieses Ordens in dem neuern Frankreich ist, liegt etwa 6 Lieues von dem berühmten ehemaligen Jesuitercollegium La Flèche und eine kleine Stunde von dem hübschen Marktflecken Sablé auf dem rechten Ufer der Sarthe, welche hier ein fruchtbares, romantisches Wiesenthal durchströmt und bereits ansehnliche Kähne trägt. Solèsmes ist ein armes Dorf von etlichen fünfzig Feuerstellen und zählt kaum 500 Einwohner, welche von der Arbeit in den benachbarten Kohlengruben und Marmorbrüchen leben, und die Rückkehr der Mönche als ein höchst gleichgültiges Ereigniß zu betrachten scheinen; denn auf der Fähre, welche uns von den Bergwerken am jenseitigen Ufer nach dem Kloster übersetzte, fragte ich Mehrere nach den neuen Gästen, erhielt aber jedesmal den Bescheid, daß man sich um die geistlichen Herren nicht kümmere. Die Stiftung der Priorei geht bis ins Jahr 1010 hinauf; ihre Klosterannalen sind jedoch weder von Bedeutung, noch von Interesse; ihre isolirte Lage und ihre Abhängigkeit von der reichen und mächtigen Abtei Saint Pierre de la Couture in Mans hinderten die selbstständige Entwicklung und beschränkten jeden Einfluß. Acht Jahrhunderte lang war sie die friedliche Wohnung einer kleinen Anzahl von Mönchen, welche daselbst den Wissenschaften und Religionsübungen oblagen, und ein müßig beschauliches, nicht immer erbauliches Leben führten. Der Beschluß der constituirenden Versammlung, wodurch alle Mönchsorden in Frankreich aufgehoben wurden, verwandelte die Priorei Solèsmes in eine öde, verlassene Stätte, welche sich vor fünf Jahren wieder mit Geistlichen bevölkert hat, um nach der alten Ordensregel des heiligen Benedict, mit den Statuten der Congregation von Saint Maur, ein frommes Leben zu führen, und dabei zugleich die wissenschaftlichen Bemühungen der ehemaligen Klosterbrüder fortzusetzen. Am 11 Julius 1833 sind die Novizen in ihrem Kloster feierlich installirt worden, und seitdem wird in der Kirche jeden Tag regelmäßiger Gottesdienst gefeiert.

Als wir in die Kirche traten, war gerade Frühmesse um 9 Uhr, welcher außer sechs alten Weibern ein junger Fashionable beiwohnte, der, wie mir der Bruder Pförtner erzählte, auf Probe da sey, und den Humann'schen Frack mit der härenen Kutte vertauschen wolle. Im Chore saßen 52 Mönche, worunter drei herrliche Schwarzköpfe mit schönen, brennenden Augen und kühnen, stattlich gewölbten Stirnen hervorstachen, die in ihrem ganzen Habitus das Blut eines heißen südlichen Klima's verriethen. Wir erfuhren später, daß es drei Refugiés der spanischen Geistlichkeit seyen, welche in Solèsmes gastfreundschaftliche Aufnahme gefunden hätten und vom Kloster beköstigt würden. Der Prior, Dom Guéranger, der Sohn eines Tagelöhners aus Mans, welcher in einer Seitencapelle stille Messe las, hatte weder feine, noch strenge ascetische Züge; er bot mit sichtbarem Wohlgefallen dem meßdienenden Bruder seine Hand zum Küssen, woran ein kostbarer Brillantring blinkte, und war dieweilen so zerstreut, sich nach einer Gesellschaft von Herren und Damen umzublicken, welche nach angefangener Messe hereingekommen waren, um die Skulpturen der Capelle zu beaugenscheinigen, und dabei allerdings eine unanständige Störung

des Gottesdienstes veranlaßten; es waren Masters und Myladies, welche in ihrer protestantisch-reformirten Ungezogenheit dem katholischen Cultus keine Ehrfurcht schuldig zu seyn glaubten; obschon ebenfalls in den Grundsätzen eines strengen Lutherthums erzogen, hatte ich mich dennoch still auf einen Sessel niedergekniet, um das Ende der Messe abzuwarten; ich gestehe indeß, daß ich mehr ein neugieriger, als andächtiger Zuhörer war, dessen Blicke bald hier, bald dorthin schweiften, und am häufigsten und längsten auf den Chorstühlen verweilten, um über die Mönche Musterung zu halten. Außer den drei obenerwähnten Schwarzköpfen hatten die meisten Gestalten etwas Plattes und Bretternes, das die Menschen im nördlichen Frankreich noch mehr auszeichnet, als die Bewohner des weit nördlichern Deutschlands; ich bemerkte viele von den Spitzköpfen in Orang-Utangs-Gesichtern, welche bei den Nordfranzosen so einheimisch sind. Diese Erscheinung erklärt sich übrigens aus den bedrängten Zeiten, welche die katholische Geistlichkeit in Frankreich bestanden hat. Die erste französische Nationalversammlung behielt zwar dem Scheine nach die römische Hierarchie bei, da sie Erzbischöfe, Bischöfe u. s. w. zuließ, hob sie aber in der That auf, indem sie gebot, der Nation den Eid der Treue zu schwören und den Papst als einen Bischof anzusehen, der in Frankreichs Kirchensachen nicht mehr als Herr zu reden hätte. Der folgende Sturm des Terrorismus zerriß vollends alle Bande, welche Frankreich mit Rom zusammenknüpften, schaffte die Erzbischöfe und Bischöfe ab, und ließ nur das geistliche Unterpersonal, die Pfarrer und kleinen Priester unter mancherlei Anfechtungen und Verfolgungen bestehen. Das Directorium kümmerte sich nicht um Bischöfe, und nicht viel mehr um Priester; es duldete sie, aber alle Tage ergossen sich die Wortführer der Macht in Schmähungen und Schändungen dieser nothwendigen Classe von Staatsbürgern. Unter dem Kaiserreich offenbarte sich ein starkes Laufen des Stroms für die katholische Religion, und also auch für die Priester, welches während der Restauration zu den erfreulichsten Resultaten hätte anschwellen können. Die Revolution und die Kriege Napoleons hatten das Böse und das Unkraut der Menschen doppelt und dreifach hervorgetrieben, und dieses war nur auszujäten, wenn die Religion als eine milde Mutter, als eine sanfte Lenkerin in die Mitte trat, und die blutige und unblutige Zwietracht der Zeit und ihrer Grundsätze beizulegen suchte, indem sie der Vereinigungspunkt aller Güter ward, welcher sie seyn soll. Anstatt dessen ließen sich die Diener der katholischen Religion von der Herrschsucht verleiten, und sich als Werkzeuge einer Coterie gebrauchen, um Haß und Hader auszusäen, und das Feuer des Bürgerkriegs anzuschüren. Man sieht gegenwärtig die Folgen, welche daraus entsprungen sind und entspringen mußten. Mit dem Sturz ihrer Freunde fiel der Haß doppelt auf sie; in den ersten Jahren nach der Juliusrevolution mußte die Regierung nachsehen, wenn sie auf mancherlei Weise beeinträchtigt und verletzt wurden; alles Gepränge des Gottesdienstes auf Märkten und Gassen mußte aufhören, und die Priester konnten nicht öffentlich sich in ihrem Ornate zeigen. In der letzten Zeit ist durch thätige Mitwirkung der Staatsbehörde vieles Religiöse wieder aufgekommen; in Paris geht zwar das Allerheiligste nicht mehr mit Geklingel und Weihrauch, mit dem „ins Gewehr!" der Wachen, mit dem Knieen und Stillstehen und Hutabnehmen der Vorbeigehenden über die Straße; aber was von Paris und den nördlichen Departements gilt, gilt nicht von dem Theil Frankreichs, der entfernter im Süden und Westen liegt; da erlaubt man sich Manches, und die Beamten haben von der Regierung strenge Ordre, nachsichtig zu seyn, wo nur Schwärmerei und engherziger Liberalismus sogleich strafen und verbieten wollen; da gibt es noch Straßenceremonien, Frohnleichnamsfeste, Umzüge, Processionen und Wallfahrten, und man verschließt jeden Sonntag die Buden, wenn die Glocken anfangen zu läuten und die Frommen zur Kirche rufen. Die jetzige französische Regierung hat sich durch ihre Duldsamkeit gegen den katholischen Clerus viele Widersacher erweckt, und namentlich die liberale Opposition des Constitutionnel, des Courrier Français und des Siècle erbittert; diese Blätter wiederholen in allen Tonleitern: point de prêtres, le peuple français n'en veut plus, und doch kann ein Blinder sehen, daß der große Haufe sie will. Die Vornehmen und Gebildeten wollen die Priester als Drachenbändiger der Revolution beibehalten aus reinem egoistischem Interesse, und die Bürgerclasse verachtet und befürchtet diese Behüter und Lehrer des Volkes als Fanatiker und gefährliche Nebenbuhler; sie vertraut ihr Hab und Gut lieber den Gensdarmen. Natürlich entzieht sich also alles, was zu den höchsten und mittlern Classen gehört, einem Stande, auf welchen diese mit Achselzucken, jene mit oberlehnsherrlicher Gnade herabsehen. Man hat Priester, aber was für Männer müssen die künftigen und jetzigen Geistlichen unter diesen Umständen seyn? welchen Menschen muß die Bildung und Moralität des Volkes, das heiligste Palladium anvertraut werden? Man höre die französischen Pfarrer in den Provincialstädten und selbst in Paris predigen: sie sprechen vom Teufel und seinen Versuchungen, von der Bosheit der Schlange und von der Eitelkeit des Wissens; sie verbieten den Mädchen den Tanz, das Schauspiel, das Zeichnen und Klavierspielen. Welche Familie wird dadurch angelockt, einen Sohn in eine Bildungsanstalt junger Geistlichen zu schicken? Ein Drittel der Mönche in Solesmes sind junge, rüstige Bauernbursche aus dem benachbarten Departement der Mayenne, wo, nächst dem Morbihan, die größte Faulheit und Unwissenheit in ganz Frankreich zu Hause ist. Die wissenschaftliche Ausbeute der neuen Benedictiner war in den fünf Jahren ihrer Klosterexistenz eben nicht die ergiebigste; sie haben zwei Octavbände de originibus ecclesiae romanae mit Anmerkungen herausgegeben, worüber in Deutschland mehr als hundert Streitschriften gewechselt worden sind. Der Papst scheint dem Prior von Solesmes besonders gewogen; er hat ihm bei seiner Anwesenheit in Rom nebst einem neuen Heiligen, Saint Léonce, noch eigene Vollmachten verliehen, welche ihn der Abhängigkeit des bischöflichen Stuhls in Mans entziehen; der ehrwürdige Prälat dieser Stadt, welcher mit der gegenwärtigen Regierung sehr befreundet ist, soll sich dadurch sehr gekränkt gefühlt und geäußert haben, daß die Auflösung des Systems der römischen Hierarchie unvermeidlich sey, wenn das Oberhaupt selbst die Keime der Verwirrung hineinlege.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Hängebrücke in Konstantinopel. Ein französischer Ingenieur, Namens Hector Horeau, soll den Plan zu einer Hängebrücke zwischen Konstantinopel und Galata entworfen haben. Die Brücke soll mehrere Bogen bekommen, wovon der mittlere hoch genug wäre, um den größten Schiffen freien Durchgang zu lassen. (Journal du Commerce vom 7 December.)

•

Von 1804 bis 1835 hat die Administration von Paris in den drei großen Begräbnißplätzen: Père Lachaise, des Nordens und Mont Parnasse, 15,014 Begräbnißplätze, 13,653 auf ewige Zeiten und 1361 temporäre, verliehen mit zusammengenommen 44,478 Quadratmetres. Der Père Lachaise enthielt Ende des Jahres 1835 11,914 Mausoleen, der des Nordens 1650, der von Mont Parnasse 1420. (Franz. Bl.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 353.

Das Ausland.

Ein Tagblatt für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

19 December 1838.

Verbindung zwischen Texas und Californien.

Die Times vom 5 December entlehnen aus einer Zeitung von Neu-Orleans nachfolgende, in vieler Beziehung interessante Nachricht von einer Unternehmung nach Californien: „Eine Compagnie von Capitalisten ist zusammen getreten, und hofft bei der demnächstigen Session des texanischen Congresses einen Freibrief zu erhalten. Dieselbe hat ihre Agenten in New-York und andern Orten der Vereinigten Staaten, und nach der Schnelligkeit zu schließen, womit die Vorbereitungen bisher getroffen wurden, ist zu erwarten, daß die beabsichtigte Expedition noch in diesem Jahre abgehen wird. Der Hauptzweck der Compagnie ist, eine für Wagen brauchbare Straße von Galveston-Island durch Chihuahua nach Monterey am obern Theil des Golfs von Californien anzulegen. Bei dieser ersten Expedition, welche nur der Vorläufer umfassenderer Unternehmungen seyn soll, will man für 40 bis 50,000 Dollars Waaren mitnehmen und da 250 wohlbewaffnete und gerüstete Leute den Zug bilden, so glaubt man, die Karawane werde ihrem Bestimmungsort ohne viele Belästigung von Räubern, Indianern u. s. w. erreichen.

„Der Führer des Zugs soll Major A. Legrand von Texas seyn, der in dem ganzen Lande, welches die Karawane zu durchziehen hat, vielfach und auf eine günstige Weise bekannt ist. Wenn wir uns recht erinnern, so war Major Legrand der erste, welcher eine Gesellschaft Handelsleute von St. Louis nach Santa-Fe führte. Dieses geschah im Jahre 1824, und seit dieser Zeit hat er diesen Weg zu wiederholtenmalen gemacht und ist auch bis nach Californien gegangen. Er ist ein wohl unterrichteter Mann von scharfem Verstande, der eine Zeit lang als Advocat mit Vortheil practicirte, dann aber diesen Stand mit gewagteren Unternehmen vertauschte. Er hat in Auftrag der texanischen Regierung Verträge mit einigen Indianerstämmen unterhandelt, und wurde auch früher schon, als Texas noch einen Theil der mexicanischen Conföderation bildete, wegen einiger Unterhandlungen nach Mexico geschickt.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Durch die frühere Erfahrung nicht belehrt, beobachtete Lord Auckland gegen die Birmanen dieselbe zaudernde Politik, wie einst Lord Moira gegen die Gorkhas. Es war offenkundig, daß der neue König von Birma die alten Verträge nicht anerkennen wollte (siehe Nr. 287 über den bevorstehenden Krieg zwischen England und Birma); statt auf diese Beleidigung sogleich mit gewaffneter Hand einzuschreiten, scheint sich Lord Auckland immer noch mit der Hoffnung gewiegt zu haben, daß der Krieg zu vermeiden sey, indem der König vielleicht auf andere Gesinnungen zu bringen seyn möchte. Statt dessen aber suchte derselbe nur zuvor die Ruhe in seinen Staaten herzustellen, sammelte Waffen, trat mit den Gorkhas in Verbindung, und jetzt rühren sich nicht bloß diese beiden gemeinsam, sondern die bloße Nachricht hievon hat auch die zahlreichen, heimlichen Feinde im Innern aufgerüttelt. Kommt nun, wie Alles befürchten läßt, auch noch ein Feind von Westen her, so haben die Engländer ein verzweifeltes Stück Arbeit, bis alle diese Feinde wieder zur Ruhe gebracht sind. Noch zwar ist keineswegs zu erwarten, daß sie erliegen, denn öfter schon haben sie, einmal aus der Sorglosigkeit aufgestachelt, mit bewundernswerther Energie das Versäumte eingeholt; allein die jetzt schon nicht sehr glänzend stehenden Finanzen sind durch die in einem großen Theile Nordindiens wüthende Hungersnoth (s. Nr. 214) sehr beeinträchtigt und müssen durch einen Krieg fast unwiederbringlich zerrüttet werden (s. Finanzen der ostindischen Compagnie Nr. 61). Die unmäßig kostspielige Civilregierung muß bedeutend eingeschränkt, und England wird, wie andere orientalische Mächte, dahin gebracht werden, unter einem oder dem andern Titel militärische Paschas einzusetzen.

Erwägen wir in kurzem die Stellung Englands in Indien: England darf Persien in Herat nicht sich festsetzen lassen, weil alsdann der Verbündete Persiens, Rußland, von Herat aus in kürzerer Zeit Truppen nach Indien werfen könnte, als England dieß zu thun im Stande wäre. Darum soll Afghanistan wieder Ein Reich werden. Dann ist aber Randschit Singhs Reich nur

noch ein Hinderniß im Wege, oder ein ganz willenloses Werkzeug in der Hand der Engländer. Dazu ist in Randschit Sing, und wenn dieser sterben sollte, in den Sikhs selbst zu viel nachhaltige Kraft, und man scheint zu erwarten, daß er endlich nothgedrungen zu den Waffen greift; wir sagen nothgedrungen, denn er sieht das Verzweifelte eines solchen Schrittes recht gut ein. Zieht er aber das Schwert, so entbrennt ein letzter Nationalkampf der Fürsten Indiens gegen England, ein Kampf, der ohne ganz außerordentliche, von außen herkommende Ereignisse mit dem Untergang dieser Fürsten enden muß. Englands Herrschaft geht dann nicht bloß unbestritten, — denn dieß war sie schon jetzt, — vom Bremapútra zum Indus, und vom Himalaya bis zum Cap Comorin, sondern diese Herrschaft muß dann auch eine unmittelbare seyn. Diesen Schritt haben die Engländer bis jetzt gemieden, und stets darnach gestrebt, so viel von diesem ungeheuren Gebiet, wie möglich, dem Namen nach durch indische Fürsten beherrschen zu lassen, und sich von der innern Verwaltung fern zu halten. Die Zeit dieses Systems aber scheint abgelaufen. Die ungeheuren Uebel, welche dasselbe über das Land häufte (s. das Nichtinterventionssystem Nr. 19 bis 22), die Gelegenheit, die es einer großen Menge einzelner Engländer gab, sich auf Kosten des Landes zu bereichern (s. englische Sinecuren Nr. 76), und die Macht, die es den Fürsten dennoch ließ, und die sie nur, vielleicht jetzt gegen die Engländer selbst, mißbrauchen, machen die Wiederherstellung desselben unmöglich. Die Gewalt der Dinge treibt die Engländer fort zur unmittelbaren Herrschaft über die ganze indische Halbinsel, und wenn sie diese erreicht haben, stehen sie im Zenith ihres Glücks und können nur noch sinken.

Jedenfalls geht bereits die englische Herrschaft in Indien einer Umwandlung entgegen: England hat Indien arm gemacht, nicht sowohl durch das Geld, was jährlich aus Indien hinaus geschleppt wurde, obgleich dieß auch dazu beitrug, sondern durch die Vernichtung der indischen Manufacturen; vermittelst seiner überlegenen Maschinen hat es die Handarbeit in Indien erdrückt, und dadurch das Volk an vielen Orten ins Elend gestürzt. Die Bemühungen, welche man jetzt anwendet, um dem Lande wieder aufzuhelfen durch Einführung besserer Arten von Baumwolle, von Zuckerrohr, durch Ermunterung manches Handelszweigs und dgl. sind zwar sehr löblich, können aber unmöglich in wenigen Jahren große Wirkungen hervorbringen, und am wenigsten der verarmten Manufacturbevölkerung wieder aufhelfen, welche sich nicht so leicht in eine ackerbauende umwandeln läßt. Dank also hat England in Indien wenig gesäet, da es die höhern Classen durch das Ansichreißen der Herrschaft verletzte und die untern arm gemacht hat. Seine Kraft in den beginnenden Kämpfen liegt demnach nur in seiner eigenen Entschlossenheit, in der europäischen Kriegskunst, wovon man ihnen jedoch schon Vieles abgelernt hat, und in der Einheit seines Willens, während seine Feinde zahlreich und eben darum nicht einig sind. Von Seite des Volks aber hat England höchstens auf Gleichgültigkeit, an manchen Orten aber doch auch auf entschiedenen Haß zu rechnen, namentlich unter den in ganz Nordindien weit verbreiteten Afghanen, deren Macht und Herrschaft über die umwohnenden Hindus durch die Engländer gebrochen worden ist.

Wir haben in Nr. 182 bis 184, 187 bis 194 und 198 bis 203 eine kurze Uebersicht der Geschichte Indiens seit den ersten Eroberungen der Mohammedaner gegeben, einestheils um zu zeigen, wie rasch dort seit der Einführung des Islams, dieses fremdartigen Elements, der Wechsel der Herrschaft ist, welche Völker, abgesehen von den Dynastien, auf den Schauplatz traten; anderntheils um darauf hinzuweisen, wie kurz die eigentliche Herrschaft der Engländer in Indien noch ist, welche man, Alles wohl erwogen, höchstens auf 40 Jahre rechnen kann. Indien zerfällt in drei Theile: das Gangesgebiet, das Indusgebiet und die eigentliche Halbinsel, welche man mit dem gemeinsamen Namen Dekkan bezeichnen kann. Abgesehen von den Engländern, finden sich in dem letztern Theile zwar auch mohammedanische Herrscher, aber der Hindustamm und der Hinduglauben sind hier überwiegend. Das Land war selbst von den mächtigsten mohammedanischen Herrschern nie völlig besiegt, und viele haben daran ihre Kraft umsonst verschwendet; auch den mogolischen Kaisern ist von dorther der Feind gekommen, der ihre Macht gebrochen hat. Im Gangesland, bei den entnervteren, aller Nationalität entkleideten Bengalesen, und im Duab, dem eigentlichen Sitz des Moguleichs, ist der Islam durchaus überwiegend, wenn auch keineswegs allenthalben an Zahl. Im obern Indusgebiete hat sich in neuerer Zeit eine indische Macht festgesetzt, im untern aber herrscht eine persische, die Macht der Belutschen, unter den Emirs von Sind. In dem Reiche Randschit Sings selbst überwiegt die Zahl der Bekenner des Islam, und auch schon darum ist diese Herrschaft als eine ephemere Erscheinung zu betrachten. Das Land vom Indus an ist als persisch zu betrachten, wenn gleich im Westen desselben noch viele Hindus wohnen. Dagegen sind auch im Osten desselben, in Folge der zahllosen mohammedanischen Eroberungszüge, eine Menge persischer Stämme angesiedelt, und haben zu allen Zeiten die Heere der mohammedanischen Herrscher gebildet oder wenigstens verstärkt. Im Jahre 1761 haben sich die mohammedanischen Bewohner Indiens, verstärkt durch ihre afghanischen Stammgenossen, zum letztenmale mit der ganzen Hindumacht gemessen, und die letztere ist erlegen. Daß in Folge dieses Kampfes sich im Norden Indiens keine feste mohammedanische Macht durch afghanische Häuptlinge begründete, davon liegt der Grund hauptsächlich in der europäischen Einmischung: die kraftvollen Afghanen, stets mit einer sichern, nationalen Macht im Rücken, würden endlich sich im ganzen Norden Indiens herrschend festgesetzt haben, und mit ihnen der Islam herrschende Religion geworden seyn, was im Vergleich mit dem tief gesunkenen indischen Götzendienst immer ein Fortschritt gewesen wäre. Dunkel fühlen die afghanischen Stämme, daß sie durch die Europäer um die Oberherrschaft gebracht worden sind, und ihr Haß thut sich kund durch Verfolgung der Hindus und durch ihre Abneigung, in den englischen Kriegsdienst zu treten (s. Nr. 94 und 258). Wenn die Engländer sich genöthigt sehen sollten, Randschit Singhs Macht zu brechen, so ist damit auch der Damm niedergebrochen, der seit 30 Jahren die Afghanen von

Indien zurückhielt, ihre Herrschaft kann dann mit der Zeit von Nordwesten her ernsthaft bedroht werden, und dann wird auch der afghanische Stamm in Indien, bekannter unter den Namen Patans, Rohillas (s. Nr. 156 die Jusuffeis), von neuem eine Rolle spielen.

Für die Herrschaft der Engländer freilich ist in der nächsten Zeit noch nichts zu besorgen: noch steht sie in den Hauptpunkten zu fest, und in den Planen ihrer Feinde ist zu wenig Zusammenhang, als daß sie wesentlich erschüttert werden könnte; aber die wahre Gefahr für sie liegt, wie schon erwähnt, in der ungeheuren, immer weiter gehenden Ausbreitung ihres Gebiets und ihres Einflusses, welchen letztern sie so gut als den erstern mit den Waffen in der Hand schützen müssen. Man würde der Compagnie Unrecht thun, wenn man sie ländergierig nennen wollte; aber unaufhörlich stößt sie auf neue Länder, neue Fürsten, welche die eingedrungenen Fremdlinge mit Widerwillen sehen, und das Gewicht ihrer Waffen noch nicht gefühlt haben. Wenn auch in der nächsten Zeit kein wirklich gefährlicher Sturm aus Westen kömmt, so wird sich die Macht der Engländer in den Gebirgen des östlichen Himalaya gegen die Nepaleien, und in den hinterindischen Gebiegen an den wilden Bergstämmen zersplittern, welche China ohne Unterlaß aufreizen wird, um die Engländer von seinen Gränzen abzuhalten. China hat ohnehin Gründe genug, die Engländer zu hassen, denn abgesehen von ihrem immer weiter gehenden Andringen gegen die chinesische Westgränze und die dortigen, theils halb, theils ganz tributbaren Staaten (s. Ausbreitung des englischen Einflusses in der hinterindischen Halbinsel Nr. 251 bis 256) ist auch das Verfahren derselben in der Angelegenheit des Opiumhandels (s. Nr. 68 und 282) so trotzig und für das chinesische Reich so beleidigend, ja gefährlich, daß es nicht zu verwundern ist, wenn dasselbe im Geheimen alle Mittel aufbietet, um den Engländern zu schaden.

Indeß kann, wie schon gesagt, alles dieß auf die Macht der Engländer noch keinen sonderlichen Eindruck machen, vielmehr ist dieselbe immer noch im Steigen begriffen. Wie einst die Portugiesen, wie später die Holländer, setzen sie sich jetzt im persischen Meerbusen fest, und da die rasche Verbindung mit Indien den Weg über das rothe Meer nöthig macht, so haben sie sich auch in diesem einen festen Platz ausgesucht (s. Nr. 206, Uebergabe von Aden an die Engländer), um einen Anhaltspunkt zu haben. Darum möchte auch die Prophezeyung keineswegs gewagt seyn, daß die Engländer bei der nächsten Gelegenheit suchen werden, ihren Einfluß in Aegypten auszudehnen oder sich gar des Landes zu bemächtigen, denn so wie jetzt die Sachen stehen, dürfen die Engländer nicht mehr zugeben, daß ein ihnen feindlich gesinnter Mann die Zügel der Herrschaft in Aegypten führe; sie müssen der Verbindung über Aegypten jetzt gewiß seyn, und können sie nicht mehr der Laune oder der Willkür eines türkischen Pascha's oder eines Vicekönigs überlassen: eine Besetzung Aegyptens durch die Engländer, und zwar von Indien aus, ist ein Ereigniß, welches jeder Tag bringen kann, und dessen Eintritt kein Erstaunen mehr erwecken darf.

So breitet sich das Gebäude der englischen Macht in Asien immer mehr aus, und es ist dieß keine Sache mehr der Wahl, sondern der Nothwendigkeit; sie müssen vorwärts auf ihrer Bahn, weil sie nicht mehr zurück können. Sie bedrohen die Unabhängigkeit China's, weil der Handel mit diesem Lande, namentlich für die ostindische Compagnie, von äußerster Wichtigkeit, ja, hinsichtlich ihres Einkommens, fast eine Lebensfrage ist. Sie dringen in Hinterindien ein, und werden sich des südlichen Theils des birmanischen Reichs, der Provinz Pegu, bemächtigen, und dadurch diese ihnen feindliche Macht thatsächlich vernichten. Sie haben Assam von den Birmanen erobert und werden von dort aus südwärts gegen Birma andringen; die Bergvölker im Osten von Assam und eben so die im Norden und Süden müssen nach und nach bezwungen werden, wenn der Besitz dieses Landes Frucht bringen soll. Nepal kann den erlittenen Verlust nicht verschmerzen, und wird das Verlorne wieder zu gewinnen suchen, so lange noch ein Funken von Unabhängigkeit in ihnen ist; die Engländer werden sich genöthigt sehen, diesen Staat zu vernichten, um die Einheit, welche dieses kräftige Bergvolk furchtbar macht, zu brechen. Im Westen steht der altersschwache Randschit Singh, und sein Reich wird sich, eingeklemmt zwischen den Engländern und Afghanen, nicht halten können und zu einem Vasallenstaat herabsinken, oder ganz einverleibt werden. Cabul oder Afghanistan wird jetzt von den Engländern als die unerläßliche Vormauer betrachtet, welche aufgeführt und unterstützt werden muß, wenn nicht über kurz oder lang die Russen hier Einfluß gewinnen, und das ganze kräftige Bergvolk als Vortrab gegen Indien benutzen sollen. Ein gleiches Schicksal der Abhängigkeit und des Schutzes wird Cabul und Sind treffen (s. über dieses letztere Land Nr. 92 bis 101). So bringt England von Süden her immer tiefer ins Innere von Asien ein, und wenn der englische Einfluß für die chinesischen und indochinesischen Nationen ein Mittel werden kann, diese zu größerer Bildung vorwärts zu treiben, so wird er nothwendig für die moslemitischen Reiche zerstörend wirken, und den Orient völlig umwälzen. Der Strom, welcher sich seit Jahrtausenden von Asien gegen Europa ergoß und dessen letzte Aeußerung das Eindringen der türkischen Macht war, ist sichtlich im Rücklauf begriffen; was wird die Folge seyn?

(Fortsetzung folgt.)

Zerstörung der Olivenernte auf Corfu.

Das Journal Le Commerce vom 7 December enthält Nachstehendes aus Corfu vom 30 October d. J. Vor zwei Monaten standen die Olivenbäume so mit Früchten beladen, wie sie es seit vielen Jahren nicht gewesen waren, und gaben Hoffnung auf eine reichliche Ernte. Man konnte auf zweimalhunderttausend Fäßchen Oel rechnen, und da das Fäßchen auf 10 Talaris geschätzt wird, so machte dieses einen Werth von 2 Millionen Talaris aus. Aber fortdauernde Südwinde und reichliche Thaue waren Ursache, daß ein Wurm, der das Innere der Oliven verzehrt, sich ungeheuer vermehrte, und die Hoffnungen auf eine reiche Ernte zerstörte. Dieser Wurm hat die Frucht so sehr angegriffen, daß sie fast leer ist und vor der Reife abzufallen beginnt. Kaum wird man ein Drittheil der gehofften Ernte erhalten, und da Corfu keine andern Hülfsmittel hat, um seine fast ganz von außenher

bezogenen Bedürfnisse zu decken, und übrigens auch die Ernten der letzten Jahre unbedeutend waren, so wird das Elend auf der Insel groß werden.

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

2. Die Priorei Solesmes.

(Fortsetzung.)

Die Beendigung der Messe unterbrach den Lauf meiner Betrachtungen, die ich so eben mitgetheilt habe, und ich fand nun Muße genug, die Priorei in allen Details zu besichtigen. Die Kirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt besteht aus sieben, in Form eines lateinischen Kreuzes geordneten Gewölbbögen, und hat eben nichts architektonisch Merkwürdiges; ihrer Bauart nach zu urtheilen, ist sie nicht viel älter und nicht viel jünger, als das vierzehnte Jahrhundert. Der über hundert Fuß hohe Thurm scheint dem zwölften oder dreizehnten Jahrhundert anzugehören und ein Ueberrest der ersten Klosterkirche zu seyn, welche zu Anfang des eilften Jahrhunderts gegründet ward. Er ist leider durch eine Art Dom aus Quadersteinen mit einem durchbrochenen Thürmchen auf der Kuppel im Zopfstyl verunstaltet. Dieser Anbau, so wie die jetzigen Klostergebäude stammen aus den Zeiten Ludwigs XV; in mehreren Sälen sah ich nicht ohne Lächeln verschiedene Schäferscenen über dem Spiegel abgebildet; die Gänge des Klosters hatten ein ärmliches, zerbröckeltes Aussehen; zwischen den Pfeilern standen und lagen einige zerschlagene Statuen von Heiligen; der Garten schien mir vortrefflich bestellt, und der Gemüsebau besonders gepflegt. Von dem Balcon des Bibliothekzimmers, das im ersten Stock befindlich ist und nur eine schwache Büchersammlung enthält, hat man eine herrliche Aussicht auf Fluß, Thal und Stadt Sablé, welche letztere die lange Façade eines prächtigen, im Baustyl Ludwigs XIV aufgeführten Schlosses beherrscht; gerade vor uns dehnt sich ein breiter Wiesenteppich aus, von den capriciösen Krümmungen der Sarthe und von symmetrischen Weiden- und Pappelanpflanzungen durchschnitten, deren blasses Grün sich wie eine feine Stickerei auf den Felsen abdrückt, welche rechts das Thal schließen, und worauf ein reicher Bankier, Hr. Biel, einen weitläufigen Park und einen eleganten Pachthof gegründet hat; da diese Anlage ungeheure Kosten verursachte, so hat das Volk in seiner Epigrammlaune Hof und Park Folies-Biel getauft, welcher Spitzname schon auf den Specialkarten des Departements figurirt.

Doch es ist Zeit in die Klosterkirche zurückzukehren und die Bildhauereien der beiden Kreuzcapellen zu mustern, welche schon während der Messe unsere Neugierde und Bewunderung erregt hatten, und in der That zu den grandiosesten Schöpfungen der französischen Skulptur zu zählen sind. In der Capelle rechts erblickt man zunächst eine weitläufige, architektonische Einfassung im zartesten gothischen Styl, wie er gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, kurz vor dem Anbruche der Renaissance, in Frankreich blühte. Unter einem Gewölbe mit breiten, complicirten Spitzbögen ist die Grablegung Christi dargestellt: acht Personnagen von kolossalen Verhältnissen bestatten den Leichnam des Erlösers; die Zipfel des Leichentuchs hält einerseits Nikodemus, in reichem orientalischem Costume abgebildet; ein mit gothischen Charakteren verzierter Gürtel hält einen kostbaren Damastrock um seine Taille zusammen; sein Kopf ist mit einem Turban umwunden, und ein mächtiger Bart bedeckt zur Hälfte die ehrwürdigen Züge seines Gesichts. Ihm gegenüber, an den beiden andern Enden des Leichentuchs und bei den Füßen des Heilands, steht Joseph von Arimathia, im Costume der Zeit Ludwigs XII und mit der Ordenskette einer Ritterschaft decorirt. Diese Personnage ist offenbar ein Portrait, und stellt wahrscheinlich einen der alten Schloßherrn von Sablé vor; das Costume, der weltliche Charakter der Physiognomie — es ist ein schöner Kopf voll Kraft und Trotz — sprechen zur Genüge dafür; Menage in seiner Histoire de Sablé vermuthet, es sey René II, Herzog von Lothringen, welcher sich im Jahre 1486 die Herrschaft Sablé vom Pariser Parlament zusprechen ließ, und sie bis an seinen Tod, 1508, behielt. Unbegründet dagegen scheint mir die Vermuthung desselben Schriftstellers, daß Nikodemus ebenfalls nach einem Ritter von Juigné portraitirt sey; das reiche orientalische Gewand und besonders die Gesichtszüge beweisen hinlänglich, daß der Künstler bei der Ausführung dieser Statue einen idealen Typus vor Augen hatte. Der auf dem Leichentuch ausgestreckte Christus hat so viel von Zeit und Menschenhänden gelitten, daß man nicht mehr unterscheiden kann, ob die Statue gut oder schlecht war. Maria, Johannes, zwei heilige Frauen und eine Figur mit Bart und Turban nehmen den Hintergrund ein. Der naive Ausdruck und die etwas steife Haltung erinnern noch an die Statuen, welche die gothischen Kirchenportale des Mittelalters zieren, während das sorgfältigere Studium der Draperien und das mehr oder weniger Gesuchte der Stellungen bereits die Nähe der Renaissance verkündigt. Das Gelungenste der ganzen Composition ist die im Vordergrunde zu den Füßen des Erlösers sitzende Magdalena, mit einer klassischen Reinheit des Meißels und mit einer christlichen Tiefe des Gefühls ausgeführt, wie ich sie noch nie vereint gesehen habe; Schmerz und Schwermuth malen sich in diesen wunderbar schönen Zügen, welche Liebe und Hoffnung begeistigen; der Einfluß der Antike bestätigt sich in den plastischen Formen dieser himmlischen Gestalt, welche Fülle, Wärme und Weichheit athmet. Der Künstler hat alle gothische Unbeholfenheit und alle Starrheit des Stoffes überwunden; alles Traditionelle, Mystische ist verschwunden, und dafür ist die individuelle Gestalt in Wärme, Leben und Fülle hervorgetreten; ich konnte mich nicht sattsehen. — An den Wänden des Gewölbes sind mehrere niedliche Engel ausgearbeitet, und von dem Schlußstein in der Mitte hängt eine kleine gothische Capelle herab, worin ein Stück von der heiligen Dornenkrone aufbewahret wird, und worunter man in goldenen Buchstaben die auf das Begräbniß Jesu bezüglichen Worte des Psalmisten liest: factus in pace locus ejus. Den äußern Gewölbbogen schmückt eine äußerst zierliche Eichelguirlande, und darüber erhebt sich ein doppelter Bogen von Baumzweigen und Laubwerk, der an Eleganz und Zartheit mit allem wetteifern kann, was in dieser Gattung existirt. Die beiden verstümmelten Krieger, links und rechts vom Eingange des Gewölbes, sind moderner, als die übrigen Figuren der Composition in der Grotte; die Einzelheiten ihres militärischen Costumes setzen eine große Bekanntschaft mit der Antike voraus, und ihre Stellung ist viel zu studirt.

(Fortsetzung folgt.)

Auswanderung von Maltesern nach dem englischen Guiana. Einem Schreiben aus Malta vom 24 November zufolge sind 114 Personen aus dieser Insel, Ackerbauer und Handwerker, nach Essequibo abgegangen. Dieß ist ein erster Versuch.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 354.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

20 December 1838.

Ueber den Charakter der Birmanen.*)

Stolz ist gewiß einer der auffallendsten Charakterzüge der Birmanen, und zeigt sich unter allen Classen des Volks. Der Staatsminister und das Haupt einer geringen Familie fordern von ihren Untergebenen gleichmäßige Ehrenbezeugungen, und Niemand erscheint in der Straße, ohne ein so großes Gefolge von Dienern bei sich zu haben, als seine Umstände nur immer gestatten. Maung Janschen, in dessen Hause ich einen großen Theil meiner Gefangenschaft verlebte, ließ sich oft von vier Personen begleiten, von denen die erste einen schwarzen Sonnenschirm, die zweite seine Betelbüchse, die dritte seine Matte und sein Kissen, und die vierte eine Caraffe mit Wasser trug; troß dieses Pompes aber herrschte im Hause die verächtlichste Gemeinheit, und Alles bot ein Bild der Verwirrung und Unordnung dar; im Innern des Hauses schienen alle Bedienten mit dem Herrn auf einem ganz vertrauten Fuße, und oft herrschte der größte Lärm durch einander: mitten unter demselben aber gab sich wieder der Hochmuth auf eine höchst lächerliche Weise kund, indem die Bedienten auf Händen und Füßen fortkrochen, wenn sie an ihrem Herrn vorüberzugehen, oder ihm einen Becher mit Wasser zu reichen hatten. Jeder Zeit gilt die sitzende Stellung mit vorn gefalteten Händen für die achtungsvollste.

Man kann die Birmanen durchaus nicht ununterrichtet nennen; denn fast jeder Bauer kann lesen und schreiben. Oft bewunderte ich die angenehme und harmonische Biegung ihrer Stimmen, wenn sie lasen: ihre Aussprache war dann langsam, weich und deutlich; im Gespräch aber gab sich eine äußerst mißtönige Volubilität der Zunge kund, und der Contrast ist so auffallend, daß man kaum glauben sollte, daß es dieselbe Sprache ist.

Von allen Zügen des birmanischen Charakters aber ist der Argwohn der vorherrschendste, und ist nebst einer hartnäckigen Ungläubigkeit allen Classen gemein. Ein Verdächtiger wird sogleich aus dem Wege geräumt, und nicht sobald zeigt sich auch nur das leiseste Symptom von Aufstand oder Abneigung, so wird es auch auf die wirksamste Weise unterdrückt. Viele schauderhafte Metzeleien fanden in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Ava statt; ich habe keine mit eigenen Augen gesehen, erfuhr aber aus unzweifelhafter Quelle, daß viele Bewohner von Cassay mit schweren Gewichten am Halse in den Irawaddy geworfen wurden. Man vermuthete, diese Unglücklichen möchten einen Aufstand verursachen, und hielt es für rathsam, so geheim wie möglich die Anzahl der damals in Ava sich aufhaltenden Eingebornen jenes Landes zu vermindern.

Argwohn war auch Ursache, daß die amerikanischen Missionäre und mehrere Europäer beim Ausbruch des Krieges ins Gefängniß geworfen und barbarisch behandelt wurden. Gegen die Erstern entsprang der Verdacht aus ihrer Sprache und Gesichtsfarbe, so wie aus dem Umstand, daß sie von Calcutta Geldsendungen erhielten, die als geheime Bezahlung für geleistete Spionendienste betrachtet wurden.

Wir übergeben diejenigen Charakterzüge, wie sie gewöhnlich aus einer so despotischen Regierung entspringen, nämlich Bestechlichkeit und gegenseitiges Mißtrauen, um noch folgende unter den jetzigen Umständen interessante Stelle anzuführen: viele kleine Umstände und Anekdoten überzeugten mich, daß unter den Vornehmen große Spaltungen herrschten, und daß am Ende noch, wo alle in den Frieden willigen mußten, viele für die Zukunft Rache schworen. Den mittlern und untern Classen aber wäre gewiß nichts willkommener gewesen, als eine allgemeine Revolution, und mehrmals hörte ich die Hoffnung ausdrücken, daß die Engländer nach der Hauptstadt kommen möchten, um eine gänzliche Veränderung herbeizuführen.

*) Aus einem größern Aufsatze von Major Bennett, der im Kriege des Jahres 1825 von den Birmanen gefangen genommen wurde, und längere Zeit als Gefangener in Ava blieb.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wenn wir vom Orient reden, so verstehen wir in der Regel bloß Vorderasien darunter, und begreifen die mohammedanischen Staaten Nordafrika's stillschweigend darin. Dieser Orient ist zu einem Umgusse reif, das religiöse Band hält sie nicht mehr zusammen, die kirchlichen Institutionen als Stütze der politischen sind morsch geworden, und der bisherige Vorkämpfer

des Islam, der osmanische Türke, hat den Glauben an seine Unbesiegbarkeit, an seine Suprematie über den früher verachteten Franken verloren; sein Fanatismus hält ihn nicht mehr, und seine moralische Kraft ist gebrochen. Die Reformen, welche man da und dort versuchte, gleichen dem Uebertünchen einer Leiche, die mohammedanischen Völker bilden kein Ganzes mehr, das durch ein gemeinsames Band zusammengehalten wäre. Ismael Sophi hat den Anfang gemacht, indem er die Perser durch Annahme der Lehre Ali's von der Gesammtheit losriß und eine kirchliche Spaltung benützte, um eines politischen Zweckes willen. Seit dieser Zeit hat der Zerfall Fortschritte gemacht, und in unsern Tagen hat Abdel-Kader das Seinige dazu beigetragen durch einen Schritt, dessen ganze Wichtigkeit freilich fürs erste von seiner Person abhängt, der aber, wenn seine Macht sich behauptet, von den größten Folgen seyn wird: er hat dem Khalifat des Westens (Mogreb) neue Bedeutung gegeben (s. Nr. 135.) Religiöse Verhältnisse in den Barbaresken-Staaten) und dadurch die Erhebung eines großen mogrebinischen Reichs, das von der großen Syrte bis an das Westende Afrika's reicht, möglich gemacht. Die erste Wirkung dieses Schrittes ist gegen die Reste der türkischen Herrschaft in Nordafrika gerichtet; die Bewohner dieses Landes werden in dem Sultan nicht mehr den Khalifen, das Haupt des Islam, den Beschützer von Mekka erblicken, sondern, wie die Perser, nur noch den Türken. Die Nationalitäten scheiden sich: Perser, Araber, Türken sammeln sich mehr und mehr in geschiedenen Massen, und in diesem Stande der Dinge müssen die Türken den Kürzern ziehen: denn ihre Nationalität ist die schwächste, in ihrem Reiche hausen am meisten fremdartige Bestandtheile. Ein großer Herrscher auf dem türkischen Throne könnte die nominelle Oberherrschaft des türkischen Namens noch zu großen Erfolgen benützen, aber sie würden ephemer seyn und mit seinem Tode würde Alles wieder zerfallen. Ein großer Herrscher auf dem persischen Throne könnte seine Herrschaft vom Tigris bis zum Indus feststellen und vom indischen Meere bis zum Oxus, da in diesem ganzen Umkreis die persische Sprache die der Mehrzahl des Volkes ist, selbst in Turkestan, wo nur der herrschende Kriegerstamm eine turanische Sprache redet (siehe die Handelssprache in Turkestan Nr. 167). Eine solche Herrschaft könnte von Dauer seyn, wenn der Herrscher es verstände, die wandernden Stämme der Ilivats (s. Nr. 53 bis 59) als Krieger zu benützen, nach und nach aber seine Macht auf die Tadschiks, die ruhigen Städtebewohner, zu gründen. Was mit einer solchen Nationalität anzufangen, hat unter weit ungünstigern Umständen mit den im Orient verachteten Arabern (s. Nr. 6) Mehemed Ali gezeigt, dessen Herrschaft gewiß hart und drückend genug ist, der aber, wenn ihm nicht die politischen Verhältnisse die Engländer zu früh auf den Hals führen, recht wohl im Besitze einer Herrschaft sterben kann, welche sich vom Tigris und Euphrat bis an die libysche Wüste und Barka ausdehnt. Eben so arbeitet sich Abdel-Kader empor (s. Nr. 54 u. 55) und strebt ein Westarabien zu begründen, wie Mehemed Ali die östlichen Araber zu vereinen bemüht ist. Aber zu solchen Entwicklungen möchte wohl die Zeit fehlen, der Occident bricht mit Macht herein, und zieht diese Länder in den Wirbel seiner fieberhaften Thätigkeit und seiner widerstreitenden Interessen, unter deren Conflict sich im Orient vorerst wohl kaum eine nationale Macht entwickeln kann.

Im Süden des Kaukasus steht Rußland, und sucht seine dortigen Provinzen aufs beste zu benutzen: fürs erste sollen sie ihm die Producte des Südens liefern, welche sodann in den Fabriken des Nordens verarbeitet werden könnten, so namentlich die Seide. Dieser Zweck ergibt sich aus der ungemeinen Sorgfalt, womit eine zur Untersuchung dieser Provinzen ausgesendete Commission alles hierauf Bezügliche untersucht hat (s. die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus Nr. 63 ff.) und aus der Gründung einer Gesellschaft für Ausbreitung der Seidenzucht und des Handelsbetriebs in Transkaukasien. Aber außer dem Handel, welchen es zu befördern strebt, und der ganz Vorderasien durchdringen soll, kann es auch von dort aus den ganzen Norden Persiens beherrschen, wie England durch seine Expedition nach dem persischen Golf den Süden dieses Landes im Zaume hält, so daß der Schah keines eigenen Willens mehr fähig ist; er wird sich auf die Seite hinwenden, wo die Furcht des Augenblicks ihn hintreibt, — mit der souveränen Macht des Herrschers ist es aus. Nur die reelle Macht einzelner Stämme und Provinzen kann hier und da den fremden Eindringlingen im Wege stehen, oder ihre Plane fördern, und was in diesem Betrachte möglich ist, darüber gibt die Geschichte der letzten Thronveränderungen in Persien (s. Nr. 136) einigen Aufschluß.

Hat Aegypten etwa mehr inwohnende Kraft, eine Kraft, die nicht mit dem Leben des jetzigen Beherrschers aufhörte? Man ist es beinahe müde, alle die Einrichtungen des Vicekönigs aufzuzählen, welche den europäischen nachgeahmt sind, und doch bezweifeln Manche, ob auch nur eine einzige seiner Institutionen ihn überleben werde. Viele hoffen darauf, daß wenigstens die Armee (s. Geschichte und Organisation des ägyptischen Heeres Nr. 162 bis 166) sich behaupte, weil Ibrahim selbst ein tapferer, unermüdlicher Krieger ist, und an den ihm befreundeten Beduinen eine Stütze hat; aber was wird aus ihm werden, wenn nicht mehr die erprobte Klugheit Mehemed Ali's ihm zum Rückhalte dient? Und welche Dinge sind selbst unter diesem möglich? Man sehe nur den fast fabelhaften Zug von Türkschi-Billmes (s. Nr. 102 bis 106); wäre unter dieser empörten Masse auch nur ein einziger überlegener Kopf gewesen, so wäre Mehemed Ali's Macht nicht bloß in Arabien erlegen, sondern seine ganze Herrschaft hätte gewankt. Von der ganzen Herrlichkeit, welche so viele Augen geblendet hat, wird nach harten Kämpfen wenig übrig bleiben, als die immer mehr emporstrebende arabische Nationalität, welche sich nicht nur im alten Arabien, sondern auch im westlichen Afrika in den Barbaresken-staaten, wie im indischen Ocean empor arbeitet, wo die Araber immer mehr zu ihrer alten Herrschaft an der Ostküste Afrika's (s. Quiloa Nr. 308) wieder zu gelangen suchen.

Die türkische Nationalität aber hat gar keinen Halt mehr, als vielleicht in einigen Strecken Kleinasiens; im Hauptsitze der Herrschaft aber, wo der Eroberungsgeist seit geraumer Zeit und jetzt auch der Eroberungsstolz gewichen ist, sind die Türken ein Körper ohne Seele. Urquhart hat in seiner berühmten Schrift:

„der Geist des Orients“ folgende Bemerkung: „starke oder schwache Punkte, Gebirgspässe, Moräste geben oft den Maßstab ab für Bedingungen, welche eine Partei vorschreiben kann, oder bestimmen die Privilegien, auf welche eine Gemeinde Anspruch machen darf.“ Damit bezeichnete er die Gründe, weßhalb in der Türkei oft in einer oder derselben Provinz verschiedene Gemeinden oder Districte ganz verschiedene Rechte genießen, aber das Wort läßt sich leider auf die ganze Türkei anwenden; denn zu einer solchen Rolle ist diese unter den europäischen Staaten herabgesunken, daß sie wenig Berücksichtigung von Seite der andern Mächte finden und verdienen würde, wenn sie nicht zufälligerweise im Besitze des militärisch und mercantilisch wichtigen Punktes von Konstantinopel wäre, und somit die Verbindung zwischen dem schwarzen und dem Mittelmeere, oder mit andern Worten die Verbindung aller derjenigen Länderstrecken beherrschte, deren Flüsse sich in das schwarze Meer ausmünden.

Bisher hat noch ein besonderer Umstand mächtig den Orient gegen den Occident geschützt: die Pest, gegen welche man Quarantainen errichtete, die Pest, welche Tausende von Reisende abgeschreckt hat, und den Verkehr unendlich verzögerte und verminderte. Aber man geht auch diesem Feind immer enger zu Leibe: ein Dr. Bulard wagt sich in alle Pesthäuser, um die Krankheit zu erforschen; Dr. Gosse macht seine Ansichten über deren Verlauf bekannt (s. Nr. 172). Dr. Pariset stellt eine scharfsinnige, wenn auch viel bestrittene Meinung über ihr Entstehen auf (s. Nr. 55), von Boué erhalten wir Nachrichten über die Verheerungen in denjenigen Ländern, wo man keine Vorsichtsmaßregeln dagegen ergreift (s. Nr. 30 ff.) und die dem schützenden Gränzcordon Oesterreichs nahe genug liegen, um die Gefahr recht anschaulich zu machen; endlich bricht die Pest in ein sonst wohl geschütztes Land (s. den Art. die Pest in Odessa, Nr. 244 ff.), und gibt dort Gelegenheit zu einer Menge von Beobachtungen und zur Entwicklung von Gegenmaßregeln, wie sie vielleicht noch nie und nirgends ergriffen worden sind.

Der Feind ist allerdings noch nicht bezwungen, und es steht sehr dahin, ob Bulards mit pomphafter Geheimnißkrämerei geforderter Congreß die große Angelegenheit viel weiter fördern wird (s. den Artikel: Dr. Bulard und die Pest Nr. 326); aber die Furchtbarkeit des Uebels ist doch durch die errungenen Kenntnisse vom Verlauf der Krankheit bedeutend vermindert, man weiß jetzt, zu welchen Jahreszeiten sie besonders zu fürchten ist, man weiß, daß die Beerdigungsweise der Mohammedaner, der zufolge die Todten nur schwach mit Erde bedeckt werden, die Hauptursache ihrer weitern Fortpflanzung ist. Parisets Ansichten sind vielleicht doch in mancher Beziehung nicht unrichtig, wenn gleich sich im Verlaufe der letztern drei Jahrhunderte manche secundäre Mittelpunkte der Ansteckung, wie z. B. Konstantinopel, gebildet haben. Jedenfalls ist in den letzten 3 bis 4 Jahren zur Bekämpfung des Uebels mehr geschehen, als sonst in so vielen Jahrzehnten. Gelingt es europäischer Wissenschaft und Ausdauer, diesen Feind, wenn auch nicht ganz zu besiegen, doch unschädlicher zu machen, so ist eine furchtbare Schranke niedergebrochen, welche den Orient und Occident jetzt noch von einander fern halten. (Fortsetzung folgt.)

Eine Sklavenverschwörung in Kentucky.

Der New-York Inquirer vom 8 November theilt aus einem Indiana-Blatt Einzelheiten über ein Sklavencomplot in der Grafschaft Henderson mit, die nicht wenig charakteristisch sind. Ein Hr. Aikin bemerkte vor kurzem, daß in der Nacht seine Pferde geritten worden waren, und dieses erweckte, in Verbindung mit dem Umstande, daß seine Sklaven in der letzten Zeit häufiger als gewöhnlich abwesend gewesen waren, seinen Verdacht. Er nahm drei derselben vor, und peitschte jeden einzeln, bis er gestand, wo sie gewesen, und was sie für eine Absicht gehabt hätten. Die Gleichförmigkeit ihrer Geständnisse ließ die Wahrheit derselben fast außer Zweifel. Sie gaben an, daß sie öfters einer Versammlung beigewohnt hätten, wo ein Weißer, mit Namen Cummings, ihnen predigte, daß sie ihre Freiheit gewinnen könnten, und daß er sie mit Waffen und Munition versorgen wolle. Die Zeit zum Aufstande war schon bestimmt, aber da der Anschlag entdeckt wurde und Cummings Wind davon bekam, so hatte er sich aus dem Staube gemacht. Ein Obrist M'Lain sollte das erste Opfer seyn. Es ist kaum zu bezweifeln, daß dieser Cummings zu einer Bande von Schurken gehörte, die nur Raub zum Zwecke hatten, denn es war bekannt, daß Obrist M'Lain und eine Anzahl seiner Nachbarn bedeutende Summen baaren Geldes im Hause haben. Vor kurzem geriethen die Weißen zu Henderson in Unruhe, worauf während der Nacht Patrouillen die Straßen durchzogen und überall die Negerwohnungen durchsuchten, wo sich von zweihundert nur ein Einziger fand. Dem Gerücht zufolge soll eine Anzahl Spitzbuben einen großen Theil des Staats in Districte getheilt und den Plan zu einem allgemeinen und gleichzeitigen Sklavenaufstand entworfen haben.

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

2. Die Priorei Solesmes.

(Fortsetzung.)

Die grausame Verheerung dieser Statuen wurde übrigens nicht von den Vandalen der ersten französischen Revolution, sondern schon in frühern Zeiten von den fanatischen Bewohnern einiger umliegenden Ortschaften verübt, welche in ihrem blinden Glaubenseifer an diesen beiden unschuldigen Grabwächtern die Beschimpfungen rächten, welche die römischen Kriegsknechte dem Erlöser angethan. Die beiden Pilaster zur Linken und Rechten des Gewölbes, überreich mit Arabesken verziert, sind, wie die beiden obenerwähnten Krieger und die Skulpturen der gegenüberliegenden Capelle, aus der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. In den übrigen Details dieser unermeßlichen Composition finden wir jedoch das Gothische aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wieder. Vier Schilde, der eine von Löwen, der andere von Genien getragen, und die beiden letzten mit Laubwerk eingefaßt, enthielten ehemals Wappen, welche aber ausgekratzt worden sind.

In dem obern Theile dieser äußern Grotteneinfassung sehen wir einen Calvarienberg mit allem Zubehör. Der Erlöser hängt nicht mehr am Kreuze; Nikodemus und Joseph von Arimathia haben ihn so eben herabgenommen, um ihn zu bestatten und beizulegen, wie es der Künstler in dem Gewölbe dargestellt hat. Die beiden Schächer sind noch am Kreuz, und krümmen ihre vom Schmerze gefolterten Gliedmaßen in

krampfhaften Zuckungen; die barocke Phantasie des Künstlers hat dem linken Schächer, ich weiß nicht warum, eine große Allongeperrücke aufgesetzt; geschah es vielleicht aus Satyre gegen eine Magistratsperson? David mit dem orientalischen Diadem auf der einen Seite und Jesaias auf der andern prophezeyen wechselsweise den Tod des Heilands, und halten Schriftlegenden, wovon nur noch wenig zu lesen ist. Ein Engel, zugleich ernst und kindlich in seiner Haltung und Gestalt, umarmt den Fuß des großen Kreuzes; ein zweiter Engel, unter dem Kreuze des guten Schächers stehend, reicht die Geißelriemen, während ein dritter Engel, mit einer mächtigen Perrücke zu den Füßen des andern Schächers placirt, die Splitter der Lanze trägt. In der obersten Etage der Grottenverzierung hat der Bildhauer zwei schnurrige, mit Chorhemd und Stola bekleidete Engel angebracht, welche einige andere Marterwerkzeuge tragen und stark beschädigt sind.

Die architektonischen Zierrathen des Altars dieser rechten Kreuzcapelle, worauf das Sacramentshäuschen steht, verdienen specielle Erwähnung. Im reinsten Styl der Renaissance sind die Säulen und Bögen, der Fries und das Gesims, welche eine Art Grottenvertiefung schmücken, worunter der Künstler ohne Zweifel irgend eine große Composition, wie über dem Altar der gegenüberliegenden Kreuzcapelle, anbringen wollte, was aber aus Geldmangel oder andern Beweggründen unterblieb; auf der Säule rechts liest man das Datum 1555. Die Statuen, welche diese Vertiefung ausfüllen, entsprechen keineswegs den übrigen Zierrathen: in der Mitte eine bemalte Madonna mit dem Erlöser auf dem Schooß; ihr zur Seite ein heiliger Petrus im Cardinalsrock und die dreifache Papstkrone auf dem Haupt, und ein heiliger Paulus mit langem Bart und ein noch längeres Ritterschwert in der Hand; diese beiden letztgenannten Statuen, die höchst merkwürdig costumirt sind, rühren aus dem fünfzehnten Jahrhundert her.

Unmittelbar über dem Altar sieht man ein vortreffliches Basrelief, welches, gegenwärtig vom Sacramentshäuschen verdeckt, theilweise bedeutend zerschlagen und ganz mit Kalk übertüncht ist, wie man es auch den eleganten Arabesken der Säulen und des Frieses gemacht hat. Der Gegenstand dieses Basreliefs, das eine sorgfältige, vernünftige Restauration verdient, ist der Bethlemitische Kindermord; es liegt viel Energie und Lebendigkeit des Vortrags in der dargestellten Scene; alle Figuren sind perspectivisch ungemein glücklich gruppirt, während die Figuren des ersten Plans in Hautreliefmanier stark hervortreten, sieht man die heilige Familie in der Ferne nach Aegypten fliehen.

Wenden wir uns nun zu den Skulpturen der linken Kreuzcapelle, so finden wir den Kunststyl der französischen Renaissance in seiner höchsten Blüthe; fünf große Scenen aus dem Leben der heiligen Jungfrau sind hier dargestellt. Dem Beschauer gegenüber, als Pendant der Grablegung Christi in der entgegengesetzten Kreuzcapelle, ist das Begräbniß Mariens, eine umfassende Composition, und ganz vorzüglich gedacht, wie ausgeführt. Die heilige Jungfrau, sanft entschlafen und keusch drapirt, liegt im Zustande des Todes auf einem Leichentuche; der ganze Charakter dieser Figur verräth die überirdische Abkunft; es ist ein gar schöner, züchtiger Kopf, und ein stilles, süßes Wesen des Todes, wie das eines Engels, scheint um ihr Gesicht zu säuseln; man meint, die Seele sey nur auf einige Augenblicke aus diesem unentweihten Körper entflohen, der bald in seiner ganzen jungfräulichen Schöne wieder auferstehen müsse und unmöglich der Verwesung des Grabes anheim fallen könne. Die ganze christliche Skulptur hat vielleicht keine solche Madonna mehr hervorgebracht, wo das Schöne in höchster Vollendung mit dem Tiefreligiösen so innig verwebt worden wäre. — Petrus und Johannes sind bei dieser Trauerscene gegenwärtig; ersterer neigt sein ehrwürdiges, kahles Haupt über den Leichnam, um sich noch einmal an den göttlichen Zügen der Mutter Jesu zu stärken. Links von Petrus steht Johannes, welcher ein Ende des Grabtuchs hält und einen langen, schwermüthigen Abschiedsblick auf das Gesicht Mariens heftet. Zur Rechten Petri bemerken wir den heiligen Jakobus; sein schöner, edler Kopf, gedankenvoll zur Erde gebückt, verkündet die ernste und traurige Stimmung seines gepreßten Herzens. Das andere Ende des Grabtuchs hält ein ehemaliger Prior von Solesmes, Dom Jehan Bougler († 1555), welcher die Statuen und Verzierungen dieser Grabcapelle ausführen ließ. Der Kopf Dom Buglers, ein schönes, feines Modell mit einem Anfluge von diplomatischer Verschmitztheit, ist in der Mitte durchgesägt; ein gleiches Schicksal hat der Kopf des dem Prior gegenüberstehenden Zipfelhalters erfahren. Dieser Act eines rohen Vandalismus wurde von den Commissären verübt, welche in den ersten Jahren des Kaiserreichs von der Regierung den Auftrag erhalten hatten, die Statuen der „Heiligen von Solesmes" zu untersuchen, ob sie den Transport nach Paris ausdauern könnten. Die Herren Commissäre wußten sich in dieser Angelegenheit nicht anders zu helfen, als indem sie die Köpfe zweier Statuen einer brutalen Operation unterwarfen. — Die übrigen Personnagen der Scene nehmen den lebhaftesten Antheil an der dargestellten Handlung; vortrefflich sind ein Greis mit langem Bart und zwei heilige Frauen, deren verschieden ausdrucksvolle, tief ergriffene Physiognomien die über die ganze Scene verbreitete Trauer und Schwermuth noch erhöhen. Der Faltenwurf der Draperien ist meisterhaft behandelt; in den Händen der Apostel hat der Meißel Unglaubliches geleistet, und was die Köpfe betrifft, so ist es unmöglich, größere Kraft und Stärke des Ausdrucks mit stiller Mäßigung zu vereinen. Die Basreliefs des Sarges haben viel gelitten: Esther, welche ihr Volk vom Tod errettet, und Judith, welche den Feind ihres Stammes aufopfert, sind allein noch kenntlich; ihre elegante Ausführung macht den Verlust der übrigen höchst bedauernswerth. Die verstümmelte Figur, welche im Vordergrunde zu den Füßen der Jungfrau am Sarge sitzt, ist, wie die obenerwähnten Wächter des heiligen Grabes, das Opfer allzu christlicher Vorurtheile geworden. Die gemeinen Leute hatten sich nämlich eingebildet, daß diese Statue den Teufel darstelle, welcher in dem vor ihm aufgeschlagenen Buche nach dem Sündenregister der Jungfrau Maria herumblättere, und ganz außer sich darüber sey, alle Blätter weiß zu finden. Die arme Statue hat diese Einbildung theuer entgelten müssen, und war von jeher den handgreiflichen Thätlichkeiten der zahlreichen Ehrenretter der unbefleckten Jungfrau ausgesetzt, welche ihr Kopf, Arm und Bein entzweigeschlagen haben.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 116** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Die Quelle von Backtschisarai. (Schluß.) — P. B. Shelley. (Fortsetzung.) — **Miscellen.**

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2-3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 116.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

20 Dezember 1838.

Die Quelle von Backtschisarai.

(Schluß.)

Die Tage kommen und entschwinden,
Maria weilt, frei aller Schmerzen,
Am Throne, wo sich wiederfinden
Durch Erdenleid getrennte Herzen.
Wie sie gestorben? — Ob so schwer
Die Heimathsehnsucht sie gebeuget,
Daß sie zum Tod ihr Haupt geneiget?
Wer kennt's? — Maria ist nicht mehr,
Der Harem düster, öd' und leer! —

Ghirei, im wilden Schmerz entbrannt,
Durchzieht mit seinen Tartarhorden
In neuem Krieg manch fremdes Land
Und freuet lächelnd sich an Morden.
Doch eine andre dumpfe Wuth
Durchrast noch des Chanes Blut.
Wenn in dem Kampf das Schwert er schwingt,
Dem Feinde jäh das Haupt zu spalten,
Dann nah'n des Wahnsinns Truggestalten,
Als ob ein Traum sein Hirn durchdringt.
Ein Graun umfängt ihn, todtenblaß
Lallt er vor sich und flüstert leise
Manch Wort in unverstandner Weise,
Sein Auge wird von Thränen naß.

Der Harem wird von ihm gemieden;
Verblühend welken, noch bewacht
Von des Eunuchen strenger Macht,
Die Frauen von der Welt geschieden.
Zarema's Schönheit ist verschwunden,
Denn in Maria's Todesnacht
Hat sie auch ihre Ruh gefunden:
Des Harems stumme Schergen lenkten
Damals die Schritte nach dem Meer,
Wo sie sie in die Wogen senkten,
Mit ihr der Leidenschaften Heer. —
War schuldig sie, war sie es nicht?
Sie ruht, — hart war das Strafgericht.

Indessen breitet weit sich aus
Des Krieges schreckenvoller Graus.
Kaukasiens, Rußlands weite Auen
Muß der Tartaren Wüthen schauen.
Dann kehrt nach Taurien zurück
Der Chan, wo er verlor sein Glück.
Dort sucht, versenkt in düstre Träume,
Er auf des schatt'gen Gartens Räume,
Und läßt dort, wo Maria weilte,
Wo sie der milde Tod ereilte,
Aus Marmor einen Springbrunn bauen.
Auf dem Muhamed's halber Mond,
Auf ihm des Kreuzes Zeichen thront,
Gar wunderbar wohl anzuschauen.
Auf glänzend weißem Marmorstein
Prangt eine Inschrift; nicht die Zeit,
Nicht Wetter, Sturm und Sonnenschein
Hat sie verlöscht, sie steht noch heut.
Der Strahl des Brunnens, silberhell,
Er steigt und fällt mit seinen Fluthen
Und nimmer ruht der Sprudelquell.
So fließen auch, durch Schmerzensgluthen
Hervorgelockt, der Mutter Thränen,
Wenn sie mit unnennbarem Sehnen
Den Sohn beweint, der kämpfend sank. —
Im Mund der Jungfrau'n später klang
Die alte Sage im Gesang:
So hieß das Denkmal dieser Stelle
Fortan nun stets die Trauerquelle.

Entrissen hat ich mich dem Norden;
Es waren meiner Jugend Plane
Zerstoben und zu Nichts geworden.
So kam ich zum Palast der Chane.]
Dort irrt' ich durch die öden Hallen,
Die jetzt schon halb in Schutt zerfallen,
Wo sonst die Horde der Tartaren,
Die Völkergeißel, lärmend hauste,
Wenn sie vom Kampfe müde waren,
Der Sturm des Krieges nicht mehr brauste.
Jetzt waltet dort des Friedens Stille
In den Ruinen, in dem Garten,
Noch sprudelt der Fontänen Fülle,
Und, ob auch sorgsam Niemand warten
Der Blumen mag, die Rosen blühn
Wie sonst im dunkeln Blättergrün,
Und Trauben sieht man üppig winken,
Indeß an den verfallnen Wänden
Noch goldne Zierden schimmernd blenden.
Ich sah die Gitter, wo das Schauen
Des fremden Augs sonst Frevel hieß,
Wo sonst der Chan die holden Frauen
Im Jugendlenz vertrauern ließ.
Ich sah der Herrscher Mausoleen,
Wo sie zum letzten Schlaf gebettet,
Von allem Ird'schen losgekettet,
In Staub gleich ihrem Sklav verwehen.
Da mahnten ernst mich die Turbane,
Gereihet um das Grab der Chane,
Daß mit dem tück'schen Schicksal nicht
Ein Mensch den ew'gen Bund wohl flicht. —
Wo seyd Ihr, Herrscher dieser Erde?
Wo bist du hin, o Haremslust?
Verrauscht die Freude, die Beschwerde —
Ach, alles sank in Graus und Wust! —
Doch nein, nicht Alles! — Diese Haine,
Sie grünen fort, die Rose blüht,
Die Quelle blitzt im Sonnenscheine,
Die saft'ge Purpurtraube glüht,
Es lebt ja ewig die Natur!
Und so von ihrem Schmuck umgeben,
Von Wonneschauern süß umhüllt,
Sah ich im Traum vorüberschweben
Im Lichtgewand ein Jungfraunbild.

Doch wessen Schatten ich gesehn
Wie Lufthauch mir vorüberwehn,
Und wem das holde Geisterbild,
Ihr Freunde! das ich dort erblickte,
Das mir im Traum das Herz entzückte,
Geglichen hat, blieb mir verhüllt.
War es Maria, sie, die Reine,
Die mir auf Tauriens Blumenmatten
Erschien? War es Zarema's Schatten,
Die ruhlos dort beim Mondesscheine
Um des Palastes Trümmer schwebt?
Ich bin's nicht, der den Schleier hebt.

Auch mir hat einst ein süßes Bild
Mein ganzes Wesen hold erfüllt. — — — —

Sey mir gegrüßt, du stiller Frieden!
Ihr Lieder, seyd gegrüßet mir!
Von der Vergangenheit geschieden
Eil' ich zum Thale des Salgir,
Und dort, mein oft getäuschtes Herz,
Vergißt du Ruhm und Liebesschmerz!
Es zieht ein unnennbar Verlangen
Mich hin zu Tauriens Meereswellen,
Dort schwindet jedes düstre Bangen
Und Wonne fühl' die Brust ich schwellen.

O Zauberau! Des Blickes Freude!
Du grünes Leben rings umher,
Du rauschend ewig waches Meer,
Beglänzt von glüh'ndem Goldgeschmeide!
Du Wald mit deinem heil'gen Dunkel,
Ihr Blumen, Perlenthaugefunkel,
Ihr Berge mit den sanften Matten,
Ihr Thäler mit dem duft'gen Schatten, —
Du Wasserfall — o Augenlust,
Dich grüß' ich hier aus voller Brust!
Ein seliges Gefühl beschleicht
Den Wandrer, wenn auf sicherm Pferde
Er leicht und ohne viel Beschwerde
Hier längs den Uferbergen streicht
Und seine Blicke niedersinken,
Wo, von den Felsen eng umzogen,
Des Aju-Dag saphirne Wogen
Ihn zu dem schatt'gen Ufer winken.

P. B. Shelley.

(Fortsetzung.)

Shelley's Sprache verdient eine nähere Betrachtung; sie steht ganz eigenthümlich da in der englischen Literatur. Die poetische Sprache Englands hatte schon in Shakspeare und Milton eine solche Höhe erstiegen, daß sie im Wesentlichen nicht mehr gesteigert und vervollkommnet werden konnte; und wenn sie durch die französirenden spätern Dichter auch etwa an Glätte, Korrektheit und Geschmeidigkeit etwas gewann, so büßte sie dafür an Nerv und Energie ein, und bekam etwas affektirt Gekünsteltes. Die modernen Dichter erwärmten die einigermaßen abgekühlte poetische Sprache wieder mit der Gluth der Leidenschaft, der tiefen Gefühle, und tauchten sie in die lebhafteren und brennenderen Farben der Phantasie; das Gekünstelte mußte dem freieren Erguß der Natur weichen und das gemüthliche Element errang den Sieg über die epigrammatische Feinheit

und Schärfe. In Thomas Moore schien die musikalische Weichheit und der Farbenschmelz, in Byron die concentrirte und leidenschaftliche Energie der Sprache auf den höchsten Punkt gesteigert; in Shelley aber schien das englische Idiom seinen unerschöpflichen Reichthum, seine unendliche Bildsamkeit noch von einer neuen Seite zeigen zu wollen. Dieser Dichter verbindet die größte, nicht selten überraschend kräftige Kühnheit des phantastischen und spekulativen Schwungs mit der innigsten, anmuthigsten Zartheit. Bulwer sagt, wo er von der Sprache des Aeschylus redet: „Vielleicht fände seine Diktion noch am ehesten unter andern irgend vorhandenen Poesien ihres Gleichen an einigen Stellen von Shelley, besonders in seinem entfesselten Prometheus. Aber auch nur die Diktion. Aeschylus' Stärke ist: Gedrängtheit — Shelley's Eigenschaft ist Zerflossenheit. Die Intellektualität bei Shelley zerstört — bei Aeschylus erhöht sie noch die Macht über die Leidenschaften." Die Vergleichung der Sprache unsers Dichters mit der des riesenhaften, majestätischen, strengen Aeschylus ist an sich schon ein hohes Lob, wenn schon jene Vergleichung, und zwar unsers Erachtens mit Recht, sehr modificirt und beschränkt wird. Die Bildung des Griechen, seine ganze Individualität war einfach und gediegen; die des Engländers dagegen ist aus einer Menge zum Theil unharmonischer Elemente zusammengesetzt; und dieß spiegelt sich auch in der Sprache ab; das Gepräge der des Aeschylus ist ungesuchte Größe, Kraft und Einfachheit; Shelley ringt nach dem Großen, Erhabenen, und er erringt es auch zuweilen, aber er hält sich nicht in dieser Höhe; das Zarte, das Liebliche zieht ihn eben so stark an, und wenn sich sein Gesang das einemal mit dem Adler durch die Wolken schwingt und um die Felsenstirnen und Gletscher schwebt, so flattert er gleich darauf mit dem Schmetterling um die Blüthen, oder wiegt sich mit der saugenden Biene im Kelch der Blumen. Es ist bewundernswürdig, mit welcher Kunst und Gewandtheit der Dichter die Sprache handhabt, wie er die abstraktesten Begriffe in den Bereich der poetischen Atmosphäre hereinzuziehen, das Härteste zu schmelzen, das Sprödeste zu schmeidigen, das Alltäglichste durch die Berührung mit dem Zauberstab der Poesie zu adeln und selbst das Widrige und Häßliche unanstößig zu machen weiß. Hiebei kam ihm freilich die glückliche Eigenthümlichkeit der englischen Sprache sehr zu statten; diese Mischsprache mit ihren germanischen und romanischen Elementen sträubt sich weit weniger gegen Neuerungen, gegen Einführung von Wörtern und Begriffen, die an das eine oder andere Element sich anknüpfen, als die deutsche oder die französische Sprache; sie kann Alles assimiliren, ohne dadurch verunreinigt und verfälscht zu werden. Lateinische und griechische Wörter und Namen fallen in ihr nicht so störend auf, weil sie durch das romantische Element vermittelt werden, und die Gelehrsamkeit von Shelley's Poesie erscheint nicht in gleichem Grad als ein Fehler, wie in einer andern Sprache der Fall wäre. Indeß war dieser scheinbare Vortheil für den Dichter in der That eher ein Nachtheil für seine Poesie, welche sich, wenn sie kein so geschmeidiges Organ gefunden hätte, zu größerer Einfachheit und Anspruchlosigkeit hätte bequemen, mehr durchaus die populäre Sprache reden müssen. Mit Recht wirft ihm Bulwer eine unklassische Zerflossenheit vor; die Leichtigkeit, mit welcher Shelley sich in der Sprache bewegte, mit der er alle Formen, selbst die schwierigsten, wie z. B. die Spenser'sche Stanze oder verschlungene Odenmaße behandelte, verführte ihn oft zu einer Weitläufigkeit und Breite, die zwar nie geistlos wird, die viel schönes Einzelne enthält, aber dem Ganzen seiner Compositionen nur schadet, und in ihm mehr den von eigner Begeisterung Berauschten, als den besonnenen und nüchternen Künstler zeigt. Man darf vielleicht Shelley hinsichtlich der Sprache mit unserem Schiller vergleichen, mit welchem er im philosophischen Schwung, in der Anwendung abstrakter Ausdrücke, so wie im schimmernden Glanz und kräftigen Wohllaut Vieles gemein hat; Shelley's Sprache ist selbst reicher und blühender als Schillers, es steht ihm eine viel größere Menge von Bildern, von selbst erlebten Anschauungen, von Vergleichungen zu Gebot; seine Kenntnisse auf verschiednen Gebieten sind weit mannichfaltiger und genauer; dafür aber hat Schiller vor ihm die größere Klarheit und die auf ein bestimmtes Ziel losgehende ethische Entschiedenheit voraus, welche sich auch der Sprache mittheilt; und verglichen mit seinem Landsmann Byron, oder gar mit unserm Goethe, erscheint Shelley in seiner allerdings prächtigen und einschmeichelnden Sprache gar oft überladen. Wie er aber auch zur Einfachheit zurückzukehren wußte, bewährte er sowohl in seinem Drama: *die Cenci*, wo man die Gediegenheit und Concentrirung des Ausdrucks oft zu bewundern hat, als auch in der poetischen Erzählung: *Rosalinde und Helena*, die er eine *moderne Ekloge* betitelt, und worin er den Ton einer melancholischen Idylle glücklich trifft.

Ueber das Zarteste und Eigenste der Sprache eines Dichters, über Melodie und Rhythmus ein Urtheil auszusprechen, ist dem Ausländer kaum gestattet, und wir machen auch keinen Anspruch, hierüber ein maßgebendes Votum abzulegen; aber es will uns bedünken, daß Shelley, bei vollständigster, oft wohl zu weit getriebener Benützung der Freiheiten, welche das Gesetzbuch der englischen Verskunst, der Metrik und des Reims dem Poeten zugesteht, und bei mancher, bewußteren oder unbewußteren, Nachlässigkeit, doch vielfach bewährt hat, wie er die Sprache zur Offenbarung ihrer höchsten Kraft so wie ihrer süßesten Anmuth zu zwingen verstanden. Seine Produktionen in den verschiedensten Dichtgattungen und Metren weisen Stellen auf, die sich gewiß an kunstreicher Handhabung und Wohllaut der Sprache mit den berühmtesten Mustern messen dürfen, und wenn er in seinen größern Gedichten in der Form keine Neuerungen einführte, sondern sich an die berühmtesten Vorgänger im Drama und im Epos anschloß, so bewegt er sich dagegen in seinen kleinen lyrischen Gedichten mit größter Freiheit in selbstgeschaffenen oder willkürlich modificirten Formen. Hier sind wohl auch Neuerungen am ehesten am Platz, und wird jeder ausgezeichnete Lyriker dergleichen, größere oder geringere, aufbringen, während im Epos und im Drama selbst die hervorragendsten Genien oft nicht den Drang fühlen, neue Metra zu schaffen, sondern sich der althergebrachten bedienen. Dieß erklärt sich daraus, daß, wenn einmal bei einem Volke Dichtungen größern Umfangs, im Fach des Drama's oder des Epos, existiren und sich somit

trat. Ungeheuer sind indeß die Anstrengungen der Russen um den wachsenden Widerstand zu überwinden, und in dem Maße, als sie ihre Kraft entwickeln, steigt der Haß ihrer Gegner, und die Engländer schimpfen immer heftiger über die nordischen Barbaren.

Man ist schnell fertig mit diesem Wort, und leicht mag man sich dadurch verleiten lassen, die geistigen Kräfte jenes Reichs allzugering anzuschlagen. Wahr ist es, daß die Bildung in Rußland eine weit minder breite Basis hat, als im westlichen Europa; abgesehen hiervon aber liegt der Unterschied sehr häufig mehr nur in der Form. Wer das Werk von Krusenstern über den öffentlichen Unterricht, aus dem wir Auszüge mitgetheilt, und den Artikel von Löwe Weimars über den jetzigen Zustand von Rußland mit Aufmerksamkeit gelesen hat (s. Rußland Nr. 2 bis 14, und: Nachrichten über die öffentlichen Unterrichtsanstalten in Petersburg mit Bemerkungen über das russische Unterrichtswesen überhaupt s. Nr. 219 bis 232), der wird bekennen müssen, daß in Rußland eine bedeutende Masse von Wissen sich findet, daß diese Masse von Jahr zu Jahr wächst und sich ausbreitet, und daß sie mehr und mehr das Volk geistig heben muß. Die starre, militärische Form, in welche Alles gegossen wird, die stete Richtung auf die Bedürfnisse des Staatsdienstes, stoßen gegen unsere humanistische Bildung an, und verletzen unser Gefühl. Wenn wir aber zurückdenken, daß vor noch nicht 40 Jahren der größte Mann unseres Jahrhunderts seinen Schulen eine ganz ähnliche Einrichtung gab, und zwar unter einem Volke, welches sich für das gebildetste der Welt hält, so müssen wir bei aller Parteilichkeit für unsern Bildungsgang doch zum mindesten bekennen, daß der humanistische Weg, welchen wir einschlagen, nicht der einzige ist, und die russische Regierung, welche die Abrichtungsmethode für den Staatsdienst wählt und darin beharrt, wird selbst vor den strengsten Richtern in sofern eine Entschuldigung finden, als sie es war, welche vor 130 Jahren erst anfing, ihr Volk aus der Barbarei herauszureißen, welche die vornehmsten Adeligen mit Strafen zwingen mußte, ihre Kinder in die Schule zu senden, um sie nur zu den geringsten Staatsdiensten fähig zu machen, und welche in diesem Zeitraume — wie kurz ist dieser für die Civilisirung eines Volks? — es wenigstens so weit brachte, daß sie in ihrem eigenen Interesse es für nothwendig erachtete, inne zu halten. Hr. Löwe Weimars hat versucht, eine Apologie der russischen Regierung zu schreiben, und sein in der Revue des deux Mondes abgedruckter Artikel war bestimmt, dem blinden Hasse, welchen man gegenwärtig in Frankreich gegen Rußland hegt, entgegen zu arbeiten, indem er zeigte, daß diesem scheinbar so rohen, barbarischen Volke ein Geist eingehaucht werde, den man nur selten erkenne, und noch seltener zu würdigen verstehe. Das Bild, welches er uns von den Adelscorporationen und den Gemeinden in Rußland entwirft, verdient die ernsteste Aufmerksamkeit, und wenn unwissende Pariser Journalisten einen Beweis von finsterm Despotismus in dem Umstande suchen wollen, daß man den barbarischen Russen verbiete, nach der Weltstadt, dem Centrum aller Bildung, kurz nach Paris zu reisen, nur damit sie nicht von einer dem Despotismus gefährlichen Bildung angesteckt würden, so klingt dieses rein lächerlich, und eine viel verständigere Erklärung läßt sich unschwer auffinden, ohne daß man die angebliche Abneigung des Kaisers gegen Frankreich auch nur in Berechnung zu ziehen braucht. Hunderte von reichen russischen Edelleuten würden jährlich nach Paris gehen, um in dieser Stadt des raffinirtesten Genusses ihr Vermögen zu verschwenden, und geblendet von dem Schimmer einer falschen Bildung ihr Vaterland zu vergessen, was um so leichter geschieht, als ihre Erziehung von Jugend auf häufig eine ganz französische ist, und sie das Französische meist besser als ihre Muttersprache sprechen. Die Franzosenwuth, welche vor der französischen Revolution an allen deutschen Höfen herrschte, hat sich in Rußland länger als irgendwo erhalten: sie wucherte unter dem guten, aber schwachen Alexander fort, und nur der bestimmte Wille des jetzigen Kaisers fängt an, ihr Einhalt zu thun. Sie war ein fressendes Uebel geworden; denn wenn im westlichen Europa die höhern Stände auf solche Abwege gerathen, so ist der Schaden verhältnißmäßig klein, da der zahlreiche Mittelstand mit seinem gründlichen Wissen ihnen die Wage hält, und sie allmählich wieder auf die natürlichere, nationale Bahn zurückbringt; in Rußland aber, wo Adel und Volk fast ohne Mittelclasse dastehen, wo alles, was öffentliche Meinung heißt, nur vom Adel ausgeht, da sieht sich die Sache etwas anders an. Nicht umsonst ist der Kaiser bemüht, den Mittelstand zu heben, und verweigert Gewerbstreibenden nicht, ihre Söhne nach dem ausgebildetern Westen zu senden.

Das nationalere Bestreben der russischen Regierung macht auf die verschiedenen Elemente seiner Bevölkerung aufmerksam, da ein solches Streben natürlicherweise dahin geht, diese verschiedenen Elemente im Hauptelement, dem russischen, untergehen zu lassen. Interessant und für die Geschichte wichtig ist die fortschreitende Incorporation der finnischen Stämme, welche schon seit vielen Jahrhunderten fortgeht und die Russen immer weiter nach Norden und Osten führt (s. den Artikel: die Völker der finnisch-uralischen Race Nr. 320). Natürlich gehen dabei auch die tatarischen Ueberreste, die noch von dem alten tartarisch mongolischen Einbruch unter Dschengis-Khan und seinen Nachfolgern in Rußland sitzen, vollends zu Grunde, und zu welcher Rolle dieselben bereits herabgesunken sind, zeigt die Geschichte Kara Alis (s. Nr. 87 ff). Jetzt sind die Russen in ihrem Fortschreiten gegen die finnischen Völker und in deren Amalgamirung endlich auch auf diejenigen gestoßen, welche bestimmt schienen, durch das Fortrücken der germanischen Völker gegen Osten ihrer Nationalität beraubt zu werden. Esthland, Ingermannland und Finnland haben theils deutsche und dänische, theils schwedische Sprache und Sitten angenommen. Die höhern Stände, der Adel, die Geistlichkeit, die Beamten, sind germanischen Ursprungs, und Rußland arbeitet jetzt daran, diese zu Russen zu machen, wie früher viele deutsche Adelige in einem Theile von Liefland und Weißrußland zu Polen wurden. Wo die Masse des Volks mit den höhern Ständen eines Stammes ist, geht eine solche Unternehmung nur sehr schwer und langsam von Statten, mögen auch die Umstände der Umformung noch so günstig seyn, wie man an dem Beispiel des Elsasses und noch

mehr des französischen Flanderns sieht, an welch letzterm Orte das Volk ohne Literatur, ohne höhere Stände, welche seine Sprache sprächen, bei allmählich französirten Städten doch auf dem platten Lande noch seine flämische Sprache spricht. Anders ist dieses aber, wo die höhern Stände und das Volk einander fremd gegenüber stehen, und es die Regierung nur mit den erstern zu thun hat, wie in Liefland, Esthland, Ingermannland und Finnland. Die Schritte, welche Rußland bereits gethan, und deren wir auch schon im vorigen Jahre erwähnten, scheinen von beiden Seiten eine Mißstimmung herbeigeführt zu haben, wie dieses auch der feindselige Ton Bulgarins (s. dessen Sommerausflug Nr. 274) gegen den lief- und esthländischen Adel kundgibt. Ob die Vermengung von slavischem und deutschem Blut, welche Bulgarin recht eigentlich wie eine Racenkreuzung vorschlägt, ausführbar ist und zum Ziele führt, muß die Zeit lehren. In Finnland scheint die Assimilirung glücklicher von statten zu gehen, wie sich einerseits aus dem freundlichen Tone russischer Schriftsteller im Betreff Finnlands, andrerseits aus der offen ausgesprochenen Befürchtung der Schweden ergibt, Finnland möchte im Laufe eines halben Jahrhunderts fast ganz russificirt werden; freilich eine nicht ganz unwahrscheinliche Aussicht, wenn es wahr ist, was in dem angeführten Aufsatz über die finnischen Völker gesagt ist, daß die Zahl der Schweden nur etwa hunderttausend beträgt, während die der Finnen über eine Million steigt, und die Russen immer mehr von Osten her mit denselben sich vermengen.

Weit minder günstig scheint die Ausbreitung der Russen im Süden vorwärts zu schreiten, wo dieselbe nicht militärisch betrieben wird, wie in Neurußland unter der Kaiserin Katharina, oder in der Kabarda, wo man donische Kosaken ansiedelt, um sie als stehende Gränzwachen gegen die kaukasischen Völkerschaften zu gebrauchen (s. Nr. 53). Doch scheinen auch die militärischen Ansiedlungen im Osten des schwarzen Meeres und westlich in Neurußland keinen sonderlichen Fortschritt zu gewinnen; denn die Kosaken am schwarzen Meere (s. Nr. 160) werden durch das Klima und das Schwert des Feindes furchtbar gelichtet, und im Westen sind die Tartaren noch zahlreich, und Boden wie Klima scheinen festen Ansiedlungen nicht günstig (s. die Tartaren im südlichen Rußland Nr. 37). An manchen Orten, wie in Saratow, gewinnen die deutschen Niederlassungen offenbar bessern Fortgang als die russischen (s. die fremden Colonien in Rußland Nr. 239), und überhaupt zeigt sich, wenn wir den Fortgang der fremden Colonien (s. Nr. 239) und die Bemerkungen des Dr. Schmalz auf seiner Reise (s. Nr. 38 bis 39) in Erwägung ziehen, als ob im russischen Nationalcharakter etwas liege, das einer größern Vervollkommnung im Ackerbau oder vielmehr einer größern Ausdauer darin widerstrebe. Die Neigung der Russen zum Handel (s. Nr. 30) ist sehr stark ausgesprochen, und es gibt sich der den Ackerbau befördernde Sinn der Einzelfreiheit, der in den germanischen Stämmen so sehr vorherrscht, und namentlich in Schweden und Norwegen sich noch in seiner alten Stärke zeigt, keineswegs bei den Russen kund. Indeß muß man sich wohl hüten, gegen die Masse des Volks nicht ungerecht zu urtheilen; diese Masse steht allerdings noch weit hinter den gebildetern Ländern des Westens zurück, allein die Regierung und der europäisch gebildete Adel üben gegenwärtig einen so überwältigenden Einfluß auf dieselbe aus, und bestimmen ihre Thätigkeit so sehr, daß man von Aeußerungen des Volkslebens im Grunde wenig zu Gesicht bekömmt.

Es scheint indeß, als ob die Lebensthätigkeit des Volks in den nördlichen Gegenden, wo weniger Adel herrscht, mehr hervortrete, denn wo immer von den nördlichen Meeren die Rede ist, sey es in Expeditionen nach Nowaja-Semlja (s. Nr. 153), sey es bei den Fischereien in den nördlichen Meeren (s. die ersten Nummern dieses Monats), überall stößt man auch auf Russen, und das Streben nach dem Besitz der schwedisch-norwegischen Finnmarken, das man der russischen Regierung schuld gibt, mag außer dem Wunsche, Häfen an dem atlantischen Meere zu besitzen, wohl auch in dem Umstande seinen Grund haben, daß die Russen von dem weißen Meere aus einen lebhaften Verkehr mit jenen Landstrichen unterhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Neue bewegende Kraft.

Man hat das Geheimniß einer bewegenden Kraft gefunden, die sich bei allen Arten von stationären oder locomotiven Maschinen anwenden läßt. Diese neue Kraft gleicht der des Dampfes; man erhält sie um den sechsten Theil der Kosten von jenem, hat dabei die Nachtheile eines Kessels nicht, und eben so wenig die Schwere und die Gefahren, die aus demselben entspringen. Vermöge dieser neuen Bewegkraft können Wagen, die eben so leicht und elegant sind als die mit Pferden bespannten, auf gewöhnlichen Straßen oder auf Eisenbahnen mit der für die Sicherheit der Reisenden vereinbaren Schnelligkeit gebraucht werden. Bei Paketbooten und andern Schiffen als bewegende Kraft angewandt, würde diese neue Erfindung die wichtigsten Dienste leisten, indem sie die Gefahr der Explosion nicht bietet, und auch keinen Lärm und Rauch erzeugt. Der Raum, den gegenwärtig der Kessel und der Kohlenvorrath bedarf, kann, da er hier frei ist, sehr vortheilhaft benutzt werden. Diese neue Erfindung wird vorerst dem Urtheile der öffentlichen Meinung unterworfen werden, und zur Anwendung kommen, sobald in Frankreich, Belgien und Holland Patente darauf genommen sind. (Worcester Chronicle.)

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

2. Die Priorei Solesmes.

(Fortsetzung.)

Die strenge Architektur des Monuments stimmt mit der in der Grotte vorgehenden Handlung völlig überein und erfüllt mit Bewunderung. Die beiden zierlichen Säulen des Eingangs, von denen die eine mit Epheu umrankt, die andere von Weinlaub und Reben umschlungen ist, könnten allein stundenlang unsere Aufmerksamkeit fesseln, wenn nicht andere Meisterwerke dieselbe in höherem Grad ansprächen. Ueber der Grotte sehen wir vier heilige Doctoren, welche von reichverzierten Kanzelnischen herab den Ruhm der wiederauferstandenen

Jungfrau Maria verkünden. Der erste links ist der heilige Bernhard in seinem alten Ordenskleid und mit dem äbtlichen Krummstab, ein herrlicher Kopf, in welchen der Bildhauer die ganze poetische Gluth und Schwärmerei des berühmten Kreuzzugpredigers hineingemeißelt hat; auf den heiligen Bernhard folgen zwei Bischöfe, welche wir nicht erkannt haben, ein Paar brave Halbfiguren; der vierte, ein Greis mit stark ausgeprägten, strengfrommen Zügen und mit einem weiten Cardinalshut über der Schulter, ist der heilige Bonaventura, dessen mystische Schriften ebenso vom Lobe und von der Herrlichkeit Mariens übersprudeln, als die des Abtes von Clairvaux. Eine spanische Volkssage berichtet, daß der heilige Bonaventura nach seinem Tode von Gott die Erlaubniß erhielt, drei Tage lang auf die Erde zurückkehren zu dürfen, um seine unvollendeten Memoiren zu schließen, welchen Gegenstand Murillo mit einer grausenerregenden Wahrheit in einem Bilde dargestellt hat, das im neuen spanischen Museum des Louvre zu sehen ist.

Die Kanzelnischen, über welche sich die vier Doctoren mit halbem Körper hinüberlehnen, sind außen herum in Fächer abgetheilt, welche eine kunstfertige Hand mit kleinen, niedlichen Figuren ausgefüllt hat, die unter den zierlichsten Arabesken und Schnörkeln hervorgucken. Ueber den Doctoren verweilt das Auge ebenfalls mit Entzücken und Staunen auf den Details eines bewundernswürdig reich gearbeiteten Frieses, über den sich ein köstlicher Tempel erhebt, der mit einer Grazie und Leichtigkeit ohne Gleichen dort hinaufgebaut ist und in der Luft zu schweben scheint. Der ganze Raum bis oben an die Decke ist mit den anmuthigsten Verzierungen einer schöpferischen Einbildungskraft angefüllt. Elegante Bögen, mit Rosaceen geschmückt und mit liebreizenden Engelsköpfen und Cherubim garnirt; zierliche Thürmchen, stufenweise übereinander gestellt, wie die luftigen, ätherischen Capellen, welche die Steinmetzen des Mittelalters an den Portalen der Münster von Köln und Straßburg ausgeschnitten; die verschiedensten Kunststyle, der griechische und maurische, Mittelalter und Renaissance, vereinigen sich hier zu einem vollkommen harmonischen Ganzen. Im mittlern Raum ist die Himmelfahrt Christi und Mariens abgebildet, welche Gruppe jedoch der eben beschriebenen weit nachsteht; die beiden Hauptpersonnagen sind höchst mittelmäßig; acht Apostel und ein Benedictinermönch, sämmtlich schwach gedacht und ausgeführt, betrachten mit nichtssagenden Mienen die glorreiche Himmelfahrt. Im Vordergrunde singt David das Lob seiner glücklichen Tochter auf der Harfe; zwei kleine Engel, welche mit naiver Vorsicht, aber wider alle Regeln der Perspective, den Stein des Sarkophags dem Erlöser und der Jungfrau fast unmittelbar unter die Füße halten, haben hübsche, kindliche Formen.

In jeder Hinsicht vorzüglicher ist die Composition in dem Gewölbe hinter dem Altar der Capelle, die sogenannte Ohnmacht Mariens (pâmoison de la Vierge). Die heilige Jungfrau liegt auf den Knieen und will so eben die Communion aus der Hand Christi entgegennehmen; sie rafft den ganzen Ueberrest ihrer Lebenskraft zusammen, um der göttlichen Speise theilhaftig zu werden. Der heilige Petrus stützt die Mutter Jesu, während der Sohn vor ihr steht und die Hostie hinreicht. Johannes kniet neben seiner Adoptivmutter und blickt sie mit inniger Kindesliebe an. Sechs Apostel, in ehrerbietigen Stellungen, wohnen der Scene bei; einer davon, das Knie zur Erde gesenkt, hält ein aufgeschlagenes Buch, worauf wahrscheinlich eine den Umständen angemessene Bibelstelle geschrieben stand. Die ehrwürdige Personnage, im Chorrock, welche mit gefalteten Händen in einer Vertiefung des Vordergrundes zur Rechten des Beschauers steht und die Scene mit gespannter Erwartung betrachtet, ist der heilige Hierotheus, der Schüler der Apostel, welcher der Sage nach beim Tode der Jungfrau zugegen war. Hinter den Figuren des Vordergrundes bemerkt man zwei weibliche Gestalten, voll Schmerz und Ausdruck; die zur Linken ist merkwürdig schön, und kann in Hinsicht auf Reinheit der Contouren und edle Einfachheit der Formen mit den Antiken wetteifern. Der Benedictiner in der Vertiefung links macht sich ebenfalls durch gewissenhafte Behandlung und die festgezeichneten Umrisse seiner Physiognomie bemerklich, welche nach der Natur abconterfeit scheinen. Die sehr gewöhnliche Statue des Heilands ist ungemein beschädigt; ein früherer Prior von Solèsmes, der es sehr unangemessen fand, daß Christus seiner Mutter die Communion ertheile, soll den Arm des Erlösers mit der geweihten Hostie haben abschlagen lassen. — Die herrlichen architektonischen Details, welche diese Grotte zieren, verdienen die höchste Beachtung. Der capriciöse Spitzbogen der Renaissance theilt die Decke des Gewölbes in die zierlichsten Felder ab, und verlängert den Schlußstein in eine wunderbar durchbrochene Arbeit. Die Arabesken des Frieses und der Säulen sind in demselben reichen Styl der vorhin beschriebenen Capelle ausgeführt; mehrere Todtenköpfe verbreiten einen ernsten, melancholischen Anflug über diese von leichter Meisterhand gemeißelten Ornamente.

Auf die Composition dieser Grotte beziehen sich offenbar die beiden Figuren an den Seiten der Begräbnißcapelle Mariens; die erste links vom Altar, unter einem allerliebsten steinernen Baldachin, ist der heilige Dionysius Areopagita; ein antikes Meßgewand bedeckt die Dalmatica des Prälaten, von dessen Arm eine leichte Binde herunterhängt; sein ausdrucksvoller Kopf ist nach dem andern Bischof zugekehrt, welcher auf der entgegengesetzten Seite ebenfalls im Schatten eines zierlichen Baldachins figurirt; dieß ist der heilige Timotheus, der mit vorübergebeugtem Körper auf die Worte des heiligen Dionysius zu hören scheint. Seine durch Casteiungen abgemagerten Züge vergegenwärtigen lebhaft den strengen Glaubensmann, welchem der Apostel Paulus in einem seiner Briefe anräth, seinen geschwächten Leib durch Weintrinken zu stärken. Er trägt ein Chorhemd mit engen Aermeln und einen Cardinalsrock; in der Anordnung der Draperien waltet eine ausgesuchte Grazie und Feinheit.

(Schluß folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Druidische Ueberreste. Man hat in den Bergen von Ardes merkwürdige Ueberreste des alten Druidencultus aufgefunden, die von einem Opfer herzurühren scheinen. Der Boden, wo man sie fand, ist gegenwärtig Weide, scheint aber früher Wald gewesen zu seyn. Unter dem Rasen fand sich eine Schichte Kohlen, gemischt mit geflossenem Glas, und in der Mitte eine Urne, die eine gläserne Vase enthielt, in welcher die Ueberreste der Gebeine des Opfers, die das Feuer nicht verzehren konnte, sich befanden. Um diese Urne in gleichen Entfernungen fanden sich drei Lampen. Man traf auch Trümmer von Vasen von verschiedener Form, die meist von römischer Töpferarbeit waren. Sie dienten wahrscheinlich, um das Blut und die Knochenreste früherer Opfer aufzubewahren. Man hat diese alten Ueberreste sorgfältig gesammelt. (Echo du Monde Savant Nr. 44.)

Erdbeben zu Constantine. Einem Schreiben aus Constantine vom 8 November in den französischen Blättern zufolge hat in dieser Stadt ein Erdstoß stattgefunden, der den Palast Achmed Bey's mächtig erschütterte. Leider sind Tag und Stunde nicht angegeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 356.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

22 December 1838.

Die Kirche St. Johann von Jerusalem in Malta.*)

Betrachten wir zuerst die Fronte der Kirche. Zwei Reihen toscanischer Pilaster, von denen der obere das große Frontispice trägt, an dessen Spitze das Kreuz von Malta steht, der untere den Altan umgibt, auf welchem der Großmeister, sobald er gewählt war, sich der versammelten Menge zeigte, machen die Façade aus, an deren beiden Seiten sich zwei Thürme erheben, mit so kleinen, niedrigen Spitzen, daß im Fall einer Belagerung den feindlichen Kanonenkugeln kein Ziel gegeben wird. Zwei Gebäude von gleicher Länge, mit doppelten Reihen Fenster, bilden die Seitengebäude, von denen das rechter Hand die Wohnung des Großpriors des Ordens, das linker Hand das Repositorium der heiligen Gewänder und des Schmucks war. Das Gebäude scheint eine Nachahmung des schwerfälligen römischen Styls, versucht von den Künstlern des sechszehnten Jahrhunderts. Jetzt wollen wir eintreten, hier ändert sich die Scene. Hier zeigt sich Cassar als der größte Baumeister, der er wirklich war, und als der würdige Werkmeister der erhabenen Idee des Großmeisters Cassiere.

Beim ersten Eintritt ergreift die ernste Majestät des großen mittlern Flügels die Seele und erhebt sie zum Himmel. Sechs große vergoldete Bogen bilden das Gewölbe des Schiffes und werden von gigantischen Pfeilern aus grauem Marmor getragen, die sich leicht aus zwölf massiven Pilastern erheben, von denen sie selbst Theile sind. Von diesen Pilastern, welche in Zwischenräumen mit in den Stein gehauenen vergoldeten Arabesken verziert sind, springen in entgegengesetzter Richtung Bogen vor, welche die verschiedenen Capellen bedecken, die vom jedesmaligen ersten Generalcapitel an die Zungen des Ordens vertheilt wurden. Alles athmet in dieser Kirche Größe und Pracht, und ihre verschiedenen Theile bilden ein ungeheures, wundervoll symmetrisches Ganze. Blicke aufwärts und deine Augen sehen erstaunt die Decke mit Figuren bevölkert, die die Wiege der Christenheit darstellen, und die Thaten des verehrungswürdigen Vorgängers Christi. Man sieht ihn in jeder Abtheilung glorreich dem Erlöser der Welt den Weg bahnen. Das waren die Werke des Meisterpinsels von Calabrese.

Jetzt senke dein Haupt, erfüllt mit religiösen Gedanken, und ein anderer wundervoller Anblick bietet sich dar. Hunderte von Grabsteinen, welche die tapfern Thaten jener Königssöhne und Fürsten erzählen, die das Kreuz triumphirend über den Halbmond erhoben. Der adelige Sprosse eines jeden christlichen Landes kann hier Einige seines Geschlechtes finden, und eine Thräne auf das Grab seines Ahnherrn fallen lassen. Der ganze Fußboden ist eine ungeheure Mosaik, in den schönsten Zeichnungen ausgeführt, in Marmor von hundert verschiedenen Farben, wie ein Spiegel geglättet, und den Triumph der Christenheit über den Islam erzählend. Jetzt wende dich in das Innere der Capelle und du siehst die glänzenden Denkmale jener Großmeister, welche dem Orden die ausgezeichnetsten Dienste leisteten. Da ist in Mosaik das Portrait des scharfsinnigen Politikers Emanuel Pinto; weiter hin das edle Haupt des Nicholas Cottoner in Bronze, der die gigantischen Festungswerke um die drei Städte baute und ihnen seinen Namen hinterließ. Wir gehen weiter zur Capelle der heiligen Jungfrau: da glänzen die massiven, silbernen Pforten, die sie verschließen; auf jeder Seite sind Inschriften, ebenfalls auf silbernen Tafeln, von denen zwei schwere, rostige Schlüssel herabhängen — die Schlüssel der Thore von Rhodus. Die große, goldene Lampe, welche einst diese Capelle zierte, ist verschwunden (von den Franzosen nebst einer großen Menge andrer Kostbarkeiten geraubt). Vorn, mitten in der prächtigen Tribune, ist der Hochaltar, aus dem feinsten Marmor gearbeitet, und in dem Chor dahinten, in einer großen Nische, vom siebenten Bogen des Schiffes gebildet, ist das Bild des Patrons des Tempels, Johannes, wie er auf Christi Haupt die Wasser der Taufe ausgießt.

Wir müssen zurückgehen und das Oratorium der Ritter besuchen. Das Oratorium, jetzt die Capelle unsers Erlösers liegt rechter Hand von der Kirchthür, und auf dem Altar, wo jetzt das Crucifix mit den beiden Marien steht, wurde sonst der

*) Obige Beschreibung der berühmten Kirche, die hinreichend ins Einzelne geht, um Architekten und Antiquare zufrieden zu stellen, ist aus einem Maltesischen Blatte genommen und ein Bruchstück aus einem noch ungedruckten Roman, betitelt „die letzten Tage der Malthesen-Ritter.“

Verehrung der Gläubigen das älteste aller heiligen Reliquien der Arm und die Hand des heiligen Johannes gezeigt. Sie wurde dem Großmeister von Rhodus, d'Aubusson, von Bajazet gegeben, von dort wurde sie hieher gebracht, und in ein großes prächtiges Ostensorium gelegt, das, getragen von zwei schönen Engeln, von Chevalier Bernini in Silber gegossen war. Noch immer ist es in der Sacristei der Kirche zu sehen, doch leer. . . Wo sind die Reliquien?

Diese Capelle enthält auch ein Gemälde, das geeignet ist, den tiefsten Eindruck auf alle zu machen, welche die Werke jener großen Künstler studiren, die die Religion Christi zu verherrlichen suchten. Ich spreche von der Enthauptung Johannis, dem schönsten, darf ich wohl sagen, von Caravaggio's Gemälden. Ich wünschte, ich könnte den Schleier wegziehen, mit dem es Rauch und Staub bedeckt hat, um meinem Leser es in seiner ganzen Schönheit zeigen.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wenn wir von den asiatischen Reichen und von Rußland, wo die Volksthätigkeit sich hauptsächlich in der Regierung concentrirt, übersichtliche Bemerkungen mittheilten, so werden diese, je weiter wir in das westliche Europa gehen, immer fragmentarischer. Von Schweden und Norwegen haben wir leider sehr wenig aufzuführen, und nichts von Belang, als eine Reiseskizze durch Schweden nach Norwegen. Ob sich diese Lücke im künftigen Jahre besser füllen wird, steht dahin, da, was uns bisher, namentlich von dänischer nichtpolitischer Journalistik zu Gesicht gekommen, sich von deutscher und englischer Literatur und großentheils auch von romanischer nährt, und den Norden selbst als ihr Heimathland weniger beachtet.

Auch vom südöstlichen Europa haben wir wie immer wenig und nur Abgerissenes zu bieten. Spärlich sind die Nachrichten aus der Moldau und Wallachei; kaum viel reichlicher aus Ungarn: versprochene Mittheilungen sind nicht eingetroffen. Indeß geht jetzt für diese Länder ein neues Leben auf: die Eröffnung der Donau ist von unermeßlicher Wichtigkeit, und muß Länder dem allgemeinen Verkehr wieder geben, die seit Jahrhunderten fast so verschlossen waren, wie der Orient, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die große Arterie des Landes, der Donaustrom, in seinem Ausgange versperrt war.

Von den Süddonauländern haben wir aus Serbien und Bulgarien nichts als die Nachrichten von der dort wüthenden Pest und dem Versuch zu Quarantänen (s. Nr. 50 ff.), aus Albanien Nachrichten von dem geistvollen Urquhart (s. Nr. 253 ff.) von eben demselben aus Thessalien (s. Nr. 263 ff.), und eine kleine, aber für den Charakter der dortigen Bewohner charakteristische Erzählung (s. die griechische Braut Nr. 268 ff.). Für die Verhältnisse jener so wunderbar gemischten Bevölkerungen möchte überhaupt kaum je ein so unterrichtendes Werk erschienen seyn, als das von Urquhart.*) Aus dem Innern des Peloponneses haben wir einige antiquarische Briefe (s. Nr. 252 ff., 273 ff., 243 und 245) von einem Manne, der die griechische Regentschaft begleitet hatte, Hrn. Gottfried Herold, und aus den Inseln Siphnos, Seriphos ꝛc., eine Mittheilung des berühmten Alterthumsforschers Roß. Auch Corfu (s. Nr. 214 ff.) ist erwähnt und der traurigen Lage gedacht (s. Nr. 353), in welche diese Königin der Siebeninselnrepublik durch mehrjährige Mißernte gekommen.

Wir sind nun im Mittelmeer angelangt, dessen Bewegung einen immer rascheern Aufschwung nimmt, wovon die österreichischen und französischen Dampfbootlinien das Hauptzeugniß ablegen. Der wichtigste Umstand ist aber das Wiederemporkommen Italiens, in welchem sich mannichfach neues Leben regt. Zum erstenmal seit langer Zeit denkt man wieder an größere und auch wissenschaftliche Seereisen, und es ist gewiß nicht ohne Interesse, daß der Prinz von Savoie Carignan (s. Nr. 328) mit mehreren Gelehrten seines Landes eine Reise um die Welt machen soll. Die alte Seemacht Genua's scheint sich wieder zu erheben, und hat jetzt nicht ein ärmliches Stadtgebiet, sondern ein bedeutendes Fürstenthum im Rücken, um seinen Anstrengungen nachhaltige Kraft zu leihen. Der größte Beweis aber, wie sehr jetzt Italien wieder im Steigen begriffen ist, sind die großen Unternehmungen, um die durch Malaria und Sümpfe verpesteten Theile des Landes wieder bewohnbar und fruchtbar zu machen. Ein Herbstausflug in die Maremmen (s. Nr. 239 ff., 257 ff.) bringt jetzt nicht mehr den Tod, und in dieselbe Bahn, die Toscana seit 20 Jahren mit so viel Ausdauer und Geschick betreten, tritt mehr und mehr auch Neapel. Der Artikel: Ein Beitrag zur natürlichen Beschreibung des Königerichs Neapel, der durch einen großen Theil des Monats März läuft, hat vielleicht durch eine gewisse Trockenheit, welche größtentheils freilich dem Thema zur Last fällt, manche Leser abgeschreckt, gibt aber höchst schätzbare Nachweisungen über den ökonomischen Zustand der wichtigsten Theile dieses Königreichs, und die Mittel, die man anwendet, um den Sümpfen und der Malaria zu steuern. Der Ausflug in die Abruzzen, aus dem Werke Keppel Cravens entnommen, führt in fast unbekannte Gegenden Italiens hinein — wenn man überhaupt eine Gegend Italiens unbekannt nennen kann — mitten in den Schauplatz der hitzigsten Kämpfe der alten Römer gegen die Samniter und andere Völker Unteritaliens, wovon manche Theile zur alten Rohheit zurückgekehrt scheinen, um erst mit dem Wiedererwachen des Handels und der Industrie wieder zu größerer Civilisation zu gelangen.

Das Steigen des Handels in Italien ist, wie schon mehrmals erwähnt, in nicht unbedeutendem Grade der Eroberung Algiers durch die Franzosen und der dadurch vernichteten algierischen Seeräuberei zuzuschreiben. Dieses wichtige, ja für den Handel des Mittelmeeres fast entscheidende Ereigniß wirkt immer noch fort, und kann nicht verfehlen, demselben von Tag zu Tag eine größere Lebhaftigkeit zu geben, um so mehr, als jetzt kein vernünftiger Zweifel mehr obwalten kann, daß Frankreich gesonnen ist, nicht nur Algier zu behaupten, sondern in gewisser Beziehung sogar seine Eroberungen noch weiter auszudehnen.

*) Der Druck der Uebersetzung dieses wichtigen Werks schreitet rasch vorwärts, und wird in kurzem vollendet seyn. A. d. R.

Wir haben unter dem allgemeinen Titel: Barbareskenstaaten (s. Nr. 34, 36, 45, Stellung der Franzosen in Algier Nr. 114 bis 117) unsere Ansichten über den Stand der Dinge und manche begangene Mißgriffe zur Genüge ausgesprochen, und die Sache scheint jetzt, so weit sich aus den zerstreuten und nicht sehr klaren Nachrichten entnehmen läßt, so zu stehen, daß die Franzosen in der Provinz Oran nur einzelne Küstenpunkte, in der Provinz Algier aber das sogenannte Massiv, d. h. das Küstenland bis an den ersten Rücken des Atlas, hinter welchem die Hauptstadt der Provinz Titeri, Medeah, liegt, die Provinz Constantine aber ganz behaupten wollen, oder zum mindesten so weit sie es vermögen. In der Provinz Constantine haben sie das einzig wirksame Mittel ergriffen, um ihre Herrschaft fest zu setzen: sie haben sich mit den Türken und Kuluglis verbunden, denn obwohl kein offenkundiger Befehl vorhanden ist, türkische Truppencorps zu bilden, so finden wir denn doch auf den Kreuz- und Querzügen in der Provinz eine nicht unbedeutende Anzahl aufgezählt, und für alle gewöhnlichen Vorkommnisse mag dieß ein sicheres Hülfsmittel in der Hand der Franzosen seyn. Im Süden der Provinz, bei den arabischen Stämmen der Wüste, von denen wohl nie ein Türke mit gewaffneter Hand einen Tribut erhoben hat, üben die Franzosen keine Macht aus, und Farhad ben Said, den die Franzosen wegen seiner Feindschaft gegen Achmed zum Scheikh jener Stämme ernannt haben, scheint gegen Achmed und dessen Schwiegervater Ben Gana den Kürzern gezogen zu haben. Lange wird sich indeß Achmeds Macht dort nicht behaupten, und es ist eher zu erwarten, daß bei einer künftigen Verwicklung der Verhältnisse jene Stämme dem Sterne Abdel-Kaders folgen werden, namentlich wenn dieser, wie alle Aussicht dazu vorhanden, zu Ain-Maadi sich festsetzt, und dadurch einen Halt im Süden gewinnt, der ihm bisher fehlte.

So gewiß es ist, daß Abdel-Kader nicht im Stande seyn wird, bei einem etwa entbrennenden Kampfe die Franzosen aus Afrika zu verjagen, für eben so sicher kann man es annehmen, daß auch sie ihm wenig werden anhaben können. Zieht man von der Tiefe der kleinen Syrte in nordwestlicher Richtung eine Linie nach der Mündung des Schelif, so hat man so ziemlich die Gränzlinie, jenseits deren die Macht Abdel-Kaders, mit der von Marokko im Rücken, sich bewegen wird, nordöstlich von derselben herrschen die Franzosen, und der Bey von Tunis unter der nominellen Suzeränetät der Pforte; in diesem letztern Gebiete wird das Gebet noch für den Sultan verlesen, auf der südwestlichen Seite für den Kaiser von Marokko, den Kalifen des Westens. Gegenwärtig noch ist auf dieser Linie Waffenstillstand, und auch der türkische Pascha in Tripolis soll mit den umwohnenden Araberstämmen einen Frieden abgeschlossen haben. Vielleicht hängt es von den Ereignissen im Orient ab, ob es auf dieser Linie beim Frieden bleibt. Für die Franzosen ist die Stellung des Bey's von Tunis von wesentlicher Bedeutung, und nicht ohne Grund unterhalten sie dort fast immer eine Flottille. Gelänge es de[m S]ultan, sich wieder dort festzusetzen, wie es ihm durch die Bemühungen Englands in Tripoli gelang, so wären sämmtliche Türken und Kuluglis mit einemmale sehr unzuverlässige Werkzeuge in der Hand Frankreichs, und die türkische Macht könnte sich in der Provinz Constantine, sey es unter Achmed Bey, sey es unter einem Nachfolger, nochmals erheben; gelingt es aber Abdel-Kadern, die Stämme des Innern von Tunis mehr und mehr auf seine Seite zu ziehen,*) so ist den Franzosen die linke Flanke abgewonnen, und sie befinden sich bei einem mit Abdel-Kader ausbrechendem Kampfe in höchst unangenehmer Lage. Frankreichs Interesse ist also, daß der jetzige Bey sich gegen die Stämme im Innern und gegen die türkischen Ansprüche behaupte, und um dieß zu können, sich auf Frankreich stütze. Er ist auch schon in der That zu einer gewissen Vasallenschaft gegen dasselbe herabgesunken.

(Fortsetzung folgt.)

*) Sie sollen gegenwärtig zum Theil im Aufstande gegen den Bey seyn, und die Zeitungen erwähnen eines von den Truppen des Bey's gegen sie errungenen Vortheils.

Druck mit verschiedenen Farben.

Diese schöne Erfindung scheint in neuerer Zeit in England große Fortschritte gemacht zu haben. Die Litterary Gazette vom 1 December berichtet, daß ein Hr. Charles Knight kürzlich ein Patent für Verbesserungen im Verfahren und im Apparat zur Erzeugung farbiger Drucke auf Papiere, Velin, Pergament und Pappendeckel genommen habe. Die genannte Zeitschrift benennt eine Menge farbiger Drucke, die aus seiner Officin hervorgegangen, und an Genauigkeit, Klarheit und Durchsichtigkeit der verschiedenen Farben alles bisher in ähnlicher Art Geleistete überträfen, und die bald bei illuminirten Karten, Blumen u. s. w. die Anwendung der Walzenpresse (? roller-press) und des Pinsels verdrängen müßten.

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

2. Die Priorei Solesmes.

(Schluß.)

Ueber der Ohnmachtsscene ist die Verklärung Mariens dargestellt, mit einem Luxus von Allegorien und Mysterien, welche wir nur mit Mühe entzifferten. Der Künstler hat den Text der Offenbarung Johannis zum Vorwurfe genommen. Zunächst erblicken wir das Ungeheuer der Apokalypse, den großen Drachen, der sieben Häupter und zehn Hörner hat, und auf seinen Häuptern sieben Kronen; aus seinen Mäulern schießen Wasserströme, und auf den Wellen, welche aus seinem Hauptrachen hervorbrechen, liest man den Fluch der Hölle gegen Maria und die Kirche: quando morietur et peribit nomen ejus? Auf dem Rücken des Drachen sitzt die babylonische Hure, mit allen Reizen des sechzehnten Jahrhunderts bekleidet und mit goldenen Geschmeiden behängt; ihr Arm ist beschädigt, und die Hand, welche den Becher, voll Gräuels und Unsauberkeit ihrer Hurerei, trug, ist abgeschlagen. Oben im Himmel ist Maria mit langen herabwallenden Haaren und Adlerflügeln abgebildet, der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen, ganz im Sinne der Offenbarung; die schwebende Leichtigkeit und der luftige Flug der beiden

kleinen Engel, welche ihr die Sternenkrone aufsetzen, ist bewundernswürdig schön ausgedrückt. Zu den Füßen der Jungfrau stehen sechs kolossale allegorische Figuren: die Weisheit, Gerechtigkeit, Kraft, Mäßigkeit, Demuth und der Glaube; sie lassen hinsichtlich der Ausführung Manches zu wünschen übrig; jedoch kann ihnen die strengste Kritik eine große Ungezwungenheit und eine gewisse Harmonie der Stellungen nicht absprechen, an ihren Costumen kann man interessante Detailstudien über die französischen Kleidermoden des sechzehnten Jahrhunderts anstellen. Lobende Erwähnung verdient noch die überaus zierliche architektonische Einfassung, auf deren Gesimsen phantastische Vögel und andere Thiere der Offenbarung ausgehauen sind.

Es ist jetzt noch die Composition dem Altar gegenüber zu mustern; sie stellt Jesus im Tempel unter den Schriftgelehrten vor; der kleine Heiland, Maria und Joseph, welche ihn suchen, sind mittelmäßig behandelt; desto gelungener sind die Schriftgelehrten, deren Universitätsbarette und Doctormanteren des sechzehnten Jahrhunderts viel eher die Graduirten der vier Facultäten von Bologna oder Salamanca bezeichnen, als die Schriftgelehrten der Synagoge von Jerusalem. Sie haben die Bücher der Propheten in Händen; einer davon nimmt im Laufe der Discussion, welche sehr hitzig zu seyn scheint, die Brille von der Nase, und macht ein Gesicht, als wenn er etwas sehr Wichtiges zu bemerken hätte; die Wohlgenährtheit der Einen contrastirt auf die pikanteste Weise mit der gelehrten Magerkeit der Andern; kurz diese Basreliefsgruppe, geistreich gedacht und ausgeführt, bietet ein vollständiges Sittengemälde aus dem sechzehnten Jahrhundert nach Art der niederländischen Maler; man glaubt einen Van Mecheln in Stein zu sehen.

Die Skulpturen von Solèsmes sind unstreitig eines der schönsten Monumente des sechzehnten Jahrhunderts, wo die Kunst in Frankreich ihr goldenes Zeitalter feierte, und wo Franz I eine Tafelrunde von Malern und Bildhauern an seinem Hofe versammelt hatte, die seine Regierung verewigten. Fracavilla, Leonardo da Vinci, Cellini, Primaticcio, Jean Goujon, Germain Pilon, Prieur — alle diese gefeierten Namen und noch viele andere erglänzen am Kunsthimmel des Zeitalters Franz I. Die Bildhauereien von Solèsmes rühren größtentheils aus jener Epoche her, wo das Gothische des Mittelalters sich mit der Renaissance vermählt und die herrlichsten Gebilde schafft; Atticismus und Mysticismus gehen hier noch Hand in Hand, und das Schöne, nachdem es sich in allen seinen Stufen ausgebildet hat, ist noch in das Heilige versunken, indem es wie blässerer Mondschein seine Strahlen von einem höhern Gestirn borgt, aber auch zugleich diesem höhern Licht, um es hervorzuheben, als Schatten dient. — Zu bedauern ist, daß die Klosterannalen von Solèsmes uns nicht einmal den Namen des Künstlers oder der Künstler überliefert haben, von denen diese meisterhaften Werke herrühren. Hier zu Lande heißt es allgemein, sie seyen von der Hand des braven Germain Pilon, den wir für den größten Bildhauer der Franzosen halten; aber man hat weiter keine Beweise für jene Behauptung; man erkennt auf den ersten Blick, daß an diesen mannichfaltigen Kunstschöpfungen verschiedene Hände gearbeitet haben, welche keineswegs gleich geschickt den Meißel zu führen wußten; viele Statuen sind schwach, einige sogar schlecht, und außerdem berichtet uns die Kunstgeschichte, daß Germain Pilon im Jahre 1550 in Paris vollauf beschäftigt war. Diese Vermuthung, welche hier zu Lande traditionell geworden und in alle Reisebeschreibungen übergegangen ist, kommt wahrscheinlich daher, weil Germain Pilon in dem Dorfe Loué, vier Stunden von Solèsmes, geboren ist, aus welchem Umstande man sich zu dem Schlusse berechtigt geglaubt hat, daß dieser Bildhauer unmöglich den Meisterwerken fremd seyn könne, welche man so nahe bei seiner Wiege bewundert. Eine andere Sage, welche diese Arbeiten italienischen Künstlern zuschreibt, die Dom Bougler in Dienst genommen hätte, läßt sich eben so wenig erhärten; der ächt französische Nationalcharakter der meisten Köpfe bestritte schon allein diese Annahme, und die schöne Magdalena der rechten Capelle war schon vor Dom Bouglers Priorat vorhanden. Wir wagen die Conjectur, daß ihre Ausführung jenen alten Handwerkszünften gebührt, von deren Mitgliedern nur wenige Namen auf uns gekommen sind, und deren Ursprung sich in die ersten Zeiten des Christenthums verliert. Demselben Umstande hat man es zuzuschreiben, daß man seither den Baumeister des Schlosses von Chambord noch nicht ausgemittelt hat. Jene Zunftgenossen hatten sich im Laufe der Jahrhunderte, wir wissen aber nicht recht wie, zu großen Künstlern hinaufgebildet; jene alten Steinmetzen verstanden sich trefflich darauf, in Holz, Stein und Marmor zu arbeiten, und jene Maurermeister wurden Bildhauer und Architekten, welche große Compositionen und Prachtpaläste ausführten; Jean Goujon war zu seiner Zeit ein einfacher maître-maçon und Germain Pilon wird stets nur als tailleur de pierre aufgeführt. In der Praxis und beim Handwerk aufgewachsen, aber auch in der Theorie völlig zu Hause, lebten diese Zunftarbeiter beständig in einer Mittelregion, wo sich die doppelten Tendenzen ihres Temperaments und ihrer Erziehung frei und ungezwungen erschlossen. Sie waren einerseits zu sehr Künstler, um in den Jämmerlichkeiten des Metiers zu verkümmern, und andrerseits wiederum zu sehr Handwerker, um eigensinnigen Kunstlaunen zu fröhnen, und daher kam es, daß sie eben so leicht von der Idee zur Ausführung, als von der Ausführung zur Idee schritten. Denken und verwirklichen waren für sie nicht zweierlei; Gefühl und Reflexion verschmolzen sich bei ihnen zu einem unzertrennlichen Ganzen; sie waren vielleicht minder kühn und excentrischer, als viele moderne Künstler, aber dafür auch desto scharfsichtiger und tiefsinniger, und wir glauben, nicht zu weit zu gehen, indem wir für diese obscuren Handwerker die Ehre der Composition und Ausführung der Skulpturwerke von Solèsmes in Anspruch nehmen. Alle Statuen dieser Gruppen sind aus einem zarten, weißen, feinkörnigen Stein gearbeitet, welcher die schönste Politur angenommen hat, und in der Umgegend von Tours an der Loire gebrochen wird.

Der übrige Theil der Kirche bietet eben nichts Merkwürdiges. Der ziemlich gut erhaltene Chor ist mit Hauptskulpturen geziert, welche die Verfahren des Erlösers darstellen, wie sie die Evangelisten aufgezeichnet haben. Viele der Büsten gewähren Interesse. Das gemalte Fenster des Chors, wovon leider ein Fach zerbrochen ist, zeichnet sich durch seine Farbengluth aus; es stammt aus dem sechzehnten Jahrhundert, wie man an dem Styl der darauf abgebildeten Monumente sehen kann. — In einem Gewölbe der rechten Capelle sieht man die verstümmelte Statue eines Ritters, den die Inschrift darüber als Gottfried von Sablé und als Wohlthäter des Klosters bezeichnet. C. C.

Kloster von Nazareth. In diesem Kloster leben fünfzehn Mönche von lateinischem Ritus, worunter acht Priester, der Rest sind Laien, der Pater Guardian ist ein Spanier. (Burton's Narration of a Voyage etc.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 117 u. 118.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

22 Dezember 1838.

Donna Isabel de Solis, Königin von Granada,

Historische Novelle von Don Francisko Martinez de la Rosa 1837.

Unsern Lesern werden einige Mittheilungen sowohl über dieß neue Buch als über die ganze literarische Thätigkeit und die Lebensschicksale eines in der Politik seines Vaterlands vielfach genannten und einflußreichen Mannes, welche wir der Foreign Quarterly Review entlehnen, nicht unwillkommen seyn.

Der Verfasser dieser Novelle, heißt es dort, ist schon vielfach vor dem Publikum gestanden, manche seiner Werke sind schon in unseren periodischen Schriften beurtheilt worden, und sein Name als Staatsmann und Politiker hat in neuern Zeiten eine nicht geringe Berühmtheit erlangt. Martinez de la Rosa begann seine literarische Laufbahn im Jahr 1808 durch Veröffentlichung einiger witzigen Flugschriften über die Wirkungen, welche die Besetzung des spanischen Bodens durch die Truppen Bonaparte's hervorbringen mußte bei einer so ausnehmend stolzen, an ihren alten Institutionen so zäh festhaltenden Nation. Nach diesem ersten Succeß erwarb er sich einen noch größern Namen durch einen Aufsatz über die spanische Insurrection von 1808. Zur selben Zeit aber, wo er die Literatur cultivirte, spielte Martinez de la Rosa eine ausgezeichnete Rolle in den Cortes von 1815, wo er als einer der beredtesten unter den spanischen Rednern galt. Dieß sowohl, als der thätige Antheil, den er an der Verwaltung des Landes während der Gefangenschaft Ferdinands VII. nahm, zog ihm den Groll und Zorn dieses Fürsten zu, der bei seiner Rückkehr in seine väterlichen Lande im Jahr 1814, den Publicisten nebst Arguelles und andere Patrioten in einen Kerker auf der Küste von Afrika werfen ließ. Man hat gesagt, diese Verfolgung und seine lange Einkerkerung habe seine Gesundheit geschwächt und seinen Geist niedergedrückt, und selbst nachdem er wieder in Freiheit gesetzt und zur Macht gelangt war, sey immer in seinen Reden und Produktionen eine gewisse Gedrücktheit und Niedergeschlagenheit sichtbar geblieben. Diese Behauptung ist ganz ungegründet; denn in seinen zahlreichen späteren Werken hat er genügende Proben von einer Fruchtbarkeit und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft gegeben, so daß er von keinem der neuesten spanischen Schriftsteller erreicht wird. Im Jahr 1820 gab er seine Arte poetica heraus, die vermöge der beigefügten reichlichen Anmerkungen wohl eher ein kritisches Werk über die spanische Literatur, als eine Abhandlung über die Verskunst heißen darf. Während seiner Verbannung von 1823—1828 gab er in Paris eine Sammlung lyrischer und anderer Gedichte heraus, worunter die Belagerung von Saragossa und andere Stücke sehr bewundert wurden. Noch in Spanien schrieb er für das Theater: Was ein Amt nicht vermag! (Lo que puede un Empleo und: die Tochter zu Haus und die Mutter auf der Maskerade (La Hija in casa y la Madre en las Mascaras). Auch in der Tragödie versuchte er sich, doch ohne großen Erfolg, und dichtete: die Wittwe von Padilla, der er eine sehr gelehrte Vorrede über die Kriege der Comunidades, mit viel Kraft und Geist geschrieben, vorsetzte; ferner Moraina, Oedipus, Tragödien; die Verschwörung von Venedig, ein Drama, das neuerlich in Madrid aufgeführt, aber unsers Wissens nicht gedruckt wurde; und noch ein Drama dichtete er in Frankreich, das Aben-Omeya betitelt ist, und in Porte St. Martin in Paris mit Glück aufgeführt wurde. Seit der Rückkehr in sein Vaterland hat er ein historisches Werk herausgegeben (Bosquejo Historico), das die Erzählung von einigen, der Eroberung Granada's durch Ferdinand und Isabelle vorangegangenen Ereignissen enthält, und den ersten Band eines politischen Werks: der Geist des Jahrhunderts. Keinen Zweig der Literatur hat er unberührt gelassen; er scheint, wie die vorliegende Novelle zeigt, die schwierige Aufgabe sich gesetzt zu haben, in allen sich zu versuchen. Die Lectüre von Scotts trefflichen Novellen und von denen seiner Nachahmer in Frankreich, Deutschland und Italien, veranlaßte ihn, die vorliegende zu schreiben, deren Hauptscene die Stadt Granada, seine Geburtsstadt, ist, deren Geschichte und Traditionen er mit ausgezeichnetem Interesse und Eifer erforschte. Bis jetzt ist jedoch nur Ein Band erschienen.

Zu der Zeit, wo die Novelle beginnt (1475) war die Veste

Martos, welche dem Ritterorden Calatrava gehörte, besetzt von einem spanischen Officier von hohem Rang und edler Geburt. Der Comendador, Don Sancho Ximenez de Solis, dieß war sein Name, hatte in jüngern Jahren viele Kriege mitgemacht; seine ausgezeichneten Dienste hatten die Aufmerksamkeit seines Königs auf ihn gelenkt, der ihm zur Belohnung die Befehlshaberstelle in der wichtigen Festung übertrug. Während des langen, oft unterbrochenen Kampfes, welcher der Eroberung von Granada voranging, war die Stadt Martos und ihr Territorium oft das Kampffeld für die beiden feindlichen Parteien gewesen. Ihre Lage an der Schwelle des Königreichs Jaen und an den Gränzen der maurischen Länder machte sie zum Schauplatz häufiger Gefechte, und manche glänzende Waffenthat war schon unter ihren Mauern vollbracht worden.

Der Commandant hatte eine Tochter, Isabelle, sein einziges Kind, das er zärtlich liebte. In zarter Jugend war sie auf wunderbare Weise vom Tode gerettet worden, durch eine maurische Sklavin, Arlaja mit Namen, die mittelst gewisser ihr allein bekannter Kräuter und Pflanzen sie von einer abzehrenden Krankheit geheilt hatte, die allen Bemühungen der Aerzte jener Zeit trotzte. Dankbar für diese Heilung faßte Isabelle eine gränzenlose Anhänglichkeit und Neigung für Arlaja, welche von großem Einfluß auf ihr späteres Leben seyn sollte. Man kann sich denken, daß die persönlichen Reize der Heldin sehr genau aufgezählt sind, und daß der Verfasser keinen der körperlichen und geistigen Vorzüge vergaß, welche die Frauen zum Gegenstand der Liebe und Bewunderung machen.

Der Commandant sieht sich unter seinen Freunden nach einem passenden Gatten für seine Tochter um, und nachdem er sich für Pedro de Venegas, einen Abkömmling der erlauchten Familie Luque, entschieden, theilt er seinen Plan Isabellen mit und setzt einen Tag für die Vermählung fest. Don Pedro Venegas, begleitet von einer zahlreichen Schaar seiner Mannen und von Alonso de Cordova, seinem Oheim, so wie von Señor de Zuhevos, langt bald darauf in Martos an; die der Ritter mit ihrem Gefolge werden in dem Schloß einquartirt.

„Die für die Hochzeitfeier angesetzte Nacht kam endlich, und eine schweigende Ruhe folgte auf das Getreibe und Getöse des Tages, nicht unähnlich der Meeresstille nach einem Sturm. Das Gefolge der verschiedenen Gäste und die Dienstleute des Schlosses lagen, von Schlaf und Wein überwältigt, in den Höfen und Gängen zerstreut herum. Nur wenige der vornehmsten Diener des Hauses, und die Damen und Ritter, welche der Ceremonie anwohnen sollten, standen an der Thür der Kapelle, in gespannter Erwartung des Signals. Ein leises Murmeln verkündigte endlich das Kommen der Braut und des Bräutigams mit ihren Freunden, und gleich darauf sah man zwölf Pagen, mit einer Wachsfackel in der einen Hand, und den Kelch in der andern, sich mit gebührendem feierlichem Ernst der Kapelle nähern. Ihnen folgten Isabelle und Don Pedro, welche, tief versunken in ihre Gedanken, schweigend daher schritten, kaum die Augen vom Boden zu erheben wagend. Nicht so der Commandant, der mit Don Alonso de Cordova und Señor de Zuhevos mit erhobenem Haupte und freudig stolzem Antlitz einherschritt; den Schluß des Zuges machten Isabellens Frauen, in Mäntel gehüllt, und einige begünstigte Knappen, welchen auf dringendes Bitten diese Auszeichnung gewährt worden war.

„Die Kapelle des Schlosses war klein und dunkel und hatte nur Ein Schiff; die Decke war von geschnitztem Nußbaumholz, der Altar mit hölzernen Bildern in goldenen Nischen geschmückt. Aber die Alterthümlichkeit des Orts und seine rohen Zierrathen erhoben die Seele über weltliche Gedanken, und erfüllten sie mit süßen und melancholischen Träumereien. Der Gedanke, daß hier, unter den Marmorplatten, womit der Boden der Kapelle belegt war, viele von den Ahnen des Commandanten im Frieden schlummerten, ihre Asche gemischt mit der Erde, die sie den Mauren abgekämpft, ihre Leiber liegend unter den Altären, die sie im Leben vertheidigt hatten, trug nicht wenig dazu bei, das Gemüth mit religiösen Empfindungen zu durchdringen. In der Mitte der Kapelle, einen Fuß über dem Boden, erhob sich ein Grabmal, darauf roh gemeißelt war die Gestalt einer jungen Frau, die Hände auf der Brust gekreuzt, die Füße geschlossen, das Antlitz gen Himmel gerichtet. Es war das Bild von Isabellens Mutter; und der Commandant fühlte eine Art von Trost mit Kummer gemischt bei dem Gedanken, daß seine selige Gattin von ihrem Grab aus ihrer Tochter Vermählung schaue und segne. Die Braut stand schon, blaß und zitternd, vor dem Altar; der Bräutigam neben ihr athemlos und unruhig; der Diener des Herrn sprach die heiligen Worte und stand im Begriff, ihnen das verhängnißvolle Ja abzufordern, das sie bis zum Tode vereinigen sollte, als plötzlich ein entsetzliches Kreischen Alle mit Schrecken erfüllte. Der Commandant und seine Freunde dachten zuerst, es könnte ein Hader unter den Leuten des Schlosses ausgebrochen seyn; aber gleich darauf verkündete der Ruf: Feuer! das Herandrängen einer bestürzten Menge, das Klirren von Waffen, die hastigen Schritte von Fliehenden, das Stöhnen von Verwundeten und Sterbenden nur zu klar die traurige Wahrheit.

„Isabelle sank ohnmächtig in die Arme ihres Bräutigams; ihre Freunde und Gesinde flohen in panischem Schrecken; der Commandant stürzte wie ein Blitz hinaus, um die Ursache des Allarms zu erkunden, begegnete aber an der Thüre der Kapelle dem Haufen der Flüchtigen, die hieher, eine Zuflucht suchend, sich drängten. Umsonst verlangte er Gehör; umsonst wiederholter Fragen auf Fragen; keine Antwort konnte er erzwingen, seine Stimme ward übertäubt von Geschrei und Wehklagen, als wäre der Tod in der Nähe. Ach, er war nur zu nahe.

„Die Mauren an der Gränze, ermuthigt durch einen langen Frieden, und in der sichern Hoffnung, eine leichte Beute zu finden an Leuten, die in sorglosem Gelage schwelgten, hatten während der Nacht die Mauern des Schlosses erstiegen, und die Nachlässigkeit der berauschten Soldaten benützend, seine Hallen und Höfe überschwemmt, und begannen mit Feuer und Schwert das Werk der Zerstörung. Viele Christen gingen in dieser Nacht aus den Armen des Schlafs in die des Todes hinüber; andere flohen in die Kapelle, wo sie eine Freistatt zu finden hofften, den Namen Gottes anrufend, der vor Schrecken ihnen auf dem Munde erstarb. Aber ach! beim Anblick dieses heiligen Ortes stieg die Wuth der Ungläubigen, statt sich zu mindern, und sie

stürzten sich unter die Christen, wie Wölfe unter die Schafe. Der Commandant, unbeweglich wie eine Bildsäule, erwartete gezückten Schwertes den Angriff; und obgleich von hundert Wunden durchbohrt, blieb er doch einige Zeit fest stehen wie ein Fels; dann taumelte und fiel er, und schleppte sich zu dem Grabmal seiner Gattin, wo er seine Seele aushauchte. Vor dem Altar sah man den jungen Venegas Isabellen in seinen Armen halten und sie mit seinem Körper vor den Streichen der Feinde schützen. Der junge Ritter war sich kaum bewußt, was um ihn her vorging; er hatte weder Waffen zur Vertheidigung, noch Hoffnung auf menschlichen Beistand; unbekümmert um sein eigenes Leben litt sein Herz Todesangst um das Schicksal seiner Geliebten. „Ergib dich oder stirb!" rief der Anführer der Eindringenden, und stürzte vor, um sie zu trennen; in diesem Augenblick erhielt Venegas eine Wunde in die Stirne, umarmte noch einmal seine Braut, und sank in Blut gebadet zu ihren Füßen nieder. Das war das Ende eines unter so glücklichen Vorbedeutungen begonnenen Tages! Wer will noch irdischer Glückseligkeit vertrauen, die uns so schnell entflieht!" — —

Isabelle ward gefangen, und ehe der Morgen graute, verschwanden die Mauren aus dem Schloß, ihre Siegesbeute mit sich führend.

Es scheint des Verf. Absicht gewesen zu seyn, so genau als möglich sich an die historische Wahrheit zu halten; und gleichsam verschmähend den Schein, ein bloßes Werk der Fiktion zu schreiben, dem Buche mittelst zahlreicher Anmerkungen und Erläuterungen ein echt ernstes und imposantes Ansehen zu geben. Nur in Betracht dieser Absicht können wir Martinez de la Rosa die sehr langen, und oft langweiligen und übelgewählten Einzelnheiten verzeihen, wovon sein Buch wimmelt, und die, weit entfernt der Novelle mehr Interesse zu geben, nur die Aufmerksamkeit des Lesers zerstreuen, und zeigen, welcher Aufwand von unnöthiger Mühe gemacht wurde, um die Geschichte mit dem Roman zusammenzukoppeln.

Mit dem erzählten Ueberfall verhielt es sich so. Abu-l-Hasan, der Maurenkönig, hatte dem christlichen Fürsten Spaniens den von seinem Vater bezahlten Tribut aufgekündigt, und Castilien war damals nicht in der Verfassung, Krieg mit diesem Feind anzufangen; indeß enthielt sich auch Abu-l-Hasan, obwohl ein kriegerischer Mann, der Feindseligkeiten, da er seit seiner Thronbesteigung täglich mehr in Wollüste versank. Der Sultan von Fez schickte Botschafter an ihn, um ihn zum Krieg gegen die Christen zu spornen, aber auch dieß fruchtete nicht, und der maurische König hielt den Waffenstillstand. Einer der Botschafter jedoch, der kriegerische Afrikaner Ibn Faruj, der des Königs Unentschlossenheit und Mangel an Muth sah, nahm sich vor, einen Schlag auf der Gränze gegen die Christen zu führen, in der Hoffnung, einen Krieg zwischen den beiden Nationen zu entzünden. Als er eines Tags in den Gärten lustwandelte, sagte er zu dem König: dieser Duft von Lilien und Jasmin macht mich krank und schwach, der ich doch den Strahlen der Sonne und dem Wind der Wüste getrotzt habe; weder bin ich gewandt im Zambra (ein maurischer Tanz), noch erfahren im Spiel der Canes: daher wünschte ich ein paar Tage an der Gränze zuzubringen, wo ich dir nützlich seyn und dich vor Gefahr warnen kann, wie die Seevögel die Nähe eines Gewitters verkündigen." Er erhielt die Erlaubniß und einige Truppen; ein blutiger Streit, der zwischen maurischen und christlichen Schäfern ausbrach, gab dem Ibn Faruj Veranlassung, seine Plane auszuführen; als der Commandant von Martos die geforderte Genugthuung verweigerte, beschloß er sich selbst Recht zu verschaffen und so machte er jenen Ueberfall. —

Die ersten Tage ihrer Gefangenschaft bringt Isabelle in einem Ort, nicht fern von der Gränze, in Gesellschaft ihrer maurischen Magd Arlaja zu, welche auf jede mögliche Weise ihren Schmerz zu lindern sucht. Ibn Faruj selbst erscheint nie vor seiner Gefangenen und vermeidet Alles, was ihren Kummer vermehren könnte. Zuletzt, nach einiger Zeit, fühlt Isabelle, daß ihre Schwermuth rasch verschwindet, und ihre Neugier wird einigermaßen geweckt durch die Erzählungen Arlaja's von ihrem Heimathland, so daß, als sie Ibn Faruj's Weisung erhält, sich zur Reise nach Granada zu rüsten, sie ganz Begierde und Verlangen ist, und all ihr Unglück vergessen zu haben scheint. Arlaja sagt zu ihr:

„Ihr werdet hier nicht behandelt werden wie ich in Eurem Lande, die Füße mit Ketten gebunden und ein eisernes Maal auf der Stirne. Seht mich an, noch jetzt macht der Gedanke an das, was ich erduldet habe, meine Wange erglühen vor Scham und Zorn. Ich ward edel und reich geboren; ich war schön und in der Blüthe meines Lebens und umworben von den Trefflichsten unter Granada's Jugend. Ich habe mich nicht zu beklagen über den Grafen von Cabra, meinen frühern Herrn, er behandelte mich mit Milde, wo nicht mit Zärtlichkeit, und sein Andenken wird immer in meinem Herzen leben; noch weniger werde ich die Tage vergessen, die ich unter Eures Vaters Dach zugebracht habe. Aber der allmächtige Gott ist barmherzig und gerecht und vergilt zwiefältig das Gute, das man einem Andern erzeigt hat; und die der unglücklichen Arlaja erzeigte Gunst ist nicht wie Samen in Sand gesäet. Ihr sollt in meinem Hause leben, mein Kind, und der Sklavenname soll nie in Eurem Ohr ertönen; vielleicht wartet Eurer Glück und Heil, denn was geschrieben ist dort oben, das muß geschehen."

Die Stadt Granada zeigt sich dem Blick der Reisenden, und Arlaja nimmt Isabellen bei der Hand, und bricht, unfähig die Gefühle zurückzudrängen, welche dieser prachtvolle Anblick in ihrem Gemüth erweckt, in Ausrufungen des Jubels aus

„Da seht, ich habe Euch nicht getäuscht; hier haben wir das Land der Wonne und der Seligkeit erreicht, und das bloße Betreten desselben verscheucht alle Sorgen. Seht die herrliche Stadt, die, zwei Hügel krönend, sich zur Ebene hinabzieht, und dann unter Blumenbeeten und im Dickicht wohlriechender Bäume verschwindet. Jene erhabenen Massen, die Ihr in der Ferne glänzen seht, sind das Gebirge der Sonne und des Mondes, und wohl verdienen sie ihren Namen; denn sie sind so schimmernd und weiß, wie ein Stück Elfenbein. Von der Stadt aus gesehen, nehmen sie sich aus, als könnte man sie mit der Hand berühren, aber es ist ganz anders. Sie dienen der Königsstadt als ein Bollwerk; sie versehen sie mit dem kühlsten

Wasser, den köstlichsten Mineralien, dem schönsten Marmor; sie mildern die Hitze des Sommers und reinigen die Luft, selbst wenn sie vergiftet ist von dem Hauche des Todes."

(Schluß folgt.)

Skizzen aus der polnischen Literatur neuester Zeit.

Von Stanislas Kozmian.

(Aus dem Athenäum.)

— — Ehe ich auf die letzte und vollendetste Entwicklungsphase der polnischen Poesie übergehe, muß ich einige der Männer erwähnen, die in den weniger glänzenden Zweigen der prosaischen Komposition und Gelehrsamkeit nicht wenig zu den Fortschritten der imaginativen Literatur beitrugen. Voran steht Konarski. Czacki, der polnische Blackstone, folgt auf ihn, mit seinem voluminösen Compendium des Landrechts in der einen Hand, in der andern seinen trefflichen Plan einer allgemeinen Erziehung, durch dessen Befolgung er die Universität Wilna zu einem früher nie gekannten Glanze erhob, und in kurzer Zeit die Zahl der höhern Lehranstalten in Lithauen und Volhynien von fünf auf hundertsiebenundzwanzig brachte. Albertrandy, der geduldige und scharfsinnige Gelehrte, der Polyhistor seiner Zeit, lieferte für die polnische Geschichte dreihundert Bände mit Materialien, die sein Talent und Fleiß in Italien und Schweden gehandelt hatte. Kollantay betrachtete die politische Reorganisation Schwedens vom philosophischen Gesichtspunkte. Stanislas Potocki darf nicht übergangen werden, als Repräsentant der polnischen Eleganz theils in den Verhandlungen des Reichstags, theils bei den ernsten und traurigen Veranlassungen, wenn der Tod Polen seiner herrlichen Söhne beraubte; seine Leichenreden bilden in der That einige schätzenswerthe Beiträge zu der Geschichte der zeitgenössischen Literatur. Obgleich unter den Dichtern wir eine Frau — Elisabeth Druzbacka, die göttliche Dichterin wie sie genannt wurde, nicht aufgeführt haben, dürfen wir doch nicht vergessen, daß nur Eine unserer Schriftstellerinnen Dichterin war. Die Fürstin Czartoryski schrieb viel zur Belehrung der untern Volksklassen, deren Emporbringung für sie ein beständiges Herzensanliegen war. Die Trefflichkeit der Kinderschriften von Clementine Tanski verdient ebenfalls Erwähnung. Außer diesen aber müssen etwas genauer besprochen werden Staszic, Sniadecki und Lelewel, von welchen der erste der beste Repräsentant der Gelehrsamkeit, Rührigkeit und Frömmigkeit der Periode ist, in der er lebte, der zweite als der philosophische Tonangeber der alten Schule, der dritte als der Herold einer neuen Aera.

Stanislas Staszic war in seiner Kindheit von seiner Mutter für einen geistlichen Orden bestimmt; in seinem hohen Alter sprach er gern von den Jahren, wo er ein lustiger, wilder Knabe war, zwar gekleidet wie ein Mönch, aber unbewußt des Ernsts seines Berufs. Die Jünglingsjahre indeß machten aus dem muntern Kind einen fleißigen Gelehrten, der sich mit Eifer auf Naturphilosophie legte, fremde Länder besuchte, dabei mit den großen Geistern seiner Zeit Bekanntschaft machte, und sich durch Geschicklichkeit und Fleiß ein ihn unabhängig machendes Vermögen sammelte. Zum Mann gereift machte er sich allgemein bekannt als wissenschaftlicher Schriftsteller, als Dichter und als Philanthrop. Das Leben des großen Zamoyski, ein Originalgedicht auf das menschliche Geschlecht, und eine reimlose Uebersetzung von Homers Gedichten entflossen seiner Feder. Nach einer sorgfältigen Untersuchung der Beschaffenheit der Erdarten und des Bodens im ganzen Königreich und einer Reise entlang der Kette der Karpathen, schrieb er ein sehr schätzbares Werk über die Geologie Polens. Die Gründung einer Schule der Medizin und der Wundarzneikunst in Warschau, und die Verwendung des größten Theils seines Vermögens zum Ankauf eines Gutes, das er gegen Entrichtung eines sehr mäßigen Grundzinses unter Bauern vertheilte, von dessen Anwachs dann wieder die anliegenden Güter erkauft und alle Hörigkeit abgeschafft werden sollte, sind zwei Handlungen beispielloser Freigebigkeit, die ihm unter den Wohlthätern der Nation den ersten Platz anweisen. Er blieb sich auch im Alter gleich, verwendete große Summen auf Hospitäler, blieb fortwährend ein großmüthiger und freigebiger Freund der Künstler und Gelehrten, baute ein schönes Haus für die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft und Literatur, in welcher er das mühsame Amt des Präsidenten bekleidete — und versah neben diesem die Geschäfte eines Staatsministers, eines Direktors der Bergwerke, eines Commissärs bei den Erziehungsanstalten und eines Vorstands in dem Prüfungsausschuß. „Ein so arbeitvolles Leben," sagt sein Freund Niemcewicz, „in dem er sich gar keine Erholung gönnte, mußte ihn am Ende aufreiben. Seine Kräfte nahmen schnell ab und nach einer Krankheit von wenigen Tagen *schloß er seine musterhafte Laufbahn* 1826 *in einem Alter von mehr als siebzig Jahren.*" Nach seinem Tode wurden sein Name, sein Grab und seine Werke von den Russen verfolgt. Sie verwehrten die Errichtung eines Denkmals, das die königliche Gesellschaft und die Nation ihm zuerkannt hatten. Diejenigen, welche sein Andenken ehrten, oder Wallfahrten zu seinem Grab machten, wurden verhaftet. Die Polizei nahm aus den Gewölben der königlichen Gesellschaft alle Exemplare einer prächtigen Ausgabe seiner Werke weg, welche Staszyc selbst hier niedergelegt hatte, „einen werthvollen Schatz für bessere Zeiten sparend."

Johann Sniadecki, Rektor der Universität Wilna, während neun aufeinanderfolgender Jahre, brachte dieß Nationalinstitut zu einer solchen Blüthe, daß es im Stande war, die Vergleichung mit den berühmtesten Universitäten Europa's auszuhalten. Schon hiefür würde er einen hohen Ehrenplatz in unsern literarischen Annalen verdienen, besäße er auch nicht noch einen andern Anspruch auf Auszeichnung, als derjenige Philosoph, der seiner Zeit den Impuls gab, in seinen Werken ihren Geist aussprach und ihren Lauf erleuchtete und lenkte. Als er seine Laufbahn antrat, waren die Systeme des Materialismus und Spiritualismus im Kampf miteinander; Deutschland stellte sich auf die Seite des Ideellen und Abstrakten — Frankreich, das

Werk des achtzehnten Jahrhunderts fortsetzend, reihte sich unter die Fahne einer skeptischen Philosophie. Das letztere System, das, seiner Natur nach, zu unmittelbaren praktischen Ergebnissen führte und Axiome und Grundsätze aufstellte, welche in jeder Sprache sich leicht ausdrücken ließen, war unter beiden dasjenige, das am leichtesten in einem noch neuen und unangebauten Boden Wurzeln schlagen konnte. Sniadecki begriff dieß sogleich und so borgte er denn sein Licht von Frankreich. Er räumte an der Universität den mathematischen und Natur-Wissenschaften den Vorrang ein vor der Literatur, den schönen Wissenschaften und der spekulativen Philosophie. Indem er die Jugend in jenen Fächern schulte und sie bis an die äußersten Gränzen des Positiven führte, bahnte er den Weg für den Triumph der neuen Schule, obgleich er, vermöge seiner Gewissenhaftigkeit, die Ehre der Gevatterschaft dabei ablehnte, während er, bei seiner nicht minder strengen Neutralität, sich den Vorwürfen ihrer Hauptverfolger aussetzte. Sein hemmender und zügelnder Einfluß beschleunigte den Anbruch der neuen Aera. Vertraute Bekanntschaft mit den Elementen der Natur erzeugte die Philosophie; das Studium der Organisation des Körpers leitete das Nachdenken auf die Beschaffenheit der Seele; das Studium der Logik führte die studirenden Jünglinge auf Forschungen nach der idealen Schönheit. Seine Grundsätze und Vorurtheile waren nicht minder von wirksamem Einfluß in dem vergleichungsweise beschränkten Gebiet der Literatur. Beschützend, fördernd, emporhebend diejenigen, die als Klassicisten sich auszeichneten, widersetzte er sich allen Produktionen von originellerem Gepräge. Tiefes, ungezügeltes Gefühl erschien ihm als eine tadelnswerthe Kraftvergeudung. Poesie war ihm eine Kurzweil müßiger Menschen. Das Heiligthum der Literatur hätte nach seinen Ansichten so nackt seyn müssen, wie die Wände der Kaaba — so leer wie der jüdische Tempel, wo der siegreiche Pompejus, als er sich umschauend, weder Altäre noch Götterbilder erblickte, ausrief: Nulla intus Deorum effigies, vacua sedes et inania arcana. Aber die Muse Polens, durch die Härte seiner Satzungen zu ungeregelten und ausschweifenden Handlungen aufgeregt, empörte sich, und ließ auf ihn einen Schwarm von Geistern, Kobolden und Feen los, die ihn bereuen machten, daß er je den Kampf angefangen.

Es war natürlich, daß dieser Liebhaber des Exakten und Scharfen sich Mühe gab, nicht nur den Gedanken und die Einbildungskraft, sondern auch die Formen des Ausdrucks und der Sprache, zu unterjochen. Daher seine Berühmtheit als der reinste, der eleganteste prosaische Schriftsteller der neuern Zeit, daher auch seine häufigen, oft etwas armseligen Streitereien um einen Ausdruck, ein Wort, einen Buchstaben; wenn das Geringste nicht nach seinen Regeln geschrieben war, so genügte ihm dieß um ein ganzes Buch zu verdammen. Sein großes Verdienst besteht darin, daß er unser wissenschaftliches Wörterbuch mit neuen, passenden Benennungen bereichert hat. Daher ist sein Name unauflöslich verflochten mit dem Gedeihen und Blühen der Wissenschaft in Polen. Was er für Mathematik und Astronomie that, das leistete sein Bruder Andreas in der Chemie und Physiologie; und mögen nun der Universität Wilna noch glänzende Tage bevorstehen oder nicht, — Ein goldenes Zeitalter hat sie schon erlebt, das der beiden Sniadeckis.

Joachim Lelewel nimmt eine ausgezeichnete Stelle in der Literatur seines Landes ein. Die ganze Geschichte seines Lebens ist eine Reihe ruhmvoller Bestrebungen. Aber wenn die Vorsehung ihn in die Welt geschickt hat mit zwei verschlossenen Briefen, deren einer ihn zu literarischer, der andere zu politischer Auszeichnung bestimmte — können wir, mit Bedauern, fragen: warum hat er den zweiten entsiegelt? Zum Glück fällt nur der erste in den Bereich meiner Aufgabe. Wir vermöchten, im gesammten Kreis gefeierter Historiker, kaum einen Mann zu finden, ausgezeichneter als Lelewel durch die Verbindung einer glänzenden Einbildungskraft mit der Neigung zu fleißigen und und ängstlichen Forschungen nach unbekanntem und dunklem Detail. Zwar ist er sich nicht selbst bewußt, ein Dichter zu seyn, aber daß er es ist, leuchtet aus seinen Werken hervor; sein Genius bricht durch die Masse seiner Gelehrsamkeit hindurch und zersprengt die Ketten von höchst ermüdenden und langweiligen Gegenständen. So, wenn er von einer verrosteten Münze spricht, die aus den Ruinen eines alten Schlosses ausgegraben worden, kann er im Anfang langweilig und pedantisch erscheinen mit seiner ins Einzelne gehenden Forschung, bis er in dem langen Zuge von Argumenten, welche die noch erkennbaren Merkmale des Gepräges betreffen, auf einen erlauchten Namen oder auf ein außerordentliches Ereigniß stößt, und dann findet er seine ganze Energie wieder, strömt all seinen Geist aus, entwickelt seine umfassenden Ansichten, erfrischt und belebt das Gemüth des Lesers mit den Schätzen seiner Einbildungskraft, und bringt Episoden vom höchsten Interesse. Nachdem er viele Jahre eingeschlossen — verschanzt gleichsam — gewesen war unter alten Büchern, Manuskripten und Reliquien, verließ er seine Veste, um den Katheder der Geschichte an der Universität Wilna einzunehmen. Die Schaaren, die sich zu seinen Vorlesungen drängten, der Beifall der Gelehrten und Strebenden trug ihn im Triumph über seine schwierige Aufgabe hinüber; denn er hatte zu kämpfen mit einer Gegenpartei, an deren Spitze Sniadecki stand, dessen Worte bei dem größern Theil des denkenden Publikums als Orakel galten. Wie anregend und elektrisirend seine Vorträge waren, können noch viele seiner Schüler dankbar bezeugen. Eines Tages — während einer Periode harter Verfolgungen in Wilna — bestieg Lelewel den Katheder und rief: „Zu den Waffen, Brüder, zu den Waffen! wir wollen sterben oder die Freiheit erkämpfen!“ Die hingerissene Versammlung erhob sich plötzlich, zweifelnd über die Absicht des Professors, als er ruhig fortfuhr: „Das war das Geschrei, welches durch die Berge der Schweiz erscholl, als Wilhelm Tell die Fahne der Unabhängigkeit erhob.“

Man wird es leicht begreifen, daß Lelewel der Apostel neuer Ideen, der Gründer einer Schule ward, welche, die Gränzen der Erfahrungskenntnisse überschreitend, sich in die Sphären des Abstrakten, des Idealen wagte, und so den Blick der Studirenden von der äußern Welt ab auf die innere, den Geist, lenkend, bewirkte er, daß sie der Auflehnung des Geistigen gegen die Materie sich anschloßen. Seine ersten Feindseligkeiten mit

Sniadecki hatten ihren Grund in einer Kleinigkeit. Lelewels Styl schmeckt zu sehr nach seiner Gelehrsamkeit und seinem Studium alter polnischer Bücher und ermangelt der Anmuth und Leichtigkeit. Ueberdieß sind seine Sätze von der Art, daß darin die möglichst größte Masse von Belehrung zusammengedrängt ist. So häufig ward er deßwegen von Sniadecki und dessen Satelliten angegriffen, daß sein Nachfolger im Lehrstuhl der Geschichte, als er die hervorragendsten polnischen Historiker aufzählte, sagte: „An ihrer Spitze steht stolz der gelehrte Lelewel; es ist nur zu bedauern, daß seine Werke bis jetzt noch nicht ins Polnische übersetzt sind." Der Kampf nahm sofort ein ernstes Aussehen an. Der Professor ward aus Wilna vertrieben. Aus einem friedlichen Lehrer ward er ein Verschwörer. Die Revolution fand ihn an ihrer Spitze, aber in der Stunde des Triumphs verlor er alle seine Energie und seinen Genius. Jetzt lebt er in Brüssel, mit seinen geliebten Studien beschäftigt. Die Titel seiner Werke aufzählen würde zu weit führen. Sein letzter Biograph zählt achtzig Bücher oder Pamphlete, denen sein Name vorgedruckt ist, die sich alle auf die Geschichte des slavischen Stamms beziehen; daher seine Popularität im Osten Europa's, während im Westen nur wenige Gelehrte seinen Namen mit Achtung zu nennen gelernt haben. Das Buch der Edda und sein neuestes Werk über die Münzen des Mittelalters sind Früchte seiner Streifzüge auf fremden Boden. In dem Zeitalter Niebuhr's und Savigny's, Guizot's und Hallam's darf Europa seine Anerkennung einem Schriftsteller nicht versagen, der durch seine genaue Kenntniß des Slavenstammes der Civilisation einen neuen Besitz errungen und die Verwandtschaftsansprüche eines Volkes dargethan hat, dessen Institutionen Europa bisher mit einem Ton der Ueberlegenheit, wo nicht der Verachtung, zu beurtheilen und zu behandeln gewohnt war.

P. B. Shelley.

(Schluß.)

Shelley ist Dichter in seinen größern Compositionen, in welchen jedoch auch schon häufig die sich gehen lassende Stimmung sich kund gibt, und insofern störend einwirkt, als sie den dem Gedicht wesentlichen Fortschritt verzögert und hemmt. Als Sänger zeigt er sich in seinen ziemlich zahlreichen kleinen Gedichten oder Liedern, von welchen viele so vortrefflich in ihrer Art sind, daß er mit ihnen einen höhern Rang unter den Dichtern ansprechen dürfte, als selbst mit mehrern seiner umfangreichern Gedichte. Die Einheit, Klarheit und Kürze, die man in letzteren häufig vermißt, in welchen gar oft ein Chaos von sich überbietenden und selbst widersprechenden Ideen, von Bildern, von Abschweifungen, von Metaphysik und Mystik sich darstellt, findet sich meist in den kleineren lyrischen Sachen, in welchen fast durchaus die Einheit des Gemüths herrscht, und die Fülle der schönen, kurz und treffend hingeworfenen Bilder und Gleichnisse anmuthig beherrscht, und in welchen der Harmonie der Empfindungen und Gedanken meist auch der Wohllaut des kunstvollen und doch ungesuchten Ausdrucks vollkommen entspricht. In ihnen tritt uns das Gemüth des Dichters am liebenswürdigsten entgegen, das, während sein spekulirender Geist sich in titanenhaftem Kampf gegen das in der Welt bestehende, oder ihm so erscheinende intellektuelle und moralische Uebel abmüdete, in elegischer Wehmuth und rührende Sympathie mit allen Wesen, lächelt, liebt und duldet. Das innerste Wesen seines Gemüths spricht er aus in den Zeilen an einen Kritiker, die wir früher in einer Uebertragung mittheilten, wo er sagt: aller Haß und alle Anfeindung von Andern könne ihn nicht zum Haß gegen Personen bewegen, da er nur den Mangel an Wahrheit und Liebe hasse. Kaum ist je ein Mensch so angefeindet worden, wie Shelley, dessen religiöse und politische Ketzereien ihn für Viele zum Ziel ihrer bittersten und gehässigsten Angriffe machten, ja sogar einen Niederträchtigen veranlaßten, sich persönlich an ihm zu vergreifen, abgesehen davon, daß man mit dem Verdammungsurtheil über seine Ansichten auch seine Poesie glaubte der Geringschätzung preisgeben zu können; in seinem Vaterlande selbst wurde er so außer dem Gesetz erklärt, daß man ihm seine Kinder entzog — und dennoch blieb er voll resignirender, nicht bloß affektirter, Liebe. Von Einzelnen wenigstens wurde sein großmüthiges, edles Herz erkannt und gewürdigt, wurden seine heißen Gefühle erwiedert; und die von der Masse der Menschen schnöd zurückgewiesene Sympathie übertrug er nun theils auf die ideelle Gesammtheit der Menschheit, theils auf die Natur. Wie rührend spricht er sich über das Liebebedürfniß seines Herzens (of my poor heart — so ruft auch Silvio Pellico aus: il povero mio cuore!) in einem Fragment gebliebenen, kurz vor seinem Tode angefangenen Gedicht aus, das den Titel führt: Der Kürbiß.

Todt war der Sommer, nah der Herbst dem Ende,
Winter, das Kind, lachte herein ins Land,
Ganz wolkenlos und kalt; als ich, in Sehnsucht
Nach Mehr, als man begreift in dieser Welt,
Weint' um die Schönheit, die, der Ebbe gleich,
Die Erde nackt zurück ließ, wie den Sand
Von meinem armen Herzen. — um Gras und Blumen,
Erbleicht ob flatterhafter Stunden Falschheit.
Todt war der Sommer, doch ich lebt' und weinte,
Daß Alles unbeständig, außer'm Weinen;
Die Erd', in Winterschlaf gelullt, belauscht' ich,
Und ich beneidete die Schlummernde;
Glückliche! weckend um dein Antlitz werden
Lenzlüfte säuseln, bis, aufspringend, du
Aus Träumen ohne Erinnerung, dich freust,
Daß dein unsterblich Leben trennt kein Tod.
Ich liebt' — o nein! ich meine Keins von Euch,
Kein irdisches Geschöpf, obgleich Ihr theuer
Mir, wie ein menschlich Herz je ist dem andern; —
Ich liebt' — ich weiß nicht was — doch dieser Ball
Und Alles was darin, umschließt nicht dich,
Dich, die ich nirgends seh', und allwärts fühle,
Dämmernde Gottheit meiner Anbetung,
Du bist verhüllt wie — —

Und dasselbe Gefühl äußert er in dem Lied an den Geist der Freude (Jahrg. 1837. S. 53):

Lieb hab' ich des Winters Schnee
Und den Eiskrystall,
Lieb den Wind, den Sturm, die See,
Lieb hab' ich das All
Der Natur, so weit es rein
Sich erhielt von der Menschheit Pein.

In eben diesem Gedicht erklärt er auch, warum seine Klagen sich in Gesängen und Liedern verkörpern; deren Form und Farbe eigentlich eher der Freude anzugehören scheint. Shelley's kleinere Gedichte zeichnen sich aus durch eine leichte, schwebende und hüpfende Bewegung, ähnlich dem Fluß eines raschen Baches; Daktyle und Anapäste tragen sie wie mit Schmetterlingsflügeln dahin, und die Tiefe der Empfindung, das concentrirte Gewicht des Schmerzens, welche sich doch nicht verläugnen, bilden einen ergreifenden Kontrast zu dieser oft fast ätherischen Leichtigkeit der sanft hingehauchten Worte; den Geist der Freude anredend, sagt er:

— — Mein Klaglied will ich singen
In einem fröhlichen Ton;
Mitleid wird nicht her dich bringen,
Lust lockt her dich schon;
Mitleid schneidet die Flügel dann
Ab dir, und hält dich im Bann.

Die Trauer in ihren verschiedenen Abstufungen und Färbungen ist der Grundton von Shelley's lyrischen Gedichten, und selbst von den am frohsten klingenden möchte man sagen, daß es umgewandelte Klagelieder seyen. Am schönsten ist dieß ausgesprochen in dem Gedicht an die Lerche (Jahrgang 1836. S. 189), wo er sagt:

Uns, um Einst und Morgen,
Um das Ferne bang,
Tönt ein Laut der Sorgen
Durch der Freude Klang,
Und an Trauer mahnte, wer je Süßes sang.

Doch könnt' er erdrücken
Stolz und Angst und Groll,
Quöll' von seinen Blicken
Nie der Thräne Zoll,
Dennoch wär' sein Jubel nie so himmelvoll.

Das Leben ist unserem Dichter ein Kreis, der in beständiger Bewegung ist und wo Freude und Schmerz beständig in einander übergehen, aber der Schmerz das Uebergewicht behält, weil die vergehende Freude schon durch das Vergehen zum Leid wird, und der Schmerz auch vergangen, seine Natur nicht ändert, wie dieß ein anderer englischer Dichter kurz und schön sagt:

Der Freud' Erinnerung ist nicht mehr Freude,
Des Grams Gedächtniß aber bleibt ein Gram.

Doch verhält sich dieß bei Shelley so, daß auch der Schmerz noch eine gewisse Süßigkeit für ihn hat; die Thränen seiner Seele werden ihm zum Bernstein, das Blut seiner Herzenswunden zum Rubin des Gedichts; eine ganz reine Freude aber kennt er eigentlich gar nicht; sein Gemüth, der Unbefangenheit natürlicher Verhältnisse entfremdet, legt allem Genuß und allem Entzücken immer die Folie der Trauer unter, und die ewige Feindin der dauernden Wonne — die *Vergänglichkeit*, tritt ihm überall entgegen, und verbittert ihm, was die *Vergangenheit* noch nicht weggerafft. Die Vergangenheit ist immer noch als Schmerz gegenwärtig, wie er einmal singt:

Vergessen willst du die seligen Stunden,
Die im Tempel der Liebe ihr Grab gefunden?
Vergessen das was vergangen und todt?
O! manches Gespenst, es zu rächen droht!
Erinnrung, die zum Sarg macht die Brust,
Sehnsucht, die dämpft in der Seele die Lust,
Und mit Geisterstimme flüstern die Beiden:
Freude, einmal verloren, wird Schmerz!

In dem Gedicht: *Klage* (Jahrgang 1836. S. 369) wird das schnelle Entschwinden des Liebesglückes verglichen mit der Kürze des Schönsten und Beglückendsten, was die Welt kennt:

Schneller als der Sommer verglüht,
Schneller als die Jugend verblüht,
Schneller als die Wonnenacht flieht,
Bist du kommen und gangen;

zwar erneuert sich das allgemeine Naturleben, der Kreislauf der Zeiten, aber die Wonnezeit der Einzelnen, das individuelle Glück flieht unwiederbringlich:

Sommer, die Schwalbe, kommt wieder heran,
Nacht, die Eule, wird wieder nahn,
Aber Jugend, der wilde Schwan,
Floh auf immer — —

Die Unruhe und Rastlosigkeit des Lebens ist veranschaulicht in dem Gedicht: die Wanderer der Welt, wo die Sonne, der Mond und der Wind als rastlose Pilger angeredet und um ihre Ruhestatt befragt werden, und angedeutet wird, daß so wenig als sie der Mensch eine Heimath habe.

Die ergreifende Schönheit von Shelley's lyrischen Gedichten mit ihrer tiefen Trauer, welche von der verzagten Niedergeschlagenheit die ganze Skala bis zur mild lächelnden resignirten Wehmuth durchläuft, hat unsers Erachtens, theilweise wenigstens, ihren Grund darin, daß diese Trauer durchaus keine künstliche, keine solche ist, welche der Dichter durch Versetzung auf einen andern Stand- oder Gesichtspunkt zum Schweigen bringen kann, daß er nicht mit Dissonanzen spielt, welche wieder aufzulösen und zur Harmonie zu versöhnen er in seiner Gewalt hätte; daß er nicht, wie der christliche Dichter, der im religiösen Glauben an die Alles aufs beste machende und Alles ausgleichende Vorsehung seine Klagen beschwichtigt, und damit wohl etwa eine erbauliche und getroste Stimmung bewirkt, aber gar leicht den Ernst und die Tiefe der Poesie schwächt oder zerstört — daß er nicht so ein Wort der Lösung in Bereitschaft

hat, sondern sein Leid ganz austönen läßt, und gerade in diesem gänzlichen Aussprechen und in der Form der Schönheit, worin es geschieht, eine gewisse Befriedigung findet. Er taucht sein Leid in die Wellen der Schönheit, die es nicht auslöschen und tilgen, sondern nur reinigen und adeln; er beruft sich nicht auf eine höhere Instanz, vor welcher der irdische Schmerz sich verflüchtigt. Die antiken Dichter empfanden auch den Schmerz der Vergänglichkeit, aber idee härteren, minder weich gewöhnten Herzen ergaben sich demselben nicht mit solchem **Genuß**, sie versenkten sich nicht so darein, verfolgten und zerlegten ihn nicht so, wie der moderne Dichter, dessen Gemüth, wie überhaupt das des modernen Menschen, viel aufgelockerter, weicher, man darf wohl sagen verzärtelter und oft bis zur Krankhaftigkeit verfeinert ist. Shelley besitzt die ganze Empfindlichkeit des modernen, unter dem Einfluß des Christenthums weicher gewordenen Gemüths, aber er besitzt nicht den Glauben des Christenthums, in Beziedung auf den Glauben ist er ein Heide, aber dem Gemüth nach ist er ein Christ. Der antike Dichter würde Shelley's elegische Poesien unmännlich und weichlich, der christliche Leser mag sie unchristlich und verzagt finden, und beklagen, daß es ihm an einem sichern Halt und Trost im Leben gefehlt habe; vom unparteiischen Standpunkt der Poesie aus aber wied man diese Produkte einer ganz eigenthümlichen geistigen und gemüthlichen Natur gewiß aller Beachtung werth finden und als **Perlen** hoch halten, wenn sie auch den Grund ihrer Entstehung in einer krankhaften Organisation haben sollten.

Wir lassen noch einige kleinere Gedichte Shelley's folgen:

Lied.

Ein Vöglein saß, ums Männchen trauernd tief,
Auf winterlichem Strauch;
Drunter hin der Bach, der beeiste lief,
Oben Windes frost'ger Hauch.

Entlaubt ist, kahl, der Wald, wie eine Gruft,
Keine Blum' auf dem Feld zu sehn,
Und wenig Regung in der Luft,
Als nur des Mühlrads Getön.

Morgen!

Wo denn bleibst du, geliebtes Morgen!
Das Jung und Alt, die Gesunden und Kranken,
Reiche und Arme, in Glück und Sorgen,
Rufen herbei mit der Sehnsucht Gedanken?
Kamst du? — ach nein! wovon wir befreit
Wünschten zu seyn, kam statt deiner: das **Heut**!

Veränderlichkeit.

Wir sind wie Wolken, davon der Mond umwallt;
Wie rastlos flattern sie! wie zuckt ihr Schimmer!
Wie streifen sie die Dunkelheit! — Doch bald
Verschlingt sie Nacht — und hin sind sie auf immer!

Wie Harfen, deren mißgestimmte Saiten
Bei jedem Windstoß andre Töne geben,
Aus deren zarter Brust nie bei der zweiten
Schüttrung die nämlichen Akkorde schweben.

Wir ruhn — Ein Traum vergiftet unsern Schlummer;
Stehn auf — und Ein Gedanke schwärzt den Tag;
Wir denken, ahnen, fühlen Lust und Kummer —
Hegend das Leid, oder lebend ins Gelag;

Gleich gilt's — denn sey's nun Jubel oder Sorgen,
Wir wissen doch, daß Beides scheiden muß;
Des Menschen Gestern gleicht nie seinem Morgen —
Nichts ist beständig als des Wechsels Fluß!

Schicksal der Liebe.

Wenn die Lamp' ist zerschlagen,
Liegt todt im Staube das Licht;
Wenn die Wolken fort jagen,
Wird die Pracht der Iris zunicht.
Wenn die Laute zerbrochen,
Vergißt man den süßen Akkord;
Wenn der Mund hat gesprochen —
Nicht behält man der Liebe Wort.

Wie Musik und Helle
Mit Laut' und Lampe kommt um,
Stirbt im Busen die Quelle
Des Lieds, wenn der Geist ist stumm;
Bis auf Trauergesänge,
Wie der Sturm durch Ruinen dröhnt,
Wie beim Leichengepränge
Von Matrosen das Meer sie stöhnt.

Fanden einmal sich Herzen:
Verläßt Liebe ihr weiches Nest;
In einsamen Schmerzen
Setzt sie sich im einst glücklichen fest;
O Liebe, magst quälen
Du ein Wesen, das wehrlos, so arg?
Mußt'st das Schwächste du wählen
Zur Wiege, zur Heimath, zum Sarg?

Seine Leidenschaft wiegt dich,
Wie der Sturm wiegt der Raben Gezücht;
Die Vernunft vergnügt sich
Dein zu spotten mit kaltem Licht;
Dein Nest muß verwittern,
Und dein Adler läßt, flieh'nd, ohne Trost
Das Entblößte zittern,
Wenn das Laub fällt und kommt der Frost!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'sche Bchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 357.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

23 December 1838.

Fortschritte des Volksunterrichts in der Moldau.*)

In früheren Zeiten waren die Volksschulen in den Händen griechischer Lehrer, und der Vortrag in griechischer Sprache, wodurch natürlich der Hauptzweck, die Volksbildung, verloren ging, und überhaupt die Entwicklung der romunischen — moldauischen und walachischen — Sprache unmöglich wurde. Die aufeinanderfolgenden griechischen Fürsten nahmen zwar immer Rücksicht auf Elementarschulbildung, allein dieselbe wurde im Allgemeinen nie so geleitet, um wohlthätigen Einfluß auf allgemeine Volksbildung haben zu können. Erst im 19ten Jahrhundert können wir von eigentlichen Volksschulen reden, durch deren Stiftung im Jahre 1804 der Metropolit Benjamin Kostaky sich hohe Verdienste erwarb. Diese von dem würdigen Metropoliten gegründeten Schulen verbesserte im Jahre 1814 in vieler Beziehung der jedes wissenschaftliche Streben fördernde Fürst Callimachi. Freilich waren diese immer nur noch in der Hauptstadt zu suchen, und die Städte der Districte waren mit Elementarschulen nur sehr kümmerlich bedacht.

Durch den großen Brand in Jassy im Jahre 1827, bei welchem beinahe die Hälfte der Stadt in Asche verwandelt und das Schulhaus auch ein Raub der Flammen wurde, war der Elementarunterricht auf lange Zeit ganz unterbrochen, und erst im Anfange des Jahres 1828 durch den Fürsten Johann Stuedza wieder hergestellt und durch passende Verbesserungen neu belebt. Namentlich wurde jetzt in moldauischer Sprache Unterricht ertheilt, Pestalozzi's Lehrmethode eingeführt, und die Zahl der Lehrer vermehrt. Auch bekam bald darauf die Jugend für den Elementarunterricht moldauische Schulbücher in die Hände.

Einen noch höhern Aufschwung bekam der Volkselementarunterricht im Jahre 1832, wo das Reglement, durch welches alle Verhältnisse des Landes geordnet und auch auf den Volksunterricht wohlthätige Rücksicht genommen wurde, durch die Huld des hochherzigen Kaisers Nikolaus bestätiget ward. Es wurden sofort in den Districtsstädten Roman, Galatz, Husch, Fockschan, Berlat, Botuschan und Piatra Elementarschulen errichtet und diese mit guten Lehrern versehen. Diese Verbreitung von Elementarschulen nimmt bis auf diesen Augenblick nach Bedarf immer zu, so daß man hoffen kann, in kurzer Zeit selbst in den kleinsten Städtchen Elementarschulen zu haben. Wie erfreulich der Fortgang des Volksschulwesens seit neuerer Zeit gewesen, beweist die Thatsache, daß nach den öffentlichen Listen seit zehn Jahren in den verschiedenen Elementarschulen der Moldau 6378 Schüler gebildet und 255 auf Staatskosten erzogen wurden.

Ein ganz besonderes Verdienst um den Elementarunterricht erwarb sich der Hospodar des Fürstenthums Moldau, Michael Sturza, welcher bei dem Antritte seiner Regierung im Jahre 1834 die Einrichtung einer Mädchenschule anordnete, eine Verfügung, welche um so nothwendiger war, als es dem Lande bis zu jenem Jahre an Schulen der Art völlig gebrach. In diesen Schulen werden die Mädchen nicht nur im Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Geschichte u. s. w., sondern auch in allen weiblichen Arbeiten unterrichtet. Die segensreichen Folgen zeigen sich schon deutlich unter der weiblichen Jugend, und mehrere Hundert verdanken dieser Anstalt seit ihrer Entstehung ihre geistige und wirthschaftliche Ausbildung.

Da die Civilisation nur dort wahrhaft Fortschritte gemacht hat, wo sich ihr segensreicher Einfluß auch auf die mittleren und niederen Stände ausbreitet, so wird jeder Freund europäischer Cultur mit Freude auf das hinblicken, was in dieser Beziehung in neuerer Zeit in dem Fürstenthume Moldau geschehen ist.

*) Aus einer von dem Arzte, Ritter von Czihak, herausgegebenen Broschüre.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Die Stellung im Mittelmeer ist für Frankreich von der höchsten Bedeutung: es ist das erste ernsthafte Bestreben desselben, wieder eine Colonialmacht zu gründen, und zwar eine solche, welche ihm für die Zukunft ein Uebergewicht im Mittelmeere bereiten muß. Nicht umsonst donnert Urquhart, dessen

Anhang wir die ultra-englische Partei nennen möchten, gegen die Usurpationen Frankreichs auf der Nordküste von Afrika. Es entspinnt sich hier eine neue Colonialpolitik, die einst mit Seeschlachten ausgeglichen werden wird. Die frühesten Colonialkriege zwischen Großbritannien und Frankreich wurden in Nordamerika gefochten und endigten mit der Eroberung von Canada; dann begann der Kampf in Ostindien, bis Tippu Sahebs und Scindia's Heere vor dem überlegenen Glück der Engländer erlagen. Der Zug nach Aegypten wurde unternommen, um den sinkenden Stern Frankreichs in Ostindien wieder zu neuem Glanze zu erheben, und als Aegypten verloren war, knüpfte Napoleon Unterhandlungen mit Persien an, und zugleich ward Rußland dort mit auf den Schauplatz gezogen. Jetzt steht dieses letztere drohend den Engländern im Orient gegenüber, und um überall zu rechter Zeit bei der Hand zu seyn, muß sich England Aegyptens versichern. Aber auch dieß genügt nicht, wenn Frankreich eine größere Macht im Mittelmeer erlangt, da es gestärkt durch die Nähe seiner Hülfsquellen, so wie durch den Besitz der Häfen am Nord- und Südufer des mittelländischen Meeres die Verbindung Englands mit Ostindien unterbrechen kann. Daher der Ingrimm so vieler Engländer gegen die Festsetzung der Franzosen in Nordafrika. Aber die französische Regierung kann ihre Besitzung nicht mehr aufgeben: sie würde den Süden ihres Landes tödtlich verletzen, das unermeßlich aufblühende Marseille (siehe Nr. 175) würde mit Einemmale wieder sinken, und die ganze Aussicht des französischen Südens, wieder zu neuem Leben gerufen zu werden, wäre vernichtet. Der französische Süden hat den Fluch, der seit drei Jahrhunderten auf dem Mittelmeere gelastet, mit empfunden, und erst der Besitz von Algier fängt an den bösen Zauber zu lösen.

Die große Marinemacht Frankreichs unter Ludwig XIV, Ludwig XVI, dem Convent und Napoleon, ging meistens von den atlantischen Häfen aus, wie denn überhaupt Bewegung und Leben mehr gegen Norden und Westen gerichtet war; erst unter dem Convent und Napoleon fängt Toulon an, sich mehr zu erheben, und jetzt scheint es der wichtigste Kriegshafen geworden zu seyn, wenn gleich die Marineetablissements am atlantischen Ocean Cherbourg, Brest, L'Orient (s. Nr. 202 bis 204, 209 bis 212) keineswegs im Verfall sind. Auch auf andern Seiten sucht man die Marine zu heben; man legt Marinebibliotheken an (s. Nr. 27. 51), errichtet Schiffsjungeninstitute (s. Nr. 54) und sendet eine wissenschaftliche Expedition um die andere aus, so die Recherche neuerdings nach Norwegen und Lappland (siehe Roberts Schreiben über einen Theil dieser Reise Nr. 324) und die Astrolabe und Zelée (s. Nr. 317 bis 321) auf eine Reise um die Welt. Was die Entdeckungen gegen den Südpol zu anbelangt, welche diese Expedition nach den Vorgängen von Weddell, Bellinghausen und Andern vervollständigen sollte, so ist dieselbe zwar bis jetzt für so gut als mißlungen anzusehen, allein immerhin erwarben sich die französischen Seeleute auf diesen zum Theil höchst mühseligen Fahrten wieder die Erfahrung und Ausdauer, ohne welche keine Marine bestehen kann. Die Zahl der Kriegsschiffe Frankreichs ist auch fortwährend im Steigen (siehe Nr. 229), und eine Anzahl derselben ist nicht nur im Orient und im Mittelmeere überhaupt beschäftigt, sondern auch gegen Mexico und Buenos-Ayres. Augenscheinlich ist Frankreich bemüht, seinen Rang als Seemacht wieder einzunehmen, den es im verflossenen unglücklichen Seekriege verloren hat.

Auf solche Bestrebungen, wieder zu einer Seemacht zu werden, und mit andern Nationen in erneuerten vielfachen Verkehr zu kommen, muß man achten, wenn man durch das Treiben in Paris vielfach mit Ekel und Verachtung erfüllt wird. Man muß sich erinnern, daß hinter den Jämmerlichkeiten, deren Schauplatz Paris nur allzu oft ist, noch eine große Nation steht, die zu einem nicht geringen Theil in einer glücklichen Unwissenheit aller Literatur, der französischen eben sowohl, als einer fremden, sich befindet, und darum auch von ihrem vielfach verderblichen Hauche nicht angesteckt ist. Vor kurzem noch war die französische Belletristik gräßlich und darum widerlich, jetzt wird sie tugendhaft und langweilig; die neu eingetretene Revolution (s. Nr. 277, 278) verspricht eben noch keine bessere Zukunft, und der Ausspruch eines unserer Correspondenten (s. Nr. 195): „die literarische Welt hier ist mit Stupidität geschlagen," scheint hart, ist aber nicht unverdient. Man kann die französische Literatur recht wohl folgendermaßen abtheilen: gelehrte Literatur, mit einem so schlechten Absatz, daß sie fast nur durch die Hülfe der Regierung sich erhält; Pariser Belletristik, welche wie ein Irlicht aufgeht und verschwindet, wobei ein geschickter Verleger, der die Zeit zu erfassen weiß, seinen Vortheil erhaschen kann, und Journalliteratur, wozu denn auch manche nicht periodische Werke ebenfalls gerechnet werden müssen. Einzelne Schriften, wie namentlich manche Lehrbücher und Compendien von sachkundigen Männern (s. Nr. 283) machen eine ehrenvolle Ausnahme, im Ganzen aber wird die Eintheilung nicht unrichtig seyn. Ohne Aufmunterung und Unterstützung würde unendlich wenig Gelehrtes erscheinen, weil der Absatz die Kosten des Verlags nicht decken würde; die Regierung ist indeß, freilich nicht immer auf die passendste Weise, bemüht, die Masse des Wissens zu mehren, was der einzige Weg ist, um der ganz bodenlos gewordenen Belletristik entgegen zu treten. Die Journale und Revuen (s. Nr. 267 und 268) geben ein deutliches Bild des jetzigen Zustandes der Nation, und nicht gerade ein erfreuliches, denn während die wissenschaftlichen Journale sich keck denen aller andern Nationen an die Seite stellen können, tragen die nicht wissenschaftlichen nur allzu häufig das Gepräge grober Unwissenheit, und die Mittelglieder zwischen den gelehrten und nicht gelehrten Journalen fehlen im Grunde ganz. Die Revue des deux Mondes begann ein solches Mittelglied zu werden, fand aber ihren Pfad nicht mit Gold gepflastert, und erachtete es für räthlicher, sich der Tagespolitik zu ergeben, und die Revue française et étrangère schleppt sichtlich ein sieches Daseyn dahin.

Die Centralisation und der noch immer andauernde Haß gegen den alten Adel haben der französischen Literatur, und wir möchten beinahe sagen, der Entwicklung des französischen Geistes wesentlich geschadet. Paris riß sich geistig los von Frankreich und strebte nach einem literarischen Cosmopolitismus, der eben so sehr zur Schwäche und Unmacht führt, wie der politische.

Die Zeit, wo die Pariser Literatur die der gebildeten Welt war, ist längst vorüber, und wie ein Weltvolk unter dem Andrang von Nationalvölkern in Nichts und in Sklaverei hinabsinkt, so muß auch eine solche Weltliteratur, wie man sie in Paris träumt, neben den farbenreichen Nationalliteraturen verlieren. Die französische Literatur wird erst dann wieder einen wahren Aufschwung nehmen, wenn sie wieder zurückgeht zu der wahren Quelle aller schönen Literatur, zur Nationalgeschichte. Aber hier stößt man auf die alten großen Familien des Landes, und hält es für ein politisches Vergehen, diese wieder zu Ehren zu bringen, und ihnen die Stelle anzuweisen, die sie in der Geschichte einnehmen. Nur in Einer Beziehung schöpfen die französischen Schriftsteller aus dem Volke, indem sie das Pariserleben malen — dieß kann aber nur Genrebilder geben.

Die französische Journalistik liefert außerordentlich wenig Brauchbares über die westlichen und südlichen Provinzen Frankreichs, und mit Dank ist daher alles aufzunehmen, was einzelne Fremde uns darüber mittheilen, sey es auch nur in speciellen Schilderungen, wie die Ausflüge in die westlichen Departements von Frankreich, wovon wir bis jetzt zwei Nummern, das Sarthedepartement (s. Nr. 285 bis 287) und die Priorei Solesmes (s. Nr. 352 bis 356) mitgetheilt haben, und noch eine dritte in den letzten Tagen dieses Jahres mittheilen werden. Von größerer Bedeutung sind die Bilder aus den Pyrenäen (s. einzelne Nummern von 300 bis 341), von einem Manne, der Spanien und Südfrankreich gleich gut kennt, und von dem wir im vorigen Jahre mehrere Skizzen aus ersterem Lande mitgetheilt haben. Leider kamen seine Sendungen zu spät an, als daß wir sie noch in ihrem vollen Umfang dieses Jahr hätten einrücken können. Man fühlt sich bei diesen Schilderungen auf ein ganz eigenthümliches Terrain versetzt, und daran gemahnt, daß diesseits und jenseits der Pyrenäen ein verwandtes Volk wohnt, bei dem die Uniformität des Pariser Lebens und Treibens verschwindet. Dort fühlt man auch schmerzlich die Nähe des in Spanien tobenden Bürgerkriegs, von dem keiner der zahlreich dorthin geflüchteten Spanier ein Ende abzusehen vermag.

Aus jenem unglücklichen Lande haben wir gleichfalls wenig, sehr wenig mitzutheilen: die Tagespolitik verschlingt Alles. Mit Ueberdruß wendet sich beinahe auch diese ab; was achtet man noch auf die gewaltigen Redner mit den stumpfen Donnerkeilen ihrer Beredsamkeit, während rohe Grausamkeit Hunderte von Opfern nicht im Kampfgetümmel, nicht einmal im wilden Rausch der Volksleidenschaft, sondern mit kalter Berechnung, Opfer um Opfer gegeneinander abzählend, schlachtet? Auch die Kunst (siehe Nr. 124) vermag bei solchem Elend nicht mehr zu trösten, von den Tagesfliegen, die um die Sonne der Gewalt herumschwärmen, wendet man sich verächtlich ab, und nur Eines noch kann den aufmerksamen Beobachter anziehen: die Elemente des Kampfes. Nicht die Schlechtesten der Nation sind es, die noch im offenen Kampfe ihr Blut verspritzen, denn aus dieser Blutsaat allein können mit der Zeit gestählte Charaktere hervorgehen, die einst dem Lande frommen dürften. Das System der Herrschaft, das in Spanien 300 Jahre lang ohne Unterbrechung fortdauerte, das System, mit der Unwissenheit und dem Fanatismus der niedern Classen gegen die höhern zu herrschen, und dadurch einer höhern geistigen Bildung den Weg zu versperren, während man den niedern Classen einen finstern Trotz auf ihre Bedeutung einpflanzt, dieß System mußte solche Früchte tragen, und der Kampf, weit entfernt, beendigt zu seyn, wird fortdauern, bis die höhern Classen untergegangen sind, und Charaktere, die aus dem schrecklichen Bürgerkrieg hervorgegangen, sich aus den niedern Ständen emporgearbeitet haben, und die Schaubühne einnehmen.

Schlechter noch als in Spanien, so parador dieß klingen mag, stehen die Angelegenheiten in Portugal; während im erstern Lande die unverträglichen Elemente in offenem Kampfe sich gegenüber liegen, das Mark des Landes verzehren, und die Regierung durch die Militärchefs nach und nach aller Macht beraubt wird, geht derselbe Proceß in Portugal wie ein schleichendes Fieber vor sich, und die Regierung wird in dem einen Lande wie in dem andern bald nur noch in der Hauptstadt Herr und Meister seyn, und in der Hauptstadt selbst werden sich die verschiedenen Factionen um die Gewalt streiten, wie die Geyer um das gefallene Aas. Alles, was wir aus dem unglücklichen Lande berichtet (s. Lebensbilder aus Portugal), bietet nur ein mit schmerzlichem Bedauern und Verachtung gemischtes Interesse.

(Fortsetzung folgt.)

Modell eines parsischen Grabdenkmals.

Das Museum der königlichen asiatischen Gesellschaft von London ist mit einem Gegenstande, der das vollste Interesse verdient, bereichert worden. Es ist dieß das hölzerne Modell jener eigenthümlichen, bei den auf der Insel Bombay als Feueranbeter lebenden Parsis gebräuchlichen Grabmäler. Dasselbe ist in einem Maaßstabe von einem Zoll auf zwei Fuß erbaut, und von einem Plan begleitet, auf welchem die verschiedenen Theile des Denkmals genau angegeben sind. Das Grabmal, so wie das Modell und die Zeichnungen sind von einem jungen Ingenieur aus dem Stamme der Parsis, Namens Soraddschi Dhunidhoy, ausgeführt worden. Das Grabmal, dem man den bezeichnenden Namen Thurm des Schweigens beigelegt hat, ist von runder Form. Der Umfang der Grundfläche desselben beträgt 175 Fuß und seine Höhe 18 Fuß. Ein abhängiger Weg führt zu einer kleinen Thüre von etwa 8 Fuß Höhe, die auf der Westseite in der Mauer angebracht ist und auf eine Platform führt, von wo man die ganze Umgegend des Denkmals übersieht. Diese Platform ist in drei Abtheilungen getheilt, mit Nischen, in welchen die Leichname aufgestellt werden. Die eine davon ist für die Männer, die andere für die Weiber und die letzte für die Kinder bestimmt. Jede dieser Nischen kann fünf und dreißig Leichname aufnehmen. Im Mittelpunkte des Gebäudes ist ein Brunnen, 7 Fuß tief, mit einem Umfange von 15 Fuß, in welchen die Gebeine geworfen werden. Alle diese Grabmäler sind nach einem und demselben Plan erbaut. Eine einzige Veränderung hat in der innern Vertheilung stattgefunden, welche sowohl wegen ihrer Veranlassung, als auch wegen der Schnelligkeit, mit der sie vollzogen wurde, angeführt zu werden verdient. Da man die Möglichkeit einsah, daß noch lebende Individuen begraben werden könnten, so schlug man vor, eine Treppe in der Mauer anzubringen, und an derselben eine Kette zu befestigen, damit die in diese schreckliche Lage versetzten Un-

glücklichen sich selbst retten könnten; als aber diese Neuerung den Priestern vorgelegt wurde, verwarfen diese dieselbe als einen Eingriff in das göttliche Gesetz. Trotz dessen richtete der Eigenthümer des Grabmals und der junge Ingenieur während der Nacht die Treppe ein und befestigten die Kette. Als sie bei Anbruch des Tages entdeckt wurden, versicherten sie, diese Gegenstände seyen das Werk einer übernatürlichen Macht; in Folge dieser Erklärung ließ man die neue Einrichtung bestehen. Der Thurm des Schweigens ist von einem Parsi, Namens Viranschi Barmedschi, zu Ehren seiner am 4 Mai 1831 verstorbenen Tochter Dinbeye erbaut worden. Das Gebäude wurde einen Monat darauf begonnen und am 5 Mai 1832 beendigt; es nimmt einen Raum von 5568 Quadratfuß ein. Wenn ein Parsi stirbt, so wird sein Leichnam in ein Tuch gehüllt, in eine Bahre eingeschlossen, von zwei Personen in das Grabmal getragen und auf der Platform nahe an der Thüre aufgestellt; später räumt er einem nachfolgenden diese Stelle ein, bis endlich der ganze Raum angefüllt ist. Alsdann wird das Grabmal mehrere Monate lang verschlossen, die Gebeine werden gesammelt und in einen Brunnen geworfen. Bei der Beerdigung kann, mit Ausnahme der zwei Personen, welche den Leichnam zu tragen haben, Niemand gegenwärtig seyn; der Rest der Begleitung muß in einer Entfernung von 300 Fuß stehen bleiben. Einige reiche Parsi-Kaufleute haben solche Grabmäler, die auf einem an ihren Wohnort stoßenden Grund und Boden erbaut sind.

Besetzung von Aden.

(Aus der Gazette de Smyrne vom 17 November.)

Die alte Stadt Aden, die Hauptstadt des kleinen Königreichs in Yemen, dessen Namen sie trägt, liegt nach der Angabe der Geographen im Golfe von Aden, außerhalb des rothen Meeres; die neue Stadt Aden, welcher die Engländer diesen Namen gegeben haben, liegt gerade an der Mündung des rothen Meeres, an der Meerenge von Bab-el-Mandeb. Eine zur Aufnahme einer Flotte und einer unendlichen Anzahl von Handelsschiffen hinlänglich ausgedehnte Bai bietet zu jeder Zeit einen sichern Zufluchtsort gegen die in jenen Gegenden häufigen Stürme. Südlich von dieser Bai, in sehr geringer Entfernung und etwa in der Mitte der Meerenge, liegt die kleine Insel Perim, das eigentliche Thor des arabischen Golfs, welche die Engländer schon im Jahre 1799 befestigt hatten, und aus welcher sie gegenwärtig ein zweites Gibraltar machen zu wollen scheinen. Es wird an diesen Befestigungen, so wie an denen von Aden mit großer Thätigkeit gearbeitet. Die Engländer werden nach Beendigung derselben in jenem Meere den Handel ausschließlich treiben können. Bereits beschäftigt sich eine große Anzahl von Schiffen dieser Nation sowohl an den Küsten von Abyssinien, als auch an denen des glücklichen Arabiens mit Handel in Waffen und Munition. Besonders in Mokka haben ihre Geschäfte schon eine bedeutende Ausdehnung erreicht. Durch sie wird aller Mokka-Kaffee, der sonst nach Aegypten kam, nach England ausgeführt.

Ungefähr vor vier Monaten haben die Engländer Besitz von Aden genommen, das sie sich um die mäßige Summe von 30,000 Talaris (150,000 Franken) verschafften. Ein Scheik oder Häuptling, dessen Namen man nicht kennt, verkaufte die Stadt um diese Summe an sie, und zog sich nach der Uebergabe mit den Seinigen in das Innere Arabiens zurück; die Entfernung des Scheiks bis auf eine gewisse Strecke von Aden war nämlich eine der Hauptbedingungen bei dem Handel. Die Ausdehnung des zur Stadt gehörigen Gebiets kennt man nicht; eben so wenig weiß man, wie stark die daselbst errichtete Garnison ist; alle Nachrichten hierüber wurden bisher sehr geheim gehalten.*) So viel ist gewiß, daß die englische Regierung auf diese neue Acquisition eine bedeutende Wichtigkeit legt. Vor kurzem ließ dieselbe Mehemed Ali durch ihren Generalconsul in Aegypten bedeuten, er habe die genauesten Befehle zu ertheilen, daß seine Truppen in Yemen nicht in die Nähe von Aden kämen, wofern er nicht diese Gebietsverletzung, die als ein Act der Feindseligkeit gegen England betrachtet werden würde, aufs strengste bestraft sehen wollte. Ferner hat die brittische Regierung seit einem Jahre an allen Hauptorten an der Küste des rothen Meeres viele Agenten ernannt, und im gegenwärtigen Augenblick arbeitet man an einem consularischen Reglement, das die Befugnisse eines jeden dieser Beamten, je nach den Graden und der Wichtigkeit des von ihm verwalteten Postens, festsetzen soll.

Vermischte Nachrichten.

Thee und andere Pflanzen in Ostindien. Ein Brief des Dr. Falconer**) an Dr. Royle, der der Asiatic Society in London in ihrer Sitzung vom 17 November auszugsweise mitgetheilt wurde, enthält viele interessante Nachrichten in Bezug auf Wachsthum und Gedeihen verschiedener Pflanzen, welche ohne Zweifel wichtige Handelsartikel werden, besonders der Theepflanze, welche in zwei Pflanzungen kräftig wächst, und in dreien von denen, die man auf den benachbarten Gebirgen angelegt hat, schon blüht. In dem Garten von Saharanpur kommt das otaheitische Zuckerrohr vollkommen fort, und wird sich bald über den ganzen District verbreiten. Die Baumwollenstaude vom gebirgigen Georgien wird ohne Zweifel trefflich in den obern Provinzen fortkommen, da ihr Same schon reift, ehe die von Bourbon nur blüht. Die ägyptische Baumwolle wird wahrscheinlich eben so gut gedeihen. Auch mit dem Samen der peruvianischen Baumwollenstaude sollten Versuche gemacht werden. Dr. Falconer erwähnt noch, daß der Zimmet von Ceylon, der Orlean von Amerika, Mango von Bombay und der chinesische Litchee (sapindus edulis) im Garten gedeihen — und die drei letztern reichlich Frucht geben.

Die Orusquelle. Ein Brief von Capitän Burnes enthält hierüber Folgendes: Dieser berühmte Fluß entspringt in dem hohen Pamer-Land in Sinkoat; er entströmt aus einem auf allen Seiten, die westliche ausgenommen, durch Berge eingeschlossenen See in einer Höhe von 15,600 Fuß über dem Meer, also fast in gleicher Höhe mit der Spitze des Montblancs.

*) Neuern Nachrichten zufolge soll sie 2000 Mann betragen. A. d. R.

**) Aufseher des botanischen Gartens der ostindischen Compagnie in Saharanpur unter dem 30° N. B.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

№ 18.

Intelligenzblatt

zum

Ausland.

ökonomie und des Staatsrechts, für Statistiker, Landeigenthümer, größere Gutsbesitzer und Landwirthe, so wie von vielfältigem Interesse für jeden Gebildeten.

Braunschweig, im September 1838.

George Westermann.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Vollständiges

Real-Lexikon

der

medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde.

Enthaltend:

Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind.

Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Aerzte, Studirende, Apotheker und Droguisten.

Herausgegeben von

Dr. Eduard Winkler.

Ersten Bandes erstes Heft.

Aal—Beringeria.

gr. 8. auf gutem Druckpap. Subscriptionspreis 20 gr.

Dieses Werk, das zwei Bände bilden und in Heften von 12 Bogen ausgegeben wird, dürfte einem seit langer Zeit lebhaft gefühlten Bedürfniss entsprechen; dasselbe ist mit Benutzung aller wichtigen Werke der ausgezeichnetsten Schriftsteller in diesem Fache und nach eignen Erfahrungen dem Stande der Wissenschaften gemäss bearbeitet worden.

Leipzig, im October 1838.

F. A. Brockhaus.

In der Unterzeichneten ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben.

8. Velinpap. Preis 2 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

Das öffentliche Urtheil wird gewiß dem Dichter eine ausgezeichnete Stelle unter den Schülern Goethe's anweisen. Neben dem poetischen Talent sind die Gedichte Producte umfassender Bildung und einer tiefen Weltanschauung; sie sind ein Cyclus, in dem sich die Entwicklungsstufen eines reichen Gemüths darstellen, und der Form nach höchst mannichfaltig, wie schon die Anordnung zeigt. Die Sammlung zerfällt in folgende Bücher: Trieb. Resultate. Gelegentlich. persönlich. Im Sinne des Alterthums. Sonette. Ghaselen. Erzählend. Dem Dichter. Sinn. Uebersetztes.

Stuttgart und Augsburg, im Mai 1838.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

[3551] Eine der schönsten, für jeden Gebildeten empfehlungswerthesten neuen litterarischen Erscheinungen ist die:

Galerie der Helden.

Eine Reihe allgemein interessanter Lebensbeschreibungen berühmter Krieger.

Mit Stahlstichen. (Die Helden zu Pferde darstellend.)

I. Band: Marschall Vorwärts! Oder: Leben, Thaten und Charakter des Fürsten **Blücher von Wahlstadt.** Ein Buch für Deutschlands Volk und Heer, von Dr. Rauschnick ꝛc.
II. Band: **Leben Washingtons.** Von Ed. Gehe.
III. Bandes erste Abtheilung: **Schills Leben.** Von Dr. H. Döring.
III. Bandes zweite Abtheilung: Leben des Sandwirths **Andreas Hofer,** Oberanführers der Tyroler in ihren glorreichen Kämpfen von 1809. Vom Vollender des „Marschall Vorwärts."
IV. Band: **Siebengestirn österreichischer Kriegshelden,** von Dr. Meynert.
V. Band: **Wallensteins Leben.** Von A. v. Tromlitz.
VI. Band: **Friedrichs des Großen berühmteste Generale.** Von O. v. Czarnowsky.

Etwaige fernere Bände werden später angekündigt.

Bd. 1—5 werden im Subscriptionspreise nicht viel über 6 Thlr. kosten. Band I. II. u. III. sind bereits erschienen und auch einzeln zu haben.

Alle Buchhandlungen geben ausführlichere Anzeigen gratis aus und nehmen Subscription an.

Litterarische Anzeige für Auswanderer und Freunde der Länder- und Völkerkunde.

Im Verlage von **C. Scheld & Comp.** in **Leipzig** und **Baltimore** ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz bezogen werden:

Wohlfeile

Hand-Bibliothek für Auswanderer

nach den

Vereinigten Staaten von Nordamerika,

und Freunde der Kunde fremder Welttheile.

Von

Tr. Bromme.

6 Bände. Mit drei Karten. cartonnirt, im Futteral. Preis 3 Rthlr.

Das so eben erschienene vierte Quartalheft von dem

Freihafen.

Galerie von Unterhaltungs-Bildern.

Mit Beiträgen

von

den ausgezeichnetsten Schriftstellern Deutschlands.

8. Altona, Hammerich. Geheftet. $1\frac{1}{2}$ Rthlr.

enthält: 1) Zum Gedächtniß Adelberts v. Chamisso. Von **K. A. Varnhagen v. Ense.** — 2) Der neue Hyacinth, Novelle von **Friedrich v. Heyden.** — 3) Shakspeare als verlorner Sohn. Von **H. König.** — 4) Ueber Goethe's Verhältniß zur Tonkunst. Von Dr. **Aug. Kahlert.** — 5) Die neuesten Schicksale der Hegel'schen Schule. — 6) **Ungedruckte Beiträge zu der neuen Ausgabe von Lessings Werken.** — 7) Vorgänge und Zustände der Schweiz. (Auf diese aus der Feder eines der ausgezeichnetsten Publicisten der Schweiz fließenden Artikel die in den folgenden Heften unserer Vierteljahrsschrift ihre regelmäßige Fortsetzung erhalten werden, erlauben wir uns bei den gegenwärtigen Verhältnissen dieses Landes noch besonders hinzuweisen.) 8. verschiedene kleinere Artikel in den Litteratur- und Correspondenzblättern. — Die allgemeinste Anerkennung und die lebhafteste Theilnahme, welche diese, durch ihren Inhalt ausgezeichnete Zeitschrift gefunden, ermuthigt die Redaction auf die bezeichnete Weise fortzufahren. Das erste Heft des **Freihafens** für **1839** befindet sich bereits unter der Presse.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands u. s. w. haben stets den **Freihafen** vorräthig.

Neues, höchst elegantes Taschenbuch für 1839, welches sich vorzüglich zu Geschenken für Damen eignet.

In der **Karl Haas**'schen Buchhandlung in **Wien** ist so eben ganz neu erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

IMMERGRÜN,

Taschenbuch für das Jahr 1839.

Dritter Jahrgang.
Mit Erzählungen von
Wilhelm Blumenhagen, Ludwig Rein, Franz Dingelstedt.
Nebst einem Anhange von
Gedichten, Balladen und Romanzen
von
J. N. Vogl, F. Dingelstedt, J. G. Seidl, Fitzinger, L. A. Frankl, Günzburg u. m. A.
Mit 7 prachtvollen Kupferstichen
nach Originalgemälden, und gestochenem Titel von **Axmann, Geissler, Doebler, Langer** und **Krepp.**

16. Auf schönem weissem Maschinen-Velinpapier elegant gedruckt.
Ausgabe in fein gepresstem Pariserband mit Goldschnitt und Etui 4 fl. C. M. oder 2 Rthlr. 20 gr.
Prachtausgabe mit ersten Kupferabdrücken elegant gebunden in Seide mit reich vergoldeten Decken 8 fl. C. M. In englischen Mosaiklederband 12 fl. C. M. In Sammet mit Silberverzierungen 16 fl. C. M.

Von den Jahrgängen 1837 und 1838 ist noch ein kleiner Vorrath vorhanden, von dem wir beide Jahrgänge, wenn sie zusammengenommen werden, um 2 Rthlr. ablassen können.

Allen, welche eine unterhaltende Lecture, die von Anfang bis zu Ende die Spannung und lebhafte Aufmerksamkeit des Lesers erregt, lieben und suchen, empfehlen wir die eben erschienenen

Memoiren des Teufels

von
Fr. Soulié.
Aus dem Französischen
von
J. Schoppe.

8. Altona, Hammerich. 2 Bände geh. 3 Rthlr. oder 5 fl. 24 kr. rhein.

Die seltsamsten Ereignisse wechseln mit einander ab, der Leser fällt aus einer Ueberraschung in die andere. **Frankreich hat diese Memoiren verschlungen, in Deutschland werden sie bald als die unterhaltendste Lecture allgemein verbreitet seyn.** In jeder guten Leihbibliothek und jedem Lesevereine sind diese Memoiren vorräthig, und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Preisermäßigung des Pfennig-Magazins.

Um das **Pfennig-Magazin**, dessen frühere Jahrgänge bereits in mehr als 100,000 Exemplaren verkauft wurden, dem großen Publicum, für das es bestimmt ist, noch zugänglicher zu machen, habe ich mich entschlossen, die ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, enthaltend Nr. 1—248 mit mehr als 1000 der schönsten Meisterwerke englischer, französischer und deutscher Holzschneidekunst, wenn solche zusammengenommen werden, vom bisherigen schon äußerst billigen Preise von 9 Rthlr. 12 gr.

auf 5 Rthlr., einzelne Jahrgänge aber auf 1 Rthlr. 8 gr. herabzusetzen. Dagegen bleibt der Preis des laufenden sechsten, so wie des mit 1839 beginnenden siebenten Jahrgangs 2 Rthlr.

Von dem früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin. Drei Bände.
National-Magazin. Ein Band.

sind noch fortwährend Exemplare à 16 gr. für den Band zu haben.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes sind in den Stand gesetzt, diese Werke zu den bemerkten Preisen zu liefern.

Leipzig, 1 November 1838.

F. A. Brockhaus.

Beachtenswerthe Anzeige für Bibliotheken, Lesevereine, Gutsbesitzer, Landbeamte, Gewerbtreibende etc.

Vom 1 Januar 1839 an erscheinen bei **Fr. Schwend in Schwäbisch Hall:**

1) Flora. Original-Chronik für die gewählteste schönwissenschaftliche Litteratur des In- und Auslandes. Jährlich 156 Bog. gr. Lexikonoctav auf ausgezeichnet schönem weißem Papier in 52 Wochenheften. Pränumerations-Preis halbjährlich 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthlr.

2) Merkur. Zeitschrift für die Kenntniß aller Länder und Völker, ihrer Sitten und Zustände. Zur Unterhaltung und Belehrung für alle Stände. Jährlich 104 Bogen gr. Lexikonoctav auf ausgezeichnet schönem weißem Papier. Pränumerations-Preis halbjährlich 3 fl. 9 kr. od. 1 Rthlr. 18 gr. Intelligenznachrichten werden in beide Blätter zu $2\frac{1}{2}$ kr. rhein. oder $\frac{1}{2}$ gr. die gespaltene Zeile oder deren Raum aufgenommen.

3) Neueste fortlaufende Sammlung der interessantesten Länder- und Reisebeschreibungen der ältern und neuesten Zeit. Sämmtlich in Verbindung mit Mehreren herausgegeben von Karl Winkler. Jährlich gleichfalls 104 Bogen gr. Lexikonoctav in 52 Wochenheften. Pränumerations-Preis wie bei unserer Zeitschrift „Merkur," aber nur in Verbindung mit dem Merkur genommen, ohne diesen um die Hälfte höher, und die Einzelnwerke um das Doppelte des ursprünglichen Preises.

Man abonnirt bei allen Postämtern und Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes, bei welchen auch Prospecte und Probehefte einzusehen sind.

In der **Litter.-artistischen Anstalt** in **München** sind sämmtliche, von dem Kunstverein in München ausgegebene Blätter zu haben, und durch alle soliden Kunst- und Buchhandlungen zu beziehen. Es wird besonders auf folgende aufmerksam gemacht, die zu den beigesetzten Preisen bezogen werden können:

Tod Romeo's und Juliens nach P. v. Cornelius, in Kupfer gestochen von Professor Schäffer in Frankfurt a. M. 2 Fuß 4 Zoll hoch und 2 Fuß 10 Zoll breit. 10 fl. 48 kr. od. 6 Rthlr.

Dornröschen, nach einem Mährchen von Grimm gezeichnet und selbst radirt von Eugen Neureuther. 3 Fuß hoch und 2 Fuß 1 Zoll breit. 6 fl. 48 kr. oder 4 Rthlr.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Répertoire du théâtre français à Berlin:

188) Une bonne fortune, Comédie par Bayard. 4 gr.
189) Un colonel d'autrefois, Comédie par Mélesville. 6 gr.
190) Le mari et l'amant, Comédie par Vial. 6 gr.
191) Sans nom! Vaudeville par Théaulon. 4 gr.

Teatro italiano, ossia raccolta di 6 commedie e tragedie scelte fra i migliori autori moderni, con notizie biografiche. gr. 8. 1 Rthlr.
Inhalt. **Nota:** 3 commedie il progettista, la pace domestica, la lusinghiera; **Silvio Pellico,** Francesca di Rimini; **Niccolini,** Giovanni da Procida; **Goldoni,** Un curioso accidente. Diese Stücke einzeln à 4 bis 8 gr.

Berlin. **Schlesinger**'sche Buch- und Musikhandlung.

La Russie pittoresque.

So eben wurde von Weise u. Stoppani in Stuttgart versandt und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

La Russie pittoresque,

sous la Direction de
M. JEAN CZYNSKI.
24 vignettes de **M. J. B. Galli.**
Tome Premier.
Paris, imprimerie de Wittersheim.
Royal 8. Preis 2 Rthlr. 6 gr. oder 3 fl. 30 kr.

So eben ist der 2te Band von den

Erinnerungen aus meinem Leben.

Zum Theil Studienbilder
für
Cavallerieofficiere, Stallmeister, Bereiter, Pferdeärzte, Pferdezüchter, Pferdehändler und jeden Kenner und Freund der Pferde
von F. v. Tennecker,
königl. sächs. Major der Reiterei, Stallmeister und Oberpferdearzt, des königl. sächs. Civilverdienst-Ordens Ritter ꝛc.
8. Altona, Hammerich. geh. 1½ Rthlr. oder 2 fl. 42 kr.
erschienen.

Mit dem freudigsten Erstaunen sehen wir aus der Feder des Hrn. Majors von Tennecker, welcher bisher für die Thierheilkunde mit so vieler Auszeichnung thätig gewesen, die **anziehendsten, belehrendsten und selbst romantischsten Erzählungen**, die alle Bezug auf des Verfassers vielbewegtes Leben haben, hervorgehen.

Dieser 2te Band enthält unter andern die Geschichte des alten Stallmeisters von Lämmergeier, welche selbst dem verwöhnten Geschmack eines Romanlesers genügen wird.

Sämmtliche Buchhandlungen haben dieß interessante Werk vorräthig.

In der Unterzeichneten ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Technologische Encyklopädie

oder

alphabetisches Handbuch

der
Technologie, der technischen Chemie und des Maschinenwesens.
Zum
Gebrauche für Cameralisten, Oekonomen, Künstler, Fabricanten und Gewerbstreibende jeder Art.
Herausgegeben
von **Joh. Jos. Prechtl,**
k. k. n. ö. wirkl. Regierungsrathe und Director des k. k. polytechnischen Institutes in Wien ꝛc.
Neunter Band.
Kupfer — Metallgießerei.
Mit den Kupfertafeln 178 bis 202.
Preis 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

Die in diesem Bande enthaltenen Artikel bilden ebenso viele Original-Abhandlungen, in denen der Gegenstand nach seinem wesentlichen und neuesten Zustande sachkundig und erschöpfend dargestellt ist, so daß ein Jeder hier auf wenigen Bogen zusammengedrängt finden kann, was er oft selbst mit Benützung einer bedeutenden Büchersammlung nicht aufzufinden im Stande wäre, da die einzelnen Artikel oft wichtige, den Verfassern eigenthümliche, noch nicht durch den Druck bekannt gemachte Erfahrungen und Beobachtungen enthalten.

Die ersten acht Bände, mit 177 Kupfertafeln, kosten jeder 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 gr.

Stuttgart und Tübingen, Oct. 1838. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Für Weihnachtsgeschenke.

Nachstehendes zu einem Weihnachtsgeschenk vorzüglich geeignete Werk erlauben wir uns zu diesem Zwecke hiemit wiederholt zu empfehlen:

Petite

Bibliothèque française

à l'usage des instituts des deux sèxes ou
lectures choisies,
tirées des auteurs des deux nations qui se sont occupés de la jeunesse, pour servir de suite aux ouvrages
de
l'Abbé Mozin.
12 Bände.
Preis 4 fl. oder 2 Rthlr. 8 gr.

Inhalt:

I. Les bons enfans par Glatz. — Petites histoires à la portée des enfans. — Histoires instructives et morales par Aegidius. Extrait de la petite bibliothèque des enfans par Campe. La petite curieuse, tiré d'un ouvrage français. — II. Belles histoires de M. Stille. Les voyages et aventures de Maitre Hauser. Fables de Lafontaine. — III. Suite des belles histoires de Stille par Glatz. Contes moraux à la portee des enfans. Petites histoires pour former l'esprit et le cœur de la jeunesse par Meynier. — IV. Les œufs de Pâques. Le jeune Henri d'Eichenfels. Le fermier Martin et sa famille. — V. Iduna, lecture morale et amusante par Glatz. Le monde des enfans par Glatz. — VI. Minona, par Glatz. Théoné par le même. — VII. Theoné suite. Collection amusante et instructive par Pöhlmann. Alvin et Théodore par Fr. Jacob. — VIII. Bibliothèque de contes par Grimm: 1) le jardin merveilleux; 2) histoire d'Hassan Alhabal; 3) histoire d'Ali Baba et des 40 voleurs; 4) histoire du jeune roi Zein Alas man et du roi des Génies; 5) histoire de l'oiseau parlant; 6) les septs voyages du marin Sinbad. — IX. Beaux traits d'humanité, de justice, d'amour filiale etc. Contes de fees. — X. Contes à ma *fille* par M. *Bouilly*. Nouvelles nouvelles, par M. Delafaye. Correspondance de Julie avec son frère Hyacinthe. — XI. Suite des lettres de Julie. Correspondance de jeunes émigrés. Correspondance de Mylady Chesterfield et de ses enfans. Conte à l'usage de la jeunesse par Mad. Guizot. Simons de Nantua ou le marchand forain. Les veillées au village. — XII. Les journées au village. Contes moraux nouveaux et anciens. Le polonais égslement brave et généreux.

Es bestehen diese für die stufenweise Uebung in der französischen Sprache auserwählten Lesestücke theils aus Uebersetzungen, theils aus Nachbildungen unserer besten Schriftsteller für die Jugend, theils auch aus den französischen Schriftstellern, die in diesem Fache als classisch zu betrachten sind. Wer sich je mit dem Unterricht der Jugend in der französischen Sprache beschäftigt hat, kennt aus Erfahrung die Verlegenheit, worin sich nur zu oft der Lehrer in Ansehung des Stoffes zur Lese- und Uebersetzungsübung befindet, zumal wenn es ihm am Herzen liegt, den nächsten Zweck, den des Sprachlehrens, mit dem höheren pädagogischen zu verbinden: nämlich mittelst dieses Stoffes zugleich auf Geist und Gemüth der Zöglinge zu wirken. Diese Sammlung wird in der hier angedeuteten doppelten Beziehung wenig zu wünschen übrig lassen.

Wie alle Schriften des nach Gemeinnützigkeit strebenden, und besonders auch die Kinder unbemittelter Eltern berücksichtigenden Abbé Mozin, zeichnet sich auch dieses Werk durch Wohlfeilheit des Preises aus, wodurch die Verlagshandlung sein edles Streben zu befördern sucht.

Stuttgart und Tübingen, im December 1838.
J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Nr. 358.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

24 December 1838.

Ueber die Thätigkeit der Gesellschaft für Seidenzucht in Rußland.

(Aus der nordischen Biene Nr. 108 v. d. J.)

Die Thätigkeit dieser Gesellschaft hat wie bekannt hauptsächlich die transkaukasischen Länder zum Gegenstande, welche eine grosse Menge, freilich zum Theil geringer Seide erzeugen. Die Regierung, welche in diesen Gegenden eine ziemlich bedeutende Anzahl Maulbeerbaumgärten besitzt, hat diejenigen in der Provinz Scheki, deren nicht weniger als 760 sind, vermöge eines Ukases vom 22 April (a. St.) 1836 unter gewissen Bedingungen an die Gesellschaft abgetreten, und zwar mit 687 Familien Kronbauern,*) die verpflichtet sind, sich mit der Unterhaltung der Maulbeerbaumgärten und der Erziehung der Seidenwürmer zu beschäftigen. Die Gesellschaft erhielt außerdem noch 26 mit Maulbeersetzlingen, Tochmatscharen, wie man sie doet nennt, bepflanzte Gärten, und 15 noch gar nicht angepflanzte, aber schon dazu eingerichtete Plätze; die Gesellschaft, welche alsbald Agenten in Tiflis anstellte, soegte sogleich für die Verpflanzung der Tochmatscharen, und schon im ersten Jahre wurde der größte Theil der noch nicht bepflanzten Stellen gleichfalls angepflanzt. Indeß machte die Uebernahme der Gärten und Retschbaren, die Ausmessung des Landes, die Bestimmung der Zahl und des Alters der Bäume, die Aufzeichnung der Personen und ihrer verschiedenen Verpflichtungen gegen die Regierung nicht wenig Mühe, und die Agenten duechliefen einige Monate lang die Provinz in die Keenz und in die Quere. Außer diesen Gärten und Menschen, duech welche die Gesellschaft unmittelbar Cocons erhalten konnte, suchte sie es auch dahin zu bringen, daß diejenigen Bewohnee der Pevinz, welche sonst ihre Steuer in abgehaspelter Seide entrichteten, sie jetzt in Cocons bezahlten, welche die Gesellschaft dann zu einem bestimmten Preis an sich brächte, da sie noch vor ihrem Zusammentreten Maaßregeln ergeiffen hatte, um fremde Seidehaspler und bessere Maschinen nach Geoegien zu bringen.

Im August 1836 wuede ein Bevollmächtigter der Gesellschaft abgeschickt, und im Januar 1837 wurden bereits einige zu Raconigi, in dee Nähe von Turin, gedungene, zum Theil veeheurathete Meister, im Ganzen 26 Personen, zur See nach Georgien übergeführt. Außer dem Obermeister oder Director der Manufactur und seinem Gehülfen befindet sich unter den Angewoebenen ein Mechaniker, ein Tischler und ein Aufseher für die Spinnmaschinen, ein Gärtner für die Maulbeer- und andere Pflanzungen, ein Maurer, ein Winzer und ein Arbeiter zum Mahlen des Krapps; alle Frauen ohne Ausnahme aber verstehen das Abhaspeln dee Seide; diese Leute sind auf 6 Jahre und zwar gegen eine sehr mäßige Bezahlung engagirt; viele derselben eehalten nebst Wohnung, Heizung und Beleuchtung nur 300 Franken des Jahres; die jährliche Bezahlung für alle zusammen macht aber wenigstens 20,000 Franken aus.

Um im Jahre 1837 gleich mit dem Abhaspeln der Cocons aus den Krongütern anfangen zu können, und in der Absicht, die der Krone gehörige Seidenspinnerei in der Nähe von Nucha alsbald zum Stillstand zu bringen, bat sich die Gesellschaft die Erlaubniß aus, diese Spinnerei bis zur Errichtung ihrer eigenen ohne Bezahlung benutzen zu düefen, und machte sich dagegen anheischig, sie in demselben Zustande, wie sie dieselbe übernommen, auch wieder zurückzustellen. Man setzte dieselbe in bessern Stand, und stellte in deeselben zum erstenmal 40 Stühle mit Spindeln auf; jetzt wird daselbst die Spinneeei nicht nur mit den fremden Meisteen, sondern auch mit 72 gemietheten Landeseingebornen betrieben. Um das Geschäft zu vermehren, kaufte man auch noch eine bedeutende Menge Cocons von Privatpersonen, außer denen, die man aus den Krongütern erhielt; auch die letztern waren im verflossenen Jahee so einträglich, daß man viel mehr Cocons bekam, wie in den vorhergehenden fünf Jaheen. Da bei der Abhaspelung nach europäischer Weise viel Abfall zurückbleibt, so schaffte man, um diese zu Pour-de-soie zu veespinnen, ein Sortiment der dazu nöthigen Maschinen an, die gleichfalls nebst einem geschickten Arbeiter nach Georgien geschickt werden sollen.

*) Retschbaren, wie sie von Alters her in jenen Provinzen hießen; über die Art ihres Verhältnisses zu ihrer Herrschaft — denn Privaten können eben so wohl Retschbaren besitzen — kann man den Artikel über die russischen Provinzen jenseits des Kaukasus nachsehen. (S. Nr. 65 ff.)

Hierauf wurden zwei bedeutende, besonders wohlgelegene Grundstücke ausgewählt, eines nicht weit von Tiflis mit den Ruinen eines alten Thurmes, wo noch jetzt die Spuren einer von den georgischen Königen betriebenen Maulbeerbaumzucht zu sehen sind, und das zweite in der Provinz Scheki, neben einem der ausgezeichnetsten Maulbeerbaumgärten. Die Gesellschaft will nun an dem letztern Orte, der sich mitten unter den andern Gärten befindet, einen Mustergarten mit den Einrichtungen zur Seidenraupenzucht anlegen; die übrigen Ländertheile sollen zum Theil mit Armeniern, die man von jenseits der Gränze berufen will, theils mit Zöglingen der kaiserlichen Erziehungsanstalten, mit der Verbindlichkeit, Seidenzucht und andere ländliche Arbeiten mit einem bestimmten Vortheil für die Gesellschaft zu betreiben, besetzt, ein dritter Theil aber zum Vortheil der Umgegend im Lohn bearbeitet werden.

In Mailand erfand ein deutscher Mechaniker, kürzlich eine Maschine zum Abhaspeln und Spinnen der Seide, die ungemein viele Vortheile darbietet: die Gebrüder Graf erhielten von der Regierung ein Privilegium auf 6 Jahre für diese Maschine und sind bereits mit der Gesellschaft in Unterhandlungen getreten. Der Actionär und Correspondent der Gesellschaft, Baron A. K. von Meyendorf, hat ein Modell der von Hrn. d'Arcet neu erfundenen Einrichtung zur schnellern Erzeugung von Würmern sich verschafft, und die Gesellschaft will eine solche Magnanerie jenseits des Kaukasus einrichten; dieß ist um so beachtenswerther, als gegenwärtig im Verhältniß zum Futter, das die Gärten liefern können, noch sehr wenig Cocons erzeugt werden.

Auf der andern Seite ist die Gesellschaft darauf bedacht, die Arten der Maulbeerbäume und Würmer zu verbessern, und hat aus Italien philippinische Maulbeerbäume und eine bedeutende Anzahl italienischer Seidenwürmer kommen lassen. Eben so sind Anstalten getroffen, sich chinesische Seidenwurmeier über Kiachta zu verschaffen.

Die Abtragung der Steuern in Cocons statt in Seide konnte noch nicht in Ausführung gebracht werden, die Gesellschaft kaufte deßhalb im Jahre 1836 die ganze Seidensteuer der Regierung ab, und verkaufte sie wieder mit Vortheil in Moskau; dasselbe sollte im Jahre 1837 geschehen.

Außer den Bemühungen zur Emporbringung der Seidenzucht ist die Gesellschaft auch bemüht, den Handel in Transkaukasien überhaupt zu vermehren, und hat bereits einige hierauf bezügliche Maßregeln ergriffen. Außer den Gegenständen des innern Handels, womit sie sich unmittelbar und mit Vortheil für eigene Rechnung befaßt, hat sie auch beschlossen, einen Commissionshandel mit Manufacturerzeugnissen der innern russischen Gouvernements zu beginnen. Dieß gehört zum Kreis der ihr eigentlich zustehenden Beschäftigungen, und dient auf der einen Seite dazu, die Lebensweise der Landeseingebornen zu verbessern, auf der andern Seite bahnt es den russischen Manufacturen einen Weg nach der Türkei und Persien, und vermehrt die Mittel der Gesellschaft selbst, indem es sie in immer nähere Berührung mit den Bewohnern Transkaukasiens bringt.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

England, das in seiner insularen Stellung auf eine so eigenthümliche Weise seine alten germanischen Institutionen ausgebildet hat, ist durch seine Freiheit zu einer ungemeinen Stärke herangereift, und bildet einen ganz seltsamen Gegensatz gegen Frankreich und Rußland. Wenn es in diesen beiden Ländern die Regierungen sind, welche Kunst und Wissenschaft mannichfach und direct fördern, so geschieht in England alles dieß möglichst von Privaten, und man würde es der Regierung höchlich verdenken, wenn sie so direct als Beschützerin der Wissenschaft auftreten wollte, obwohl man es ihr Dank weiß, daß sie hier und da einem tüchtigen Gelehrten oder ausgezeichneten Literator eine Pension gibt. Dieß ist wohl aber auch die einzige directe Beförderung, die von ihr ausgeht, und die Abneigung gegen eine Einmischung der Regierung in solche Dinge geht so weit, daß äußerst hervorstechende Köpfe sich durchaus gegen eine sogenannte Nationalerziehung, d. h. gegen ein von der Regierung angeordnetes Unterrichtswesen erklären. Doch scheinen diese Stimmen schwächer zu werden, da sich neben der ausgezeichneten Bildung der höhern Classen in neuerer Zeit solche Beispiele von großer Unwissenheit und Rohheit unter den niedern Ständen ergeben haben, daß gar manche in ihren Ansichten wankend geworden sind, und zu glauben anfangen, daß ein, namentlich auch das gesammte Landvolk umfassendes Unterrichtssystem von höchst vortheilhaften Folgen seyn müßte.

In den Städten, wo die Menschen durch das nähere Beisammenleben schon mehr Verstandesbildung erlangen, führte das Bedürfniß bald zu Handwerkerschulen (s. Nr. 5), und viele einfache Fabrikarbeiter und Handwerker haben eine für ihren Stand wirklich außerordentliche Bildung erlangt. Aber die Mehrzahl bleibt sehr unwissend, und diese Unwissenheit, vereint mit der ungemein starken Besteuerung der nothwendigsten Lebensmittel, welche der ungeheuren Mehrzahl jede Aussicht nimmt, sich je aus dem Stande der gemeinen Arbeiter emporzuschwingen, hat die feindselige Stellung der arbeitenden Classen gegen die höhern, mit Einem Wort, der Armen gegen die Reichen, geschaffen. Vor einigen Jahren war das gemeinsame Einstellen der Arbeit nichts Seltenes (s. Nr. 3), jetzt hört man wenig davon, wahrscheinlich weil die Führer gefunden haben, daß sie ungeheure Summen in einem nutzlosen Kampfe gegen den staatsökonomischen Grundsatz verschwendet haben, daß das Angebot den Preis der Waare bestimmt. Im Allgemeinen genommen ist die Arbeiterzahl in England größer als das Bedürfniß, also muß der Arbeiter das Gesetz des Brodherrn annehmen; in den Vereinigten Staaten ist gewöhnlich der umgekehrte Fall, und die Brodherren müssen das Gesetz empfangen. Obschon aber die unsichtbaren Häupter des Arbeiterbundes, welche die ausschweifendsten Theorien über die Vertheilung der Vortheile hegen, die aus der Vereinigung von Arbeit und Capital in den Fabriken sich ergeben, keine Aufforderungen zum gemeinsamen Einstellen der Arbeit mehr ergehen lassen, so hat doch der Bund

selbst keineswegs aufgehört, und artet zu einer wahren Vehme aus, indem z. B. ein geheimes Comité in Glasgow Todesurtheile fällte und vollstrecken ließ. Der Kampf der öffentlichen Gerichte gegen solche geheime Bündnisse ist immer nicht bloß schwierig, sondern höchst unvollkommen in seinen Resultaten, und obgleich jenes geheime Comité entdeckt und zur Strafe gezogen wurde, so hat man doch gewiß nicht die ganze Tiefe des Unwesens ergründet, und am allerwenigsten ihm ein Ende gemacht, denn jetzt hat sich die geheime Organisation der Arbeiterbevölkerung auch auf das Landvolk ausgedehnt (s. Nr. 336), und die öffentlichen Blätter klagen, daß der ganze Norden Englands, wo ohnehin die Verhältnisse auch für die Landbaubevölkerung nicht sehr günstig scheinen (s. Sonderbares Arbeitssystem im Norden Englands Nr. 48), auf eine Art bearbeitet sey, die der öffentlichen Ruhe Gefahr droht.

England bietet überhaupt, nur in größerm Maaßstab, das Bild einer mittelalterlichen Stadt dar, wo die Geschlechter, die geistliche Macht und die Zünfte um den Vorrang sich streiten, sich tödtlich hassen, und doch ein Theil ohne den andern nicht wohl bestehen kann. Wäre die Stadt für sich allein, so wäre der Streit kein Unglück, und möchte im Ganzen nur dazu dienen, das öffentliche Leben wach zu erhalten, aber die Geschlechter haben in frühern Zeiten, als sie noch allein mächtig waren, auswärtige Besitzungen erworben, und beuten diese für sich allein aus, ohne viele Rücksicht auf die neuen Ansprüche der Ausbürger zu nehmen, die durch neuere Gesetze zu wirklichen Staatsbürgern geworden sind. Irland ist gewissermaßen so ein auswärtiges Besitzthum des englischen hohen Adels, und wurde zum mindesten so behandelt. Man kann Irland nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen, ohne den hohen Adel von England in vielen seiner Interessen aufs tiefste zu verletzen, und den Bestand der Staatskirche auch in England höchst problematisch zu machen. Dieß verbittert den Streit, der ohnehin von den Iren gegen den stammfremden Sassenach heftig genug geführt wird. Mit welcher Begierde wurde nur das unglückliche Wort Lyndhursts: Fremdlinge im Blut, in Sprache und Sitte, aufgefaßt, und gegen den Sprecher gekehrt.

Die Wanderungen durch Irland (s. 213 bis 218) geben immer das alte Resultat; Haß gegen die fremden Unterdrücker, Armuth, Noth, und Bigotterie auf beiden Seiten, geschärft auf der Seite der Sassenach durch hochmüthige Verachtung des in Aberglauben versunkenen Katholiken. Und doch liefert Irland Tausende seiner armen Söhne zum Heere des stolzen Englands, und wenn man nachzählen wollte, so würden die Iren, die Hochschotten, die Walliser von der ganzen englischen Heeresmacht mehr als die Hälfte ausmachen, während ihre Bevölkerung höchstens das Drittheil des Ganzen in sich begreift. Alles arbeitet aber darauf hin, diese nicht allzu sehr im Heere emporkommen zu lassen: sie sind die Armen, und es ist dafür gesorgt, daß die Armen keine Gewalt erhalten, da der Stand eines Officiers Ausgaben mit sich bringt, die keinem Unbemittelten gestatten, in denselben einzutreten (siehe das Vorrücken der Unterofficiere Nr. 24). Indeß sind neulich von Seite einiger Regimenter in Irland Schrite geschehen, welche das Vorrücken erleichtern müssen. *) Haben diese Schritte Folgen, so ist dieß ein sehr wichtiger Umstand, der nach und nach eine wesentliche Aenderung in das englische Heerwesen bringen kann. Bisher hatte man durch allerlei künstliche Mittel das Uebergewicht nicht gerade einer Geburts-, sondern vielmehr einer Geldaristokratie zu erhalten gewußt. In der Marine hat die aristokratische Abgeschlossenheit einen eigenthümlichen Nachtheil: gerade die fähigern gemeinen Seeleute nehmen gern auf amerikanischen Schiffen Dienste, wo sie Stellen einnehmen, die man unter dem Namen petty officers begreift. Im Kriege mit Frankreich wollte England dieß nicht zugeben, und hat solche Leute mit Gewalt von amerikanischen Schiffen weggenommen, was bekanntlich eine der Hauptveranlassungen zum Kriege war.

Es ist überhaupt ein merkwürdiger Umstand, welchen Einfluß in England die Geldaristokratie, die in gewisser Beziehung mit der Geburtsaristokratie verschmilzt, auf Alles übt. Eine Menge Vortheile, welche der Staatsverband darbot, waren nur für die Reichen vorhanden: es bildeten sich gleichsam zwei Völker, das vornehme und das geringe. Der Nichtengländer hört nur von dem erstern: die herrschenden Vergnügungen, die herrschenden Sitten, die herrschenden Zeitungen spiegeln alle nur die große Welt ab. Die geringe, die nicht nach Pfunden, sondern nach Pence rechnet, hat ihre eigene Theater (s. die Pennyschauspiele in London Nr. 203), ihre eignen Vergnügungsorte und selbst ihre eigenen Zeitungen, von denen man auf dem Continent nur selten etwas hört, die der Wachsamkeit der Stempelbeamten entgehen, und dieser niedern Classe bestimmte Ansichten einprägen, die mit den politischen Coterien oder Parteien nichts zu thun haben, vielmehr die ganze vornehme Presse gegen sich aufreizen, sobald sie irgendwo, wie in neuern Zeiten mit der sogenannten Volkscharte, ans Tageslicht treten. Eine politische Bedeutung im gewöhnlichen Sinne haben diese Ansichten kaum, doch können sie Scenen, wie die vor einigen Jahren in Bristol, gar leicht erzeugen.

Indeß scheint es, als solle diese Scheidung jetzt milder werden: eine Menge Umstände wirken darauf hin, von denen wir nur den veränderten Gang des Personentransports (s. Nr. 330 bis 332) und die nöthig gewordene Briefpostreform (s. Nr. 343 u. 344) anführen wollen. Vorher war die Verbindung über England hin fast ein Monopol der bemittelten Classen; der Personentransport auf den Stagecoaches und das Briefporto waren für jeden unbemittelten empfindlich hoch: der Dampf und die Eisenbahnen haben den erstern gewaltsam herunter gedrückt, und die Umgehung der königlichen Briefpost hat endlich einen Grad erreicht, vor dem man die Augen nicht mehr schließen konnte. So ist man auf eine Abhülfe gekommen, welche in der Geschichte der Posteinrichtungen Epoche machen und die Möglichkeit eine Correspondenz zu unterhalten, auch den untersten Classen verschaffen wird, die bis jetzt davon so gut wie ausgeschlossen waren. Diese arbeiten sich augenscheinlich

*) Durch Verminderung der unmäßigen Tischausgaben, woran alle Officiere gleich Antheil nehmen, indem sie bekanntlich gemeinsame Tafel halten, wenigstens die unverheuratheten.

hervor, und müssen die mächtige Bewegung, welche England nach allen Weltgegenden hinaus treibt, nothwendig vermehren helfen.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Dr. Helfer auf der Tenasserimküste.

Das Ceylon Chronicle und nach diesem die Litterary Gazette vom 1 December theilt hierüber Folgendes mit: Ich ging den Attaran in südöstlicher Richtung aufwärts, bis die Schnellen mich am Weiterkommen hinderten, und wandte mich sodann landeinwärts gegen die große östliche Bergkette; als ich zwölf Tage lang ein noch nie besuchtes Land durchzogen hatte, kam ich an den Mirell-Tschang, machte von da einen Ausflug nach dem berühmten Paß der drei Pagoden, der nach Siam und Went führt, und kehrte sodann gegen Ye zurück. Da der einzige Führer, den ich mir verschaffen konnte, den Weg verfehlte, so geriethen wir in große Noth, und wanderten, nachdem alle unsere Lebensmittel erschöpft waren, sieben Tage lang in westlicher Richtung durch Wildnisse, und erreichten endlich Ye, ohne in der Zeit von fünf Wochen eine menschliche Wohnung gesehen zu haben. Zu Ye hielt ich an, und machte Ausflüge ostwärts ins Innere des Landes; hierauf schlug ich den Weg gegen Tavoy ein, ging aber bald seewärts, bald östlich gegen die Berge zu vom Weg ab, untersuchte hierauf das Bassin von Huize und die bedeutendsten der achtzehn kleinen Flüsse, welche die Huize-Bai bilden, und kam am 18 Januar nach Tavoy. Die Untersuchung der Nachbarschaft dieser Stadt war meine nächste Beschäftigung, und hierauf drang ich wieder gegen Osten vorwärts, indem ich die dreifache Bergkette überstieg, welche das hohe Tafelland gegen Siam von den Alluvialebenen in der Nähe des Meeres trennen. Nach zwölftägiger Abwesenheit mußte ich durch denselben Paß wieder nach Tavoy zurückkehren, und gedenke mit Nächstem meine Forschungen gegen Mergui fortzusetzen.

Diese Mittheilung enthält außer der obigen Angabe des 18 Januar durchaus keine Zeitbestimmung, allein es ist wohl kein Zweifel, daß der 18 Januar dieses Jahres gemeint ist, so daß also die Hauptreise in den December 1837 fällt.

Wetterbeobachtungen im Januar 1838.

Vor einiger Zeit las M. Toulouzan in der Akademie zu Marseille einen interessanten Aufsatz vor über die Temperatur in den verschiedenen Theilen Europa's während des Monats Januar l. J. Er nimmt die Alpen als eine Art Centralstation an, und bemerkt, daß an der südlichen und südwestlichen Abdachung nach dem Rhonethal Frost und Kälte, die nach dem 6 eintraten, sich durch den am 10 fallenden Schnee ankündigten. Am 13 fing die Rhone an große Eisschollen zu treiben, welche sich am 14 bei Avignon und am folgenden Tage bei Arles festsetzten und den Fluß schlossen. An diesem Tage, wo die größte Kälte eintrat, fiel das Thermometer längs dem Fluß in Genf auf — 20° R., in Lyon — 15° R., in Valence — 10° R., in Avignon — 8° R., in Arles — 7° R., in Marseille — 5° R. Vorher hatte man niemals bemerkt, daß die Rhone bei weniger als — 12° R. zugefroren war. Auf der westlichen und nordwestlichen Abdachung in dem Flußgebiete der Loire fiel am 9 das Thermometer auf — 7° R. und der Fluß fing an Eis zu führen. Die Kälte wuchs fortdauernd bis zum 19, wo der Thermometerstand längs dem Flusse folgender war: Nantes — 19½°, Tours — 15°, Bourges — 12°, Moulins — 9°, Le Puy — 7° R. Im Gebiete der Seine verhielt sich die Kälte fast wie bei der Loire, und das Thermometer gab am 19 folgende Resultate: Havre — 16°, Paris — 12°, Melun — 9°, Auxerre — 7° R. Zu derselben Zeit stand das Thermometer in London auf — 19° R. Auf dem nördlichen Abhang in den Gebieten des Rheins, der Meuse und Schelde trat die Kälte etwas später ein. Die Schifffahrt auf den beiden letztern Flüssen wurde am 11 gesperrt, und der Rhein stand bei Mannheim erst am 16. An diesem Tage war die größte Kälte, denn das Thermometer stand in Middleburg auf — 19°, in Antwerpen — 16°, Brüssel — 14°, Koblenz — 13°, Mannheim — 12°, Straßburg — 9° und Konstanz — 7° R. Auf der östlichen Abdachung im Donaugebiete fiel am 9 der Schnee sehr stark in Ungarn, wo er im ganzen Lande mehr als zwei Schuh tief lag. Den Fluß weiter aufwärts fiel statt des Schnees starker Regen, der den Schnee in der Nähe der Alpen schmolz, und fast eben so starke Anschwellungen der Flüsse bewirkte, wie im Jahre 1830. Doch scheinen diese Regen die Kälte aufgehalten zu haben, die sich gegen Osten nicht weit erstreckte. Westlich von den Alpen trat am 24 Thauwetter ein, fing am Meer an und verbreitete sich mit dem Westwinde bis zu den Alpen. Aus diesen Thatsachen geht hervor, daß das mittelländische Meer die Kälte, die sich von den Alpen aus verbreitete, zurücktrieb, daß aber das atlantische Meer nicht dieselbe Wirkung äußerte, wie das Binnenmeer; im Gegentheil war die Kälte in England größer. Man muß noch bemerken, daß auf der Westseite der Alpen die trockne Kälte besonders den Nordostwinden zugeschrieben werden muß, die hier herrschten. Doch hatten sie dort eine andere Wirkung als in der Provence, denn nach England brachten sie die trockne Kälte aus Rußland, hieher aber Feuchtigkeit und eine wärmere Temperatur von den Alpen.

Vermischte Nachrichten.

Altes chinesisches Reisewerk über Indien. Die Nachweisungen, welche Professor Wilson über die Reisen eines chinesischen Buddhisten (s. Nr. 107 v. d. J.) im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung mitgetheilt hatte, veranlaßten den Sinologen Julien an Wilson ein Schreiben zu richten über die Reisen Hwan-Thsangs, eines Chinesen, der in den Jahren 628 bis 649 Indien durchreiste, und nicht weniger als 183 Staaten dieses Landes besuchte und beschrieb. Hr. Julien bemerkte, er habe mehrere Jahre umsonst sich bemüht, ein Exemplar dieses Werkes aus Canton zu erhalten, jetzt aber habe er eine große Ladung Bücher empfangen, die durch Couriere, die bloß um seinetwillen 400 Lieues weit von Canton geschickt worden, dahin gebracht wurden. Hrn. Juliens Bemerkungen zufolge ist die Schwierigkeit dieses Werk zu übersetzen, sehr bedeutend, theils wegen seines alten und bilderreichen Styls, theils durch die Einmischung von Sanskritworten, die durch die chinesische Schreibart entstellt seyen.

Karte des Sudan. In der Sitzung der geographischen Gesellschaft von London wurde eine Karte des Sudan von einem Hrn. Macqueen vorgelegt. Capitän Allen bestritt einige Punkte derselben, namentlich den, daß die Vereinigung des Tschadda und Niger um 51 Minuten mehr westlich gesetzt sey als er sie auf seiner Karte angegeben.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
(Beilage: Intelligenzblatt Nr. 18.)

Nr. 359.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

25 December 1838.

Helfers Nachrichten über die Erzeugnisse von Tenasserim.

Wir entnehmen aus demselben Artikel, dem die Nachricht von Dr. Helfers Reise entnommen ist, Einiges über die Erzeugnisse jenes Landstrichs. Der Reichthum dieser Erzeugnisse ist so groß, daß er gewiß die Aufmerksamkeit der englischen Kaufleute und der ostindischen Compagnie auf sich ziehen wird.

Die Zahl der Elephanten ist gegen die unbewohnten Gegenden des Osten zu so groß, daß eine bedeutende Menge Elfenbein gewonnen werden könnte, wenn die Birmanen sich Mühe geben wollten. Der geringe, jetzige Handel wird durch Schanjäger aus Cirmic getrieben, welche selbst nach Tavoy kommen. Die Zahl der Rhinocerosse ist gleichfalls bedeutend, und der Handel mit den Hörnern derselben noch gewinnreicher, als der mit Elfenbein, da man dieselben nach China ausführt, wo sie für eine unschätzbare Medicin gelten, und zu sehr hohen Preisen verkauft werden. Ein kleiner Handel wird auch mit der Haut eines Vogels getrieben, der zum Geschlecht der Taucherkönige gehört, gleichfalls nach China ausgeführt und sehr theuer verkauft wird. Die Menge Wachs, die man an den Ufern des Flusses findet, ist sehr groß, wird aber wenig gesammelt. Eine andere Art Bienen bildet statt Wachs eine Art balsamisches Gummiharz, das aufgelöst einen Stoff wie raffinirten Terpenthin gibt. Eine dritte Art Bienen baut den Eingang zu ihrem Neste aus einer Substanz, die einen schönen Firniß gibt, der Hrn. Helfers Vermuthung zufolge im Handel unter dem Namen Dammer-Firniß bekannt war, und bisher für ein vegetablisches Product galt.

Dr. Helfer fand höchst ausgedehnte Teckholzwälder an den Ufern des Attaran und seiner Nebenflüsse, die gegenwärtige Behandlung dieser Wälder soll aber sehr verderblich seyn.*) Indeß findet sich tiefer im Innern noch eine ungeheure Menge werthvolles Bauholz, und mehrere Arten davon möchten wohl dem Teckholz vorzuziehen seyn. Ein Baum, Khigin genannt, der in der Nähe von Ye vorkömmt, gleicht dem Mahagony. Dr. Helfer kam durch einen an Waldölbäumen reichen District; die Substanz, welche dieser Baum liefert, — kein Oel, sondern ein Firniß, — wird jetzt bloß zur Fabrication von Fackeln benützt, könnte aber gereinigt die kostbareren Firnisse ersetzen. Der gewöhnliche Teihl-Si (Twhee-see), oder schwarze siamesische Firniß ist hier in viel größerer Menge vorhanden, als in den Provinzen Amherst und Ye, und gibt einen undurchdringlichen Ueberzug über Metall und Holz, ist aber außerhalb des Landes nicht bekannt. Einige andere Bäume geben ein dem Kopal ähnliches Gummiharz; ein Baum, Thingan genannt, gibt einen dem arabischen gleichenden Weihrauch, und eine Art Drachenblutbaum ist im Innern sehr gewöhnlich. Die Zahl der Pflanzen, welche Kautschuk liefern, beläuft sich auf 15; einige Arten Mangrovebäume, die am Meeresufer in unendlicher Menge wachsen, enthalten in ihrer Rinde einen adstringirenden Stoff, so daß sie zum Gerben dienen können. Was die Farben betrifft, so fand Dr. Helfer zwei neue Arten Indigo, die von den Eingebornen gezogen werden. Die Carcees benutzen ein Holz, das dieselben Dienste leistet, wie das Campescheholz; der Nibe-Tyco-Baum, dessen Holz in Verbindung mit Kreide eine dauerhafte rothe Farbe gibt, wächst im Tavoy-District wild, eben so die Bixa orellana, welche eine gelbe Farbe gibt.

Die Producte des Mineralreichs sind nicht minder zahlreich. Das Land von Ye nach Tavoy ist reich an Eisenerz, und Dr. Helfer bemerkte nicht weniger als 22 Stellen, wo der Bau des Erzes guten Vortheil gewähren würde; die beste Stelle liegt nur eine Stunde von Tavoy. Auch Zinn findet sich in großer Menge über eine Strecke von 60 englischen Meilen verbreitet, und da es ganz an der Oberfläche liegt, so wären keine complicirten Bergwerksarbeiten nöthig. Diese Reichthümer sind bis jetzt dem großen Publicum unbekannt, und in der ganzen Provinz hat Niemand auch nur ein mäßiges Capital, um solche Arbeiten zu beginnen. Von der birmanischen Bevölkerung ist für jetzt noch nichts zu erwarten, denn sie ist noch zu kurz mit der europäischen Civilisation bekannt, um ihre Vortheile schätzen zu können, und ihre Regeneration wird Jahrhunderte erfordern.

*) Dieser Punkt ist von Bedeutung für die ostindische Compagnie, da sie diese Provinzen, deren Wichtigkeit stets zunimmt, ursprünglich fast nur wegen der Teckholzwälder nach dem Kriege zurück behielt.

Die Birmanen sind zu unabhängig, und haben zu wenig Bedürfnisse, welche sich überdieß leicht befriedigen lassen. Die Verpflanzung fleißiger Chinesen auf diese Küste würde sehr vortheilhaft seyn; ihre wachsende Auswanderungssucht ließe sich leicht dahin lenken, wenn sie auf lohnende Beschäftigung rechnen könnten.

Je mehr ich, sagt Dr. Helfer, mit diesem Lande bekannt werde, desto mehr überzeuge ich mich, daß kein Theil von Ostindien sich so gut zu einer englischen Colonie eignet, als diese Provinzen, da sie außer ihrer Fruchtbarkeit und ihrer günstigen Lage auch ein sehr gesundes Klima haben, und in dieser Beziehung den Antillen, Guiana und den Factoreien an der Westküste von Afrika vorzuziehen sind. Das Zuckerrohr, Indigo, Kaffee, die malayischen Gewürze (die Muscatnuß ausgenommen) gedeihen vorzüglich, und die neuen Versuche mit der Baumwolle scheinen viel zu versprechen. Reis gedeiht in Fülle, Mangel ist unbekannt, und wenn die Constitution der Europäer den Reis als Hauptnahrungsmittel nicht ertragen sollte, so ist es auf der andern Seite gewiß, daß Weizen und Mais eben so gut gedeihen, so wie auch alle Arten von Vieh, Schafe ausgenommen, sich rasch vermehren.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Einer der Hauptgegenstände, welche die Aufmerksamkeit unserer Zeitschrift in Anspruch nehmen, werden stets die übrigen Welttheile und vor Allem die Thätigkeit der Europäer in denselben seyn. Man hat viel davon gesagt, die Colonien seyen nur eine Last für das Mutterland, sie kosteten mehr, als sie einbrächten, und doch hat sich noch kein Staat derselben freiwillig begeben. Abgesehen von dem allgemeinen Grunde, daß man das, was man besitzt, nicht fahren lassen will, hat dieß Festhalten auch noch den guten Grund, daß der Handel mit den Colonien den Seehandel des Mutterlandes überhaupt belebt, und seiner Seemacht einen guten Rückhalt verschafft. Es ist immer noch wahr, was man schon zu den Zeiten des napoleonischen Kampfes gegen England sagte: England hat die größte Seemacht, weil es den größten Handel hat, und den größten Handel, weil es einerseits die größte Seemacht, andrerseits die meisten Colonien hat. Kein Wunder, daß man sich im 17ten und 18ten Jahrhundert um den Besitz der Colonien so wüthend bekämpfte. England hatte durch die im 7jährigen Kriege errungenen Erfolge, in Amerika sowohl als in Asien, gewissermaßen das Uebergewicht errungen; gewissermaßen sagen wir, weil der ungeheure Umfang der spanischen Colonien und ihre feste Organisation noch unerschüttert standen und ein Gegengewicht bildeten. Aber die alte Colonialpolitik ist jetzt todt, denn die Colonialsupremätie Englands erlitt bald durch den Abfall der Vereinigten Staaten einen Stoß, der bis auf die neueste Zeit mächtig fortgewirkt hat zur Losreißung Amerika's von Europa und somit zum gänzlichen Umschwung der Colonialpolitik. In gewisser Beziehung freilich ist Amerika immer noch Colonie, und sein eigenthümliches Leben erst im Beginnen, ja seine Bevölkerung erst in der physischen Bildung und Umwandlung begriffen.

Wie dieser fortdauernde Gährungsproceß der Bevölkerung die wichtigste Erscheinung in Amerika überhaupt ist, so spielt dann auch das verflossene Jahr in dieser Hauptangelegenheit jenes Erdtheils eine bedeutende Rolle durch die erfolgte gänzliche Emancipation der Neger auf den westindischen Inseln (s. Nr. 152 bis 155, 170 bis 175, 215). Es ist in den genannten Nummern wiederholt erwähnt worden, was der Grund der auffallenden Eile sey, womit die Engländer diesen Gegenstand betreiben: es ist die Geißel, die sie über den Vereinigten Staaten schwingen, um diese abzuhalten, sich allzu rasch auf Dinge einzulassen, welche den Engländern nachtheilig werden könnten, und überhaupt, um den Ehrgeiz des aufstrebenden jungen Freistaats zu zügeln, denn es ist kein Zweifel, daß einige Negerregimenter, an verschiedenen Punkten des amerikanischen Festlandes ans Ufer geworfen, für die Engländer nicht bloß eine mächtige Diversion zu Stande bringen können, sondern den Süden der Vereinigten Staaten mit Mord und Brand erfüllen müssen. Diese haben also einen sehr triftigen Grund, England, auch wenn dieses in einen europäischen Kampf verwickelt werden sollte, schonend zu behandeln, da die Rohheit und der blinde Eigennutz der weißen Bewohner im Süden der Vereinigten Staaten durchaus nicht erwarten läßt, daß eine gütliche Ausgleichung zwischen Schwarzen und Weißen stattfinde.

Doch ist die Maaßregel der Emancipation, abgesehen von ihrer feindseligen Richtung gegen die Vereinigten Staaten, an sich schon wichtig genug. Wir haben in dem zweiten Artikel über die Negeremancipation einige Nachweisungen über das bekannte Experiment des Convents, die Schwarzen ohne weiteres für frei zu erklären, mitgetheilt. Die Schwarzen wollten die schwere Arbeit auf den Pflanzungen nicht fortsetzen, mußten auf allerlei Umwegen dazu gezwungen werden, und am Ende ward die Sklaverei, die schon seit einiger Zeit der Sache nach wieder erstanden war, auch dem Namen nach wieder eingeführt. Wir wollen nicht behaupten, daß dieß mit den englisch-westindischen Negern eben so gehen werde, aber zum mindesten wird man sich bald genöthigt sehen, auf den verschiedenen Inseln Gesetze gegen die Vagabondage zu erlassen, d. h. die Neger, welche nicht arbeiten wollen, dazu zu zwingen. So viel ist indeß sicher, auf den englisch-westindischen Inseln ist die Sklaverei für die Zukunft unmöglich geworden, und man wird sehen müssen, wie man mit der Freiheit durchkommt. Die Schwarzen haben freilich seit 30 bis 40 Jahren auf diesen Inseln große Fortschritte gemacht, viele, namentlich Mischlinge, sind zur Bildung herangereift, und auf den größeren Inseln, besonders Jamaica, steigt diese Classe so bedeutend (s. Nr. 321), daß viele Weiße, die es nicht ertragen können, kein Vorrecht vor dieser Classe zu haben, lieber die Insel verlassen. Wer es für möglich gehalten hat, den alten Zustand trotz der aufgehobenen persönlichen Sklaverei in so weit zu erhalten, daß die schwarze und Mischlingsclasse die dienende, und die weiße die herrschende bleibt, wird sich getäuscht finden: die weiße wird mehr und mehr ausgestoßen werden, namentlich auf Inseln wie Trinidad und Jamaica, die

Negerstaaten im Innern und noch eine Menge unangebautes Land haben. Die englische Regierung hat den Farbigen politische Rechte verliehen, und diese werden sich ihrer gegen den gemeinsamen Feind, die weiße Classe, bedienen, so lange sie dieselben irgend zu fürchten haben. Die Nachrichten aus den Colonien über den Fortgang der Emancipation, d. h. über die Frage, ob die Neger arbeiten werden oder nicht, lauten sehr verschieden, doch scheinen sie aus den wichtigsten Inseln in dem Einen Punkte zusammen zu treffen, daß zwar allerdings keine allgemeine Arbeitseinstellung statt fand, daß aber die Arbeit so mangelhaft war, daß die nächste Ernte einen bedeutenden Ausfall zeigen muß. Mit Einem Worte: mit freien Leuten, die je nach den Umständen einen hohen Arbeitslohn verlangen, oder sich der Arbeit ganz entziehen, läßt sich kein Cultursystem fortsetzen, das allen natürlichen Verhältnissen widerspricht. Die westindischen Inseln erzeugen nicht hinreichend Lebensmittel für ihre Bevölkerung, wohl aber Zucker zur Ausfuhr; wo, wie auf Antigua, alles Land vergeben und in solche Plantagen getheilt ist, mag sich das bisherige Verhältniß noch geraume Zeit hinziehen, weil die Schwarzen einerseits nicht leicht von der Insel fortkönnen, andrerseits sich ohne Vermittlung der Weißen keine Nahrungsmittel, wenigstens nicht in hinreichender Menge zu verschaffen wissen. Anders aber sieht es auf den Inseln, wie Jamaika und Trinidad aus, wo der freie Neger mit leichter Mühe seine Bataten, seine Cassava u. dgl. pflanzt, und gewiß nicht der anstrengenden Arbeit auf den Zuckerfeldern und in den Zuckersiedereien sich unterziehen wird, um einige Schillinge mehr zu erwerben. Dazu ist zu viel Trägheit in der Negernatur, und das süße Nichtsthun ist ihm zu lieb. Der Zustand der Schwarzen in Westindien, ihre allmähliche factische Emancipation, nach dem die rechtliche ausgesprochen ist, ihr Verhältniß zu den Weißen werden stets höchst interessante Gegenstände bleiben.

Indeß scheinen die Pflanzer bei dieser allmählichen Abnahme ihres Einflusses und dieser Umwandlung des bisherigen Cultursystems keine geduldigen Zuschauer bleiben zu wollen. Die Einmischungen des Mutterlandes in die innern Angelegenheiten der westindischen Inseln fängt an, Widersetzlichkeit zu erregen. Als der Gouverneur von Jamaika kürzlich die gesetzgebende Versammlung eröffnete, und die allmähliche Rückkehr der Neger zur Arbeit lobend erwähnte, wurde keine Antwort darauf gegeben, sondern die Versammlung beschloß, den Zustand der Insel zu untersuchen. Hierauf beklagte sie sich, daß das brittische Parlament auf eine widerrechtliche Weise sich in die innern Angelegenheiten der Insel gemengt, und Gesetze erlassen habe, welche die Rechte brittischer Unterthanen angriffen, die Versammlung werde sich mit keiner Arbeit beschäftigen, ehe nicht diese Beschwerden abgestellt seyen, und ehe sie nicht wisse, ob sie für die Insel Gesetze zu entwerfen habe oder nicht. Der Sinn dieser Worte ist ohne Mühe zu errathen, man will Gesetze gegen die Vagabondage erlassen, jeden Schwarzen, der nicht auf einer Plantage regelmäßig arbeitet, gefänglich einziehen, kurz mit Einem Worte den alten Stand der Dinge auch jetzt noch unter anderm Namen aufrecht erhalten. Die Geschichte der französischen Colonien während der Revolution liefert den Schlüssel zu diesem Verfahren. Ob es noch möglich ist, diesen Weg mit Erfolg einzuschlagen, möchten wir bezweifeln.

Außer Westindien und Guiana, an welch letzterm Orte man einen ziemlich verunglückten Versuch gemacht hat, die Negerarbeit durch die Arbeit von Bengalesen ersetzen zu lassen, ein Versuch, der auf Mauritius in noch größerem Umfang, aber auch nicht sehr erfolgreich (s. Nr. 283) gemacht wurde, sind in Amerika noch zwei Länder, auf deren Zukunft die Neger einen wesentlichen Einfluß haben werden: Brasilien und Nordamerika. Das erstere, wo der Sklavenhandel noch immer fortgetrieben wird (s. Nr. 226. 237), ist ohnehin den Negern und ihren Mischlingen mit Weißen und Indianern verfallen, und an eine lange Behauptung der Herrschaft der Weißen um so weniger zu denken, als unnatürliche geheime Laster dort in einem unglaublichen Grad im Schwunge gehen. Was wir über brasilianische Zustände (s. einzelne Nummern von 62 bis 102) mitgetheilt, ermangelt einer tiefern Bedeutung, weil das Volk selbst keine hat: diese Einrichtungen sind aufgeflickt, und man trägt sich noch mit ihren Formen in den größern Städten; wie es im Innern aussieht, davon bringt fast nichts zu unsrer Kunde, und das Wenige ist so abgerissen, daß es sich durchaus zu keinem Bilde gestalten will.

In Nordamerika ist hinsichtlich der Schwarzen gleichfall noch der alte Zustand: man will die Sklavenfrage nicht zum Gegenstand öffentlicher Verhandlung machen, und glaubt ihr dadurch zu entgehen; man schaudert zurück vor dem Gedanken an eine Amalgamation mit der schwarzen Race, aber der Herr entblödet sich nicht, seine Sklavinnen als sein Harem zu betrachten, wahrscheinlich nach dem alten Römergrundsatz: impudicitia in servo necessitas. Indeß geht die Sache ihren Gang: wir gehen auf den Orientalismus los, sagten wohlgesinnte Männer zu der bekannten Miß Martineau (s. Nr. 1). Die Bedeutung dieses Worts kann keine andere seyn, als daß die Einzelehe, wie sie in allen christlichen und germanischen Ländern besteht, und worauf alle unsere gesellschaftlichen Einrichtungen beruhen, in Gefahr ist zu verschwinden. Die Unmacht der Centralregierung in Bezug auf diesen Zustand ist notorisch, und so wenig, als die Pflanzer in Jamaika und in Westindien überhaupt je die Emancipation ausgesprochen hätten, ohne den Zwang, den die englische Regierung über sie ausübt, so wenig werden die Pflanzer im Süden der Vereinigten Staaten sie aussprechen. Wäre der Stolz und Haß der Farben nicht, so ließe sich eine Ausgleichung finden durch Ertheilung verschiedenartiger Rechte, aber so durch den Haß der Farbe zwischen politische und religiöse Freiheit auf der einen und verworfene Knechtschaft auf der andern gestellt, ist kein Uebergang denkbar. Es ist dieß die Achillesferse der Vereinigten Staaten, und selbst die wenigen Tausende freier Schwarzen, die nach Canada unter den Schutz der englischen Gesetze entflohen sind (s. Nr. 75) und das ihnen feindselige Land ihrer Geburt bitter hassen, bilden einiges Gewicht in der Wagschale der politischen Verhältnisse.

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

3. Das Departement Ile und Vilaine.

Sobald man die Gränzen des herrlich angebauten Sarthe-Departements überschreitet und weiter gegen Westen vordringt, fängt die Vernachlässigung der Landwirthschaft und die Vermehrung der Missionskreuze an. Man merkt die Heimath der Trappisten, welche in Laval ihr Kloster haben, und die Herrschaft der Pfaffen, von denen es hier wimmelt. Auf allen Straßen und in allen Dörfern werden Almosen gefordert; man sieht unterwegs ganze Bettlergruppen und Familien, vom Großvater bis zum Urenkel herab, welche die pittoreskesten Staffagen und Sujets zu Genrebildern abgeben. Bei Mayenne trifft man schon Männer in Röcke aus Ziegenfellen gekleidet, unheimliche Gestalten mit verwildertem, schwarzem Haupt- und Barthaar, und mit breitkrämpigen, runden Filzhüten, unter dem zwei düster blickende Augen hervorlugen. Die Nachbarschaft der Bretagne verkünden zahlreiche Buchweizenfelder, und die vielen unangebauten Grundstücke, wo Ginster, Stechpfrieme und Farrnkraut in Masse gedeihen und lustig in die Höhe schießen. Weizen und Roggen wird wenig angesäet, wahrscheinlich aus Trägheit und Schlendrian, denn der Boden scheint nicht schlecht zu seyn, und könnte gewiß durch fleißige Bearbeitung ergiebiger gemacht werden; mitten unter Ginster und dem übrigen Unkraut bemerkte ich sehr oft junge, kräftige Obstbäume, die mit Früchten beladen ihre Zweige senkten, und in einem magern Erdreiche schwerlich ihr Fortkommen gefunden hätten.

Hinter Mayenne, einem traurigen Nest auf beiden Ufern des Flusses, welcher der Stadt und dem ganzen Departement den Namen gegeben, wird das Buschland besonders reizend: längs der schönen Chaussées sind rechts und links hohe Erdwälle aufgeworfen, die, mit Eichen und zahmen Castanien bepflanzt, kühlenden Schatten gewähren, so daß man fortwährend wie in einem dichten Gehölze fährt. Von einzelnen Anhöhen, wie z. B. bei La Pelerine, wo man das Departement der Orne betritt, übersieht man ein belaubtes Land, so weit das Auge reicht; man glaubt in einen Urwald Amerika's hineinzureisen, die wilden Männer mit ihren Thierhäuten, die von Zeit zu Zeit vorbeipassiren, vermehren die Täuschung.

Im Departement der Orne verbessert sich der Ackerbau, wozu die Art und Weise der Verpachtung viel beiträgt. Die Güter und Vorwerke werden nämlich nicht mehr, wie im Departement der Mayenne, um die Hälfte des Ertrags bewirthschaftet, sondern um eine gewisse Summe in baarem Gelde verpachtet, so daß der Bauer mehr eigenes Interesse dabei hat, die Einkünfte zu vermehren. Die Pachtzeit ist in der Regel leider auf zu kurze Termine beschränkt, als daß der Landmann radicale Wirthschaftsreformen vornehmen und Capitalien an neue Versuche wagen kann, wovon er keinen unmittelbaren Vortheil absieht; die Pachtcontracte sollten daher billig verlängert werden; denn trotz einer merklichen Verbesserung taugt die hiesige Bewirthschaftung der Güter doch eben nicht viel. Mich Deutschen empörten diese elenden Pflüge, die kaum die Oberfläche ein wenig ritzen, diese vorn spitz zulaufenden Eggen, so leicht und unwirksam, als zöge man mit einem Dornstrauch übers Feld, diese Sorglosigkeit, die man im Streuen des Düngers und selbst im Säen gewahr wird. An Menschen kann es indessen in dieser Gegend nicht fehlen, da Handels- und Fabrikstädte keine Arbeiter wegnehmen. Man pflügt ausschließlich mit Pferden; Ochsen habe ich in diesem und dem vorigen Departement nirgends angetroffen.

Für diese Landstriche hat die jetzige französische Regierung außerordentlich viel gethan, namentlich durch die Anlegung zahlreicher Heerstraßen (routes stratégiques), welche der Bürgerkrieg in der Vendée und Bretagne nothwendig machte, und welche den Wohlstand des Landes sehr gehoben haben. Der Mangel an Communicationswegen lähmte früher jeden Binnenhandel und erschwerte den Absatz von landwirthschaftlichen Producten; anstatt der abscheulichen Feldwege und Knüppeldämme, wo die Wagen bis über die Speichen und die Pferde bis an den Bauch in Morast versanken, hat man jetzt macadamisirte Chausséen, welche den Verkehr erleichtern. Je näher man der Normandie kommt, desto höher steigt die Cultur des Bodens. Von dem romantisch gelegenen Städtchen Fougères nach Antrain, wo vor zehn Jahren noch öde Haidestrecken und menschen- und viehquälerische Wege den Reisenden betrübten, fährt man gegenwärtig auf einer schönen Heerstraße zwischen lachenden Saatfeldern; überall werden Abzugsgräben geöffnet, und die Chausséen, welche von Antrain und Mortain auf Avranches und Pontorson einmünden, sind im Sommer Tag und Nacht mit Karren bedeckt, die Meersand geladen haben, der das undankbarste Terrain bezwingt. Dieser Meersand, welcher am ganzen Ufer des Departements der Manche gegraben wird, ist mit einer Art fetter Thonerde und mit verfaulten animalischen und vegetabilischen Bestandtheilen gemischt, und gilt für einen vorzüglichen Dünger. Früher war es verboten, ihn ins Innere des Landes zu verfahren, weil die von den Mauthaufsehern entfernten Bewohner daraus ihr bißchen Salz für die Suppe und das Pöckelfleisch gewannen, und man nach dem alten Staatshaushaltungssystem lieber ganze Gegenden verkümmern, als das Salzregal um einige Franken schmälern ließ. Nunmehr kann jeder Bauer, mag er auf 20, 30 Meilen weit von der Küste wohnen, Meersand anfahren lassen, wenn er ein Certificat vom Maire seiner Gemeinde beibringt. Man zieht alljährlich wenigstens 100,000 Karren voll aus den Mergelgruben der Bai des Mont Saint Michel; ein Karren voll kommt im Durchschnitt auf 6 Franken, wegen der damit verknüpften Transportkosten, die viel beträchtlicher sind als die Ladung, welche wenig oder nichts kostet.

Das Stückchen vom Departement der Manche zwischen Antrain und Avranches ist ein gar reizendes und freundliches Land. Hügel steigt an Hügel, und Wiesenthal senkt sich an Wiesenthal fort, und zuweilen schneiden dunkle Eichenwälder mit ihrem saftigen Laube majestätisch ein. In einem solchen Walde zeigte mir mein Kutscher ein altes gothisches Schloß mit weitläufigen Besitzungen, welches einer Modistin aus Nantes gehöre. Ich war ganz entzückt über die üppige Natur dieses herrlichen Landstriche. Hier ein halmenreiches Feld, dort eine abhängige Wiese und Koppel mit schönem Vieh, dort ein Baumgarten mit goldenen Früchten durchschimmernd, aus denen der gepriesene normännische Cider gebrannt wird. Diese Obstpflanzungen lehnen sich in Masse an die schönen Hügel und lebendige Hecken auf erhöhten Erddeichen schließen sie ein. In diesem Bezirke, der einem fortlaufenden Garten gleicht und durch grüne Gehege in Tausendtheilchen abgeschnitten ist, verschwimmen die Dörfer und die kleinern, einzelnen Bauerstellen, welche meistens abgesondert bei ihrem Gebiete liegen. So gelangt man bald zu dem niedlichen Städtchen Avranches, wo mancherlei Fabriken in Wolle sind, welche die rothen Jakobinermützen liefern, die hier zu Lande allgemein getragen werden.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 360.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

26 December 1838.

Der Austernhandel in Frankreich.

(Aus den Archives de Commerce. März.)

Die zahlreichen Austernbänke an den Küsten in der Nähe von Cancale und Granville, die von den Fischern dieser beiden Häfen ausgebeutet werden, sind ein wichtiger Handelszweig, der eine Menge Seeleute beschäftigt, und eine große Anzahl Familien nährt. Der Hauptfang findet in den Monaten März und April statt. Dann sind etwa 30 kleine Schiffe beschäftigt, einen Theil der von den Fischern von Granville und Cancale gefangenen Austern nach St. Vaast-La-Hougue zu bringen. Hier werden sie in 70 bis 80 Parks, die von ungleicher Größe, am Ende des Hafens angelegt, und von kleinen, drei Fuß hohen Steinaufwürfen umgeben sind, niedergelegt; diese Steinaufwürfe dienen theils um die Parks von einander zu trennen, theils sie gegen die Fluth zu schützen. Siebenzig Millionen Austern werden jährlich in diesen Parks angehäuft, und da das Tausend Austern zu Cancale 5, und zu Granville 6 Franken kostet, so macht der erste Ankauf dieser 70 Millionen schon 385,000 Fr. aus. Die Kosten des Transports von Granville und Cancale nach St. Vaast machen mit Einschluß des Octroi bei dieser Stadt 2¼ Franken für das Tausend; also wieder eine Summe von 157,500 Fr. für 70 Millionen Austern. Schlägt man dieses zu der ersten Ankaufssumme, so ergibt sich ein Gesammtbetrag vor 542,500 Fr.

In den Parks legt man zuerst die Austern in Reihen, so daß ein Fuß zwischen jeder Linie bleibt, nach 15 Tagen breitet man sie in einer Schicht über die ganze Fläche des Parks aus; wenn sie 14 Tage in diesem Zustande geblieben sind, stellt man sie wieder in Reihen, und wiederholt dieselbe Operation bis zur Zeit des Verkaufs. Die hiedurch veranlaßten Kosten lassen sich nicht genau berechnen, da sie von den Stürmen und den Einwirkungen der Fluth abhängen. Meist werden Frauen zu dieser Arbeit verwendet, wobei sie sich oft tödtliche Krankheiten zuziehen, und äußerst schlecht, nämlich mit 6 Sous bei jeder Fluth, bezahlt werden.

Die Auster wächst und entwickelt sich in den Parks von St. Vaast; sie behält aber einen herben Geschmack, den sie erst in den Parks eines andern Hafens verliert. Im September kommen die Speculanten von Courseulles, um Austern zu St. Vaast zu kaufen: sie bezahlen für die aus Cancale 8½, für die aus Granville 9½ Fr. für das Tausend; den Kaufleuten von St. Vaast bleiben also 1¼ Fr. per Tausend, um die Kosten der Arbeit in den Parks, die Interessen der Capitalien und die gelegentliche Verluste zu decken. Indeß gewinnt St. Vaast doch mit diesem Handel 50 bis 60,000 Fr. jährlich.

Der Transport von St. Vaast nach Courseulles: Aufladen, Fracht, Abladen und Octroi belaufen sich auf 2 Fr. für das Tausend. Nach einem mehr oder minder langen Aufenthalt in den Parks von Courseulles, die so eingerichtet sind, daß das süße Wasser sich mit dem Meerwasser vermischen kann, wodurch der herbe Geschmack der Auster sich vermindert, wird dieselbe gebürstet, gewaschen und dann zur Consumtion verschickt. Die Austernhändler von Courseulles schlagen für ihre Mühe und Kosten 10 Fr. auf das Tausend, wodurch also die von Granville auf 21½ Fr., die von Cancale auf 20½ Franken kommen.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Nach der Negerrace kommen die Indianer in Betracht; in Nordamerika droht ihnen zwar der Untergang, aber die Ungerechtigkeit der Weißen, welche auch die letzten Trümmer aus ihrem Gebiet über den Mississippi hinüberschaffen will (s. Nr. 314), kann noch einmal Noth und Elend über die Gränzen der weißen Ansiedlungen bringen, wie denn auch der Krieg gegen die elenden Reste der Seminolen schon ins vierte Jahr dauert. Im Westen der Felsengebirge ist dagegen trotz einzelner Einbrüche und Niederlassungen der Indianer noch herrschend, und sein Schicksal noch auf eine geraume Zeit hinaus ungewiß. Je weiter gegen Süden, desto bedeutsamer werden die Indianer. Aus Mexico haben wir dießmal wie überhaupt wenig, so über die Indianer gar nichts Specielles zu berichten, und machen darum nur auf den Umstand aufmerksam, daß die Zeit heranrückt, wo ihnen die Creolenregierung völlig gleiche Rechte mit den Weißen

zugesichert: dieß ist das Jahr 1840. Vergessen hat der Indianer dieß Versprechen nicht, und wenn man ihn darum betrügen wollte, möchte er wohl ein schlimmer Mahner werden. — Aus Guatimala haben wir die Nachricht von einem völligen Indianeraufstand (s. Nr. 183), allein über die einzelnen Umstände und Veranlassungen wissen wir nichts. Tiefer hinab werden die Städte mehr und mehr Oasen der europäischen und Negerbevölkerung, bis in Chili und im argentinischen Freistaat wieder ein der europäischen Natur entsprechendes Klima der weißen Bevölkerung ein neues Uebergewicht gibt. Wenn wir uns an Orbignys Eintheilung der südamerikanischen Racen halten (s. Nr. 345), so ist allerdings die eigentliche nordperuanische Race noch wesentlich unerschüttert, entzieht sich auch mehr und mehr dem europäischen Einfluß; die andern aber sind in einem höchst ungleichen Kampfe begriffen, der sie mit Vernichtung bedroht: die Guaranis durch die Weißen von Süden her, die Botocuden durch Weiße und Neger von Osten her. Niemand aber vermag zu sagen, welche Wechselfälle bei dem immer größern Erschlaffen der Weißen, und darum auch aller Centralgewalt, den verschiedenen Racen noch bevorstehen.

Es mag manchem seltsam erscheinen, aber es ist doch wahr, die Verhältnisse der Neger und Indianer sind, zum mindesten vom ethnographischen Standpunkt aus betrachtet, das Wichtigste in Amerika, alles Andere ist noch jetzt hineingetragenes europäisches Leben, Colonialverhältniß. Wir würden dieß Wort nicht gewagt haben, wenn nicht eine amerikanische Zeitschrift selbst ganz offen dieß Geständniß machte, und zwar eine Zeitschrift, deren Partei es an anti-europäischem und anti-englischem Geiste gewiß nicht fehlt, the United States Magazine and Democratic Review; wir geben hier im Auszuge die wichtigste Stelle wieder, da sie mit Widerstreben dieses Colonialverhältniß anerkennt: „Wir haben keine Nationalliteratur, und hängen fast ganz von Europa, namentlich von England, ab, die für uns denken und schreiben, oder wenigstens die Materialien und Modelle liefern sollen, nach deren Vorbild wir dann unsere eigenen schwachen Versuche anstellen. Unser Geist ist ein Sklave der frühern und gegenwärtigen Literatur Englands. So reich und ruhmvoll diese ungeheure Sammlung intellectueller Schätze ist, so wäre es doch besser für uns gewesen, wir wären durch den Ocean einer fremden Sprache von ihnen geschieden, wie das Land durch das atlantische Meer. Dann hätten wir für uns selbst denken müssen. Im Geiste seiner Literatur können wir es England nie gleich thun: es ist unermeßlich vor uns voraus, reich an stets thätigen Kräften, reich an den Hülfsmitteln literarischer Gewohnheiten, und wenn ich mich so ausdrücken darf, literarischen Capitals, daß es unserer schwachen Versuche zur Nachahmung spottet. Wir sollten einen mächtigen Einfluß auf Europa ausüben, aber man beachtet uns nicht, amerikanische Schriften werden nie übersetzt, weil sie fast immer nur eine verwässerte und verspätete zweite Auflage englischer Gedanken sind.“ Offener kann man dieß geistige Colonialverhältniß nicht anerkennen. Der demokratische Verfasser erzürnt sich, daß er dem aristokratischen England so in die Fußstapfen treten soll; der Zorn hat in der That etwas Komisches, denn das untergeordnete Verhältniß Amerika's in geistiger oder vielmehr literarischer Beziehung gereicht ihm ja nicht zur Schande: noch auf lange Zeit hinaus ist es durch seine unermeßlichen Strecken noch unangebauten Landes auf die materielle Arbeit hingewiesen, auf das Nützliche, und wenn man die Amerikaner als die money making nation verschreit, so heißt das nur so viel, daß, wenn verführt durch das allgemeine Beispiel, viele derjenigen, welche sich wohl über das Gewöhnliche erheben könnten, nur mit dem materiellen Gewinn sich beschäftigen. Auch die Literatur der Amerikaner (s. Nr. 540) trägt diesen Stempel; die Erwerbung gewöhnlicher, nutzbringender Kenntnisse geht Allem vor: man verkauft Hunderttausende ganz gewöhnlicher geographischer Compilationen, die dem Verfasser und Verleger große Summen einbringen, aber die schöne und noch mehr die gelehrte Literatur wollen um so weniger gedeihen, und der Bedarf davon wird hauptsächlich aus England bezogen.

Sieht man von auswärtiger Politik oder vielmehr von der Form derselben ab, so kann man Nordamerika und England noch als Ein Land ansehen, die freilich allerdings in Krieg mit einander gerathen können, allein es ist mehr eine Art Bürgerkrieg, und die bestehende politische Trennung hindert nicht, daß jeder Theil Anhänger auf der andern Seite hat. Die Vereinigten Staaten haben manche warme Anhänger in Canada, namentlich die Dissenter und Katholiken aus Irland, dagegen auch wieder bittere Feinde, wie die Schwarzen in Obercanada und die große Zahl alter Soldaten, die jetzt wieder als Loyalisten sich unter die englischen Banner reihen. Dagegen hat England warme Freunde in dem ganzen Nordosten der Vereinigten Staaten, was so weit geht, daß diese im Jahre 1812, als der Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten ausbrach, beschuldigt wurden, sie wollten sich wieder an das erstere anschließen. Mit Einem Wort: zwei feindliche Völker stehen sich nicht gegenüber, sondern gewissermaßen verschiedene Parteien Eines Landes. Mit diesen Beschränkungen muß man alle Nachrichten über Canada und die Vereinigten Staaten aufnehmen, und wir haben nicht nöthig, die mitgetheilten Artikel einzeln anzuführen.

Die Gefahr eines Bruchs zwischen beiden liegt nur im Westen, wo Charaktere wie Bill Johnson (s. Nr. 273) nichts Seltenes sind, und wo der aristokratische Geist englischer Einrichtungen heftige Feinde zählt, oft um so heftigere, als sie ihre Parteifeindschaft aus ihrem alten Vaterland England mitgebracht haben. Vielleicht liegt ein Grund der im Nordwesten der Vereinigten Staaten gegen England herrschenden Feindschaft in der Herrschaft, welche die Hudsonsbaicompagnie ausübt, die durch ihre Unternehmungen, ihre Verbindungen mit den Indianern die Nordamerikaner weit überflügelt (s. Pelzhandel von Canada Nr. 221 ff.), und die Herrschaft der Engländer bis hinab gegen die russischen Besitzungen in Obercalifornien (s. Nr. 205—209) befestigt. Mit diesem Jahr (1838) ist der Termin abgelaufen, über den man sich verständigt hatte, daß der Streit über das Land jenseits der Felsengebirge ruhen soll: die Amerikaner laufen Gefahr, dort alle Ansprüche zu verlieren, da der Besitz sich in den Händen der Engländer mehr und mehr verjährt.

Was die innern Verhältnisse Nordamerika's betrifft, so

dauert der alte Zustand fort. Das Land ist materiell betrachtet, trotz einzelner Stöße, in einem höchst blühenden Zustande, aber es leidet, wie oft erwähnt, an drei Krebsschäden: den Sklaven, der Nichtachtung der öffentlichen Gewalt und dem religiösen Fanatismus. Der erstern ist oben schon gedacht worden, die zweite ist in diesem Lande ein fast nothwendiges Uebel und hängt im Süden mit der durch den Sklavenbesitz geförderten Zügellosigkeit zusammen, und das dritte Uebel ist allen germanisch-protestantischen Ländern gemeinsam, wo der Geistliche nur als Lehrer auftritt. Da ist der eine Theil der Gemeinde dem von der Geistlichkeit festgehaltenen Dogma entwachsen, der andere findet dieß nicht streng genug und verfällt in religiösen Unsinn, ja in Wahnsinn. Ob es ein Mittel gibt, die erste Classe zurückzuführen, ist eine Frage, deren Beantwortung wir nicht wagen, gegen die Ausschweifungen des religiösen Gefühls aber gibt es nur Ein wirksames Mittel, möglichste Verbreitung von Kenntnissen und Bildung, und am Ende — die Polizei (s. die Methodisten in den Vereinigten Staaten Nr. 322 bis 327.)

Von dem spanischen und portugiesischen Amerika haben wir im Ganzen wenig zu berichten. Wenn schon Nordamerika in geistiger Beziehung sein fortdauerndes Colonialverhältniß gegen Europa anerkennt, so sind diese Länder noch viel weniger geeignet, ein selbstständiges Leben zu begründen, das europäische Leben aber ist dort entschieden im Sinken, und wirkt nur gerade noch so viel, daß nicht Alles in Barbarei versinkt. Wir haben daher durchaus nur fragmentarische Skizzen aus diesen Ländern, denn selten halten sich europäische Reisende lange genug auf, und sind gehörig gebildet, um mehr als einen bloßen Abriß zu geben. Die einzelnen Skizzen aus Mexico von Mühlenpfordt (s. verschiedene Nummern von 19—26) betreffen bloß die Stadt, nicht mehr das alte Tenochtitlan, sondern das ganz moderne Mexico mit seiner meist schlechten Creolen-, und seiner tief gesunkenen Indianerbevölkerung. Aus Scarletts Werke South-America and the Pacific) haben wir Manches entlehnt (Emporblühen Montevideos Nr. 103, Payta Nr. 105, Mendoza Nr. 163, Panama Nr. 101, über die Pampas Nr. 164, Santiago Nr. 181 und einige kleinere Gegenstände), aber es sind immer nur die Bemerkungen eines klugen Engländers, der Handel, Betriebsamkeit, Dampfschifffahrt u. s. w. im Kopf hat, und dem die Menschen, vorausgesetzt, daß sie seinen Zwecken und Bestrebungen nicht hinderlich in den Weg traten, sehr gleichgültig sind. Noch ein anderes Werk hat uns Einiges geliefert Robertsons Letters on Paraguay; der Patriarch von Santa-Fé (s. Nr. 284), das Einsammeln des Paraguaythees (s. Nr. 279) u. s. w. sind daraus entnommen, bis jetzt konnten wir aber nur die Auszüge einiger englischen Zeitschriften benützen, das Buch selbst ist uns leider noch nicht zugekommen. Es verspricht indeß Vieles, die Verfasser hielten sich mehrere Jahre in dem Lande auf, und nahmen an dem Leben und Treiben des Volkes größern Antheil, als dieß sonst Engländer zu thun pflegen.

So unzufrieden man indeß häufig mit den Engländern als Reisenden ist, so muß man ihnen doch Dank wissen, denn wenn sie auch nicht die einzigen Reisenden sind, aus denen wir einige Kenntniß jener Länder schöpfen, so bilden sie doch bei weitem die Mehrzahl, und Reisende anderer Völker schweigen entweder ganz, oder geben ein höchst gelehrtes, tiefeindringendes Werk, wie Pöppig, oder eines, das für Privatleute so gut wie unerschwinglich ist, wie Orbigny, oder endlich ein höchst leichtfertiges, mit hohlen, politischen Phrasen durchwobenes, wie Hr. Isabelle. Die Engländer, nebst den Nordamerikanern, den eigentlichen Yankees nämlich, mit denen sie gewissermaßen zusammenfließen, sind es aber auch, welche Südamerika ausbeuten. Das bedeutendste, was unsere Reiseliteratur in diesem Jahre über Amerika liefert, ist von Engländern, nämlich Halls Reisen in die Anden (s. Nr. 1 bis 18), Douglas' Reise am Oregon und in Oberkalifornien (s. Nr. 131 bis 141 und zweite Reise s. Nr. 168 ff.). Außer diesen ist noch zu erwähnen Schomburgs Reise im britischen Guiana (s. Nr. 179) und sodann Marcucci's Reise nach dem Chimborazo (s. Nr. 515). Am wenigsten erfahren wir gegenwärtig, wie natürlich, durch die Spanier, doch ist uns vor kurzem ein freilich nicht mehr ganz neues Werk: Historia economico-politica y estadistica de la Isla de Cuba por Don Ramon de la Sagra von einem Freunde zugesendet worden, das wenigstens Aufschluß über diese wichtige spanisch-westindische Insel gibt, und über den Zustand ihrer Sklaven. Ueber französisch Westindien (s. Nr. 118) kommt wenig in Umlauf, über die Sklavenfrage haben sich jedoch auch einige Franzosen hören lassen, wie in dem zweiten Artikel über die Negeremancipation erwähnt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Die lettische Literaturgesellschaft.

Die Nordische Biene enthält in Nr. 267 v. d. J. Nachstehendes über die am 5 October stattgefundene Zusammenkunft dieser Gesellschaft in Mitau: Die Mitglieder legten viele merkwürdige und wichtige Schriften über die Geschichte und Literatur dieses Landes vor; wir nennen darunter nur folgende: Dr. Napirski las Auszüge aus der Autobiographie von Heinrich Latvsch; Pastor Wend theilte drei alte lettische Hochzeitgesänge mit; Pastor Katterfeld einen Plan zu einem Unterrichtsbuche für Soldaten lettischer Zunge; der Vorstand der Gesellschaft, Neander, die Handschrift einer lettischen Grammatik, und Hr. Lieventhal eine lettisch-russische Grammatik, welche nach der russischen Grammatik von Gretsch entworfen ist. Die gelehrten Mitglieder der Gesellschaft arbeiten thätig für die Bildung ihres Vaterlandes, und zeigen in ihren Schriften den Wunsch, Rußland mit der Sprache, den Sitten und der Geschichte der lettischen Stämme bekannt zu machen.

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

3. Das Departement Ile und Vilaine.

(Fortsetzung.)

Es war schon ziemlich gegen Abend, als ich in die ehemalige Residenz des berühmten Bischofs Peter Daniel Huet einfuhr, welcher

sich aus einem rohen Bauernburschen zu einem feinen Weltmanne heraufbildete, der am Hofe Ludwigs XIV glänzte und sehr geistreich über Romane geschrieben hat. Ich machte noch denselben Abend einen Gang nach dem Hügel nahe bei der Stadt, worauf sonst die Kathedrale stand und von wo man eine himmlische Aussicht genießt, indem man den Garten Eden hinter sich, ein breites, tiefes, von der reichsten Vegetation strotzendes Thal vor sich, prächtige Eichenwälder zur Linken und das Meer zur Rechten hat. Ein schöner Sonnenuntergang bei vollem Meer oder ein heller Mondschein muß hier ein feenhaftes Landschaftsgemälde heranzaubern.

Die Jahresfeier der Juliustage wurde in Avranches mit großem Jubel begangen; aus den Fenstern und von den Balconen aller öffentlichen Gebäude und sehr vieler Privathäuser wehten dreifarbige Fahnen und Abends war große Illumination; vor einigen Häusern brannten sogar Transparente. Die kleinen ackerbautreibenden Landstädte dieser Gegend sind sehr patriotisch gesinnt, was aber hier so viel bedeutet, als für die Regierung gestimmt, denn sie verdanken dem Gouvernement Ludwig Philipps das Gedeihen ihres Wohlstandes, der sich erst seit 1830 entwickelt hat. Während der Restauration war zwar auch Friede, aber es herrschte eine dumpfe Unruhe und peinliche Unbehaglichkeit in den Provinzen; man ahnte nichts Gutes, und dachte, daß das alte Wesen mit seinen Mißbräuchen wiederhergestellt werden sollte; der kleine Landmann, welcher durch die Revolution von 1789 am meisten gewonnen, und die Besitzer von Nationalgütern zitterten, denn der Constitutionnel verkündete ihnen jeden Morgen, daß man die Zehnten und Frohnden wieder einführen und die Kloster- und Herrschaftsdomänen den Emigrirten zurückgeben wolle, was allerdings die katholische Geistlichkeit zu bekräftigen schien, indem sie den Ankäufern von Nationalgütern ein ehrliches Begräbniß verweigerte.

Die Zahl der Grundeigenthümer hat sich in Frankreich seit 1789 verdreißigfacht, und wird sich durch das demokratische Erbfolgerecht ins Unendliche vermehren. Eine Rückkehr des ancien régime ist unter diesen Umständen unmöglich. Man bedenke, daß der Bauer, der nur einen Morgen Land besitzt, sich viel mehr darauf einbildet, als sein reicher Nachbar, der einen Park von 100 Morgen hat. Welch schöne Vorbedeutung für den künftigen Wohlstand Frankreichs, wenn der Friede noch 20 Jahre dauert und die Pariser keine Revolution machen, was Gott und die Einsicht der Menschen abwenden mögen!

Von Ponterson aus besuchte ich den Mont Saint Michel, welcher etwa zwei kleine Meilen davon entfernt liegt. Der Weg dahin führte an einer Windmühle vorüber, wo ich den berühmten Berg genau erblickte; er bildete eine große, aufeinandergethürmte Felsenmasse, mit Festungswerken und Gebäuden umkränzt, die in gleichseitiger Dreiecksform aus einer unabsehbaren grauen Sandfläche emporstieg und sich von einem düstern Horizont abhob, welcher in weiter Ferne mit dem Meere verschwamm. Am Fuße dieses ausgedehnten Amphitheaters, von wo man die Mündungen zweier Flüsse, die ganze Bai von Cancale mit ihren zickzackförmig angelegten Fischereien und bei hellem Wetter das Vorgebirge bei Granville übersieht, nimmt der Boden eine weißliche Farbe an, und man erkennt deutlich den fetten, mit Schlamm und Thonerde vermischten Sandgrund des Meeresstrandes, worauf kolossales Gemüse wächst. Der Berg liegt etwa 25 Minuten vom Strande, und man kann ihn nur besuchen, wenn die Ebbe eingetreten ist, welche hier jedesmal eine Fläche von acht Quadratmeilen Umfang aufdeckt, bis die steigende Fluth sie wieder 10 bis 15 Fuß hoch unter Wasser setzt, was kurz zuvor eine von stehenden Lachen und mehrern Flußarmen durchschnittene Strandebene war. Bei den Dünen angelangt, ritt mein Führer voran und befahl mir, ihm so nahe als möglich zu folgen und meiner Rossinante die Zügel schießen zu lassen, da sie gewohnt sey, diesen Weg zu machen, der nicht ohne Gefahr ist. Man riskirt, in dem Triebsande der Bäche, die man passiren muß, stecken zu bleiben, oder an einer Stelle, wo der Boden quebbig ist, einzusinken. In solchen Fällen, bemerkte mein Begleiter, wäre nichts Anderes zu thun, als aus dem Sattel ins Wasser zu springen und das Pferd seinem Schicksale zu überlassen; man hätte bisweilen Gaul und Reiter verschwinden sehen, und wie die Geschichten weiter lauten, welche die Wegweiser der Stranddörfer dem Reisenden aufzubürden pflegen, um ein gutes Trinkgeld zu erhaschen, wenn sie ihn gesund und wohlbehalten an Ort und Stelle wieder abgeliefert haben.

Nach dem langsamen Schneckenritt einer kleinen halben Stunde kamen wir an das erste Eingangsthor der Festung, wo zwei altfränkische Kanonen von mächtigem Kaliber aufgepflanzt sind, welche man den Engländern bei der Belagerung von 1423 abgenommen hat; in dem Schlunde der einen steckt noch eine enorme Steinkugel. Wir passirten noch zwei andere Thore, bis wir in eine enge Straße traten, wo wir unsere Pferde in einem ländlichen Gasthof unterbrachten. Ein bequemer, terrassenförmiger Weg führt über die Außenwälle zur alten Schloßabtei hinauf, deren Eingang zwei runde, vortrefflich gebaute Thürme flankiren. Auf einer breiten, düstern Treppe steigt man zu dem alterthümlichen Vestibul hinauf, wo der Wachposten ist. Hier wurde mir der Paß abgefordert und ein Aufseher mitgegeben, um mich im Innern herumzuführen, welches ein wahres Labyrinth ist. Wir besahen zunächst eine Reihe von herrlich gemauerten Gewölben und Kellern, die Pulver- und Kugelmagazine, das Rad und den Krahnen, womit die Mundvorräthe des Gefängnisses hinaufgewunden werden, die Kerker mit Fallthüren, in pace genannt, und die weitläufigen unterirdischen Gänge, welche durch den Felsen durchminirt sind und alle miteinander in Verbindung stehen. Im Rez-de-Chaussée sind die Wohnungen für den Director und die Gefangenwärter, die großen Cisternen, die Küche, das ehemalige Refectorium der Geistlichen, gegenwärtig eine Wachstube für die 50 Mann starke Garnison; darüber befinden sich im ersten und zweiten Stock die Schlafsäle und das Bibliothekzimmer der Mönche, welche man theils zu Schlaf- und Krankensälen und Werkstätten für die Sträflinge eingerichtet hat. An das Refectorium stößt der große Capitelsaal der frühern St. Michaelsritter, nunmehr eine Weberwerkstatt für Verbrecher; das von vierzehn Säulen gestützte Gewölbe dieses im gothischen Styl des eilften Jahrhunderts erbauten, durch die Uebertünchung leider verunstalteten Saales trägt das Kloster, ein ringsum mit einer dreifachen Säulenreihe umgebenes Quadrat. Die dünnen Säulchen von wunderbarer Zierlichkeit sind aus Stuck oder Granit gearbeitet, und tragen ein köstliches Gesimse, wo das Thier- und Pflanzenreich die mannichfaltigsten Motive zu Ornamenten geliefert hat. Das innere Viereck, welches diese einzigen Klostergänge einschließen, ist ein mit Blei gepflasterter offener Raum, der das Regenwasser von mehrern Dächern her empfängt und in die Cisternen leitet.

(Fortsetzung folgt.)

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 361.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

27. December 1838.

Ueber den Ursprung und die Fortschritte der Kupferminen in Cornwallis.

Wir theilen aus den Verhandlungen der Londoner statistischen Gesellschaft nachstehenden Auszug aus einer längern Mittheilung des Präsidenten Sir Charles Lemon mit. Diese Mittheilung enthielt 22 Tabellen über den frühern und jetzigen Stand der Kupferminen in Cornwallis, und das Memoire bildet im Grunde nur einen Commentar darüber.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde vor dem J. 1700 alles in Cornwallis erhaltene Kupfererz aus den Zinnminen gewonnen, und erst um die genannte Zeit fing man an, besondere Kupferminen zu bearbeiten. Ein Hr. Costar erfand eine Wassermaschine, mit Hülfe deren man das Wasser mit Erfolg auspumpte; die erste derselben wurde um das Jahr 1712 errichtet, die zweite im Jahre 1720, und so unvollkommen auch wahrscheinlich diese Maschinen noch waren, so fühlte man doch die Wichtigkeit derselben schnell. Im Jahre 1727 wandten sich die Minenbesitzer an die Regierung um Erlaubniß, Kohlen einführen zu dürfen, in Anbetracht des schlechten Zustandes der Minen und der Nothwendigkeit, sie in größerer Tiefe zu bearbeiten. Merkwürdig ist der angeführte Grund, daß die alten Minen nahezu erschöpft und die ganze Grafschaft so vollständig durchsucht sey, daß man nicht hoffen könne, neue Erzgänge aufzufinden. Die Existenz der cornischen Kupferminen schien demnach zu jener Zeit von der Anwendung einer neuen, durch Dampf in Bewegung gebrachten Kraft abzuhängen. Im Jahre 1778 wurden die verbesserten Maschinen von Watt eingeführt, und im Jahre 1793 fanden sich bereits 17 solche Maschinen in Cornwallis. Seitdem ist die Anzahl und die Kraft dieser Maschinen fortdauernd gewachsen, und dadurch allein war es auch möglich, die Minen fortwährend mit Vortheil zu bearbeiten, schon verlassene Minen wieder aufzunehmen, und sie in größerer Tiefe auszubeuten. Ein anderes Mittel fortgesetzten Erfolgs waren die großen Verbesserungen in der Kunst zu schmelzen. Erze, die nur 3 bis 4 Procent Kupfer enthalten, werden jetzt verkauft und geschmolzen, ja in einigen seltenen Fällen selbst bei noch geringerem Gehalte. Der Werthmesser ist der Preis des Garkupfers, minus einer bestimmten Summe für die Tonne Erz nach dem Durchschnittspreis gerechnet. Diese Summe war ursprünglich dasjenige, was man als Schmelzkosten berechnete. Vor dreißig Jahren galt dieses für zu wenig, und Garkupfer wurde im Handel um 5 bis 8 Pfund über dem oben angegebenen Werthmesser verkauft; in den letzten Jahren aber um 18 bis 20 Pfund darunter, welcher Unterschied ein reiner Profit des Minenbesitzers ist. Nach dem jetzigen Kupferertrag der Grafschaft kann man diese Ersparniß auf ungefähr 300,000 Pfd. des Jahrs anschlagen. Ein Hr. Jars sagt unter dem Jahre 1765: „Kein Kupfererz wird unter 30 Schilling die Tonne verkauft, d. h. Erze, welche zu diesem Preise nicht verkaufbar sind, sind auch das Schmelzen nicht werth; es gibt jedoch noch einige Erze, die zu 60 Pfund die Tonne verkauft werden." Bei einem der letzten Verkäufe im Februar d. J. war der niederste Preis $22\frac{1}{2}$ Schilling und der höchste 14 Pfd. $5\frac{1}{2}$ Schilling.

Eine weitere ökonomische Verbesserung ist die Anwendung des Dampfes, um Erz und Schutt aus der Mine herauszuziehen, was früher durch Pferde geschah. Der Vortheil hierbei macht nahezu 50 Procent aus, und bei der vermehrten Tiefe der Minen könnte die Arbeit auch gar nicht mehr durch Pferde verrichtet werden. Im Jahre 1810 waren in der ganzen Grafschaft 12 bis 15 solcher Maschinen im Gange, eine Zahl, die natürlich seitdem bedeutend gestiegen ist, und man beabsichtigt jetzt, dieselbe Maschinerie zum Heraufziehen der Minenarbeiter anzuwenden, wodurch viel Zeit und Menschenkraft erspart würde. In den sogenannten consolidirten Minen arbeiten gegenwärtig 826 Männer und Knaben in einer durchschnittlichen Tiefe von 239 Faden; einige Theile dieser Minen aber sind über 300 Faden oder 1800 Fuß tief.

Nachfolgendes ist eine genaue Angabe des Ertrags der Minen von 10 zu 10 Jahren, von 1771 bis 1837.

Jahre.	Tonnen Erz.	Tonnen Kupfer.	Procent.
1771	27,896	3347	12
1781	28,749	3430	12
1791	Die Rechnungen dieses Jahres sind verloren.		

	Jahre.	Tonnen Erz.	Tonnen Kupfer.	Procent.
Durchschnitt.	1800	55,981	5,187	$9\frac{3}{10}$
	1800 — 1810	67,532	6,059	9
	1811 — 1820	78,560	6,602	$8\frac{1}{2}$
	1821 — 1830	114,010	9,143	8
	1831 — 1837	142,785	11,657	$8\frac{1}{8}$

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wenn wir jetzt auf Afrika zurückkommen, so haben wir fast nur von dem Lande südwärts der großen Sahara zu reden, denn aus dem nördlichen haben wir leider nicht viel zu berichten. Ein Bericht über die Juden in Marocco (siehe Nr. 322) ist das Gewöhnliche über den Druck, worin sie in der Berberei leben, nur ist eine Nachricht über die Juden unter den Schilluhs im Gebirge beigefügt, die höchst interessant ist. Jene Juden müssen seit vielen Jahrhunderten im Lande seyn, und ihr Verhältniß zu den Schilluhs ist eines der merkwürdigsten in der ganzen Ethnographie. Wie lange wird es noch dauern, bis wir über den Stamm der Berbern, Schilluhs, Amazirghen, Kabylen, oder wie man sie sonst nennen mag (s. Nr. 296), gründlichen Aufschluß erhalten; bis jetzt hat dieß seltsame Volk noch allen gründlichen Forschungen getrotzt und doch ist es dieß Volk, was trotz der scheinbaren Herrschaft der Araber in Nordafrika am Ende immer die Entscheidung herbeiführen wird. Ist doch selbst die zweite und dritte Eroberung Spaniens von Afrika aus eine berberische und keine arabische. Doch fängt man beinahe an, an unserer dürftigen Kenntniß vom Berberstamme irre zu werden, denn die Barabras in Nubien, die man ohne Weiteres als Eines Stammes mit den Schilluhs und Amazirghen im Westen annahm, sollen nun gar eine grundverschiedene Sprache reden (s. Nr. 232). Was sprechen denn aber die nicht arabischen Bewohner der Oasen für eine Sprache, und welches Stammes sind sie? Ging ein zweiter, nicht zu den Berbern gehöriger Völkerzug durch die libysche Wüste? beinahe sollte man es glauben, nach dem was der französische Abenteurer Baudouin von den Mosabiten oder Beni Mzab berichtet. Und woher der merkwürdige Menschenschlag, dessen wir in Nr. 103 erwähnten? Mit Einem Worte: Nordafrika ist, Aegypten und einige Küstenpunkte ausgenommen, für uns gerade so gut noch ein unbekanntes Land, als das Innere von Congo und Benguela.

Einer interessanten Entdeckung hinsichtlich eines Negerstamms ist man jetzt auf der Spur. Wir finden in dem kurzen Lebenslaufe eines Mandingonegers (s. Nr. 273) die Ansicht ausgesprochen, und auch von andern Seiten her bestätigt, daß die Züge dieses Volkes denen eines indischen Stammes auffallend gleichen. Stimmt dieß nicht auf eine seltsame Weise mit der so gut wie beglaubigten Nachricht zusammen, daß das einst in Meroe herrschende Volk aus Indien gekommen? der Fingerzeig ist gegeben, und europäischer Forschungsgeist mag ihn verfolgen: er hat schon schwierigere Fragen gelöst, zum mindesten bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit deutlich gemacht. Freilich ist das Unternehmen höchst schwer: die ungeheure Beweglichkeit oder vielmehr Veränderlichkeit in der Negernatur, der Mangel an Denkmalen des Alterthums setzen unendliche Schwierigkeiten entgegen. Indeß baut man doch gegenwärtig auf die Mitwirkung einiger Neger bedeutende Hoffnungen zur Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse des innern Afrika's. Abubekr, der ehemalige westindische Sklave und Gefährte des unglücklichen Davidson, ist allen Nachrichten zufolge glücklich in Tombuktu angelangt, und soll als Verbindungsglied dienen, um allmählich mehr und mehr Nachrichten aus dem Innern zu erhalten, und auf der andern Seite hat man gegenwärtig im Sinne, einen Neger aus Dongola den Bahar el Abiad aufwärts zu senden (s. Nr. 176), um endlich einmal das Räthsel des obern Nillaufs zu lösen.

Man glaubte nun mit der Nachricht über den Nigerlauf im Reinen zu seyn, und somit auch mit dem Tschadsee, daß dieser als Binnensee einem periodischen Wachsen und Fallen unterworfen sey und keinen Ausfluß habe. Da kommt der afrikanische Reisende, Capitän Allen, und behauptet, der Tschadsee und der Tschadda hingen zusammen, und der Yeou sey der Ausfluß des Tschadsees. Wir fürchten sehr, Capitän Allen habe, weil er den Nigerlauf untersucht und aufgenommen, sich berufen geglaubt, auch über andere Punkte der Geographie Innerafrika's abzusprechen. Wir haben unsere Ansicht über die Meinung Capitän Allens in Nr. 229 u. 230 ausgesprochen, und bemerken zur allgemeinen Orientirung bloß, daß der Yeou, der nach C. Allen der Ausfluß des Tschadsees seyn soll, nach allen frühern Nachrichten, nicht bloß Denhams und Clappertons, sondern auch der arabischen Reisenden in den Tschadsee fließt, und eben dadurch so lange zu der irrigen Meinung Veranlassung gab, der Yeou sey, weil er auch von Westen herkommt, Eins mit Niger.

Im Westen Afrika's haben wir dießmal von Entdeckungsreisen nichts zu berichten, und im Süden leider so gut wie nichts. Zwar ist die Reise des Capitäns Alexander erschienen, aber wir erfahren sehr wenig Neues, und Capitän Alexander hat in England strengen und nicht unverdienten Tadel gefunden, denn erstens hielt er sich in der Capstadt und sonst bekannten Orten sehr lange auf, und zweitens schlug er gar nicht den Weg ein, den ihm die geographische Gesellschaft, welche das Geld geliefert, vorgezeichnet hatte. Diese verlangte, er solle von der Delagoa-Bai landeinwärts gehen, weil es von großem Interesse ist, das Land kennen zu lernen, in welchem sich die Wasserscheide zwischen dem östlichen Meere und dem Gariep befindet. Statt dessen ging er von der Capstadt aus nordöstlich, wo er mehr als Dreiviertel seines Wegs nur bekannte Gegenden zu durchreisen hatte. Verzeihlich wäre dieß noch gewesen, wenn er auf diesem Weg nur auch so weit fortgegangen wäre, daß er etwas Merkwürdiges hätte entdecken können, aber dazu kehrte er zu früh um. Es mag wahr seyn, daß er nicht durch das Land der Bergdamaras vordringen konnte, aber wenn er gegen Norden statt gegen Osten zog, so hatte er sicher gegen Benguela hin ein besseres Feld der Unternehmung vor sich.

Aus der Capcolonie haben wir nur Ein wichtiges Ereigniß

zu melden: die Auswanderung einer Anzahl Boers. (S. außer mehreren einzelnen Nachrichten die Nr. 310.) Bereits sind mehr als 7000 Menschen über die Gränze der Colonie gezogen, darunter etwa 1000 bewaffnete Weiße, das Uebrige sind Weiber, Kinder und farbige Knechte. Die anfänglichen Unfälle waren mehr dem Verrath und der Hinterlist ihrer Gegner zuzuschreiben, aber jetzt ist die Macht des Zulahäuptlings gebrochen. Die Boers sind siegreich, und werden, wenn nicht ein schlimmerer Feind, nämlich verheerende Krankheiten, unter ihnen ausbrechen, in der Geschichte von Südafrika eine bedeutende Rolle spielen. Zwei Umstände geben diesem Ereigniß einige Wichtigkeit: das bisherige System der englischen Regierung, ein System, dessen Richtigkeit wie weder bejahen noch verneinen wollen, hat unter der ganzen holländischen Hirten- und Ackerbaubevölkerung große Unzufriedenheit erregt; diese Unzufriedenheit stieg einmal bis zum gewaffneten Widerstand, und da dieser zu nichts führen konnte, so zogen erst einzelne, dann immer mehrere über die Gränze, und es ist gar nicht unmöglich, daß die 7000 Menschen, die jetzt bereits die Gränze überschritten haben, in wenigen Jahren sich verdoppeln und verdreifachen; die Errichtung einer ganz unabhängigen Genossenschaft im Innern Afrika's muß aber auf die umwohnenden Völker einen großen Einfluß ausüben, der vielleicht für die Engländer, gegen welche diese Auswanderer einen großen Haß nähren, sehr nachtheilig wird. Aber ein noch viel ernsterer Umstand ist die Entblößung der Nordostzüge der Colonie, die den wenig zahlreichen englischen Ansiedlern verderblich werden kann.

Auf der Ostküste von Afrika haben wir nur zwei Punkte zu erwähnen: die arabischen Besitzungen in Zanzibar und Quiloa (s. Nr. 308) und die neuesten Reisen nach Abyssinien (siehe Nr. 339). Die Herrschaft der Araber, die auf jener Küste hauptsächlich durch die Portugiesen vernichtet wurde, fängt an wieder aufzuleben, und stützt sich, wie es scheint, auf die aus alter Zeit noch hier befindliche moslemitische Bevölkerung: darauf deutet die Zusammensetzung derselben hin, da sie in Zanzibar aus etwa 1000 waffenfähigen Arabern, aus einer nicht zu bestimmenden Anzahl sogenannter Mauren, deren schwarze Wollhaare auf den Negerursprung hindeuten, und aus etwa 15,000 gleichfalls moslemitischen Sklaven besteht. Der Islam greift also hier, wie auf der Westküste, wo er von der Sahara her immer tiefer eindringt, um sich. Zum mindesten ist, was die Polygamie betrifft, Land und Volk dazu geeignet, und es darf einen hier weniger Wunder nehmen, als daß, Privatnachrichten zufolge, unter den schwarzen Sklaven und Malayen auf dem Cap der Islam so um sich greift. Es ist kaum anders zu erwarten, als daß auch Quiloa unter arabische Herrschaft fällt, um so mehr, als die Bewohner desselben schon jetzt für Moslems gelten, und, wie es scheint, dieselbe Sprache, wie die Mauren zu Zanzibar, das sogenannte Zobeili, das mit arabischer Schrift geschrieben wird, sprechen. Bis jetzt wagen sich indeß die Araber nicht ins Innere, wo sehr wilde Stämme hausen.

Abyssinien gewinnt jetzt erst wieder an Interesse. Wir haben aus einer deutschen Zeitschrift eine Uebersicht der physischen Gestaltung nach der Schilderung Rüppells mitgetheilt, eine Darstellung seiner ethnographischen Verhältnisse aber noch nicht versucht. Was die beiden jungen Franzosen, Combes und Tamisier, darüber mitgetheilt, ist viel zu wenig gesichtet und dem ganzen Machwerke nicht sonderlich zu trauen (s. über einige neuere Reisen in Abyssinien Nr. 339). Katte sah zu wenig, Dr. Aubert, dessen Reise dahin wir erwähnt (s. Nr. 165), hat nach wenig von sich hören lassen, und das Wenige, was von dem Bulletin de la Société de Géographie (Sept. 1838) mitgetheilt wurde, will nicht viel besagen. Indeß kann es nicht fehlen, daß Abyssinien von jetzt an immer häufiger besucht werden wird; die Engländer sollen bemüht seyn, den Handel von Massauah abzuleiten (s. die Besetzung von Aden Nr. 357) und weiter im Süden sich einen Weg ins Innere zu bahnen. Sie werden mit Waaren kommen, welche die Neugier und Habsucht der Abyssinier reizen, und so sie vielleicht zu Handel und größerer Thätigkeit aufregen, denn von der moralischen Seite ist ihnen nicht beizukommen; das hat das Schicksal der Missionäre bewiesen, denen Katte in seinem kleinen, aber interessanten Werke ein vortheilhaftes Zeugniß ertheilt, aber auch ihr Schicksal vorausgesagt hat. Katte entwirft kein sehr anziehendes Gemälde von denjenigen Bewohnern Abyssiniens, mit denen er in Berührung kam, und wenn er einigermaßen ungerecht gegen sie ist, so mag der Grund wohl darin liegen, daß die Abyssinier im Ganzen genommen gegen die Araber, unter denen er sich zuvor aufgehalten, eine ziemlich schlechte Figur spielen.

(Fortsetzung folgt.)

Legonidecs Tod.

Das Echo du Monde Savant vom 15 December begleitet die Nachricht von dem Tode dieses Gelehrten mit folgenden Worten: Es war dieß einer der heutzutage so seltenen Menschen, welche in der Wissenschaft fortschreiten, ohne sich um den Ruhm der Welt zu kümmern. Legonidec hat sein ganzes Leben lang die celtischen Idiome studirt, und man verdankt ihm ein Wörterbuch und eine Grammatik der celto-bretagnischen Sprache, welche Meisterwerke von Gelehrsamkeit und Kritik sind; er hat auch eine bretagnische Uebersetzung des neuen Testaments herausgegeben, und hinterläßt eine handschriftliche Uebersetzung der Bibel. Eine wohlbegründete Orthographie, eine festgestellte Syntax und rein hergestellte Texte in einer Sprache, deren Schriften bis jetzt nur eine traurige Uncorrectheit zeigten, dieses sind die wohlbegründeten Ansprüche dieses scharfsinnigen Philologen. Die Bretagner, seine Landsleute, beabsichtigen, ihm in Conquet, seiner Vaterstadt, ein Denkmal zu errichten.

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

5. Das Departement Ile und Vilaine.

(Fortsetzung.)

Unter der Menge von Gebäuden, welche der beharrliche Unternehmungsgeist vergangener Jahrhunderte auf dem Gipfel dieses nackten Felsens versammelte, zeichnen sich besonders die Kirche und das unter-

irdische Pfeilergewölbe aus, worauf der Chor gegründet ist. Die heutige Kirche wurde im Jahre 1448 vom Cardinal d'Estouteville angefangen und unter seinem Nachfolger Guillaume de Lamps beendet; sie ist im feinsten gothischen Styl aufgeführt, hat aber leider im Laufe der Zeit viel gelitten. Die gemalten Fenster, die geschnitzten Stühle, die werthvollen Statuen, Gemälde und Fresken des Chors, von denen die alten Chroniken der Abtei so viel Aufhebens machen, sind verschwunden; Alles trägt die Spuren der Verwüstung; das Schiff und die Seitengänge hat man zu Werkstätten benutzt. Außen um den Chor herum bemerkt man ein Netz von eleganten Strebepfeilern; oben auf dem Thurme wohnt der Wärter des Telegraphen, den man hier 1796 angebracht hat. De Thou spricht in seinen Memoiren von einer kolossalen Statue des heiligen Michael aus goldgemischter Bronze, welche er auf der Thurmspitze im Sonnenscheine hätte blinken sehen; allein der Erzengel scheint gen Himmel gestiegen zu seyn, und den zierlichen Kirchthurm, dessen Spitze damals über 400 Fuß hoch in die Lüfte ragte, hat das Feuer des Himmels bis auf die Hälfte zerstört. Die alte Schloßabtei des Mont Saint Michel, um deren Besitz England und Frankreich Jahrhunderte lang gestritten, ist gegenwärtig ein Centralgefängniß, welches etwa 8 bis 900 Sträflinge beherbergt, die es so gut haben, daß viele ihre Freiheit verschmähen, wenn ihre Strafzeit abgelaufen ist. Sie dürfen Sonntags den Besuch ihrer Eltern, Frauen und Anverwandten annehmen, und Manche ersparen sich durch ihre Arbeit eine kleine Summe; in den Schlafsälen und Werkstätten herrscht die größte Reinlichkeit; einmal des Tages werden sie auf die Platform des neuen Kirchenportals geführt, wo sie spazieren gehen und sich an der Aussicht weiden können, welche das hohe Meer, die Spitze von Granville, die Salinen der Küste, die Städte Avranches, Pontorson und Dol, die Küsten der Bretagne und Normandie und die Rhede nebst der austernreichen Bai von Cancale umfaßt. Politische Gefangene waren nicht mehr da; diese wurden übrigens ungemein human behandelt; sie bewohnten eigene Zellen, waren ganz abgesondert von den andern Züchtlingen, brauchten nicht zu arbeiten, sondern konnten sich beschäftigen, wie es ihnen beliebte, lesen, auf der Platform und im Hofe spazierengehen u. s. w. Einer davon, Namens Colombat, ist auf eine unbegreifliche Weise aus diesem schrecklichen Gefängniß entkommen; der mich begleitende Gefängnißwärter zeigte mir den Felsen, an welchem er bei Nacht und Nebel heruntergeklettert; es war ein halsbrechendes Wagstück. Bei dem Brande von 1834 zeichneten sich die politischen Gefangenen durch Muth und Entschlossenheit aus; das Feuer dauerte bereits zwei Tage, und es mangelte an Wasser, als der Director sie auf ihr Ehrenwort aus ihren Zellen entließ und zum Löschen aufforderte; ohne ihre Hülfeleistung wäre das Gefängniß des Mont Saint Michel in einen Schutthaufen verwandelt worden; zehn Gefangene wurden in Folge dieser Auszeichnung begnadigt.

Nachdem ich im Gasthof einen kleinen Imbiß genommen, welchen mir eine sehr schöne Wirthin mit sehr menschenfreundlichen Augen servirte, machte ich die Tour um den Berg, welchen ich bis jetzt nur von einer Seite gesehen hatte. Fast überall umgeben ihn hohe, dicke Mauern, mit Thürmen und Bastionen flankirt, welche einem Vauban Ehre machen würden; an der West- und Nordseite sieht man nur schwarze, mit Gestrüpp bewachsene Felsblöcke; der steilste Abhang gegen Osten und Süden ist allein bewohnt; man bemerkt darauf eine kleine Pfarrkirche und einen kleinen Häuserklumpen mit einigen Duodezgärten, welche man dem Felsen abgerungen oder aufgedrungen hat, und worin hohe Feigenbäume wachsen, deren Früchte mit den südfranzösischen an Saftigkeit und Würze wetteifern sollen. Das Städtchen zählt etwa 500 Einwohner; es sind zum Theil Beamte, Entrepreneurs und Arbeiter des Centralgefängnisses, zum Theil Gastwirthe, welche kleine Herbergen und dabei Kramläden halten, wo ihre Frauen allerlei Muschelarbeiten, Medaillen und Michaelskreuze verkaufen, welche die Pilger und Reisenden mitnehmen. Dieser Handel mag beträchtlicher gewesen seyn, als der Mont Saint Michel ein berühmter Wallfahrtsort war, und ihm aus Deutschland, Italien und allen Provinzen Frankreichs die Pilger schaarenweise zuströmten.

Die Majorität der Bergbewohner besteht aus Fischern: die Männer, Weiber und Kinder dieser Fischerfamilien gehen beständig barfuß, und haben das ganze Jahr hindurch Hosen und Röcke bis ans Knie aufgeschürzt; die Männer tragen eine braune, enganschließende Jacke und eine Art antiker Mütze; mit einer langen Kescherstange waten sie ins Wasser und verfolgen die Ebbe, wobei sie sich oft Gefahren aussetzen, besonders im Herbst, wenn dicker, plötzlich einbrechender Nebel sie von einander getrennt überrascht, und sie möchten alsdann schwerlich wieder nach Hause zurückfinden, wenn man nicht die Vorsicht gebrauchte, am Strande die Glocken zu läuten, deren Schall sie wenigstens nach der Küste leitet. Die Statistiker haben ausgerechnet, daß in diesen Dünen 50 Menschen jährlich verunglücken; sie bemerken aber nicht, bei wie vielen Unbesonnenheit, Tollkühnheit, Trunkenheit, Muthwille u. dgl. mit im Spiel ist.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Vorrömische Alterthümer in Frankreich. Man hat im Departement der Rhonemündungen, im Arrondissement von Aix, Alterthümer entdeckt, welche in die Zeiten vor der Eroberung Galliens durch die Römer hinaufzureichen scheinen. Es sind dieß vier runde Einschließungen, die aus cyklopischem Mauerwerk mit ungeheuren übereinander aufgethürmten Felsenstücken bestehen, und einen Berg einschließen, welchen die Landesbewohner Pingouste nennen. Man hat in den von den Mauern umschlossenen Räumen Reste von Töpfergeschirren, Spuren von eisernen Instrumenten, eine Münze u. s. w. gefunden. (Echo du Monde Savant vom 15 December.)

Plan zu einer neuen Reise nach Abyssinien. Ein Schiffsfähnrich, Namens Lefèvre, steht auf dem Punkt, eine wissenschaftliche Reise nach Abyssinien zu unternehmen. Der Minister der Marine hat ihn hiezu ermächtigt, und wird einen Theil der Kosten tragen. Auch die Minister des Handels und des öffentlichen Unterrichts werden, so viel man erwartet, das Ihrige dazu beitragen. (ibid.)

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 119 u. 120** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: Proben aus Adam Mickiewiczs Todtenfest. — Shakspeare in Italien. — Donna Isabel de Solis, Königin von Granada. (Schluß.)

Zu dem Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich [illegible] Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich [illegible] fl., halbjährlich [illegible] fl. und vierteljährlich [illegible] fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich [illegible] fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 119 u. 120.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 Dezember 1838.

Proben aus Adam Mickiewicz's Todtenfest.

Eine Skizze des Lebens und der literarischen Thätigkeit dieses berühmten polnischen Dichters finden wir im Athenäum, aus der Feder eines Landsmanns von ihm, Stanislas Kozmian, der dort einen Ueberblick über die neueste polnische Literatur gibt. Wir lassen das Wichtigste daraus unsern Proben vorangehen.

Adam Mickiewicz revolutionirte die ganze Nation mit dem Zauber seiner poetischen Begeisterung. Das Auftreten dieses Autors in gewöhnlichen Zeiten wäre, obwohl gewiß mit Bewunderung begrüßt, nur wie ein kurzer Besuch eines Engels gewesen, ohne eine Botschaft vom Himmel — wie ein Blitz, auf den kein Donner folgt. Aber das Erstehen und Fortschreiten seines Genius mußte, weil es in den Wendepunkt einer großen Aera fiel, nothwendig unsern Gemüthern die Wahrheit von Bacons Bemerkung veranschaulichen, daß große Männer den großen Bergen gleichen, welche die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne zurückwerfen. Schon der Natur seiner Sendung nach gehört er nicht zu der Klasse derjenigen, welche gleichsam aus dem Schooße des vulcanischen Ausbruchs hervorspringen, um sogleich den Strom zu stauen und zu lenken, sondern zu denjenigen, welche auf die Erde sich niederlassen auf den Flügeln der kaum vernommenen Töne ferner Bewegungen und Zuckungen — die geboren sind, um als Schatten kommenden Ereignissen voranzugehen, um zu weissagen oder zu dulden, um Propheten oder Märtyrer zu werden, wie es das Schicksal beschließt. Den Umfang seiner Kräfte und Vermögen und seinen Einfluß zu entwickeln, ist hier unmöglich; Alles was wir thun können, ist, daß wir seine Werke aufzählen und auf den goldenen Faden hinweisen, der sich durch sie hindurchzieht. Es ist genug, zu sagen, daß die polnische Literatur der neuern Zeit, wie anziehend und mannichfaltig auch, ihre krönenden Trefflichkeiten, das Band ihres Zusammenhangs verlieren würde, würde der Namen Mickiewicz ausgelöscht.

Mickiewicz ward ungefähr im Jahr 1798 in Lithauen geboren, der Sohn eines Advokaten. Er begann seine Studien in Nowogrodek, setzte sie im Gymnasium zu Wilna fort und vollendete sie auf ehrenvolle Weise auf der Universität derselben Stadt. Eine frühe, unglückliche Neigung mag bei ihm, wie bei vielen Andern, die nächste Quelle der poetischen Begeisterung gewesen seyn; wir finden ihn im Jahr 1822, wie er einen Band Uebersetzungen aus dem Deutschen herausgibt und nationale Balladen, welche unter andern Stücken auch Grazyna enthielten; dieß Werk ward mit großem Beifall aufgenommen und bald darauf folgte seine: Ode an die jungen Männer, welche von der Gesellschaft der Zöglinge der Universität Wilna gekrönt wurde. Die Tendenz dieses Gedichts war geeignet, Verdacht und Verfolgung zu veranlassen. Die Regierung verurtheilte Mickiewicz, wegen der Theilnahme an strafbaren Schritten einer literarischen Gesellschaft, zur Verbannung. Der Ort seiner Verbannung war Odessa, wo er viele seiner glänzenden orientalischen Gedichte schrieb. Hier durfte er aber nicht bleiben; die russische Regierung berief ihn nach Moskau und stellte ihn unter die Aufsicht der Polizei. Diese Maaßregel schlug jedoch zum Besten des Dichters aus. Er wurde bekannt mit dem Fürsten Galitzin, damals Militärgouverneur von Moskau, der, überrascht von dem Talent des seiner Aufsicht Anempfohlenen, ihn nach Petersburg brachte, wo er seine Werke herausgab, die von der moskowitischen Partei mit dem wärmsten Beifall aufgenommen wurden. Bald darauf ward ihm, vermöge der Verwendung seiner Bewunderer für ihn, erlaubt, Rußland zu verlassen, um Reisen in Europa zu machen, auf welchen er Goethe und andere ausgezeichnete Männer persönlich kennen lernte. Uns auf das Einzelne der Wanderungen des Dichters und Improvisators (denn Mickiewicz vereinigt in sich beide Talente), einzulassen, würde zu weit führen; ich suche nur ihn als Autor, als Wohlthäter seines Landes zu schildern. Und hier muß ich ihn mit einer dunkeln Gestalt in Contrast setzen, die ihm als Folie dient — mit Sniadecki.*) Der von dem Letztern, wie oben angegeben wurde, geweckte und genährte materialische Impuls hätte am Ende nothwendig unheilvoll für Polen werden

*) Siehe über diesen die „Skizzen aus der polnischen Literatur" in den letzten zwei Nummern dieses Blattes.

müssen. Eine eroberte und zerrissene Nation bedarf aller Kräfte und Fähigkeiten des Geistes, um nicht unterzugehen. Eine Generation, die sich ganz der Nachwelt weiht, muß die Sinnengenüsse mit dem Glück und dem Heil der Seele vertauschen. Ueberdieß, da die höchste Fähigkeit des Geistes darin besteht, daß er sein eigenes Wesen beschaut und begreift, bewährt sich auch die Reife eines Geistes der Nationalität darin, daß er auf sich selbst sich zurück wendet, um seine Elemente, Tendenzen und sein Ziel zu ergründen. Die Einsicht in diese Wahrheit führte zur Gründung jener verschiedenen Gesellschaften, welche in Wilna ums Jahr 1820 gestiftet wurden. Das System Sniadecki's hatte anfänglich ein löbliches, fleißiges Studium der mathematischen Wissenschaften zur Folge; seine weitern Folgen zeigten sich aber bald in dem Aufkommen von epikuräischen Gesellschaften unter den Studirenden. Da trat eine Reaktion ein und schuf jene patriotischen Gesellschaften, in welchen die Elemente der Verbrüderung eine strenge Sittlichkeit, so wie eine enthusiastische Liebe für alles Nationale waren. Und daher konnten die jungen Männer von Lithauen, welche mit enthusiastischem Beifall Goluchowski, den ausbeutenden Forscher deutscher Philosophie, und Lelewel, den begeisterten Dolmetscher unserer alten Annalen feierten, sofern Jener, so zu sagen, der Dichter der Philosophie, und dieser der Dichter der Geschichte war, kein Maß und Ziel der Bewunderung für Mickiewicz finden, der ihren Besorgnissen, Hoffnungen und Ahnungen einen Ausdruck — eine kräftige, phantasievolle und männliche Sprache lieh. Die von ihm vor der Revolution geschaffenen Werke zerfallen in fünf Klassen.

Die erste enthält seine frühesten Publikationen, zwei Bände Lieder, Balladen und populäre Geschichten. Die zweite enthält Grazyna, sein erstes regelmäßiges Gedicht, welches den Namen von seiner Heldin führt. Sie ist die Gattin Litawors, eines lithauischen Fürsten, der ein Bündniß schließt mit dem Großmeister des deutschen Ordens, in der Absicht, erlittene Beleidigungen an seinem Oberherrn und Vetter, dem Großherzog Witold zu rächen. In der Nacht vor der Expedition schickt Grazyna eine beleidigende Botschaft an die Deutschen; dann legt sie ihres Gatten Rüstung an, rückt mit Tagesanbruch aus dem Schloß, begleitet von ihren Lithauern, überfällt das deutsche Heer, schlägt es und fällt im Kampf, so einen Plan vereitelnd, der für beide Fürsten verderblich und nur ihrem gemeinsamen Feind vortheilhaft gewesen wäre. In diesem Werk wirft der Dichter das Sommerfädenkleid der Einbildungskraft ab, und vertauscht es mit der Waffenrüstung eines scharfgefaßten Zwecks, er vertauscht das kaum erwachte, und noch unter seinen dämmernden alten Fabeln träumende Polen mit dem neuerstarkten, seiner Verwandtschaft und Bruderpflichten eingedenken Polen. Um zur dritten Klasse zu kommen — es gibt einen alten, in einigen Theilen Lithauens noch beibehaltenen Brauch, in welchem sich heidnischer Aberglaube auf seltsame Art mit den höheren Vorstellungen des Christenthums vermengt. Dieser Brauch heißt Dziady, oder das Todtenfest. „Es ist eigenthümlich, sagt der Dichter selbst, daß der Brauch, den Todten Mahlzeiten anzurichten, allen heidnischen Völkern gemein ist. In den homerischen Zeiten des alten Griechenlands, unter den skandinavischen Stämmen, im Morgenland, und selbst jetzt auf den Inseln der neuen Welt finden wir Spuren dieser Sitte." Die Feier dieses Fests in Lithauen fällt gewöhnlich auf den Tag, wo die katholische Kirche ihre Gebete für die Seelen der Todten anstellt. Die Leute versammeln sich um Mitternacht in den Ruinen einer alten Kirche oder eines Hauses in der Nähe eines Kirchhofs. Hier decken und beschicken sie Tische, beladen mit allen köstlichen Speisen, die nur ihre Armuth aufzubringen vermag. Ein Dichter oder Beschwörer aus dem Volk nimmt seinen Platz inmitten des Kreises ein, und ruft die Todten, daß sie erscheinen und sich wählen sollen, was zur Erleichterung ihrer Leiden dient. Nur die Unterdrücker der Armen und die Verräther ihres Vaterlands werden von der Theilnahme an diesem Mahl ausgeschlossen und weggescheucht. Wie der polnische Dichter diesen Aberglauben behandelte, und mit wie prachtvollen Farben der Phantasie und des Gefühls er ihn adelte, das wird leichter empfunden, als erklärt. Ursprünglich wurden nur der zweite und der vierte Gesang veröffentlicht; der letztere bildete die Episode einer unglücklichen Liebe, worin das, dem Gretchen Göthe's zugefügte Unrecht gerächt wird durch die vergeltende Pein und Qual eines Wesens von Faust's Geschlecht.

Die vierte Abtheilung von Mickiewicz's Werken befaßt seinen Wallenrod. Im Lauf des vierzehnten Jahrhunderts wurde ein Anführer, berühmt im Rath und tapfer im Feld, der Großmeister des deutschen Ordens. Mit den unermeßlichen Schätzen des Ordens sammelte er ein zahlreiches Heer, um in dem heidnischen Lithauen einzufallen, wobei er zugleich den frommen Eifer christlichen Bekehrungsgeistes und die weltliche Gier nach Eroberung und Beute für sich gewann. Aber durch unerklärliches Zögern, durch ungeschickte Leitung des Heers oder durch verrätherische Tücken, verlor er sein ganzes Heer im Schnee und bei einzelnen Gefechten, und zerstörte so die Macht seines Ordens schneller und völliger, als das Schwert der Lithauer vermocht hätte. Diese Geschichte, welche den Historikern räthselhaft erscheint und in den alten Chroniken als ein wunderbares Ereigniß berichtet wird, bot der Phantasie des Dichters keine Schwierigkeit dar. Sein Konrad Wallenrod ist ein Lithauer, der den Feinden seines Landes den Untergang geschworen hat. Die Polen begriffen sogleich die Kühnheit der Conception des Dichters. Während sie die Schönheit einzelner Bilder in der überschwänglichen Erhabenheit der Erzählung enthusiastisch bewunderten, erkannten sie auch deren tieferen Sinn. Konrad Wallenrod wurde das Losungswort der Nationalverschwörung. Sein Motto: Dovete adunque sapere, come sono due generazioni da combattere, — bisogna essere volpe e leone, verbreitete sich wie ein Lauffeuer von der Oder bis an den Dnieper. Endlich kommt noch Farys, eine kurze poetische Erzählung, welche einen kurzgefaßten Inbegriff von Mickiewicz's Einbildungskraft und Phantasie gibt.

Obgleich als Verräther verurtheilt, wurde doch Mickiewicz in Moskau und in Petersburg mit Wärme und Bewunderung willkommen geheißen, und hierin ging die russische Aristokratie voran. Dieß ward die Veranlassung, daß er in die Krim geschickt wurde, über deren Ruinen er, nach Gaszynski's Wort,

„Diamanten hinstreute." Wirklich sind auch seine Sonette aus der Krim die Früchte seiner glücklichsten Begeisterung. In Kraft der Verwendung einiger Edelleute wurde ihm in der Folge gestattet zu reisen, jedoch mit dem gemessenen Befehl, nicht mehr in das russische Reich zurückzukehren. Im Jahr 1832 kam er in Paris an, nicht mehr der revolutionäre Dichter Polens, sondern der demüthige Schüler des Abbé de la Mennais. Der dritte Gesang von Dziady war sein erstes dichterisches Erzeugniß nach dieser Metamorphose. Herr Taddäus ist ein umfassendes Gedicht, das sich auf eine Erzählung aus den Annalen der Fehden zwischen den polnischen Edeln gründet. Die Bilder, die Schilderungen darin erinnern uns an die besten Tage seines Genius; aber es ist eine Erinnerung an die Vergangenheit, ohne eine Lehre und Mahnung für die Zukunft; — ein Zoll für die Tapferkeit der Todten, ohne ein Wort für die Lebenden; — der Lyriker ist untergegangen im Historiker — der Poet im Mystiker. Die eben in Paris erschienenen Bände, der siebente und achte, von Mickiewicz's Werken, bestätigen unsere Ansicht. Aber die Lumpen selbst von seinem Prachtgewand würden noch genügen, eine Schaar von Königen und kleinern Fürsten der Poesie zu kleiden. Seine Vorzüge kalt analysiren fällt unserer Nationalzuneigung für ihn schwer. Begabt mehr noch mit Byron's Phantasie als mit Goethe's ruhigem Forschergeist, verbindet er doch auf merkwürdige Weise die hervorstechenden Eigenthümlichkeiten Beider — die Bilderfülle des Ostens und die Beschaulichkeit des Westens. Ce n'est plus l'Europe, ce n'est pas encore l'Asie, bemerkt ein Reisender über Polen — eine Bemerkung, die sich Einem auch aufdrängt, mit einer leichten Modifikation, wenn man die Poesien von Mickiewicz liest.

Aus dem Fest der Todten.

Die Scene ist eine Kapelle auf einem Begräbnißplatz. Der Seher, Chor, Geister.

Chor.

Schweigend sich die Lüfte schwärzen;
Zeichen machen bang unsern Herzen.

Seher.

Schließt des Tempels Thür, und stumm
Stellt Euch um dieß Grab herum,
Während ich ruf' her die Todten.
Fackel, Lampe sind verboten
Beim geheimnißvollen Mahl;
Fern bleib' selbst des Mondes Strahl
Unserem Altar — dieser Gruft,
Weil mein Mund den Zauber ruft.
Schnell! in Dunkel Alles gehüllt!

Alte Männer.

Deine Gebote sind erfüllt.

Chor.

Schweigend sich die Lüfte schwärzen;
Angst und Grausen füllt unsre Herzen.

Seher.

Geister, Ihr, im Fegefeuer,
Bis, geläutert, der Himmel Euer:
In der ernsten Mitternacht
Seyd folgsam meines Wortes Macht.
Meine Heroldsstimm' erschallen
Lass' ich, daß Ihr naht, Euch Allen.
Zu erscheinen Keiner säumt
Beim Zauberwort, in diese Räume;
Ob er in geschmolznem Gischt,
Wo kein Wasser den Gaumen frischt,
Ob er haus' im Eise hart,
Durch den Frost zu Krystall erstarrt,
Ob er modre im geborstnen Stamm,
Oder in zähen Sumpfes Schlamm;
Hier, hier find' er jetzt sich ein,
Fliehend den Ort unholder Pein.
Weihrauch harrt und Gebet hier sein;
Was das Opfer heischet — dar
Bietet Alles unser Altar.

Chor.

Schweigend sich die Lüfte schwärzen,
Zeichen machen bang unsern Herzen.

Seher.

Flock'ges Garn vom Hanf bringt jetzt;
Ich zünd' an es nach dem Brauch;
Ihr, wenn ich's in Flammen gesetzt,
Jagt's empor mit Eurem Hauch!
Höher, höher! noch nicht gnug!
Jagt der Feuerflocke Flug!

Chor.

Schweigend sich die Lüfte schwärzen;
Zeichen machen bang unsern Herzen.

Seher.

Kinder, Ihr zuerst sollt kommen,
Seelen, früh der Welt entnommen,
Deren Leben, kurz und froh,
Glich der leichten Flammenloh,
Denen, so wie diese, auch
Bald erlosch der Lebenshauch;
Wer aufs Paradies nur hofft, —
Dieser Zauber lad' ihn ein
Mackellos zu kommen, rein;
Laßt Euch rufen nicht so oft!

Chor.

Nicht soll's den gebundnen Seelen
An Gebet hier und Weihrauch fehlen.

Seher.

Seht! zwei Kindergestalten nahn!
Nieder senkt sich ihre Bahn
Vom Gewölk, das in Farbenpracht
Wie ein Regenbogen lacht.
Schwebend, während goldne Schwingen
Sie mit Strömen Lichts umringen;
An einander sie sich schmiegen
Wie zwei Rosenknospen, wie zwei Tauben fliegen.

Wie Zwillingsengel von Himmels Höhn
Wir herunter sie fliegen sehn.

Chor.

Wie Zwillingsengel von Himmelshöhn
Wir herunter sie fliegen sehn.

Geist eines Kindes.

Die Flur verlassend, wo Lichtglanz lacht,
Besuchen wir hier die dichte Nacht;
Suchend an dem Ort voll Schauer
Unsre Mutter, die in Trauer
Wir verließen. Ahnt wohl ihr,
Daß einst ihre Kinder wir
Sind gewesen. — die jetzt ganz
Getaucht in Schönheitssonnenglanz.
In den Wolken ist unser Sitz,
Nahe der Seligkeit Besitz;
Regenbogen-Gefieder unser Gewand,
Brennend wie köstlicher Steine Brand.
Sollten wir denn kehren wieder
Zu dieser tiefen Erde nieder,
Welche Zeugin war, als wir
Traten in die Sterblichkeit hier?
Nein! der Sitz, wo jetzt wir wohnen,
Ist in glänzenderen Zonen;
Unsre Freuden sind geläutert,
Unsre Herzen sind erweitert.
Doch, nahm gleich uns auf ein Ort,
Wo rein der Aether, pflücken wir dort
Gleich keine Blumen, die der Erden
Entsprossen, bald zu Erde werden:
Doch wird schmerzlich von uns beklagt,
Daß uns das Paradies versagt.

Seher.

Holde Geister, sprecht, was frommt Euch?
Welcher Dienst zu statten kommt Euch?
Weihrauch? Hymnen? heil'ges Brod?
Gebet für die Seelen derer, die todt?
Hier steht ein geweihtes Mahl,
Süßigkeiten und Früchte nicht fehlen —
Gesegneter Wein ist im Pokal —
Unter allem mögt Ihr wählen!

Geist.

Nichts von Euren frommen Gaben,
Dankes werth sonst, kann uns laben.
Unser Loos und Geschick steht fest,
Dran sich nichts mehr ändern läßt,
Weil wir auf Erden nicht schmeckten das Leid
Und den Kummer der Sterblichkeit,
Harmlos lebten, und sorgenlos
Uns die fröhliche Kindheit verfloß;
Reich an Lust war jede Stunde,
Doch nicht mehrte sie unsre Pfunde;
Jetzt da wir geladen hieher
Zu dem Festbrauch, ernst und hehr, —
Oh, nicht bietet an uns Speisen,
Nicht Gebet, Gesangesweisen,
Gießet auch nicht für die Todten
Weines Opfer auf den Boden.
Zwei unreife Früchte laßt uns haben!
Dieß die passendsten Opfergaben;
Vielleicht des Opfers mystische Kraft
Eingang ins Paradies uns schafft:
Wißt, wer nie geschmeckt das Leid,
Wer sein Leben in Lustbarkeit,
Leichten Sinns, vergeudet hienieden:
Dem wird nie höhre Wonne beschieden.

Chor.

Lebendig in uns Allen hinfort
Sey Eurer Warnung ernstes Wort:
Wer nie hier geschmeckt das Leid,
Wer sein Leben in Lustbarkeit,
Leichten Sinnes vergeudet hienieden:
Dem wird nie höhre Wonne beschieden.

Seher.

Bald oder spät — das Paradies
Euch sein glückselig Thor erschließ'!
Seht, zwei unreif bittre Früchte,
Die Ihr vorzieht jedem Gerichte!
Zieht in Frieden jetzt! fahrt wohl!
Frei der Zauber Euch lassen soll!
Wer nicht sein Gebet vereinen
Will mit uns für Euer Heil:
Der sey ausgeschlossen vom meinen,
Hab' am Bund der Gläub'gen nicht Theil.
Fluchen wir ihm, in des Vaters Namen,
In des Sohns und Geist's dazu:
Untergeh' er in Sünden! Amen!
Heil'ges Kreuz, bezeug' es du!

Chor.

Fluchen wir ihm in des Vaters Namen,
In des Sohns und Geist's dazu!
Untergeh' er in Sünden! Amen!
Heil'ges Kreuz, sey Zeuge du!

(Die Geister verschwinden.)

Seher.

Jetzt ist tiefste Mitternacht.
Fester die Thore zugemacht!
Ein Gefäß bringt, voll mit Wein,
Drüber einer Kerze Schein;
Dann von Werg einen Ball anzündet,
Und wenn's Euch mein Wink verkündet,
Laßt ihn brennen und seine Gluth
Verlöschen in des Weines Fluth.

Alter Mann.

Seht, er brennt! in seinem Schein
Glühet feurig jetzt der Wein.

Seher.
Jetzt erscheint, die ruft mein Spruch,
Die noch einhüllt das Leichentuch,
Die so von strafbaren Lüsten gebunden,
Daß Eure Seelen noch nicht gefunden
Die Freiheit, strebend mit eitler Kraft
Aus der bannenden Leichname Haft.
Ob sterblichem Gebet vielleicht
Solche Todesstarrsucht weicht,
Ob's kann Eure Qualen lindern,
Eures Looses Schauer mindern.
Bei dem Loos, das Euch bedroht
Zu gewiß sonst — folgt dem Gebot!

Geist (an einem Fenster).
Vögel, ihr abscheulichen
Unbarmherz'gen, gräulichen,
Ihr der Lüste Angst und Gräu'l,
Wilder Geier, Rab' und Eul',
Sperrt, ihr mitleidlos Gezücht,
Diesen heil'gen Ort uns nicht!

Seher.
Himmel! welch ein Bild voll Graun
Läßt sich vor unsern Augen schaun!
Gespenstisch, häßlich, geisterhaft,
Wie ein Vampyr aus Grabeshaft,
Wie ein Leichnam, den schlug das Schwert
Der Schlacht, und Moder dann verzehrt.
Die Augenlöcher, die leeren, hohlen,
Schimmern wie halbverglühte Kohlen,
Schwefeldampf der Nas' entsprüht,
Wie wenn ein giftig Feuer wo glüht,
Oder übelriechende Kerzen
Ringen mit des Erlöschens Schmerzen.
Starr wie Stacheln, stellt jedes Haar
Sich in tödtlichem Gleißen dar;
Wie Zinnen glühn in blutrothen Flammen,
Wenn Nachts brennt eine Stadt zusammen,
So um des Gespensts Gesicht
Wallt ein röthlich graunvoll Licht.

Chor.
Wie Zinnen glühn in blutrothen Flammen,
Wenn Nachts brennt eine Stadt zusammen,
So um des Gespensts Gesicht
Wallt ein röthlich graunvoll Licht.

Geist.
Ha! den Leib Ihr nicht mehr kennt,
Der im Feuer steter Qualen brennt?
Jetzt in so schnöder, grauser Gestalt,
Einst doch als Euer Herr ich galt!
Dieß ist erst das dritte Jahr,
Daß Ihr mich trugt auf der Bahr',
Daß Ihr mich trugt zum Grabesschlaf;
O wär' ich jetzt der schlechtste Sklav!
Warum blieb mir denn ein Seyn noch?
Aefft mich des Bewußtseyns Pein noch?
In dem Grab, ohne Trost und Licht,
Faul' ich, doch vergehe nicht!
Ja, Dunkel, Graus ist um mich her,
Doch verhaßt ist mir dieß Licht noch mehr.
Mag auch in dickster Nacht ich wohnen,
Fallen mich doch an die Dämonen,
Des Hungers Zahn, des Durstes Gier
Mehrt stündlich die Verzweiflung mir.
Raubvögel zerren die Eingeweide
Heraus mir mit des Henkers Freude.
Gibt's keine Schonung und Frist, wenn verfallen
Einer der Unholde Schnäbeln und Krallen?

Chor.
Was mag von solcher Qual befrein ihn?
Wer trägt's, zu sehn in solcher Pein ihn?
Gibt's keine Schonung und Frist, wenn verfallen
Einer der Unholde Schnäbeln und Krallen?

Seher.
Was schafft deiner bangen Seele Rast?
Was befreit sie von der Sünde Last?
Wirst du unser Mahl verschmähn?
Soll'n wir Gott für dich anflehn?
Hier ist Brod, mit Segen begabt,
Wein, welcher die Seele labt;
Wenn hievon etwas dir erwirkt verzeihn,
Wird wohl das Paradies noch dein!

Geist.
Paradies! Oh! still davon!
Nie sucht' ich des Paradieses Lohn!
Daß meine Seel' in Moder gebettet,
Von diesem Leichnam werd' entkettet,
Dazu mögt Ihr mir Beistand leihn!
Lieber als solch Grab — die Höllenpein!
Lieber ihren grimmsten Fluch,
Als selber Bahr und Leichentuch
Mir seyn, im faulen Grabgeruch.
Und hier dem schönen Himmel dort
So nah, Verzweiflung zu fühlen, schlimmer
Als selbst an der Verdammung Ort,
Zu sehn die Freuden, die ich nimmer
Mehr kosten darf im süßen Leben,
Noch dem Aug' vorüberschweben;
Um das Vergangne nagende Trauer,
Vor der ewigen Pein der Schauer;
Von Nacht bis Morgen, von Morgen bis Nacht
Hunger, Durst, der immer wacht,
Indessen dieser Vögel Gezücht
Mich zu zerfleischen abläßt nicht.
Wißt: dieß ist des Richters Schluß,
Daß in Pein ich harren muß,
Gebadet in meines Herzbluts Erguß.
Verhaucht zwar hab' den Odem ich,
Doch flieht der Schlaf de Todes mich.

Bis ich gekostet dieß Eu'r Mahl,
Speisen und den Weinpokal.
Ja, Wassers einen Schluck nur gönnt
Mir für den Gaumen, welcher brennt;
Gönnt nur ein einz'ges Fruchtkorn mir,
Zu sänft'gen meines Hungers Gier.

Chor.

Nur Wassers einen Schluck ihm gönnt,
Den Gaumen zu netzen, welcher brennt;
Gönnt nur ein einz'ges Fruchtkorn ihm,
Zu sänft'gen seines Hungers Grimm.

Chor der Nachtvögel.

All sein Flehen und sein Stöhnen —
All dieß kann uns nicht versöhnen,
Adler, Geier, Kauz und Eul',
Die die Nacht ihr füllt mit Geheul,
Die der Schurk' ohn' Unterlaß
Hat verfolgt mit tödtlichem Haß:
Was die wollen — nicht erlaubt es!
Zerstöret Alles oder raubt es!
Schnabel und Krallen alle schärft!
Rächend Euch auf den Sünder werft!
Was ihm Furcht oder Mitleid spendet,
Alles werd' ihm wieder entwendet;
Aus den Kiefern werd' jeder Bissen
Ihm von unsern Fängen entrissen.
Nie empfand er Mitgefühl,
Bleib' auch unser Herz jetzt kühl!
Sich erbarmen nie er lernte;
Sey jetzt, wie die Saat die Ernte.
In Stücke reißt das Band, das geweiht;
Daß es nicht seine Seel' befreit,
Und trotz Gebets und heil'ger Lieder
Zerfleischt ihm seine zuckenden Glieder.

Rabe.

Was? der Hunger dir nicht behagt?
Klagst du, daß der Durst dich plagt?
Hast vergessen, wie ich einmal,
Verzweifelnd fast vor Hungers Qual,
Von deines Gartens lockender Frucht
Kostend zu letzen mich gesucht?
Drei Tage kam nichts mir über'n Mund;
Aber erbost, rief seinem Hund
Dein Knecht, mich wild von dannen jagend,
Mit solchem Thun kein Erbarmen tragend.
Nicht treten durft' ich in dein Haus;
Durch Sklaven triebst du mich hinaus;
Ein Strafurtheil dann über mich
Fälltest du, weil entwendet ich
Eine Wurzel, ein Kraut, was doch frei und gemein,
Wie Feuer, Wasser, Luft sollt' seyn!
Dein Spruch gab deine Seele kund;
So sprach dein mitleidloser Mund:
„So streng soll seine Züchtigung seyn,
Daß fürder Keinem es fällt ein,
Nur einen Grashalm auszuraufen,
Oder über meine Trift zu laufen!"
An den Pfahl mich banden sie,
Schlugen auf mich los, so wie
Drescher mit den Flegeln schlagen
Waizen in des Herbstes Tagen;
Mein Gebein zermalmt zuletzt, —
Meine Haut gestriemt, zerfetzt.
O du kanntest kein Erbarmen
Mit dem Schrei, dem Geächz' des Armen!

(Schluß folgt.)

Shakspeare in Italien.

Ein interessantes literarisches Unternehmen, von dem uns so eben Ankündigung und Prospect zugekommen, ist eine neue italienische Uebersetzung sämmtlicher Werke Shakspeare's, von denen man bis jetzt in Italien nur theilweise und ziemlich mangelhafte Bearbeitungen von Bazzoni, Leoni, Rusconi und einigen Andern kennt. (Am meisten und besten wurde Romeo und Julie übertragen, dessen nationaler Stoff anzog.) Ein gründlicher Kenner englischer und italienischer Literatur, der unter Deutschlands Naturforschern rühmlich bekannte Hr. Professor Georg Jan in Parma, leitet das Unternehmen, und so wie die deutsche Kritik sich das Verdienst erworben, auf das Studium Shakspeare's in England selbst belebend zurückgewirkt zu haben, mag es hier einem Manne deutscher Abkunft beschieden seyn, auch einem romanischen Volke den großen Dichter näher zu bringen, den er mit Recht als den poetischen Genius des neueren Europa's bezeichnet. Man weiß, wie unglücklich bis jetzt die Versuche in Frankreich ausgefallen sind, dem ours mal-leché — in nicht viel besserem Licht ist Shakspeare noch neuerdings Hrn v. Chateaubriand erschienen — eine französische Politur anzulecken, und diese Erfahrung könnte für solche Sterbnisse in Italien nichts Gutes prognosticiren. Indeß besitzt die italienische Sprache mehr poetische Fülle und Geschmeidigkeit als die französische, schon der Umstand, daß sie den Shakspeare'schen Vers nicht in den leidigen Alexandriner umzusetzen braucht, kommt ihr sehr zu gut, und zudem ist sie glücklicher und frischer im Ausdruck für das Humoristische und Volksthümliche. Die mitgetheilten Uebersetzungsproben aus dem Kaufmann von Venedig (von Pietro Santi), Romeo und Julie (von Orlando Garbarini) und König Lear (von Napoleone Corbellini) scheinen uns, in so weit wir als Ausländer darüber urtheilen können, durch Treue und Eleganz ihrer großen Originalien würdig. Kritische Analysen und die nöthigen Commentare wird Prof. Jan großentheils selbst liefern. Das Werk erscheint, mit gegenüber stehendem englischem Text, äußerst schön gedruckt bei Orell, Füßli und Comp. in Zürich, und soll alle drei Monate ein Drama ausgegeben werden (Subscriptionspreis ⅓ Lira für den Druckbogen). Es ist zu erwarten, daß dieses Unternehmen nicht nur in Italien zahlreiche Freunde finden wird, sondern daß auch in Deutschland, wo jetzt, nach der Schlegel-Tieck'schen und so vielen anderen, drei oder vier Shakspeare-Uebersetzungen neben

einander erscheinen können, und wo dieser Dichter recht eigentlich nationalisirt ist, mancher seiner Verehrer begierig sey werde, ihn einmal auch in der Sprache Dante's, in der wohltönendsten Mundart Europa's kennen zu lernen.

Als Probe geben wir aus Romeo und Julie Mercutio's berühmte Schilderung der Königin Mab:

Mercuzio.

Oh! vedo aperto
Che stata è vosco la regina Mab.
Ell' è mammana de le fate, e in forma
Non grossa più dell' agata ch' è all' indice
D'un podestà, la vien piccin piccina
D'un par di piccoli atomi a traino,
Attraversando di chi dorme il naso.
Gambe di ragno i razai delle ruote,
Ala di cavallotta è il ciel del cocchio,
Son tenue ragnatelo i guernimenti;
Le redini lunari umidi raggi;
La scuriata è un epiderme, un osso
Di grillo il manovel: suo carrettiere
Tutta messa di grigio una zanzara,
Più, il doppio, esil che il vermettin rotondo,
Preso dal dito di pigra fanciulla:
La sua carretta è un guscio de nocciuola,
Cui formar lo scoiattol falegname,
O il mastro baco, de le fate entrambi
Da tempo immemorabil carrozzai.
In tal pompa costei notte per notte
Degli amanti ne' cerebri passeggia,
E fan sogni d'amor: và d' uom di corte
In sui ginocchi; e riverenze ei sogna.
Va d' uom di legge in su le dita; e ratto
Sportule ei sogna. Ne' labbri a le belle;
E sognan baci; ma poi, rabbiosetta
Mab chè il fiato s'han guasto di confetto,
Con bollicine le travaglia. Or trotta
D'un cortigiano al naso; ed egli annasa
Un memorial. E inuzzolir talvolta
Suol con la coda d'un porcel di decima
L'addormito piovan, che strigner sogna
Già novel beneficio. Or guida il carro
In sul collo a un soldato, e crede ei tosto
Di trinciar stranie gole, e sogna agguati,
Breccie, lamo di Spagna, e ad ogni brindisi
Un tino ampio vuotar; poi ne l'orecchie
Tamburagli; d'un balzo ei si risveglia;
Atterrito bestemmia, una o due preci,
E ancor s'addorme. Essa è la vera Mab,
Che dei cavalli il crin la notte intrica;
E arriccia in incantate, e sporche ciocche,
Che sciolte poi son ben malagurose.
La strega ell' è che calca le ragazze
Stando supine, e insegnale a vettura,
E le fa donne di buon portamento.
Ell' è che . . .

Romeo.

Basta basta, tu folleggi,
Mercuzio.

Mercuzio.

È ver; poi ch'io parlo di sogni,
Cui d' ozioso cerebro figliuoli
Vano capriccio ingenerò; . . . . .

A . . r.

Donna Isabel de Solis, Königin von Granada.

(Schluß.)

Der Enthusiasmus des maurischen Mädchens, die bezaubernde Landschaft und die Lebhaftigkeit der Jugend zerstreuen bald Isabellens Schwermuth; und wir finden sie glücklich in Arlaja's Hause, welche ihr alle Sorge und Zärtlichkeit widmet. Inzwischen aber schenkt Ibm Faruj, dessen Gefangene Isabelle war, um seinen Einfluß beim König zu verstärken, diesem seine kostbare Beute, und Abu-l-Hasan ist von ihrer Schönheit so entzückt, daß er sie auf den Thron zu sich zu erheben beschließt. Arlaja und Isabelle bekommen ihre Wohnung im Alhambra; und auf Abu-l-Hasans Befehl wird letztere so mit Genüssen und Ueppigkeit überhäuft, daß sie in einen Zustand der Verzauberung versinkt, und bald der Leidenschaft des maurischen Königs ein günstiges Ohr leiht. — —

So unwahrscheinlich dieser Theil der Erzählung lautet, hat sich doch der Verfasser hierin streng an die Berichte spanischer Chronisten gehalten, welche erzählen, daß die älteste der zwei Töchter des Gouverneurs von Martos, unter dem maurischen Namen Zorava, Königin wurde. —

Isabelle willigt ein des Königs Gemahlin zu werden, und der Tag dafür ist bestimmt, aber Isabelle hat im Palast mit einer furchtbaren Feindin zu kämpfen. Abu-l-Hasan hat noch eine Gemahlin, Aiesha, die auf die christliche Sklavin eifersüchtig ist. Sie schwört ihr Rache und sucht sich ihrer Nebenbuhlerin zu entledigen.

„Gegen Ende des Sommers pflegten Isabelle und Arlaja ihre Abendspaziergänge in einem der üppigsten Gärten zu machen, welche damals den Alhambra umgaben. Bei solchen Gelegenheiten lud die Schönheit und Einsamkeit des Orts den Geist zur Ruhe und Betrachtung ein; das feierliche Schweigen der Nacht war nur unterbrochen vom Gemurmel der Wasser auf ihrem Kieselbett, durch das Flüstern des Windes, der durch die Bäume säuselte, oder durch eine ferne Serenade, die der König Isabellen brachte."

An einem solchen Abend hörte die schöne Gefangene einer Romanze zu ihrer Verherrlichung zu. Die Musik verstummte, die Natur kehrte zu ihrem Schweigen zurück, und Isabelle versank in tiefe, süße Träumerei, während Arlaja stumm neben ihr stand. Plötzlich brachen zwei riesige Gestalten aus dem Dickicht, faßten sie, erstickten ihr Geschrei, schleppten sie in einen unter-

irdischen Gang und wollten sie umbringen, als ein alter Mann sich zeigte, worauf die Mörder flohen, nachdem sie die Frauen, doch nur leicht, mit Dolchen verwundet. Der König hat Isabellen vermißt, läßt sie suchen, findet sie, erfährt alles Vorgefallene, läßt sich von Aiesha scheiden und vermählt sich mit Isabellen. —

Aus dieser Analyse ersieht man, daß als Novelle das Buch de la Rosa's kein großes Interesse darbietet. Die Verwicklungen sind gewöhnlich und die Erzählung oft nichts weniger als belebt. Aber es läßt sich ihm ein großes Talent der Schilderung nicht absprechen; und das lebendige und ächt poetische Gemälde, das er von Granada gibt, welches mit einem irdischen Paradiese glücklich verglichen wird, von seinem Vega, den er mit einem Smaragdfeld vergleicht, mit Perlen bestreut, von seinen Schlössern und Burgen, die wie Riesen über der Stadt sich erheben, die sie beschützen sollen, ist unsers Dafürhaltens bewundernswerth und gibt uns das Gefühl, daß der Verfasser all sein poetisches Vermögen bei dieser Schilderung seiner Heimath aufgeboten. Nicht ebenso glücklich war er in der Zeichnung von Charakteren, und wir sind in Verlegenheit, auch nur Einen erträglich geschilderten zu finden. Das maurische Mädchen Arlaja, eine der wichtigsten Personen, erregt weder Interesse noch Sympathie; von Ibm Farul, dem afrikanischen Feuergeist, der nach Krieg lechzt, erfährt man später nichts mehr. In der That, wir sehen in dieser Novelle keine jener kräftig gezeichneten Charaktere, die dem Beobachter ein treues und ächtes Bild des Lebens geben, — ein Talent, das die unsterblichen Autoren, die sich der Verfasser zu Mustern genommen, in so hohem Grad besitzen. Man kann sagen, die Novelle sey noch unvollendet, und die Charaktere können sich noch entwickeln; wir wollen es hoffen im Interesse des Rufes, den der Verfasser in der Literatur einnimmt; aber bis jetzt sehen wir an dem Buche eigentlich nichts sehr Rühmenswerthes, als den Styl.

Es scheint uns, die spanische Sprache habe, durch die eigenthümlichen Umstände, unter welchen sie sich bildete, einen Grad von Reichthum und Biegsamkeit erworben, mit denen sich kein andere aus dem Lateinischen stammende Sprache messen darf; denn während sie aus dem Lateinischen eben so viele Wörter geschöpft hat, wie die italienische, besitzt sie auch noch eine Menge solcher, die aus dem Griechischen oder Deutschen stammen, und die Zahl der aus der orientalischen Sprachen entlehnten Wörter beträgt etwa zweitausend. Daher ist nicht zu bezweifeln, daß das Spanische, vermöge seiner Bereicherung durch die Sprachen und Dialekte, welche die verschiedenen Völker gesprochen, die auf der Halbinsel sich niederließen, reicher ist als die meisten andern europäischen Sprachen; oft findet man in ihr für Einen Begriff drei Worte — aus dem Lateinischen, dem Gothischen und Arabischen. Daher die große Leichtigkeit des Spanischen für den Gebrauch der Poesie, und die ungeheure Zahl von Dichtern, welche Spanien hervorgebracht hat. Daher folgte auch ganz natürlich, daß die Prosa zu sehr wie die Poesie geschrieben wurde, und man zu viel Aufmerksamkeit auf das wandte, was zu verschiedenen Zeiten el buen estilo genannt wurde; daß eine Idee oft einem Laut, die Klarheit der Abrundung eines Satzes geopfert wird; und daß viele Bücher der spanischen Literatur nichts sind als ein Haufen Worte, die wohlklingend ins Ohr fallen, aber dem Geist nichts geben. Quevedo's Prosa ist bombastisch und überladen; Boscan, Garcilaso, Gongora schrieben nur Poesie; Cervantes, in Prosa unerreicht, war in seinen poetischen Versuchen nie sehr glücklich.

Der Styl von Martinez de la Rosa indeß ist rein, ohne altväterisch zu seyn, beredt und kräftig, ohne Affektation, und er wird diejenigen nicht wenig erquicken, welche die Edelsteine der spanischen Literatur zu schätzen wissen. Wir unsers Theils haben mit großem Vergnügen hin und wieder in diesem Buch Ausdrücke, dem unsterblichen Cervantes abgeborgt, entdeckt, welche der Verfasser sehr glücklich angewendet hat. In dieser Hinsicht gestehen wir ihm gern einen Vorzug zu, den man selten bei modernen spanischen Schriftstellern findet, welche, um die neue französische Schule in Allem nachzuahmen, sich die Miene geben, die schönen und klassischen Muster zu vernachlässigen und zu verachten, welche die einheimischen Autoren des 16ten Jahrhunderts ihnen darbieten.

Mabinogion.

Unter diesem Titel hat Lady Charlotte Guest angefangen, alte wälsche Manuscripte abdrucken zu lassen, nach denen die Kenner der nordfranzösischen und schwäbischen Dichterperiode schon längst seufzten, die aber bis jetzt noch nicht die aufopfernde Liebe fanden, die die Summen hergab, welche zu ihrer Veröffentlichung erforderlich sind. Lady Charlotte Guest hat nicht allein das Geld dazu gegeben, sondern auch den Abdruck mit Noten und englischer Uebersetzung begleitet, die zum Verständniß jener alten Dichtungen unumgänglich nothwendig waren. Der vorliegende erste Theil enthält aus dem sogenannten Llyfr Coch o Hergest (rothem Buch des Hergost) die Sage Iarlles y Ffynnawn oder die Dame der Quelle. Der Grund der Sage ist derselbe wie der von Ywain und Gawin, doch scheint das wälsche Gedicht älter als das des Hartmann von Owe, älter als das Gedicht des Chrestien von Troyes, das doch schon als sehr alt von Marie von Frankreich, im dreizehnten Jahrhundert, anerkannt wurde. Die Abfassung dieses „Iarlles y Ffynnawn" ist kurz, rauh und zeigt einen Zustand des Lebens und der Sitten, der nie in Gallien oder Bretagne gewesen ist. Daher darf man wohl der Vermuthung Raum geben, daß dieses wälsche Gedicht der Grund jener ausgebildetern und modernisirten Erzählungen geworden ist. Ob es Original oder Copie celtischer Sagen und Lieder, läßt sich noch nicht bestimmen. — Die Uebersetzung, welche Lady Guest beigefügt hat, ist gut — klar und einfach, und gibt möglichst den Charakter des Originals wieder, die Anmerkungen zeigen von ihrer Belesenheit, Alles macht auf die folgenden Theile begierig.

M..r.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 362.

Das Ausland.

Ein Tagblatt
für
Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

28 December 1838.

Zustand der Gesellschaft in Canada.

Wir entlehnen aus Mrs. Jamesons Winter Studies and Summer Rambles in Canada folgende allgemeine Bemerkungen über den gesellschaftlichen Zustand in Canada:

„Es herrscht hier ein gehässiger Parteigeist in den politischen Ansichten, doch vor der Hand kein patriotisches Gefühl, kein Gemeingeist, keine Anerkennung der allgemein gültigen Principien der Politik: bis jetzt habe ich noch nichts davon angetroffen. Canada ist eine Colonie, kein Vaterland; noch ist es nicht eins mit den liebsten Neigungen, Gefühlen, Erinnerungen und Hoffnungen seiner Bewohner, es ist ihnen eine Stief-, keine echte Mutter. Ihre Liebe, ihr Stolz ist nicht das arme Canada, sondern das hohe, glückliche England; doch muß sich das Alles in wenig Generationen ändern. Wir haben hier Tories, Whigs und Radicale; doch bedeuten diese Worte nicht ganz dasselbe wie in England. Man muß wissen, daß die ersten Ansiedler in Obercanada aus denen bestanden, welche während des Revolutionskriegs aus den Vereinigten Staaten fliehen mußten, weil sie der brittischen Regierung anhingen, und aus Soldaten und Unterofficieren, welche den Krieg mitgemacht hatten. Diese wurden für ihre Verluste, Leiden und Dienste durch Ländereien in Obercanada entschädigt. So waren die ersten Elemente, aus denen unsere Gesellschaft gebildet wurde, Widerstand und Verachtung gegen die neuen Institutionen der Vereinigten Staaten und Widerwille gegen das Volk jenes Landes — eine sehr natürliche Folge der vorhergehenden Ursachen; und so geschah es, daß der geringste demokratische, oder nur liberale Schein in den politischen Ansichten lange Zeit für einen Vorwurf, für einen Flecken im persönlichen Charakter derer galt, die sie hegten. Bis jetzt sind deßhalb die Tories die einflußreichste Partei gewesen, in ihren Händen finden wir eine lange Reihe von Jahren das Regierungspatronat, die ersten Stellen, den Verkauf und die Vergabung der Ländereien.

„Eine andere Partei, welche dieselbe unbegränzte Treue gegen das Mutterland und denselben Widerwillen gegen die Principien und Institutionen ihrer Yankee-Nachbarn an den Tag legt, kann man die Whigs von Ober-Canada nennen; diese sehen mit Eifersucht und Geringschätzung auf die Macht und Vorurtheile der Toryfamilien, und bestehen auf der Nothwendigkeit vieler Reformen in der Colonialregierung. Viele von ihnen sind junge Leute von Talent und vermögliche Männer, welche sich von dem ausgeschlossen finden, was sie als ihnen gebührend fordern zu können glauben, von dem Antheil an bürgerlichem Einfluß und Achtung, den in einer so kleinen Gesellschaft, wie diese, ihre höhere Bildung ihnen gewähren sollte. Eine andere Partei sind die Radicalen, die ich im Allgemeinen nur als „Schufte," „Lumpen" oder unter andern Beiwörtern nennen hörte, welche die äußerste Verachtung und Abneigung ausdrücken. Sie wünschen das Land gleich den Vereinigten Staaten in eine Republik umzugestalten. Einige unter ihnen sind Männer von Talent und Bildung, doch sind sie gegenwärtig weder furchtbar noch einflußreich. Unter allen Parteien herrscht durchgängig Unzufriedenheit und Klage, ein gegenseitiges Mißtrauen, eine Kraftlosigkeit und Trägheit, wovon ich bis jetzt noch die Ursachen nicht finden kann. Selbst diejenigen, welche mit Leib und Seele an England hängen, welche aufrichtig glauben, daß das wahre Interesse der Colonie darin besteht, unter der Controle des Mutterlandes zu bleiben, sind so unzufrieden, wie die Uebrigen. Sie klagen bitter die Colonialbeamten in England an, daß sie das wahre Interesse des Landes nicht kennen; daß die Summen für Verbesserungen im Großen fehlen, schreiben sie nicht dem Mißtrauen in die Hülfsquellen des Landes, sondern dem Mangel an Vertrauen in die Maaßregeln der Regierung und die Sicherheit des Eigenthums zu."

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Wir haben früher die Völker Westasiens mehr nur in Bezug auf die Verhältnisse zu den Europäern beachtet, und sollten sie jetzt abgesehen von diesem Verhältniß durchgehen; hier aber ist die Ausbeute ziemlich klein. Das Schreiben von Fresnel über Arabien (s. Nr. 196) und Wellsteads Reise (s. Nr. 151 ff.) ist so ziemlich Alles. Sie zeigen uns vielfach die Unveränder-

lichkeit arabischer Sitten: tapfer, stolz, räuberisch, unbeugsam, das waren sie vor Jahrtausenden und sind sie noch jetzt. Wird der Wahabismus wieder um sich greifen, und sich in Thaten äußern? Fast sollte man es glauben. Fresnels Reisen und Forschungen werden manches alte Räthsel aus jenen Gegenden lösen, namentlich auch den alten Streit über die himjaritische Sprache, die man für nicht semitisch ausgeben wollte, was freilich eine seltsame Erscheinung gewesen wäre. Die Bewegung, welche die Engländer in jene Gegenden durch Krieg und Handel bringen, scheint auch die Araber wieder mehr auf den Schauplatz der indischen Schifffahrt zu rufen, in der sie früher eine bedeutende Rolle einnahmen. Ein uns noch nicht zu Gesicht gekommenes Werk mit Auszügen über die ehemaligen Unternehmungen der Araber nach Indien*) mag interessante Mittheilungen über diesen noch so schwach erhellten Punkt der Geschichte, des Handels und der Entdeckungen im Mittelalter liefern, und wir möchten die Ansicht aussprechen, daß selbst die Erzählung von den Reisen Sindbads, des Seemanns, wenn man einmal die Schifffahrt und die Eroberungen der Araber im indischen Meere genauer kennen wird, manchen Fingerzeig über die Ausbreitung des Islam im indischen Ocean geben mag.

Je weiter die Europäer im Orient um sich greifen, desto mehr und desto zahlreicher erheben sich historische und geographische Fragen, von denen man sich noch vor kurzem nichts träumen ließ. Eine Geschichte der Araber im indischen Ocean wäre ein höchst verdienstliches Werk, aber wir sind, scheint es, in die historische und geographische Literatur der Araber noch nicht hinreichend eingedrungen, um eine solche Geschichte jetzt schon möglich zu machen. Eben so geht es uns mit Indien. Die einzige Mittheilung von Stevenson und Wilson über den Antibramanismus in Indien (s. Nr. 40 und 377) zeigt mit Einemmale, daß wir erst am Anfang unserer Kenntniß von Indien stehen, und daß die Sanskritliteratur und der scheinbar allgemeine Bramanismus nur ein künstlicher Ueberwurf ist, der eine große, in der Tiefe liegende Mannichfaltigkeit verbirgt. Bis jetzt ist wohl nur eine Ecke des Schleiers gelüftet.

Kaum beginnt man einzusehen, was noch zu thun ist, um zu einer gründlichen Kenntniß Indiens, namentlich des Dekans zu gelangen, so thun sich noch viel schwerere Räthsel im Osten auf. Assam (s. Bemerkung über Assam Nr. 319), Birma, die Tenasserimprovinzen (s. Helfers Reise Nr. 558 und seine Nachrichten über die Erzeugnisse Nr. 359) bieten der Räthsel so manche: vorerst das Völkergemisch weiter im Innern, das uns zuerst Mac Leods Reise (s. Nr. 33. und die weitere Ausführung Nr. 251 ff.) enthüllte, die mannichfachen Stämme um Assam her, die Mehrzahl der Assamesen selbst, wo stammen sie her? ein Theil von ihnen, so wie die Bewohner von Munipur (s. Nr. 285, 327), haben tatarische Züge, eben so die Bewohner von Bhutan (s. Nr. 314). Die Birmanen dagegen sind nicht tatarischen Stamms, obwohl von alten Kriegszügen der Tataren Ueberbleibsel im Lande seyn und sich mit den Einwohnern verschmolzen haben mögen. Wir werden hier auf das Gebiet der chinesischen Geschichte geführt, und bringen vielleicht durch die Ausdauer unsrer Gelehrten früher in das unbekannte Gebiet zwischen Assam und der chinesischen Gränze ein, als die Waffen und die Handelsleute Englands.

Dieses Gebiet bietet uns ohnehin der Räthsel noch so viele: noch wissen wir nichts Gewisses über den großen Strom von Tübet und seinen Zusammenhang mit dem Irawaddi oder Brahmaputra (s. Nr. 241). Die Engländer nehmen in neuerer Zeit das Letztere ziemlich allgemein an, und bekanntlich hat sich auch Ritter dafür ausgesprochen. Allein man muß den Gegnern dieser Ansicht jedenfalls noch immer zugeben, 1) daß der große Strom von Tübet nicht sehr groß seyn muß, wenn er in ziemlich beschränkter Gestalt das Gebiet von Assam betritt, und 2) daß es nicht sehr wahrscheinlich ist, daß der Irawaddi, dessen bedeutende Größe bei Amarapura und noch viel weiter gegen Norden bei Bhamo wir kennen, am Südabhang der Assam umgürtenden Gebirge entspringe, und also in einem sehr kurzen Laufe schon zu einem so bedeutenden Strom, mit so bedeutender constanter Wasserfülle angeschwollen seyn könne. Wie dem auch seyn mag, das Land zwischen Assam und China ist uns noch ein unbekanntes Land, und wird es vermuthlich auch noch geraume Zeit bleiben, da nicht nur dasselbe jedenfalls gebirgig und unwegsam ist, sondern vielleicht auch, wie das Land von der Tenasserimküste ins Innere hinein, ziemlich unbewohnt, wie denn Dr. Helfer (s. Nr. 358) dort fünf Wochen lang auch nicht eine menschliche Wohnung sah. Ein Grund der Verödung des Landes müssen wohl die Kriege zwischen China und Birma, so wie zwischen Birma und Siam seyn. Die Forschung wird sich indeß jetzt bald geschäftig über dieß Land hermachen, denn nicht nur finden sich gewiß chinesische Reise- und Geschichtswerke, welche darüber Aufschluß geben, sondern auch Annalen der Reiche Birma, Pegu und Siam, da es kaum anders anzunehmen ist, als daß Birma ein altes, in Barbarei und Trägheit versunkenes Culturvolk ist, indem noch jetzt fast jeder Landmann lesen kann (s. über den Charakter der Birmanen Nr. 314), wie wohl bei einem ehemals gebildetern, aber nicht bei einem aus der Rohheit sich emporarbeitenden Volke der Fall eintritt.

Der Schauplatz, der sich hier der Forschung öffnet, ist um so interessanter, als wir hier auf eine chinesische Landgränze stoßen, und das Verfahren jenes großen Reichs gegen solche Nachbarn kennen lernen; bis jetzt kennen wir China nur auf der Seegränze und auf zwei Landgränzen, der gegen Sibirien hin und der gegen Turkestan. Die erste besitzt China erst seit Mongolen und Mandschu China beherrschen, also erst seit etwa 600 Jahren, und beide sind von dem eigentlichen China viel zu weit entfernt, als daß andere als politische Berührungen statt finden könnten, allein hier gegen Birma hin stößt das gebildete China theils auf halbwilde, theils auf civilisirte Völker und Staaten, und kommt in vielfachen, keineswegs bloß politischen Verkehr; auch ist die Gränze nicht so hermetisch geschlossen, wie gegen Westen und Norden.

Ueberhaupt mehrt sich unsere Kenntniß von China mit jedem Tage, und mit jedem Tage finden wir Beweise der hohen Bildung dieses uralten Reichs. Wir wollen auf das Zusammentreffen einzelner Ereignisse aus der alten chinesischen Geschichte

*) Von einem Hrn. Gildemeister.

mit einigen aus der ägyptischen, der ältesten uns bekannten, keinen allzu hohen Werth legen, jedenfalls aber kann kaum mehr ein Zweifel darüber obwalten, daß die Geschichte und Bildung China's über alle unsere historische Kenntniß weit hinausreicht, und der in unsern Blättern mehrfach erwähnte Franzose Paravey mag wohl entschuldigt seyn, wenn er die Spuren einer uralten Verbindung der Völker Westasiens mit China aus einzelnen, seiner Ansicht nach aus jener Vorzeit erhaltenen Resten des Wissens nachzuweisen sucht. Auch möchte man, einmal auf diesem Terrain angekommen, wohl fragen, ob alles eitle Dichtung sey, was uns Firdusi in seinem Schah Nameh erzählt, wo Iran, Turan und Tschin, wie eine politische Trias, in seltsamen Wechseln durch einander spielen.

Kein geringer Beweis für das Alter der chinesischen Bildung ist auch die Buchdruckerkunst, und deren wahrscheinliche Verbreitung von China nach Europa (s. Nr. 93 bis 100) dürfte nach dem, was auch Remusat darüber bemerkt, wohl wenigen Zweifeln mehr unterliegen. Seit der Zeit der Mongoleneroberungen ist Europa mit China in nähere Berührung gekommen, und wie hat sich diese ausgedehnt! der Strom, der damals Europa zu verschlingen drohte, ist in seine Ufer zurückgetreten, und Europa droht mehr und mehr sich über Asien auszubreiten, so daß selbst das alte China davor zu zittern beginnt. Die Verhältnisse Englands zu dieser Macht gestalten sich immer unfreundlicher. Zuerst begegneten sich beide im J. 1791 in Nepal, später, während des Kriegs der Engländer gegen Nepal in den Jahren 1814 bis 1816, war ein chinesisches Heer für mögliche Fälle in Tübet aufgestellt, und jetzt droht nicht nur ein neuer Krieg die Engländer zu Meistern von Nepal zu machen, sondern diese rücken auch demselben von Birma her näher, sichtlich zur sehr geringen Freude der Chinesen.

Noch ein ernster Streitpunkt ist in neuerer Zeit der Opiumhandel (s. Nr. 282), wo die Engländer das Gesetz des chinesischen Reichs gegen den Opiumhandel mit Gewalt zu brechen suchen. Die ostindische Compagnie treibt nämlich den Opiumhandel noch fast allein, und dieser, der jährlich ein Capital von mehr als 4 Millionen Pfd. St. umsetzt, wirft einen so bedeutenden Gewinn ab, daß er unter den Einnahmen der Compagnie als ein bedeutendes Item mitzählt. Wenn es wahr ist, daß der Streit bereits so weit gediehen, daß brittische Kriegsschiffe vor der Boca de Tigris stationiren, so könnte das alte Reich, wenn der Krieg zwischen Rußland und England in Asien ausbricht, mit einem Male mit hineingezogen werden. Jedenfalls kann China seinem Schicksale nicht entgehen, in die europäische Bewegung früher oder später hineingerissen zu werden, und endlich wird es auch gelingen, einen Austausch zwischen europäischer und chinesischer Literatur und Gesittung herzustellen; das Christenthum hat den Anfang gemacht, und der Zustand desselben in China (s. Nr. 81) ist so, daß es wohl auch hier, wie anderswo, gleich einem revolutionären Ferment wirken, und endlich auch den bessern Köpfen der Chinesen die Augen über die Erstarrung ihres Culturzustandes (s. N. 288 bis 291) öffnen wird. (Fortsetzung folgt.)

Macedonische Räuber.

Wir theilen auf die Glaubwürdigkeit des Journals Droit hin nachfolgende Erzählung mit. Mustapha Pascha hat so eben Macedonien von einer zahlreichen Räuberbande befreit, von der es seit vier Jahren heimgesucht wurde. Er hatte erfahren, daß eine junge Albaneserin, Theodosia Maria Samik, zu Mielnik an der griechischen Gränze geheime Verbindungen mit den Räubern unterhalte. Da sie seinen Anerbietungen widerstand und nichts verrathen wollte, schickte er einen jungen, durch Schönheit ausgezeichneten Officier, Namens Ismael, an sie, dem es auch bald gelang ihr Herz zu rühren, und sie hatte bald kein Geheimniß mehr vor demselben. Sie gestand, ihr eigentlicher Name sey Eudoxia Theresa Gherundari, das Haupt der Räuber, Michael Gregorios Gherundari, sey ihr Oheim, und seine Schaar bestehe aus 14 bis 1500 Mann. Sie forderte endlich Ismael auf selbst in diese Schaar zu treten, und malte ihm die Reize des abenteuerlichen Wanderlebens mit den schönsten Farben. Ismael schien darauf einzugehen, und erfuhr von ihr, daß ihr Oheim seine Schaar auf den 28 October im Walde von Pheloltos zusammenberufen habe. Auf diese Nachricht hin traf Mustapha Pascha seine Anstalten, überfiel die versammelten Räuber, und ein wüthender Kampf entspann sich. Die meisten Räuber blieben auf dem Platze, wenige entkamen nur, um später den Türken in die Hände zu fallen. Unter den Todten fand sich auch Gherundari, aber Ismael selbst war seinem Schicksal nicht entgangen: dem ersten war das Haupt von einem Säbelhieb gespalten, dem andern die Brust von einer Kugel durchbohrt. Mustapha ließ die Köpfe der Räuber im Triumph in Thessalonich umhertragen. Eudoxia soll über die Untreue und den Verrath ihres Geliebten wahnsinnig geworden seyn, und Mustapha nahm sie in seinen Palast auf, wo er alle mögliche Sorgfalt für sie tragen ließ.

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

3. Das Departement Jsle und Vilaine.

(Fortsetzung.)

Ich fühlte mich ordentlich erleichtert, als ich diese unwirthbaren, menschenmordendin Gestade im Rücken hatte, und in pfeilschneller Diligence durch die fruchtbare Gegend zwischen Pontorson und Saint Malo dahinfuhr. Der kleine Flecken Pontorson liegt im Hintergrund eines schönen Thales, vom Coesnon durchströmt, der von den Landbewohnern rivière de Bretagne genannt wird, weil er an mehreren Stellen die Gränzscheide der Normandie und Bretagne bildet. Von Pontorson nach Dol ist eine Poststation. Die Kathedrale dieser kleinen Stadt ist im schönsten gothischen Styl erbaut, sehr einfach, und keineswegs gesucht und geschmückt. Sie liegt in einiger Entfernung von dem Städtchen auf einem Hügel, der die fruchtbare Ebene und das Meer beherrscht. Der sehr regelmäßige Plan der Kirche wäre ein lateinisches Kreuz, wenn das Fensterkreuz das Innere nicht in zwei gleiche Theile absonderte. Im Schiffe tragen zwei Reihen Pfeiler die Arkaden, und diese Pfeiler bestehen aus vier an einander gelehnten Säulen. Aber neben dem großen Mittelschiffe bemerkt man in der Mitte jedes Pfeilers eine Säule von etwa 6 Zoll Durchmesser, die, ganz freistehend von der Basis des Pfeilers, bis ans Gewölbe emporsteigt, und diese dünnen Säulen sind von Granit. Der Spitzbogen der Gewölbe des Schiffes

hat starke, wechselsweise hervorspringende Gesimse, die Gewölbe sind von Tufstein, sehr schmal und mit runden Rippen, die sich in der Diagonale durchkreuzen, verstärkt. Der Chor ist bei weitem reicher geschmückt, als das Schiff; der Architekt hat darin eine Menge Oeffnungen angebracht; er wollte ihm den Anschein einer außerordentlichen Leichtigkeit geben, und das Auge des Gläubigen durch große Klarheit besonders anziehen. Je mehr man die einzelnen Theile dieses schönen Chors studirt, desto mehr wird man von seiner seltenen Eleganz und Pracht entzückt. Mit Ausnahme der Façade, ist mir die Kathedrale in Dol als eines der in sich abgeschlossensten, vollendetsten Bauwerke erschienen, welche die gothische Architektur der Bewunderung darbietet; sie stammt aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Die Façade ist schlecht; ein einziger der beiden Thürme, der gegen Süden, hat die ordentliche Höhe und ist im sechzehnten Jahrhundert aufgebaut worden. Auf dem Durchschnittspunkte des Fensterkreuzes erhebt sich ein dritter viereckiger Thurm von mittelmäßiger Höhe. Ein Kanonikus, welcher offenbar nur reich war, hat in einer Capelle dieser Kirche ein prächtiges, ich hätte bald gesagt allerliebstes Grab, wenn es erlaubt wäre, den letztern Ausdruck auf ein Grab anzuwenden. Es ist ein Denkmal im Styl der Renaissance, leider sehr verstümmelt. Zwei Medaillons, welche den Kanonikus und seinen Bruder vorstellen, hat die Zeit verschont. Die bewundernswürdige Eleganz dieses von gothischen Verzierungen ganz rein gehaltenen Grabmonuments findet man erklärlich, wenn man die Inschrift des Sockels liest, welche berichtet, daß es im Jahre 1507 von einem florentinischen Künstler errichtet wurde.

Ein Denkmal anderer Gattung in Dol ist eine Reihe von Arkaden, welche längs der Hauptstraße hinlaufen und eine bedeckte Promenade bilden, wie sie jede Stadt in einem unfreundlichen Himmelsstrich haben sollte. Diese Arkaden, bald Rund-, bald Spitzbögen, werden von Säulen und Pfeilern der verschiedensten Form getragen. Die bizarren Capitäle, aus Granit gehauen, sind ziemlich so gut gearbeitet, als es das widerspänstige Material nur zuließ. Diese Bildnereien, mit kleinen Details überladen, worauf man in jenen barbarischen Zeiten besonders viel gab, erinnern mich an die Hogarth'schen Kupferstiche, wo die Idee Alles und die Ausführung erbärmlich ist. Man findet unter den Arkaden in Dol Capitäle aus allen Kunstepochen, vom geschmückten Romanischen an bis zu den letzten Schnörkeln des Gothischen herab. Da die Häuser, welche sich auf diese Pfeiler stützen, einen modernen Anstrich haben, so sind diese Säulen und Capitäle vermuthlich aus zerstörten Klöstern und Kirchen hieher geschafft worden. Ein einziges Haus, dessen Karnieße mit Dambrettern und Sternen verziert waren, verrieth einen ältern Ursprung. — Eine Viertelstunde von der Stadt liegt der famöse Druidenstein des champ dolent. Mein Führer versicherte mir mit ernster Miene, daß Cäsar den Stein hieher gesetzt habe; Cäsars Name ist bei dem gemeinen Volk in der ganzen Bretagne bekannter, als der ihres Präfecten; ich habe mehr als eine elende Dorfschenke gesehen, über deren Thür Cäsars Bildniß aushing mit der Unterschrift: Hôtel de César. Der Druidenstein bei Dol lag einst im Schooße tiefer Wälder, welche, der Sage nach, diese ganze Gegend und selbst die Bai des Mont Saint Michel bedeckten; gegenwärtig steht er auf einem angebauten Acker; er ist 18 Fuß hoch und läuft spitz zu; an seiner Basis mag er etwa 8 Fuß Durchmesser haben; er gleicht einem leicht abgestumpften Kegel. Zu bemerken ist, daß dieser Granitblock nur über Dreiviertelstunden Wegs von der Stadt, am Mont Dol, gebrochen werden konnte, welcher mitten in einem Sumpfe liegt, und in alten Zeiten wahrscheinlich eine Insel war. Der Menhir des champ dolent steht auf einem Quarzfelsen, in welchen er mehrere Fuß tief eingesenkt ist. Durch welche mechanische Hülfsmittel haben die alten Gallier eine 20 Fuß lange und 8 Fuß dicke Granitmaße transportiren und aufrichten können? Es scheint, daß die gallischen Priester bereits den Rüstapparat gekannt haben, womit Hr. Lebas den Obelisken von Luxor herabgenommen und wieder aufgerichtet hat. Cäsar hat uns berichtet, wie groß die Macht der Druiden in Gallien war. Diese schlauen Pfaffen herrschten unumschränkt im Land und gängelten die Barbaren. Die Gelehrten sind noch uneinig darüber, was diese rohen Druiden-Monumente bedeuteten; waren es Grabstätten oder bezeichneten sie die Sammelplätze des Volkes in den endlosen Wäldern? Dänemark, Schweden, Norwegen, Irland und selbst Grönland haben ähnliche Denkmale aufzuweisen. So viel scheint gewiß, daß sie auf den Cultus der alten Gallier Bezug hatten, denn die christlichen Kirchenväter und Concile offenbaren dagegen eine große Eifersucht; sie verbieten ausdrücklich das Beten und Feueranzünden bei den Steinen (ad lapides).

Von Dol nach Saint Malo rechnet man fünf Lieues; die Straße ist oft nur zehn Schritte vom Meer entfernt, so daß man rechts gewöhnlich unermeßliche Fernen und links ein vortrefflich angebautes Land hat. Da in dem Augenblick, wo wir vorüberfuhren, Ebbe war, so sahen wir überall am Strande die kleinen schwarzen Granitinseln aus den Wellen hervorragen. Auf der größten dieser Granitinseln ist Saint-Malo gebaut, welches zur Zeit der Fluth nur durch die Chaussée mit dem festen Lande zusammenhängt; bei Aequinoctialstürmen wird jedoch auch die Chaussée überschwemmt, und Saint Malo schwimmt dann wie eine Insel im Meere herum. Als wir in das hohe Festungsthor von Saint Malo einfuhren, hatten wir rechts das hohe Meer und links ein weites Becken von feuchtem Schmutz und Schlamm, wo alle hundert Schritte arme Schiffe auf der Seite lagen, und die Fluth abwarteten, um wieder aufzustehen. Diese ewig wiederkehrende Uebung muß ihre Glieder am Ende ermüden. Jenseits dieser mit einigen Pfützen durchschnittenen Morast- und Sandebene entdeckt man Saint Servan, welches wie eine kleine niedliche Stadt aussieht; es ist wenigstens mit grünen Bäumen umgeben, während man in Saint Malo nichts als schwarzgrauen Granit und einige 15 bis 20 Fuß hohe Feigenbäume sieht, deren Früchte jedoch schwerlich reif werden dürften. Aus dem Anblick dieser allerdings durch hohe Mauern geschützten südlichen Bäume schließe ich, daß der Winter in Saint Malo nicht sehr strenge seyn kann, und das ist ein großer Vorzug, welchen diese Stadt der Nachbarschaft des Meeres verdankt. Ludwig XIV verdankt sie eine Ringmauer, welche um die ganze Stadt herumläuft, und so dick ist, daß sie als Promenade dient. Auf ihrer Höhe sind nämlich sowohl gegen die Stadt als gegen das Meer starke Brustwehren angebracht, zwischen denen der Spaziergänger ruhig herumschlendern, und dabei bald auf den Hafen und das Meer, bald in das zweite Stockwerk der Häuser blicken kann. Zur Zeit der Ebbe ist diese Brustwehr oft 80 Fuß von den Wellen entfernt.

(Schluß folgt.)

Neuseeländische Grammatik. In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft vom 1 December wurde von einem Dr. Shotzky ein Memoire über eine Grammatik der neuseeländischen Sprache vorgelesen, das ein kürzlich verstorbener Missionär, Namens Kendall, im Manuscript zurückgelassen hat. Die aus der Sprache nachgewiesene Verwandtschaft zwischen Neuseeländern und Malayen machte diese Mittheilung äußerst interessant.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 363.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

29 December 1838.

Kupferbergwerke zu Kaafiord.

(Aus Marmiers Nachrichten Revue des deux Mondes 13 Dec.)

Kaafiord war vor 15 Jahren noch eine verlassene Bay; erst die Gewandtheit eines englischen Kaufmannes gründete daselbst eine Colonie. Eine Kupfermine, in dem Gebirge in der Nähe des Golfes entdeckt und mit Einsicht ausgebeutet, wurde ihm der Weg zu Reichthümern und dem ganzen Lande eine Quelle des Wohlstandes. Im 17ten Jahrhundert wurde das Daseyn dieser Mine der dänischen Regierung entdeckt, worauf einige Arbeiten zur Untersuchung des Werthes derselben unternommen wurden; allein die Ausbeutungsmittel waren damals nicht so leicht, als sie es seither geworden sind. Von der Anwendung der Steinkohlen wußte man noch nichts, und das Holz war zu theuer; nach einer oberflächlichen Untersuchung der Lage der Mine gab man das Unternehmen auf; im Volke sprach man zwar noch davon, allein sie fortzusetzen wagte Niemand. Im Jahre 1825 fand eine Lappländerin auf den Felsen ein Stück Kupfer, welches in den Sonnenstrahlen so sehr glänzte, daß sie es für Gold hielt; diese Stufe kam in die Hände des Hrn. Crowe, eines englischen Kaufmanns zu Hammerfest, der es dann mit nach England brachte. Bei seiner Rückkehr erfuhr er, daß es zu Kaafiord reichere Kupferadern gebe, als in Schweden; er untersuchte mit Ingenieuren den Boden, lernte die Ausdehnung der Minen kennen, und suchte ein Ausbeutungsprivilegium nach. Die Regierung von Norwegen zeigte sich in ihren Concessionen sehr liberal; sie ertheilte ihm den reinen und ausschließlichen Ertrag der Minen auf zehn Jahre von dem Tage an, wo er zu Kaafiord die erste Kupferstange schmelzen würde. Dieses Privilegium war vom Jahre 1826 datirt. Im Jahre 1827 sendete Hr. Crowe schon mehrere mit Erz beladene Schiffe nach England.

Die mit bedeutenden Capitalien unternommene und nach einem großen Maaßstabe gegründete Ausbeutung erfreute sich bald eines großen Erfolgs. Von Jahr zu Jahr wurden die Arbeiten bedeutender, die Anzahl der Arbeiter nahm zu, und da wo vor kurzem kaum eine einzige Menschenwohnung stand, sah man Häuser, Werkstätten und Magazine entstehen; im gegenwärtigen Augenblicke beschäftigt Hr. Crowe daselbst gegen eilfhundert Personen. Es besteht daselbst eine ganze Colonie für sich, die ihre Kirche, ihre Kaufleute, ihren Arzt und ihre Schule hat, und die weit mehr einer Zunahme als ihrer Verkleinerung entgegen geht; das Erz liefert 30 bis 40 Procent. Auf der andern Seite des Golfes hat der gewandte Director dieser Niederlassung eine zweite Mine graben lassen, die noch reicher ist, als die erste. In diesem Jahre hat er mit Fertigung von Kupferstangen begonnen und bereits mehrere Schiffe damit beladen.

Die ganz vor kurzem aufgegrabenen Minen bieten bei weitem den großartigen und malerischen Anblick nicht, wie die von Danemora und Fahlun, die bis in die Eingeweide der Erde reichen; zu Kaafiord macht jedoch der Anblick dieses durch den Willen eines einzigen Mannes geschaffenen Bienenschwarmes, und dieses Gemisch von Arbeitern von verschiedenen Ländern und Menschenracen, die in einem Erzgange versammelt sind, und von einer und derselben Hand geleitet werden, einen sonderbaren Eindruck. Man trifft dort Russen, Engländer, Deutsche, Norweger und Lappländer. Jedes Jahr kommen Schweden und Finnländer daselbst an, die den Sommer über arbeiten, kärglich leben, beinahe Alles ersparen, was sie gewinnen und zu Anfang Winters mit zweihundert oder dreihundert Franken in der Tasche in ihre Heimath zurückkehren. Alle diese Leute, obwohl von rauher Natur, leben dennoch ganz friedselig miteinander. Selten bemerkt man unter ihnen einen Streit oder ein Vergehen gegen die Verordnungen. Kommt ein solcher Fall vor, so sind die Directoren der Minen selbst Richter über das Vergehen, und wenn der Schuldige zu Bezahlung einer Geldbuße verurtheilt wird, so fällt sie in die Armencasse. Zu gleicher Zeit, wie der Eigenthümer unter den Arbeitern eine strenge Disciplin zu erhalten sucht, bemüht er sich auch, sie in Betreff ihrer Zukunft sicher zu stellen. Im Falle einer Krankheit behandelt sie der Arzt unentgeltlich; sind sie außer Stand zu arbeiten, so erhalten sie Unterstützung aus der Armencasse. Diese weisen Einrichtungen halten sie bei ihrer Pflicht und fesseln sie an die Niederlassung.

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Der Raum zwischen der Ostküste Afrika's und der Westküste Amerika's, zwischen den Südufern Asiens und dem Südpolarkreise, bildet einen der seltsamsten Schauplätze menschlicher Thätigkeit und menschlichen Treibens. Die malayische Race hat denselben mit Zurückdrängung einer Negritorace eingenommen: wir finden Glieder des großen Stammes in Madagascar (s. die Bewohner von Madagascar Nr. 349), und die Sprache der Neuseeländer (siehe Nr. 362) beweist, daß sie zu demselben Stamme gehören: genau ausgeschieden ist aber das Gebiet dieser beiden Racen keineswegs, und in Australien scheinen sich sogar Asiaten zu finden. Jedoch ist im Allgemeinen die malayische die stärkere und herrschende. Auf diesen Grundstock wirken von Nordosten her die zahlreichen chinesischen Einwanderer ein, und von Westen her die Europäer. England mit seinem Handel, dem es in Singapur einen Mittelpunkt gegeben, Holland mit Handel und Herrschaft zugleich, denn es dehnt seine Besitzungen fortwährend aus; von seiner letzten bedeutenden Niederlassung in Neuguinea haben wir einige Kunde gegeben (s. Nr. 263 ff.). Leider aber fließen die Nachrichten spärlich, und eine seit kurzem in Holland erscheinende Zeitschrift in zwanglosen Heften, welche die ostindischen Besitzungen und den dortigen Handel zum Gegenstand haben soll, ist uns leider noch nicht zugekommen. Dieß ist ein um so fühlbarerer Mangel, als die Engländer selbst ihre Unkenntniß des indischen Archipels anerkennen und neue Unternehmungen zur Erforschung auch nur der nächsten Punkte im Werke sind (s. Nr. 320).

In dem Hauptlande Oceaniens, mit welchem Namen besonders die Franzosen jetzt jene ganze Inselwelt zu bezeichnen pflegen, in dem Festlande Australien, haben sich die Engländer festgesetzt, und mit jedem Tage bilden sich mehr Colonien. Eine Unternehmung nach der Nordostküste unter den Lieutenants Grey und Lushington (s. Nr. 35) ist mißglückt, und die Art ihres Mißglückens zeigt unter Anderem eine feindselige Stimmung von Seite der Eingebornen, die sich in neuern Zeiten auch im Süden dieses Landes kund gibt. Doch haben, wie sich aus den letztern Blättern des Jahres ergibt, auch andere Umstände zur Rückkehr bewogen. Wir haben bis jetzt zum Theil absichtlich, auch nach Erscheinung von Meinike's gründlich bearbeitetem Werke, vermieden, auf die Entdeckungen in jenem Lande näher einzugehen, weil das Meiste ohne eine gute Karte so gut wie unverständlich ist, indeß können wir eine solche unsern Lesern für das künftige Jahr versprechen, da die neueste Karte von Arrowsmith in zwei Blättern bereits in der Arbeit ist, und sobald als möglich dem Auslande beigelegt werden soll. Wir werden dann die Gelegenheit ergreifen, auf die Entdeckungen umfassender einzugehen und zugleich den Zustand der Colonien näher ins Auge zu fassen, wovon diejenigen, welche mit dem Fluch der Verbrecherdeportation belastet sind, die Aufmerksamkeit mehr und mehr auf sich lenken werden. Ihr Zustand ist der Art (s. Nr. 315, 320, 333), daß er fast nothwendig immer schlimmer werden muß, da die steigende Immoralität und die Frechheit der Bushrangers, die sich mit den Eingebornen verbinden, dem auch durch andere Nachtheile (s. Nr. 326) leidenden Ackerbau schaden und die Bande der Gesellschaft lockern müssen. Sollte ein schwerer Krieg die Macht Englands schwächen, und diese Colonien mehr sich selbst überlassen werden, so sind die traurigsten Folgen zu erwarten. Mac Intoshs Weissagung von einem Seeräuberstaat steht immer noch wie ein Schreckensgespenst da.

Nicht bloß in Australien selbst wirkt das Beispiel der flüchtigen Verbrecher nachtheilig auf die einheimische Bevölkerung, sondern auch auf manchen einzelnen Inseln, und zuweilen hört man von Thaten der wildesten Grausamkeit gegen europäische Schiffe — Thaten, die vielleicht größtentheils, direct oder indirect, solchen geflüchteten Verbrechern zur Last fallen. Reißt einmal dort Gesetzlosigkeit ein, kann England irgend einmal nicht jeden aufsteigenden Keim von Widerstand in der Geburt ersticken, so darf man keine Losreißung vom Mutterlande, wie die der Vereinigten Staaten, erwarten, sondern nur Thaten der Gewalt und des Raubes, die in jenem Insellabyrinth leicht der Strafe entgehen können. Hiebei ist nicht außer Acht zu lassen, daß europäische Matrosen aller Völker durch den Wallfisch- und Robbenfang in jenen Meeresstrichen zusammenkommen, und wenn sich einmal ein Seeräubernest bilden sollte, so wird es jedenfalls schwer auszurotten seyn.

Es gibt dort allzu viele Länder, die durchaus keine europäische Herrschaft anerkennen, und Neuseeland, das noch eine wichtige Rolle spielen kann, ist zu nahe. Wir haben aus Polacks Werk Einiges über die Entdeckungsgeschichte und die natürliche Beschaffenheit des Landes mitgetheilt (siehe Nr. 291 bis 296), aber mit den Nachrichten über die Bewohner und den Einfluß der Missionäre und übrigen Europäer auf dieselben sind wir noch im Rückstand geblieben; doch ist eine in der englischen Naturforscherversammlung mitgetheilte Notiz über die Veränderung in der Bevölkerung eingerückt worden (s. Nr. 375), und es kann nicht fehlen, daß der ganze Stamm dadurch wesentlich umgewandelt werden muß, wenn auch noch die Mehrzahl (s. den Bericht über die nach Deutschland gekommenen Neuseeländer Nr. 335 bis 337) Menschenfresser seyn sollten. Zu bedauern ist, daß die unsinnige Verheerung, welche die Engländer und Amerikaner unter dem Robbengeschlecht angerichtet haben, diese Thiere von ihren Stationen auf der Südküste der südlichen größern und der kleinern nahen Inseln verjagt hat, daß somit der Fang dieser Thiere nicht mehr lohnend genug ist, um viele europäische und amerikanische Schiffe hinzulocken, und zu einem längern Aufenthalte zu veranlassen.

Außer dem eigentlichen Australien und Neuseeland ist von ganz Polynesien kein Punkt so wichtig, als die Sandwichinseln. Sie sind ein Centralpunkt zwischen Amerika und China, sie dienen fast allen Wallfischfahrern der Südsee zum Anhaltspunkte, und es ist darum gar nicht ohne Interesse, daß die Nordamerikaner unter der Gestalt der Missionäre sich dort festgesetzt haben, und eine fast völlige Herrschaft ausüben. Das Decret gegen die katholischen Missionäre, die erst mißhandelt (s. Nr. 114) und dann verbannt wurden (s. Nr. 284), könnte man als blo-

fen Handwerksneid auslegen, allein die protestantischen Missionäre sind auch sonst geschäftig, und mischen sich so viel in Regierungssachen, daß man nicht umhin kann, weitere Plane zu vermuthen. Die Wichtigkeit dieses Punktes wird erst dann hervortreten, wenn der Streit über die Nordwestküste Nordamerika's zwischen Engländern, Russen und Amerikanern zum Ausbruche kommt. Wer die Sandwichinseln beherrscht, wird in jenen Meeren jedenfalls den Meister spielen.

Die Seefahrten nach der Südsee mehren sich auf eine auffallende Weise (s. Nr. 274), und es scheint die Engländer wollen sich die Palme nicht entreißen lassen, hier den von Cook gewonnenen Ruhm an andere übergeben zu lassen. Aber auch Frankreich nimmt jetzt an jenen Fahrten Theil (s. Nr. 317 bis 321) und Nordamerika hat eine glänzende Expedition dahin ausgerüstet, wie wir in den Entdeckungsfahrten nach Neuseeland (s. Nr. 291 ff.) bemerkt haben. Die Haupttriebfeder dazu scheint der reiche Wallfisch- und Robbenfang zu seyn, da der Wallfischfang in den nördlichen Meeren immer prekärer wird (s. die Fischereien in den nördlichen Meeren Nr. 335 bis 347). Merkwürdig ist, daß bei allen diesen Entdeckungen und Meerfahrten, bei den Fischereien im nördlichen und südlichen Eismeer, die Holländer die Bahn gebrochen haben, und daß noch jetzt in beiden Polarmeeren Alles voll von holländischen Namen ist, während eine Menge Namen minder bedeutender Orte schon seit geraumer Zeit wieder untergegangen sind. Engländer, Amerikaner und Russen folgen jetzt erst den Wegen, welche Tasman und Dirk Gherritz schon vor mehrern Jahrhunderten befahren haben. Trotz der vielen Reisen in den Meeren der Südsee ist indeß jede immer noch ziemlich abenteuerlich, denn es läßt sich leicht denken, daß die ungeheure Meeresstrecke von Kamtschatka und den Aleuten bis über Neuseeland hinaus, so wie die zahllose Menge von Inseln noch nicht hinreichend bekannt ist. Darum beginnen auch wieder die Erzählungen von Meerfahrten aufs neue; in Amerika sind neben der sehr wahrhaftigen Reise um die Erde von Dr. Ruschenberger, aus der wir unter Anderm die Meerfahrt auf der Ostküste von Afrika (s. Nr. 210 ff.) entlehnt haben, manche ziemlich romanhafte erschienen, bei denen, wenn nicht geradezu Manches erdichtet ist, wenigstens die Abenteuer mehrerer Reisen über einander gehäuft sind. In England erschien vor kurzem eine nicht uninteressante Naturgeschichte des Spermaceti-Wallfisches und der Jagd auf denselben, von einem Arzt, Namens Beale, der mehrere Südseefahrer begleitet hatte; angehängt ist eine Südseewallfischfahrt (south sea whaling voyage), die der bunten Erinnerungen aus einem bewegten Seeleben manche enthält.

Bei Gelegenheit dieser Seereisen können wir einige neuere Fortschritte in der physischen Geographie nicht unerwähnt lassen, nämlich die Bemerkungen über die Fluth (s. Nr. 38) und die Theorie der Stürme (s. Nr. 290 und 291). Man sollte kaum glauben, daß eine so mannichfach wechselnde Erscheinung, wie die der Fluth, sich in bestimmte Regeln fassen lasse, und doch ist es so, wenigstens hat man in der Erklärung vieler scheinbar zufälligen Erscheinungen ungemeine Fortschritte gemacht, und bei den Anstalten, die getroffen sind, um die mannichfachen Erscheinungen genauer als bisher zu beobachten, und die aufgestellten Theorien daran zu erproben, darf man nicht verzweifeln, auch die bisher noch unter keine beständige Regel gebrachten Thatsachen zu erklären. Oberstlieutenant Reids „Theorie der Stürme" ist ungemein scharfsinnig: ein Sturm ist ein Wirbelwind, dessen Achse in einer sich gleichbleibenden Richtung fortschreitet. Wenn die Erfahrung diesen Satz fortdauernd bestätigt, so ist dieß um so merkwürdiger, als der Umstand, daß diese Wirbelwinde in der nördlichen Halbkugel von links nach rechts, in der südlichen von rechts nach links sich drehen, eine merkwürdige Bestätigung durch andere elektrische Erscheinungen (s. Nr. 329) erhält. Humboldt sagt in den Erläuterungen und Zusätzen zu seinen Ansichten der Natur: „von den kanarischen Inseln, besonders vom 21° nördl. Breite und 25° westl. Länge bis zu der Nordostküste von Südamerika ist die Meeresfläche so ruhig, und von so niedrigem Wellenschlage, daß ein offenes Boot sie sicher beschiffen könnte." Er sagt nicht, wie breit diese ruhige Meeresfläche sey, aber ist die angegebene Richtung nicht beinahe der Aequator zwischen den beiden Magnetpolen, und sollte diese große Ruhe des Meeres darin ihren Grund haben, daß hier die Stürme der nördlichen und südlichen Halbkugel gewissermaßen neutralisirt sind?

(Fortsetzung folgt.)

Chronik der Reisen.

Ausflug in die westlichen Departements von Frankreich.

3. Das Departement Ile und Vilaine.

(Schluß.)

Diese originelle Promenade hat mich lebhaft interessirt, und ich habe mehr als sechsmal den Ringgang um die Stadt gemacht, wozu man jedesmal etwa eine halbe Stunde braucht. Ich stand oft still, theils um die schwarzen, von den Wellen zerrissenen Granitinseln zu betrachten, welche Saint Malo gegen den Andrang der Meeresfluth schützen, und auf denen das Seegras nach Lust und Belieben verfault, theils um mich an dem bewaldeten Vorgebirge zu erfreuen, welches jenseits des Golfs von Saint Servan sich weit ins Meer hineinstreckt, und dessen Felsenküste wie mit dem Rasirmesser ausgezackt und ausgekantet ist. Ich habe während meiner Anwesenheit in Saint Malo einen herrlichen Abend auf den Wällen verlebt, im Anschauen der Fluth verloren, welche hier, wie man mir versichert hat, auf 50 Fuß steigt und den Schaum über die Mauern hinüberspritzt. Der Sonnenuntergang war prachtvoll: der Himmel stand in Feuer, welches den schwarzen Felsenriffen vor Saint Malo eine noch dunklere, schwärzere Farbe lieh. Am Strande spielte eine Schaar Buben, welche ihre Schuhe ausgezogen hatten und mit den hohen Meereswellen spielten; sie liefen kreischend davon, je nachdem die steigende Woge sie benetzte.

Saint Malo ist ein wahres Raben- und Seeräubernest; das Innere der Stadt hat etwas so Häßliches, Düsteres und Trauriges, daß einem ganz unheimlich zu Muthe wird; die fünf, sechs Stock hohen Häuser sehen alle schwärzlich grau aus, denn sie sind durchweg von Granit, welcher hier zu Lande diese Farbe hat; die Straßen sind tief,

finster und so enge, daß man sich bequem von einem Fenster zum andern Feuer reichen kann. In einer Leihbibliothek fragte ich nach dem Hause, worin Lamennais geboren, erhielt jedoch hier eben so wenig Auskunft, als in meinem Gasthofe. Chateaubriand, welcher aus der Umgegend stammt, hat sich vom Stadtmagistrat die Erlaubniß ausgewirkt, auf einer der Granitinseln vor Saint Malo bestattet zu werden; sein Grab ist bereits in den Felsen ausgehauen; eine Granitplatte mit einem einfachen steinernen Kreuze deckt die Oeffnung der Gruft, über welche bei starker Fluth das Meer seine Wasserberge wälzt.

Ich habe auf meinen Gängen durch die Stadt nur einen freien Platz gesehen, in dessen Mitte eine lächerliche Statue des Seehelden Duguay-Trouin paradirt. Gerade gegenüber erbaut man den neuen Justizpalast, dessen Façade mit abgeschmackten griechischen Säulen eben nicht zur Verschönerung des Platzes beitragen wird. Neben an ist ein hübsches Kaffeehaus, wo ich nach langer Zeit wieder einmal Pariser Journale las; mein Heißhunger war so groß, daß ich die räsonnirenden Artikel des Constitutionnel verschlang. — Das Leben in Saint Malo mag auf die Dauer sehr monoton seyn, da man keine Gärten und nur den einzigen schmalen Spaziergang auf der Stadtmauer hat, welcher dem Fremden allerdings die angenehmste Ueberraschung gewährt, den Einwohnern aber doch am Ende einförmig werden muß. Eine große Mannichfaltigkeit herrscht im Kopfputz der hiesigen Frauen aus den niedern und mittlern Ständen: die pyramidenhohen Spitzenhauben der Normandie und oben platt anliegende Mützen mit zwei breiten herunterbaumelnden Musselinstreifen, welche beim Gehen wie Windmühlenflügel vom Kopf abstehen, kreuzen sich in bunter Abwechselung.

Die Rhede von Saint Malo gleicht der Rhede von Tenedos, welche Virgil eine statio malefida carinis nennt. Man geht gegenwärtig damit um, den Ebbehafen in einen Fluthhafen zu verwandeln, und baut ein großartiges Bassin, welches Saint Malo und Saint Servan gleichsam zu einer Stadt machen und den Schiffen einen sichern Zufluchtsort bieten soll. Die Kosten sind auf sechs Millionen veranschlagt, von denen der Staat ein Drittel und die Stadt zwei Drittel beiträgt; es waren an 1000 Ouvriers beschäftigt; jedoch gehen die Arbeiten nur langsam vorwärts, da man nicht den ganzen Tag über arbeiten kann; um 9 Uhr Morgens verjagt die Fluth die Arbeiter, welche erst um 5 Uhr Nachmittags wieder Hand anlegen können.

Von Saint Malo fuhr ich mit dem Dampfschiff auf der Rance nach Dinan, welches wie Dol ein kolossales Menhir besitzt. Es ist ein aufrechtstehender Monolith, in die Erde eingesenkt, dessen Aufrichtung nicht wenig Mühe gekostet haben muß in einer Zeit, wo die Wissenschaft der fortschaffenden Mechanik noch in der Kindheit war; allein die Menschen scheinen von jeher dem Grundsatze gehuldigt zu haben, daß man der Gottheit seine Verehrung nicht besser beweisen könne, als wenn man Foreetouren für sie ausführe. — Eine bewundernswürdige Landschaft trennt Dinan von Rennes, dem chef-lieu des Departements der Ile und Vilaine. Die Stadt, welche im Jahre 1720 fast ganz abbrannte, hat sich ganz leidlich wieder aufgebaut und sogar einiges großstädtische Ansehen gegeben; sie besitzt breite, regelmäßige Straßen mit Trottoirs, schöne Plätze mit Gebäuden von monumentalem Charakter, einen zierlichen Schauspielsaal und eine bedeckte Promenade, die erste Nothwendigkeit jeder nur einigermaßen bedeutenden Stadt, welche auf Civilisation und Gesittung Anspruch macht. Man hat seit langen Jahren eine neue Kathedrale zu bauen angefangen, wo die Säulen ebenso reichlich verschwendet sind, wie in Santa Maria Maggiore; aber, großer Gott, welch ein Contrast! Es gibt nichts Einfältigeres, als diese Versammlung von Säulen, welche das Baugenie des Jahrhunderts Ludwig XV zusammenberufen hat. In der alten Kathedrale Sainte Madelaine sieht man Pilaster aus dem zwölften Jahrhundert, deren Capitäle jedoch überweißt worden sind, um den Andächtigen die Schamröthe zu ersparen. In der Hospitalkirche Saint Yves vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bemerkt man ebenfalls höchst unzüchtige Bildnereien, unter andern ein Fratzenbild, welches dem Altar den Rücken dreht, um nicht mehr zu sagen.

Man baut eine Brücke über die Vilaine, welche hier nur Flöße trägt; die promenade du Mail, welche längs dem Flusse angelegt ist, hat herrliche Laubgänge; noch schöner ist die andere Promenade des Mont Tabor hinter der alten Kathedrale. Das städtische Museum ist ärmlich und in einem großen Saale zu ebener Erde befindlich, welchem eine benachbarte Kirche das Licht nimmt, weßhalb er sehr der Feuchtigkeit ausgesetzt ist und die Gemälde beträchtlichen Schaden leiden; einzelne davon waren ganz von der Nässe zerfressen. In einem kleinen anstoßenden Gemache, wo Cartons und Kupferstiche hingen, fand ich eine hübsche Sammlung Portraits von den Maitressen Ludwigs XIV; sie haben alle sonderbar schöne Augen, und sind werth, geliebt zu werden.

In der ganzen Umgegend von Rennes gibt es herrliche Wiesen und Triften, auf denen prächtiges Vieh weidet; eine Stunde von hier liegt Schloß Prévalaye, wo bekanntlich die feinste und gewürzigste Butter in ganz Frankreich zubereitet wird. Marie Antoinette ließ von Prévalaye die Kühe für ihre Schweizerei bei Trianon kommen. Hanf wächst hier in riesenmäßiger Höhe, und ich kann nicht genug den Kranz von allerliebsten, mit saftig grünen Bäumen bedeckten Hügeln rühmen, welche den ehemaligen Sitz des alten Parlaments der Bretagne umschließt, das zu allerletzt sich der Centralisation in Frankreich widersetzte, bis es Ludwig XIV durch seine Dragoner zum Schweigen und Gehorsam brachte. Das Genie der Bretagne war von jeher ein Oppositionsgenie, welches oft blind und widerspänstig, oft aber auch heldenmüthig und erhaben war. Pelagius, Abailard, Descartes, Maupertuis, Moreau, Lamennais und Chateaubriand sind lauter Bretagner, und ich meine doch, daß die Ebengenannten gegen ihre Zeit opponirt haben. Die Gegend bei Rennes gehört indeß noch nicht zur eigentlichen Bretagne, welche bretagnisch spricht und Buchweizengrütze ißt; der celtische Dialekt fängt noch nicht bei Rennes, sondern erst bei Ploen, Pontivy, Loudéac und Châteaulaudren an. Die ächte Bretagne ist dem übrigen Frankreich bis auf die neueste Zeit so ziemlich fremd geblieben, weil sie ihren Provincialcharakter bewahrt hat; die moderne französische Civilisation kann dort noch nicht recht einheimisch werden, und das gallische Element ist vorherrschend. Die Bewohner dieses Landstrichs sind auch ein eigener Schlag, und keine Franzosen. Ihre Miene hat etwas Finsteres, Tückisches, und ihre ganze Haltung etwas so Schweres, daß ich kaum sehe, wie sie je mit den offenen, spielenden Franzosen ganz einträchtig werden sollen. E. E.

Theurer Wein für Republicaner. In New-York fand kürzlich eine Weinversteigerung statt, wo Maderawein vom Jahre 1796 zu 70 Dollars das Duzend Flaschen, und ein anderer 150 Jahre alter Wein zu 150 Dollars das Duzend Flaschen verkauft wurde. Ein englisches Blatt meint, 6 bis 12 Dollars für eine Flasche Wein sey ein wenig stark für Republicaner.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 364.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

30 December 1838.

Große Reliefkarte von Frankreich.

(Nach dem Bulletin de la Société de Geographie. Nov.)

Ein Hr. Sanis hat diese Karte entworfen, welche den Umfang eines Quadratarpents einnimmt. Sie umfaßt mehr als Frankreich allein, da Hr. Sanis auch die Insel Corsica darein aufnehmen wollte; in dieser Absicht mußte er die Gränzen gegen Süden und Osten hinausschieben, und sie begreift demnach einen Theil des Mittelmeers, Piemont, das Mailändische, die ganze Schweiz, und von Deutschland die Flußgebiete des Neckars und Mains, so wie im Norden einen Theil von Belgien und Rheinpreußen. Im Westen sieht man noch einige Striche des atlantischen Meeres, und der Süden Englands sollte gleichfalls sich finden, Hr. Sanis hat ihn aber weggelassen. Der Maaßstab ist 132 Millimetres auf jede Lieue, wovon 25 einen Grad ausmachen. Diese Karte lehrt alle großen Stromsysteme Frankreichs und der Nachbarländer kennen. Der Lauf der merkwürdigern Flüsse, ihre Krümmungen, die Höhenzüge, wodurch sie von einander getrennt werden, und deren Abhang bis zum Meergestade, ist hier abgebildet, und das Ganze macht einen um so bessern Eindruck, als man wirklich Wasser in den Betten der Flüsse fließen sieht. Jeder in solcher Gestalt abgebildete Fluß fließt bis ans Meer, und verfolgt alle Windungen, zu denen er durch die Unebenheit des Terrains genöthigt ist; diese Krümmungen sind genau studirt, und damit der Lauf der Flüsse unwandelbar sey, und nicht eine zufällige Unterbrechung erleide, sind alle Flußbetten in Stein ausgegraben, in welchem kleine Erhabenheiten, die hauptsächlichsten Inseln bezeichnen. Eben so sind die Seen und Teiche behandelt, und die Häfen mit den daselbst befindlichen Werken der Kunst nachgebildet. Durch besonders sorgfältige Behandlung zeichnen sich die Alluvionen aus, die, der Herrschaft des Wassers entrissen, allmählich angebaut werden, wie die Camargue, welche das Bassin der Rhone schließt. Auch einige der künstlichen Bewässerungen sind angezeigt, wie der Canal von Languedoc, von Briare und Orleans.

Betrachtet man diese Nachahmung des Laufes der Flüsse und der Bewegung der Gewässer, so erkennt man bald, wie viele Mühe und Sorgfalt auf diese Arbeit verwendet worden. Alle diese in den Thälern verbreiteten Gewässer kommen aus einem gemeinsamen Reservoir: man mußte es durch eine große Anzahl unterirdischer Canäle nach den verschiedenen Orten hin vertheilen, wo sie hervortreten und auf der Oberfläche zu fließen anfangen. Ein verborgenes Geäder entspricht dieser offenen Circulation, aber nur der Werkmeister kann alle die Quellen springen lassen. Durch das Wasser aller dieser Flüsse erneut sich das im Bassin des Oceans und Mittelmeers, und damit dieses nicht allzuhoch steige, ist Anstalt getroffen, daß es abfließen kann, so wie es eine gewisse Höhe erreicht hat. Ein unterirdischer Canal führt das Wasser zurück in den Brunnen, aus dem es geschöpft wurde, und stellt so die Circulation her. Man kann auf dem Ocean und dem Mittelmeer schiffen, denn es liegen zwei Schiffe vor Anker, von denen jedes sechs Personen fassen kann. Das Bassin der Meere hat immer genug Wasser, um die Fahrt zu gestatten, da es gegen 36 Zoll tief ist, und somit Barken ohne Kiel, die nur einen Fuß tief im Wasser gehen, wohl aufnehmen kann.

Betritt man wieder den Continent, und untersucht die verschiedenen Stromgebiete, so findet man, daß die Höhen, wodurch dieselben von einander geschieden werden, bald Gebirge, bald nur secundäre Ausläufer, oder gar nur einfache Undulationen des Bodens sind; alle diese Unebenheiten mußten auf der Reliefkarte wieder gegeben werden; obwohl man aber bei der Nachbildung der Höhen einen sechsmal größeren Maaßstab annahm, als bei der Nachbildung der horizontalen Oberflächen, so sind diese Höhen doch nicht bemerkbar genug, um die Eindrücke, welche der Anblick großer Gebirge hervorruft, zu erzeugen oder auch nur daran zu erinnern. Die Vogesen, die Gebirge der Auvergne, die Pyrenäen, die Alpen können nicht auf ihre wahren Verhältnisse reducirt werden, ohne ihre malerische Wirkung zu verlieren; aber man hat wenigstens ihre Richtung, ihre Verzweigungen und die Hauptmassen nachgebildet, ja selbst die Verschiedenheiten des Klima's durch einige jedem Landstriche eigenthümliche Pflanzen angezeigt. So sieht man gegen Osten einige Alpenpflanzen, die Südabhänge haben Oliven, Lorbeerzweige und dergl., die Landes einige Fichten, und in den Ebenen der Normandie erkennt man einige Zweige eines Apfelbaums. Die-

ses letztere ist in dieser Weise reine Spielerei, wie so Manches an der ganzen Sache, womit es auf eine Speculation abgesehen scheint.

(Schluß folgt.)

Rückblicke.

(Fortsetzung.)

Fort und fort erhält sich der Reiz lebendig, der uns treibt, nach den Ueberresten und der Geschichte des Alterthums zu forschen, und jeder auch unbedeutende Fund, wenn er nur irgend eine neue Ansicht weckt, bietet ein erneuertes Interesse. Wir müssen leider aus Mangel an Kenntniß die Ueberreste der organischen Welt, wie sie in Thierknochen und fossilen Pflanzen sich zeigen, gänzlich übergehen oder uns mit einer trockenen Aufzählung begnügen, und nur die Ueberreste der menschlichen Thätigkeit und des Menschenlebens nehmen unsere Aufmerksamkeit in umfassenderem Grade in Anspruch. Beginnen wir mit Amerika, der neuen Welt, wie man seit drei Jahrhunderten zu sagen pflegt, weil sie für den Europäer neu ist, die aber auch ihr Alterthum hat, so bemerken wir hier zuerst die Forschungen in den mexicanischen Hieroglyphen (s. Nr. 235), die ein der Landessprachen kundiger Mexicaner, Namens Narera, einer sorgfältigen Prüfung unterwirft, und seiner Versicherung zufolge schon nicht unbedeutende Fortschritte gemacht hat. Leider scheint er ziemlich einsam zu stehen. Eine seltsame Entdeckung ist auch die Todtenhöhle im nördlichen Mexico (s. Nr. 292), eine Entdeckung, welche vielleicht nichts besonders Merkwürdiges liefert, aber durch den Fund selbst um so bedeutender ist. Es sind hier keine im Kampf gefallenen Krieger begraben, sondern die Todtengruppen sitzen augenscheinlich familienweise, sind also ehemalige Bewohner dieses Landes, das jetzt so gut wie unbewohnt ist, und die Heimath der Azteken gewesen zu seyn scheint. Geringeres, oder wenigstens ein verschiedenes Interesse bietet die Entdeckung einer versunkenen Stadt in Südamerika (s. Nr. 51), welche vermuthlich durch ein Erdbeben, und zwar, wie es scheint, erst nach der spanischen Eroberung unterging.

Afrika bietet uns wenig, und bekanntlich hat man noch in keinem eigentlichen Negerlande ein Denkmal des Alterthums gefunden. Was Abyssinien und Sennaar bieten, stammt auch gewiß von keiner Negerrace her. In Aegypten gehen die Untersuchungen der Pyramiden (s. Nr. 365) und der übrigen Denkmäler des Alterthums (s. Lhote in Theben Nr. 350, 357) fort; Engländer und Franzosen sind anhaltend thätig. Die Untersuchung der Alterthümer im übrigen Nordafrika, Carthago ausgenommen (s. Nr. 273), hat, wie es scheint, in diesem Jahre keine sonderlichen Fortschritte gemacht.

In Italien beschäftigt man sich vorzugsweise gerne mit den vorrömischen, oder wenigstens nichtrömischen Alterthümern, da der Geschmack an den letztern gesättigt scheint. Die Umgebungen von Corneto (s. Nr. 36) liefern fortwährend interessante Ausbeute, und die etruskischen Alterthümer reizen immer noch die Aufmerksamkeit in hohem Grade. Höchst interessant wäre es, wenn die Vermuthung irischer Gelehrten Grund hätte, daß Inschriften wie die eugubischen (s. Nr. 110) sich aus der irischen Sprache erklären lassen. Eben so viele Aufmerksamkeit verdienen die alten Baudenkmäler in der Nähe des Fucino-Sees und im alten Marsenlande (s. Nr. 44). Ueberhaupt finden sich dort Denkmäler, welche den Pyramiden an Großartigkeit nichts nachgeben: man denke nur an den durch einen Felsen gehauenen Canal zu Isernia von mehr als einer halben Stunde Länge (s. Nr. 50). Jene Gegend ist vorzugsweise reich an den sogenannten cyclopischen Denkmälern, und merkwürdigerweise hat man jetzt auch in Frankreich (s. Nr. 361) ein solches entdeckt. Werden wir noch einmal erfahren, welchem Volke diese Riesenbauten angehören, oder auch überhaupt nur, in welche Zeit sie fallen?

Frankreich leistet für seine eigene Alterthumskunde fast am wenigsten. Es schickt Reisende nach Aegypten, um Monumente und Inschriften zu zeichnen und zu copiren, sendet Hrn. Dulauriel (s. Nr. 12) nach England, um die dortigen reichen Sammlungen ägyptischer Alterthümer zu untersuchen; mehrere Gelehrte, wie Boré (s. Nr. 124) und Fresnel (s. Nr. 196), die nach dem Orient abgereist sind, haben gewiß von der Regierung Unterstützung erhalten; aber die Alterthümer des eigenen Landes liegen noch ziemlich im Dunkeln. Neuerdings zwar wirft man sich mit einer Art von Wuth über das Mittelalter her (s. Nr. 159), aber die alten Druidendenkmäler, die an manchen Orten noch ziemlich zahlreich sind, haben, wie es scheint, noch keinen Forscher gefunden, der im Stande wäre, einen Gesammtüberblick über dieselben zu geben. In dieser Beziehung haben die Engländer für ihr celtisches Alterthum mehr gethan, und die k. irische Akademie ist unausgesetzt thätig, die zerstreuten Reste desselben zu sammeln. Legonidec befaßte sich fast nur mit der Sprache und ist jetzt todt (s. Nr. 361). Leider ist das Ausland aus Mangel an Kenntniß der celtischen Sprache selten im Stande, die Ausbeute zu würdigen.

In Rußland sind es namentlich die Grabhügel und Erdaufwürfe, welche die Aufmerksamkeit beschäftigen. Wir sind bis jetzt nur im Stande, drei Hauptabtheilungen zu machen, nämlich die sogenannten Tschudengräber, die sich aus Sibirien herein bis gegen die Ostsee hinziehen, zweitens die Grabhügel im Süden Rußlands (s. Nr. 339), deren Entstehung sich zum Theil bis in ganz neuere Zeit hereinzuziehen scheint, und endlich die Erdaufwürfe, die namentlich im Gouvernement Charkow (siehe Nr. 85 f.) sehr merkwürdig sind, aber noch an vielen andern Punkten (s. Nr. 101. 104, 107, 109) sich finden. Eine ausreichende Erklärung derselben mit Nennung der Nationen, die sie bauten, ist wohl kaum mehr zu erwarten; allzu viele Völker haben den Süden Rußlands durchzogen, und nur eine Oede zurückgelassen. Ehe eine solche Erklärung möglich ist, müssen die mannichfaltigen nach dem Kaukasus versprengten Völkerreste und die Sprachreste im Süddonaugebiet, in so weit sie weder slawisch, noch römisch, weder griechisch, noch albanisch sind, genau untersucht seyn. Dazu ist jetzt aber vorerst noch nicht viel Aussicht vorhanden.

Das Interessanteste, worüber wir in diesem Jahre in antiquarischer Hinsicht berichtet haben, betrifft Indien. Wir haben aus

Berghaus' Annalen die Bemerkungen Ritters über die Denkmäler auf der Königsstraße von Persien nach Indien (s. Nr. 86 ff) mitgetheilt, sodann über die baktrischen Alterthümer (s. Nr. 26 bis 30) selbst einige Bemerkungen versucht. So viel scheint immer festzustehen, die Denkmäler sind buddhistischen Ursprungs, und reichen bis in eine späte Zeit der Sassaniden herab. Sie mögen hauptsächlich in die Zeit fallen, wo der Kampf der Braminen gegen die Buddhisten begann und letztere allmählich aus Indien verdrängte. Die Mehrzahl der Münzen ist indisch, die Schrift, welche Prinsep für eine Pehlwischrift ausgab, ist eine ältere indische Schrift, wie sie sich noch auf einigen Säulen in Delhi, Allahabad u. s. w. findet; die griechisch-baktrischen Reiche scheinen durch nordische Barbaren gefallen, die dann durch indisch-buddhistische Fürsten verdrängt wurden. Das Land diesseits des Indus, das noch jetzt von einem großen Theile von Hindus bewohnt ist, war damals wesentlich indisch, und wurde erst persisch, als durch den Islam auch in die persischen Stämme eine ungeheure Bewegung kam. Eine Frage möchten wir uns hier erlauben: da aus dem Obigen ersichtlich, daß der Buddhismus nicht nur südwärts nach Ceylon verjagt wurde, sondern auch nordwestwärts in die Gebirge des Himalaya und Hindukusch hinein, ist es so ganz zufällig, daß eine indische Secte, die Khalsas oder Sikhs, welche dem Hauptgrundsatz des Buddhismus, der Verwerflichkeit des Kastenunterschieds, gehuldigt hat, eben wieder am Südabhang des westlichen Himalaya entstand?

Wie merkwürdig ist der Gang dieser antiquarischen Entdeckungen! man findet im persischen Lande alte Denkmäler, und in diesen eine große Menge Münzen mit griechischer und halbgriechischer Inschrift; man wendet anfangs die Aufmerksamkeit nur auf die dortigen Reste des griechischen Alterthums, bald aber fällt die Menge und Folgerichtigkeit derjenigen Münzen auf, welche zum Theil griechische, zum Theil fremde Schrift tragen; man hält diese Schrift für persisch *), obwohl die Symbole der Münzen, nachdem die griechischen verschwunden, sich mehr und mehr zum indischen Typus hinneigen. Endlich wird die Aehnlichkeit der Schrift mit alten indischen Charakteren entdeckt, und diese Aehnlichkeit führt auf die Entzifferung indischer Inschriften (s. Nr. 314), welche nun wieder auf eine Verbindung des indischen Alterthums mit den griechischen Fürsten aus der alexandrinischen Periode hinweisen, und zwar auf eine langbestandene Verbindung, denn nicht nur ist das ptolemäische System der Astronomie den Hindus entlehnt, sondern auch eine Menge medicinischer Kenntnisse scheinen um diese Zeit (s. über das Alter der indischen Medicin Nr. 89) aus Indien sich nach Europa verbreitet zu haben.

Die Schranke, welche das alte Indien von Europa trennte, ist nun, wenn auch nur theilweise, gebrochen, und es kann nicht fehlen, so müssen einzelne Erläuterungen nachfolgen. Woher diese hauptsächlich kommen werden, läßt sich jetzt ohne Mühe errathen. Wilson hat in einer Sitzung der asiatischen Gesellschaft Einiges über die Reise eines chinesischen Buddhisten (siehe Nr. 107) am Ende des 4ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung mitgetheilt; damals blühte noch der Buddhismus, und der fromme Pilger besucht die Heiligthümer seines Glaubens; ist erst einmal eine vollständige, gewissenhafte Uebersetzung gegeben, so müssen sich daraus eine Menge Schlüsse auf den damaligen Zustand Indiens, namentlich in religiöser Beziehung, machen lassen. Nun kommt aber die zweite Entdeckung; ein Chinese reist in der Mitte des 7ten Jahrhunderts nach Indien, hält sich dort eine Reihe von Jahren auf (s. Altes chinesisches Reisewerk Nr. 358), und gibt eine, wie es heißt, ziemlich vollständige Beschreibung einer Menge indischer Reiche. Herrschte damals Anarchie in Indien, oder beherrschte das Ansehen des Maharadscha in Delhi alle diese zerstreuten Staaten? Dieß muß eine nähere Untersuchung jenes Werks ergeben. Man ersieht hieraus, daß sich die einzelnen Daten über die bisher als verloren betrachtete alte Geschichte Indiens häufen, und es können sich noch welche, nicht nur aus der unermeßlichen Literatur China's, sondern auch aus Pegu, Birma und Ceylon finden, so daß die tyrannische Vernichtung der Geschichte Indiens durch die Braminen nach mehr als einem Jahrtausend zu ihrem Nachtheil ausschlagen, und die Geschichte jenes Landes vielleicht nur aus den Werken ihrer Feinde, der Buddhisten, am Ende so weit möglich ergänzt werden wird.

Diese Umstände, welche bis jetzt nur noch in Bezug auf Indien selbst Interesse haben, gewinnen an Bedeutung, wenn man noch auf andere Fragen kommt, nämlich auf den indischen Archipel, auf den die Hindus in einer noch nicht zu ermittelnden Zeit einen großen Einfluß ausgeübt haben müssen. Warum sind jene Völker von einer höhern Culturstufe herabgesunken, wie dieß zum Beispiel von den Dayaks, jetzt einem der wildesten Stämme, erwiesen, von andern höchst wahrscheinlich ist. Jene antiquarischen Forschungen bahnen sichtlich den Weg zu einer Menge historisch-geographischer.

(Schluß folgt.)

*) Prinsep las immer malakao, ein aus dem semitischen entlehntes Pehlwiwort für König, nun ergibt sich aber, daß man maharao, der große König, lesen muß, was rein indisch ist.

Chronik der Reisen.

Expedition nach der Nordwestküste Australiens unter den Lieutenants Grey und Lushington.

Wir haben früher die Ankunft dieser Expedition am Cap gemeldet; hier mietheten sie einen Schooner von 160 Tonnen, nahmen 150 Schafe und Ziegen am Bord, und segelten, nachdem sie sich mit allem Nöthigen ausgerüstet, am 20 October vorigen Jahres ab, und gelangten am 3 December nach Hanoverbai an der Mündung des Prince-Regents-River unter 15° 20' S. B. Nachdem sie gelandet, ihre Zelte in einem schönen, zum erstenmal von dem Fuß eines Europäers betretenen Thal aufgeschlagen und förmlich im Namen Englands' von dem Lande Besitz genommen, fuhr der Schooner unter Hrn. Lushingtons Befehl nach Cupang auf der Insel Timor ab, um Pferde zu holen, woron man auch wirklich 26, namentlich gegen Musketen und Pulver, eintauschte. Während der Abwesenheit des Schooners untersuchte Hr. Grey das benachbarte Land, das, vom Meer aus gesehen, fruchtbar scheint, aber nach der Landung anfangs monoton und unfruchtbar ist, da es aus Sandsteinhügeln von etwa 300 Fuß Höhe besteht, die mit Buschwerk

und saurem Grase bedeckt sind; zwischen diesen Hügeln aber sind schöne Thäler mit fruchtbarem Boden und gutem Wasser. Obgleich man aus Vorsicht jetzt noch keinen nähern Verkehr mit den Eingebornen unterhielt, besuchte man doch ihre Hütten, die zierlich gebaut waren, und den Beweis lieferten, daß die Eingebornen scharfschneidende Werkzeuge hatten. Die Hauptnahrung der Eingebornen schienen hier wie an andern Theilen dieses Landes Kängurufleisch und Schalthiere zu seyn, da die Ueberreste davon neben ihren Feuern in Menge zu sehen waren. Bei der Rückkehr L. Lushingtons von Timor mit den Pferden und andern Nothwendigkeiten brach die Expedition am 1 Februar nach dem Innern auf. Sie zogen anfangs etwa 15 Meilen fast gerade gegen Süden und fanden das Land von unbedeutenden Sandsteinketten durchschnitten, aber tiefe Schluchten eingerissen. Der Weg war darum sehr beschwerlich, und sie verloren hier bereits viele Pferde. Nachdem sie über die Parallele von 15° 29′ S. B. hinaus waren, fanden sie ein ungemein fruchtbares Land, das ein ziemlich bedeutender Fluß durchströmte, den die Reisenden nach dem jetzigen Colonialminister Englands den Namen Glenelg gaben. Der Fluß war auf der Stelle, wo sie auf ihn trafen, salzig, wurde aber etwas weiter gegen Osten vollkommen süß. Ihr Fortkommen wurde theils durch die zahlreichen, in denselben einmündenden Nebenflüsse, theils durch die üppige Vegetation gehemmt. Ueber 15° 41′ S. B. und 124° 55′ O. L. v. G. hinaus ist der Fluß für größere Fahrzeuge nicht schiffbar. Sie setzten jedoch ihren Marsch in der Richtung desselben gegen Osten fort, und fanden, daß das Ufer desselben, auf welchem sie marschirten, aus weißem Sand bestand, und der Fluß bis hart an das Ufer dritthalb Faden Tiefe hatte. Das entgegengesetzte Ufer aber schien nieder und sumpfig, und ein merkwürdiger Umstand war, daß Treibholz, Binsen u. dgl. in den Gabelästen der Bäume 15 Fuß über ihren Köpfen sich fanden: es müssen also zuweilen sehr große Ueberschwemmungen stattfinden, wobei das niedere Land gegen Süden ganz unter Wasser stehen muß. Ein bedeutender Nebenfluß mündete hier in den Hauptstrom ein, über den sie wegen des sumpfigen Bodens nur nach einem weiten Umwege setzen konnten. Aber auch nachher noch fanden sie das Land fast undurchdringlich, da der Boden durch kürzlich gefallene schwere Regen sehr aufgeweicht war. Indeß bemerkte L. Grey, daß diese Regen, welche doch mehrere Tage hindurch fortgedauert hatten, sehr geringen Einfluß auf den Hauptstrom äußerten, und die großen Ueberschwemmungen, deren Spuren sie sahen, keineswegs erklärten; dieses ist ein bemerkenswerther Umstand, der in Verbindung mit einigen andern auf die physische Geographie des Landes ein bedeutendes Licht wirft.

Sie zogen noch eine Weile an dem Ufer dieses großen Stromes gegen Südosten fort, bis sie wieder an eine Reihe von Schwellen kamen, worauf der Fluß seine Richtung gegen Osten nahm. Da von den 26 Pferden aus Timor nur noch 12 übrig waren, hielt man es für klüger nicht mehr dem Laufe dieses Flusses zu folgen; L. Grey aber war entschlossen, so rasch wie möglich in der Richtung der großen Oeffnung hinter Dampiers Land vorzudringen; denn obwohl sie augenscheinlich aus Mangel an Lebensmitteln bald nach Hanover Bai umkehren mußten, so hielt er es doch für durchaus nothwendig, den obengenannten Theil des Landes zu untersuchen. Nachdem sie über den Fluß gesetzt, änderte das Land abermals seinen Charakter, der Boden wurde sandig, und sie begannen, eine Bergkette, die von Südosten gegen Nordwesten lief, hinanzusteigen. Als sie drei Tage lang bergan gestiegen waren und endlich den Gipfel erreichten, erblickten sie gegen Südosten, Süden und Südwesten nichts als unzugängliche Steilabstürze, brachten mehrere Tage damit zu, einen Pfad für die Pferde über die Berge ausfindig zu machen, mußten aber endlich den Versuch aufgeben. Um diese Zeit wurde die Wunde Hrn. Grey's in der Hüfte, die er gleich am Anfange der Reise durch den Speer eines Eingebornen erhalten hatte, so schmerzlich, daß der Arzt ihm entschieden verbot, auch nur einen Schritt weiter zu gehen. Eine Abtheilung brach deßhalb unter Commando des Hrn. Lushington auf, und drang südostwärts bis ungefähr 16° 50′ S. B. und 125° 15′ O. L. v. G. vor. Das Resultat dieser Recognoscirung war, daß gegen Süden wohl kein großer Fluß seyn könne.

(Schluß folgt)

Zerstücklung des Grundeigenthums in Ungarn.

(Mitgetheilt von Eisner.)

Bei den großen Besitzthümern der Magnaten in Ungarn glaubt man im Auslande nicht, daß neben denselben eine allmähliche Zerstücklung der Grundstücke bis zu ganz kleinen Parcellen stattfindet. Diese entsteht auf folgende Art. Alle größern Landgüter, die nicht Majorate, Seniorate u. dgl. sind, können ganz nach Belieben des Eigenthümers in die kleinsten Theile vereinzelt werden, was hauptsächlich bei dem Tode desselben geschieht, wenn er mehrere Erben hinterläßt. Trifft es sich, daß er mehrere Güter besitzt, so würde man glauben, er werde in seinem letzten Willen dieselben so unter seine Erben vertheilen, daß ein jeder ein ganzes bekäme. Das geschieht aber nur in einzelnen seltenen Fällen; vielmehr zerstückelt er ein jedes der Güter in so viele Theile, als er Erben hinterläßt, wodurch es denn geschieht, daß diese mehrere kleine Landtheile und oftmals in den entferntesten Gegenden des Landes bekommen. Fragt man nach der Ursache eines solchen Verfahrens, so bekommt man zur Antwort, daß die Furcht vor langwierigen und kostspieligen Processen, in welchen seine Erben gerathen könnten, ihn zu dieser Zerstücklung und respectiven möglichst gleichmäßigen Ausgleichung der Erbportionen veranlaßt. Daher kommt es, daß man in den meisten Ortschaften eine Menge von Compossessores findet, deren Antheile am Grund und Boden mitunter sehr klein sind.

Berichtigung.

Es ist uns in diesen Tagen ein Schreiben des Professor Dr. Schmalz zugekommen, von welchem wir im Februar dieses Jahres eine ökonomische Reise durch mehrere Theile Rußlands mitgetheilt haben. Jene Mittheilung war aus dem russischen Journal des Ministeriums des Innern übersetzt, und es haben sich beim Uebersetzen der Handschrift ins Russische und Wiederübersetzen aus dem Russischen mehrere Fehler eingeschlichen, von denen derselbe mehrere Sinn störende, wenn auch ziemlich spät, corrigirt wünscht. Diese sind folgende:

S. 156 in der 11 Zeile der 2 Spalte von unten ist statt „völlige Reife" zu setzen: „vollkommene Ausbildung"

S. 160 in der 1 Spalte in der 5 Zeile von unten statt „rüben" muß „rübsen" und statt „sie" ist „ihn" zu setzen.

Ebendaselbst in der 8 Zeile v. u. statt „Flachs" muß „Hanf" stehen.

Ebendaselbst Zeile 15 und 16 statt „Dammerde" „Humus"

Ebendaselbst Zeile 19 fehlen nach „Zeit" die Worte: „zu düngen"

Ebendaselbst Zeile 20 statt „Boden" muß es „Dünger" heißen.

S. 160 2 Sp. Z. 17 v. u. statt „rüben" muß es „rübsen" heißen.

S. 164 1 Sp. Z. 10 v. u. statt „Rüben" muß „Rübsen" stehen.

S. 176 1 Sp. 6 u. 6 Z. v. u. statt „Frühweizen" muß „Sommerweizen" stehen. Ebenso in der 2 Sp. in der 14 Z. von unten.

S. 179 2 S. 9 u. 10 Z. v. u. muß es statt „Ausbesserung" „Ausschmückung" oder „Ausputz" heißen.

S. 188 2 S. Z. 24 v. o. muß es statt „Krempelwolle" „Kammwolle" heißen.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 121 u. 122.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

30 Dezember 1838.

Urtheile über englische Dichter,

von Ebenezer Elliot (dem Corn-law-Rhymer).

In einer Vorlesung des obengenannten Dichters, gehalten vor dem Institut der jungen Handwerker in Hull, über den Grundsatz: daß Poesie Verkehr mit sich selbst sey, finden wir manche gesunde Ansichten über das Wesen der Poesie, so wie tüchtige und unbestochene Urtheile über mehrere englische Dichter ausgesprochen, und wir geben deßhalb einige Auszüge. Möge sich Jeder davon aneignen, was ihm gefällt!

„Junge Männer! die Dichter, so hört man sagen, wissen nichts; was können sie also lehren? Nichts, natürlich, wenn jener Satz wahr ist; aber, wenn sie doch einmal Lehrer seyn wollen, so müssen sie Gegenstände wählen, über welche auch solche etwas sagen können, die Nichts wissen; und in solcher Art wird, glaube ich, Viel geleistet. Ich mag Unrecht haben in meinen Ansichten von dem Etwas, oder dem Nichts, was man Poesie nennt, aber wenigstens habe ich mir Mühe gegeben, das Rechte zu treffen; und was ich Euch bei dieser Gelegenheit vortrage, ist mein Eigenthum, oder durch Nachdenken dazu geworden, denn ich nehme keines Menschen Ansicht auf Treu' und Glauben an. Ich will Euch sagen was Poesie ist, nicht was das Wort bedeutet, denn das weiß ich nicht, weil ich nicht Griechisch gelernt habe; und wenn ich Euch etwas Anderes von der Poesie sage, als was Ihr selbst schon als wahr empfunden habt, so bin ich überhaupt nicht der Mann, hierüber zu Euch zu sprechen; denn was ist die Poesie Anderes, was kann sie seyn, als die Sprache des Herzens zu sich selbst? Dieß Prinzip des ernsten Verkehrs mit sich selbst beabsichtige ich durch Beispiele zu erläutern und zu bestätigen; weil ein großer Philosoph (Adam Smith) behauptet hat, die Poesie habe keine festen Prinzipien — als ob ohne solche irgend etwas bestehen könnte! — weil ein großer noch lebender Dichter (James Montgomery), dessen Beispiel seine Theorie widerlegt, wenn ich ihn recht verstehe, behauptet, die Poesie unterscheide sich von der Prosa dadurch, daß sie in Versen geschrieben sey, oder mit andern Worten, der Vers sey der Poesie wesentlich; und weil die Geschichte der neuern Dichter, als solcher die Geschichte des Wiederauflebens der Poesie in Britannien ist, so fern ihr unterscheidender Charakter Poesie, oder ernste, allgemein einleuchtende und fühlbare Wahrheit ist. Nun muß diese Wirkung eine Ursache haben; nur um die Achse seines Prinzips kann sich das Universum der Poesie drehen, welche das Höchste dem Herzen des Menschen vergegenwärtigt.

Wenn ein Dichter, aufhörend mit sich selbst zu sprechen, sich an Andere wendet, so mag er beredt seyn, aber poetisch ist er nicht mehr, wenn er nicht sein Publikum vergißt. Ich lese nie einen Dichter, von John Milton bis auf Robert Nicol, der mir nicht negativ oder positiv jenes Prinzip bestätigte. Beinahe jede Seite von Byron's Don Juan bestätigt ihn in beiderlei Weise, und die Gedichte von Thomas Moore nur allzuhäufig in der einen. Ich denke Euch zeigen zu können, wie es kommt, daß manche gefallsüchtige Männer vom höchsten Talent kein Wort ächte Poesie zu schreiben vermögen, während redliche, bescheidene, anspruchlose Männer jeden Tag ihres Lebens in ihrem Herzen solche erzeugen.

„Ehre sey Gott und der Kaiserin! Ismail ist unser!" so schrieb Suwarow an seine Herrin. „O Ihr ewigen Mächte! solche Namen zusammengestellt!" sagt Byron. „Das sind die fürchterlichsten Worte, seit jenem Mene, Tekel, Upharsin, die je mit Schwertern geschrieben wurden!" — Und wer erinnert sich jener gottlosen Botschaft, ohne in seiner Seele dieß Gefühl zu wiederholen? Das ist wahre Poesie. Aber wenn Byron dann weiter sagt: „was Daniel las, sey Schnellschrift des Herrn," und „Suwarow schrieb seine Depesche als eine Polarmelodie, und setzte sie," so mag das witzig seyn, aber er hört für den Augenblick auf ein Dichter zu seyn und wird zum eiteln Mann, der nach dem Beifall Anderer hascht. Wenn er aber fortfährt: „Ich will die Steine lehren aufzustehen gegen die Tyrannen der Erde," so ist er wieder ein Dichter; er steckt seinen Kopf in die Tasche und läßt wieder sein Herz sprechen.

„Wenn der Tanz wirbelt durch den erleuchteten Saal," und „obgleich diese Dame schön und jene Dame glänzend, und die dritte Dame der Stolz der ganzen Stadt ist," spricht doch der

arme Burns in seinem Herzen: „Ihr seyd nicht meine Mary Morrison!" — und die von ihm gesprochenen Worte sind wahre Poesie, weil sein Herz sie zu sich selbst sprach.

Wenn ein Gatte, in seiner Seele schon Wittwer, sich über das Bett der sterbenden Mutter seiner Kinder beugt und ohne ein lautes Wort zu sprechen, alle Namen kummervoller Zärtlichkeit an sie verschwendet — da verkehrt sein Herz mit sich selbst, d. h. mit Gott in den Tiefen unserer Natur; und seine Gefühle sind Poesie, weil in ihnen keine Unaufrichtigkeit, keine Zurückhaltung, kein Zurückweichen vor den offenen Armen der Wahrheit ist. Sie sind poetisch wie die Antwort darauf — der letzte, wortlose Herzensblick der Sterbenden.

Redner werden manchmal, ohne daß sie es wissen, Dichter. O'Connell war ein großer Dichter, als Stanley zu ihm sagte: „Ich liebe Irland so gut als Ihr," und der „Mann der Männer" nach einem kleinen Bedenken erwiederte: „ich lege meiner Zunge Zügel an — ich will kein kränkendes Wort mehr aussprechen; wer Irland liebt, kann mich nicht hassen. Laßt unsere Herzen die Hände schütteln!"

In einer von Scotts Novellen ist eine Stelle, welche die Poesie des Herzens gar schön darstellt, wie es mit den Verhältnissen kämpft und gehemmt ist durch das Gefühl der unterwürfigen Achtung, welche Macht und hoher Rang gebieten; es ist die Stelle wo Jeanie Deans die Gemahlin George's II. anfleht, sich für das Leben ihrer Schwester Effie zu verwenden.

„Wie reistet Ihr von Schottland hieher, junge Frau?" sagte die Königin zu Jeanie.

„Meistens zu Fuß, gnädige Frau."

„Was! diesen ungeheuern Weg zu Fuß! Wie weit könnt Ihr in einem Tag gehen?"

„Fünf und zwanzig Meilen und auch etwas darüber."

„Ich glaubte eine gute Fußgängerin zu seyn, aber das beschämt mich arg."

„Mög' Eure Hoheit nie ein so müdes und schweres Herz haben, daß Ihr die Müdigkeit und Schwere der Glieder nicht mehr fühlet. Ich wäre bis ans Ende der Erde gegangen, um das Leben von John Porteons oder eines andern Mannes in seiner unglücklichen Lage zu retten. Er ist todt und heimgegangen. Aber meine Schwester — meine arme Schwester Effie — lebt noch, obgleich ihre Tage und Stunden gezählt sind. Sie lebt noch, und ein Wort aus des Königs Mund könnte sie wieder dem alten Mann mit gebrochenem Herzen schenken, der nie versäumte zu beten, daß Se. Majestät durch eine lange und glückliche Herrschaft möge gesegnet werden. O gnädige Frau, wenn Ihr je erfuhret, was es heißt in Kummer seyn über mit einem sündigen und leidenden Geschöpf, dessen Gemüth so niedergedrückt ist, daß es weder zum Leben noch zum Sterben tüchtig ist, so habt einiges Mitleid mit unserem Elend!" u. s. w., das ist Poesie und Beredsamkeit!

Vielleicht ist nichts in der Welt so poetisch als die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind; sie ist ganz rückhaltslos. Ehrlichkeit ist immer poetisch, weil sie ernstlich gemeint ist; wer die menschliche Natur genauer prüft, wird finden, daß der am wenigsten Zuverlässigste unter seinen Bekannten auch der am wenigsten Poetische ist, weil für ihn die Liebe zum Guten, Wahren, Schönen nur wie ein Zugvogel ist, wenn sie je bei ihm einkehrt. Poesie ist ernstliche Aufrichtigkeit, leidenschaftliche Wahrheit, Selbstgespräch des Herzens, nicht des Kopfs. Meint Ihr, ich habe Unrecht, so lest nur für Euch selbst die einleitenden Verse vom „Lied des letzten Minstrel," welche meine Ansicht auffallend bestätigen, weil unser zweiter Shakspeare mit rückhaltslosem Herzen und mit Selbstvergessenheit sich in die Gefühle seines alten Barden hineinversetzt hat.

Aber wir wollen die „Todten, die nicht sterben," befragen, welche zwei Dinge verschiedener von einander seyn können, als die Poesie der Wahrheit und die conventionelle Poesie? Burns sagt:

Hier treff' in süß verstohlner Lust
Sich oft das Liebespaar.
Verschmäh'nd die Welt und ihre Pracht,
So arm und unfruchtbar.
Wetteifern soll'n die Blumen hold,
Zu kränzen die Himmelsstunde.
Die Birke breite den duft'gen Arm
Schattend ob dem süßen Bunde.
Vielleicht an Frühlingsmorgen mag
Ein Barde hier sinnend streifen,
Und läßt sein Aug' auf dem thau'gen Plan,
Dem Berg in Nebel schweifen.

Man stelle jetzt diese einfachen Strophen einer weit und breit berühmten Stelle von Thomas Moore gegenüber:

Auf Syriens Land voll Rosengluth
Jetzt sanft das Licht des Abends ruht;
Wie Heil'genschein schwebt groß die Sonn'
Ueber dem hehren Libanon,
Deß Riesenhaupt, das winterfahle.
Umrauscht des Hagels weißer Guß,
Indeß der Sommer im Blumenthale
Schläft rosenroth zu seinem Fuß.

Diese Schilderung muß großes Verdienst von einer gewissen Art besitzen, denn sie ist gepriesen worden, so weit man unsere Sprache kennt; aber mit Ausnahme eines Worts von Milton und eines zweiten von Homer, ist das keine Poesie, denn es ist keine Wahrheit. Das Licht des Abends ist Licht im Uebergange, nicht in der Ruhe. Die übrigen Zeilen (obgleich drei davon, allein stehend, gut wären), geben meinem Gemüth keine adäquate Vorstellung von einem Berg, älter als der Tod, ragend über die düstere Oede wüster und sonnverbrannter Gegenden, die sich unermeßlich darunter hinbreiten. Moore schrieb nicht aus dem Herzen und nicht für das Herz, als er diese Schilderung verfertigte. Sie ist gerade von der Art, daß ein Mann von außerordentlichem Geschick, ohne irgend einen tiefen Gedanken in seiner Seele, ohne ein Fünkchen Poesie in seiner Natur, sie hätte auch machen können. Sie ist so zierlich, als wäre sie im Augenblick aus dem Musterladen gemachter Blumen einer französischen Putzmacherin, frisch mit Wohlgerüchen besprengt, gekommen. Aber ich bin kein Freund von todten Dingen, nicht einmal von Rosen. Wenn selbst Moore's Nationallieder ohne innere Lebenskraft

sind, und wenn der Verfasser solcher Sachen die Zeit besiegen kann: welcher Dichter hat die Vergessenheit zu fürchten? Ich kann nicht umhin, wenn ich seine „Liebe der Engel" lese, zu denken: wenn es zu seiner Zeit guter Geschmack für Männer gewesen wäre, falsche Haare und Bänder zu tragen, er hätte seinen Himmels-Dandys Perrücken vom beifallswürdigsten Schnitt auf die Köpfe gesetzt und an jeden Flügel eine Schleife vom anständigsten Blaßroth und Blau geheftet. Ich gebe gern seinen unnachahmlichen Instinkt der Versifikation zu, aber die edelste Poesie unter dem Himmel, in der Prosa der Bibel, verlacht die Geschicklichkeit des Reimschmieds; und ich behaupte, daß das Talent des Versemachens und das poetische Vermögen häufig im umgekehrten Verhältniß zu einander stehen. Die Lecture von Moore's Produktionen, in Prosa und Versen, ist mir eine demüthigende Aufgabe, ähnlich der eines großen Kindes, das in einer mit Moos gefüllten Büchse emsig nach kleinen Insekten sucht, die des Bindens nicht werth sind. Wie so ganz verschieden von ihm sind der ernste, gewissenhafte Cowper, und der glühende, innige Burns mit der leidenschaftlichen Seele, der ganz Herz war!

Es ist jedoch unmöglich, die Zierlichkeit der Strophen nicht zu bewundern, die ich, aus zwei Gründen, von Moore citirt habe. Viele meinen, die Zierlichkeit und Eleganz sey wesentlich für die Vollkommenheit poetischer Compositionen; aber das ist so ganz und gar nicht der Fall, daß nicht einmal die Schönheit selbst für die Poesie wesentlich ist, außer so fern die Schönheit auch zugleich Wahrheit ist. Gott hat sie über die Erde hin gesäet, wie seine Maßliebchen, mit Thränen besprengt oder in der Sonne glänzend, wie er den Krokus und die Märzfröste zu einander gesellt, und Leben und Tod schön mischt. Wo es Herzen gibt, die fühlen können, da ist sie zu finden; in der knospenden Rose und im welkenden Laub, im Palast und in der Hütte, in der Werkstatt und im Kerker. — —

Man hört viel davon sprechen, daß die Poesie auf dem Styl beruhe. Aber die Poesie ist unabhängig, selbst von der Sprache. Wahrlich, der Styl, den man den poetischen nennt, ist keineswegs dem Vers eigen; und neunmal unter zehn, in Prosa und in Versen, ist er entblößt von Poesie. Um zu zeigen, daß die Poesie, welche Worte gefunden hat, nicht auf dem Styl, sondern auf der Empfindung beruht, laßt mich Euch aus dem neuen Testament einige Euch Allen bekannte Worte anführen" (es folgt der Abschnitt aus der Apost. Gesch. 26, 24—29.) „Das ist Prosa, werdet Ihr sagen; aber ich sage, es ist dramatische Poesie, Poesie der Handlung. Nun könnte es die Sprache der Handlung seyn, ohne Poesie zu seyn, wie eine prosaische Vorlesung dramatisch wird, ohne poetisch zu seyn, wenn die Zuhörer laut ihren Beifall oder ihr Mißfallen zu erkennen geben; aber wenn die Sprache des Paulus die Sprache der lebendigen Handlung seyn könnte, ohne Poesie zu seyn, was stempelt sie zur Poesie? Die letzten drei Worte: „ausgenommen diese Bande!" Einfachere Worte wurden nie ausgesprochen, aber sie wurden gesprochen von Herzen, von einem Mann, der Unrecht erduldet hatte, einem Mann, dessen Weisheit nicht aus Büchern stammte, sondern vom Finger Gottes in sein Herz geschrieben war.

Ich habe ein ächtes Gedicht in Händen, welches das Herz eines amerikanischen Sängers dem meinigen geschickt hat, auf den Fittigen der Presse, dreitausend Meilen übers Meer:

Komm heim.

Komm zu den Herzen, deren Wunsch dich fodert,
Zum Aug' das sehnsuchtfeucht nach dir ausschaut!
Wo Zärtlichkeit wie reinster Weihrauch lodert,
Wo ihren Altar treu Erinnrung baut!
Zum Herde komm, dir von der Kindheit theuer,
Wie, müd', zur Arche flog die Taube hin;
Mit deines warmen Herzens Sonnenfeuer
Zum Kreise deiner Lieben am Kamin!
Komm Bruder heim!

Nicht Heimath ist es ohne dich! leer stehen
Ließ man den Sitz noch, welcher sonst war dein;
So oft ins Haus wir Tritte hören gehen,
Lauschen wir, sehnsuchtsvoll, du mögst es seyn!
O könnt' ich meinen Geist mit Vogelschwingen
Zu dir hin über's Weltmeer senden fort,
Daß in die Seel' er dir im Schlaf müßt' singen
Nur immerdar der Sehnsucht schmerzlich Wort —
Komm Bruder heim!

Aber dieß ächte Gedicht ist nicht durchaus Poesie. Es ist da am schwächsten, wo es nach der gemeinen Meinung am poetischsten klingt. Die vierte Zeile ist bombastischer Unsinn; die siebente ist Flickwerk. Die Worte: Komm Bruder heim! Nicht Heimath ist es ohne dich! sind mehr werth als das ganze übrige Gedicht — sie sind das Gedicht — Shakspeare würde nur sie geschrieben haben!

Wordsworth erklärt es, in seiner berühmten Vorrede, für die Aufgabe der Poesie, die Erscheinungen der Dinge darzustellen, nicht die Dinge wie sie wirklich sind. Zum Glück jedoch für ihn und uns beweist seine eigene Praxis, daß die Aufgabe der Poesie ist, die Realität der Dinge darzustellen, indem sie ganz frischweg vom Herzen spricht. Seit ich in diese Stadt (Hull) kam, wurde mir ein Gedicht eingehändigt so voll gefühlter Wahrheit, so ergreifend wirklich, daß ich glaube, Niemand der es gehört, kann zweifelhaft bleiben, was die Poesie daran ausmacht.

Auf eine Statue seines verstorbenen Kindes

von Richard Lane.

Ich sah dich in deiner Schönheit! mein entschwundnes Ideal,
Einen kurzen Augenblick nur — das erste und letzte Mal;
Und ob seitdem auch manches Jahr in Leid und Lust verstrich,
Vergessen hab' ich nimmer doch der Holdsten Holdstes Dich!

Ich sah dich in deiner Schönheit! du warst lieblich wie das Reh,
Wenn in der Jugend Munterkeit es hüpft und scherzt im Klee;
Sah dich den Spiegel suchen, und als du hineingeblickt,
Da ward, wie von Musik, die Luft von deiner Freude durchzückt.

Ich sah dich in deiner Schönheit, mit deiner Schwester kosen;
Sie glich des Thales Lilie, der vollsten du der Rosen;
Ansah ich deine Mutter dann! Triumph in ihren Blicken —
Gezittert hab' ich für ihr Glück, bekannt mit des Schicksals Tücken.

Ich sah dich in deiner Schönheit — ein Händlein ins Haar ihr fuhr,
Das andre hatte kräftig gefaßt eine Perlenschnur;
Den holden Frevel fühlte sie und schalt dich, lächelnd, gelind;
Nicht wußt' ich wer das Schönre war, ob Mutter oder Kind?

Ich sah dich in deiner Schönheit! ins Aug' mir die Thräne trat,
Als ich küssend deinen Rosenmund dachte: Wenn der Tod dir naht!
Wie eine Sommerlaube war mein Haus, voll Lust durch dich;
Doch sah ich nur den Sonnenschein, den Schatten nur fühlt' ich.

Ich seh' dich in deiner Schönheit — zu liegen scheinst du noch
In friedenvollem Schlummer — des Auges Wandlung jedoch,
Der Stirne heiteres Glatt — der Mund, nicht athmend mehr, läßt mich lesen,
Daß du ein spottend Trugbild nur von dem was du gewesen!

Ich seh' dich in deiner Schönheit!— die wallenden Locken in Ruh,
Leicht auf der Brust gefaltet hast die kleinen Finger du;
Doch dein froher Tanz ist vorüber, zu Ende dein kleiner Lauf,
Und der Spiegel faßt nur Eines jetzt statt zwei Bildern auf!

Ich seh' dich in deiner Schönheit: deine Mutter an deiner Seite;
Doch ihre Lieblichkeit, ihr Stolz ward trüber Zeit zur Beute;
Das Lächeln floh von ihrem Mund, die Schnur von Perlen fehlt,
Und fast eine Wittwenhaube die beneideten Locken hehlt.

Ich seh' dich in deiner Schönheit! wie ich dich damals gesehn —
Doch die Freude die damals erhellt mein Haus — mit dir sah ich sie gehn:
Sie haben hin, wo einst du lagst, dein stilles Bild gesetzt —
Doch mein Herz macht mir die Augen blind und nichts mehr seh' ich jetzt.

Die Abreise des Paulus von Milet, wie sie in der Apostelgeschichte erzählt wird, ist wahre erzählende Poesie. Was macht sie dazu? Ihre ernste Wahrheit! — —

Wenn ich sage, daß Verse noch keine Poesie seyen, dagegen Prosa es seyn könne, so spreche ich damit kein Paradoxon aus, auch habe ich keine Streitfrage zu verfechten, keine Schlacht zu gewinnen; denn die Poesie gewinnt ihre Schlachten selbst. Dieß an großen Dichtern so fruchtbare Zeitalter mag keinen hervorgebracht haben, der einzeln für sich allein dem Shakspeare gleich käme; aber es hat zwei hervorgebracht, deren Verdienst zusammen Shakspeare's Werth aufwiegt — Scott in Darstellung der Charaktere und Poesie; und Bulwer, in Poesie, Geist, Witz und glücklichem Ausdruck. Der Verfasser von Eugen Aram ist ein großer epischer Dichter. Seine Novellen sind überreich an Poesie, die, wie Scott's, durch das Herz zum Auge, und wie Dante's, zur innersten Seele spricht. Man nehme nur aus seinem Rienzi die Schilderung, wie der Page Angelo Villano zu spät eilt, das Leben seines Vaters, den er selbst, unwissend, verrathen, durch Bitten zu retten. —

Beinahe alle ernsten lyrischen Gedichte Barry Cornwalls bestätigen den Grundsatz, daß Poesie Verkehr mit dem eigenen Herzen ist. Wie viele hoffnungslose Müssiggänger, Spieler von Profession, Liebende, die ihre Liebe nicht zu gestehen wagen, und Leidtragende, deren Liebe im Grabe ruht — wie viele gleichgültige und verzweifelte, brechende und gebrochene Herzen sind in diesem Augenblick um uns her, die alle begierig, Jeder aber auf seine Weise, König Tods kohlschwarzen Wein trinken!

König Tod, der Uralte, Hagre,
Saß, wo hindrang kein Sonnenschein;
Ausstreckt seine Hand, die gelbmagre,
Ein Glas mit kohlschwarzem Wein —
Hurrah, dem kohlschwarzen Wein!
Und manch Mädchen kam, dem der Schlummer
Nicht im glanzlosen Aug' mehr kehrt ein;
Wittwen, überbürdet mit Kummer,
Begehrend vom Schlaftrunkwein.
Hurrah dem Uralten, Hagern!
Er lacht sich in Thränen hinein,
Bietend mit der Hand, der gelbmagern
Des Todes kohlschwarzen Wein!
Ho, ho, der kohlschwarze Wein!

Betrachtet mit dem Aug' Eures Herzens die Statue des sterbenden Fechters und lest dann Byrons Schilderung derselben. Beides ist Poesie. Ist denn das Schweigen Poesie? Ob gewiß. Ich lese jetzt eben Byron's Schilderung in meiner Seele, obgleich ich sie Euch noch nicht vorgetragen habe:

Den Gladiator seh' ich vor mir liegen,
Gestützt auf seine Hand. — Gefaßter Muth
Sprüht noch im Todeskampf aus seinen Zügen,
Sein Haupt sinkt allgemach. — schon ebbt die Fluth
Des rothen Stroms, — und wie, eh' sich die Wuth
Des Wetters naht, die ersten Tropfen fallen,
Einzeln und schwer, enttropft sein letztes Blut;
Sein Auge bricht — er stirbt — und grausam hallen
Noch wild die Töne fort, die lauten Beifall schallen.
Er hört sie noch, doch ungerührt! sein Blick
Ist, wie sein Herz, in ferne Flur gebannt.*)
Am Ister, wo sein Haus, sein Heimathland,
Dort spielen seine Kinder, harrt am Strand
Sein dacisch Weib, indeß im Uebermuth
Der Festlust Roms ihr Mann sein Ende fand:
Dieß Alles rauscht dahin mit seinem Blut!
Räch't's Niemand? — Gothen, auf! und sättigt eure Wuth.

Zwei Personen könnten diese Stelle ganz verschieden vortragen und doch beide gut — jeder nach seiner Individualität. So wäre denn die Poesie nicht für Alle das Gleiche? Gewiß nicht! Für manche Menschen existirt sie gar nicht; für Solche, die kein Herz haben, ist sie ein Unding. Deßwegen laßt in Sachen des Geschmacks keine Diktatur gelten. Wer will diesem wunderbaren Instrument, dem menschlichen Herzen, sagen, in welcher Tonart es seine Melodien spielen soll?

Um Euch zu zeigen, daß die stillsten Gedanken oft die tiefsten und gewaltigsten sind, will ich ein paar Zeilen anführen von einer sogenannten bloßen Schilderung von dem gedankenvollsten der Dichter — Wordsworth:

---

*) Hier ist das Original unnachahmlich einfach und rührend; „his eyes were with his heart and that was far away“ „Seine Augen waren mit (bei) seinem Herzen und das war fern weg.“

Ein schöner Abend ist's, mit Ruh getränkt.
Die heil'ge Zeit ist schweigend, wie die Nonne,
Vor Andacht sprachlos; die gewalt'ge Sonne
In ihrem Frieden sanft hinab sich senkt.
Des Himmels Heitre ruht auch auf der See:
Horch auf: das mächt'ge Wesen ist erwacht!
Und seine ewige Bewegung macht
Einen Ton wie Donner, nicht verstummend ꝛc.

Noch einem kleinen Auszug von demselben „mächtigen" Dichter, dessen Worte, wie das Geräusch des von ihm geschilderten Oceans, nie verstummen werden:

Die Wolken sind zerrissen und ich sehe
Den Mond, den klaren, und des Himmels Pracht.
Da schifft er durch die dunkelblaue Wölbung,
Gefolgt von Schaaren Sternen, welche klein
Und scharf und glänzend durch den dunkeln Abgrund
Hin mit ihm gleiten. Wie so rasch sie fahren,
Doch nicht verschwinden! Bäume rührt der Wind,
Doch sie sind still: Sie rollen schweigend hin
In unmeßbarer Ferne; und die Wölbung
Vertieft stets ihre bodenlose Tiefe.

Für mich drücken diese Worte die eigentliche Seele der geschilderten Scenen aus, und das Vermögen, diese Seele auszusprechen, ist es, was den Dichter macht. Wenn Ihr gedankenvoll zum Himmel aufschaut in einer klaren aber stürmischen Nacht, wo der Wind die Bäume rührt, und die Sterne schweigen, wird Euer Geist zu Eurem Herzen reden und Ihr werdet für den Augenblick erhabne Dichter seyn. Jeder Mensch ist poetisch, wenn er, bei starkem Gefühl, tief nachdenkt. Und wenn es Menschen gibt, welche die Seelenelektricität nicht andern Seelen mitzutheilen vermögen — wenn das Herz je sich nicht verständlich machen kann, — so verlaßt Euch darauf, es ist dann immer etwas Falsches, Fehlerhaftes in dem Redenden.

Dem Prinzip, daß Poesie Selbstgespräch des Herzens sey, wird man vielleicht entgegen halten, es gebe eine Art von Poesie, die metaphorische, worauf er nicht passe. Aber wenn eine Metapher nichts für das Gefühl Ansprechendes hat, wenn sie nicht wenigstens ein Bild und ein Gefühl enthält, so kann sie nicht poetisch seyn, obwohl vielleicht verdeutlichend. Wir fühlen die Metapher, wenn Wordsworth von der ruhigen See sagt: „Das mächtige Wesen ist wach," diese Metapher ist vollkommen; hier ist ein Bild, ein Gedanke und ein Gefühl; diese drei Bestandtheile nämlich soll eine vollkommene Metapher haben; und je vollständiger, desto poetischer ist sie. Es gibt eine Menge Leute, welche von Metaphern übersprudeln und solche Leute hält man häufig für poetische Köpfe; eben so gut könnte man sagen, das Eis sey poetisch. Solche Männer sind gewöhnlich ohne Einbildungskraft, von kaltem Herzen und unfruchtbarem Geist. Gute Schriftsteller und gute Redner bedienen sich nie einer Metapher, wenn einfache Worte das, was sie sagen wollen, ebenso gut und kurz ausdrücken. Der verstorbene Lord Castlereagh, liberalen und diplomatischen Andenkens, war ein Redner voll Metaphern; aber sein Geist war nicht einmal „der Geist seiner Augen," — seine Bilder waren Bilder von Nichts. Wahrheiten, welche sprüchwörtlich geworden, sind beinahe immer metaphorisch ausgesprochen. Geld macht die alte Mähre traben — dieß Sprüchwort ist ein Bild und ein Gedanke, aber es spricht nicht zum Herzen, und ist deßwegen nicht poetisch. Unsere größten Meister in Metaphern, in Versen und Prosa sind Shakspeare, Junius und ein Schriftsteller, den ich nicht nennen will, weil von Manchen bezweifelt wird, ob im Ganzen seine Schriften genützt oder geschadet haben. Wir Alle erinnern uns an Shakspeare's „unzerspaltbare, knorrige Eiche." Das ist keine Methapher, könnte man sagen. Aber es ist eine so vollkommne als die Wordsworths. Es ist ein Bild, ein Gedanke, und ein Gefühl. Es vergegenwärtigt der Einbildungskraft die Instrumente und die Handlung — dem Geist das zähe Gewebe des Stoffs — dem Herzen den fast ewigen Kampf des beinah unsterblichen Baums mit Zeit und Tod. „Das Gefieder des edeln Vogels," sagt Junius um zu beweisen, daß das Gepränge des Königthums zur Sicherheit des Throns erforderlich sey, „hilft dem Vogel fliegen; man entkleide ihn seiner Schönheit und man bannt ihn an die Erde!" In diesem Satz ist mehr, und zehnmal kürzer, gesagt, als ohne Metapher möglich wäre. Im Unabhängigkeitskriege Amerika's klagte Lord Howe' in einer Proclamation über die verletzte Würde der Krone, sagt aber kein Wort von den erschlagenen Brüdern, von Wittwen und Waisen. Darauf antwortete jener nicht genannte Schriftsteller: „Er beklagt die Federn, aber vergißt den sterbenden Vogel!" Derselbe, nachdem er gezeigt, daß die Regierungen entbehrlich wären, wenn alle Menschen weise und gut wären, sagt: „die Regierung ist, wie die Kleidung, ein Zeichen der verlornen Unschuld; es ist ein Tempel, gebaut auf den Ruinen eines Paradieses!" Sollten diese Metaphern in Prosa keine Poesie seyn?

Proben aus Adam Mickiewicz's Todtenfest.

(Schluß.)

Chor der Vögel.

Nein! er kannte kein Erbarmen
Mit dem Schrei, dem Geächz des Armen:
Adler, Geier, Kauz und Eul'
Packt den Sünder, der ein Gräu'l:
Sich erbarmen nie er lernte;
Sey jetzt, wie die Saat, die Ernte!
In Stücke reißt das Brod, das geweiht,
Daß es nicht seine Seel' befreit;
Trotz Gebets und heil'ger Lieder
Zerreißt ihm seine zuckenden Glieder.

Eule.

Was? fühlst du auch Hungers Qual
Weißt nicht mehr, wie ich einmal
Um Essen fleht' an deinem Thor,
Doch Bitten und Thränen nur verlor?
Eine heimathlose Pilgerin
Durch öde weite Strecken hin,
In Winters Frost — am Abend spät
Des Tags, wo man das Fest begeht
Des heil'gen Kindes — aber du

Sahst fühllos meinem Jammer zu.
Ließst mit dem Kind in Hungers Wehen
Die Wittwe hülflos untergehen.
Wenig ward mein Flehn geachtet
Als ich dich zu rühren getrachtet.
„Schläft mein Mann den Todesschlummer,
Krank die Mutter, weint in Kummer;
Meine Tochter hältst gefangen
Du; nicht zu ihr kann ich gelangen;
Kalt sind alle Herzen. — keines
Aber ist so kalt wie deines!
Hilf — sonst geh' ich zu Grund in Sorgen!
Willst nicht auf Zins dem Himmel borgen?“
Du in Lüsten und in Wein
Schwelgend mit den Zechgenossen,
Hieltst, mit den Gesellen fein,
Meiner Klag' dein Ohr verschlossen.
Hießst die Bettelhexe schleppen
In die weißbeschneiten Steppen.
Erfüllt ward dein Befehl; ich sank
Zu Boden, frierend, todeskrank;
Mit dem Kind in meinen Armen
Starb ich auf dem Schneebett, ohn' Erbarmen.
Wütherich, nicht rührte dein Herz
Meines eis'gen Todbetts Schmerz!

Chor der Vögel.

Wütherich, nichts rührte dein Herz!
Keinen rühre jetzt Dein Schmerz!
Adler, Geier Kauz und Eul',
Packt den Sünder, der ein Gräu'l!
Sich erbarmen nie er lernte;
Sey jetzt, wie die Saat, die Ernte!
In Stücke reißt das Brod, das geweiht,
Das es nicht seine Seel' befreit;
Trotz Gebets und heil'ger Lieder
Zerreißt ihm seine zuckenden Glieder.

Geist.

Kann ich nicht dem Jammer entfliehn?
Alles zerstören mir die Harpyi'n!
Nichts vermag der Frommen Beten!
Nichts kann mich von Verzweiflung retten:
Nicht Opfer, nicht von heil'gen Chören
Gesungne Hymnen können wehren
Diesen grausen Rachebeeren.
So bin ich denn verdammt zu ew'ger Pein,
So schrieb's ins Buch das strenge Schicksal ein:
Wer an Gestalt nur war ein Mensch auf Erden,
Soll durch Gebet erlöst vom Fluch nicht werden.

Chor.

Ja, fort mußt leiden du, wie du gelitten;
Von solcher Qual erlöst nicht unser Bitten,
Wer an Gestalt nur war ein Mensch auf Erden,
Kann nicht durch uns erlöst vom Fluche werden.

Seher.

Wenn es so ist, fort, fort!
Was weilst, Gespenst, an diesem Ort?
Dich, deß Herz nicht menschlich geschlagen,
Wir aus unsrer Näh' jetzt jagen!
Treibt fort ihn in des Vaters Namen,
In des Sohns und Geists dazu!
Zeigt das Kreuz dem Frevler. Amen!
Empfange deine Strafe du!

Chor.

Schuld'ge Seele, fort, o fort!
Was weilst du noch an diesem Ort?
Ihn, deß Herz nicht menschlich geschlagen,
Wir aus unsrer Näh' jetzt jagen.
Mögen wir uns nie wieder sehn,
Amen, Amen. So wir flehn.
(Der Geist verschwindet.

Seher.

Um meinen Stab, der schlangenkrumm,
Flechtet jetzt mir einen Kranz herum;
Die Blätter will dann an ich zünden,
Bis sie verzehrt von Flammen schwinden.

Chor.

Wieder neue Zeichen sich enthüllen,
Mit Hoffnung und Furcht unser Herz zu füllen.

Seher.

Ihr gehorcht jetzt der Beschwörung,
Die an Schönheit reich und Jugend,
Widerstandet der Bethörung,
Weichet nicht vom Pfad der Tugend;
Nicht nach Erdenlüsten trachtend,
Ihren Werth nicht höher achtend,
Als diese Blumen und dieß Laub,
Die jetzt, verbrennend kehren zum Staub,
Wie diese niemals Frucht gewährt,
Menschen nie und Thier genährt,
Nie zum Schmuck für der Jungfrau Stirn gepflückt,
Nur unser Heiligthum haben geschmückt,
Hoch aufgehängt über'm Altar:
So Euer Sinn im Himmel war.
Doch, sollten unter Euch noch seyn,
Die nicht das Paradies ließ ein:
Mit diesem Brauche wir die laden,
Ihre Seelen ganz der Schuld zu entladen.
(Die Erscheinung eines Mädchens naht.)
Wie der Bogen, deß Edelsteinglanz
Hinläuft über der Wolken Kranz,
Bis er im See sich spiegelnd malt,
So jene Gestalt, die unirdisch strahlt,
Mit dem Antlitz, das Engel könnt' entzücken,
Naht im Gewand, wie aus frischem Schnee;
Aber eine Thrän' ist vor ihren Blicken;
Auf ihrer Stirne lagert ein Weh.

Chor.

Ihr Antlitz könnte die Engel entzücken,
Ihr Gewand ist wie frischgefallner Schnee,
Doch Thränen sind vor den süßen Blicken,
Auf ihrer Stirn ist gelagert ein Weh.

Seher.

Um ihre Stirn ein Kranz sich zieht,
An ihrer Hand eine Blume blüht,
Vor ihr ein Lamm, ein muntres, springt,
Ein Schmetterling sich über ihr schwingt;
Gern möchte das Lamm sie streicheln,
Doch es achtet nicht ihr Schmeicheln;
Gern den Falter möcht' sie haschen
Doch aufwärts trägt der Flug den raschen.

Des Mädchens Geist.

Einst war ich Tana, schön und jung,
Mein Reiz das Loblied jeder Zung;
Doch ob Viele für mich auch geglüht,
Nicht erwiederte mein Gemüth
Eines Leidenschaft — taub und kalt
Trotzt' ich der Liebesbitten Gewalt;
Munter, sorglos ich nicht fragte,
Wenn ein Liebender harmvoll klagte.
Des wilden Mädchens Freude war
Mit Blumen sich zu schmücken das Haar,
Dem goldnen Falter nachzujagen,
Ein Vögelein im Busen zu tragen;
Aber nie lieh ich mein Ohr
Wenn ein verliebter Jüngling mir vor-
Schwatzte, werbend um meine Gunst;
Fruchtlos blieb all seine Kunst.
Zwanzigmal der Sommer so,
Kummerlos zwar, mir entfloh —
Aber wenn von Gram befreit,
War ich auch ohne Seligkeit.
Und — warum? — ich weiß es nicht —
Seligkeit mir auch jetzt gebricht.
Mir ist zu Muth als ob die Seele
Schmachte nach etwas, das ihr fehle,
Und doch ist mir nicht verwehrt
Zu fliegen, wohin mein Sinn begehrt.
Mit den Sturm überholendem Flügel
Schweb' ich über Wald, Thal und Hügel;
Bald web' ich mir Schleier; vom Regenbogen
Hab' ich farb'ge Fäden dazu gezogen;
Bald auf Wiesen die Perlen des Thau's
Tausch' ich für Edelsteinfliegen aus;
Doch ein Wunsch — nur halb bewußt —
Regt sich stets in meiner Brust;
Mir ist als fehle mir ein Genoß,
Mir zu erheitern mein einsam Loos.
Aber keiner will mir nahn;
Einsam schweif' ich auf meiner Bahn
Freudlos, ruhlos meinem Herzen
Sag' ich umsonst: du hast keine Schmerzen.
Wie sonst ist mir das Leben kaum
Was Andres als ein leerer Traum.
Könnt' Schmerz ich fühlen, ich würd' mich grämen,
Nicht Erd' noch Himmel will auf mich nehmen.

Chor.

Ja, dir ist's verhängt zu bleiben
So, dich unfrei umzutreiben,
Und nicht wird gewährt dir werden
Im Himmel zu weilen oder auf Erden.

Seher.

Doch, kann unser Gebet dir frommen,
Gern soll's dir zu Hülfe kommen.
Vielleicht daß nach Festen der Sinn dir steht?
Oder verlangst du ein ernst Gebet?
Sieh, beides bieten wir dir an,
So's von Verzweiflung dich retten kann.
Was du begehrst, das wähle frei,
Daß aufgethan 's Paradies dir sey.

Geist.

Nichts von diesem ist mein Begehr;
Ich will wissen von keinem Loos, das mehr;
Deine Erbietungen sind mir zur Qual;
'S Paradies ist mir verschlossen einmal.
Doch ist auch der Himmel versagt mir; kehren
Laßt mich den Flug zum Sternazur,
Vielleicht bring' ich aus jenen Sphären
Herab eine glänzende Creatur;
Ein Wesen in diese niedre Welt,
Das mir, der Einsamen, sich gesellt,
Bis zu Sinn mir ist hienieden,
Als wär' der Himmel mir beschieden.

Seher.

Richt'ger Wunsch! doch laß das Grämen,
Auf wird's Paradies dich noch nehmen.
Den Schleier um der Zukunft Geschick
Durchdringet mein Prophetenblick:
Wenn zwei Jahre sich vollendet,
Wird dein jetz'ges Loos gewendet,
Unser Weihrauch und Gebet
Jetzt den Himmel dir nicht erfleht,
Den doch für einst dir mein Mund verheißt;
Damit tröste dich, freudloser Geist!

(Geist verschwindet.)

Wer bezweifelt Prophetenwort,
Fliehe von dem heil'gen Ort!
Fliehe, in des Vaters Namen,
In des Sohns und Geistes auch!
Bleib' fern unsrem myst'schen Brauch!
Flieh' des Kreuzes Anblick! Amen.
Laß er sich im Tempel hier
Nimmer schaun; so bitten wir.

Chor.

Wer bezweifelt Seherwort,
Fliehe von dem heil'gen Ort!
Fliehe, in des Vaters Namen,
In des Sohns und Geistes auch!
Bleib' fern unsrem myst'schen Brauch!
Flieh' des Kreuzes Anblick! Amen.
Laß er sich im Tempel hier
Nimmer schau'n; so bitten wir.

Seher.

Unsern Tempel laßt uns jetzt
Streu'n mit Pappellaub, thaubenetzt;
Die heil'gen Bräuche sind vollbracht;
Mit Kerzen hellet jetzt die Nacht.

Horch! der Morgenvogel kündet,
Daß sich bald der Tag entzündet;
Einmal noch, eh' Ihr Euch zerstreut
Sey zum Schluß das Gebet erneut.
Aber schaut dort: welch Gesicht,
Das mein Geist kann deuten nicht?

Chor.

Unsre Augen Wunder erblicken,
Und im Mund die Worte ersticken.

Seher.

Wer bist du in schwarzer Tracht?
Weib, nimmst unsre Red' nicht in Acht?
Warum sitzst du auf diese Gruft?
Ha! die Mauern rings schon schüttern,
Der Boden beginnt sich zu beben, zu zittern,
Und hervor aus gähnender Schluft
Hebt sich ein düsteres Ungethüm!
An ihrer Seite, schweigend, schaut!
Nimmt seinen Sitz er, sie neben ihm —
Der gespenst'sche Bräutigam, sie die Braut!
Auf sie sein fahles Antlitz starrt —
Ob er wohl ihrer Umarmung harrt?
Gräßlich Schauspiel! mein Entsetzen
Steigt noch — Ströme Blutes netzen
Von der Brust ihn bis zum Fuß:
Zauberei uns äffen muß!
Seht! auf seine Brust er weist —
Doch was er meint — nicht räth's mein Geist.

Chor.

Seht, auf seine Brust er weist. —
Doch was er wünscht — nicht räth's mein Geist.

Seher.

Ich beschwöre, Geist, dich! Sprich!
Was hat hieher getrieben dich?
Suchst du Gebet, das den Himmel erweicht,
Suchst Früchte, Speisen du vielleicht?
Gib uns Antwort, du Gebild!
Nein! kein Wort seinem Mund entquillt.

Chor.

Gib uns Antwort, du Gebild!
Nein! kein Wort seinem Mund entquillt.

Seher.

Weigerst du's, Antwort zu geben,
Magst dich aus unsrem Tempel heben!
Wer nicht achtet Seherwort,
Meide diesen heil'gen Ort;
Fort, fort! in des Vaters Namen,
In des Sohns und Geists dazu!
Bitter sonst bereust es du!
Scheu' die Macht des Kreuzes! Amen.

Chor.

So soll es seyn!
Wir stimmen ein.

Seher.

Bleibst du! ha, ein Dämon dann
Bist du, der trotzet meinem Bann!
Ob du verdammt, ob selig du —
Laß unsern heil'gen Brauch in Ruh.
Sieh, weit öffnet sich das Grab;
Dort zu hausen sinke du hinab;
Sonst mit dem Kreuz treib' ich den Feind
Aus der in diesem Leib erscheint.
Zu Wald, Strom oder Schluchten, fort!
Und mit Scheusalen hause dort.
Bleibst du! ha, ein Dämon dann,
Bist du, der trotzet meinem Bann!

Chor.

Er rührt sich nicht — er hört kein Wort;
Steht angenagelt an seinem Ort.

Seher.

Umsonst such' ich zu bannen ihn
Mit aller Beschwörungen Kraft;
Ob wohl Weihwasser von dannen ihn
Treibt? Nein! auch dieß nichts schafft!
Er rührt sich nicht, zeigt keine Scheu,
Er steht noch, wie zuerst er stund,
Wie ein granitnes Riesengebäu,
Das tief gepflanzt in der Erde Grund.

Chor.

Er rührt sich nicht, er hört kein Wort;
Steht angewachsen an seinem Ort.

Seher.

Gräßlich, gräßlich diese Erscheinung!
Nicht errath' ich ihre Meinung!
Weib, im rabenschwarzen Kleid,
Gib du von dem Phantom Bescheid!
Dein Mann lebt, deine Kinder dazu —
Durch welches Band bist verknüpft ihm du?
Bleibst auf meine Frage stumm?
Warum dieß grasse Lächeln, warum,
Wenn solch gräulich Gespenst geht um?

Chor.

Hast an dem Gespenst du Freude,
Ein Graun ist dir's, doch auch Augenweide?

Seher.

Her die geweihte Kerze bringt,
Ob sie den Spuk zum Weichen zwingt.
Machtlos ihr weihrauchdampfend Licht,
Der Geist, der böse, rührt sich nicht!
Schleppt die Zauberin fort! und eilt!
Brecht ihren Zauber unverweilt;
Schleppt sie aus unsrem heil'gen Haus,
Sonst übt sie schädlichen Bann noch aus.

(Zu dem Weib)

Was schaust du an die verhaßte Gestalt,
Als hätt' über deine Seel' sie Gewalt?

Chor.

Was schaust du an die verhaßte Gestalt,
Als hätt' über deine Seel' sie Gewalt!

Seher.

Schaut, das Leichengespenst sich rühren!
Schaut, seine Schritte folgen den ihren!
Wo sie sie schleppen, da bleibt's nicht zurück.
Entschwunden sind sie unserm Blick!
Seltsamer Spuk und grauenvoll!
Wer räth, was er bedeuten soll?

Chor.

Seltsamer Spuk und grauenvoll!
Wer räth, was er bedeuten soll? *)

*) Diese Uebertragung ist aus zweiter Hand, aus dem Englischen. Möge sie dem Original nicht allzugroßes Unrecht thun.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 365.

Das Ausland.

Ein Tagblatt

für

Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker.

31 December 1838.

Rückblicke.

(Schluß.)

Wir haben im vorigen Jahre die Rückblicke mit einer Hinweisung auf die vermehrte und schneller gewordene Verbindung unter den verschiedenen Ländern und Welttheilen geschlossen, und dieß Jahr uns genöthigt gesehen, damit zu beginnen, denn die Dampfschifffahrtsverbindung mit Amerika ist das wichtigste Ereigniß dieses Jahres geworden, nicht bloß um der Wichtigkeit dieser Verbindung selbst willen, sondern weil sie gesicherte Aussicht auf eine unbeschränkte und bis vor wenig Jahren noch für fabelhaft gehaltene Verbindung auf allen Meeren eröffnet. Noch ist diese rasche Verbindung nur dem Handel und der Politik, noch nicht dem wissenschaftlichen Verkehr zu Gute gekommen, und vorerst wird man zwar die Klage hören, diese Erscheinung schade einem gründlichern Wissen, diese Parforcejagd, welche Nachrichten, Beobachtungen, gelehrte Forschungen und Entdeckungen aller Art in einem wilden Durcheinander aus einem Welttheil nach dem andern wirft, störe jede ruhige Arbeit. Wäre die Klage gegründet, so würde es sich doch nur darum handeln, wie man sich mit diesem couriermäßigen Treiben aussöhnt und verträgt, denn entgehen kann man ihm nicht mehr. Für die Journalliteratur muß die nächste Folge seyn, daß die täglich erscheinenden Blätter dadurch gefördert, die Monatsschriften aber benachtheiligt werden, da sie mit vielen Dingen nothwendig zu spät kommen müssen. Der Fortschritt in der Verbindung wird auf die Mittheilungsorgane, die Journale, den nothwendigen Einfluß haben, die Arbeit mehr zu theilen. Die Tagesjournale müssen sich immer mehr auf bloße, aber umfangreichere Berichterstattung, die Monatsschriften auf Raisonnement beschränken. Wir müßten uns sehr täuschen oder die englischen Tagsjournale, wenigstens die bessern, sind inhaltreicher geworden, eben so die Wochenblätter, weil diese im Grunde die Tagsjournale derjenigen sind, die nur Einen Lesetag in der Woche haben. Für den Continent wird die Aenderung freilich erst dann eintreten, wenn die großen Eisenbahnen, welche projectirt sind, zur Ausführung gekommen seyn werden; denn der jetzt gewöhnliche Journalschlendrian muß aufhören, sobald Städte, die hundert Stunden von einander entfernt sind, binnen 24 Stunden recht wohl mit einander correspondiren können. Eine Briefpostreform, wie sie in England vorgeschlagen worden (s. Nr. 343 ff.), ergibt sich dann wohl von selbst. Doch es ist unnütz, sich auf Speculationen einzulassen, welche Veränderungen ein so beschleunigter Verkehr nach sich ziehen werde, denn keine menschliche Klugheit ist wohl im Stande, sie zu berechnen; nur das Eine läßt sich mit Sicherheit behaupten: eine solche Reform muß der Macht des Geistes über die physische ein unendliches Uebergewicht geben. Wie das Schießpulver im Kriege der Verstandeskraft das Uebergewicht über die Körperkraft sicherte, so hat seit jener Zeit jede Erfindung, namentlich aber Buchdruckerkunst und Dampf zu diesem Resultat mehr und mehr beigetragen; die Frage, wer benützt am schnellsten und gewandtesten die ihm zu Gebot stehenden Hülfsmittel, wird immer entscheidender.

Wie wäre es anders, als durch eine solche Ueberlegenheit der Verstandes- und Willenskraft möglich, daß die Europäer eine solche Macht in allen Theilen der Welt ausüben. Wo sie hinkommen, treten sie als Gebieter auf, und wo man diese Ansprüche nicht gelten lassen will, und die Macht hat, es zu hindern, fangen sie Streit an. Es hat etwas Komisches, ein solches Häuflein ungezogener Europäer in unmächtiger Wuth an das Thor des größten Reiches der Erde poltern zu sehen, aber China mag sich wohl vorsehen: hinter den ungestümmen Polterern werden andere kommen, die ernster und ernster und mit immer wachsender Stärke Einlaß begehren: vor zweihundert Jahren stand der Orient noch so fest und so undurchdringlich, wie jetzt China, und nun liegt er machtlos vor Europa im Staube; vom Mittelmeer bis zum Indus gebietet europäischer Einfluß fast unbeschränkt, und das Maaß seiner Herrschaft ist noch keineswegs voll. Wir möchten beinahe sagen, wenn es nicht parador klänge, der Einfluß der Europäer in den fremden Welttheilen fange erst recht an, denn es läßt sich nicht läugnen, daß er erst seit etwa 20 Jahren seine größere Consistenz erlangt hat, und erst seit der Erweiterung der Dampfschifffahrt mit immer vermehrter Schnelligkeit fortschreitet. Er wird und muß immer weiter um sich greifen, die große Frage aber bleibt nur, an welchen Orten wird der Europäer als Bebauer des Bodens auf-

treten, und wo wird er bloß durch Einfluß und Thätigkeit herrschen. Hier kommen wir auf die alte Frage: in welchen Klimaten wird der Europäer sich erhalten, in welchen kann er keine schweren Arbeiten ertragen, und wo werden seine Mischlinge sich als Herren und Bebauer des Bodens festsetzen: diese Fragen enthalten einen großen Theil der Aufgabe, die sich unsere Zeitschrift gesetzt hat, und die wir nie aus den Augen verlieren dürfen.

Es ist dieß die Colonialgeschichte der Europäer, die für jedes einzelne Volk Europa's wieder eine unendlich andere ist. Auch Deutschland, obwohl außer dem zu uns gehörigen Holland, kein Theil desselben Colonien besitzt, hat seine Colonialgeschichte, indem die aus Deutschland nach Nordamerika gewanderten Söhne unseres Vaterlandes dort eine immer bedeutendere Rolle zu spielen anfangen, und wenn einst, was bei so unzusammenhängenden Elementen mit der Zeit nicht ausbleiben kann, die Union in Trümmer zerfällt, so muß diese Wichtigkeit noch steigen, aus dem einfachen Grunde, weil sie dann ihre ganze jetzige Bedeutung in einem Theile der Union, also auf einem beschränktern Raume, ausüben. England spielt als Colonialmacht unbestritten die erste Rolle, Frankreich die letzte, denn kein seine Sprache redendes Volk steht mehr außerhalb Europa mit ihm in Verbindung, ein paar westindische Inseln abgerechnet. Die pyrenäische Halbinsel scheint jetzt zwar auf der tiefsten Stufe zu stehen, allein eine kurze Ruhe im Mutterlande wird derselben wieder einen wichtigen Einfluß, wenn auch keine Herrschaft mehr, über ganz Mittel- und Südamerika geben. Frankreich steht auf dem Punkt, eine neue Colonialmacht in Afrika zu gründen, Rußland breitet seinen Handel und seinen Einfluß immer tiefer in Asien aus, und ist im Stande, ihn durch die Nähe seiner Hauptmacht zu stützen, während England von seinen wichtigsten Besitzungen nicht nur durch weite Meere, sondern auch durch zweideutige Mächte getrennt ist, wie denn Frankreich seine Verbindung mit Indien über Aegypten jeden Augenblick stören kann. Hier ist die schwache Seite von Englands Colonialmacht, und gegen dieses Uebel gibt es fast keine Abhülfe.

Die Geschichte des Colonialwesens und die der geographischen Entdeckungen, ja der Erd- und Völkerkunde der neuern Zeit überhaupt, hängen aufs innigste zusammen, und sie spielen darum auch in unserm Journale unaufhörlich in einander. Die Freiheit ist geschwätzig, und der Engländer theilt darum viel, oft etwas zu viel mit; die strenge Herrschaft ist stumm, und von Rußland erfahren wir verhältnißmäßig wenig, ob es gleich nicht an größern Werken fehlt, welche die Colonialverhältnisse behandeln. Das Werk, aus dem wir die Uebersicht der moslemitischen Provinzen jenseits des Kaukasus geschöpft haben, verschleiert die Wichtigkeit der transkaukasischen Besitzungen keineswegs: „Mögen Fremde, heißt es in der Vorrede, sich einbilden, Rußland mache Erwerbungen jenseits des Kaukasus zu seinem eigenen Schaden; die Hohlheit und Trüglichkeit solcher Ansichten sind so einleuchtend, daß sie gar keine Widerlegung verdienen. Eine solche Meinung ist allzu einseitig, wenn auch der That nach nicht ganz unbegründet; sie ist einseitig, weil kurzsichtige Menschen die wahren Vortheile jenes Landes nicht verstanden, oder nicht gehörig schätzen wollten. Rußland hat durch die Begründung seiner Herrschaft jenseits des Kaukasus einen festen Fuß in Asien gewonnen, und dadurch einen entscheidenden Einfluß über die beiden benachbarten Reiche, Persien und die Türkei." Mit solchen allgemeinen Zügen, so wie mit Beschreibungen der Länder hält Rußland nicht hinter dem Berge, aber wohl mit den einzelnen Nachrichten, die nicht wie in England mehr und mehr der Freiheit des Einzelnen anheim gegeben sind. Ueber die Details des Kampfes gegen die kaukasischen Bergvölker wissen wie von russischer Seite sehr wenig; eine Stimme, die vor etlichen Jahren in der nordischen Biene Schilderungen von den Kämpfen im westlichen Kaukasus gab, ist verhallt, die russischen Blätter sind jetzt merkwürdig stumm, und die englischen, zum mindesten gesagt, höchst einseitig. Der Grund läßt sich leicht auffinden. Die Kämpfe, die jener oben erwähnte Briefsteller beschrieb, waren gegen vereinzelte Bergstämme gerichtet, und hatten keine politische Wichtigkeit; der Verfasser schilderte aufregende Scenen, kühne Thaten russischer Truppen in jenem romantischen Lande. Jetzt hat der dortige Kampf eine politische Bedeutung gewonnen, es handelt sich darum, ob Rußland die Landverbindung mit seinen transkaukasischen Besitzungen behauptet, und darum bleiben die russischen Blätter meist stumm. So verlieren wir hier einen interessanten Stoff, und müssen fürchten, noch manche andere zu verlieren, wenn wirklich Engländer und Russen in Asien zusammenstoßen, denn es ist die erste Pflicht unsers Blattes, sich von der Tagespolitik fern zu halten; es muß ihr, was fremde Welttheile betrifft, vielmehr als eine Art Commentar dienen durch Mittheilungen über die Länder und Völker, von denen sie berichtet.

Schwieriger ohne Vergleich ist die Aufgabe unsers Blattes in Europa selbst. Einrichtungen und Sitten, gesellschaftliche Zustände und Bestrebungen sind hier im Allgemeinen der Gegenstand, aber auch hier, wie verschieden ist das Verhältniß: aus Italien und Spanien, ja wir möchten fast sagen, auch aus Frankreich kommt uns das Wenigste durch Eingeborne, das Meiste durch Fremde zu: den Grund in Bezug auf Frankreich haben wir oben schon angeführt, es ist die geistige Losreißung der Hauptstadt vom übrigen Frankreich. Nur England spricht viel über sich selbst, nicht bloß über London, sondern auch über die einzelnen Theile, obgleich London auch schon dem Umfang der Bevölkerung nach mehr die Hauptstadt Englands ist, als Paris die von Frankreich. Aber das Leben in England ist mannichfaltiger, und nicht alles, was auf Bildung Anspruch macht, modelt sich nach London, und zeigt jenen Knechtssinn gegen die herrschende Hauptstadt, wie dieß in Frankreich der Fall ist. Eine Aussicht ist indeß für Frankreich, daß dieß anders werde: das Land bedeckt sich gewissermaßen mit historischen und antiquarischen Comités, die zwar jetzt noch, gleich einem Beamtenbureau, Einrichtung und Norm von Paris empfangen, aber doch mit der Zeit nicht ermangeln werden, mehr eigenthümliches Leben zu entwickeln.

Aus Italien, Ungarn und der südöstlichen Halbinsel Europa's überhaupt, so wie aus Scandinavien fehlen uns am mei-

sten die Nachrichten, und es ist auch für den Einzelnen rein unmöglich, alle die Sprachen und Zeitschriften der verschiedenen Länder zu bewältigen. Nimmt man auch einen Anlauf, so geben oft die erhaltenen Zeitschriften geraume Zeit wenig oder keine Ausbeute, die ungewohntere fremde Sprache schreckt gleichfalls zurück, und nach einigen mehr oder minder fruchtlosen Bemühungen steht man endlich ab, um sich bloß wieder mit den Zeitschriften und Werken der größern und wichtigern Nationen zu beschäftigen. Dieß hat seinen wesentlichen Nachtheil, denn erstens bleibt man dadurch nur immer auf einer alten, breit getretenen Bahn, und begeht eine Ungerechtigkeit gegen diejenigen, die weniger schreiben, andern Theils werden eine Menge Erscheinungen übergangen, die oft denen bei größern und mächtigern Völkern mehr als zum bloßen Commentar dienen können. Dagegen gibt es jedoch vorerst kein ausreichendes Mittel, und wir müssen deßhalb bloß diesen Stand der Dinge im Auge behalten, um, so wie Gelegenheit sich bietet, diese zu benützen, und so dem Mangel möglichst abzuhelfen.

In Einer Beziehung führt die Sache selbst eine Art Abhülfe oder vielmehr Ausgleichung mit sich. Nehmen wir das journalreichste Land Europa's, England, so finden wir doch in denselben über einige der wichtigsten Fragen, die England beschäftigen können, über das Verhältniß zwischen Reichen und Armen oft geraume Zeit hindurch sehr wenig: vor vier und fünf Jahren enthielten sie zahlreiche Mittheilungen über diesen damals der öffentlichen Beachtung aufgedrungenen Stoff, nachher kam für die niedern Classen durch reichern Arbeitsverdienst und wohlfeiles Brod eine bessere Zeit, und jetzt, wo diese bessere Zeit zu Ende gegangen, regen sich auch die niedern Classen wieder, und bald werden auch die größern Journale mit übersichtlichen Darstellungen, nicht bloß die Tagesjournale mit einer Masse unzusammenhängender Thatsachen kommen. So entziehen sich auch in minder journalreichen Ländern einzelne wichtige Erscheinungen der Mittheilung nicht, nur die Nachrichten aus dem gewöhnlichen ruhigen Leben, aber freilich damit auch oft die Grundlagen wichtigerer Erscheinungen fehlen.

Sämmtliche bedeutende Erscheinungen fremder Länder darstellen zu wollen, ist freilich nicht erreichbar, doch das Ziel wonach man streben muß, und behält man dieß im Auge, so wird man wenigstens nie glauben, daß man seine Aufgabe vollkommen erfüllt habe. Es ist nichts leichter, als ein Journal zu füllen, und nichts schwerer, als es stets gut und mit wohl gewählten Gegenständen zu thun. Ein politisches Tagblatt gibt, was der Tag bringt, wie schwer es auch manchmal seyn mag, dieß gehörig zu sichten und zu ordnen, ein nichtpolitisches Blatt aber fragt man nicht, ob der Tag etwas gebracht habe, und doch soll es und zwar mit interessanten Mittheilungen gefüllt seyn, hiebei aber dem Geschmack aller Leser zu entsprechen, ist wohl eine nicht zu erfüllende Aufgabe.

Große Reliefkarte von Frankreich.

(Schluß.)

Hr. Sanis beabsichtigt das System und die Form seiner Gebirge zu vervollkommnen. Da er zum Bau derselben nur Erde nahm, so konnte er seinen Höhen nur flache oder runde Gipfel geben, so wie den Abhängen nur eine solche Neigung, wobei die Erde von selbst zusammenhielt, und da seine Landkarte allen Wirkungen der Hitze und Feuchtigkeit, den Stürmen und Platzregen, kurz allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt ist, so mußte ein Relief angenommen werden, dessen Böschung nicht allzu sehr dem Einsturze ausgesetzt wäre. Dieses Relief entfernt sich freilich oft von dem der Natur, und man müßte, um dieses nachzuahmen, festere Materialien anwenden; auch hat sich der Werkmeister vorgenommen, alle Berge, welche scharfe Formen haben und deren Gipfel, Glätscher und schroffe Felsen mit größerer Genauigkeit nachgebildet werden müssen, in Asphalt auszuführen. Wenn dieses geschieht, so könnte man ein treues Bild der verschiedenen Systeme unserer Gebirge, ihrer eigenthümlichen Formen, der Granit- und anderer Felsenlager, der Krater der erloschenen Vulcane und der Revolutionen überhaupt, welche dieser Theil des Bodens erfahren hat, erhalten. Aber solche Verbesserungen sind kostspielig, und je mehr sie sich den Formen der Natur nähern, desto mehr wird man Genauigkeit verlangen.

Der Erbauer des Ganzen wollte auf seiner Karte auch die mineralogischen Reichthümer des Landes und die Lagerung derjenigen nachweisen, welche gegenwärtig ausgebeutet werden. Schon sind die bedeutendsten Gegenden angegeben, wo man Steinkohlen, Torf und Braunkohlen gewinnt; jedes Local ist mit einem Bohrloch von einem Zoll im Durchmesser bezeichnet, in welchem ein Stückchen der genannten Substanzen gesteckt ist. Auch diese Arbeit soll eine größere Ausdehnung erhalten, und die Minen auf Eisen und andere Metalle gleichfalls angegeben werden. Bis jetzt besteht das Hauptverdienst der Karte in der Hydrographie; der Verfasser, der früher dem Lehrfache sich gewidmet hatte, scheint seiner Schöpfung hauptsächlich auch für den Unterricht der Jugend bestimmt zu haben. Dazu mag sie fürs Erste auch ausreichen, den Reliefkarten aber, wie man sie schon vor geraumer Zeit in der Schweiz entworfen hat, kann sich dieses Machwerk nach der obigen Schilderung auch nicht entfernt zur Seite stellen.

Geschmack an Tabakspfeifen in Ungarn.

(Mitgetheilt von Eisner.)

Jedes Volk hat seine charakteristischen Eigenthümlichkeiten. In Ungarn, dem Paradiese der Tabakraucher, herrscht eine wahre Manie auf seltene und ausgezeichnete Tabakspfeifen, die so weit geht, daß man für manches Exemplar Tausende von Gulden bezahlt. Solche Pfeifen erlangen eine historische Celebrität, und man nennt berühmte Namen als ihre frühern Besitzer. Es gibt hier Cavaliere, welchen ihr Pfeifenvorrath nicht um 20,000 fl. feil ist. Die Meerschaum-Pfeifen-

Köpfe sind die vorzüglichsten. Die auf ihnen angebrachten Reliefs sind meistentheils wahre Kunstwerke. Auf den Alterthümern derselben ist gewöhnlich die Jahrzahl angebracht, womit jedoch nicht selten großer Mißbrauch getrieben wird, so daß die Jahrzahl ein Alter von Jahrhunderten angibt, während der Kopf vielleicht kaum Decennien zählt. Den rechten Praktikern in diesem Fache steht hier ein weites Feld der Industrie offen, und es wird mitunter viel Verfälschung und Betrug getrieben. Den alten erfahrnen Liebhabern wird ein solcher aber nur höchst selten gespielt, und es versuchen sich jene Ritter auch gewöhnlich nur an Neulingen.

Chronik der Reisen.

Expedition nach der Nordwestküste Australiens unter den Lieutenants Grey und Lushington.

(Schluß.)

Da jeder weitere Versuch in dieser Richtung nutzlos schien und die Expedition wegen Mangels an Lebensmitteln nach Hanover Bai zurückkehren mußte, so thaten sie dieses auf einem andern Weg, als auf dem sie hergekommen waren, um das Land noch näher zu erforschen. Als sie am 16 März zu Hanover Bai ankamen, hatten sie das unerwartete Vergnügen, den Befehlshaber des Schiffs Beagle, Capitän Wickham, zu treffen, der nach einer genauen Untersuchung der Küste zu demselben Schlusse gekommen war, nämlich daß zwischen dem von ihnen aufgefundenen Fluß und dem Fitz-Roy-River, den er am südlichen Theile der großen Oeffnung von Dampiers Land entdeckt hatte, kein weiterer großer Fluß seyn könne. Diese beiden Ströme, obgleich von bedeutender Größe, erklären doch noch keineswegs den Wasserablauf dieses ungeheuren Continents, und diese interessante Frage, statt durch die vereinten Bemühungen dieser beiden Expeditionen aufgehellt zu seyn, ist wo möglich jetzt noch in tieferes Dunkel als je gehüllt.

Im Lauf ihrer Reise trafen die HH. Grey und Lushington eine große Menge merkwürdiger Zeichnungen der Eingebornen in Höhlen, die auf eine für Wilde erstaunenswerthe Weise ausgeführt waren. In diesen Höhlen fanden sich Zeichnungen der menschlichen Hand, welche eine große Kenntniß der Kunst, Effect hervorzubringen, verriethen. Die Hand muß auf den Felsen gelegt und ein weißes Pulver dagegen hingeworfen worden seyn. Wenn man nun die Hand zurückzog, so war gewissermaßen die Form in den Felsen gedrückt; die Hand ward hierauf schwarz gemalt, und der Felsen umher ganz weiß, so daß man beim Eintritt in diesen Theil der Höhle glauben konnte, es sey eine menschliche Hand und ein Arm durch eine Licht hereinlassende Spalte gesteckt. Viele Figuren in diesen Zeichnungen waren bekleidet, obgleich die Eingebornen selbst vollkommen nackt gehen. Diese und andere Umstände lassen glauben, daß der Stamm hier asiatischen Ursprungs ist, und in der That drückt auch L. Grey seine Ueberzeugung aus, daß er aus der Masse der hierüber gesammelten Thatsachen den Beweis zu führen im Stande sey. Diese Höhlen und Malereien waren alle weit landeinwärts, und nichts ähnlicher Art in der Nähe der Küste zu finden. Einige Zeichnungen der Eingebornen an der Küste sollen auf eine ganz verschiedene Race hindeuten. — Ehe die Expedition Hanover Bay verließ, hatten sie noch die Freude, den Brodfrucht- und Kokosnußbaum, die sie aus Timor gebracht und nebst mancherlei Sämereien aus Brasilien und vom Cap in dem Thal angepflanzt hatten, in einem sehr blühenden Zustande zu sehen. Sie hatten auch mehrere Thiere, wie Pferde, Ziegen u. s. w., eingeführt, kurz alles gethan, was in ihrer Macht stand, um ihren Besuch zu einem Segen für die Eingebornen und das Land zu machen.

Nachtrag. Capitän Wickham, der, wie oben erwähnt, mit den HH. Grey und Lushington in der Hanover Bay zusammentraf, segelte am 4 Januar d. J. vom Swan River ab, um die Nordwestküste zu untersuchen. Wir entlehnen aus einem von ihm an Capitän Beaufort unter dem 17 April gerichteten Schreiben nur noch folgende Punkte. Er fand außer dem obengenannten Fitz Roy River, der selbst nicht bedeutend ist, keinen Fluß, und das Land, namentlich in seiner Nähe, trug überall die Spuren von Ueberschwemmungen, die 15 Fuß übersteigen, gerade wie die HH Grey und Lushington es am Glenelg-Flusse gefunden hatten, und diese Ueberschwemmungen hängen nicht von der Regenzeit an der Küste ab. Dampiers Land, das man längere Zeit für eine Insel hielt, hing mit dem festen Lande zusammen.

Das Vorgebirge von Cherbourg.

Ein Hr. Inglis führt über die Wirkungen, welche dieses Vorgebirge auf die umliegende See äußert, in einem kürzlich erschienenen Werke Folgendes an: Zu St. Malo ist die Ebbe manchmal um 40 Fuß stärker als zu Weymouth, und da die Entfernung zwischen beiden nur zwei Grade oder 120 englische Meilen beträgt, so ist also die Fläche des Meeres auf einer Strecke von drei Meilen um einen Fuß geneigt. Diese Neigung ist dem Vorgebirge von Cherbourg zuzuschreiben, welches die Ebbe dämmt und das Wasser nach Poole hineinströmen macht, und auch eine Strömung nach Carentan verursachen würde, wenn nicht die Bai von St. Malo wäre, welche sich mehr als halbwegs über den Canal hinübererstreckt und die Ebbe rund um die französische Küste ablaufen läßt, was bei der geradlaufenden Küste Englands nicht möglich ist. Die Fluth des Hafens von Havre ist gleichfalls während drei Stunden eingedämmt, so daß einmal in einer einzigen Fluth 120 Schiffe absegeln konnten. Hier sind also drei bemerkenswerthe Umstände allein durch das Vorgebirge von Cherbourg erklärt, nämlich die geneigte Fläche des Meeres zwischen St. Malo und Weymouth; die Doppelfluth von Poole und das dreistündige Wasser im Hafen von Havre.

☞ Mit diesem Blatte wird **Nr. 121 u. 122** der **Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes** ausgegeben. Inhalt: **Urtheile über englische Dichter.** Von Ebenezer Elliot. — **Proben aus Adam Mickiewiczs Todtenfest.** (Schluß.) — Mit dieser Nummer der Blätter für Kunde der Literatur des Auslandes, welches im nächsten Jahre wie bisher fortdauert, wird zugleich Titelblatt und Inhaltsanzeige des ganzen Jahres ausgegeben.

In das Abonnement dieses dem Auslande beigegebenen Literaturblattes, von welchem wöchentlich 2–3 Blätter erscheinen, kann jederzeit eingetreten werden; es beträgt für die Abnehmer des Auslandes jährlich 4 fl., halbjährlich 2 fl. und vierteljährlich 1 fl. Für diejenigen, welche das Ausland nicht halten, jährlich 6 fl.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.
Beilage: Inhaltsanzeige des Monats December und Register des ganzen Jahres.

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniss.

Jahrgang 1838.

A.

D.

E.

F.

L.

M.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.